Y² 10560 (49)
E. u. G. I. (49.)
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969
Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erſte Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Neunundvierzigſter Theil.

FREIDHOFF — FRIEDRICH (Bischöfe).

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1849.

Digitized by Google

AE 27
A6
Sect. 1
v. 49

BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER- U. LANDSCHAFT

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Erſte Section.

A — G.

Neunundvierzigſter Theil.

FREIDHOFF — FRIEDRICH (Bischöfe).

Digitized by Google

Digitized by Google

FREIDHOFF.

FREIDHOFF (Johann Joseph), geb. zu Heggen in Weſtfalen 1768. Erſt im J. 1791 wurde ihm möglich, ſeine frühere Liebhaberei für bildende Kunſt auszubilden; er ging nach Düſſeldorf zum Kupferſtecher J. G. Huck, arbeitete unter demſelben und reiſte mit ſeinem Lehrer nach Hildesheim, wo er für den Grafen von Brabeck einige Gemälde ſtach. Es war die Abſicht des Grafen, die vorzüglichſten Gemälde ſeiner Galerie durch geſchickte Kupferſtecher bearbeiten zu laſſen und ſodann einen Kunſthandel zu errichten, doch verlegte er dieſe Anſtalt nach Deſſau, wo ſie unter dem Namen der chalkographiſchen Geſellſchaft viele ſchöne Kupferſtiche hervorbrachte. Freidhoff war eins der thätigſten Mitglieder dieſer Anſtalt, verließ aber dieſelbe im J. 1798 und begab ſich nach Berlin, führte daſelbſt einige ſchöne Platten in Schwarzkunſt aus, reiſte darauf nach Holland und Paris, kehrte mit vielen Kenntniſſen bereichert zurück, wurde dann 1805 Profeſſor und Mitglied des Senats der königlichen Akademie der Künſte und ſtarb im J. 1818. Einen Theil ſeiner vortrefflichen Werke findet man in Nagler's Lexikon beſchrieben. 4. Th. S. 478. 479. Vergl. Füßli's Künſtlerlexikon. 1. Th. S. 252—254. (*A. Weise.*)

Freie, ſ. Staatsbürgerthum.

FREIENHAGEN, Stadt im Fürſtenthum Waldeck, Diſtrict der Werbe, an der Watter, mit einer Pfarrkirche und einem ritterſchaftlichen Gute, 130 Häuſer und 940 Einwohner. — Einſt gründete hier Karl der Große einen Freiſtuhl, und noch die Kaiſer Wenzel und Siegmund belehnten Perſonen aus Corbach mit dem Freigrafenamte. In Freienhagen wurde 1572 der Theolog Matthias Martinius geboren. (*Daniel.*)

FREIENMUTH (Johann Konrad), geb. am 22. Nov. 1775 zu Wigoltingen im Canton Thurgau, der Sohn wohlhabender Landleute, ſollte ſich, nach dem Wunſche ſeiner Ältern, dem ärztlichen Berufe widmen. In dem Gymnaſium zu Frauenfeld erhielt er den erſten Elementarunterricht. Später bildete er ſich in den höhern Lehranſtalten zu Zürich. Mitten unter den Stürmen der franzöſiſchen Revolution, kurze Zeit nach dem Sturze Robespierre's, bezog er die Univerſität zu Paris. Die Lecture von Voltaire's Schriften beſtärkte ihn in dem Enthuſiasmus für republikaniſche Ideen, als er in ſein Vaterland zurückgekehrt war. Er nahm lebhaften Antheil an der Emancipation des Thurgaus. Er erhielt dort die Stelle eines Obereinnehmers, als der genannte Canton der helvetiſchen Republik einverleibt worden war. Seinen Fähigkeiten nach würde er zu einem höhern Amte berufen worden ſein, wenn er das conſtitutionsmäßig dazu erfoderliche Alter beſeſſen hätte. Sein Amt gönnte ihm Muße, eine ärztliche Praxis damit zu verbinden, worin er ſich ſchnell ein allgemeines Vertrauen erwarb. Als die Mediationsverfaſſung für die Schweiz 1803 ins Leben trat, übernahm Freienmuth die Stelle eines Oberſchreibers beim Oberappellationsgericht. Er ward zugleich Mitglied des großen Raths und 1805 auch in den kleinen oder den ſogenannten Regierungsrath aufgenommen. Im J. 1807 ward er zum Präſidenten des Sanitätsraths erhoben. Er bekleidete die genannten Stellen eine Reihe von Jahren mit raſtloſer Thätigkeit. Die Pflichten ſeines Berufs erfüllte er ſo gewiſſenhaft, daß ihn der ungegründete Verdacht einer zu großen Vorliebe für das frühere Verwaltungsſyſtem in der öffentlichen Meinung nicht herabſetzen konnte. Deſſenungeachtet ward ihm fühlbar, daß er nach der neuen Organiſation des Regierungsraths im J. 1831 für ſeine bisher behauptete Stellung nicht mehr geeignet ſei. Er beſchränkte ſich daher auf die von ihm nebenher beſorgte Verwaltung der Cantonscaſſe, blieb jedoch bis zu ſeinem Tode Mitglied des großen Raths. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte ihn oft die Idee, ſich gänzlich vom Staatsdienſte zurückzuziehen. Ein ſchmerzhaftes Übel ergriff ihn, das nach langwieriger Krankheit am 15. April 1843 ſeinen Tod herbeiführte.

Freienmuth hinterließ den Ruhm eines Geſchäftsmannes, der mit gründlichen Kenntniſſen raſtloſe Thätigkeit und eine nicht gewöhnliche Umſicht vereinigte. Unter ſchwierigen Zeitverhältniſſen wußte er durch weiſe Verwaltung der Finanzen oft mit ſehr geringen Mitteln für die nöthigſten Bedürfniſſe des Staatshaushalts zu ſorgen. Einen Theil derſelben beſeitigte er durch Bildung beſonderer Fonds aus kleinen Erſparniſſen und zufälligen Erwerbungen. Um den Straßen= und Waſſerbau, deſſen Leitung zu ſeinen Functionen gehörte, erwarb er ſich um ſo größere Verdienſte, da er dazu weniger die Kräfte des Staats als einzelner Gemeinden in Anſpruch nahm, deren getheiltes Orts= und Privatintereſſe er zu vereinigen ſuchte. Die ärztliche Praxis gab er zwar nicht gänzlich auf, beſchränkte ſie jedoch auf die ärmern Claſſen. Als Chirurg und Accoucheur gewann er viel Vertrauen. Mit großer

Digitized by Google

Vorliebe und nicht ohne günſtigen Erfolg widmete er ſich der Ökonomie auf einem von ihm erkauften Gute. Den Landleuten war er ein Muſter durch ſeine Belehrung und ſein Beiſpiel. In der naturforſchenden und gemeinnützigen Cantonsgeſellſchaft, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, verwaltete er längere Zeit die von derſelben geſtiftete Erſparungscaſſe. Seiner Betriebſamkeit verdankte auch das Cantonsſpital ſeine Entſtehung. Auch manches andere gemeinnützige Unternehmen im öffentlichen und ſelbſt im Privatleben verdankte der Thurgau ſeiner kräftigen Mitwirkung. Immer behielt er bei ſeiner vielfach verzweigten Thätigkeit noch Muße, ſich mit einzelnen Fächern der Literatur, für die er ſich beſonders intereſſirte, zu beſchäftigen. In ſeinem regelmäßig geführten Tagebuche zeichnete er ſeine Beobachtungen auf und legte darin manche werthvolle Abhandlung nieder, vorzüglich über landwirthſchaftliche Gegenſtände. Über das Creditweſen und die Schuldverſicherungsanſtalten im Thurgau ſchrieb er 1830 einen leſenswerthen Aufſatz. Auch über Geſetzgebung floſſen gediegene Arbeiten aus ſeiner Feder. Sein Urtheil wurde immer durch die Zweckmäßigkeit der Sache beſtimmt, weniger durch die beſtehenden Rechtsverhältniſſe. In Geſchäften wie im Umgange widerſtrebte alles leere Formenweſen ſeiner rein praktiſchen Sinnesart, die ihn zu einem raſch durchgreifenden Handeln trieb. Was er als zweckmäßig und gemeinnützig erkannte, ſetzte er durch, ungeſchreckt durch alle Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten. Ebenſo unerſchütterlich feſt hielt er, allem Autoritätsglauben abhold, an der durch eigenes Nachdenken gewonnenen Überzeugung. Seiner politiſchen Meinung nach war er ein Freund des beſonnenen Fortſchritts. Er begriff die Unaufhaltſamkeit der mit dem Jahre 1830 in ſeinem Vaterlande eingetretenen ſtürmiſchen Bewegung. Laut aber äußerte er darüber ſeine Misbilligung, weil er mit dem Sturz veralteter Formen auch manches Gute und Zweckmäßige untergehen ſah, das er zum Theil ſelbſt mühſam hervorgerufen hatte. Am meiſten ſchmerzte ihn, zu ſehen, wie ſeine finanziellen Principien andern Grundſätzen weichen mußten, die er nicht billigen und mit ſeiner echt republikaniſchen Geſinnung nicht vereinigen konnte. Eigentliches Rednertalent mangelte ihm. Dagegen beſaß er eine ungemeine Gewandtheit, durch ſeine Fragen von ungebildeten Perſonen eine befriedigende Auskunft über Gegenſtände zu erhalten, von denen er näher unterrichtet ſein wollte. Eine ausgedehnte Local- und Perſonenkenntniß und ein ſehr treues Gedächtniß unterſtützten ihn. Sein Urtheil über Perſonen und Sachen war treffend, aber mitunter ſcharf und nicht ohne einen Anſtrich von Sarkasmus, den er ſelbſt in öffentlichen Verſammlungen nicht ganz unterdrückte. Über die engen Grenzen des Privatlebens, ſo günſtig es ſich auch für ihn geſtaltet hatte, ſtrebte ſein raſtlos thätiger Geiſt hinaus. Nur in einer gemeinnützigen Thätigkeit fand er volle Befriedigung. In ſeiner Glanzperiode übte er durch Popularität einen entſchiedenen Einfluß auf die Menge. Auch als er bei vorgerücktem Alter ſich von dem öffentlichen Schauplatz zurückgezogen hatte, blieb der Name des Obereinnehmers, mit welchem ihn die Landleute zu begrüßen pflegten, noch lange unter den Bewohnern des Thurgaus in ſegensreichem Andenken *). (*Heinrich Döring.*)

FREIENSEEN, Marktflecken in der Herrſchaft des Grafen von Solms-Laubach in der großherzoglich heſſiſchen Provinz Oberheſſen, Kreis Hungen. Der Ort liegt am Seebach, hat 180 Häuſer, 1060 evangeliſche Einwohner, eine Pfarrkirche. Beſondere Erwerbszweige machen hier die Weberei und zwar Siamoiſen und die Färberei für Baumwollen- und Leinengarn aus. Zur Bürgermeiſterei von Freienſeen gehören der Hof Oberſeen, die ehemalige Glashütte, die Hofmanns-, Strebkotzer- und die Höresmühle. Der Ort liegt an der Straße von Fulda nach Gießen, eine Meile öſtlich von Laubach. — Derſelbe war ehemals ein Reichsflecken, welchem Karl V. 1555 einen Schutz- und Freiheitsbrief ertheilte, den Leopold I. und Karl VI. 1659 und 1713 beſtätigt haben. Seit dem marburger Vergleich von 1639 erkannte der Ort, gegen Beſtätigung aller ſeiner Freiheiten, die Grafen von Solms-Laubach als Herren, und leiſtete ihnen die Erbhuldigung. Heſſen-Darmſtadt galt als Schutzherr. (*Daniel.*)

FREIENWALDE (Mineralquellen) †). Die Stadt Freienwalde, 7½ Meilen von Berlin an der Oder gelegen, wird von Höhen umſchloſſen, in denen Thon und Sand, Braunkohlen, bituminöſes Holz, Mergel, Raſeneiſenſtein und Thoneiſenſtein lagern. Aus dieſem Boden kommen erdig-ſaliniſche Eiſenquellen, die aber arm ſind an freier Kohlenſäure. Die Quellen entſpringen theils in einem Thale in der Nähe der Stadt, theils in der Vorſtadt. Der Grund zu den Brunnenanlagen außerhalb der Stadt wurde ſchon im J. 1684 gelegt. Man benutzt das Waſſer bei Schwächezuſtänden des Nervenſyſtems, der Schleimhäute, der Haut, des Gefäßſyſtems, und zwar hauptſächlich zu Bädern, denen nach Umſtänden noch Eiſen, Schwefel, aromatiſche Kräuter zugeſetzt werden, ſeltener zum Trinken. — Man unterſcheidet aber zweierlei Anſtalten in Freienwalde:

1) Der königliche Geſundbrunnen, einige tauſend Schritte von der Stadt in einem von Höhen umſchloſſenen Thale gelegen, iſt ein der Stadt gehöriges Etabliſſement, deſſen Gebäude zur Aufnahme von Curgäſten und zur Badbenutzung der Heilquellen dienen. Sechs Quellen liefern das Waſſer: a) der Königsbrunnen; b) die Mineralquelle am Wege; c) die Küchenquelle; d) die Jeſchke'ſche Quelle; e) der Georgenbrunnen; f) die Mineralquelle des herrſchaftlichen Bades. Das Waſſer hat eine Temperatur von etwas über 7° R., beſitzt einen zuſammenziehenden Geſchmack und bekommt an der Luft ein ſchillerndes Häutchen auf der Oberfläche und einen ockeri-

---

*) Vergl. Schweizerzeitung. 1843. Nr. 115. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XXI. 1. Th. S. 293 fg.

†) *H. D. Albinus*, De fonte sacro Freienwaldensi. (Francof. ad Viadr. 1685.) — *M. Albert. Schaarschmidt*, De fonte medicato Freienwaldensi. (Halae 1729.) — F. W. Heydecker, Beſchreibung des Geſundbrunnens und Bades zu Freienwalde. (Berlin 1795.) — J. J. Fürſt, Freienwaldes Alexandrinenbad. (Berlin 1823.) — A. Kreumann, Die Heilquellen und Badeanſtalten des königl. Geſundbrunnens zu Freienwalde a. d. O., topographiſch, hiſtoriſch und ärztlich dargeſtellt. (Berlin 1827.)

gen Niederſchlag. Es enthält nur wenig kohlenſaures Gas. Nach Roſe geben 16 Unzen Waſſer an feſten Beſtandtheilen in Granen:

	Königsbrunnen.		Küchenquelle.
Chlornatrium	0,760	—	0,240
Schwefelſaure Talkerde . .	0,160	—	0,160
„ Kalkerde . .	2,080	—	0,480
Kohlenſaure Talkerde . . .	0,060	—	0,100
„ Kalkerde . . .	2,080	—	0,100
Kohlenſaures Eiſenoxydul .	0,175	—	0,260
Kieſelerde	0,040	—	0,050
Extractivſtoff und Harz .	0,080	—	0,160
	5,435		1,550

2) Das Achillesbad oder Alexandrinenbad in einer Vorſtadt von Freienwalde kam erſt in dieſem Jahrhundert durch John und Fürſt in Aufnahme. Das gehörig eingerichtete Badehaus wird durch drei Quellen verſorgt, den Oberbrunnen und Hauptbrunnen, deren Miſchungsverhältniſſe im Ganzen mit jenen des königlichen Geſundbrunnens übereinſtimmen, und die ſogenannte Schwefelquelle. Die Temperatur der letztern beträgt nur + 6,°5 R.; ihr Waſſer iſt trübe, verbreitet einen hepatiſchen Geruch, und beſitzt einen zuſammenziehend-hepatiſchen Geſchmack. Nach John enthalten 16 Unzen Waſſer an feſten Beſtandtheilen in Granen:

	Oberbrunnen.		Hauptbrunnen.
Kohlenſaures Eiſenoxydul . .	0,13	—	0,20
Kohlenſaure Kalkerde	0,88	—	1,09
„ Talkerde	0,05	—	0,10
Schwefelſaure Kalkerde . . .	0,20	—	0,31
„ Talkerde, Pflanzenextract, Harzige Materie	0,27	}	}
Chlornatrium, Extractivſtoff	0,31	—	0,66
Chlorkalium, Freies Alkali, Gummigen Extractivſtoff, Pflanzenſaures Kali	0,27	}	}
	2,11		2,36

	Schwefelquelle.
Kohlenſaures Eiſenoxydul	0,26
Kohlenſaure Kalkerde	1,23
Schwefelſaure Kalkerde	0,61
„ Talkerde, Pflanzenextractivſtoff, Harzige Materie	0,31
Chlorkalium, Chlornatrium, Pflanzenſaures Alkali, Gummiges Extract, Kohlenſaures Alkali	0,72
	3,13

Der Kohlenſäuregehalt in 16 Unzen Waſſer beträgt 1,64 C. Z. beim Oberbrunnen, 2,45 C. Z. beim Hauptbrunnen und bei der Schwefelquelle. (*F. W. Theile.*)

FREIERSBACH (Mineralquelle). Im obern Theile des Renchthales im Schwarzwalde, im Großherzogthume Baden, ganz nahe bei dem durch ſeinen Säuerling bekannten Petersthal, kommt die freiersbacher Mineralquelle zu Tage, welche in einem geräumigen einzeln ſtehenden Badehauſe zu Bade- und Brunnencuren benutzt wird. Freiersbach iſt ein eiſenhaltiger Schwefelſäuerling. Das Waſſer hat + 10° R., iſt kryſtallhell, perlt ſtark und anhaltend, riecht ſchwach nach faulen Eiern oder abgebranntem Schießpulver, und hat einen ſäuerlichen, prickelnden, nur wenig ſalzigen Geſchmack. Seine Benutzung findet vorzüglich bei gichtiſchen, rheumatiſchen, pituitöſen, katarrhaliſchen Beſchwerden ſtatt, bei exanthematiſchen Metaſtaſen und Dyskraſien, bei Hämorrhoidalleiden und Menſtruationsfehlern, bei Merkurialdyskraſie. Nach Kölreuter enthalten 16 Unzen Waſſer gegen 20 C. Zoll kohlenſaures Gas und Schwefelwaſſerſtoffgas, und an feſten Beſtandtheilen:

Kohlenſaure Kalkerde	3,10
Schwefelſaures Natron	2,20
Kohlenſaures Natron	0,46
„ Eiſenoxydul	0,44
Schwefelhaltiges Bitumen . . .	0,36
Kieſelerde	0,30
Kohlenſaures Manganoxydul. . .	0,20
Kohlenſaure Bittererde	0,15
Schwefelſaure Kalkerde	0,15
Chlornatrium	0,13

(*F. W. Theile.*)

FREIESLEBEN, 1) Johann Friedrich (Edler von), geb. am 20. Oct. 1690 zu Glauchau im Schönburgſchen von bürgerlichen Ältern. Sein Vater, Johann Friedrich Freiesleben, war dort altenburgiſcher Regierungsadvocat. Zu Leipzig widmete er ſich der Jurisprudenz. Im J. 1712 erwarb er ſich dort die Magiſterwürde durch Vertheidigung ſeiner Disp. de jurisprudentia scholastica, seu praeparando juris studioso in scholis. (Lipsiae 1712. 4.) Im J. 1718 erlangte er zu Erfurt den Grad eines Doctors beider Rechte. Er vertheidigte bei dieſer Gelegenheit ſeine zu Erfurt 1718 gedruckte Diss. de genuina legum civilium indole, earumdemque a jure naturae etc. differentia et dependentia. In Leipzig, wo er ſich als Privatdocent habilitirt hatte, las er ſeitdem Collegien und beſchäftigte ſich mit der juriſtiſchen Praxis. In dieſe Zeit ſeines Lebens fallen zwei Inauguraldiſſertationen, die er für Peter Lutkens in Hamburg und deſſen Bruder ſchrieb. Die erſte dieſer Abhandlungen, zu Leyden 1718 in Quart gedruckt, iſt betitelt: De relinquendis haereditatibus, secundum principia juris naturae et determinationes juris Hamburgici. Die zweite Abhandlung erſchien 1721 zu Leyden unter dem Titel: De aequitate juris statuarii Hamburgici, circa processum judiciarium, deque differentiis ejusdem ac juris communis et Sax. Um dieſe Zeit (1721) begab ſich Freiesleben als gräflicher reuß-plauiſcher Hof-Juſtiz- und Conſiſtorialrath nach Gera. An dem dortigen Gymnaſium erhielt er eine ordentliche Profeſſur der Juris-

Digitized by Google

prudenz [1]). Im J. 1734 ward er zum Vicekanzler und Vicepräſidenten des Conſiſtoriums ernannt. Seine gründlichen Kenntniſſe und ſeine unermüdete Thätigkeit erwarben ihm allgemeine Achtung. Einen unzweideutigen Beweis hiervon erhielt er, als der Kaiſer Karl VI. 1738 den alten Adel ſeiner Familie für ihn und ſeine Nachkommen unter dem Titel: Edle von Freiesleben, des heiligen römiſchen Reichs Ritter, erneuerte. Auf mehrfaches Anſuchen ward er 1741 von ſeiner Profeſſur dispenſirt. In den Jahren 1742 und 1743 befand er ſich als Geſandter in Wien. Im J. 1750 erhielt er die Würde eines Kanzlers und Präſidenten. Er ſtarb am 1. Sept. 1770. Zu ſeinen Schriften, größtentheils Diſſertationen, gehört noch die Abhandlung: De indole, mediis et usu cognitionis jurisprudentiae civilis, vulgaris atque eruditae. (Lipsiae 1721. 4.) und ein ebendaſelbſt 1722 erſchienenes Programm: De vitiis methodi institutionum et pandectarum corporis juris Romani [2]).

2) Heinrich Ludwig, geb. 1698 zu Altenburg, ſtudirte zu Leipzig und Wittenberg Theologie. Auf der zuletzt genannten Univerſität erlangte er 1722 die philoſophiſche Magiſterwürde. Im J. 1725 ward er Unter-Collaborator des Miniſteriums zu Altenburg. Er ſtarb am 19. Juni 1752 als Paſtor zu Zettlitz unter Borna. Von rühmlichem Fleiß und gewiſſenhafter Quellenbenutzung zeugt das von ihm zu Altenburg 1717 in Folio herausgegebene Werk: Flores hinc inde sparsi et ex historia ecclesiastica excerpti de meritis illustris gentis *Einsidelianae* circa reformationem *Lutheri* [3]).

3) Gottfried Christian, geb. 1716 zu Altenburg, geſt. am 24. Juni 1774 als herzoglich ſachſen-gothaiſcher Hofrath und Bibliothekar zu Gotha, ſchrieb Mehres, größtentheils anonym, unter anderem ein Werk unter dem Titel: Falſchheit der neuen Propheten. (Altenburg 1751—1758. 5 Stücke.) Aus dem Franzöſiſchen überſetzte er den Micromegas von Voltaire. (Dresden 1751.) Auch gab er Maximes de Morale, tirées des Poésies d'Horace etc., heraus. (Gotha 1759.) Für die Literärgeſchichte wichtig war die von ihm zu Leipzig 1760 beſorgte Nachleſe zu Gottſched's Vorrath zur Geſchichte der teutſchen dramatiſchen Dichtkunſt [4]).

4) Johann Karl, geb. am 14. Juni 1774 zu Freiberg, verdankte ſeinen Ältern eine ſorgfältige Erziehung. Das Bergweſen, dem ſich ſein Vater und ſeine beiden Großväter gewidmet hatten, erhielt auch für ihn einen unwiderſtehlichen Reiz. Durch das ihm übertragene Copiren von Dienſtſchriften und Rechnungsſachen erlangte der achtjährige Knabe ſchon früh allgemeine bergmänniſche Kenntniſſe, die ſich noch erweiterten, als ſein Vater ihn auf die Revier- und Grubenbefahrungen mitnahm. Als Zögling des freiberger Gymnaſiums in den Jahren 1785—1790 fand er mehrfache Gelegenheit, ſich zu ſeinem künftigen Berufsfache auszubilden, unter anderem bei der Wiederherſtellung eines im Januar 1786 unmittelbar an dem älterlichen Hauſe eingeſtürzten Schachtes. Einen tüchtigen Grund zu ſeiner weitern Ausbildung legte er durch eigene Bergarbeiten, die er in den Schulferien unternahm. Seine Geiſtesfähigkeiten hatten ſich früh entwickelt. Durch Schärfe und Klarheit des Verſtandes, ſowie durch unermüdeten Fleiß erregte er als Zögling der Bergakademie zu Freiberg die Aufmerkſamkeit Werner's, der ſich in mehrfacher Weiſe um ihn verdient machte. Er übertrug ihm Überſetzungen und Auszüge aus hiſtoriſchen Schriften, und geſtattete ihm die freie Benutzung ſeiner Bibliothek. Die faſt ungetheilte Achtung ſeiner Lehrer und Vorgeſetzten erwarb ſich Freiesleben durch den Fleiß und Ernſt, womit er in den Jahren 1790—1792 unter Werner's beſonderer Leitung ſeine bergmänniſchen Studien betrieb. In dieſe Zeit fällt manches innige Freundſchaftsverhältniß, das er mit mehren talentvollen jungen Männern ſchloß, die damals in Freiberg ſtudirten. Vorzüglich belehrend waren für ihn einige wiſſenſchaftliche Excurſionen, die er mit Leopold von Buch und von Schlotheim im J. 1791 durch Sachſen und Thüringen unternahm, und von denen er auch Einiges durch den Druck bekannt machte [5]). Noch im J. 1791 begleitete er Alexander von Humboldt, der um dieſe Zeit Zögling der Bergakademie zu Freiberg geworden war, auf ſeinen erſten geognoſtiſchen Wanderungen. Mit Humboldt beſuchte Freiesleben im Sommer 1791 das böhmiſche Mittelgebirge, worüber er geognoſtiſche Beobachtungen in dem dritten und vierten Stück des Bergmänniſchen Journals vom J. 1792 mittheilte. Einige andere Aufſätze aus dieſer Lebensperiode befinden ſich in Crell's chemiſchen Annalen.

Mit dem Plan, die Rechte zu ſtudiren, bezog Freiesleben zu Oſtern 1792 die Univerſität Leipzig. In den Ferien machte er einige Ausflüge, theils mit dem Grafen Geßler und Dr. Reuß, theils mit ſeinem Oheim, dem

1) Bei dem Antritte ſeines Lehramts erſchien die Schrift: Eröffnung zweier Collegien über das Recht der Natur und der Vernunftlehre, davon erſteres Dr. Johann Friedrich Freiesleben, als Prof. Jur., das andere Dr. Chriſtian Friedrich Hänel, als Prof. Phys., halten wird. (Gera 1723. 4.) 2) Vergl. Weidlich's Geſchichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 253 fg. Adelung's Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Lobenſteiniſches gemeinnütziges Intelligenzblatt. 1789. St. 1—3. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 471 fg. 3) Vergl. Adelung's Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 471. 4) Vergl. Adelung's Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 471.

5) Mineralogiſch-bergmänniſche Beobachtungen auf einer Reiſe durch einen Theil des meißener und erzgebirgiſchen Kreiſes zu Anfange des Jahres 1791 (in dem Bergmänniſchen Journal. 1792. St. 8—10.) Geognoſtiſch-bergmänniſche Beobachtungen auf einer Reiſe durch Saalfeld, Camsdorf und einen Theil Thüringens, von J. K. Fr. (in Lempe's Magazin für die Bergmannskunde. 1793. 10. Th. S. 3—114). Beſchreibung der Aufbereitung auf Kurprinz Friedrich Auguſt Erbſtollen zu Großſchirma, als Nachtrag zu den über denſelben Gegenſtand im Magazine der Bergbaukunde 3. Th. S. 198 fg. befindlichen Aufſätzen, von J. K. F. (a. a. O. 10. Th. S. 115 fg.). Nachtrag einiger mineralogiſchen und literariſchen Bemerkungen zu den Beobachtungen auf einer Reiſe durch Thüringen, von Johann Karl Freiesleben (a. a. O. 11. Th. S. 23—37).

Digitized by Google

Obereinfahrer Freiesleben. Dieſe mineralogiſch-bergmänniſchen Reiſen, die ihn nach Thüringen und in das Harzgebiet führten, wurden für ihn auch die Veranlaſſung zu ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen[6]. Nach beendeten Univerſitätsſtudien beſuchte er das Fichtelgebirge. Einen weitern Ausflug unternahm er im Herbſt 1795 mit Alexander von Humboldt nach der Schweiz und Savoyen. Nur einzelne Notizen wurden von dieſer Reiſe öffentlich bekannt in einem Briefe, den er einer Schrift von Hager über das Vorkommen des Goldes (1795) beifügte. Den Plan, aus der Schweiz nach Italien und Ungarn zu gehen, gab er auf, als ſich ihm Ausſichten zu einer Anſtellung in ſeiner Heimath zeigten. Den Brief, der ihn mit dieſer Nachricht überraſchte, erhielt er in Zürich. Im März 1796 hatte er die Schweiz verlaſſen. Er ward um dieſe Zeit als Bergamtsaſſeſſor zu Marienberg im ſächſiſchen Erzgebirge angeſtellt. Seine Zeit ward vielfach in Anſpruch genommen durch den dortigen Bergbau und durch die ihm übertragene Aufſicht über die königlichen Stollen. Er ward zugleich Aſſeſſor in den Bergämtern Geier und Ehrenfriedersdorf. Zu literariſchen Arbeiten war ihm nur wenig Muße gegönnt. Keinen unweſentlichen Antheil hatte er an v. Humboldt's Werk über die unterirdiſchen Gasarten. In dem vierten Bande von v. Moll's Jahrbüchern befinden ſich von Freiesleben Beiträge zur Naturgeſchichte der Gänge.

In ein glückliches Familienleben trat er 1800 durch ſeine Verheirathung mit Karoline Beyer, der Tochter eines Pfarrers zu Bockau. Nicht lange zuvor, im Juli 1799, war er als Bergmeiſter zu Johanngeorgenſtadt angeſtellt worden. Er folgte indeſſen bereits im Auguſt 1800 einem Rufe nach Eisleben. Dort ward er Director des mansfeldſchen und thüringer Bergbaues, mit dem Charakter eines Bergcommiſſionsraths. Durch ſein kluges und gewandtes Benehmen gelang es ihm, die tumultuariſchen Bewegungen unter den Bergleuten in Eisleben zu beſeitigen. Seine Thätigkeit ward in ſeinem neuen Wirkungskreiſe vielfach in Anſpruch genommen. Zur Verbeſſerung des mansfeldiſchen und ſangerhäuſer Berg- und Hüttenweſens that er weſentliche Schritte, namentlich in der Amalgamation des Kupferſteins, in der Einrichtung von Bergmagazinen und durch mehrfache Veränderungen des Seigerhüttenbetriebes, der Stollen- und Schachtbaue. Auch für die noch jetzt beſtehende Metallhandelsanſtalt war er thätig. Seine Geſchäfte vermehrten ſich, als ihm noch die Direction des ſangerhäuſer Bergwerks von den Beſitzern deſſelben übertragen ward. Dennoch fand er Muße zu manchen literariſchen Arbeiten, unter denen beſonders ſeine „Beiträge zur Kenntniß des Kupferſchiefergebirges, mit beſonderer Hinſicht auf einen Theil der Grafſchaft Mansfeld und Thüringen" (Freiberg 1807.) erwähnt zu werden verdienen.

Die Abtretung der Grafſchaft Mansfeld an Weſtfalen bewog ihn im Jahr 1808 ſeine bisherige Stelle niederzulegen. Er erhielt indeſſen die königliche Zuſicherung, daß er für den ſächſiſchen Dienſt reſervirt bleiben ſollte. Dadurch fand er ſich bewogen, mehre vortheilhafte Anträge zu auswärtiger Beförderung abzulehnen. Im Juli 1808 hatte er ſich nach Freiberg gewandt. Dort ward er von den eisleben-mansfeldiſchen Gewerkſchaften zu ihrem Deputirten gewählt. Die mit dieſer Stellung verbundenen Geſchäfte beſorgte er zunächſt nur als Conſiliarius. Erſt ſeit dem J. 1812 nahm er als wirklicher Deputirter eine Stellung ein, die er ſeitdem durch raſtloſes thätiges Wirken und große Umſicht bis zu ſeinem Tode mit allgemeiner Anerkennung behauptete. In Freiberg war er 1808 als Beiſitzer des Oberberg- und Oberhüttenamts angeſtellt worden. Im J. 1810 erhielt er die Direction des damals an Sachſen gefallenen Eiſenhüttenwerks Peitz im kotbuſer Kreiſe. Faſt gleichzeitig ward ihm die Aufſicht über die Verkohlung in den Ämtern Wolkenſtein und Lauterſtein übertragen. In den Jahren 1810—1813, während der Abweſenheit des Bergraths v. Herder, den ein längerer Geſchäftsaufenthalt in Wien und Polen feſſelte, unterzog er ſich als Commiſſarius der Direction des Blaufarbenweſens und des königlich ſächſiſchen Eiſenwerks zu Wolfsgrün. Im J. 1809 ward ihm, als königlichem Commiſſarius, und 1814 als gewerkſchaftlichem Deputirten die techniſche Leitung der Salinen zu Teuditz und Kötzſchau übertragen und im J. 1818 von den Beſitzern des Meſſingwerks zu Niederauerbach die Aufſicht über daſſelbe. Dieſe zwiefachen Geſchäfte verwaltete er ununterbrochen bis zu ſeinem Tode mit der ihm eigenthümlichen Thätigkeit. Neben den currenten Geſchäften, deren Beſorgung ſeine Stelle beim Oberbergamt von ihm foderte, unterzog er ſich in den Jahren 1811—1814 noch einer umfaſſenden Reviſion des freiberger Hüttenweſens. Nach Werner's Tode (1817) ordnete er deſſen literariſchen Nachlaß[7], und führte einige Jahre hindurch die Oberaufſicht über die Sammlungen der Bergakademie zu Freiberg. Auch übernahm er die proviſoriſche Beſorgung der damit verbundenen Geſchäfte. Gemeinſchaftlich mit dem Geheimen Finanzrath v. Noſtitz unterzog er ſich einer Reviſion der meißener Porzellanfabrik, ſowie der hubertsburger und böhlner Potterde, zu großer Zufriedenheit ſeines Monarchen, die ihm dieſer durch Ernennung zum Bergrath bethätigte. Noch im J. 1817 ertheilte ihm die philoſophiſche Facultät zu Marburg den Doctorgrad. Im J. 1828 erhielt er das Ritterkreuz des königlich ſächſiſchen Civilverdienſtordens. Gleichzeitig ward ihm die Auszeichnung, von der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin zum correſpondirenden Mitgliede ernannt zu werden. Nach dem Tode des Oberberghauptmanns v. Herder (1838) trat Freiesleben in gleicher Stellung an die Spitze des ſächſiſchen Berg- und Hüttenweſens. In dieſer Function wirkte er mit jugendlicher Kraft und raſtloſer Thätigkeit noch über vier Jahre. Im J. 1842 ward ihm auf wie-

6) Mineralogiſche Bemerkungen über das ſchillernde Foſſil von dem Baſte bei Harzburg, insbeſondere mit Hinſicht auf deſſen geognoſtiſches Vorkommen; im Namen der Linné'ſchen Societät zu Leipzig. (Leipzig 1794.) Bergmänniſch-mineralogiſche Beſchreibung des Harzes. (Ebendaſ. 1795.) 2 Thle. Mit drei Kupfern.

7) A. G. Werner's letztes Mineralſyſtem. Aus deſſen Nachlaß auf oberbergamtliche Verordnung herausgegeben und mit Erläuterungen des Edelſteininſpectors Breithaupt und des Cuſtos Köhler verſehen. (Freiberg 1818. [1817.]).

Digitized by Google

derholtes Anſuchen nach 46jähriger Dienſtzeit eine ehrenvolle Entlaſſung zu Theil. Das Comthurkreuz des königlich ſächſiſchen Civilverdienſtordens belohnte ſeine vieljährige Thätigkeit. Auf dem Meſſingwerke Niederauerbach, wohin ihn eine Geſchäftsreiſe geführt hatte, ſtarb er nach kurzem Krankenlager am 20. März 1846.

Zu ſeinen Lieblingsſtudien gehörte die Mineralogie, für die er ſich ſchon im jugendlichen Alter durch ſeine enge Verbindung mit Werner lebhaft intereſſirt hatte. Während ſeines ganzen Lebens widmete er jener Wiſſenſchaft ſeine Mußeſtunden. Er beſaß eine reiche Mineralienſammlung, die er auf ſeinen Reiſen und durch ſeine literariſchen Verbindungen im In- und Auslande jährlich vermehrt hatte. Dieſe Sammlung, mit großer Sorgfalt ſyſtematiſch geordnet, benutzte er zu einem trefflichen Lehrmittel für die freiberger Studirenden, ſtets bereit, jenen Schatz unter lehrreichen mündlichen Erläuterungen vorzuzeigen. Auch als Schriftſteller war er für die Verbreitung mineralogiſcher Kenntniſſe fortwährend thätig. In den Jahren 1817 und 1818 erſchienen zu Freiberg ſeine „Beiträge zur mineralogiſchen Geographie von Sachſen“ [8]). Im J. 1822 gab er ebendaſelbſt anonym ſeine „Syſtematiſche Überſicht der Literatur für Mineralogie, Berg- und Hüttenkunde“ heraus. Ungefähr um dieſe Zeit (1821) hatte er einen ausführlichen Katalog ſeiner Mineralienſammlung ausgearbeitet, die er 1823 der Univerſität Moskau käuflich überließ. Durch den Staatsrath Fiſcher von Waldheim ward jener Katalog ins Franzöſiſche überſetzt und 1827 zum Druck befördert. Eine neue Mineralienſammlung von ebenfalls bedeutendem Umfange begründete er ſeit 1824 durch den Ankauf mehrer Privatſammlungen und durch eigene Collectaneen. Unter allen ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten war jedenfalls die bedeutendſte ſein im J. 1820 begonnenes „Magazin für die Oryktographie.“ Was er ſeit früher Jugend an hiſtoriſchen und kritiſchen Notizen über den Mineralreichthum Sachſens geſammelt hatte, legte er in dieſem umfangreichen Werke nieder, das er in zwangloſen Heften erſcheinen ließ. Dieſe Beſchäftigung füllte mit unermüdlicher Ausdauer faſt alle ſeine Mußeſtunden. Außer zwölf ordentlichen Heften erſchienen von dieſem Werke noch drei Extrahefte. In jenen war Freiesleben der Ordnung des Werner'ſchen Syſtems gefolgt und hatte darin die erdigen, ſalzigen und brennbaren Foſſilien behandelt. Die Extrahefte enthalten eine Monographie der ſächſiſchen Erzgänge und ihrer Formationen. Zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten gehören auch mehre Beiträge zu der vorliegenden Encyklopädie. In ſeinem literariſchen Nachlaſſe fanden ſich noch reichhaltige Materialien zu einer Schrift über das Vorkommen der Erze in Sachſen. Neben der Herausgabe ſeines Magazins und der pünktlichen Beſorgung ſeiner früher erwähnten Geſchäfte beim mansfelder Bergbau waren es hauptſächlich die freiberger Wohlthätigkeitsanſtalten, welche in den letzten Lebensjahren ſeine Zeit und Thätigkeit vielfach in Anſpruch nahmen. Der Rückblick auf ſein öffentliches Leben gewährt, mit den Worten eines ſeiner Freunde, „das wohlthuende Bild einer ſtrengen und gewiſſenhaften Pflichttreue, einer raſtloſen, wohlgeregelten und fruchtbaren Thätigkeit und eines für das Wohl des Vaterlandes und das Gedeihen der Wiſſenſchaft ſtets lebhaft erwärmten Sinnes.“ Als Gatte und Vater, als redlicher Freund, als Unterſtützer vieler Verlaſſenen und Hilfsbedürftigen zeigte ſich ſein Charakter von einer ſehr liebenswürdigen Seite [9]).

5) **Karl Friedrich Gottlob**, geb. am 12. Aug. 1801 zu Eisleben, wo ſein Vater Oberbergvoigt war, folgte demſelben 1808 nach Freiberg. In dem dortigen Gymnaſium ſetzte er den Unterricht fort, den er bisher in einem Inſtitut des Predigers Elle zu Wiederſtädt erhalten hatte. Unter ſeinen Lehrern gewann Gernhard den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. Mit Vortheil benutzte er auch die Vorträge, welche Werner und Hecht auf der Bergakademie zu Freiberg hielten. Im J. 1818 bezog Freiesleben die Univerſität Leipzig, wo er ſich der Jurisprudenz widmete. Als Baccalaureus der Rechte hielt er juriſtiſche Examinationen. Seit 1821 arbeitete er als Expedient bei dem Dr. Wieſand, und als Auditor bei dem leipziger Handelsgericht und Kreisamt. Im J. 1823 erhielt er eine Anſtellung zu Chemnitz als Hilfsactuar in dem dortigen Juſtizamte, und im Dec. 1825 als Actuar in dem Conſiſtorium zu Leipzig. Im J. 1828 ward er als Actuar immatriculirt. In dieſen Verhältniſſen regte ſich oft in ihm der Wunſch, ſich dem Bergbau widmen zu können, für den er ſchon in früher Jugend entſchiedene Neigung in ſich verſpürt hatte. Ein Armbruch hatte ſeine Ältern abgehalten, zu jenem Lebensberuf ihre Zuſtimmung zu geben. Er erreichte indeſſen dennoch das Ziel ſeiner Wünſche, als er 1829 als Bergſchreiber und Aſſeſſor in Freiberg angeſtellt ward. Eine ähnliche Stelle mit einem erweiterten Wirkungskreiſe erwartete ihn 1836 in Schneeberg. Der Ruf dahin fand ihn jedoch auf dem Krankenlager. Ein mehrjähriges Bruſtleiden hatte ſeine phyſiſchen Kräfte erſchöpft. Er ſtarb am 2. Juni 1836, allgemein geſchätzt wegen ſeiner gründlichen Kenntniſſe und unermüdeten Thätigkeit. Sein Charakter als Menſch empfahl ſich durch unbeſcholtene Redlichkeit, Gemeinſinn und ein biederes, anſpruchloſes Weſen. Von einem umfaſſenden Werke, das ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte und zu welchem er reiche Materialien geſammelt hatte, konnte er nur den erſten Band vollenden. Einer ſeiner vertrauteſten Freunde unterzog ſich der Herausgabe dieſes Werkes. Es erſchien zu Leipzig 1837 unter dem Titel: „Darſtellung der Grundlagen der ſächſiſchen Bergwerksverfaſſung; aus dem Geſichtspunkte des Rechts und der Staatswirthſchaft, verfaßt von K. F. G. F. Aus deſſen Nachlaß herausgegeben von Friedrich Bülau.“ In dem Vorworte, das auch einige biographiſche Notizen enthält, ſagt der Herausgeber unter andern von ſeinem

8) Auch unter dem Nebentitel: Geognoſtiſche Arbeiten. 5. und 6. Bd. Die erſten vier Bände erſchienen zu Freiberg 1807—1816. Mit Kupfern.

9) Vergl. Berg- und hüttenmänniſche Zeitung. 1846. Nr. 31. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 417 fg. 9. Bd. S. 374. 11. Bd. S. 239. 13. Bd. S. 410. 17. Bd. S. 615. 22. Bd. Liefer. 2. S. 213. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrgang XXIV. 1. Th. S. 191 fg.

Digitized by Google

Freunde: „Ein klarer, ſcharfer Verſtand, ein vorwaltendes Streben nach Gründlichkeit, ein lebendiges Intereſſe an jeder Quelle nützlicher Belehrung waren ihm eigen, während das Haſchen nach Schein und Blendwerk ſeinem Geiſte ebenſo fremd war, wie ſeinem offenen, geraden, vertrauungswürdigen Charakter"[10]). (*Heinrich Döring.*)

Freigeborne, Freigelassene, ſ. Staatsbürgerthum.

FREIGERICHT, macht im Allgemeinen den Gegenſatz zu den Gerichten über Eigenleute, hat aber zugleich mehre beſondere Beziehungen und Bedeutungen[1]). Jac. Grimm[2]) bemerkt: „Freigerichte waren urſprünglich beinahe alle, und jedes Gau- oder Markgericht hätte ſo heißen können. Späterhin aber, als ſich die Landeshoheit der Fürſten entwickelte, entſprang eine beſondere Bedeutung. Einzelne Bezirke, die ſich unabhängig erhielten und dem Reiche unmittelbar unterworfen blieben, führten den Namen Freigerichte, wie die unmittelbaren Reichsſtädte freie Städte genannt wurden. Solche Freigerichte finden ſich namentlich in der Wetterau, z. B. das altenhaslauer Freigericht, das Freigericht der Grafſchaft Rieneck; ihre Richter, Urtheiler und Boten nannten ſich Freigrafen, Freiſchöffen, Freiboten, im Gegenſatz zu den Gaugrafen, Centgrafen, Centſchöffen fürſtlicher Gebiete. Ihr Sitz hieß Freiſtuhl, Freigrafſchaft; die Freiheimgerichte in den Dörfern Heimbach, Wihſe und Gladbach. Günther 3. Nr. 290 (a. 1343): Wir Zentgrafe, Schepfen und Lantfolk des Gerichts zu Benshauſen gemeinlich bekennen, daß wir ein recht frihe gericht Kunig Karl's geſeſſen haben. Benshauſen W.; haben ſie getheilt und geweiſt, daß ein iglich Freibote aller freien Leuten ein Freigericht verkündigen ſoll. Rienecker W. vergl. Haltaus 502. 505. Wiewol ich nicht leugne, daß dergleichen Namen und Formeln hin und wieder in landesherrlichen Gerichten, weil ſie vor Alters eben wol placita liberorum hießen, begegnen können." So Jac. Grimm. Zur Erläuterung des Verhältniſſes der Freigerichte zu den Gaugerichten bemerken wir, daß die letzteren urſprünglich auch Hochgerichte[3]) waren, oder den Blutbann hatten; denn Gaugerichte und Freigerichte waren Anfangs eins, zur Zeit nämlich, als die Gaugerichte noch Reichsgerichte und noch nicht landesherrſchaftlich geworden waren. Ein Theil der Gaugerichte behielt auch noch ſpäter den Blutbann, nur daß das Freigericht vorzugsweiſe als Criminalgericht galt. So heißt es in der Criminalordnung vom J. 1522[4]): „Aber ſo die Übelthaten, welche doch an das Freigericht laut der Ordnung gehöeen, mit gebühelichem Rechte ausfundig gemacht und an und durch unſere Hoch- und Gogerichte zu gebürlicher Straf vermög der Kaiſerl. und des H. Reichs peinlicher Halsgerichtsordnung nicht gefragt wurden, ſoll den freyen Gerichten ihr gebührlicher Lauf und Proceß unbenommen ſein." In dem Receſſe zwiſchen dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und der Stadt Soeſt vom J. 1686 heißt es VI[5]): „Vor dem im zehnten Punct ernannten Freygerichte (als welches urſprünglich und fürnehmlich ein Criminal-Gericht geweſen, und folgends in H. R. Reich aus ſolchem Abſehen wiederum abgeſchafft worden) die Grentz-Sachen mit den Benachbarten, und ſonderlich denen Chur-Cölliſchen, ſo denn viae publicae und dergleichen gehören, dahin aber ſonſt keine causae civiles vel privatorum, es ſey auch finium regundorum, de pastu pecorum, ex L. aquilia und dergleichen, zur rechtlichen Entſcheidung gezogen, ſondern wenn dergleichen Sachen zwiſchen Partheyen in der Güte (ſo vor gedachten Frey-Gerichte, oder auch vor dem Stadt-Magiſtrat nach Einhaltung dieſes Puncts in alle Wege verſuchet und mit Fleiß befördert werden mag und ſoll) nicht gehoben werden, ſondern zum Proceß kommen würden, an offtgemeldetes Gericht der vier Bänke ohnweigerlich verwieſen werden ſollen." Jac. Grimm ſagt: „Kein teutſches Land war der Bewahrung und Fortpflanzung des alten Gerichtsverfahrens günſtiger, als Weſtfalen; hier dauerten, durch örtliche und geſchichtliche Verhältniſſe geſichert, eine bedeutende Anzahl von Freigerichten fort, die ſich unmittelbar von dem Oberhaupte des Reichs herleiteten, und unter dem Namen Femgerichte oder weſtfäliſche Gerichte bekannt ſind. Wigand's Unterſuchungen haben ausgemacht, daß, obſchon dieſe Gerichte während des Mittelalters, und vorzüglich vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in einen beſonderen Freiſchöffenbund übergingen, ihnen urſprünglich nichts Anderes, als das einfache und gewöhnliche Verfahren der alten placita liberorum zu Grunde liegt," und weiter unten, nachdem Grimm davon gehandelt, daß auch die Frieſen ihr Recht und ihre Freiheit deſſelben von Karl dem Großen ableiten, fährt er fort: „Endlich zeigt ſich die Ähnlichkeit der weſtfäliſchen Freigerichte mit denen in andern teutſchen Gegenden, daß ſie nicht blos über peinliche, ſondern über die gewöhnlichſten Civilſachen in Gegenwart aller Freien urtheilten, und alsdann auch ungeboten verſammelt wurden: alle die jenne, die ein eigen rouk hebben in einer *frien graveschaft* und darinne wounen, si sin dan wetten of unwetten (wiſſende oder unwiſſende), fri of eigen to behorig,

10) Vergl. Fr. Bülau a. a. O. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrgang XIV. 1. Th. S. 874 fg.

1) Haltaus (Glossarium col. 504. 505) behandelt Freigericht unter vier Artikeln oder Rubriken. 2) Deutſche Rechtsalterthümer S. 828. 3) So ſagt Biſchof Dietrich von Paderborn in der Urkunde vom J. 1317 (bei *Schaten*, Annal. Paderborn. P. II. p. 169): Altum judicium quod vocatur *Gogherigte*, quaerent sicut illud ab antiquo quaerere consueverunt, und Biſchof Bernhard von Paderborn in der Urkunde vom J. 1324 (bei demſelben S. 183): Oppidum dictum *to dem Vorde*, cum omnibus suis juribus et jurisdictionibus, et specialiter cum alto judicio, quod *Gogerichte* vulgariter dicitur. Das alte ruthenſche Stadtrecht (bei Cosmann, Materialien zur Geſchichte Nr. 1) ſagt Art. 7: so welich man eyn borghere to *ruden* ys, den en mach neman nyt laden mit eme *swerde* to neine ghogerichte. (In der Stadt ſelbſt war ein Gogericht des Erzbiſchofs von Cöln.) Art. 9: dat neman neynen borghere uyt der müren mach laden to den vryendinghe, umme sake, de men richten mag vor gherichte unsers hern van Colne, et eney also vele dat welich man de van *erflicken vrien Gude* to deghedingen hedde, de mochte syn *Vrydinc halden.*

4) Bei Goldaſt, Reichsſatzungen S. 252. 5) Bei *Kinninghaus* l. l. P. VI. p. 484.

heren of junkeren lude, of sie sin dan wie sie wellen und sin, die sin in dem rechten izliches jairs jo tom minnesten *drie* (drei Mal) schuldig zo folgen vor dat *elike dink* und *frigerichte*, Kindl. 3, 626 (a. 1490). Nun beſtand, ſeit jener Schöffenbund gediehen war, neben dem offenen Freigericht ein heimliches, welches Strafe (Feme, ſ. oben S. 681) blos unter Wiſſenden erkannte und den Ausſpruch geheim hielt." So Jac. Grimm. Aber das heimliche Ding iſt es, was die weſtfäliſchen Freigerichte ſo berühmt oder rückſichtlich ſo berüchtigt gemacht hat. Auch waren die vielen Freigerichte in Weſtfalen nicht alle auch alte gegründete Gerichte, ſondern es wurden auch neue errichtet. Da Freigericht die beſondere Bedeutung eines Gerichtes, welches die heimliche Acht ausſprach, erhielt, ſo ward Freigericht in dieſer ſpeciellen Bedeutung gleichbedeutend mit Fehmgericht.

Zwiefache Beſchaffenheit. Das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 [6]) ſagt: „Da sick oft und dick gewiessen, dat de Fryenstoile Saken vor de heimelike und opene Achte bringen, de dar nyt hen behören, unde den Greven, undt andern Richteren thoquemen, wurde gefragt, welke Saken vor de heimlike undt opene Achte gehörden? — Vor de hemlike Achte gehören *erstlick* u. ſ. w. Vor de oppene Achte oder oppen Ding behort *erstlick*" u. ſ. w. In demſelben Protokoll heißt es S. 265: „Werd eme wat vor dat hemlicke und oppene ding gehöret uppenbaret, als et hiervör tho der ersten Fragen geschrieven ist u. ſ. w. In den Art. Def. von 15.. [7]) wird bemerkt: „und werden an eermelten stul zu Dedingkhausen, wie auch an andern freyen stulen zwey Gerichte gehalten, das eine die *heimbliche acht*, das andere das *offene Gedinge* genandt." Kaiſer Friedrich III. gab dem Erzbiſchofe von Trier im J. 1458 ein Privileg [8]), daß Niemandem erlaubt ſei, trieriſche Unterthanen „vor kein *heimlich* oder *offentlich* freyes Gericht in Westpfalen" zu laden. Daſelbſt heißt es: „ob von einichen Freygrafen, Scheffen oder Richter in *heimlichen* oder *offentlichen* freyen Gerichten in Westpfalen icht darwider geurtheilet oder vollfahren werde" u. ſ. w. In einer Urkunde des Kaiſers Karl IV. vom J. 1360 [9]) wird geſagt: „ouch also daz die offenbar Bencke, die in der egenannten Stat den freyen ban haben, uff den vorgenannten Freyenberg in den vier benken vor Borken, heimliche benke sein sollen; unschedlich andern Leuten an yren rechten." Ein arnsberger Weisthum ſagt: „und sol zuvor [10]) an gespanner Bank Feimbruch im offenbaren gericht erkannt sein, und sol in das offenbar Freigericht gefordert werden und nit in das haymlich still gericht der haymlichen beslossen (verſchloſſenen) Acht." Die arnsberger Reformation des heimlichen Gerichtes vom J. 1437 ſagt: „Item hette ein unwiszende man eynige missetat begangen offte gedan, dy *vemrogich* were unde beclaget worde, den unwiszende man solde eyn freygrebe aber myt synen vorsigelten brieffen vor bodunge thun, unde dem eynen tag legen ober dren firtzennachten vor daz uffinbare frye gerichte. Mach siech dy den der missetad entslaen unde entledigen, als recht is, des mach he genyszen; und mach he sich des nicht entledigen oder entslaen, als recht is, szo mag man die missetad ober en zugen und richten in der heymelichen achte alsze recht is." In einer Ladung [11]) heißt es: „vor das uffenbare Dingh dez heiligen heymlichen gerichts." Der Freigraf Johann Laſſe zu Lichtenfels ſagt in dem Ladungsbriefe [12]) an Contzen: „Wisse Heintze Contze Schatze, wohnhaft zu Frangfort, das du ser schwerlichen vor mich an dem freyen Stuhl zu Lichtenfels vor das *heymlich Gericht* gebracht bist, von ordentlicher Clage wegen Contzin van Molhusin siene vollmechtige Procurat: antreffende dinen Lip und hoeste Ehre, und mir derselbe Procurator mit Orteil und mit Rechte abgewonnen sind dir eynen gerechten Gerichtsdagh zu legen, und des lege ich dir eynen gerechten Gerichtsdagh zu lichtenfels unter der linden vor das uffinbare Dingh des heiligen heymlichen Gerichts, das du dar komest mit din selbs lybe" u. ſ. w. Nach einer Urkundenſtelle von 1470 [13]) wird vor dem Freiſtuhle zu Brakel geklagt um Schuld gegen die Stadt Frankfurt, weil ſie Recht verweigert. Sie wird als ungehorſam verurtheilt und die Execution verfügt. Jedoch heißt es am Schluſſe, wenn der Kläger demnach nicht binnen gebührlicher Zeit befriedigt werde und fürder Gerichtes begehre, ſo ſolle die Klage gehen „usser dem *offenbaren friengedinge*, und wirchen (wirken) in dey *heimliche achte*, und richten aldar inne vort uber der obgenanten verclagten lyff und ere nach der *heimlichen* achte und frienstolsgerichte." Nach einer Urkunde vom J. 1440 [14]) hält der Freigraf zu Blaemſen ein gehegtes heimliches Gericht, „to rechten over lyff und ere ton hogesten rechte na der hilgen *heymeliken achte* rechte." Die Kläger fragen, „ob die Beclagten nicht voirtide voir dessen vrienstole sind verclaget, gheeyschet und verbadet (d. h. durch Abſendung von Boten, Freiſchöpfen) vor dat *apene* vrye gerichte, oir lyff und ere to oren hogesten rechte to verantworne." Die Ladung und der Ungehorſam wird conſtatirt, die Klage in aller Form wiederholt und die Acht oder Verfehmung ausgeſprochen. In einer Urkunde vom J. 1506 [15]) heißt es: „ordel .. na deme male dat wyneken vorg. were int eyrste loveloess und erloess meynedich geworden und gedaget na Fryenstoels Rechte, und nu dat Gerichte

6) Bei Wigand S. 264. 7) Bei Kopp S. 466. 8) Bei *Hontheim* T. II. p. 433. 9) Bei *Nunning*, Monum. Monast. Dec. I. p. 179. 10) In dieſer Beziehung hat Bruns (Beiträge zu den teutſchen Rechten des Mittelalters. 7. Abſchn.) zum Theil Recht, wenn er meint, die heimliche Acht ſei von dem offenbaren Ding wie die zweite Inſtanz von der erſten unterſchieden geweſen.

11) Bei *Freher*, De secr. jud. p. 145. 12) Bei Senckenberg, und daraus bei Hutter S. 4 und im gothaiſchen Kalender vom J. 1784. 13) Bei Senckenberg, B. d. Kaiſ.-Ger. Nr. 40. Vergl. Wigand S. 418. 14) Bei Grote, Jahrbuch S. 330. 15) Bei Kindlinger, M. B. III, 2. Nr. 217.

Digitized by Google

so vrevelike versmadet, und worde unhorsam gefunden: so solde man en treken ute deme *upenen Gerichte* in dat *fryg hemeliken Gerichte*, und laten dem Rechte syner rechten Gank.“ Eine Urkunde von 1476 [16]) beſagt: „und wan dat frygerichte opgegeben was, so holpen sey wrogen, was sich in der heymlichen Gerichte borde to wrogen bynnen erer stat und buten: und nemen dan enen Fronen, de bynnen erer stat wonhaflich was, de to den vorg. stoile Vryfrone was dat de vorg. Frone sey dan eschede, dat se sich van dem Gerichte schedden.“ Nach dieſen Vorausſchickungen theilen wir dieſen Abſchnitt in zwei Abtheilungen, nämlich in 1) Öffentlichkeit, 2) Heimlichkeit. Beide Abtheilungen auf das Genaueſte zu unterſcheiden, hierzu leiſtet das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troß die trefflichſten Dienſte. Dieſes handelt nämlich S. 29 — 33 von dem offenen Dinge, und hat dann die Überſchrift: Hijr na volget die heijmliche achte, und beginnt: „So wat sich dan mit rechten ordelen geboiren sal to richten in dem *heijmlichen* [17]) gerichte“ u. ſ. w. Wir theilen das Folgende in der Abtheilung Heimlichkeit mit, nachdem wir zuvor gehandelt haben in der erſten Abtheilung

1) Öffentlichkeit. Das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troß ſagt: „Der Freigraf ſoll auf dem Freien-Stuhl ſitzen gehen mit einem Schwerdte vor ſich auf die Bank gelegt, und haben zum mindeſten ſieben Freie oder Freiſchöpfen, und ſeinen Freien-Fronen mit ſich, und fragen denſelben Freien-Fronen dann alſo: Ich frage dich, Freifrone eines rechten Urthels, ob das wohl Tag und Zeit ſei, daß ich in Statt und Stuhle unſres allergnädigſten Herren des Römiſchen Kaiſers oder Königes ein heiliges echtes Ding hege und lege unter Königesbanne, nach dem Male, daß ich den Bann von dem Kaiſer, und die Gewalt von dem Stuhlherren empfangen habe. Der Freifrone ſoll darauf weiſen für Recht, nach dem Male, daß Ihr den Bann von dem Römiſchen Kaiſer oder Könige empfangen habt und die Gewalt von dem Stuhlherren, ſo iſt der Tag wohl ſo echt und recht, daß Ihr das thun möget, und hegen hier ein heiliges echtes Ding und Freigericht unter dem Königsbanne nach dem Male, daß das Land deſſen noth zu thun hat, und derer nicht entbehren kann. Der Freigraf wirkt nun allen Freien, die hier heute dingpflichtig ſind, einen alten Königsfrieden, und verbietet, daß niemand dieſes Gericht räume ohne Willen des Gerichtes und Klägers. Der Freigraf beginnt das freie und echte Ding an allen Freien und an den Bauren [18]), die in ſeinem freien Gerichte beſeſſen ſind, und der Freifrohn hat den in dieſem Freien-Banne geſeſſenen Freien und Bauren dieſen Tag bezeichnet [19]), daß ſie erſcheinen ſollen. Der Freigraf ſagt nun: So heiſche ich hier ins Gericht alle die Freien und die Bauern, die in dieſem Freien-Banne geſeſſen ſind, daß ſie vorkommen, und bringen alles das ein, das in der Bauerſchaft gethan und geſchehen iſt, das ſich hier einzubringen und zu wroigen [20]) vor dem echten Dinge und Freien-Gerichte gebührt, und wannehr ſie dann ſolches eingebracht und gewroiget haben, alle Klage [21]), die ſeien offenbar oder heimlich, die ſollen ſie wahren mit ihren Eiden, und ein Gerücht und eine Wahrheit für eine Wahrheit, und daß ſie nicht mehr wiſſen, oder ſie mögen bürgen bis zu dem nächſten Dinge, ſo ſoll ihrer jeglicher dem Freigrafen dann einen Burgpfennig geben. Recht ſoll ein jeglicher Mann, der alſo dar gededinget (dahin vor das Gericht geladen) wird, einbringen und wroigen, und Unrecht ſoll ihm verbothen ſein ein zu bringen, ſo wer dar (daſelbſt) nicht iſt, deſſen Brüche iſt vier Schillinge, ſo wer dar fällig wird mit Klagen oder mit Antworten, deſſen iſt ſeine Brüche ohne Leib-Brüche ſechzig Schillinge Riches (Reiches).“

2) Heimlichkeit. Das Rechtsbuch der Fehme bei Troß S. 33 ſagt nach der Überſchrift: Hijr na volget die heijmliche achte. „So was ſich dann mit Rechten Urtheln gebühren ſoll zu richten in dem heimlichen Gerichte, ſo ſoll der Freigraf den Freifronen eine Stille und Räumung des Gerichtes laſſen gebieten allen denen, die nicht Freiſchöpfen und unwiſſende ſind, daß ſie abgehen bei der Wede (Wiede) und Reipe (Stricke), und geben dann das Freigerichte und Freiding auf, und ſtehen auf (ſoll nämlich der Freigraf) von dem Freien-Stuhle, und gehen dann wiederum [22]) auf denſelben Freien-Stuhl

16) Bei Kindlinger, M. B. III, 2. Nr. 205. 17) Wigand (S. 432) ſagt: „Erwieſen iſt nun aber, daß es kein heimliches Gericht gab, ſondern nur ein Geheimhalten des Ausſpruches der Acht, um der Vollſtreckung durch den Schöpfenbund gewiß zu ſein, und geheime Symbole, an denen ſich der Bund im Fall der Noth erkannte.“ 18) In dem Capitelbeſchluß vom J. 1490 wird zu Recht gewieſen: „alle die jenne, die ein eigen Rouck hebben, in einer Friengraveschofft, und darinne wonnen, sie sin dan wetten offe unwetten, fry off eigen tobehorig, Heren off Junkeren lude, off sie sin dan wie se willen und sin, die sin in den Rechten itzliches Jairs, jo tom minnesten drie schuldig zo folgen vor dat eliche Dinck und frygerichte“ u. ſ. w. Der Freigraf mußte, wie das Rechtsbuch bei Troß S. 29 beſagt, die Freigerichte in ſeinem Freien-Banne des Jahrs zu drei Zeiten als über 18 Wochen ein jedes von dem andern halten.

19) Der Freigraf mußte durch ſeinen Fronen-Boten 14 Tage zuvor verkündigen laſſen, daß die in ſeinem Freien-Banne geſeſſenen Freien und Bauern zu dem rechten Dinge kommen ſollten; ſ. das Rechtsbuch bei Troß S. 29. 20) Wie ſtreng die Bauern zur Rüge verpflichtet waren, geht aus dem Auszug aus einem heidener Freiſtuhlsprotokoll vom J. 1532 (bei Wigand S. 349) hervor: „De van Markope *wrogen* und brengen in, wu Puckinik synen vader geslagen heb, se en wetten nicht anders dat *wrogbar* sy. — — Johan Smedes hefft van wegen der Stoelheren eyn ordell gefraget, wu de gemeynen buren sick des sollen entledigen offt entslaen, dat se nicht mer en wetten nich anders dat *wrogbar* sy, dan sey *gewrocht* hebn, dat ordell an Clauwes Brunynchoff bestadet, de dar mit den gemeynen vryen up wisede vor recht, eyn ider vor syn hovet myt syns selvest mundt und vorderhandt.“ „De Eidt is den semptlichen Buren gefristet, dan offt se wes verswegen hedden, und nha der tytt utqueme, sollen se semptliche vorgelden und affdregen.“ Eine Urkunde bei Kindlinger III, 2. Nr. 211 erzählt: „Wie auch alle Bauerſchaften an allen Freyenſtühlen, dazu ſie gehörich, in dieſer Weſtphäliſchen landſchaft ſich müſſen beaiden laſſen, umb alles, was an heimlichen Ereſſen . . . . ein zu pringen.“ 21) Die entſprechende Stelle aus einer arensberger Handſchrift bei Wigand S. 300 ſagt deutlicher: „und gehort haben alle Klagen.“ 22) Hieraus geht hervor, daß offenes und heimliches Ding an einem und demſelben Tage gehegt wurde.

Digitized by Google

ſitzen, und heben dann wiederum an, als hiernach geſchrieben ſteht. Ich frage dich, Freifrone! ob deſſen wohl Tag und Zeit ſei, daß ich in Statt und Stuhle unſres allergnädigſten Herren des Römiſchen Kaiſers oder Königs ein heilig Ding, und heimliche Achte und Gerichte ſpanne und hege zu Rechte unter Königsbanne, nach dem Male, daß ich den Bann von dem Kaiſer und die Gewalt des Gerichtes von dem Stuhlherren habe. Der Freifrone ſoll weiſen für Recht, nach dem Male, daß Ihr den Bann der Freien-Grafſchaft und den Freien-Stuhl von dem Römiſchen Kaiſer oder Könige ſeiner Hand ſelbſten leiblich oder ſeiner Majeſtät Statthalter empfangen habet, und die Gewalt von dem Stuhlherren, ſo iſt der Tag wohl ſo echt und recht, daß Ihr das zu Rechte thun möget und hegen und ſpannen ein heilig Ding und heimliche Achte unter Königsbanne. Auf eine weitere Frage des Freigrafen weiſet der Freifrone für Recht: Ihr ſollt zu dem mindeſten ſieben Freiſchöpfen oder Freie der Freien-Grafſchaft oder ſonſt andere ſieben Freiſchöpfen unverleget ihres Rechtes bei Euch ſetzen, die dar (daſelbſt) Urtheile weiſen und Getüch (Zeugen) ſein deſſelben Gerichtes zu Rechte, und fort (ferner) mit einem Schwerdte und Stricke oder Seil daran, und legen das Schwerdt mit dem Stricke auf die Bank, und hegen und ſpannen ein heilig Ding und heimlich Gericht unter Königsbanne ein werf (ein Mal), ander werff (zum zweiten Male), derde werff (zum dritten Male) unter dem Königsbanne, ſo ſoll die Bank dann gedecket ſeien mit einer linnenen Quele. Der Freigraf ſagt nun, daß er jenes thue, und fährt fort: — — und ſchließe (nämlich ich ſchließe) dieſe Königsbank, Statt (Stätte) und Stuhl mit dieſen acht[23]) Freiſchöpfen des Königs mit Namen, dieſen ſieben a. b. c. d. e. f. g. und mit dem Freifronen, und fort mit allen dieſen andern Freiſchöpfen, als ſich das mit Rechte gebührt unter Königbanne, und verbiethe hier einem jeglichen unwiſſenden Manne des Königs Lose (Loſung, oder beſſer loſe[24]), d. h. von den Ausweiſen der Unwiſſenden derſelben erledigte) Statt (Stätte) und Stuhl bei dem Banne und bei dem höchſten Wedde, und[25]) bei der Wede (Wiede) und Reipe (Stricke)." Da die weſtfäliſchen Freigerichte durch die Vereinigung des Schöffenbundes und der heimlichen Acht[26]), welche ſie ausübten, und wegen welcher ſie Fehmgerichte genannt wurden, ſo wichtig und furchtbar waren, ſo haben nicht blos die Geſchichtſchreiber[27]), deren Glaubwürdigkeit man vielleicht verdächtigen könnte, ſondern auch die Rechtsbücher und Urkunden[28]) ſelbſt ſich vornehmlich mit dem heimlichen Theile der weſtfäliſchen Freigerichte beſchäftigt. Da dieſe wegen dieſes Theiles Fehmgerichte heißen und dieſe der Gegenſtand dieſes Artikels ſind, ſo müſſen wir in dieſer Beziehung noch Einiges bemerken. Die arnsberger Reformation vom J. 1437 beginnt: „Reformacie des heymelichen gerichts" u. ſ. w. Das Rechtsbuch der Fehmgerichte bei Wigand Nr. 27. S. 559 ſagt: „So wair man eynen frischeffen vor dem hemelichen gerichte anlangen ind andedingen wyl" u. ſ. w., und etwas weiter unten: „So mach hey dan in dat hemeliche gerichte komen" u. ſ. w. Kaiſer Friedrich III. bedient ſich in dem Schreiben vom J. 1440[29]) des Ausdruckes: „daz *heymeliche* Gerichte zu Westfalen." Kaiſer Karl IV. ſagt in dem Privileg vom J. 1359[30]): „in ducatu Angariae et Westphaliae — — — comitiae liberae seu jurisdictiones *freygrafschaft* seu *stillgericht*[31]) vulgariter nuncupatae." In dem Revers der Stadt Marsberg über die ihr vom Stifte Corvey zur Hälfte verliehene Freigrafſchaft zu Horhaus vom J. 1358[32]) heißt es: „us hebbet ghegeven *dy vryen Grascap half tzo horhuss* dar men pleget tzo richtende *heymeliche vreyeding*, dy sy und ore stichte hebbet gehad von alder tzit von keyser Otten, von konige Rudolve und von anderen keyseren und konighen des Rumeschen riches, und sunderlichen von dem unvorwunnen heren, Keyser Karle, dy nu eyn gewaldich Keyser is," u. ſ. w. Natürlich iſt die Beziehung auf Kaiſer Otto nur von der freien Grafſchaft zu verſtehen; denn damals wurden noch keine heimlichen Freidinge, ſondern nur offene oder öffentliche gehalten. Wenn Erzbiſchof Hermann von Cöln in ſeiner Reformation vom J. 1522 den Vorwurf macht: „es würden die heimlichen Gerichte über liegende Habe und Güter, die da Freiſtuhlsgüter genannt würden, und unter ſolche heimliche Gerichte wider derſelben urſprüngliche Art und Herkom-

23) So auch das Rechtsbuch bei Wigand Nr. 25. S. 552; es geht daraus hervor, daß auch der Freifrone ein Freiſchöpfe war. 24) Nämlich des konijuges lose stat und stoil, nach dem Rechtsbuche bei Troß S. 34, und ebenſo bei Wigand S. 552, nämlich des konnings loese stat und stoll des konnings. 25) So nach dem Rechtsbuche bei Troß S. 552, nach dem bei Wigand S. 552: by deme banne und hogesten wedde, as (als) by der weedt und reype. Der Freigraf fragt nun weiter den Freifronen, nach dem Rechtsbuche bei Troß S. 34: off eijn unwitten man sich toige (verheimliche, verhehle) in düsse heimliche achten und gerichte und die belusterde, und nach dem bei Wigand S. 552: off sich eyn unwetende man toge in dese heymlichen achten des koniges, was ſeine Bruche oder „Wedde" darum wäre. 26) Vollſtändig ward ſie genannt: des hillighen (heiligen) richs hemelike achte, und der Richter brauchte bei ſeinen Beſcheiden die Ausdrücke: na (nach) der hemeliken achte rechte, und: als des hilliges rykes hemeliken achte recht is, und noch häufiger blos: als der hemeliken achte recht is; ſ. z. B. das Formular zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Fehmgerichts 1334 bei Wigand S. 236. 238. 239. 241.

27) So ſagt Henricus de Herfordia: „Legem Secreti judicii, quod patria illius lingua *Veme* dicitur." Fehme und heimliche Acht wird nämlich in den Rechtsbüchern als gleichbedeutend gebraucht. Äneas Sylvius ſagt von den Schöppen: „Secretos habent ritus et arcana quaedam, quibus malefactores judicant. Ea nondum quisquam repertus est, qui vel metu vel pretio revelavit. Ipsorum quoque Scabinorum magna pars occulta est etc. 28) So z. B. heißt es in der ein von einem dortmunder Bürger verkauftes Erbe betreffenden Urkunde (bei Kindlinger, M. B. III. 1. Nr. 105): „Coram Joh. dicto Vach libero comite domicelli, Conradi comitis Tremoniensis et coram scabinis *secreti* judicii." Die Stadt Deventer beſchloß: „nullis deinceps *clandestini* illius judicii . . . sociis (veem schepenen appellabant) in senatu locum fore;" ſ. Kopp S. 46. 29) Bei Wigand S. 250. 30) Ebendaſelbſt. 31) So z. B. heißt es auch in der Urkunde von 1416 (bei Senckenberg, V. d. Kaiſ. Ger. Nr. 4): „ad liberas sedes Westphaliae *Freystühle* sive *Stillgericht* vulgariter nuncupatas." 32) Bei Wigand S. 549.

Digitized by Google

men gebraucht und gezogen," ſo hat er nur den heimlichen Theil der Freigerichte im Auge; denn der öffentliche Theil der Freigerichte war ebenſo alt, als die Gaugerichte, da ſie urſprünglich nur eins waren. Freilich ſuchten die Freigerichte auch noch längſt nachher, nachdem ſie von den Gaugerichten geſchieden und ſehr geſchmälert waren, ihre Macht wieder zu vergrößern; daher rügt Erzbiſchof Hermann, „daß erbliche und liegende Habe und Güter, ſo unmittelbar an die kurfürſtl. Gogerichte gehörten, zu Freiſtuhlsgütern gemacht, auch unter ſolchem Schein durch etliche Stuhlherren die kurfürſtl. Hoch- und Obrigkeit ſammt den Leuten entzogen würde."

Die Heimlichkeit der Fehmgerichte machte, daß man das Urtheil zwar ausfertigte, es aber als Geheimniß dem Kläger zu ſeiner Legitimation gab, der es keinem andern zeigen durfte, als nur echten Freiſchöpfen. Die dortmunder Weisthümer [33]) ſchreiben vor: „Der Freigraf ſoll auch Niemand etwas davon zu wiſſen thun, ſondern dem Urſacher und Ankläger eine gerichtlich glaubhaft Urkund geben, mit ſieben Freiſchöpfen anhangenden Siegeln. Den Brief ſoll der Urſacher bei ſich tragen und Niemand weiſen, weder ſehen, noch hören laſſen, außer die Freiſchöpfen." In dem Formulare vom J. 1334 [34]) ſagt der Freigraf: „Erkenne und betuge in deser scryfft inholde desses breves vur all den genen, de des scryfft mogen syen off horen gelesen werden, de vryscheppen sin in der hemelken achte." Die Rupprecht'ſchen Weisthümer weiſen für Recht, daß ein Verfehmter dem König bei Schöpfeneid müſſe genannt werden. Auch ſei man verbunden, ihm zu ſagen, aus was Urſach, an welchem Stuhl; man ſolle aber über die Fehme keinen Brief geben, ſondern mit dem Freigrafen und Freifronen es beweiſen. Auf den Einwand, daß die fern ſeien, und man ſie nicht alle Zeit haben könne, wird geantwortet: Man ſolle ſie überkommen und erwerben. Dawider wird eingewandt, daß man in dieſem Lande viel Briefe geſehen, welche Freigrafen über die Verfehmten gegeben. Die Antwort iſt: „Fryegreven, die solich brieff gegeben hetten, die weren recht toren [35]) gewesen." Die arnsberger Reformation vom J. 1437 [36]) ſchreibt vor: „Item sal keyn frygrebe keynen briff geben zcu bekennen, daz enig man vorfemed sy, dan he mag dem clegere eyne kuntschaff [37]) geben myt syme segele urkunde seben fryer scheppen, das he den man von synen rechten gesatzt habe myt rechter vorbodunge unde orteyl als recht ist, den selben briff sal der cleger hemelich by sich behalden und des nymant uffinbaren dan rechten echten frygen scheppen de duzzen frigen ban entphangen hand." Auf die Ladungen [38]), Urtheile und Schriften der Fehmgerichte pflegte man, wie die arnsberger Reformation bei Senckenberg [39]) vorſchreibt, zu ſchreiben: „Dies ſoll Niemand leſen oder hören leſen, der nicht ein Freiſchöffe iſt des heiligen heimlichen Gerichts." So z. B. der Brief vom Jahre 1460 [40]), durch welchen Hinrich de Vedder den Andres von Langen vor den Freienſtuhl zu Haßehauſen ladet, trägt die Aufſchrift: „An Drese van Langhen mynen guden Vrunt. Dussen Breff en sall Nymand lesen, upbreken, noch horen lesen, he en sy en echt recht Vryschepman des hemelichen Gerichtes." Die osnabrücker Fehmgerichtsordnung [41]) ſagt: „Dyt Bock en sal neymant haven noch lesen, he en sy des hilligen Romeschen Richss eyn echt recht ffryg Scheppenn, wer averst dat boven dösse upgescreven Warnunge unde verboth, dyt sulffte Bock haven, edder dar to inne lesen wolde, alsse ick my des doch tho neynem manne, de nicht also frigscheppen is, vermode, de soll alsdan des schwarlichen gerichts gevairt stain, unde des hyrain also eynen lderman gewarnet wil haen." Die Fehmgerichtsordnung bei S. 598 beginnt: „Hie hebt sich an Konig Karols Gericht, das man nent das heimlich Gericht zu Westphalen, oder die *Faim*, das nymant by lybe, ere und lebenn lesenn sol, er sei dann auch ein freyschoſſt." Der Mönch von Pirna [42]) ſagt: Heimlich Gericht von großem Karolo in Weſtvalien geleget, von wegen ihrer Eidbrüchigkeit und Wancken beim chriſtlichen Glauben, damit ſie von ihrer Unbeſtändigkeit gezähmet werden, „hat hyn und her femhen [43]) und gewissen [44]) verordnet," ſchleunig aller Übelthäter zu urtheilen, war allzu ſtrenge und heftig, galt ſtracks den Hals, ohne ordentliche Verantwortung und gebührliche Zeugniß. „Ire heimliche statut" ſind in viel Stücken verdächtig, ſollen auch nicht dem Beichtvater entdeckt werden [45]), wollten das zu andern Landart ziehen, aber die „Oberkeit der Landen" wollten das nicht erdulden.

(*Ferd. Wachter.*)

FREIGRAF und FREIGRAFSCHAFT, im Verhältniß zu den andern Grafen und Grafſchaften. Freigraf wird zwar vorzugsweiſe von den Richtern der Fehmgerichte Weſtfalens gebraucht, aber die Benennung iſt ihnen nicht ausſchließlich eigenthümlich. Der Freigraf mußte unmittelbar von dem Könige oder Kaiſer

33) Bei *Senckenberg*, C. J. G. I. p. 110. 34) Bei Wigand Nr. 10. 35) Wofür die dortmunder Weisthümer (bei *Senckenberg*, C. J. G. I. p. 69) die Ausdrücke brauchen: „Gaech (Gauche) und Narren." 36) Bei Troß S. 25, und nach dieſer Reformation des heimlichen Gerichtes durch den Erzbiſchof Dietrich von Cöln die des Kaiſers Sigismund vom J. 1439. 37) dan he mach den clegher bekantnisse geven, ſagt die Sigismund'ſche Reformation. 38) Nicht nur den Kläger pflegte man geheim zu halten, ſondern auch ſelbſt den Gegenſtand der Klage nicht in der Ladung auszudrücken. Doch dieſer Übelſtand war zu groß, als daß er nicht hätte als ſolcher erkannt werden ſollen, wie folgende Bemerkung zeigt: „Jeder muß wiſſen, warum er geladen wird. Nun ſind Etliche dawider wegen der Heimlichkeit, und die verſchloſſene Ladung möchte ungeachtet der darauf geſchriebenen Warnung eröffnet werden."

39) C. J. G. I. p. 99. 40) Bei Kindlinger, M. B. I. Bd. Nr. 148. S. 408. 41) Bei *Mascov* p. 47. 42) Bei *Mencken*, Rer. Germ. Scriptt. T. II. p. 1620. 43) Fehmherren. 44) Wiſſende. Eine Urkunde bei Kindlinger III, 2. Nr. 198 hat: „rechte Frygreven Scheffen und wissen des vryengerichts;" für dieſes Wissen hat der Mönch von Pirna die Form Gewiſſen. 45) Daß der Freiſchöpfe auch in der Beichte das ſtrengſte Geheimniß über die Fehme beobachten mußte, wird auch von dem Ungenannten in der Disputation bei *Hahn* l. c. p. 661 angeführt und zum Vorwurfe gemacht.

Digitized by Google

belehnt ſein, aber auch die andern Reichsgrafen oder die vorzugsweiſe genannten Grafen, nämlich die Grafen mit Territorialhoheit, wurden von dem Könige oder Kaiſer belehnt. Zu dieſen Reichsgrafen mit Territorialhoheit können alſo die Freigrafen den Gegenſatz nicht machen. Sie machen ihn zu den Gaugrafen. Aus den urſprünglichen Gaugrafſchaften oder den ſchlechthin genannten Grafſchaften wurden nämlich theils vorzugsweiſe Grafſchaften, das heißt Grafſchaften mit Territorialhoheit, theils blieben die bloßen Gerichte übrig, nämlich ſo, daß die Lehengrundſtücke, welche die urſprünglichen Gaugrafen als Beſoldung beſeſſen hatten, nicht dabei geblieben und nicht zu erblichen Lehngütern mit Territorialhoheit geworden waren. Die Grafſchaften, welche als bloße Gerichte übriggeblieben waren, waren theils unmittelbar unter dem Kaiſer geblieben, theils waren ſie unter die Landesfürſten gekommen. Die unter die Landesfürſten gekommen waren, behielten theils den alten Namen Gaugrafſchaft bei, theils erhielten ſie andere Benennungen. Die Grafſchaften, die als Gerichte unmittelbar unter dem Kaiſer geblieben waren, legten ſich im 13. Jahrh. den Namen Freigrafſchaft bei, um den Gegenſatz zu den Gaugrafen zu bilden, welche zwar früher unmittelbar von dem Könige beliehen worden waren, aber jetzt das Schwert von den Landesfürſten empfingen, welche Gaugrafſchaften an ſich gebracht hatten. Den Gegenſatz der Gaugrafen zu den Freigrafen, wie er im 13. Jahrh. beſtand, erläutert am beſten die Urkunde des Erzbiſchofs Engelbert II. von Cöln vom J. 1272, in welcher er ſagt, daß die Freigrafen Geheißenen die Richtergewalt unmittelbar von dem Könige erhalten, und daß die Gaugrafen in Weſtfalen nicht richten dürfen, wenn ſie dieſelbe nicht von dem Herzoge mittels des Schwertes erhalten. Der Umſtand, daß liberorum Comes und Cometia liberorum vorkommt, hat einen Theil der Forſcher zu dem Verſuche veranlaßt, die Anſtalt der Fehmgerichte daraus zu erklären, daß ſie Gerichte über Freie geweſen, worauf wir im Artikel Freigerichte zurückkommen. Kaiſer Friedrich III., der auf Verbeſſerung der Fehmgerichte ſehr bedacht war, wollte auch die Benennung ihrer Richter, nämlich Freigraf, reformiren, und braucht für dieſe Richter in der nürnberger Reformation Comites Palatini [1]) und Comites Palatini vel occulti Judices, und für das Freigrafenamt officium Palatinus [2]). Kaiſer Friedrich III. wollte, indem er die Freigrafen Pfalzgrafen und ihr Amt Pfalzamt nannte [3]), und den Namen Comes liber vermied, ihre Abhängigkeit von dem König oder Kaiſer deutlich ausdrücken, nämlich, daß ſie im Namen des Kaiſers die heimliche Acht ausſprächen. Aber Freigrafſchaft hatte zu ſehr ſchon die abgeleitete Bedeutung von heimlichem Gericht [4]) oder Fehmgericht, und Freigraf [5]) die von heimlichem oder Fehmrichter erhalten, daß die Benennung auch ferner beibehalten ward. Ja, das Wort frei ward ſelbſt auf die Herzogthümer [6]) übertragen, welche heimliche oder Fehmgerichte bereits hatten, oder die Freiheit erhielten, ſolche zu errichten. Kaiſer Ludwig thut in der Urkunde vom J. 1332 [7]) kund: dat wy med rade unser getruwen geven haben, und geven an diesem breve, unserem Erbaren Versten, und lieben Ohmen, Bischoff Ludewich von Minden und sinen nachkommen Bischopen to Minden, ein fry

1) Kaiſer Friedrich III. ſagt in der nürnberger Reformation: „Arnspergae in praesentia multorum Comitum, Baronum, Equitum, Justiciariorum, Comitum Palatinorum et Liberorum Scabinorum,“ und weiter unten: „Comitibus Palatinis vel occultis Judicibus,“ und noch weiter unten: „Comitibus Palatinis aut Judicibus;“ ferner: „Comitis aut occulti judicis.“ 2) Comes autem Palatinus officio Palatinus privetur. 3) In dem Schreiben an den Erzbiſchof Wilhelm von Cöln vom J. 1440 (bei Wigand S. 250) braucht Kaiſer Friedrich III. den Ausdruck Freigrafſchaft nicht, ſondern ſagt blos: „das heymeliche Gerichte zu Westfalen.“ Doch in den Urkunden von 1471 und 1475 (bei Wigand S. 260 – 262) bedient er ſich der Ausdrücke: freie Grafſchaften und Freigrafen. So wenig konnte er mit ſeiner verſuchten Reformation durchdringen.

4) So ſagt Kaiſer Karl IV. in der Urkunde vom J. 1353 (bei Wigand S. 245): „per judicium Comitum, scabinorum, comitatuum liberorum, qui vulgariter *Freygrafschaft* vel *Stillgericht* nuncupantur,“ und weiter unten: „per judicium Comitum et scabinorum Comitatuum liberorum praedictorum;“ in der Urkunde vom J. 1359 (bei Wigand S. 245): „comitiae liberae seu jurisdictiones *Freygrafschaft* seu *Stillgericht* vulgariter nuncupatae,“ und in der Urkunde vom J. 1372: „omnes et singulae jurisdictionum sedes seu comiciae liberae, quae vulgo *Frygrafschaft* vel *Stillgericht* vocantur inter fluvios Wiseram et Renum in praedictis ducatibus (nämlich Weſtfalen und Engern) situatae.“ 5) Kaiſer Karl IV. ſagt in dem Privileg, das er im J. 1449 dem Abte Dietrich von Corvei ertheilt (bei *Falke*, Codex Traditionum Corbeiensium p. 525): „Dantes et concedentes tibi et successoribus tuis in perpetuum abbatibus et principibus monasterii praedicti — — — plenam licentiam et omnimodam potestatem, *comites liberos*, qui vulgari nomine *frigraven* naminantur, ad exterminandas malorum pravitates nominatim et expresse coram monasterio *Corbey* et in villa *Horhusen* prope oppidum *montis martis Twisme Dorpede* et *Westhem* prope castrum *Blankeneuwe* prope castrum *Thonenborch* ac in omnibus terris, castris, oppidis, villis, districtis et pertinentiis ad praedictum monasterium *Corbeyense* vel ipsius jurisdictionem spectantibus etc., ad vestrum mandatum et beneplacitum sedes suae liberas, quas *fryystol* dicuntur, locare judiciis, quae vulgo *freyding* et *feneding* (ſo ſteht für *femeding*) nominari sunt solita, praesidere ac eadem exercera valeant juxta vestrae discretionis orbitrium constituendi, ac institutos, quoties vobis opportunum visum fuerit, et pro bono et incolumi statu ipsius monasterii expediens fore videbitur, revocandi aliosque substituendi pro vestrae beneplacito voluntatis; decernentes et edicto perpetuo statuentes, quod tu et successores tui abbates monasterii Corb. praedicti sacri imperii principes et devoti ad instar venerabilium *monasteriensis* et *paderbornensis* ecclesiarum antistitum principum nostrorum scabini judiciorum *westvaliae* provinciae amplius fore debeatis et ad *hujusmodi scabinatus* officia exercenda fideliter corporalia juramenta praestare nec non universa et singula *secreta et occulta ejusdem judicii scire possitis* et omnibus juribus et consuetudinibus gratiis et libertatibus potiri et gaudere, quibus praedicti episcopi et praedecessores ipsorum ac caeteri *scabini Westvaliensis* provinciae hactenus freti sunt et hodie potiuntur. Mandamus igitur liberis comitibus, qui vulgo *fryyreven* dicuntur, et scabinis Westphaliae provinciae praesentibus et futuris, quatenus te et universos successores tuos abbates Corbey circa statuendos comites liberos, ipsos quoque comites in locatione sua et persecutione judiciorum hujusmodi ubique in proprietatibus monasterii non impediant etc.“ 6) Kaiſer Karl IV. inſtaurirt im J. 1355: „omne jus vetus per liberos Ducatus Westphaliae et Angariae etc.“ 7) Bei *Datt*, De Pace Imperii Publica und daraus bei Hutter S. 155—158.

Digitized by Google

Hertzogdom in dem stifft to Minden und Frygerichte, darinne to sittende under konigsbanne nach *Vemerechte*, also in dem Lande Westfalen recht is an wertlichen Richte (weltlichem Gerichte) van unser und unser nakomen wegen, Romischer Keyser oder Koninge; und Frystele in dem Hertzogdom to havene, einen to Berndessen by der Linden, den andern to Berckercken, den dritten by Blaine; und dry ander Frystele to leggende, wer se eme oder sinen nachkommen bequemlich syn in dem Stift to Minden. Aber wen unser vorfaren Romische Keyser und Koninge den Bischopen van Colne, van Münster und van Palborn, de gnade han thon, das se fry Gerichte ut fry Gestele han, in erem Stiffte, nach Vemerechte also in dem Lande to Westfalen recht is, so geven wir unserm Ohme und sinen nakomen vorbenent, deselven gnade in dem Stiffte to Minden mit gelichem Rechte, also de dry Bischope Frygerichte und Stele von dem Romische haven. (*Ferd. Wachter.*)

FREIGRAFEN (Erfoderniſſe derſelben). Ein ausländiſcher Mann, der nicht auf weſtfäliſcher Erde geboren iſt, ſoll, wie das Rechtsbuch der Fehme bei Troß S. 28 bemerkt, nicht Freigraf werden, dann die ausländiſchen Männer den Landſaſſen nicht bequemlich ſind und vielleicht die Rechte anders ſollten verkehren und gehen laſſen nach ihren Landgewohnheiten, und nicht nach ſächſiſcher Art, als (wie) nach Nothdurft der Freiengerichte und Rechte. Der, welcher Freigraf werden ſollte, mußte ehelich und frei von Vater und Mutter auf weſtfäliſcher Erde geboren ſein [1]). War er es nicht, ſo mußte er in den Stand der Freien geſetzt werden, oder mit kürzerem Ausdruck „gefriget" (gefreiet) werden. Kaiſer Ludwig ſagt in dem Privileg vom J. 1332 [2]), welches er dem Biſchof Ludwig von Minden ertheilt: Wir „vrygen" (freien) auch Burcherde Groſſen, der ein Dienſtmann war des Stiftes von Minden, und „fryget" (gefreiet) iſt von dem Biſchoffe von Minden zu einem freien Grafen das „Richte" (Gericht) zu beſitzen von des Biſchofes wegen, und „belegen" (belehnen) ihn damit. Von dem, welcher Freigraf werden ſollte, durfte man keine Beleumung oder offenbare Miſſethat wiſſen, wie die Reformation des heimlichen Gerichtes vom J. 1437 vorſchreibt, oder das Rechtsbuch der Fehme bei Troß ſich ausdrückt, er durfte nicht berüchtigt ſein. Er mußte von gutem Herkommen ſein, aber auch kein reicher Mann ſollte Freigraf werden dürfen, weil man vorausſetzte, daß er der Armen nicht viel achten würde, und ihre Noth nicht hören wollte, und die Reichen ihre Verwandten wegen Habe und Gunſt in den Rechten bevorzugen würden. Arme Leute ſollten aber auch nicht Freigrafen werden, weil die ohne Zweifel wegen der Geld und Gabe nehmen und das Recht verkehren möchten. Daß kein Toller und Unſinniger Freigraf werden ſollte, verſtand ſich zwar von ſelbſt, wird aber doch in dem Rechtsbuche bei Troß S. 28 vorgeſchrieben und die Gründe dafür werden angegeben. Die Stuhlherren, d. h. diejenigen, welche Stühle und Freigraſſchaft von dem Könige oder Kaiſer zu Lehen hatten, präſentirten demſelben diejenigen, die Freigrafen werden ſollten, und der König oder Kaiſer gab den Präſentirten das Lehn der Freigrafſchaft [3]) und beſtätigte ſie. Dieſes, daß jeder Freigraf von dem König oder Kaiſer belehnt ſein ſollte [4]) und belehnt ward [5]), veranlaßte die Freigrafen zu folgender Prätenſion: Der Freigraf, welcher Unterthanen des teutſchen Ordens in Preußen vor ſeinen Freiſtuhl geladen hatte, und dem der Hochmeiſter ſchrieb: „Hüte dich! es ſind im Orden auch viel Biſchöfe, Prieſter und Wiſſende, dennoch unausgeſchloſſen von deiner Ladung; die wollen bittere Klage über dich führen," entgegnete: „Ihr habt Eure Rechte vom Reiche, und ich habe Macht zu richten über Alle, die vom Reiche belehnt ſind" [6]). Wie wir im Art. Fehmgerichte im Abſchnitte: Geſchichtlicher Überblick, anführten, ſuchten die Freigrafen ihre Macht über das ganze Reich auszudehnen, und widerſetzten ſich nicht ſelten dem Kaiſer, wenn er ihrer ausgedehnten Wirkſamkeit Schranken ſetzen wollte. Die Freigrafen machten die Freiſchöpfen; aber auch hierbei ging es nicht ohne Misbrauch ab. Das Protokoll des Fehmer-Convents vom J. 1490 [7]) ſagt: „*Thom anderen* Hedde sick thogedragen, dat veele Frygrefen Scheppen makeden ümme des Geldes willen, undt se in erer Stowen (Stube) sonder allige van Carolus Magnus eingesetzte Gepreuche uffnehmen und de Hemlichkeit offenbarten;" im ſonderlichen wäre dies an die ſechzig Jahre her geſchehen, um Urſache willen, da die alten Gebräuche in Abfall gerathen; wurde gefraget, wie man Freiſchöpſen altem Gebrauche nach aufnehmen ſollte. Zum Erſten: Müßten die beſten, treu-

1) Reformation des heimlichen Gerichtes vom J. 1437 und die Sigismund'ſche Reformation bei Müller, Reichstagstheater S. 121; Präſentationsſchreiben bei Kindlinger, M. B. III, 2. Nr. 207. 2) Bei *Pistorius*, Rer. Germ. Scriptt. ex edit. *Struvii*, T. III. p. 840 und bei Hutter S. 156.

3) Reformation vom J. 1437. S. 22. 4) Des Königs Ruprecht Frage: Welches Recht ein römiſcher König an die Freienſtühle habe? nebſt deren Beantwortung bei Troß S. 17. 5) Urkunden darüber, wie die Könige oder Kaiſer den zu Freigrafen Präſentirten den Bann der freien Grafſchaft ertheilen, ſ. z. B. bei Troß S. 7. 10. 13. 16. 18. 20; bei Lünig III. S. 107. Kaiſer Karl IV. ſagt in dem Sicherheitsbriefe für die Landbewohner und Reiſenden in Weſtfalen, nebſt Vorſchrift, das Schöpfengericht mit aufrichtigen Leuten zu beſetzen, vom J. 1371 bei Wigand S. 248: und allen freyen Grafen die freygrafschafte haben von uns als dem Reiche in dem vorgen. lande zu Westpfalen u. ſ. w. Nach einer Urkunde vom J. 1376 inveſtirt der Erzbiſchof von Cöln Egbert'en von Dünaw mit dem Freigrafenamt des Hermann von Merfeld, durch Überreichung des Schwertes und Strickes, nachdem er den Eid geleiſtet, dem Kaiſer und dem Reiche zu gehorſamen, keine Freiſchöpfen zu machen, als die von guter Geburt und bequem ſind, auch dem Reiche, dem Kaiſer und ihm die Treue geſchworen hätten, und ſein Amt recht und geſetzmäßig zu verrichten (Wigand S. 203). Als Dux Westphaliae et Angariae ernennt der Erzbiſchof Friedrich im J. 1385: comitem liberum seu vrygravium sedium nostrarum in Medebeke et Tuschene, auctoritate serenissimi Principis et domini nostri D. Wenzeslai D. G. R. R. nobis per suas patentes literas indulta, desuper constituimus et praesentibus ordinamus; ſ. Kindlinger, M. B. III, 2. Nr. 179. 6) *C. Schütz*, Histor. rer. Pruss. Cap. IV. p. 172. Berck S. 392. Wigand S. 503. 7) Bei Wigand S. 264.

Digitized by Google

lichſten Leute aufgeſucht und von ſechs Freiſchöppen „beborget“ (bebüeget)[8]) werden. Zum Andern: Muß der Freigraf ſie prüfen, daß ſie Recht und Unrecht ſcheiden können. Zum Dritten: Müßten ſie in der heimlichen, verſchloſſenen Acht und nicht in der Stube aufgenommen werden u. ſ. w. Kein Freigraf durfte auf freien Stühlen oder in einigem freien Banne, mit welchem er nicht belehnt und von dem römiſchen Kaiſer oder Könige nicht confirmirt und beſtätigt war, richten, weil er den freien Bann dazu nicht erhalten hatte. Übertrat ein Freigraf die Artikel und Geſetze, welche man dem großen und heiligen Kaiſer Karl zuſchrieb, und die Rechte der heimlichen Acht, ſo war er meineidig, und er ward ſeines Amtes entſetzt. Aber er mußte gefodert und „verboden“[9]) (d. h. geladen) werden, wie es ſich bei einem Freigrafen gebührte, nämlich zum erſten Male mit ſieben Freiſchöpfen und zwei Freigrafen und mit des Freigrafen beſiegeltem Briefe, zum andern Male mit vierzehn Freiſchöpfen und mit vier Freigrafen und des Freigrafen Briefe, zu dem dritten Male mit einundzwanzig Freiſchöpfen und ſieben Freigrafen und des Freigrafen beſiegeltem Briefe, als zu jeglicher Zeit (jedes Mal) zu ſechs Wochen und drei Tagen an ſeiner Influcht und Ausflucht, und die Zeit ſollte man zu jeglicher Zeit verlängern und nicht verkürzen[10]). Es mußte alſo, wenn man den unter den Freigrafen und Freiſchöpfen herrſchenden Corporationsgeiſt erwägt, viele Schwierigkeiten machen, ſoviel Freigrafen und Freiſchöpfen zu finden, welche ſich dazu verſtanden, die Ladung einem Freigrafen zu bringen. Gleichwol wäre es oft nöthig geweſen, die Freigrafen als pflichtvergeſſene Richtee zu verklagen. Der bei Hahn befindliche Coder enthält den Tadel, daß der Freigraf mit der Macht, die er habe, eine Ausfertigung des Urtheils zu geben, wenn ee wolle, großen Frevel und Untreue verübe. Er nehme wol Geld und gebe das Urtheil Einem, der deſſelben Brod eſſe, womit alle Rechte verloren ſeien. Denn dieſee nehme auch Geld, und ſpreche, was ſeines Herren Brod wolle, was doch Kaiſer Carolo nie lieb geweſen. Da der Freigeaf in kaiſerlicher königlicher Statt und Stuhl ſaß, und ſo lange er die Freiengerichte und heimlichen Achten zu Rechte handhabete und vor ſeinem Oberſten unverfolget war, konnte er weder von dem Papſte, noch ſonſt Jemand in den Bann gethan werden, außer um dreier Stücke, wenn er an dem Chriſtenglauben zweifelte, und ſein Eheweib verleitete, und Gotteshäuſer zerſtören halſ. Die Beſoldung der Freigrafen beſtand vornehmlich in Geld-, Getreide- und anderm Zins[11]). In Arnsberg war der Oberfreigraf. (*Ferd. Wachter.*)

8) d. h. ſechs Freiſchöpfen mußten Bürge ſein. 9) Durch Boten geladen werden. 10) Altes Rechtsbuch der Fehme bei Troß S. 40. 51 und 52. 11) Das gerichtliche Verzeichniß der freien Stühle der Freigrafſchaft von Soeſt und der Renten eines ſoeſter Freigrafen vom J. 1505 bei Troß S. 63. 64 ſagt: Item dusse na beschribene Renthe und gulde (Gülte) hevet eyn vrygreve der van Soest jahrlichs up S. Cuniberti dag vor sunnen undergang valben dar he eff sy emen dan nicht bethalet warumb mag panden mit synem vronen. Item thom ersten de vrouwe van Welver gevet des jahrs ein voder hews. Item deselbige zwe hupede (gehäufte) schepel gersten, sess bicker gersten, twe honer, 3 penninge und vyff Kyer. Es werden nun S. 63—65 die Zinspflichtigen weiter aufgeführt, und es wird angegeben, worin der Zins beſtand.

FREIHAN, 1) Minderherrſchaft im militſchen Kreiſe des Regierungsbezirks Breslau, welche dem Baron von Teichmann gehört, eine □Meile, ein Marktflecken und neun Dörfer. 2) Hauptort darin mit 70 Häuſern, 550 Einwohnern, einer katholiſchen und einer lutheriſchen Kirche. Dazu kommt noch die freihanſche Schloßgemeinde mit einem herrſchaftlichen Schloſſe und Park, mehren andern Gebäuden und Bauernwohnungen und 450 Einwohnern. Unweit der polniſchen Grenze. — Freihan gehörte früher zur Herrſchaft Militſch. Als Wilhelm von Maltzan dieſen Antheil bekam, vererbte er ihn 1667 auf ſeinen Sohn gleiches Namens. Als dieſer 1691 ohne Erben ſtarb, behielt ſie deſſen Witwe und brachte ſie ihrem zweiten Gemahle, Erasmus Ulrich, Grafen von Geiſt und Hagen, zu. Dieſer hinterließ ſie wieder ſeiner zweiten Frau, Hedwig Chriſtina, dieſe wieder ihrem zweiten Manne, Gerhard Wilhelm, Reichsgrafen von Strattmann. Zu Büſching's Zeiten gehörte ſie wieder den Maltzan's. Im J. 1759 wurde die Herrſchaft von den ruſſiſchen leichten Truppen verwüſtet. (*Daniel.*)

FREIHEIT (Philoſophie und Politik), insbeſondere Freiheit des Willens; bürgerliche und politiſche. Da das Wort „Freiheit“ nicht nur an und für ſich vielumfaſſend und vieldeutig, ſondern auch der damit bezeichnete, in theoretiſcher Hinſicht ebenſo ſchwierige, wie in praktiſcher wichtige Begriff in Folge der Verſchiedenheit der philoſophiſchen Syſteme, ſowie der religiöſen und politiſchen Parteianſichten, ſehr verſchiedenartig aufgefaßt und beſtimmt wird, ſo erſcheint es vor Allem nöthig, einen feſten objectiven Standpunkt zu gewinnen und ein ſicheres Kriterium der Wahrheit in dieſer Hinſicht ſoviel als möglich auszumitteln. Als ein ſolches iſt in Bezug auf die Begriffsbeſtimmung zunächſt der allgemeine Sprachgebrauch anzuſehen, welcher, wie auch Spinoza und andere ausgezeichnete Philoſophen beſtimmt anerkannt haben, auch für philoſophiſche Begriffe die beſte Erkenntnißquelle iſt, während aus den ſubjectiv willkürlichen Terminologien einzelner Syſteme oder Schulen für objective Wahrheit Nichts gewonnen werden kann[1]). Sodann iſt für die vollſtändige Erörterung vorzugsweiſe auf die geſchichtliche Entwickelung der verſchiedenen Freiheitsbegriffe Rückſicht zu nehmen, da hier, wie überall, die Geſchichte der Spiegel des Lebens iſt, das nach des Dichters Worten „beſſer lehrt, als Redner und Buch,“ wie denn auch ſchon Ariſtoteles[2]) „die Zeit und die

1) „Quia *vulgus* vocabula primum invenit, quae postea a philosophis usurpantur, ideo e re esse videtur illius, qui primam significationem alicujus vocabuli quaerit, quid primum apud vulgum denotaret, inquirere.“ *Spinoza*, Cogit. metaphys. I. c. 6 (T. I. p. 105. ed. *Paul.*); cf. Ethic. II. 40. Schol. (T. II. p. 111 sq.); vergl. *Baco*, De augment. scient. l. V. c. 4. Herder, Fragm. zur teutſchen Literatur. Samml. I (Werke zur Literatur und Kunſt II, 209) in f. §. 12. Samml. III. §. 11. Hamann. Fries, Logik S. 579. Bachmann, Logik S. 390. 2) *Aristoteles*, Polit. lib. II. c. 3. p. 36. ed. *Goettling*. Was Thom. Campanella ſagt: „Cujuscunque rei ve-

Digitized by Google

verfloſſenen Jahrhunderte für die beſten Lehrmeiſter auch für die Philoſophen" erklärt hat. Dazu kommt, daß die „Freiheit" ſelbſt als ein dem Menſchenleben angehöriger Begriff in ihren praktiſchen Hauptbeziehungen, namentlich als politiſche Freiheit, zu den (mathematiſch zu reden) „veränderlichen oder unbeſtändigen Größen" gehört, und mit dem Bildungszuſtande der Nationen als einer „Function" der Zeit wächſt oder abnimmt; daher denn auch ihr Begriff nie für Alle ſchlechthin derſelbe ſein kann[3]). Auch kann in dieſem praktiſchen Gebiet ein wahrer Fortſchritt und eine nachhaltige Errungenſchaft nie ohne Anknüpfung an das geſchichtlich Gegebene gewonnen werden, was wiederum am meiſten in Bezug auf die politiſche Freiheit gilt, und grade in unſerer Zeit, in welcher dieſe Wahrheit nur zu ſehr verkannt zu werden pflegt, um ſo mehr wieder eingeſchärft werden muß, je größer die Gefahr iſt, die an ſich ſo erfreulichen wahren Rieſenfortſchritte der Gegenwart durch Maßloſigkeit im Reformiren für die Zukunft wieder zu verlieren.

1. Freiheit überhaupt. — Das Wort „Freiheit" wird in ſehr vielen, zum Theil ganz verſchiedenen, bisweilen ſelbſt entgegengeſetzten Beziehungen (wie z. B. in den ſinnverwandten Ausdrücken „Cenſurfreiheit und Preßfreiheit") [4]) gebraucht, und bezeichnet in ſeinem weiteſten Sinne überhaupt den Zuſtand oder die Beſchaffenheit einer Perſon oder Sache, worin dieſelbe in ihrer natürlichen Wirkſamkeit oder Kraftäußerung nicht gehindert wird, oder den Zuſtand einer Abweſenheit aller ſolchen Dinge, welche als eine Einſchränkung, ein Zwang oder Hinderniß durch irgendwelche fremde Einwirkung anzuſehen ſind. „Freiheit" iſt demnach ſchon an ſich als ein negativer Begriff, als eine Abweſenheit von Schranken irgendwelcher Art anzuſehen; worauf auch die Etymologie unſers teutſchen Wortes hindeutet[5]). In dieſem weiteſten Sinne wird die „Freiheit" als ein Prädicat ſelbſt lebloſer, oder doch blos beſeelter Weſen gebraucht, in dem ſie nur den Gegenſatz gegen ein Gebundenſein irgend einer Art ausdrückt (ein Waſſer fließt „frei," wenn es nicht eingedämmt iſt; ein Baum ſteht „frei," wenn er nicht an der Ausbreitung ſeiner Äſte gehindert wird; ein Gebäude hat „freie" Ausſicht; von den „eilenden Wolken" ſagt der Dichter: „frei in den Lüften iſt eure Bahn;" der Vogel ſchwingt ſich „frei" in die Luft; das Raubthier durchſtreift „frei" den Wald und dergleichen mehr). Im engern Sinne, der zugleich der gewöhnlichſte iſt, wird Freiheit nur als ein nur dem Gebiete des Menſchenlebens angehöriger Begriff angeſehen, und bezeichnet den Zuſtand eines Menſchen, in ſofern derſelbe von fremder willkürlicher Einwirkung, beſonders von Gewalt, unabhängig in ſeinen geiſtigen oder phyſiſchen Kraftäußerungen nicht gehemmt iſt, ſodaß alſo auch hier das Merkmal des Negativen, die Abweſenheit von Zwang, vorherrſcht. (Dieſer Punkt iſt in ſofern wichtig, als ſchon hieraus folgt, daß mit der bloßen „Freiheit" nur eine Möglichkeit von Kraftäußerungen, nicht ſchon die Wirklichkeit derſelben gegeben iſt; doch wäre es unpaſſend, der Freiheit deshalb poſitive und directe Wirkſamkeit abzuſprechen, die ſie vielmehr in hohem Grade äußern kann, wofür es ja auch in der phyſiſchen Welt nicht an Analogien fehlt. So iſt z. B. auch die Kälte nichts Poſitives, da es keinen „Kälteſtoff" gibt, ſondern nur Abweſenheit der Wärme, und beſteht eigentlich nur in Verminderung der Bewegung; aber dennoch iſt in ihr Kraft und Wirkſamkeit, da frierendes Waſſer das ſtärkſte einſchließende Gefäß zerſprengen kann[6]). Und welche ungeheure Wirkung die Unterdrückung der politiſchen Freiheit haben kann, iſt zur Genüge, namentlich aus der allerneueſten Geſchichte, bekannt.) Auf das menſchliche Leben bezogen, weiſt der Begriff der Freiheit keineswegs auf eine völlige Abweſenheit von aller Art von Abhängigkeit hin, iſt nicht mit einer abſoluten Unabhängigkeit gleichbedeutend, da vielmehr mit dem Begriff des Menſchen ſelber als eines in der Welt in Zeit und Raum an einen phyſiſchen Organismus gebundenen Vernunftweſens eine Abhängigkeit oder Gebundenheit deſſelben in mehrfacher Beziehung von ſelbſt ſchon gegeben oder geſetzt iſt. Daher kann der Begriff „Freiheit" nie in abſolutem Sinne von einem endlichen, ſinnlich beſchränkten Weſen, wie der Menſch iſt, gebraucht werden, mag man nun von der blos äußern oder phyſiſchen, oder von der innern, geiſtigen, moraliſchen, politiſchen ꝛc. Freiheit reden. Hierauf deuten auch die Begriffe der ſynonymen oder ſinnverwandten Ausdrücke hin. Am nächſten verwandt und in den meiſten Fällen mit Freiheit ganz gleichbedeutend iſt „Unabhängigkeit," wiewol eine Sache oder Perſon darum nicht frei zu ſein aufhört, weil ſie in gewiſſen Beziehungen von andern abhängig iſt, wofern ſolche Beſchränkungen nur nicht der eigenen Natur entgegen ſind[7]). Während Unabhängigkeit vorzugsweiſe das negative Merkmal der Freiheit enthält, drückt „Ungebundenheit" mehr ein poſitives Benehmen, ein Geltendmachen der Freiheit aus, welches ſich durch keine Verbindlichkeiten oder Geſetze hemmen laſſen will, wie namentlich in dem Ausdruck angedeutet iſt, ein „ungebundenes Leben" führen, d. h. ſich weder durch poſitive Rechts-, noch durch ſittliche und Anſtands-

ritatem volueris perscrutari, ejusdem *historiam* manifestam tibi esse oportet" (De libr. propr. et recta rat. stud. c. 2. art. 2), drückt Goethe mit den Worten aus: „Das Wahre kann blos durch ſeine Geſchichte erhoben und erhalten, das Falſche blos durch ſeine Geſchichte erniedrigt und zerſtreut werden." Goethe und Zelter, Briefwechſel II, 183.

3) Burke, Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution, überſetzt von Gentz II. S. 125. 4) So ſagt Hobbes im Leviathan L. 14: „Per libertatem intelligo id, quod ea vox proprie significat, externorum impedimentorum *absentiam*." 5) Das Wort „frei" (ſchon bei dem Ulphilas frija, bei dem Kero fri und frig, im Angelſächſiſchen freah, frig, im Engliſchen free, im Holländiſchen vry, im Däniſchen fri, im Schwediſchen fri und fraels) iſt offenbar ſehr alt, wie aus dem Heſychius erhellt, der den Namen der Phrygier *Φρύγες* durch *ἐλευθέρους*, Freie, erklärt. Auch das griechiſche *χαλᾶν*, auslaſſen, herauslaſſen, ſcheint damit verwandt zu ſein. Nach Adelung ſtammt „frei" von der ebenſo alten und noch in den nordiſchen Sprachen befindlichen Partikel frä, fram, ab, d. i. aus, von; weil frei doch eigentlich eine Abſonderung, Abweſenheit bedeutet.

6) *Leibnitz*, Tentam. Theod. p. 242; vergl. Schelling, Philoſophiſche Schriften I. S. 445. 7) Erſch-Eberhard-Maaß-Gruber's Synonymik. 1826. II. S. 483.

Digitized by Google

geſetze für gebunden oder verpflichtet halten. Dieſe „Ungebundenheit," die jede Feſſel verſchmähet, wird auch oft „Freiheit" genannt, in dem Worte Schiller's: „Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte;" ſie iſt auch nur zu oft unter der Firma der politiſchen Freiheit gemeint. Ebenſo in der bekannten Redensart: ſich „Freiheiten" herausnehmen[8]), d. h. die Geſetze des Anſtandes oder der Sitte verletzen. Die Freiheit wird zur Frechheit (welches Wort, als Verſtärkung von frei, das Übermaß der Freiheit bezeichnet), wenn in dem Benehmen gegen Andere ſich ein poſitives Verhöhnen der Geſetze des Anſtandes oder der Sittlichkeit[9]), oder auch der Geſetze oder Vorſchriften der Obern[10]) zu erkennen gibt. (So auch das lateiniſche *licentia*, z. B. *Cic.* Fam. IV, 9. Off. II, 8. *Tacit.* Hist. II, 10. *Phaedr.* I. fab. 2.) Als höherer Grad der Ungebundenheit iſt die Zügelloſigkeit anzuſehen, die in ſofern das directe Gegentheil der Freiheit iſt, als bei ihr ein Beherrſchtwerden der Perſon durch niedrige Begierden oder thieriſche Leidenſchaften ſtattfindet (worauf auch die Metapher dieſes Ausdrucks hindeutet, der von einem gezähmten Thiere hergenommen iſt, das eines Zügels bedarf, um nicht durch ſeine natürliche Wildheit zu ſchaden)[11]). Dieſer Zügelloſigkeit entſpricht das lateiniſche *libido*, z. B. *Cic.* Nat. Deor. II, 51. Verr. IV, 52. *Tacit.* Hist. IV, 76. Das Wort Willkür, welches der Etymologie nach Wahl des Willens bezeichnet (von küren)[12]), wird öfters auch, und namentlich im philoſophiſchen Sprachgebrauche als gleichbedeutend mit Freiheit gebraucht, indem die ſelbſtbewußte oder verſtändige „menſchliche Willkür" dem blindwirkenden thieriſchen Inſtinct entgegenſteht[13]). Im Sprachgebrauche des gemeinen Lebens dagegen bezeichnet Willkür das Geltendmachen des eigenen Willens nach bloßem Belieben oder Gefallen, nach bloßer Laune oder Caprice (libido im Lateiniſchen, z. B. *Tacit.* Ann. IV, 46; „ad libidinem suam vexare aliquem" kommt beim Cicero öfters vor, z. B. pro Rosc. Amer. c. 49 und de invent. I, 45), z. B. wenn man von der Willkür der Regenten oder Geſetzgeber, der Polizei u. dgl. m. redet[14]). Dahin gehört auch die Definition der „Freiheit," wie ſie Cicero aufſtellt: „Quid est enim *libertas?* potestas vivendi *ut velis*" (Parad. 5). — „Freiheit" bezeichnet auch oft ſoviel als das Recht, an gewiſſe Einſchränkungen nicht gebunden zu ſein, oder das Privilegium, Vorrecht (z. B. eine Stadt, Corporation u. dgl. m. mit gewiſſen Freiheiten begnadigen), weshalb auch früher Orte, die ſolche Vorrechte genoſſen, ſelbſt „Freiheiten" genannt wurden (z. B. in Weſtfalen mehre Städte und Flecken, anderwärts einzelne Häuſer oder Straßen, wie auch noch jetzt in Naumburg die „Herrenfreiheit," d. h. die Gegend, die unter dem Domſtifte ſtand). Überhaupt iſt dieſe Unabhängigkeit von Bedingungen oder Geſetzen, welchen Andere unterworfen ſind, in ſehr vielen Ausdrücken das vorherrſchende Merkmal in dem Begriffe Freiheit; z. B. Freiſcharen, Freihäfen, Freiſaſſen, Freiſchießen, Freiſchützen, Freibeuter, Freimeiſter, „unzünftige" Freigerichte, Freiſtätten, Freiwaſſer (worin Jedem der Fiſchfang freiſteht) u. dgl. m.

In Bezug auf den Begriff der Freiheit unterſcheidet man die innere und die äußere Freiheit. Die erſtere iſt die Freiheit des Willens, als des Vermögens, ſich zum Handeln ſelbſt zu beſtimmen, und wird die moraliſche oder ſittliche Freiheit genannt, in ſofern darunter das Vermögen verſtanden wird, unabhängig von den Trieben der Sinnlichkeit, oder im Kampfe mit denſelben, durch das Moral- oder Sittengeſetz (durch die Idee der Pflicht, oder in ſofern alle ſittliche Geſetzgebung auf einen höchſten Geſetzgeber, auf Gott, zurückweiſt, durch die Idee des Willens Gottes) ſich zum Handeln zu beſtimmen. Die äußere Freiheit iſt die Freiheit des Willens als das Vermögen des Menſchen, auf das Sein der Dinge ſelber einzuwirken, Wirkungen herbeizuführen, welche mit dem gefaßten Entſchluſſe übereinſtimmen; ſie iſt das Vermögen des Menſchen, durch Vorſtellungen die denſelben entſprechenden Wirkungen hervorzubringen, weil und in wiefern dieſes Vermögen zu Folge der phyſiſchen Beſchaffenheit des Menſchen eine Macht, d. h. eine wirkſame Kraft, iſt[15]). Unſer Wille iſt in dieſer Hinſicht zunächſt als eine phyſiſche Kraft anzuſehen, als das Vermögen der Muskelbewegung des Körpers, indem die willkürlichen Bewegungen unſerer Organe durch die bloße Vorſtellung derſelben erfolgen; ſodann aber auch als eine geiſtige Macht, in ſofern ſie von ihm unſer willkürliches Dichten und Denken, oder die Bewegung unſers Gedankenlaufs ausgeht[16]). Dieſe Macht des Geiſtes (oder des Menſchen)

---

8) Goethe's Werke. 1828. Bd. XV. S. 138.

9) Fauſt: „Und du verzeihſt die Freiheit, die ich nahm?
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?
(nämlich ihr ſeine Begleitung anzubieten.)
Margarethe: Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehn;
Es konnte Niemand von mir Übels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was Freches, Unanſtändiges geſehen?"
Goethe.

10) „Und dieſe Pflicht, mein Sohn, verſetzt
Der Meiſter, haſt du frech verletzt.
Schiller. (Im „Kampf mit dem Drachen.")
Roms Hoheit ſank, wie die vom Gift befallne Blüthe;
Um frei zu ſein, zu frech, zu niedrig, zu verrucht.
Die Freiheit flieht den Markt, und weihet im Gemüthe
Des Weiſen ihren Thron, wenn ſie die Welt beſucht."
Tiedge.

11) Eberhard-Maaß-Gruber's Synon. II, 487. 12) Die citirte Synon. III, 65; vergl. I, 402, wo die Verwandtſchaft der Wörter „begehren" (urſprünglich geren, keren) und „küren" nachgewieſen wird. — Wählen und Wollen (gleichſam Wohlen) ſind offenbar ſtammverwandte Ausdrücke; vergl. Krug, Handbuch der Philoſophie. 2. Ausg. I. S. 65. 13) Fries, Neue Kritik der Vernunft III. S. 49. 2. Ausg. Platner, Philoſophiſche Aphorismen I. S. 502. 2. Ausg.

14) Im Altteutſchen bezeichnete „Willkür" das von dem Willen des Volkes feſtgeſtellte Gewohnheitsrecht, im Gegenſatz gegen die obrigkeitlichen Geſetze. Vgl. Möſer, Osnabrückiſche Geſchichte. Abſchn. I. §. 12. Abſchn. III. §. 17. 15) Vgl. Zachariä, Vierzig Bücher vom Staat. 1839. I. Bd. S. 7. 16) Fries, Neue Kritik der Vernunft. 3. Bd. S. 54 fg.; vgl. deſſen Pſychologiſche Anthropologie. 1820. I. S. 36. 226. Deſſen Ethik S. 45.

über ſein eigenes Innere, die Macht des freien Denkens iſt zugleich die Grundbedingung der innern Freiheit, oder der Freiheit des Willens ſchlechtweg, zu deren näherer Betrachtung wir nun übergehen, da ſie nicht nur an ſich für den Menſchen die wichtigſte Freiheit, ſondern auch die Grundlage aller übrigen, namentlich der politiſchen, iſt.

II. Freiheit des Willens. — Was überhaupt Wille iſt, muß natürlich hier als Jedem aus dem eigenen Bewußtſein, ſowie als aus der Pſychologie ſchon bekannt vorausgeſetzt werden[17]). Im weitern Sinne des Wortes, wonach Wille ſoviel wie Begehrungsvermögen überhaupt heißt, wird auch den Thieren ein Wille beigelegt (wie ſich dies u. A. auch durch verſchiedene, von dieſem thieriſchen Willen hergenommene Bezeichnungen für gewiſſe Modificationen des menſchlichen Willens ergibt, z. B. Halsſtarrigkeit, Hartnäckigkeit, Widerſpenſtigkeit). Im engeren Sinne wird jedoch der Wille als das höhere Begehrungs- oder Thatvermögen, als der ſelbſtbewußte, rein innerlich durch Vorſtellungen vermittelte und ſelbſtändige und Thätigkeit des Geiſtes in ſeiner praktiſchen Richtung blos auf den Menſchen bezogen[18]). Die Lehre von der Freiheit des Willens iſt demgemäß ein Thema oder Capitel der pſychiſchen Anthropologie oder der Pſychologie, als der Wiſſenſchaft von den Erſcheinungen des geiſtigen Menſchenlebens und den ihnen zu Grunde liegenden Geſetzen. In ſofern übrigens, wie ſchon bemerkt, der menſchliche Wille ſelber auch auf das Sein der Dinge vielfach einwirken kann und als Hebel der menſchlichen Thatkraft alle Erſcheinungen der Geſchichte der Menſchheit hervorgerufen hat, gehört jene Lehre theils auch in das Gebiet der theoretiſchen oder ſpeculativen Philoſophie, der ſogenannten Metaphyſik (indem es ſich fragt, ob in der Welt Alles lediglich nach den Geſetzen der Natur oder Sinnenwelt geſchieht, oder ob noch eine Cauſalität durch Freiheit zur Erklärung der Erſcheinung der Welt anzunehmen iſt), theils in das Gebiet der ſogenannten praktiſchen Philoſophie, ſowie zugleich aller derjenigen poſitiven Wiſſenſchaften, welche es mit den menſchlichen Handlungen zu thun haben, alſo der Rechts- und Staatswiſſenſchaft, der Theologie und Pädagogik.

Wir haben es hier natürlich zunächſt nur mit der Erörterung dieſes Thema's vom Standpunkte der Pſychologie zu thun, von welchem aus folgende Hauptmomente feſtzuhalten ſind.

Der Menſch hat mit den Thieren das Vermögen gemein, daß er ſich durch innere Beſtimmungsgründe (Empfindungen und Vorſtellungen) zu Kraftäußerungen beſtimmen kann. Aber er allein hat das Vermögen zu handeln, d. h. nach ſelbſtbewußten und von ihm ſelbſt gewählten Zwecken thätig zu ſein, wie denn auch das Wort Handeln nur von dem Menſchen, nicht von den Wirkungen des thieriſchen Inſtinkts oder der bloßen Naturkräfte gebraucht wird[19]). Handeln iſt ein Thätigſein nach Zwecken, d. h. Vorſtellungen, welche Cauſalität in Hinſicht ihres Gegenſtandes haben (beim Handeln, z. B. dies oder jenes Geſchäft betreiben oder Werk ausführen, geſchieht dies nicht durch einen blindwirkenden, uns einwohnenden, unwiderſtehlichen Drang, ſondern nach Vorſtellungen von dem Werth oder Intereſſe, welches das Reſultat unſers Thätigſeins für uns hat, und ohne welches der Menſch ſchlechterdings zu keiner Thätigkeitsäußerung gelangen würde. Selbſtbewußtſein und Freiheit ſind daher die weſentlichen Merkmale des menſchlichen Thätigſeins, und nur dann iſt ein wahrhaftes Handeln vorhanden, wenn der Menſch ſich mit Beſonnenheit zum Thätigſein beſtimmt[20]). — Der Menſch iſt der „einzige und erſte Freigelaſſene der Schöpfung (nach Herder's Ausdrucke); er iſt losgelaſſen von der Kette des Inſtincts und ſeinem innern Weſen nach nicht dem Cauſalnexus, der die übrige Natur mit eiſerner Nothwendigkeit beherrſcht, unterworfen, ſondern er beſtimmt ſich durch ſeine Vorſtellungen rein innerlich durch ſich ſelbſt, während jedem andern Naturweſen der Anſtoß und die Richtung ſeiner Thätigkeit oder Wirkſamkeit von etwas außer ihm Befindlichen, ihm Fremden wird. Zwar hat er ihm eingepflanzte, ſtets wirkſame und oft ſich widerſtrebende Triebe, aber dieſe bringen nicht für ſich allein ſchon die That hervor, wie etwa Druck oder Stoß das Rad in der Maſchine beſtimmt, oder wie der Inſtinct die Thiere unwiderſtehlich determinirt; ſondern er kann ſich frei durch ſeinen Willen für den einen oder andern dieſer Triebe entſcheiden, oder den einen dem andern unterwerfen. Er kann jederzeit zu ſich ſelbſt Nein ſagen; er kann ſelbſt den heftigſten aller thieriſchen Triebe, den der Selbſterhaltung, zum Schweigen bringen und überwinden, ſowie er auch durch den Gedanken an phyſiſchen Untergang oder Tod, den kein Thier im Voraus ſich zu denken vermag, ſich nicht im muthigen Fortſchreiten zu ſeinem Ziele hemmen läßt. Zwar gibt es Geſetze für den Willen ſelbſt, allein dieſe Geſetze wirken nicht wie die der eigentlichen ſogenannten äußern Natur, in welcher, wenn einmal ein

17) Über die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes Wille vergl. Hillebrand, Anthropologie II, 203. Feder, über den Willen I. S. 28. Locke, über den menſchl. Verſtand II. Cap. 21. Kant, Kritik der praktiſchen Vernunft S. 29 fg. Carus, Pſychologie I, 299. Hartmann, Geiſt des Menſchen S. 229 fg. Fries, Kritik der Vernunft III, 44 fg.; Pſych. Anthropologie I, 229 fg. Biunde, Pſychologie II, 436. Scheidler, Pſychologie S. 459 fg. 18) Vergl. Feder a. a. O. I. S. 28. Über den Unterſchied zwiſchen Begehrungsvermögen und Wille vergl. Hillebrand, Anthropologie II, 170. Reinhold, Theorie des menſchlichen Erkenntnißvermögens S. 194. — Über den Unterſchied zwiſchen dem menſchlichen und thieriſchen Begehren vergl. Gruber, Beſtimmung des Menſchen II, 258. (Es iſt von ſelbſt klar, daß von einem Willen gar keine Rede ſein könnte, wenn der Menſch wie das Thier nur einen Grundtrieb und nicht wegen ſeiner Doppelnatur als ſinnliches und vernünftiges Weſen verſchiedene, mit einander oft in Widerſpruch ſtehende, Grundtriebe hätte, die ebendeshalb eine höchſte oder ſouveraine und zwiſchen ihnen entſcheidende Macht poſtuliren. Vergl. Zachariä, Vierzig Bücher vom Staat I. 27 und Erhard, Denkw. von Varnhagen von Enſe S. 365.)

19) Vergl. Eberhard-Maaß-Gruber, Synonymik. 1826. III. S. 297. Klopſtock's Werke XII. S. 310. Fries, Neue Kritik der Vernunft III. S. 9. Auch Adelung, ſ. Hand.

20) „Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand ꝛc."

Geſetz für eine Kraft beſtimmt iſt, dann auch unausbleiblich die Wirkung, das Phänomen, ſo und nicht anders erfolgen muß, wie z. B. das Eiſen ſich nothwendig zum Magnet, die Magnetnadel ſich nothwendig nach Norden bewegt; vielmehr iſt es eben erſt der Wille ſelbſt, welcher ſich für das eine oder andere jener Geſetze entſcheidet, oder vielleicht auch nicht entſcheidet.

In dieſer Hinſicht iſt nun der Selbſtmord, wie auch Goethe ſchon bemerkt hat, ein vom pſychologiſchen Standpunkte aus vorzugsweiſe merkwürdiges Phänomen [21]), indem grade in ihm dieſe Freiheit des Menſchen als Selbſtmacht des Geiſtes über die Anfoderungen der thieriſchen Natur am beſtimmteſten und unzweideutigſten hervortritt. Was iſt das urſprüngliche Geſetz jedes lebendigen und beſeelten Weſens? „Sich zu erhalten!“ — antwortet die geſammte Natur bis auf den armſeligen Wurm herab, der ſich unter unſerm Fußtritt krümmt. Nur der Menſch zeigt ſich frei von der Abhängigkeit von dieſem allmächtigen Naturtriebe. In ihm liegt die Kraft des Widerſtandes gegen denſelben, und er allein kann ſeinen Lebenstrieb beſiegen [22]). Mit Recht hat ſchon das Alterthum dies wahrhaft göttliche Prärogativ der Menſchheit, namentlich in der ſtoiſchen Philoſophie [23]), als ſolches anerkannt, wie dies ſich auch in den bekannten Worten des Dichters Lucan über den jüngern Cato ausſpricht [24]). Ebenſo Shakeſpeare an mehren Stellen [25]) und Goethe in dem einen berühmten Monolog des Fauſt, welcher die Phiole mit dem Giſt ergreift und anſetzt [26]). Soviel iſt jedenfalls ausgemacht, daß ohne dieſes Vermögen des Menſchen ſein eigenes empiriſches Daſein durch ſeinen freien Willen zu regieren, auch alle höhern Erſcheinungen der Begeiſterung und des Enthuſiasmus in der Aufopferung des Lebens für die ſittlichen, religiöſen ꝛc. Ideen und Ideale gar nicht ſtattfinden würden, ſowie umgekehrt dieſe letztern als Thatſachen der Erfahrung oder Geſchichte zugleich ein thatſächlicher Beweis der Willensfreiheit ſelber ſind.

Nur wegen dieſer dem Menſchen eigenthümlichen Freiheit des Willens kann man ſagen, daß (wie die pſychiſche Anthropologie oder die Pſychologie lehrt) der Menſch allein ſein Leben ſelbſt lebt, indem ſein Wille ſich ſelbſt Zwecke für daſſelbe anſetzt, während in den Thieren nur eine fremde Macht, die Natur, lebt; ſowie, daß der Menſch allein ſich ſelber eine Richtung zu ertheilen vermag, während alle Körper nur eine erhalten [27]); daß er, wie Schiller es ausdrückt [28]), „allein unter allen uns bekannten Weſen das Vorrecht hat, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloße Naturweſen unzerreißbar iſt, durch ſeinen Willen zu greifen und eine ganz friſche Reihe von Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen! Darum iſt er allein auch nur ein wahrhaft lebendiges Weſen und alles Übrige iſt dem Geſetze der Trägheit unterworfen (unter welchem Ausdrucke die Naturforſcher eben jenes Unvermögen der Natur, ſich durch ſich ſelbſt zu verändern, verſtehen) [29]); denn wahrhaft lebendig iſt nur, was ſich ſelbſt zur Thätigkeit beſtimmt; in der materiellen Welt iſt aber alles Geſchehen und Werden nur ein Inbewegungſein oder Bewegungerregen; das Erſtere iſt ein bloßes Leiden ohne Thun, mithin etwas Todtes, das Letztere aber durch Anziehung und Abſtoßung der Materie iſt auch nur todte Kraftäußerung, indem eine Maſſe immer nur an der andern ihre Kraft zeigt. Genau geſprochen, kommt daher ſelbſt den Pflanzen und Thieren, obgleich wir ſie lebendig nennen, kein Leben im eigentlichen höhern Sinne zu [30]); wenigſtens iſt ſoviel ganz aus-

21) „Der Selbſtmord iſt ein Ereigniß der menſchlichen Natur, welches, mag auch dafür geſprochen und gehandelt ſein, ſoviel als da will, doch einen jeden Menſchen zur Theilnahme fodert, und in jeder Zeitepoche wieder ein Mal verhandelt werden muß.“ Goethe, Aus meinem Leben. 3. Th. S. 333. 22) „Sage, iſt es dir nie aufgefallen — ſodaß du dabei ſtehen, lange ſtehen geblieben wäreſt — dabei: daß der Menſch ſich entſchließen kann, zu ſterben? Zu wählen zwiſchen Tod und Leben vermag kein Thier; es hat nur ſinnliche Triebe, die es zwingen, nur ſein Daſein auf der Erde fortzuſetzen. Der Menſch vermag es. „„Du wählſt Leben und ich wähle Tod,““ ſagt Antigone zu ihrer Schweſter Jsmene. Eine Liebe iſt dem Menſchen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Luſt.“ Jacobi im Allwill. (Werke I, 175.) 23) *Diog. Laert.* VII, 106. *Cic.* De off. I, 31; Tusc. quaest. I, 40; V, 40. 41; Fin. I, 15; III, 18. *Seneca*, Ep. 12. 17. 22. 26. 54. 58. 70. 89. 90. 91; de provid. 2, 6; de ira III, 15. *Plin.* H. N. II, 63; XXVIII, 1. *Plin. Sec.* Epist. I, 22. *Plutarch.* Stoic. repugn. p. 1042. *Antonin.* De se ipso III, 1; V, 29; VIII, 47; X, 2; XI, 7. *Epict.* Enchirid. 22.

24) „Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Catonis!“

25) Im Julius Cäſar, Act I. Scene 3:

„Therein, ye gods, you make the weak most strong,
Therein, ye gods, you tyrants do defeat:
Nor stony tower, nor walls of beaten brass,
Nor airless dungeon, nor strong links of iron,
Can be retentive to the strength of spirit;
But life, being weary of these worldy bars
Never lacks power to dismiss itself.“

Ferner in Anton. und Kleopatra, Act V, Scene 2:

„— — — — It is great,
To do that thing that ends all other deeds;
Which shackles accidents and bolts up change;
Which sleeps, and never palates more the dung,
The beggar's nurse and Caesar's.“

26) „Ja kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen deinen Rücken zu!
Vermeſſe dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen Jeder gern vorüberſchleicht.
Hier iſt es Zeit, durch Thaten zu beweiſen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der ſich Phantaſie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzuſtreben,
Um deſſen engen Mund die ganze Hölle flammt,
Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen
Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen.“
(Werke. Bd. XII. S. 43.)

27) Denn ſcharf genommen iſt (wie Jean Paul richtig bemerkt, Muſeum S. 151) jede Körperwirkung die Summarie und das Geſchöpf aller daſeienden Körperwirkungen auf einmal; aber jeder Geiſt kann frei von Neuem anfangen. 28) In dem Aufſatze: „Über Anmuth und Würde.“ 29) *Newton*, Princ. phil. nat. L. I. Axiom. I, 1. *Euler*, Theor. mot. corp. rigid. §. 285. Fries, Metaph. S. 363. Erh. Schmid, Phyſiologie II, 53. Biot, Phyſik überſetzt von Wolf I, 1. 30) Sondern nur ver-

Digitized by Google

gemacht, daß den Thieren, die ja nur ſinnliche Vorſtellungen haben, dieſe, ſowie ihre Bewegungen, durch die Gegenwart der äußern ſie umgebenden Objecte und durch die Organiſation ihres Körpers mit Nothwendigkeit vorgeſchrieben ſind [31]). Darum hat der Menſch allein eine Geſchichte im eigentlichen Sinne; denn ſeine Handlungen ſind nicht in einen beſtimmten Kreislauf eingeſchloſſen, wie die des Thieres, über welchen das letztere nie hinaus kann, und in welchem ihm ſeine Bahn ein für alle Mal durch Geſetze eines unverbrüchlichen Mechanismus vorgezeichnet iſt, während dem Menſchen, grade weil er ſich ſelbſt Zwecke für ſein Leben anſetzt, ſeine Geſchichte keineswegs vorgeſchrieben iſt, ſondern er ſie ſich ſelbſt machen kann. Auch hat das Thier blos einen Gattungscharakter, der Menſch aber zugleich einen Individualcharakter, dergeſtalt, daß wenn man bei erſterm aus dieſem Gattungscharakter im Allgemeinen faſt mit mathematiſcher Sicherheit berechnen kann, was das Thier unter gegebenen Fällen thun wird, eine ſolche Berechnung dagegen keineswegs in Beziehung auf den letztern ſich anſtellen läßt. Darum endlich bringt der Menſch überhaupt alle ſeinem Leben eigenthümlichen Erſcheinungen der Wiſſenſchaften, der ſchönen Künſte, der Kirche, des Staats u. ſ. w. nicht vermöge eines blindwirkenden Inſtincts (wie jene bekannten Thiere, welche ſogenannte Kunſttriebe beſitzen und Werke hervorbringen, von denen ſie vorher gar keine Vorſtellung haben), ſondern jederzeit nach mehr oder minder deutlich gedachten Vorſtellungen, die den ihnen correſpondirenden Gegenſtänden vorhergehen und ſelbige erſt bewirken, d. h. nach Zwecken, hervor; ſowie er auch die in den übrigen jener genannten Erſcheinungen der Tugend, des Rechts und der Religion liegenden Geſetzgebungen für ſein praktiſches Leben erſt durch Sebſtbeſtimmung in ſeine Vorſtellungen aufnimmt und ſich mit Freiheit ihnen unterwirft; und nur in ſofern ſeine ſittlichen, rechtlichen und religiöſen Handlungen aus eigener innerer Überzeugung (nicht blos durch fremdes Gebot oder Beiſpiel) hervorgehen, haben ſie überhaupt Werth. Kurz, dieſes Vermögen der Freiheit des Willens, ſich durch ſich ſelbſt unabhängig von äußern Einwirkungen zu beſtimmen, iſt der eigentliche Charakter wahrhaft menſchlichen Handelns; durch dieſes Vermögen beurkundet ſich der Menſch (nach Herder's Ausdruck) als König der Erde, und ſelbſt der größte Misbrauch dieſes Vorzugs iſt noch immer ein Beweis ſeines Daſeins, oder, wie Jacobi ſagt, „Freiheit, eigenes Urtheil, Selbſtbeſtimmung iſt der Charakter des Menſchen; und es iſt ihm beſſer, ſogar dem Tiger und Löwen in der Wildniß, als dem Maſt- und Laſtvieh im Stalle zu gleichen“ [32]).

Es ergibt ſich aus der Natur der Sache von ſelbſt, daß dieſe Freiheit des Willens ſich als die Kraft der Selbſtbeherrſchung zeigen muß, welche daher auch von jeher [33]) als die Grundbedingung aller ſittlichen Charakterbildung angeſehen worden iſt [34]). Auch iſt es für

gleichungsweiſe. Wir beobachten nämlich für das Ganze des organiſirten Körpers im Wachsthum und in allen Lebensbewegungen deſſelben zwar eine Entwickelung von Innen heraus, gleichſam eine Selbſtbeſtimmung des Keimes; allein dies Ganze des organiſirten Körpers beſteht nur in der Zuſammenſetzung außer einander befindlicher Theile, in der Verbindung von Organ mit Organ, im äußern Zuſammenwirken der verſchiedenen organiſchen Bewegungen. Für die genauere Beobachtung zerfällt alſo hier Alles in Gegenwirkungen nach äußern Verhältniſſen, welche durch Zug und Stoß träger Maſſen vermittelt werden. Fries, Pſych. Anthropologie I. S. 20. Kritik der Vernunft I. S. 13. II. S. 226. Mathematiſche Naturphiloſophie S. 596. Carus, Pſychologie I, 172. 299. Vergl. Schulze, Pſych. Anthropologie §. 220.

31) Büffon, Allgem. Naturgeſchichte. 7. Bd. S. 26. 45. Garve, Anmerkungen zu *Cic. de off.* 1. Th. S. 64 fg. (Zweite Ausg.) Lüder, Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts I, 57. Schopenhauer, über die vierfache Wurzel ꝛc. S. 86. 114. 121. „Ein phyſikaliſcher oder chemiſcher Verſuch iſt ein Compliment, was man der Natur macht, eine bloße Ceremonie, wir wiſſen ihre Antworten ſchon vorher, und fragen die Natur um ihren Conſens, wie die Fürſten die Landſtände.“ Lichtenberg, Schriften I, 315. Sal. Maimon in Fichte's und Niethammer's Philoſoph. Journal VIII. S. 135. Carus, Geſchichte des Menſchen S. 61. Welcker, Rechts-, Staats- und Geſetzgebungslehre ꝛc. I. 297.

32) „Paſſive Angewöhnungen erziehen den Menſchen blos zum nützlichen Hausthiere. Active, wenn er ſich freiwillig entſchließt, tugendhafte Fertigkeiten zu erwerben, ſind die eigentlichen Mittel der Entwickelung ſeiner höhern Natur. Der Menſch kann ſich alſo nie zu ſehr gegen alle die Freiheit ſeines Geiſtes beſchränkende Gewohnheit des Denkens, Empfindens und Handelns ſträuben; im Gegentheil kann er nie zu eifrig ſich bemühen, auf dem Pfade freier Wahl und eigenen Entſchluſſes das Ziel zu erringen, wovon alle Heerſtraßen automatiſcher Richtigkeit des Denkens und Verhaltens immer weiter den bequemen Wanderer entfernen. Hier iſt der Fall, mit Homer's Achill auszurufen: „„Lieber ein Bettler unter den Lebendigen, als ein König unter den Schatten!““ F. H. Jacobi (Woldemar I. III. 135). Vgl. Tetens' Philoſ. Verſuche über die menſchliche Natur. 2. Th. S. 653 fg. 33) So bekanntlich ſchon von Platon (De leg. lib. I. Bip. p. 8), beſonders aber von den Stoikern (ſ. *Epictet.* Antonin. etc.), deren praktiſche Philoſophie grade deshalb auch noch gegenwärtig beſonders als Widerlegung der pietiſtiſchen Irrlehren von der abſoluten Ohnmacht des menſchlichen Willens in Folge der ſogenannten Erbſünde von hoher Bedeutung und ſehr zu empfehlen ſind. Nur zu wahr iſt, was Goethe ſagt: „Das Schwache iſt ein Charakterzug unſers Jahrhunderts. — Es lebt ein ſchwächeres Geſchlecht, von dem es ſich nicht ſagen läßt, ob es ſo iſt durch die Zeugung, oder durch ſchwächere Erziehung und Nahrung. — Mangel an Charakter der einzelnen forſchenden und ſchreibenden Individuen iſt die Quelle alles Übels unſrer neueſten Literatur.“ Geſpräche mit Eckermann I, 224. 226. II, 64. — „Dem Geſchlechte dieſer Tage fehlt die Fähigkeit zu handeln; die Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen, die Freiheit, eine Überzeugung rückſichtslos zu bekennen, iſt noch gar zu ſelten und neu. Alles Größere ſcheitert bei uns an der Armſeligkeit des Geſichtskreiſes oder der Muthloſigkeit unſerer Beamtenwelt, an der Engherzigkeit unſers Adels, an dem Mangel an verbundener Intelligenz und Kraft. Denn dies iſt bisher immer unſer Verderb geweſen, daß es unſerer Einſicht überall an Energie und unſerer Energie an Einſicht gefehlt hat.“ Gervinus, Die Miſſ. der Teutſchkathol. 1845. S. 78. 34) „Die Tugend ruht allein auf der Grundlage eines eiſernen Willens. Wo der Wille noch ſchwankt, da ſtattet ſie höchſtens einen Beſuch ab, aber ſie hauſet da nicht und iſt da nicht einheimiſch.“ Harniſch, Kaskordi I, 421. — „Im Tugendhaften wohnt ein mächtiger Wille, der zur Dienerſchaft der Triebe ſpricht: es werde! Dieſer iſt jener genialiſch-energiſche Geiſt, der die geſunden Wilden unſers Buſens bingt und bändigt, und der königlicher zu ſich, als der ſpaniſche Regent zu Andern ſagt: Ich, der König!“ Jean Paul. — Hierzu Bettina's Wort: „Wir Alle ſollten Könige ſein, und je widerſpenſtiger, je herriſcher der Knecht in uns, je herrlicher wird ſich die Herrſcherwürde entfalten, je kühner und gewaltiger der Geiſt, der überwindet!“ (Tagebuch 1835. S. 103.)

Digitized by Google

ſich ſelbſt klar, daß nur dasjenige, was der Menſch durch dieſe Geltendmachung ſeiner Freiheit des Willens mittels der Selbſtbeherrſchung in ſeinem innern Leben geſtaltet als das ihm ſchlechthin Eigenthümliche, als eine eigene That angeſehen werden kann, wie dieſes Kant[35]) und Goethe[36]) in ſo treffenden Worten ausgeſprochen haben.

Hiernach läßt ſich nun zugleich verſtehen, in welchem Sinne in der Ethik die Freiheit des Willens verſtanden wird. Der wiſſenſchaftliche Sprachgebrauch der Moralphiloſophie braucht das Wort Freiheit in einem dreifachen Sinne[37]): 1) heißt Freiheit im weiteſten Sinne die Möglichkeit, ſich bei Veränderungen ſeines Zuſtandes überhaupt der Beſtimmungsgründe bewußt zu werden, d. h. ſich bewußt zu werden, daß man ſich nach Gründen beſtimme. In dieſem Sinne hält der Menſch das Thier nicht für frei, dem die Sprachfähigkeit und die eigentliche Denkkraft überhaupt mangeln, das ſich alſo keine Gründe denken kann. In dieſem Sinne des Wortes Freiheit iſt Freiheit und Wille des Ichs gleichbedeutend. In dieſem Sinne erſcheint zuweilen der böſe Menſch mehr frei, als der, welcher nicht geſetzwidrig lebt, aber ſich wie das Thier doch nur von Eindrücken des Augenblicks oder der Gewohnheit, der gedankenloſen Nachahmung des Beiſpiels Anderer, beſtimmen läßt; 2) heißt Freiheit im engern Sinne die Fähigkeit, ſich bei Veränderungen unſers Zuſtandes, des unbedingt ſittlich nothwendigen Grundes bewußt zu werden, als eines ſolchen, der uns eigentlich Alle beſtimmen ſollte. In dieſem Sinne iſt Freiheit Unbeſtimmtheit des Willens und mögliche Wahl zwiſchen unbedingt nothwendigen und bedingten beſchränkten Beſtimmungsgründen. In dieſem Sinne iſt Freiheit und ſich entwickelnde moraliſche Vernunft und Gewiſſen gleichbedeutend. In dieſem Sinne iſt der Menſch frei, ſobald ſich das Gewiſſen in ihm entwickelt. In dieſem Sinne iſt der ſogenannte gute und böſe Menſch gleich frei, d. h. Jeder vernimmt in ſich den Imperativ der Pflicht, vernimmt immerwährend die Anfoderung, ſich durch den unbedingt nothwendigen Grund zu einem geſetzlichen Wandel beſtimmen zu laſſen. Dieſe Anfoderung ergeht als Ermahnung, ſich zu bekehren, auch an den Böſewicht und Irreligiöſen jeder Art, und dieſer beweiſt nur, daß man ſich Gottes auch nicht bewußt werden kann, ſo oft auch dazu die Auffoderung geſchieht. Daher iſt man auch, vermöge dieſer Freiheit, bei allen wahren Handlungen der Imputation fähig und richtet nothwendig ſich ſelbſt. 3) Freiheit im engſten Sinne heißt die Richtung des empiriſchen Ichs, welche daſſelbe durch den unbedingt nothwendigen Grund im Urſein erhält, deſſen es ſich unmittelbar bewußt wird. In dieſem Sinne handelt nur der wahrhaft gute Menſch frei, der in ſeinem eigenen religiöſen Bewußtſein ſeinen Willen mit dem Willen Gottes identificirt; wogegen der böſe Menſch, der ſich von ſeinen niedern Trieben oder Leidenſchaften beherrſchen läßt, in dieſem Sinne nicht frei iſt.

Dabei verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Freiheit des Willens dem Menſchen nicht als etwas ſchon Fertiges und ihrer Vollendung oder Vollkommenheit, ſondern, wie auch alles übrige Geiſtige im Leben, z. B. Sprache, Denkkraft, Gedächtniß u. dgl. m., nur als Anlage, mithin der weitern Ausbildung fähig und bedürftig gegeben iſt, wie denn ebenfalls die pſychiſche Anthropologie lehrt, daß der Wille an eine beſtimmte Stufenfolge ſeiner Entwickelung gebunden iſt, die man durch die Perioden der Sinnlichkeit, der Gewohnheit, der Verſtändigkeit und Vernünftigkeit zu bezeichnen pflegt[38]), und bei welcher, wie die Erfahrung lehrt, auch ein Zurückſinken des Willens von der höhern Stufe auf eine niedrige in jedem Moment des irdiſchen Lebens möglich iſt, was ebenfalls als Folge und zugleich als Beweis der menſchlichen Freiheit angeſehen werden kann. Auf der Möglichkeit, dieſe Fähigkeit der freien Selbſtbeſtimmung durch Cultur des Geiſtes und Herzens zu ſteigern, den Menſchen von der Gewalt der

35) „Es iſt überall Nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derſelben zu denken möglich, was ohne Einſchränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verſtand, Witz, Urtheilskraft, oder Muth, Entſchloſſenheit, Beharrlichkeit im Vorſatze ſind ohne Zweifel in mancher Abſicht gut und wünſchenswerth; aber ſie können auch äußerſt böſe und ſchädlich werden, wenn der Wille, der von dieſen Naturgaben Gebrauch machen ſoll, und deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut iſt. Der gute Wille iſt nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch ſeine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgeſetzten Zweckes, ſondern allein durch das Wollen, d. i. an ſich, gut. Wenngleich durch eine beſondere Ungunſt des Schickſals oder durch kärgliche Ausſtattung einer ſtiefmütterlichen Natur es dieſem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, ſeine Abſicht durchzuſetzen; wenn bei ſeiner größten Beſtrebung dennoch Nichts von ihm ausgerichtet würde und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunſch, ſondern als die Aufbietung aller Mittel, ſoweit ſie in unſerer Gewalt ſind) übrig bliebe: ſo würde er wie ein Juwel doch für ſich ſelbſt glänzen als etwas, das ſeinen vollen Werth in ſich ſelbſt hat.“ Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten. 4. Aufl. 1797. S. 1 fg.

36) „Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
So iſt's kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm des Schöpfers Allmacht loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Menſch von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen!“

„Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort;
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.“

Die Geheimniſſe. (Werke XIII, 185; vgl. XV, 172.)

37) Stodius, Grundriß der allgem. Religionslehre S. 163 fg.

38) Über die Entwickelung des Willens von der früheſten Zeit an vergl. Burdach, Phyſiologie III, 678. 683; ferner in der eigentlichen Kindheit S. 203. 266; über die Geſchlechtsverſchiedenheit in Hinſicht des Willens I, 247. Dieſe Stufenfolge haben beſonders berückſichtigt Weiß, Unterſuchung über die Seele S. 341 fg. Fries, Pſych. Anthropol. 1, 229; Ethik S. 27 fg.; vergl. auch de Wette, Chriſtliche Sittenlehre. 1. Th. Carus, Vorleſungen über Pſychologie S. 165 fg. Scheidler, Pſychologie S. 477.

Digitized by Google

ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften immer unabhängiger zu machen, überhaupt Ordnung und Einheit in die Willensbeſtrebungen zu bringen und ſo dem ganzen Leben ein eigenthümliches Gepräge, mit Einem Worte einen Charakter als die unabänderlich nach einmal gefaßten Maximen handelnde Willenskraft zu bilden — beruht die Möglichkeit und der Werth aller Ethik oder Tugendlehre.

Auch ſtreitet mit der Überzeugung, daß die zureichende Urſache unſrer Entſchließungen nur in unſerm Willen oder unſrer Selbſtbeſtimmung liegt, keineswegs die Annahme, daß auf die Entſchließungen, die Jemand faßt, die gegebenen äußern Umſtände, die früheren Ereigniſſe ſeines Lebens, die geſammte Bildung ſeiner Kräfte, und namentlich das Bewußtſein ſeiner durch Erfahrung ſchon erprobten Macht oder Schwäche, ſeiner Willenskraft Einfluß haben. Allein dieſer Einfluß wird nicht wie derjenige gedacht, den wir in Anſehung des Verhältniſſes einer Natururſache zu der ihr zugeſchriebenen Wirkung annehmen; er beſchränkt ſich immer nur auf eine Veranlaſſung oder einen Anreiz, für unſern Willen ſich ſo oder anders zu beſtimmen, dieſen oder jenen Entſchluß zu faſſen, ohne daß jedoch dieſe Anregung die Freiheit des Entſchluſſes ſelbſt aufhebt.

Hiermit iſt zugleich angedeutet, daß und in wiefern die Freiheit des Willens die Grundvorausſetzung den eigentlichen Anlaß gegeben hat, ſowie der Anlaß und Mittelpunkt der geſammten praktiſchen Philoſophie als der Wiſſenſchaft von der richtigen Lebensanſicht, dem wahren Zwecke oder der eigentlichen Beſtimmung des Menſchenlebens iſt, ſowie zugleich aber auch die Vorausſetzung für alle poſitiven praktiſchen, oder auf das wirkliche Menſchenleben ſich beziehenden Disciplinen der Rechts- und Staatswiſſenſchaft, der Religions- und Erziehungslehre, mit einem Worte des geſammten höhern Menſchenlebens oder aller Civiliſation und Cultur. — Fragt man nach dem erſten oder eigentlichen Anlaß der Entſtehung aller praktiſchen Philoſophie, ſo iſt derſelbe in der Wahrnehmung zu ſuchen, daß das meiſte Übel und Elend im Menſchenleben das Product des Willens des Menſchen ſelber, Folge ſeines verkehrten Willens und Handelns iſt [39]). An dieſe Wahrnehmung ſchließt ſich ſofort der Wunſch, dieſes vom Menſchen ausgehende Übel durch eine mittels der Belehrung über die wahren Zwecke des Menſchenlebens bewirkte Beſſerung des Willens zu vermindern, wie denn auch die älteſte ſogenannte Weisheit oder Philoſophie in ſolchen Beſtrebungen beſtand [40]), welche natürlich ganz verkehrt würden erſchienen ſein, wenn ihnen nicht die Vorausſetzung der menſchlichen Freiheit zu Grunde gelegen hätte. Ebendarauf beruht die allgemein in der ganzen Menſchheit ſich findende und wie die Pſychologie lehrt [41]), keineswegs erſt durch eine Speculation über das menſchliche Wollen entſtandene Annahme, daß einem jeden Menſchen ſeine Handlungen auch zugerechnet werden müſſen, eine Annahme, welche ſchon bei den roheſten Menſchen angetroffen wird, wenn ſie auch in ihrer Sprache noch keine Wörter beſitzen, um den Unterſchied zwiſchen dem freien und erzwungenen Thun eines Menſchen zu bezeichnen, wie aus der Aufnahme des Handelns Anderer erhellt, ſobald es auf ihre Perſon Einfluß hat. Man kann und braucht in der That in dieſem Gebiete, um die Wirklichkeit und Wirkſamkeit der moraliſchen Freiheit zu beweiſen, nur auf die Thatſache des Bewußtſeins zurückzugehen, welche als Gewiſſen einem Jeden bekannt und eine innere und unmittelbare Anſchauung von dieſer unſrer Seele einwohnenden höchſten ſouverainen Macht unſers Willens iſt. Mit dem Gefühl oder Bewußtſein der Pflicht iſt die ſittliche Freiheit von ſelbſt gegeben oder geſetzt. Der Ausſpruch des Gewiſſens: du ſollſt! mit welchem ſich alle Gebote der Pflicht ankündigen, ſetzt den Glauben an die Wahrheit des Ausſpruchs, du kannſt! voraus [42]). Ebendarauf beruht es, daß alle möglichen Sophiſtereien des Verſtandes, ſelbſt des theoretiſch von der Richtigkeit des ſogenannten Determinismus überzeugten Philoſophen durchaus nicht hinreichen, das Gefühl der Zurechnung und Schuld zum Schweigen zu bringen, wie dies auch ſchon Kant ſehr treffend nachgewieſen hat [43]). Daß dieſer Glaube an die moraliſche Freiheit ebenſo zu den Grundeinrichtungen unſers geiſtigen Lebens gehört, wie das Selbſtbewußtſein, die Denkkraft ꝛc., ergibt ſich ganz einfach daraus, daß die Geſtaltung und Ausbildung dieſes ganzen Lebens ohne jene Überzeugung eine ganz andere ſein würde, indem dann das klare Bewußtſein des Unterſchieds zwiſchen dem Grundböſen, Recht und Unrecht und mit der Zurechnung auch eine bürgerliche, peinliche, ſittliche und religiöſe Geſetzgebung, ſomit das eigentliche Band des civiliſirten oder Staatslebens wegfallen müßte.

Bei dieſer aus den Thatſachen des Bewußtſeins und

39) „Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.“
Schiller.

40) „Fuit haec *sapientia* quondam,
Publica privatis secernere, sacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare jura maritis,
Oppida moliri, leges incidere ligno.“
Horaz.

41) G. E. Schulze, Pſychiſche Anthropologie. 3. Ausgabe. S. 397. 42) Vergl. Ancillon, über Glauben und Wiſſen S. 114. Fries, Julius und Evagoras. 2. Bd. S. 241. 43) „Ein Menſch mag künſteln, ſoviel als er will, um ein geſetzwidriges Betragen, deſſen er ſich erinnert, ſich als unvorſätzliches Verſehen, als bloße Unbehutſamkeit, die man niemals gänzlich vermeiden kann, folglich als etwas, worin er vom Strom der Naturnothwendigkeit fortgeriſſen wäre, vorzumalen und ſich darüber für ſchuldfrei zu erklären, ſo findet er doch, daß der Advocat, der zu ſeinem Vortheil ſpricht, den Ankläger in ihm keineswegs zum Verſtummen bringen könne, wenn er ſich bewußt iſt, daß er zu der Zeit, als er das Unrecht verübte, nur bei Sinnen, d. i. im Gebrauche ſeiner Freiheit, war, und gleichwol erklärt er ſich ſein Vergehen, aus gewiſſer übeln, durch allmälige Vernachläſſigung der Achtſamkeit auf ſich ſelbſt zugezogener Gewohnheit, bis auf den Grad, daß er es als eine natürliche Folge derſelben anſehen kann, ohne daß dieſes ihn gleichwol wider den Selbſttadel und den Verweis ſichern kann, den er ſich ſelbſt macht. Darauf gründet ſich denn auch die Reue über eine längſt begangene That bei jeder Erinnerung derſelben; eine ſchmerzhafte, durch moraliſche Geſinnung gewirkte Empfindung, die ſofern praktiſch leer iſt, als ſie nicht dazu dienen kann, das Geſchehene ungeſchehen zu machen, und ſogar ungereimt ſein würde.“ Kritik der praktiſchen Vernunft. 5. Aufl. S. 170 fg.

Digitized by Google

der Erfahrung oder Geſchichte hervorgehenden Unbeſtreitbarkeit der menſchlichen Willensfreiheit können natürlich die Einwendungen nicht in Betracht kommen, welche die theoretiſche oder ſpeculative Philoſophie von jeher bis auf die neueſte Zeit durch die Aufſtellung der philoſophiſchen oder theologiſchen Syſteme des Fatalismus, Pantheismus, der Prädeſtinationslehre und des Determinismus gemacht hat, oder noch macht. In Hinſicht des erſtern, welcher annimmt, daß der Grund alles deſſen, was überhaupt in der Welt geſchieht, nur ein blindes Fatum iſt, verſteht ſich von ſelbſt, daß dabei keine menſchliche Freiheit des Willens gedacht werden kann. Welche verderbliche Folgen dieſes Syſtem, zumal wo es zugleich als poſitive Religion anerkannt iſt, auf das ganze menſchliche Leben, namentlich auch auf die Verhinderung aller politiſchen Freiheit hat, ergibt ſich von ſelbſt und wird durch die Geſchichte und den Zuſtand der orientaliſchen Völker zur Gnüge bewieſen[44]). Ähnliches gilt auch von dem Syſteme des Pantheismus, nach welchem, wie es namentlich Spinoza unumwunden ausgeſprochen hat[45]), von einer wahren Freiheit des menſchlichen Willens keine Rede ſein kann; indeſſen iſt neuerdings von einem unſrer berühmteſten Philoſophen behauptet worden, daß der Pantheismus nicht weſentlich mit der fataliſtiſchen Weltanſicht verknüpft ſei, und daß ſich wenigſtens die formelle Freiheit mit ihm vertrage[46]). Daſſelbe gilt ferner von den poſitiven theologiſchen Lehren der Prädeſtination oder ſogenannten Gnadenwahl, die beſonders von dem Kirchenvater Auguſtinus in die chriſtliche Dogmatik eingeführt und auch von Luther (in ſeiner bekannten Streitſchrift: De servo arbitrio, gegen des Erasmus Buch: De libero arbitrio), ingleichen von Calvin verfochten worden iſt (worüber die chriſtliche Dogmengeſchichte zu vergleichen iſt).

Was den Determinismus betrifft, ſo muß derſelbe hier noch etwas näher betrachtet werden, da sub „Determinismus" auf den Artikel Willensfreiheit verwieſen iſt. Derſelbe beſteht in der Annahme, daß der Menſch bei allen ſeinen Willensbeſtimmungen nach einer äußeren Naturordnung beſtimmt werde, daß mithin alle Handlungen der Menſchen von nothwendig beſtimmenden Gründen (wie z. B. die äußere Lage, Erziehung ꝛc.) beſtimmt ſind. Der Determinismus geht von dem metaphyſiſchen Geſetz der Cauſalität aus, wonach jede Wirkung ihre nothwendige Urſache, die in der vorhergegangenen Zeit liegt, hat, und findet den letzten ſchlechthin beſtimmenden Grund jeder Handlung oder Beſtimmung des Willens nicht in dieſem letztern ſelbſt (nicht in der Freiheit als einer durch ſich ſelbſt beſtimmten, durch ſich ſelbſt anfangenden, von Verhältniſſen unabhängigen Wirkſamkeit), ſondern theils in der urſprünglich gegebenen Einrichtung oder Beſchaffenheit, größeren oder geringeren Vollkommenheit des individuellen menſchlichen Geiſtes ſelber, theils in der geſammten Verknüpfung, in welcher jedes geiſtige Weſen durch ſein ganzes Daſein mit allen übrigen geſtanden hat und ſteht. Dieſes Syſtem kommt in ſehr verſchiedenen Formen vor[47]). Zunächſt als ſogenannter mechaniſcher Determinismus, welcher die determinirenden Urſachen in den Bewegungsgeſetzen der Materie findet, und ſchon von einigen der älteſten griechiſchen Philoſophen, den Anhängern des atomiſtiſchen Materialismus oder der ſogenannten Corpuscularphiloſophie, dem Leucipp und Demokrit, aufgeſtellt ward, indem dieſelben den Lehrſatz ihrer Phyſik von der Gleichheit der Ein- und Rückwirkung auf das menſchliche Leben anwendeten[48]). Dieſe materialiſtiſche Anſicht findet ſich natürlich auch bei allen übrigen Anhängern der Corpuscularphiloſophie, z. B. namentlich bei denjenigen Ärzten, die eine Jatromechanik aufgeſtellt haben, übrigens überhaupt bei den meiſten Naturforſchern, die nur zu geneigt ſind, die „Seele" für die bloße „Lebenskraft," das Gehirn (mit Jean Paul zu reden) für „eine Spielwelle mit Stiften für jede Idee, die der Geiſt abdreht, um an ſich ſeine Ideen ab- und vorzuorgeln," das Herz für „eine Blutſpritze," die Seele nur für „einen neuen Holztrieb des Körpers" und den Menſchen ſelbſt für „eine hydrauliſche Filtrirmaſchine" ohne eigentliche Seele zu halten, weil ihre anatomiſchen Meſſer oder chemiſchen Retorten ſie nicht finden, weil ſie ſie nicht als „Präparat" oder „Rückſtand" vorweiſen können. Dieſen Determinismus hat unter den neuern Philoſophen beſonders Hobbes[49]), ſowie der Verfaſſer des Système de la nature aufgeſtellt[50]). Unmittelbar verwandt hiermit iſt der thieriſche Determinismus, welchem zufolge alle menſchlichen Handlungen bloße Producte des thieriſchen Inſtincts ſind[51]). Sollen die beſtimmenden Gründe in der Vorherbeſtimmung eines von der Natur verſchiedenen höhern Weſens (oder Gottes) liegen, ſo iſt dies der transcendentale Prädeterminismus, welchen bereits die Stoiker aufſtellten[52]), und auf welchen auch Leibnitzen's Syſtem der präſtabilirten Harmonie hinausläuft[53]). Sollen ſie in der Vorſtellung der Seele liegen, welche durch das, was ihr unter allen Umſtänden

44) Schulze, Pſychiſche Anthropologie S. 405. 3. Ausgabe. 45) *Spinoza*. Ethices P. I. propos. XXXVI. p. 33 sq. und P. II. propos. XLVIII. p. 85 sq. 46) Schelling, in der Abhandlung über die Freiheit (Philoſ. Schriften I. S. 403, vergl. 417). Vergl. Clodius, Allgem. Religionslehre S. 168.

47) Vergl. Reinhard, Chriſtl. Moral I. S. 315 fg. (ed. 5.) Ulrich, Eleutheriologie S. 20 fg. Sigwart, Handbuch der theoretiſchen Philoſophie S. 352 fg. 48) *Cicero*, De fato. c. V. *Lucret*. De rer. nat. II. V, 251. Vergl. Platner, Philoſ. Aphor. I, 494 fg. — Die geiſtreichſte Widerlegung des mechaniſchen Determinismus findet ſich in Hemſterhuis' Philoſ. Schriften (teutſche Überſ. Leipzig 1782. I. Bd. S. 192 fg.; vergl. 2. Bd. S. 72). 49) The question concerning Liberty and Necessity. (Lond. 1656.) 50) Part. I. ch. XI. p. 187 sq. 51) *Helvetius*, De l'homme. Sect. X. ch. 7. p. 213 sq. der zweibrücker Ausgabe. *De la Mettrie*, Traité de l'ame ch. XIII. §. 2 in den Oeuvres philosophiques; deſſen L'homme machine. (Leyden 1747.) 52) *Cic*. De fato 5. *Seneca*, De provid. c. 5. Natural. Quaest. l. II. c. 35. 36. *Gellius*, Noct. Att. l. VI. c. 2. *Antoninus* ad se ips. l. IV, 26. X, 5. Tiedemann, Syſtem der ſtoiſchen Philoſophie. 2. Th. S. 129 fg. und deſſen Geiſt der ſpeculativen Philoſophie. 2. Bd. S. 481. Platner, Philoſophiſche Aphorismen I, 494 fg. 53) *Leibnitz*, Principia philosophiae Oper. t. II. p. 20 (ed. *Dutens*). *Creuzer*, Leibnitii de mundo optimo doctrina sub examen vocatur denuo. (Lips. 1795.)

Digitized by Google

das Beſte ſcheint, nothwendig beſtimmt wird, ſo iſt dies der rationale Determinismus, eine Anſicht, zu der ſich bereits Platon[54]) und unter den neuern Philoſophen Bayle, auch Locke, Hume, Leibnitz, Wolf, Mendelsſohn, Eberhard, Ulrich, Platner und viele Andere bekennen[55]). Es gehört hierher auch einer der ſcharfſinnigſten Philoſophen unſerer Zeit, Herbart, der auf eine ſehr originelle Weiſe die alte Atomiſtik mit dem neuern Idealismus vereinigt wieder den Verſuch gemacht hat, die Pſychologie auf Mathematik zu gründen, die einzelnen pſychiſchen Erſcheinungen dem Calcul zu unterwerfen und eine „Statik und Mechanik des Geiſtes" aufzuſtellen[56]). Dieſe Idee, auf das Seelenleben die Mathematik anzuwenden, wodurch der Determinismus allerdings die feſteſte Baſis erhalten würde, hat übrigens ſchon Lambert gehabt[57]), und in der neuern Zeit hat auch der berühmte Aſtronom Laplace in ſeinem claſſiſchen Werke über die Wahrſcheinlichkeiten die Berechnung derſelben auch auf die Ereigniſſe in dem geiſtigen Leben der Menſchen angewendet. Allein es iſt bereits mehrfach nachgewieſen[58]), daß die Anwendung der Mathematik auf die Pſychologie für letztere keine erſprießlichen Reſultate hoffen läßt, zumal hierbei mit lauter unbekannten Größen gerechnet werden muß. Ebenſo iſt es durch Thatſachen der Erfahrung ſelber hinlänglich bewieſen, daß alle Wahrſcheinlichkeitsberechnungen, ſobald ſie auf das geiſtige Leben eines Menſchen angewendet werden, ihre Sicherheit verlieren, nicht nur weil außerordentlich viele Dinge auf die Entſchließungen Einfluß haben, ſondern vornehmlich, weil es Tiefen in unſerm menſchlichen Gemüthe gibt, in welche das Auge unſers Geiſtes nicht einzudringen vermag, und weil in dieſes Gebiet des Unerforſchlichen eben die Freiheit des Willens gehört, die ſchon ihrem Begriffe nach alle Berechnung zu Schanden macht. Überhaupt aber widerlegt das Leben ſelber nur zu oft alle Vermuthungen oder Urtheile, welche der Determiniſt auf ſeine Kenntniß des Naturells (namentlich des ſogenannten Temperaments, d. h. der aus der eigenthümlichen Körperconſtitution, der Beſchaffenheit des Blutes, der Fibern, Nerven ꝛc. hervorgehenden Prädispoſition zu Gefühlen oder Willensbeſtrebungen)[59]), ferner der Erziehung oder anderer äußerer gegebener Verhältniſſe aufzuſtellen ſucht. Nur zu oft kommt es vor, daß der für gut Gehaltene ſich einer Schändlichkeit ſchuldig macht, die ihm Niemand zugetraut haben würde, ſowie umgekehrt mancher ſchlechte Menſch über die niedern Leidenſchaften ſich erhebt, von denen er ſich bisher beherrſchen ließ[60]). Soviel iſt jedenfalls gewiß, daß nach dieſem Syſteme eine wahre Bekehrung, ohne daß die äußere Lage eines Menſchen ſich ändert, gar nicht denkbar, oder doch nur durch ein wahres Wunder möglich ſein würde, und es bedarf wol überhaupt keines weitläufigen Erweiſes, daß mit dem Determinismus eine wahre Sittlichkeit unvereinbar

---

54) Epinom. p. 254. 255. De leg. l. IX. p. 24. 48. Bip. 55) *Bayle*, Reponse aux Quest. d'un Provincial. tom. II. ch. 89. p. 202 sq. und tom. III. ch. 138. p. 732 sq. Locke, über den menſchlichen Verſtand. 2. Bd. Cap. 21. Hume, über den menſchlichen Verſtand, überſetzt von Tennemann, S. 179 fg. *Leibnitz*, Nouveaux Essais lib. II. ch. XXI. p. 127 sq. *Wolff*, Psychol. Empir. Part. II. Sect. II. c. 2. §. 941 sq. Mendelsſohn, über die Freiheit, in der Berl. Monatsſchrift S. 1 fg. Eberhard, in den neuen vermiſchten Schriften S. 81 fg. Ulrich, in der Eleutheriologie. Vergl. die am Schluſſe mitgetheilte Literatur. 56) Pſychologie, gegründet auf Erfahrung, Metaphyſik und Mathematik I. S. 158 fg. Vergl. deſſen Schrift: Zur Lehre von der Freiheit des menſchlichen Willens. 1835. (In dem Lehrbuche zur Einleitung in die Philoſophie. §. 85. 107. 109. S. 93. 141 fg. 2. Ausg. wird die Freiheit des menſchlichen Willens auf das Beſtimmteſte geleugnet, namentlich auch geſagt, faſt alle neuern Philoſophen hätten ſich durch Kant's Irrthum täuſchen laſſen, nach welchem Freiheit des Willens Grundbedingung der Sittlichkeit ſein ſoll, S. 144.) Ingleichen, daß die Freiheitslehre nicht blos falſch, ſondern auch dem praktiſchen Intereſſe ſchlechthin und in jeder Rückſicht zuwider iſt, S. 152. Daſelbſt heißt es: „Will man die einzelnen Entſchließungen des Menſchen als frei betrachten? ſo hat der Menſch keinen Charakter. Jeder Actus des Willens, jeder Entſchluß iſt nun etwas für ſich, ohne Zuſammenhang mit frühern und folgenden Entſchlüſſen. Die einzelnen Willensbeſtimmungen fallen zwar unter das ſittliche Urtheil: aber das ganze Leben des Menſchen iſt ein loſes Aggregat von Selbſtbeſtimmungen, deren jede von Vorn anfängt, die Einheit iſt verloren und der Werth des ganzen Menſchen iſt dahin." Grade im Gegentheil iſt an gar keinen Charakter im wahren Sinne zu denken und hat ein Menſchenleben keinen wahren ſittlichen Werth, wenn nicht die Freiheit als Selbſtbeſtimmung in jeder einzelnen Handlung ſich dadurch geltend macht, daß ſie bei der Möglichkeit, anders zu handeln, den ſittlichen Geboten der Pflicht ſich unterwirft. Denn auch von dieſer ſittlichen Freiheit gilt Goethe's (Fauſt II.) Wort:

„Nur der verdient ſich Freiheit und das Leben,
Der täglich ſie erobern muß."

Freilich verwirft Herbart überhaupt die Pflichtenlehre, indem er die praktiſche Philoſophie nur als Äſthetik, als Lehre vom ſittlichen Geſchmack aufſtellt (ſ. deſſen Allgem. praktiſche Philoſophie), und für dieſen Geſchmack iſt das Urtheil über eine Handlung gleich, mag ſie aus freiem Willen entſprungen ſein oder nicht. 57) Lambert wollte bereits (Neues Organon I. §. 108. S. 512) die Ethik und Politik auf die Mathematik (nämlich auf die Ausmeſſung der Größe eines jeden Gutes) gründen und die Ethik durch Ausmeſſung der Triebfedern oder Motive des Willens in eine Agathometrie verwandeln (Architektonik I. S. 81).

58) U. A. von Suabediſſen, Vom Begriff der Pſychologie. Vorrede. Vgl. Scheidler, Pſychol. S. 279 fg. 59) Auch die ſogenannte Phrenologie muß conſequent zum Determinismus führen. 60) „Nach den Nachrichten, welche wir über den Einfluß des Ausbruchs der Peſt in einer Stadt und Gegend auf das Gemüth des Menſchen erhalten haben (man ſ. die Nachrichten über die attiſche Peſt beim Thucydides im 2. Buche der Geſchichte des peloponneſiſchen Kriegs Cap. 48—52 und die Nachrichten über die Peſt in Marſeille und in der Provence während der Jahre 1720 und 1721 von Lemontey, teutſch in Hufeland's Journal der praktiſchen Heilkunde im 6. Stück des Jahres 1824. S. 17), bewirkte der Einfluß eine Auflöſung aller Bande der Natur, der bürgerlichen Ordnung und Sittlichkeit, ſodaß ſelbſt diejenigen, welche vor dem Ausbruche des Übels geſetzmäßig gelebt hatten, den nahen Tod vor Augen habend, den Genuß der gröbſten ſinnlichen Lüſte aufſuchten. Bei Manchen hingegen, die ohne allen Eifer für etwas und nur ihren Neigungen dienend gelebt hatten, ward der Anblick des allgemeinen Elends eine Veranlaſſung zur Darbringung der heldenmüthigſten Opfer. In der Stadt Aix eilten ſogar die Luſtdirnen, wie von einer göttlichen Eingebung und einer plötzlichen Reue getrieben, in die Krankenhäuſer, um ſich in der Pflege der Kranken einem gewiſſen Tode zu weihen (ſ. Lemontey S. 60). Dies überſteigt gewiß alle Erwartung und würde für ſtreitend mit der Erfahrung gehalten werden, wenn nicht zuverläſſige Nachrichten darüber vorhanden wären." Schulze, Pſychiſche Anthropologie (3. Ausg. Göttingen 1826.) S. 268.

Digitized by Google

iſt, indem nach demſelben der Menſch unter den einmal gegebenen Umſtänden nicht anders handeln konnte, als er wirklich gehandelt hat, und ſomit mehr oder weniger zu einer Maſchine wird, in welcher, iſt ſie nur einmal in Bewegung geſetzt, die Bewegungen erfolgen, ſowie ſie nach der Einrichtung der Maſchine und dem Einfluß äußerer Urſachen erfolgen können und müſſen. Damit iſt nun allerdings der Gegenſatz von Gut und Böſe, und die Verſchiedenheit der angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, die mit dem Handeln verbunden ſind, nicht ausgeſchloſſen; ſie werden aber nur als eingepflanzte Momente betrachtet, welche den menſchlichen Willen bewegen und richten ſollen. Auch iſt damit nicht ausgeſchloſſen, daß die eine Maſchine gut, die andere ſchlecht, oder dieſelbe bald gut, bald ſchlecht geht, nach der ihr einmal gegebenen Einrichtung und den äußern Umſtänden. Aber gar keinen Sinn hätte es, wenn die Maſchine ſich vornehmen wollte, ſich nur ſo oder ſo zu bewegen und dieſe oder jene Wirkung hervorzubringen und in dieſer Abſicht mit ſich ſelbſt zu Rathe gehen wollte; denn dies Alles iſt ja durch das Vorhandene, Gegebene nothwendig beſtimmt — oder wenn die Maſchine es bereuen und ſich Vorwürfe machen wollte, daß ſie hier oder da eine ungeſchickte Bewegung gemacht, oder eine fehlerhafte Wirkung hervorgebracht hat. Denn wenn ſie gleich anerkennen muß, daß jene Bewegung ungeſchickt, jene Wirkung fehlerhaft iſt, ſo muß ſie doch zugleich anerkennen, daß ſie unter den gegebenen Umſtänden nicht anders ſich bewegen und wirken konnte[61]). Schon die Stoiker, namentlich Chryſipp, haben dieſen Vorwurf gegen den Determinismus zu widerlegen geſucht[62]). Allein dieſe Behauptungen oder Ausflüchte ſind bereits zur Genüge widerlegt[63]). Der Hauptgrund wider den Determinismus iſt aber, daß, wenn die Handlungen des Menſchen nicht Producte ſeines freien Willens ſind, zuletzt immer Gott als der Urheber des unleugbar in der Menſchengeſchichte ſich findenden Böſen angeſehen werden muß, da der Menſch doch offenbar ſich nicht ſelbſt geſchaffen und in die Umſtände oder Verhältniſſe, in denen er ſich befindet, ſich geſetzt hat[64]).

Dem Determinismus wird der Indeterminismus entgegengeſetzt, nach welchem die freien Handlungen des Menſchen von nothwendig beſtimmenden Gründen unabhängig ſind. Auch er iſt entweder grober Caſuismus, wo man ſie dem blinden Zufall zuſchreibt[65]), oder feiner Caſuismus, wo man ſie zwar vom Zufall, aber unter göttlicher Regierung, herleitet[66]), oder als ſogenannter Indifferentismus, wo die Seele durch ein eigenes Vermögen, nach welchem ſie zu einerlei Zeit und bei einerlei Umſtänden etwas thun oder laſſen, oder auch etwas anders thun kann (ohne daß ſie durch etwas, es ſei in oder außer ihr, dazu beſtimmt werde) ſich ſelbſt beſtimmt[67]); oder endlich als rationaler Indeterminismus, der von dem Weſen der menſchlichen Vernunft als eines ſinnlich beſchränkten, aber zugleich einer höhern überſinnlichen Ordnung der Dinge angehörigen Weſen ausgehend, die Abhängigkeit von der Cauſalität des Naturmechanismus verwirft, ohne es darum in Abrede zu ſtellen, daß es auch für den freien Willen eine objective Geſetzgebung gibt, ſowie eine Stufenfolge ſeiner Ausbildung, wie dies bereits früher ausführlicher nachgewieſen worden iſt. Dieſer von den meiſten übrigen, nicht ſchon als Deterministen oder Fataliſten angeführten Philoſophen angenommene, und auch in dem wirklichen Leben der gebildeten Völker in Bezug auf die ſittliche, rechtliche und religiöſe Zurechnung der Handlungen anerkannte rationale Indeterminismus ſchreibt dem menſchlichen Willen das Vermögen zu, ſich aus ſich ſelbſt zu beſtimmen, und zwar bei jeder einzelnen Handlung. Damit leugnet er nicht, daß unſerm Handeln ein Überlegen und Abwägen der Gründe und Folgen vorhergehen könne und vorhergehe; behauptet nicht eine blinde Willkür (arbitrium brutum), ſondern vielmehr, daß auf unſer Handeln Gründe influiren, Vorſtellungen von dem, was recht und gut iſt, und hinwiederum Vorſtellungen von dem, was nützlich und angenehm iſt, höhere und niedere, vernünftige und ſinnliche Triebe. Derſelbe gibt zu[68]), „daß die eine Vorſtellung, der eine Trieb uns mehr als die andern afficiren, behauptet alſo keine indifferentia voluntatis, kein aequilibrium arbitrii. und ſchließt nicht aus, daß der Menſch ſagen kann, er habe um dieſer oder jener Gründe willen ſo oder

61) ſ. Sigwart, Handbuch der theol. Philoſophie S. 386 fg. 62) *Cic.* De fato c. 17 sq. *Gellius*, Noct. Att. VI, 2. Tiedemann, Syſtem der ſtoiſchen Philoſ. II, 131 fg. 63) Vergl. *Plutarch.* De stoic. Repugn. p. 340 sq. der Reiske'ſchen Ausgabe. *Eusebius*, Praepar. Evangel. l. VI. c. 7. p. 242. Beſonders Melanchthon in den Locis, de humanis viribus seu libero arbitrio p. 75 sq. *Clarke*, Recueil de diverses Pièces. t. I. p. 155 sq. *Prémontval*, Du Hazard sous l'Empire de la Providence. Part. II. p. 53 sq. *Crusius*, De usu et limitibus principii rationis sufficientis, vulgo determinantis in den Opusc. p. 152 sq. Schmid, Verſuch einer Moralphiloſophie. §. 262. S. 523 fg. Reinhard, Chriſtl. Moral. I. S. 318. 64) Sigwart, Handbuch S. 389; vergl. Jul. Müller, Die Lehre von der Sünde I, 427 fg. 65) Darauf lief Epikur's Meinung von der „Freiheit" hinaus; ſ. *Cicero*, De fato c. 10 und *Lucretius*, De rer. nat. l. II. v. 251 sq.

66) Vergl. *Premontval*, Pensées sur la liberté, und Du hazard sous l'Empire de la Providence. (Berl. 1755.) 67) *Aristoteles*, Ethicor. ad Nicom. l. III. c. 1—7. Magn. Moral. l. I. c. 18. *Simplicius* in *Epictet.* Enchir. pag. 29—53 der Schweighäuſer'ſchen Ausgabe. Clarke, Abhandl. von dem Daſein und den Eigenſchaften Gottes S. 114 fg. *Crousaz*, Examen du Pyrrhonisme. Sect. 7. Système de Reflexions. T. I. p. 219. T. II. p. 696. Cruſius in der Schrift: De usu et limitibus principii rat. suff., und in der Anweiſung, vernünftig zu leben, in der Thelematologie Cap. 3. S. 46 fg. Deſſen Met. §. 83 fg. Moral §. 40 fg. Daries in den Elementis Metaph. psychol. sect. II. c. 3. §. 109. Tetens in den Philoſ. Verſuchen über die menſchliche Natur. 2. Bd. Verſ. XII. S. 1 fg. und noch viele andere. (Schon mehre Scholaſtiker ſetzten das Weſen der Freiheit in die vollkommene Grundloſigkeit des Handelns, z. B. *Albertus*, M. sentent. lib. II. dist. 24. a. 7. *Duns Scotus*, Sentent. lib. II. dist. 25. qu. 1. Später wurde dieſer Freiheitsbegriff beſonders von Molina und deſſen Anhang im Streite mit den Janſeniſten vertheidigt; ſ. Jul. Müller, Die chriſtl. Lehre von der Sünde. 1839. 1. Bd. S. 439. Note.) — Die Falſchheit dieſer Anſicht iſt nachgewieſen von Zeller in ſ. Theol. Zeitſchrift. 1846. S. 425 und 1847. S. 49 fg. 68) Sigwart a. a. O. S. 355; vgl. Welcker, Rechts-, Staats- und Geſetzlehre I. S. 227 fg.

Digitized by Google

ſo gehandelt. Aber er leugnet, daß dieſe Gründe an und für ſich einen *entſcheidenden* Einfluß auf unſer Handeln haben, und behauptet vielmehr, daß über den Gründen ein Vermögen ſei, welches aus ſich ſelbſt auf die eine oder andere Seite den Ausſchlag gebe, ein Vermögen, unter denſelben äußern und innern Umſtänden wollen oder nicht wollen, das Eine oder Andere wollen zu können; eine *unabhängige* Macht der *Freiheit*, die *entſcheidet*.

Noch ſind hier die Anſichten zweier unſerer berühmteſten Philoſophen, *Kant's* und *Schelling's*, über die Freiheit des Willens zu erwähnen, ſowie ihre Verſuche, dieſelbe mit dem Geſetze der Naturnothwendigkeit, alſo den Indeterminismus und den Determinismus, zu vereinigen (welche Verſuche als der transcendentale *Prädeterminismus* bezeichnet werden).

Die Kant'ſche Lehre von der Freiheit iſt dieſe: Freiheit im praktiſchen Verſtande iſt die Unabhängigkeit der Willkür von der Nöthigung durch Antriebe der Sinnlichkeit; dieſe ſetzt voraus eine Cauſalität, unabhängig von Natururſachen und ſelbſt wider ihre Gewalt und wider ihren Einfluß etwas hervorzubringen, d. h. das Vermögen, eine Reihe von Begebenheiten ganz *von ſelbſt* anzufangen, ein Vermögen, deſſen Cauſalität nicht nach dem Naturgeſetze wiederum unter einer andern Urſache ſteht, welche ſie der Zeit nach beſtimmte, mit Einem Worte, eine *abſolute Spontaneität*. Dieſes iſt die *transcendente* Freiheit. Dieſe Freiheit iſt demnach *außer* und *über* aller Zeit, außer allem Cauſalzuſammenhange, gehört demnach nicht der Sinnenwelt, der Welt der Erſcheinungen an; denn in dieſer iſt Alles nach dem Geſetze der Cauſalität verbunden. Sie kann alſo auch dem Menſchen nicht zugeſchrieben werden, ſofern er ein Sinnenweſen iſt, der *Erſcheinungswelt* angehört (Phänomenon), ſondern ſie iſt eine Eigenſchaft des Menſchen, ſofern er ein *Ding an ſich*, ein intelligibles Weſen, ein Noumenon iſt; ſie macht den *intelligiblen Charakter* aus, Cauſalität der Vernunft. Dieſes intelligible Vermögen aber und ſein Charakter müſſen ſich nun doch in der Erſcheinung ausdrücken, in dem Menſchen als dem empiriſchen Weſen, in ſeinem *empiriſchen Charakter*. In dieſem empiriſchen Charakter ſtehen, weil er empiriſch iſt, alle Handlungen als Erſcheinungen im Cauſalzuſammenhange mit einander; hier iſt alſo *keine Freiheit*, ſondern Nothwendigkeit. Aber ſofern dieſer empiriſche Charakter, dieſe empiriſche Sinnesart der Ausdruck, die Erſcheinung iſt von dem intelligiblen Charakter, von der Cauſalität der Vernunft, von der Freiheit, ſofern iſt der Menſch in allen ſeinen Handlungen frei, und ſo iſt alſo wenigſtens die Möglichkeit gezeigt, wie Freiheit und Nothwendigkeit der einzelnen Handlungen vereinbar ſind. — Alſo die Beſtimmungsgründe einer jeden Handlung, die der Menſch in der Zeit verrichtet, liegen in demjenigen, was zur vergangenen Zeit gehört, und *nicht mehr in ſeiner Gewalt* iſt, in den ſchon begangenen Thaten und ſeinem empiriſchen Charakter. Daher man denn auch einräumen kann, daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menſchen Denkungsart, ſowie ſie ſich durch innere ſowol als äußere Handlungen zeigt, ſo tiefe Einſichten zu haben, daß jede, auch die mindeſte Triebfeder dazu uns bekannt würde, ingleichen alle auf dieſe wirkenden äußern Veranlaſſungen, man eines Menſchen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, ſowie eine Mond- oder Sonnenfinſterniß, ausrechnen könnte. (Kritik der praktiſchen Vernunft I. 1. B. 3. Hauptſt.) Aber dieſe ganze Kette von Erſcheinungen und dieſen ganzen Charakter hat ſich der Menſch ſelbſt verſchafft, ſofern er ein intelligibles Weſen iſt, das nicht unter Zeitbedingungen ſteht. Daher wir, wenn wir noch eines andern Blickes, nämlich einer intellectuellen Anſchauung deſſelben Subjects, fähig wären, doch inne werden würden, daß dieſe ganze Kette von Erſcheinungen in Anſehung deſſen, was nur immer das moraliſche Geſetz angehen kann, von der Spontaneität des Subjects, als Dinges an ſich ſelbſt, abhängt, von deren Beſtimmung ſich gar keine phyſiſche Erklärung geben läßt. In Ermangelung dieſer Anſchauung verſichert uns das *moraliſche Geſetz* dieſen Unterſchied der Beziehung unſerer Handlungen als Erſcheinungen auf das Sinnenweſen unſers Subjects von derjenigen, dadurch dieſes Sinnenweſen ſelbſt auf das intelligible Subſtrat in uns bezogen wird (ebend.). — Daraus laſſen ſich auch Beurtheilungen rechtfertigen, die mit aller Gewiſſenhaftigkeit gefällt, dennoch dem erſten Anſcheine nach aller Billigkeit ganz zu widerſtreiten ſcheinen. Es gibt Fälle, wo Menſchen von Kindheit auf, ſelbſt unter einer Erziehung, die mit der ihrigen zugleich Andern erſprießlich war, dennoch ſo frühe Bosheit zeigen und ſo bis in ihre Mannesjahre zu ſteigen fortfahren, daß man ſie für geborene Böſewichter und gänzlich, was die Sinnesart betrifft, für unverbeſſerlich hält. Gleichwol aber richtet man ſie wegen ihres Thuns und Laſſens ebenſo, verweiſt ihnen ihre Verbrechen ebenſo als Schuld, ja ſie (die Kinder) finden dieſe Vorwürfe ſelbſt ſo ganz gegründet, als ob ſie, ungeachtet der ihnen beigemeſſenen hoffnungsloſen Naturbeſchaffenheit ihres Gemüthes, ebenſo verantwortlich bleiben, als jeder andere Menſch. Dies würde nicht geſchehen können, wenn wir nicht vorausſetzten, daß Alles, was aus ſeiner Willkür entſpringt (wie ohne Zweifel jede vorſätzlich verübte Handlung), eine *freie Cauſalität* zum Grunde habe, welche von der frühen Jugend an ihren Charakter in ihren Erſcheinungen (den Handlungen) ausdrückt, die wegen der Gleichförmigkeit des Verhaltens einen Naturzuſammenhang kenntlich machen, der aber nicht die arge Beſchaffenheit des Willens nothwendig macht, ſondern vielmehr die Folge der freiwillig angenommenen böſen und unwandelbaren Grundſätze iſt, welche ihn nur noch um deſto verwerflicher und ſtrafwürdiger machen. (Kritik der praktiſchen Vernunft a. a. O.; vergl. die dritte Antinomie in der Kritik der reinen Vernunft.)[69]).

Dieſe Kant'ſche Anſicht ſteht und fällt natürlich mit dem ganzen Kant'ſchen Syſteme, beſonders der Lehre von den *Dingen an ſich*, deren Kritik natürlich nicht hier-

69) Außer den bekannten Commentaren der Kant'ſchen Philoſophie von *Schulz*, *Jacob* ꝛc. vergl. *Snell*, Menon S. 285. *Heydenreich*, Philoſophie der natürlichen Religion. Beitrag XIII. *Reinhold*, Metaphyſik S. 428. *Sigwart* a. a. O. S. 363.

Digitized by Google

her gehört. Im Allgemeinen muß nur bemerkt werden, daß dieſe Anſicht oder Hypotheſe in Bezug auf das Praktiſche mit dem Determinismus ganz zuſammenfällt, und daher alle Gründe gegen denſelben auch wider ſich hat [70]).

Auf gleiche Weiſe ſucht Schelling die Schwierigkeiten zu löſen, welche in der Annahme eines freien Willens einerſeits und der der Naturnothwendigkeit andererſeits liegen [71]). Die freie Handlung folgt unmittelbar aus dem intelligiblen Weſen des Menſchen. Dieſes iſt außer allem Cauſalzuſammenhange, wie außer und über aller Zeit. Es kann daher nie durch irgend etwas Vorhergehendes beſtimmt ſein, indem es ſelbſt vielmehr allem Andern, das in ihm iſt oder wird, nicht ſowol der Zeit, als dem Begriffe nach als abſolute Einheit vorangeht, die immer ſchon ganz und vollendet da ſein muß, damit die einzelne Handlung oder Beſtimmung in ihr möglich ſei. Jede einzelne Handlung iſt aber nothwendig eine beſtimmte Handlung, z. B. um das Nächſte anzuführen, eine gute oder böſe. Vom abſolut Unbeſtimmten zum Beſtimmten gibt es aber keinen Übergang. Daß etwa das intelligible Weſen aus purer lauterer Unbeſtimmtheit heraus ohne allen Grund ſich ſelbſt beſtimmen ſollte, führt auf das Syſtem der Gleichgültigkeit der Willkür zurück. Um ſich ſelbſt beſtimmen zu können, müßte es in ſich ſchon beſtimmt ſein, nicht von Außen freilich, welches ſeiner Natur widerſpricht, auch nicht von Innen durch irgend eine blos zufällige oder empiriſche Nothwendigkeit, indem dieſes Alles (das Pſychologiſche ſo gut wie das Pſychiſche) unter ihm liegt, ſondern es ſelber als ſein Weſen, d. h. ſeine eigene Natur, müßte es ihm Beſtimmung ſein. Aus dem Innern des intelligiblen Weſens kann die Handlung nur nach dem Geſetze der Identität und mit abſoluter Nothwendigkeit folgen. So folgt alſo die einzelne Handlung aus innerer Nothwendigkeit des Weſens. Aber was iſt denn jene innere Nothwendigkeit des Weſens ſelber? Hier liegt der Punkt, bei welchem Nothwendigkeit und Freiheit vereinigt werden müſſen, wenn ſie überhaupt vereinbar ſind. Wäre jenes Weſen ein todtes Sein und in Anſehung des Menſchen ein ihm blos Gegebenes, ſo wäre, da die Handlung aus ihm nur mit Nothwendigkeit folgen kann, die Zurechnungsfähigkeit und alle Freiheit aufgehoben. Aber eben jene innere Nothwendigkeit iſt ſelber die Freiheit; das Weſen des Menſchen iſt weſentlich ſeine eigene That. Durch dieſe That, durch dieſen Act hat der Menſch ſein intelligibles Weſen geſetzt (ein Ur- und Grundwollen, das ſich ſelbſt zu etwas macht), durch denſelben iſt ſogar die Art und Beſchaffenheit ſeiner Corporiſation beſtimmt; er iſt aber außer aller Zeit und jenſeit alles Bewußtſeins.

Auch Schelling ſucht ſeine Anſicht auf ähnliche Weiſe durch Berufung auf Thatſachen der Erfahrung zu beſtätigen, wie Kant: „In jedem Menſchen iſt ein Gefühl, als ſei er, was er iſt, von aller Ewigkeit ſchon geweſen und keineswegs in der Zeit erſt geworden. Daher unerachtet der unleugbaren Nothwendigkeit aller Handlungen, und obgleich Jeder, wenn er auf ſich aufmerkſam iſt, ſich geſtehen muß, daß er keineswegs zufällig oder willkürlich böſe oder gut iſt, der Böſe z. B. ſich doch nichts weniger als gezwungen vorkommt (weil Zwang nur im Werden, nicht im Sein empfunden werden kann), ſondern ſeine Handlungen mit Willen, nicht gegen ſeinen Willen thut. Obwol jene freie That im Bewußtſein nicht vorkommen kann, da ſie ihm, wie dem Weſen, vorangeht, es erſt macht, ſo iſt ſie darum doch keine That, von der dem Menſchen überall kein Bewußtſein geblieben, indem derjenige, welcher etwa, um eine ungerechte Handlung zu entſchuldigen, ſagt: So bin ich nun einmal; doch ſich wol bewußt iſt, daß er durch ſeine Schuld ſo iſt, ſo ſehr er auch Recht hat, daß es ihm unmöglich geweſen, anders zu handeln. — Wie oft geſchieht es, daß ein Menſch von Kindheit an, zu einer Zeit, da wir ihm, empiriſch betrachtet, kaum Freiheit und Überlegung zutrauen können, einen Hang zum Böſen zeigt, von dem vorauszuſehen iſt, daß er keiner Zucht und Lehre weichen werde, und der in der Folge wirklich die argen Früchte zur Reife bringt, die wir im Keime vorausgeſehen hatten, und daß gleichwol Niemand die Zurechnungsfähigkeit derſelben bezweifelt und von der Schuld dieſes Menſchen ſo überzeugt iſt, als er es nur immer ſein könnte, wenn jede einzelne Handlung in ſeiner Gewalt geſtanden hätte. Dieſe allgemeine Beurtheilung eines ſeinem Urſprunge nach ganz bewußtloſen und ſogar unwiderſtehlichen Hanges zum Böſen als eines Actus der Freiheit weiſt auf eine That und alſo auf ein Leben vor dieſem Leben hin, nur daß es eben nicht der Zeit nach vorangehend gedacht werde, indem das Intelligible überhaupt außer der Zeit iſt."

Es iſt klar, daß dieſe Schelling'ſche Anſicht ſchon inſofern nicht als eine das Räthſel der Freiheit wiſſenſchaftlich löſende angeſehen werden kann, als ſie zuletzt auf die myſtiſche Hypotheſe einer Präexiſtenz, welche dem gegenwärtigen Leben zeitlich vorangeht, ſich beruft, eine Hypotheſe, die bekanntlich ſchon von Pythagoras und Platon angenommen und in Beziehung auf das Theorem der Freiheit des Willens bereits von dem Kirchenvater Origenes (in ſeinem Werke περὶ ἀρχῶν) angewendet wurde, indem nach ihm alle endliche Geiſter einander urſprünglich ſchlechterdings gleich ſind, und alles Verſchiedene und Eigenthümliche nur in der Richtung, die ihr freier Wille ſich ſelbſt gibt, ſeinen Grund hat. Eine nähere Prüfung und Widerlegung der Schelling'ſchen Anſicht haben bereits Andere gegeben, wie z. B. Sigwart [72]), Julius Müller [73]) und Zeller [74]). Müller macht namentlich auf einige Thatſachen der Erfahrung aufmerkſam, in denen die von Schelling verſuchte Löſung des

70) Eine Widerlegung der Kant'ſchen Anſicht findet ſich in Flatt, Beiträge, IV. Fragm. Ulrich, Eleutheriologie §. 10 fg. Eberhard, Neue vermiſchte Schriften S. 81. Clodius, Allgem. Religionslehre S. 169. Sigwart, Handbuch S. 373. Schulze, Pſych. Anthropologie S. 416; vergl. deſſen Philoſ. Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts S. 57 fg.; vergl. auch Creuzer, Skeptiſche Betrachtungen über die Freiheit des Willens. (Gießen 1793.) S. 142. 71) Philoſ. Schriften I. S. 465 fg.

72) Handbuch der theoretiſchen Philoſophie S. 373. 73) Lehre von der Sünde 1, 423 fg. 74) In ſ. Theologiſchen Jahrbüchern. 5. Bd. 1846. S. 433 fg. 6. Bd. 1847. S. 66 fg.

Digitized by Google

Problems unverträglich iſt. „Wenn die geſammte Geſtalt und Beſchaffenheit des einzelnen menſchlichen Lebens auf einer ebenſo grundloſen, wie unbeſchränkt freien That des Subjectes ruht, wie iſt es zu begreifen, daß wir in der Menſchenwelt und in ihrem Verhältniſſe zur Natur einen gewiſſen Zuſammenhang, eine beſtimmte Ordnung antreffen, daß die einzelnen Individualitäten in ihrer beſondern Organiſation und Begabung genau berechnet ſcheinen auf dieſe oder jene ganz an dem Erdenleben haftende Thätigkeit, Berufsart, Lebensweiſe, daß es eine Geſchichte gibt und einen beſtimmten Fortſchritt derſelben, daß nicht Alles von chaotiſcher Verwirrung verſchlungen wird? Wenn jene Abhandlung den gewöhnlichen Vorſtellungen von der Freiheit als einem Vermögen, in jedem Augenblick ohne beſtimmende Gründe dies oder das Entgegengeſetzte zu wollen, mit Recht verwirft, daß dadurch eine der Vernunft widerſtreitende gänzliche Zufälligkeit der einzelnen Handlungen eingeführt werde: ſo iſt in der That nicht einzuſehen, wie dieſer Vorwurf ſich dadurch erledigen ſoll, daß zu der Macht des Willens, ſich durchaus grundlos aus ſich ſelbſt zu beſtimmen, indem ſie in die Sphäre des Intelligiblen erhoben und zu Einem außerzeitlichen Act concentrirt wird, nun noch die Macht durch dieſe grundloſe Selbſtbeſtimmung, die Entwickelung des menſchlichen Lebens in allen Sphären ſchlechthin zu begründen, hinzutritt. Ebenſo unerklärlich wird von hier aus die allbekannte Thatſache, daß im Gebiete dieſer natürlichen Individualität beſtimmte Familientypen ſich fixiren, daß die Eigenthümlichkeit der Ältern, durch neue Beſtimmungen modificirt, in den Kindern oder Enkeln wieder hervortritt, daß auch Krankheiten und fehlerhafte Dispoſitionen des pſychiſchen Lebens ſich forterben. Ferner iſt uns nicht etwa blos in der Reflexion, ſondern als allgemeine Thatſache unſers unmittelbaren Bewußtſeins eine ſcharfe Sonderung deſſen, was in unſerm Leben unſere Freiheit zur Wurzel hat, und was jenſeit derſelben liegt, gegeben, und Niemandem fällt es ein, die natürlichen Einſeitigkeiten und Schranken ſeiner Individualität, den angebornen Mangel gewiſſer Fähigkeiten, Talente im Ernſte ſich ſelbſt zuzurechnen. Hätten ſie ebenſo gut wie die ſittliche Beſtimmtheit unſers Lebens in der Freiheit, hier als intelligibler, ihre Cauſalität, ſo wäre nur denkbar, daß unſer empiriſches Bewußtſein entweder Alles als frei, oder Alles als nothwendig auffaßte; eine ſolche Scheidung zweier Sphären im unmittelbaren Bewußtſein iſt von hier aus nicht zu erklären. Es leuchtet ein, daß dieſer Theorie in ihrer weiteren Conſequenz das irdiſch zeitliche Leben und Bewußtſein nicht mehr die wirkliche *Erſcheinung des Weſens* bleiben kann, ſondern zum unwahren *Scheine* herabſinken muß."

Daß auch in der *Hegel*'ſchen Philoſophie von einer eigentlichen *Freiheit des Willens* nicht die Rede ſein kann, ergibt ſich theils ſchon daraus, daß auch dieſes Syſtem nicht über den *Pantheismus* hinauskommt [75]), theils weil nach ihm nur das *Denken* und die *Begriffe* das eigentlich Weſentliche ſind [76]). Da nach Hegel die *Gedankenbeſtimmungen* das allein Seiende ſind, ſo hat nach ihm die *Perſönlichkeit*, die doch die eigentliche Wurzel des menſchlichen *Freiheitsbegriffs* iſt, nur einen untergeordneten Werth, indem ſie nur Mittel iſt, um die Denkverhältniſſe zu verwirklichen. Nicht wo das Individuum wählen kann, iſt *Freiheit*, ſondern wo es nicht wählen kann, wo eine Regel ohne ſeinen Willen verwirklicht iſt; das Denkgeſetz ſoll frei, d. h. nicht vom Menſchen abhängig ſein, und nicht der Menſch; nicht die Menſchen handeln in der Geſchichte, ſondern das logiſche Geſetz der drei Momente, des Dialektiſchen, Abſtracten und Speculativen, indem ja überhaupt das ganze Univerſum nur in einem dialektiſchen Proceß der Ideen beſteht, die ſich aus ſich ſelbſt entlaſſen, ihren Gegenſatz ſetzen, dieſen dann aufheben, um ſich endlich wieder in der höhern Identität in ſich zurückzufaſſen. Die *Freiheit des Willens* beſteht demnach blos darin, daß im Entſchluſſe gleich ſein Gegentheil, die Möglichkeit alles Andern als Gedachten geſetzt iſt, wobei die reelle Kraft der Entſcheidung, daß man im concreten Fall zwiſchen A und B wählen kann, gar nicht in Betracht kommt [77]).

75) Vgl. des jüngeren *Fichte* Schrift über Gegenſatz u. ſ. w. S. 51.

76) „Von dem *Willen*, behauptet *Spinoza*, er dürfe nicht als eine freie, ſondern nur als eine der Nöthigung, dem Zwange unterliegende Urſache betrachtet werden, weil er, als ein beſtimmter Modus des unendlichen Denkens, immer eine Urſache vorausſetze, durch welche er zur Exiſtenz und zur Thätigkeit beſtimmt werde. Im weſentlich gleichen Sinne, aber mit ungleich größerer Gewandtheit in der Entgegenſetzung der Begriffe und in der Vereinigung des entgegengeſetzten, definirt *Hegel* die *Freiheit* als die Wahrheit der Nothwendigkeit. Nach ſeiner Erörterung iſt jedes Einzelne nothwendig, indem es durch die Bedingungen, die in dem Anderen enthalten ſind, geſetzt wird. Hierin beſteht aber die Eigenthümlichkeit der allgemeinen Subſtanz, daß ſie in der Vielheit der einander wechſelsweiſe bedingenden, einander gegenſeitig als nothwendig ſetzenden Dinge hervortritt, während ſie ſelbſt Nichts außer ſich hat und durch nichts Anderes geſetzt und beſtimmt wird. In dieſer Eigenthümlichkeit beurkundet ſich die allgemeine Subſtanz als das ſchlechthin Selbſtändige, als das lediglich durch ſich ſelbſt Beſtehende, welches in der Nothwendigkeit, die aus ihm ſelbſt hervorgeht, ſeine abſolute Macht und ſeine abſolute Freiheit offenbart. Da aber die allgemeine Subſtanz doch nur iſt, was ſie iſt, durch ihre Selbſtvermittelung, indem ſie in ihrem Gegentheil, in der Vielheit der einander ſetzenden und vorausſetzenden Dinge, ſich ewig verwirklicht, ſo ergibt ſich, daß die Wahrheit der Subſtanz der abſolute Begriff iſt. Denn der Begriff überhaupt iſt das Sichſelbſtgleiche, deſſen Sein nur darin beſteht, ſein Gegentheil, das Andere und Verſchiedene, zu ſetzen und in dem Anderen und Verſchiedenen bei ſich ſelbſt zu ſein, oder, wie *Hegel* dies ausdrückt: Der *Begriff* iſt die Selbſtändigkeit, welche das ſich von ſich Abſtoßen in unterſchiedene Selbſtändige, als dieſes Abſtoßen identiſch mit ſich und dieſe bei ſich ſelbſt bleibende Wechſelbeſtimmung nur mit ſich iſt. Hiernach iſt der Begriff für ſich die Macht der Nothwendigkeit und die wirkliche *Freiheit*." E. *Reinhold*, Darſtellung der Metaphyſik. 1834. S. 420. Note.

77) Vgl. *Stahl*, Philoſophie des Rechts I. S. 272. 289 fg. (und die vielen andern Kritiken der Hegel'ſchen Philoſophie). Daher ſich bei Hegel die nichtige Vorſtellung eines *unperſönlichen* ſubſtantiellen *Willens* findet, eines Willens, welcher *nicht will*, ſondern nur Wille iſt. (Wenn nämlich in irgend einer Einrichtung ein beſtimmter Sinn gleichſam als gewollter ausgeprägt iſt und nach der Natur der Einrichtung die Möglichkeit, daß ihr Daſein oder jener Sinn von dem Menſchen aufgehoben werden, bei ihr nothwendig gedacht werden muß, ſo iſt dies ein ſubſtantieller Wille, da ſich hierbei die Requiſite deſſelben finden, welche Hegel an den Willen macht, nämlich ein beſtimmter verwirklichter Inhalt eines

Digitized by Google

Was die Literatur dieſes wichtigen Capitels der Metaphyſik und Religionsphiloſophie betrifft, ſo findet ſie ſich, wie auch in Bezug auf die bedeutendſten Philoſophen ſchon angegeben, theils in den Syſtemen der Philoſophie ſelbſt, theils in einzelnen Monographien und beſondern Aufſätzen in philoſophiſchen und theologiſchen Zeit- und andern Schriften. Aus der neueſten Zeit ſind beſonders zu nennen: Rocksbammer, Die Freiheit des menſchlichen Willens. 1821. Sartorius, Vom Unvermögen des menſchlichen Willens. 1821. Voigt, Über Freiheit des Willens. 1828. Daub, Die Hypotheſe in Betreff der Willensfreiheit. 1834. (Vergl. deſſen Judas Iſcharioth.) Matthias, Die Idee der Freiheit. 1835. Weiße, Die Idee der Gottheit (denſ. in Heidelb. Jahrbüchern. 1836. Nr. 162 und in Fichte's Zeitſchrift für ſpeculative Theologie I. H. 2). K. Ph. Fiſcher, Die Freiheit des Willens. 1833. Romang, Von der Freiheit des Willens. 1835. Jul. Müller, Die chriſtliche Lehre von der Sünde. 1839. I. S. 375 fg. Wirth, Speculative Ethik. 1841. I. S. 57 fg. Zeller, Theologiſche Jahrbücher. 5. Bd. 1846. Heft 3. 6. Bd. 1847. Heft 1. Levinſon, Phyſiologie des menſchlichen Willens. 1848. — Über die ältere Literatur vergl. *Bern. Ochini* Labyrinthi h. e. de libero et servo arbitrio etc. (Basil. 1563.) *Hugo Grotius*, Philos. sentent. de fato et de eo, quod est in nostra potestate. 1648. L. Creutzer's Skeptiſche Betrachtungen über die Freiheit des Willens. 1793 und Werdermann, Geſchichte der Meinungen über Schickſal und Freiheit. 1795 (beſonders den literariſchen Anhang).

III. Politiſche (bürgerliche, ſtaatsbürgerliche) Freiheit. — Sowie für den Einzelnen die Ausbildung der allen Menſchen als Anlage verliehenen innern oder ſittlichen Freiheit (oder der Freiheit des Willens) die Grundbedingung der geſammten übrigen geiſtigen Entwickelung und der Beginn derſelben oder (wie Kant es ausdrückt) „der Ausgang aus der geiſtigen Unmündigkeit die wichtigſte Revolution in dem Innern des Menſchen iſt“ [78]), ſowie ferner für den Einzelnen ohne äußere perſönliche Freiheit oder Selbſtändigkeit keine wahrhafte Ausbildung der innern, keine echte Charakterbildung zu denken iſt (was ſchon Homer treffend angedeutet hat) [79]), welche doch als das höchſte Ziel oder die wahre Beſtimmung des Menſchen angeſehen werden muß, und nach welcher ſich der perſönliche Werth des Individuums abmißt — ſo verhält es ſich auch mit der politiſchen Freiheit in Bezug auf das öffentliche Leben und den Charakter der Völker oder Staaten und der Menſchheit im Großen. Auch dieſe iſt als die Baſis alles vernünftig-geſelligen Lebens, als die Vorausſetzung aller höheren, wiſſenſchaftlichen, äſthetiſchen, ſittlich-religiöſen, zugleich auch der ökonomiſchen oder induſtriellen Bildung, kurz aller eigentlichen Civiliſation und Cultur anzuſehen. Daher findet ſich dieſe letztere nur bei denjenigen Völkern, bei welchen ſich politiſche Freiheit entwickeln konnte und nur nach dem Grade dieſer Entwickelung. Daher zählen in der Weltgeſchichte eigentlich nur die politiſch freien Nationen; daher hängen ferner alle Hauptepochen derſelben, ſowie die der Specialgeſchichten der einzelnen Völker entweder unmittelbar mit der Erlangung, Behauptung oder dem Verluſte der politiſchen Freiheit zuſammen, oder ſtehen doch in nächſter Beziehung und Wechſelwirkung zu derſelben; welches Alles durch Beiſpiele zu beweiſen einer ausführlichen Geſchichte der politiſchen Freiheit vorbehalten bleiben muß, in ſofern übrigens überflüſſig erſcheint, als jene Belege im Allgemeinen aus der Geſchichte des Alterthums, des Mittelalters, der neuern und neueſten Zeit, beſonders der doch in der Regel aus dem Intereſſe für die politiſche Freiheit entſtandenen Revolutionen, Jedem zur Genüge ſchon bekannt ſind. Kurz, faſt alles Hohe und Herrliche im Menſchenleben knüpft ſich mehr oder weniger an die politiſche Freiheit der Völker an, welche, wie ebenfalls ſchon Kant bemerkt hat [80]), „das höchſte Problem und der letzte Zweck der Menſchengeſchichte,“ und wie Dahlmann es ausdrückt: „die größte aller Staatsfragen“ iſt [81]).

Andererſeits lehrt allerdings auch die Geſchichte und die Erfahrung, daß das Intereſſe der politiſchen Freiheit zu den ſchlimmſten Verirrungen geführt hat, daß im Namen derſelben nur zu oft die empörendſten Verbrechen begangen wurden, und daß es einen politiſchen Fanatismus der Freiheit gibt, durch welchen, wie durch den religiöſen, in der Geſchichte der Menſchheit die dunkelſten Blätter angefüllt worden ſind. Allein ſo wenig man wegen der Gräuel, welche der Misverſtand der Religion von jeher (wie ſchon der bekannte Spruch des Lucretius andeutet) [82]) veranlaßt hat, die Religion ſelber in ihrem Weſen und in ihrer Würde als die höchſte und wichtigſte Angelegenheit des Menſchen verkennen darf, ebenſo wenig können die in Bezug auf politiſche Freiheit begangenen Exceſſe dem Werthe derſelben derogiren, woran ſchon unſer vaterländiſcher größter Dichter in den

Gedankens und die der Vorſtellung ſich darbietende Möglichkeit eines andern.) Nicht der Menſch weiß ſich z. B. in der Familie, dem Staate in der Philoſophie, in Gott, ſondern das Syſtem der Denkbeſtimmungen der Begriff der Familie, des Staates ꝛc. wiſſen ſich die Menſchen, wie man etwa ſagen könnte, der Spiegel beſchaut ſich im Menſchen.

78) Anthropologie (Werke, Ausgabe von Hartenſtein. 10. Bd. S. 247).

79) „Schon ja die Hälfte der Tugend entrückt Zeus' waltende Vorſicht
Einem Mann, ſobald nur der Knechtſchaft Tag ihn ereilet.“
Odyſſ. XVII, 322.

80) Ideen zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht (Werke. 4. Bd. S. 293 fg.). Ausführlicher iſt dieſer Gedanke neuerdings entwickelt von Ad. Schmidt in ſ. Theſen über den Fortſchritt in der Geſchichte in Noack's Jahrbüchern für Wiſſenſchaft und Leben. 1848. Heft 1. 81) Geſchichte der engliſchen Revolution, am Schluß (4. Ausg. S. 383): „Dem König Wilhelm verdankt England ſeine Freiheit, ſoweit Freiheit verliehen werden kann, und er hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politiſchen Freiheit der Völker, ſo mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer ſcharfen Ecke hineingerückt, daß wer in ihrer Nähe blos die Augen ſchaudernd zuzudrücken und allenfalls ein Kreuz zu ſchlagen weiß, ſich früher oder ſpäter daran den Kopf einrennen muß.“ 82) „Tantum religio potuit suadere malorum!“

Digitized by Google

allbekannten „Worten des Glaubens“ gemahnt hat[83]). Was einer der berühmteſten unſerer Staatsgelehrten und Staatsmänner, Gentz, in dieſer Hinſicht zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ausſprach, gilt für alle Zeit: „Der zügelloſeſte Misbrauch der Worte muß uns, wenn wir gerecht und einſichtsvoll urtheilen wollen, gegen ihren echten, guten und edeln Sinn nicht mistrauiſch machen. Man hat im Namen der politiſchen Freiheit unter unſern Augen unermeßliche Bubenſtücke begangen. Schlimm genug! nichtsdeſtoweniger liegt Alles, was für den Staat wünſchenswürdig ſein kann, in dieſem Worte eingeſchloſſen, und es iſt in ſeiner wahren Bedeutung der beſte Maßſtab, um die Vollkommenheit ſeiner Organiſation zu beſtimmen. Die höchſte mögliche bürgerliche Freiheit, geſichert durch diejenige Verfaſſung, mit welcher ſie am beſten beſteht, iſt der letzte Zweck und das höchſte Ideal jeder politiſchen Verbindung; je mehr der Staat ſich dieſem Ideal nähert, deſto vollkommener ſind alle Zwecke der bürgerlichen Geſellſchaft in ihm erreicht“[84]). Derſelbe Publiciſt hat anderwärts mit Recht als den Hauptgrund jener Verirrungen die Unklarheit bezeichnet, welche in Bezug auf den Begriff der politiſchen Freiheit gewöhnlich ſich findet[85]). Die Aufhellung deſſelben hat demgemäß außer dem theoretiſchen noch ein praktiſches, ſehr bedeutendes Intereſſe, und muß als eine der wichtigſten Aufgaben der Staatswiſſenſchaft anerkannt werden, deren Löſung übrigens mannichfachen Schwierigkeiten unterworfen iſt; daher ſie denn auch bisher noch keineswegs als gelungen anzuſehen iſt.

Um auch hier zunächſt von der ſprachlichen Bezeichnung dieſes Begriffs auszugehen, ſo ergibt ſich, daß, ſowie „Freiheit“ ein vielumfaſſender und vieldeutiger Ausdruck iſt, über deſſen Sinn und über die damit bezeichnete Sache ſelber eine große Verſchiedenheit der Anſichten ſtattfindet, es ſich auch mit dem Worte „Politik“ auf gleiche Weiſe verhält. Daſſelbe bezeichnet bekanntlich bald ſoviel wie Staats- und öffentliches Leben überhaupt (z. B. in dem Ausdruck: ſich für „Politik“ intereſſiren, der „politiſche“ Theil der Zeitungen, „politiſche“ Geſellſchaften, Parteien, Geſpräche u. dgl. m.), bald die Summe oder den Inbegriff der auf das öffentliche oder Staatsleben ſich beziehenden Anſichten (z. B. Wirthshaus-, Börſenpolitik), bald den in ein Syſtem gebrachten Inbegriff von praktiſchen Grundſätzen oder Marimen für die Regierung oder Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, mit Einem Worte, die ſogenannte Staatskunſt (z. B. die „Politik“ der Großmächte, die Machiavelliſtiſche oder jeſuitiſche Politik), bald die Wiſſenſchaft von den höchſten Zwecken des Staats (in welchem Sinne die Alten vorzugsweiſe dieſes Wort nahmen), oder mit Einem Worte: die Staatsweisheitslehre, bald die Wiſſenſchaft der zweckmäßigſten Mittel für die Erreichung des Staatszwecks (welches vorzugsweiſe der moderne Begriff iſt), mit Einem Worte: die Staatsklugheitslehre (daher auch im gemeinen Sprachgebrauche „Politik“ und politiſch oft ſoviel wie Klugheit und klug überhaupt heißt, und man z. B. von der „Politik der Freundſchaft“ ſpricht, ſowie „ein Politicus ſein,“ „politiſch handeln,“ ſoviel wie klug oder pfiffig ſein, ausdrückt); endlich auch die Staatswiſſenſchaft überhaupt und die Lehre von der Staatsverfaſſung und Verwaltung als beſondere (z. B. wenn von den verſchiedenen Literaturgebieten die Rede iſt, „Politik ſtudiren,“ die Geſchichte oder Literatur der „Politik“). Schon hieraus iſt leicht erklärlich, daß die aus der Verbindung zweier ſolcher ſo verſchieden aufgefaßter Hauptbegriffe hervorgehende „politiſche Freiheit“ nicht ſchon an und für ſich klare Vorſtellungen erwecken kann, ſondern das gerade Gegentheil ſtattfinden muß. Es kommt dann zunächſt noch dazu, daß die Verwechſelung des Begriffs „Freiheit“ mit den nächſtverwandten Vorſtellungen der Ungebundenheit, Frechheit, Zügel- oder Geſetzloſigkeit und dergl., wie die Geſchichte und Erfahrung lehren, in dem Gebiete der Politik weit häufiger als irgend anderswo ſich zeigt. Auch der Umſtand, daß ſowol im gemeinen als im wiſſenſchaftlichen Sprachgebrauche (wie noch näher gezeigt werden wird) die Ausdrücke „po-

---

83) „Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und wär' er in Ketten geboren!
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Misbrauch raſender Thoren“ u. ſ. w.

84) In der Neuen teutſchen Monatsſchrift. 1795. II. S. 296. Ähnlich der Freiherr von Gagern: „Freiheit, auch du haſt irre geführt, dem Böſewicht zum Vorwand gedient, wie die Religion, wie die Tugend. Nie iſt mehr als zu meiner Zeit Geſetzloſigkeit mit ihr verwechſelt worden. Nie wurden mehr Gräuel unter ihrer Maske ausgeübt, die mit der menſchlichen Gattung entzweien könnten. Hört ſie deswegen auf, die Zierde, die Größe des menſchlichen Geſchlechts, die Freude der Seele, der Werth des Lebens, der Preis der Tugend, die Beſchützerin der Staaten, die Mutter der Vaterlandsliebe, die Säugamme aller erhabenen Geſinnungen und Gefühle zu ſein? Wo ſie nicht iſt, da ſinkt der Menſch und neigt ſein Haupt. Die Kraft des Lebens, die Stärke des Geiſtes iſt gebrochen, Muth erkaltet, Tugend ſtirbt. Nationen trauern um ſie und welken: bald tragen ſie das Gepräge der Nichtswürdigkeit.“ Reſultate der Sittengeſchichte. 2. Aufl. I. S. 35. „*Malo turbulentam libertatem*, quam quietum *servitium*, dies war von jeher die Marime des freien Mannes und das wird ſie ewig bleiben.“ Feuerbach, Antihobbes I, 180.

85) „Es iſt eine alte Bemerkung, daß der große Haufen des Menſchengeſchlechts durch Zeichen und Bilder und Namen und dunkle Vorſtellungen regiert wird. Freiheit, jene Freiheit, die die Mutter ſolcher ungeheuern Bewegungen, ſo mancher ſchwärmeriſchen Heldenthat, ſo manches empörenden Verbrechens iſt, gehört unter dieſe dunkeln Vorſtellungen. Es iſt von äußerſter Wichtigkeit, daß man ſie beleuchte und entwickele, daß man das Wahre, was in ihr iſt, von der Täuſchung, das Heilſame, was ſie enthalten kann, von dem Verderblichen ſondere. Es iſt die höchſte und dringendſte Nothwendigkeit, es iſt die unnachlaßlichſte Pflicht für jeden denkenden Menſchen, zu einer Zeit, wo die ſchrecklichſten Erdbeben die politiſche Welt erſchüttern, zu einer Zeit, wo die entgegengeſetzten Meinungen über das Weſen und den Werth der Freiheit faſt durch ganz Teutſchland hindurch, hier ruhiger und dort tobender, hier im Keim und dort im gräulichſten Ausbruche die eine Hälfte der Menſchheit zum Kampfe mit der andern geführt haben — ſich von ſeinen eigenen Ideen die ſtrengſte Rechenſchaft abzulegen, und ehe er es wagt, in dieſer großen Debatte, die ſo viele Köpfe beſchäftigt, an die ein ſo vielfaches Intereſſe geknüpft iſt, und auf deren Ausgang eine ganz beunruhigte Welt harrt, ſeine ſchwache Stimme zu erheben, die Fundamentalbegriffe alles politiſchen Raiſonnements mit hohem Ernſte zu prüfen und mit aller Anſtrengung, deren er fähig iſt, aufs Reine zu bringen.“ Burke's Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution, überſetzt und erläutert von Gentz. 2. Bd. S. 115. 1793.

Digitized by Google

litiſche" und „bürgerliche" Freiheit bald als gleichbedeutend, bald als weſentlich Verſchiedenes bezeichnend genommen zu werden pflegen, kann natürlich nur zur Vermehrung der Unklarheit beitragen.

Das Wort politiſche Freiheit bezeichnet überdies ſchon an und für ſich nichts Handgreifliches, ſinnlich Wahrnehmbares, überhaupt nichts Einfaches und in feſter Form Gegebenes, ſondern einen mannichfacher Veränderungen fähigen und ſehr zuſammengeſetzten Zuſtand, deſſen Weſen ſich durchaus nicht in einer blos logiſchen Definition erſchöpfen läßt. Die politiſche Freiheit ſelber iſt ferner, obgleich der Idee nach für alle Menſchen beſtimmt, weil mit der menſchlichen Vernunft unmittelbar zuſammenhängend, wie die Geſchichte und Erfahrung lehren, noch keineswegs eine überall vorkommende Thatſache, deren Merkmale aus der Wahrnehmung abſtrahirt und in eine Geſammtvorſtellung, den Begriff, ein für alle Mal zu fixiren wären. Vielmehr iſt es unbeſtreitbar, daß die unermeßliche Majorität der Menſchen dieſes Gut bisher entbehrt hat und noch entbehrt; und ſelbſt bei der kleinen Anzahl derjenigen Völker, bei welchen ſie bis jetzt ſich hat entwickeln können, ja bei demſelben Volke in ſeinen verſchiedenen Bildungsſtufen erſcheint ſie in ſehr verſchiedener Geſtalt und zugleich mit ſehr verſchiedenen Wirkungen, je nach der Art und Weiſe ihrer Auffaſſung und der Anwendung, welche von ihr gemacht werden. Daher haben ſchon früher mehre der berühmteſten politiſchen Schriftſteller grade dieſen Begriff als einen der dunkelſten, vieldeutigſten und ſchwierigſten bezeichnet; ſo z. B. Montesquieu[86]) und Ferguſon[87]), und erſt noch neuerdings hat ſich in gleichem Sinne der ſchon angeführte Veteran unſerer publiciſtiſchen Literatur, der Freiherr von Gagern, ausgeſprochen[88]). Ganz beſonders findet ſich aber dieſe Unklarheit über das, was politiſche Freiheit eigentlich iſt, mit dem traurigen Gefolge der daraus hervorgehenden Mißgriffe und Mißbräuche in unſerer Zeit, welche, wie bekannt, mit der franzöſiſchen Revolution beginnt[89]), die als ihr Hauptziel die politiſche Freiheit (unter der Firma Freiheit und Gleichheit) erſtrebte, dabei aber der bedauernswürdigſten Verirrungen ſich ſchuldig machte, die unſern vaterländiſchen Dichter zu dem auf den Mißbrauch jener Idee ſich beziehenden Spruch veranlaßten: „Doch der ſchrecklichſte der Schrecken iſt der Menſch in ſeinem Wahn!" Zwei Menſchenalter ſind ſeitdem verfloſſen und in Bezug auf politiſche Freiheit iſt ſeitdem allerdings Vieles errungen worden; allein nichtsdeſtoweniger iſt der Begriff derſelben noch immer im Allgemeinen nichts weniger als klar und richtig aufgefaßt vorauszuſetzen, was hauptſächlich darin ſeinen Grund hat, daß die ſeitdem auch auf dem europäiſchen Continent eingeführte conſtitutionelle oder Repräſentativverfaſſung, die allerdings am meiſten der politiſchen Freiheit entſpricht, in Folge der eingewurzelten Herrſchaft der Bureaukratie, insbeſondere in Teutſchland, nur ſehr unvollkommen (nur bis zu einer ſogenannten „Quaſiconſtitutionalität")[90]) ſich zu entwickeln vermochte, und daß nur zu häufig die höhern geiſtigen und ſittlichen Grundlagen der politiſchen Freiheit ſo gut wie ganz unberückſichtigt blieben. Daher denn nur erſt vor einigen Jahren von einem hochgeſtellten Staatsmann[91]) über die Begriffsverwirrung in Hinſicht auf politiſche Freiheit, obgleich dieſelbe mehr als je das allgemein angeſtrebte Ziel genannt werden kann, laute Klagen erhoben worden.

Auch im Gebiete der Literatur hat es nicht an Klagen und Warnungen in Bezug auf die Miskennung des wahren Begriffs der politiſchen Freiheit und die unver-

86) De l'esprit des lois, liv. XI. ch. 2: „Il n'y a point de mot qui ait reçu plus de différentes significations et qui ait frappé les esprits de tant de manières que celui de *liberté*."
87) Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft. 3. Th. Abſchn. 6.
88) „Der kennt fürwahr die Freiheit und ihre Elemente nicht, der ſie in irgend einer gerundeten Phraſe ſucht. Sie iſt bunt und mannichfaltig auf der Erde, wie die Blumen unſerer Wieſen. Sie hat ebenſo verſchiedene Formen, Farben, und neben ihrem Schmuck herrſcht immer das milde Grün der Hoffnung vor. Und dann kommt endlich doch die Heublume — und der Mäher! Sie hat ihre Kinderjahre, Jugend und Alter! Freiheit iſt nicht ein einfacher Begriff, wie Pfeil und Ähre, ſondern ein Inbegriff, eine Sammlung und Zuſammenſetzung, wie der Köcher und die Garbe! Aber was iſt in der Kapſel? Sind die Pfeile ſcharf und ſpitzig und ohne Gift? Sind die Ähren rund und ſchwer, wenig des Brandes und des Dorts? Freiheit iſt ein Feuer! Kinder und Banditen zünden damit die Häuſer an. Die Familie wärmt ſich, die Hausfrau kocht, der Vater ſtählt, die Künſtler ſchaffen, läutern, formen." v. Gagern, Reſultate der Sittengeſchichte IV. S. 311. (2. Ausgabe.) Vergl. Vollgraff, Politik. I. Bd. S. 43 fg.
89) Wachsmuth, Europäiſche Sittengeſchichte V. 2. Abtheil. S. 754 fg.

90) Von Aretin, Staatsrecht der conſtitutionellen Monarchie I. Einleitung. Pfizer, Ideen über Recht, Staat und Kirche II. S. 258. 91) Der Fürſt Ludwig von Wallerſtein in ſeiner Kritik verſchiedener Anträge des Fürſten Karl von Wrede in den Debatten in München am 13. Febr. 1846 (vergl. Deutſche Allgem. Zeitung vom 20. Febr. 1846): „Keine Periode der modernen Geſchichte war fruchtbarer als die unſrige in Lobpreiſung politiſcher und bürgerlicher Freiheit. Jeder verlangt die koſtbare Gabe nicht nur für ſich, ſondern auch für alle von ihm vertretenen oder getheilten Intereſſen. Glauben aber letztere ſich im Conflicte mit andern Intereſſen irgendwelchen Gepräges, ſo erklingt nur zu oft der Ruf nach ſtaatlicher Bevormundung. Ja, regiſtrirte die Staatsgewalt alle Hilferufe dieſer Art, ſo würden ſie ſich zuletzt ſummiren zur Bitte um Nichtfreiheit in Allem und für Alle! Überhaupt modificirt ſich der Begriff von Freiheit nach Maßgabe der ihn formulirenden in mannichfachſter Weiſe. Ein großer Theil der Beamtenwelt und von ihm influencirt ſehr häufig die Regierungen ſelbſt, denken ſich unter bürgerlicher Freiheit die Befugniß der Staatsbürger, grade ſo weit, ſo raſch und ſo geartet einherzuſchreiten, als es der bureaukratiſchen Auffaſſung jeweils angemeſſen erſcheint! Freiheit nennt der Gewerbsmann ſein Monopol und das Fernbleiben unbequemer Concurrenz; der Speculant das Agiotiren auf Koſten der Nationen; der Beförderungsluſtige die Nichtbeachtung von Dienſtalter und Verdienſt. Sogar viele der Kämpen gegen Preßzwang, viele der Wortführer auf dem geiſtigen Gebiete heiſchen Ungebundenheit für ihre Doctrinen, Druck bezüglich jeder abweichenden Meinung. Und doch iſt wahre Freiheit wie für Individuen ſo für ganze Länder nur denkbar auf der dreifachen Grundlage der Intelligenz, welche ſie begreifen lehrt, der Tugend, welche ihre würdige Benutzung ſichert, der Gerechtigkeit, welche das erſtrebte Ideal auch ehrt, wo es Andern zu Gute kommt. In der That hat die echte Freiheit noch immer eine verhältnißmäßig geringe Zahl empfänglicher Herzen und ſpärliche Aſyle gefunden, während ſie grade unſern Tagen höchlich noth thut."

Digitized by Google

meidlichen Folgen davon gefehlt. Genau um dieſelbe Zeit, in welcher der gedachte bairiſche Staatsminiſter dieſe Klagen über jenen Misverſtand kundgab, hatte ein von der bairiſchen Regierung ſeit langen Jahren verfolgter Märtyrer dieſer Freiheit, der bekannte (in dieſem Sommer als Abgeordneter in die teutſche Reichsverſammlung zu Frankfurt verſtorbene) Dr. Wirth in der Fortſetzung ſeiner teutſchen Geſchichte [92]) daran gemahnt, daß wir uns in Teutſchland jetzt ganz in der Lage befinden, wie Frankreich vor dem Ausbruche ſeiner Revolution, und unumwunden vorhergeſagt, daß durch die falſchen Maßregeln der an ihrer, von Bonaparte ihnen geſchenkten, franzöſiſchen Souverainetät feſthaltenden Regierung [93]) und durch Unterdrückung der wahren politiſchen Freiheitsbeſtrebungen eine Revolution vorbereitet werde, die ganz dieſelben, ja noch ſchlimmere Erſcheinungen zeigen würde; eine Prophezeiung, die in dem gegenwärtigen Jahre leider! ſchon nur zu ſehr in Erfüllung gegangen, und die mit Recht der weltberühmten Burke'ſchen von dem Ausgange der franzöſiſchen Revolution an die Seite geſetzt werden kann. Wir können nicht umhin, dieſe Stelle hier mitzutheilen, da ſie zugleich die reißenden Fortſchritte beſpricht, welche die damals ſchon überhand genommene Begriffsverwirrung in Bezug auf politiſche Freiheit gemacht hatte und damit auch manche der neueſten Erſcheinungen erklärt [94]). Dieſe Mahnungen ſind unbeachtet geblieben. Man hat namentlich in Teutſchland Nichts gethan, das Volk über den wahren Sinn der politiſchen Freiheit aufzuklären, was ohne Zweifel am beſten durch wirkliche, im Wege Rechtens durch zeitgemäße Reformen bewirkte Gewährung derſelben geſchehen ſein würde. Man hat im Gegentheil die Entwickelung derſelben fortwährend zu hemmen geſucht, die Cenſur geſchärft, die ſtaatswiſſenſchaftliche Bildung auf den Univerſitäten, beſonders ſeit den karlsbader Beſchlüſſen, gehemmt, welche ſchon Wilhelm von Humboldt „ſchändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ genannt [95]), und gegen welche auch die berliner Univerſität tapfer, obwol vergeblich, proteſtirt hatte [96]). Man hat die billigſten Anfoderungen des Volks und ſeiner Vertreter, die beſcheidenſten Bitten um endliche Gewährung der ihm von Rechtswegen gebührenden und ſelbſt von den Regierungen vor länger als einem Menſchenalter officiell verheißenen politiſchen Freiheit ſchnöde zurückgewieſen — und ſo iſt denn endlich in dieſem Jahre nach den Februarereigniſſen in Frankreich (welches übrigens zur Klage über verweigerte Volksfreiheiten, geſchweige denn zu einer Revolution tauſend Mal weniger Urſache hatte, als Teutſchland) unſer Vaterland in jene, auch von Andern [97]) vorher verkündigte, Kataſtrophe gerathen, die mit Recht als eine Revolution bezeichnet wird, da durch ſie das früher zu Recht beſtandene Staatsprincip wirklich zerſtört worden, obwol die Dynaſtien bis jetzt unangetaſtet geblieben ſind. Wol hat uns dieſelbe bereits politiſche Freiheiten in Hülle und Fülle gebracht, ſoweit ſelbige durch Volks- und Parlamentsverſammlungen und Conceſſionen der Regierungen decretirt werden kann; aber noch immer [98]) iſt der

92) Geſchichte der teutſchen Staaten ſeit der Auflöſung des teutſchen Reichs. (Karlsruhe 1847.) 1. Liefer. S. 31. 93) Darüber hatte auch Arndt (Schriften für ſ. lieben Teutſchen. 2. Bd. 1845. S. 78, vergl. 317) ſich ſcharf ausgeſprochen; vergl. auch die Allgem. Zeitung vom 31. Aug. 1846. Beil. und vom 4. Sept. ebend. S. 2211. 94) „Man war in Teutſchland bisher vielfältig der Meinung ergeben, daß eine gewaltſame Umwälzung in unſerem Lande nicht von den Gräueln begleitet ſein könne, welche in andern Staaten ſo ſchauderhaft hervortraten. Die Gemüthlichkeit des teutſchen Nationalcharakters und die höhere Bildung der neuern Zeit unterſtützten dieſe Meinung auch mit anſehnlichen Gründen; gleichwol machen viele Erſcheinungen der Gegenwart jenen guten Glauben unerwartet ſehr ſchwankend. Es iſt natürlich und ſelbſt nothwendig, daß in allen Gährungen der Völker auch extreme Parteien auftreten; allein ſo reißend ſchnell geht bei uns die Bewegung der Geiſter, daß diejenigen, welche in den Jahren 1831 bis 1833 überſpannte, ja ſelbſt Schwärmer genannt wurden, jetzt der gemäßigten Meinung angehören. Wir wollen nicht einmal von den Anhängern der Gütergemeinſchaft ſprechen, obſchon es bezeichnend genug iſt, daß ſogar ein ſolcher Irrwahn ſo viele Köpfe bethören konnte; aber auch unter den geſundern Vertheidigern der entſchiedenen Richtung iſt es ſchon Mode geworden, einen Jeden, der nur im Kleinſten von ihrer Meinung abweicht, der Halbheit zu beſchuldigen. Männer, welche die Staatswiſſenſchaft und die Ergründung der Mittel zur Emporhebung des Volkes zum Studium ihres Lebens gemacht haben, werden von unwiſſenden Schreiern wie Schulknaben gemeiſtert, ja was das Merkwürdigſte iſt, Männer, welche die geiſtige Bewegung zuerſt anregten, welche ſprachen, als Alles ſchwieg, welche ihrer Überzeugung unter ſchweren Stürmen und Drangſalen treu blieben, für ſie darbten und litten, werden für Servile, Treuloſe, Abtrünnige und Überläufer erklärt. Lächerliche Theorien über ſociale Einrichtungen gelten für Staatsweisheit, Rohheit des Ausdrucks für Kraft, Grobheit und gemeine Sitten für Patriotismus. Die vorlaute Jugend meiſtert das erfahrne Alter, der ungeſchlachte Handwerksburſche den gereiſten Staatsmann, und ſoweit iſt ſchon die Umdüſterung der Vernunft gekommen, daß man den Radicalismus für einen Talisman erklärt, welcher Bildung, Wiſſenſchaft und Kenntniſſe entbehrlich macht. Das war aber genau der Gang der franzöſiſchen Revolution, und Erſcheinungen der Art auch in Teutſchland ſind eine ernſte Mahnung für alle Männer von Einſicht, Beſonnenheit und Charakter, noch bei Zeiten dem Ausbruche bösartiger und gefährlicher Leidenſchaften ſich entgegenzuſetzen. Wenn ſolche Leidenſchaften ſchon in der gegenwärtigen Phaſe der Entwickelung hervortreten, ſo ſind die Bürgſchaften für einen geordneten Gang ſtürmiſcher Umwälzungen gar ſehr verringert oder wol gar aufgehoben, und es wird daher im Hinblick auf die Geſchichte Frankreichs ſowol von dem Intereſſe des Volkes, wie von jenem der Fürſten gefodert, daß eine Kataſtrophe, wo nur immer möglich, vermieden werde. — Wir dürfen uns nicht täuſchen. Verhängnißreiche Wahrzeichen ſteigen aus den geheimnißvollen Tiefen des teutſchen Lebens auf, Wahrzeichen, welche unter Umſtänden die Wiederkehr einer erſchütternden Kataſtrophe des 16. Jahrh., nur in furchtbarerer Weiſe und in größerer Ausdehnung, beſorgen laſſen. Dann geräth nicht nur das Eigenthum in Gefahr, ſondern der Fanatismus der Meinung wird ſich bis zu einem neuen Schreckensſyſteme hinaufſpannen und Blutſcenen, ja Bürgerkriege erregen, welche den Ausſchweifungen der franzöſiſchen Revolution gleichkommen, oder ſie wol gar noch überbieten.“

95) Schleſier, Wilhelm von Humboldt's Leben II. 388. 96) Böckh, Gedächtnißrede am 3. Aug. 1847. S. 16 fg. 97) Namentlich von Droyſen in der Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1845. Januar. S. 24 fg. Arndt, Schr. an ſ. lieben Teutſchen. 1845. 3. Bd. S. 431 fg. 611 fg. Bülow-Cummerow, Die europäiſchen Staaten. 1845 (vergl. Allgem. Zeit. 1845. Nr. 326 vom 22. Nov. Beil.); deſſen Politiſche und finanzielle Abhandl. 1844. Heft 1. S. 182. Teutſche Vierteljahrſchrift. 1846. Nr. 36. S. 194 fg. Görres, Hiſtor.-polit. Blätter. 1847. Heft 10. S. 607. 98) Wir ſchreiben dies Ende Octobers (1848).

Digitized by Google

Ausgang dieſer Kataſtrophe zweifelhaft; noch immer iſt es ungewiß, ob von ihr an wirklich eine neue Ära der wahren politiſchen Freiheit beginnen wird. Gewiß iſt nur ſoviel, daß die bereits vorher herrſchende Begriffsverwirrung in Bezug auf politiſche Freiheit ſich noch außerordentlich vergrößert hat, ſeitdem Politik die Parole und Freiheit das allgemeine Feldgeſchrei geworden, und Jedermann ohne Ausnahme ſich für verpflichtet und befugt hält, über die wichtigſten Staatsfragen abzuurtheilen, obwol ſchon Goethe dies Unweſen treffend charakteriſirt hat[99]). Den beſten Beleg dafür gibt die Menge misverſtandener politiſcher Begriffe, wie Volk, Volkswille, Volksſouverainetät, Revolution, Reaction, Demokratie, Republik, Organiſation der Arbeit u. ſ. w. u. ſ. w., die ſeitdem allgemein in Umlauf gekommen ſind und die Köpfe ganz verwirrt haben.

Noch iſt es, wie geſagt, ungewiß, welchen Ausgang die gegenwärtige Kriſis, ohne Zweifel die bedeutendſte für unſer Vaterland ſeit den Zeiten der Reformation und des 30jährigen Krieges, nehmen und ob namentlich eine erſt vor einigen Jahren von einem unſerer ausgezeichnetſten Geſchichtsforſcher und Politiker, Gervinus, ausgeſprochene Warnung oder Prophezeiung in Erfüllung gehen wird[1]), oder ob unſer Vaterland und Volk durch Gottes Gnade aus dem unheilvollen Zuſtande errettet zu werden beſtimmt iſt, in welchem es ſich gegenwärtig befindet. Auf der einen Seite droht offenbar allgemeine Anarchie, theils als unausbleibliche Folge jeder Art von Revolution, da eine ſolche unvermeidlich die Achtung vor den Geſetzen zerſtört[2]), theils ganz beſonders als Folge der in Teutſchland noch auf ſo ganz tiefer Stufe ſtehenden politiſchen Volksbildung[3]); wie denn auch bekanntlich ſchon die traurigſten Beweiſe einer hereinbrechenden Anarchie in einer bedeutenden Zahl unſerer Städte, namentlich der Hauptſtädte Berlin, München, Wien, Frankfurt u. ſ. w., ſich kund gegeben haben[4]). Zwar iſt namentlich in den kleinen Staaten bis jetzt der Ausbruch der völligen Anarchie durch Waffengewalt gehindert oder unterdrückt worden, daß aber dies (obwol eine für den Augenblick allerdings unvermeidliche Maßregel) kein nachhaltiges Mittel iſt, ſieht jeder Verſtändige leicht ein. Auf der andern Seite ſteht eine Reaction in trauriger Ausſicht, die ſich theils auf den Particularismus oder Sondergeiſt der teutſchen Völker, theils ebenfalls nur auf die Waffenmacht ſtützt, und ohne Zweifel, wenn es ihr gelingen ſollte, das neue Staatsprincip wieder zu verdrängen, durch Reſtauration des ältern unſer Volk wiederum aus der Reihe der freien Nationen ausſtreichen würde, in welche es kaum einzutreten begonnen hat. Gewiß iſt nur, daß durch jeden dieſer beiden Wege den Teutſchen das größte denkbare Übel zubereitet werden würde, und ebenſo gewiß, daß ſowol die anarchiſchen als die reactionairen Gelüſte ihren Hauptgrund in dem Misverſtand des Weſens und der Verkennung der Idee der politiſchen Freiheit haben.

Hiermit iſt zugleich das alleinige radicale Heilmittel gegen jenes Übel indicirt, nämlich Beförderung der politiſchen Volksbildung überhaupt, insbeſondere aber zunächſt möglichſte Aufklärung des wahren Begriffs der politiſchen Freiheit. Was Niebuhr in dieſer Beziehung vor 33 Jahren ſprach, gilt noch heute: „Es iſt eine traurige Nothwendigkeit, neue Schöpfungen vornehmen zu müſſen. Unſer Zeitalter hat ſich im Kriege rüſtig gezeigt, aber zum Bilden iſt es unfruchtbar und träge, und je dringender das Bedürfniß, um ſo ſchwerer iſt die Abhilfe. Der Name der Freiheit iſt Vielen lieb geworden, aber Wenige denken es ſich, daß die Freiheit kein Stand des Genuſſes, ſondern einer Mühſeligkeit und Gefahr iſt, wovon ſie bisher Nichts gewußt. Erſt dann, wenn Viele dies erkennen, und dennoch getroſt ſagen: auch ſo und ebendeswegen wollen wir dem Könige danken, der ſie uns verleihen will, erſt dann, wenn nur nicht Wenige einſehen, daß alles Theatraliſche einer Verfaſſung Nebenſache und der unſichtbare Grund das Weſen iſt — erſt dann können wir unſern Nachkommen ihren Genuß verheißen. Inzwiſchen geht es auch hier nicht, die Zeit zurückzuſchieben, und über ihre Schwierigkeiten wehklagen, heißt ſie verderben. Was zerſtört iſt, iſt zerſtört, und das hat eine höhere Gewalt und die unwiderſtehliche Geſammtmacht einer entſetzlichen Zeit gethan. Treue, Vaterlandsliebe, Sitten müſſen und können das Neue, wenn es ſich auch nicht gleich aus dem Bedürfniß und ihm entſprechend geſtaltet, durchdringen und begeiſtern. Und hier iſt es Pflicht, nicht über Gefahren zu ſeufzen — ſondern zu lehren, was weſentlich iſt und was Schein — die Wohlgeſinnten zu unterrichten, den Thoren zeitig entgegenzuarbeiten"[5]).

---

99) „Was ich mir gefallen laſſe?
Zuſchlagen mag die Maſſe!
Dann iſt ſie reſpectabel.
Urtheilen gelingt ihr miſerabel!"

1) „Man darf uns nur franzöſiſche Revolutionen nach Teutſchland beſchwören und man wird, ſoweit menſchliche Berechnung ſehen kann, den ſichern Ruin des Vaterlandes eingeleitet haben. Ich ſage das nicht aus kleinlicher Verzagtheit, aber politiſcher Takt und geſchichtliche Lehre ſcheinen mir gleichmäßig zu ſagen, daß ſo furchtbare Umwälzungen, wie die engliſche oder franzöſiſche Revolution, wol von einer einwüchſigen Nation, wie Engländer und Franzoſen ſind, überwunden werden können, weil ſich der hundert Mal zu Boden geworfene Körper immer wieder erhebt und ſeine Integrität leicht wieder erlangt, daß aber ein ſo zerbrechlich gegliedertes Staatenwerk, wie das teutſche, ohne alle Baſis eines politiſchen Syſtems, oder einer politiſchen Macht, oder ſelbſt nur eines politiſchen Geiſtes im Volke, unter einer ſo großen Zerrüttung wahrſcheinlich rettungslos zu Grunde gehen würde. Für unſre Zukunft gibt es vielmehr kein größeres Loſungswort, um das ſich doch Alle, die es mit Teutſchland gut meinen, einträchtig verſammeln möchten, als daß wir einer großen nationalen Reformation bedürfen, nicht einer Revolution; einer Reformation in dem Sinne jener Lutheriſchen, in der wir unſre religiöſe Freiheit errungen haben." Gervinus, Die Miſſion der Teutſchkatholiken S. 82. 2) Vergl. Ewers, Die Gefahr des Vaterlandes u. ſ. w. 3) Sehr treffend nachgewieſen von Schwegler in ſ. Jahrbüchern der Gegenwart, April 1848.

4) Vergl. Augsb. Allgem. Zeitung vom 9. Oct. 1848. Beil. (Artikel aus Berlin). 5) Über geheime Verbindungen im preußiſchen Staate und deren Denunciation. (Berlin 1815.) S. 27. (Beiläufig können wir hier unſer Bedauern nicht verſchweigen, daß dieſe kleine treffliche Schrift — ſowie auch die im J. 1814 erſchienene

Digitized by Google

Dieſes iſt nun offenbar Sache der ſtaatswiſſenſchaftlichen Literatur, und es iſt demgemäß zunächſt auf die desfallſigen Ergebniſſe derſelben zurückzugehen. Leider! gibt es in ihr noch keine vollſtändige Dogmengeſchichte, auf welche man in Bezug auf die fragliche Doctrin verweiſen könnte, und ſo wird man es wol nicht für unpaſſend halten, wenn wir hier die responsa prudentum zuſammenſtellten, eingedenk der Worte Goethe's: „Alles Geſcheidte iſt ſchon gedacht worden, man muß nur verſuchen, es noch einmal zu denken; — Autorität, daß nämlich etwas ſchon einmal geſchehen, geſagt oder entſchieden worden ſei, hat großen Werth, wenngleich nur ein Pedant überall nur Autorität fodert"[6]). Natürlich beſchränken wir uns auf eine kleine Zahl der ausgezeichnetſten franzöſiſchen, engliſchen und teutſchen Publiciſten, deren Anſichten vorzugsweiſe Stoff zu näherer Erwägung der Hauptfrage geben und die zugleich wegen ihres Einfluſſes auf die öffentliche Meinung und das wirkliche Staatsleben mehr oder weniger praktiſche Bedeutung erlangt haben.

In dieſer Hinſicht iſt billig Montesquieu voranzuſtellen, deſſen grade vor einem Jahrhundert (1748) erſchienenes Hauptwerk: vom Geiſt der Geſetze, ebendarum von ſo außerordentlichem Einfluß geweſen iſt, weil er zuerſt mit Erfolg auf das engliſche Syſtem der politiſchen Freiheit die öffentliche Aufmerkſamkeit des europäiſchen Feſtlandes hinlenkte und aus derſelben ſeine eigene Doctrin derſelben ableitete, die er in folgenden Hauptſtellen ausgeſprochen hat. „Vielleicht gibt es nicht ein Wort, das ſo vielerlei Bedeutung angenommen und ſo verſchiedene Vorſtellungen erregt hatte, als das Wort politiſche Freiheit. Einige haben darunter die Leichtigkeit verſtanden, denjenigen abzuſetzen, dem ſie eine tyranniſche Gewalt anvertraut hatten, Andere das Recht, ſich ihren Regenten zu wählen, wieder Andere die Befugniß, gewaffnet zu gehen, noch Andere endlich das Vorrecht, Niemanden als einem aus der Nation gewählten Regenten, oder ſelbſt decretirten Geſetzen zu gehorchen[7]). Ja, es hat ſogar ein Volk gegeben (die Ruſſen!), welchem lange Zeit das Coſtum eines langen Bartes für Freiheit gegolten hat. Nachdem man unter dieſer oder einer andern Verfaſſung lebte, nachdem hat man die Freiheit auch blos der republikaniſchen oder monarchiſchen Regierung beigelegt[8]) und die andern davon ausgeſchloſſen. Kurz, Jeder hat die Freiheit auf die Regierung eingeſchränkt, die mit ſeinen Lieblingsideen oder Neigungen am meiſten übereinkam; und da man freilich in Republiken die vermeintlichen Werkzeuge ſeiner Bedrückung nicht ſo ſichtbar vor Augen hat und mehr von der Gewalt der Geſetze, als von denen, welche ſie vollziehen, abzuhängen ſcheint, ſo hat man ſie gemeiniglich den Republiken zu- und den Monarchen abgeſprochen. Da endlich in Demokratien das Volk gewiſſermaßen von ſich ſelbſt abzuhängen ſcheint, ſo hat man die Demokratie für das eigentliche Sacrarium der Freiheit angeſehen und ſolchergeſtalt die Macht des Volks mit ſeiner Freiheit vermengt. — In Demokratien ſcheint zwar allerdings das Volk Alles thun zu können, was es will; aber darin beſteht die politiſche Freiheit nicht, daß man Alles thue, wozu man Luſt hat. In einem Staate, d. h. in einer durch Geſetze geordneten Geſellſchaft, kann ſie nur darin beſtehen, daß man Alles thun dürfe, was Recht iſt, und zu Nichts gezwungen werden könne, was nicht Recht iſt. — Freiheit und Independenz ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Jene beſteht in dem Rechte, Alles zu thun, was die Geſetze geſtatten. Denn wenn ein Bürger auch thun dürfte, was ſie verbieten, ſo wäre er nicht frei, weil ſodann jeder Andere das Nämliche thun dürfte. — Demokratien und Ariſtokratien ſind keine ihrer Natur nach freie Staaten. Die politiſche Freiheit kann nirgends als in gemäßigten Regierungen ſtattfinden; doch iſt dieſes darum nicht immer der Fall. Nur dann findet ſie wirklich ſtatt, wenn man die Gewalt nicht misbraucht. Aber das iſt nun einmal ein trauriger Erfahrungsſatz, daß wer Gewalt in Händen hat, ihrer gern misbraucht, und damit ſoweit geht, bis er Schranken findet. Auch iſt dieſes weiter kein Wunder, da ſelbſt die Tugend der Schranken nöthig hat. — Damit die Gewalt nicht gemisbraucht werde, iſt es nöthig, daß die eine Gewaltart der andern die Wage halte. Eine Verfaſſung kann allerdings ſo eingerichtet ſein, daß Niemand gezwungen werden könne, auf der einen Seite etwas zu thun, was das Geſetz nicht von ihm fodert, auf der andern Seite etwas zu unterlaſſen, was ihm das Geſetz zu thun freiläßt." — Näher beſtimmt gibt Montesquieu den Begriff der politiſchen Freiheit durch folgende Deduction: „In jedem Staate gibt es drei Gewaltarten: die geſetzgebende Gewalt, die vollziehende Gewalt in auswärtigen und die vollziehende Gewalt in einheimiſchen oder innerlichen Angelegenheiten. — Mittels der erſten gibt der Fürſt oder der regierende Magiſtrat Verordnungen und Geſetze, und verbeſſert oder abrogirt die bereits vorhandenen. Mittels der zweiten beſchließt er Krieg oder Frieden, nimmt Geſandte an oder verſchickt ſie und trifft Sicherheits- und Vertheidigungsanſtalten. Mittels der dritten ſtraft er die Verbrechen oder ſchlichtet bürgerliche Streithändel. Dieſe dritte Gewaltart heißt die richterliche, wie jene ſchlechtweg die executive. — Die politiſche Freiheit beſteht bei dem Bürger in der Zuverſicht, welche aus dem Vertrauen auf ſeine perſönliche Sicherheit entſpringt. Soll dieſe ſtattfinden, ſo muß die Verfaſſung ſo beſchaffen ſein, daß kein Bürger nöthig habe, ſich vor dem andern zu fürchten. — Die Freiheit hört auf, wenn die nämliche Perſon oder das nämliche Collegium die geſetzgebende und vollziehende Gewalt in ſich vereinigt, weil man ſodann fürchten muß, daß der Fürſt oder der Senat nur darum tyranniſche Ge-

„Preußens Recht an den ſächſ. Hof" — nicht in die Sammlung der vermiſchten Schriften Nr. 6 aufgenommen iſt.)

6) Wanderjahre. 7) „Ich habe," ſpricht Cicero, „das Edict des Scävola copirt, welches den Griechen erlaubt, ihre unter ſich habenden Streitigkeiten nach ihren Geſetzen zu ſchlichten, welches macht, daß ſie ſich für freie Völker anſehen." 8) „Die Kappadocier ſchlugen die republikaniſche Verfaſſung aus, welche die Römer ihnen anboten."

Digitized by Google

ſetze geben möchte, um ſie gleich tyranniſch vollziehen zu laſſen. Auch da findet keine Freiheit ſtatt, wo die richterliche Gewalt von der geſetzgebenden und vollziehenden nicht abgeſondert iſt. Iſt ſie mit jener verbunden, ſo geräth Leben und Eigenthum des Bürgers unter willkürliche Macht; denn der Richter iſt dann auch Geſetzgeber. Iſt ſie es mit dieſer, ſo muß man immer fürchten, in ſeinem Richter ſeinen Henker zu finden. Um die Freiheit iſt es geſchehen, ſobald eine einzige Perſon, es mag nun eine phyſiſche oder moraliſche ſein, in dem alleinigen Beſitz dieſer drei Gewaltarten iſt. In den meiſten europäiſchen Königreichen iſt die Regierung darum gemäßigt, weil der Fürſt, welcher in dem Beſitze der beiden erſten Gewaltarten iſt, die richterliche durch Unterobrigkeiten ausüben läßt. In der Türkei herrſcht darum ein ſo unerträglicher Despotismus, weil der Sultan alle drei Gewaltarten in ſich vereinigt. In den italieniſchen Republiken, wo dieſe drei Gewaltarten gleichfalls beiſammen ſind, findet man weniger Freiheit, als in unſern Monarchien. Auch hat dort die Regierung ſo gewaltſame Mittel als nur immer in der Türkei nöthig, wie ſolches jene Staatsinquiſitoren (zu Venedig) und jener, um allerhand heimliche Anzeigen aufzunehmen, zu aller Zeit offene Löwenrachen beweiſt. Um die Freiheit des Bürgers ſieht es dann übel aus. Da die nämliche Obrigkeit, vermöge der executiven Gewalt, auch alles dasjenige vollſtrecken läßt, was ſie mittels ihrer geſetzgebenden angeordnet hat, ſo kann ſie das ganze Land durch Mandate und Präcepte drücken; und da ſie zugleich die richterliche Gewalt in den Händen hat, ſo kann ſie auch das Privatglück des Bürgers durch willkürliche Urtheile zerſtören. — Die richterliche Gewalt muß nicht einem permanenten Senat, ſondern gewiſſen Perſonen übertragen werden, welche zu beſtimmten Zeiten, auf eine von dem Geſetze vorgeſchriebene Art, aus dem ganzen Volke gewählt werden und ein Tribunal formiren, welches jedes Mal nur ſo lange dauert, als es nothwendig iſt. Wenn auf dieſe Art die vermöge ihres Misbrauchs unter den Menſchen ſo fürchterlich gewordene richterliche Gewalt weder an eine gewiſſe Claſſe von Bürgern, noch an einen gewiſſen Stand gebunden iſt, ſo wird ſie gleichſam unſichtbar und unmerklich. Man hat dann nicht immer ſeine Richter vor Augen und man fürchtet ſich vor der Magiſtratur, ohne ſich vor den Magiſtratsperſonen zu fürchten. Bei Criminalklagen muß es ſogar dem Angeklagten frei ſtehen, ſich ſeine Richter mit dem Geſetze gemeinſchaftlich auszuſuchen, wenigſtens muß er deren ſo viele verwerfen können, daß die Gebliebenen ſeine Wahl zu ſein ſcheinen. Die zwei andern Gewaltarten könnten eher permanenten Obrigkeiten anvertraut werden, weil ſie es nicht mit dem einzelnen Bürger zu thun haben, indem die eine nur den allgemeinen Willen der Nation ausdrückt und die andere ihn vollzieht."

Nächſt Montesquieu iſt beſonders Rouſſeau und ſein politiſches Hauptwerk, der contrât social, zu nennen. Derſelbe geht (wie vor ihm ſchon Hobbes und Locke) von einem ſogenannten Naturſtande aus, der ihm ungeſellig erſcheint und aus welchem nach ihm die Menſchen durch einen freien Vertrag in die bürgerliche Geſellſchaft übergehen, die übrigens Rouſſeau keineswegs für einen Zuſtand der Vervollkommnung anſieht. Dieſer unglücklicherweiſe nun einmal nöthige Vertrag hat (ebenſo wie bei Locke) nur den Schutz des Eigenthums zum Zweck. Demgemäß ſagt er: „Was der Menſch durch den geſellſchaftlichen Vertrag verliert, iſt ſeine natürliche Freiheit und ein unbegrenztes Recht auf Alles, was ihn reizt und was er erreichen kann; was er gewinnt, iſt die bürgerliche Freiheit und das Eigenthum alles deſſen, was er beſitzt. Um ſich bei dieſen Abwägungen nicht zu betrügen, muß man die natürliche Freiheit, die keine anderen Grenzen hat, als die Kräfte des Individuums, von der bürgerlichen Freiheit unterſcheiden, welche durch die allgemeine Freiheit begrenzt wird" [9]). — Dieſer Vertrag wird aber keineswegs geſchloſſen zwiſchen einer Regierung, die man in Vorausſetzung der definitiven Übereinkunft vorläufig ſchon anerkennt, und einem Volke, welches ſich bedingungsweiſe regieren zu laſſen bereit iſt, ſondern lediglich unter den Mitgliedern des Volks ſelber, die demnächſt eine Regierung zur Ausführung des Vertrags anſtellen und inſtruiren werden. Er iſt das Reſultat einer freiwilligen Übereinkunft aller von Natur gleichen Mitglieder des Volks, die ihren Einzelwillen (volonté de tous) für die Zukunft dem allgemeinen Willen (volonté générale) unterwerfen. Das Volk iſt und bleibt im Beſitze nicht blos der höchſten, ſondern aller unabhängigen Staatsgewalt (souverain). Hieraus entwickelte nun Rouſſeau die Doctrin von der Volksſouverainetät, die allerdings ſchon weit früher aufgeſtellt worden war, aber durch Rouſſeau's contrât social ganz populär ward, ohne Zweifel dem Gange der franzöſiſchen Revolution (deren Entſtehen lächerlicherweiſe von Einigen jenem Buche zugeſchrieben ward) ihre Richtung beſtimmte [10]) und durch die in der Praxis faſt unvermeidliche Verwechſelung jener Rouſſeau'ſchen Diſtinction zwiſchen dem Einzelwillen Aller und dem Allgemeinwillen in jener welthiſtoriſchen Begebenheit zu den größten Verwirrungen führte. Leider iſt dieſes Dogma der Volksſouverainetät, welches allerdings auch einen ſehr wahren Sinn hat, noch bis auf dieſe Stunde als die Haupturſache der herrſchenden Begriffsverwirrung in Bezug auf politiſche Freiheit anzuſehen, wie dies u. A. auch Dahlmann in ſeiner „Politik" nachgewieſen hat.

Der ausgezeichnetſte und wirkſamſte Bekämpfer dieſer Theorien, Burke, der in ſeiner langen parlamentariſchen Laufbahn bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution als einer der beredetſten und einflußreichſten Freunde und Vertheidiger der politiſchen Freiheit ſich bewährt hat, erklärt ſich in ſeinen berühmten Betrachtungen über das gedachte Ereigniß nur gegen die Exceſſe der Freiheit und gegen die falſchen Principien der Rouſſeau'ſchen Volksſouverainetät, zugleich aber als entſchiedenſten Freund der wahren politiſchen Freiheit [11]), wobei er zu-

9) Contrât social l. I. cap. 3. Vergl. Dahlmann, Politik S. 204. 10) Heeren, Kleine hiſtoriſche Schriften. 2. Bd. 11) Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. (Überſ. von Gentz.) I. Bd. S. 9: „Ich darf behaupten, daß ich eine männ-

Digitized by Google

gleich mit Recht darauf aufmerkſam macht, daß jederzeit die gegebenen Verhältniſſe oder Umſtände jedem politiſchen Princip ſeine eigenthümliche Farbe geben, und daß deshalb auch die Freiheit ebenſo wie die Regierung, welche beide im Allgemeinen etwas Gutes ſind, wohlthätig oder auch verderblich für die Geſellſchaft wirken können [12]).

Auch er ſpricht ſich dafür aus, daß es angeborne wahre Rechte des Menſchen gibt, und will ſich nur den falſchen Ideen van dieſen Rechten widerſetzen, weil ſie grade auf Zerſtörung der wahren abzielen. Aber er bemerkt zugleich vollkommen richtig, daß von dem Augenblicke an, wo der Menſch in die bürgerliche Geſellſchaft eintritt, das volle natürliche Recht des Einzelnen, ſich ſelbſt zu regieren, beſchränkt werden muß, da es zu den dringendſten Bedürfniſſen des Menſchen gehört, daß es für die menſchlichen Leidenſchaften, ſowol der Einzelnen, als eines vereinigten Haufens, einen Zügel gibt, in dem eine äußere zwingende Gewalt, eine Regierung oder Herrſchaft feſtgeſtellt wird, woraus Burke dann mit Recht ſchließt, daß auch die Beſchränkung der natürlichen Freiheit ebenſo zu ſeinen Rechten gehört, wie die Freiheit ſelber. „Einer der erſten Bewegungsgründe, eine bürgerliche Geſellſchaft zu errichten, und eine der erſten Fundamentalregeln einer ſolchen Geſellſchaft iſt, daß Niemand Richter in ſeiner eigenen Sache ſein ſoll. Vermöge dieſes Grundgeſetzes entſagt jeder Einzelne einmal für immer dem erſten Fundamentalrechte des unverbindeten Menſchen, für ſich ſelbſt zu entſcheiden und ſeine Sache nach eigener Willkür zu verfechten. Er entſagt allen Anſprüchen auf die natürliche, unbeſchränkte Souverainetät über ſeine Handlungen. Er gibt ſogar, wenn auch nicht gänzlich, doch in großem Maße, das Recht der Selbſtvertheidigung, die älteſte Foderung ſeiner Natur auf. Der Menſch kann nicht die Rechte eines ungeſelligen und eines geſelligen Zuſtandes zu gleicher Zeit genießen. Damit nur Recht überhaupt gelte, thut er Verzicht auf ſeine Befugniß, zu beſtimmen, was grade in den Punkten, die für ihn die allerweſentlichſten ſind, Recht iſt. Damit er nur über einen Theil ſeiner Freiheit wahrhaft disponiren könne, legt er die ganze Maſſe derſelben in den gemeinſchaftlichen Schatz der Geſellſchaft nieder. — Von dieſer Seite betrachtet gehören die Einſchränkungen des Menſchen ſo gut als ſeine Freiheiten unter ſeine Rechte" [13]).

Ein anderer berühmter engliſcher Publiciſt, einer der einflußreichſten dortigen Rechtsgelehrten, deſſen Stimme gleichſam geſetzliche Autorität hat, William Blackſtone, ſagt [14]): „Bürgerliche Freiheit, welche die eines Gliedes der Geſellſchaft iſt, iſt keine andere, als die natürliche Freiheit, ſoweit durch menſchliche Geſetze eingeſchränkt (und auch nicht weiter), als für den allgemeinen Vortheil des Öffentlichen nothwendig und erſprießlich iſt. Daraus können wir folgern, daß das Geſetz, welches einen Menſchen abhält, ſeinen Mitbürgern Unheil zuzufügen, die bürgerliche Freiheit des Menſchen vermehrt, obgleich es die natürliche vermindert; aber daß eine jede muthwillige und grundloſe Beſchränkung des Willens des Unterthans, es mag dieſelbe durch einen Monarchen, eine Adelſchaft oder eine Volksverſammlung ausgeübt werden, ein Grad der Tyrannei iſt; ja daß ſogar Geſetze, ſie mögen mit oder ohne unſere Einwilligung gemacht ſein, wenn ſie unſer Betragen in Gegenſtänden der bloßen Willkür, ohne irgend einen guten Endzweck im Auge, anordnen und beſchränken, zu Anordnungen werden, die die Freiheit zerſtören. Indem die Foderungen der bürgerlichen Regierung ſo auf vernünftige Grenzen beſchränkt ſind, gibt der Menſch nur einen kleinen Theil ſeiner natürlichen Freiheit auf, um ſich den vollen Genuß der übrigen zu ſichern."

Unter den neueren franzöſiſchen Politikern verdient beſonders Maſſablau in ſeinem Werke: De l'esprit des institutions politiques (Paris 1821.). eine beſondere Erwähnung, da er viel tiefer als Andere in das Weſen der politiſchen Freiheit eingegangen iſt. Er ſtimmt ganz mit der echten Lehre des Ariſtoteles, Burke, Chateaubriand, Dahlmann u. ſ. w. überein, daß man in der Politik nicht nach dem abſolut Beſten oder Idealen, ſondern nach dem mit Rückſicht auf die Unvollkommenheit der Menſchen, beſonders ihrer Leidenſchaften, wirklich Erreichbaren ſtreben müſſe (was Chateaubriand ſehr treffend in dem Worte ausſpricht: en politique la première loi est de vouloir le possible); und obgleich er ſehr wohl anerkennt, daß in Europa gegenwärtig viele der beſtehenden Einrichtungen gar nicht mehr paſſen, ſo bemerkt er doch zugleich ſehr richtig, daß es ein ganz unpraktiſcher Weg iſt, Alles mit bloßen Geſetzgebungen auf ſchnurgeradem Wege bewirken zu wollen, während (was er treffend in Bezug auf die Freilaſſung der Neger in den Colonien erläutert) Umwege zu dem Ziele viel ſicherer geführt haben würden. In Bezug auf unſern Gegenſtand ſagt er: „Die Freiheit iſt weder die Frucht eines einfachen Gedankens, noch läßt ſie ſich durch einen bloßen Beſchluß in die Wirklichkeit verſetzen; ſie ſteht vielmehr in einem ſteten Wechſelverhältniß zu der Höhe und dem Umfange echt menſchlicher Bildung. Ohne Macht (pouvoir) kann keine Freiheit dauern; deshalb ſollen beide ſich wechſelſeitig ehren und lieben. Über-

liche, ſittliche und geordnete Freiheit nicht weniger als irgend ein Anhänger dieſer Geſellſchaft, ſei er, wer er wolle, liebe, und vielleicht habe ich von meinem Eifer für die Sache dieſer Freiheit in meinem öffentlichen Leben ſo gute Beweiſe, als irgend einer unter ihnen, abgelegt."

12) „Soll ich darum, weil Freiheit an und für ſich eins von den Gütern der Menſchheit iſt, einem Raſenden, der ſich den heilſamen Banden und der wohlthätigen Dunkelheit ſeiner Zelle entriß, meine Freude bezeugen, daß er Licht und Freiheit wieder genießt? Soll ich einem Straßenräuber, einem Mörder, der ſeinen Kerker durchbrochen hat, zur Wiedererlangung ſeiner natürlichen Rechte Glück wünſchen? Ich würde ja das lächerliche Schauſpiel von jenen Gefangenen, die zu den Galeeren verdammt waren, und ihrem heldenmüthigen Befreier, dem metaphyſiſchen Ritter von der traurigen Geſtalt, erneuern." Burke a. a. O.

13) Burke, Betrachtungen ꝛc. 1. S. 88, 89. 14) Commentarien. 1. Buch. Cap. 2.

Digitized by Google

triebene Schwächung der Macht zerſtört die Freiheit, und ſobald jene die moraliſche Kraft verliert, wird es ihr auch bald an der phyſiſchen mangeln. Damit Jeder frei ſei, muß Jeder auch abhängig ſein; es gibt keine Form der Verfaſſung ohne Unterwürfigkeit. Man ſoll aber jene Formen, welche durch Geſetze feſtgeſtellt werden, nicht mit dem Zuſtande (constitution) der Geſammtverhältniſſe eines Volkes und Staates verwechſeln, oder bloße Unruhen mit inhaltsreichen Umwälzungen zuſammenwerfen. — Die Rechte des Menſchen laſſen ſich a priori durch ſtrenge und unangreifbare Schlüſſe erweiſen; in der Anwendung treten jedoch ſoviel günſtig oder ungünſtig einwirkende Verhältniſſe hervor, daß das letzte Ergebniß weit mehr hiervon, als von jenen Beweiſen abhängt. Niemand kann die Völker allein mit ſchönen Sprüchen und weiſen Geſetzen beherrſchen, ſie werden weit häufiger durch ihre Leidenſchaften gelenkt. Es gibt einen Despotismus der Menſchen, der Geſetze, der Einrichtungen und ihrer täglichen Anwendung. Der Ausdruck Volksſouverainetät hat nur Sinn, ſofern er das wahre Intereſſe des Volks bezeichnet, welches in jeder Verfaſſung vorherrſchen kann und ſoll: wollte man aber darunter eine thätige Herrſchaft verſtehen, ſo würde dieſes angeblich allgemeine und in allen Verfaſſungen gleichartige Heilmittel die Kranken durch Übermaß des Übels oder des Mittels ſelbſt zu Grunde richten. — Die Bildung (civilisation) iſt die wahre Quelle der Freiheit: ſie erzeugt heilſame Geſetze, gewöhnt die Menſchen, ſich ihnen zu unterwerfen, und verſchafft der öffentlichen Meinung das größte Gewicht. Mit ihr mehren ſich Bedürfniſſe und Ungleichheiten, ſie zerſtört die Republiken. Das Gute, was man der franzöſiſchen Revolution zuſchreibt, erwuchs lediglich aus dem Bildungsſtande; jene übereilte und verdarb nur den Gang der naturgemäßen Entwickelung. Die gebildete Monarchie (civilisée) iſt an ſich die beſte Verfaſſung, bedarf aber als Bürgſchaften eines Volksrathes (conseil national), der Preßfreiheit und des Petitionsrechts. Die Mitglieder jenes Raths ſollen gewählt werden, jedoch nicht mit ausſchließender Rückſicht auf das Vermögen; denn die Unwiſſenheit iſt jetzt nicht minder gefährlich, als die Armuth. Sind jene genannten Bürgſchaften vorhanden, ſo genügen ſie dergeſtalt, daß man dem Volksrathe keinen Antheil an der Geſetzgebung, ſondern blos eine berathende Stimme zuzugeſtehen braucht. Denn jenes Verſtärken der geſetzlichen Bürgſchaften ſchwächt in der Regel die moraliſchen, ohne gewaltſame Charaktere in Zaum zu halten. Die wahre Freiheit beruht weſentlich nur auf moraliſchen Bürgſchaften“ [15]).

Unter den teutſchen Schriftſtellern hat beſonders Gentz in ſeiner Überſetzung von Burke's Betrachtungen den Begriff der politiſchen Freiheit (die er lieber als „bürgerliche“ bezeichnet wiſſen will) ausführlicher erörtert. In der Hauptſtelle [16]) ſpricht er ſich folgendermaßen aus: „Abſolute Freiheit iſt nur im Stande der Natur anzutreffen. Hier, wo der Menſch keinen Richter erkennt, als ſich ſelbſt, wo kein Vertrag ihn bindet, keine äußere Macht mit einem Rechte ihm zu gebieten bekleidet iſt, wo er allein genießt, allein leidet, allein handelt, ſeine Zwecke allein verfolgt, ſeine Gefahren allein beſteht, hier gibt es keine anderen Schranken ſeiner Freiheit, als die, welche ihm innerlich das moraliſche Geſetz, äußerlich die Grenzen ſeiner phyſiſchen Kräfte ſetzen. Keines Andern Wille kann ihm rechtmäßige Feſſeln anlegen. Er iſt ununſchränkter Herr und König über das, was er ſich zuzueignen, über das, was er zu ſchaffen und hervorzubringen vermochte. Wenn er ſich vor der blinden Macht gerettet hat, wenn er über den Angriff hinweg iſt, gibt es Nichts auf Erden mehr, was ſeine Unabhängigkeit antaſten könnte. — Wäre ſchrankenloſe Freiheit das einzige, oder auch nur das ſchlechthin erſte Gut des Menſchen, ſo müßte es ſein vornehmſter Wunſch, ſein höchſtes Beſtreben ſein, dieſen Zuſtand zu verewigen. War das ſein Ziel, war das ſeine Beſtimmung? — Jedes Gemüth empört ſich bei einer ſolchen Frage. Ewige Kindheit wäre erträglicher, als ewige Wildheit. Der freie Naturmenſch iſt der gebundenſte aller Sklaven. Dafür, daß er unter ſeines Gleichen keinen Herrn erkennt, tyranniſirt ihn die thieriſche und die lebloſe Schöpfung. Dafür, daß keiner das Recht hat, ihm zu gebieten, muß er in jedem Augenblicke vor der Gewalt des Stärkeren zittern, der ſich ihm naht. Dabei hat er keinen wahren Genuß ſeiner nackenden Freiheit. Er kann allein Nichts erwerben, allein Nichts erfinden, allein Nichts ausführen. Ebendarum, weil ſeine Freiheit Alles in ſich ſchließt, gewährt ſie ihm Nichts. Seine Inſtincte, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Neigungen und ſeine Vernunft treiben ihn mit vereinter Allmacht — dieſen Zuſtand zu verlaſſen. — Sobald der Menſch in eine geſellſchaftliche Verbindung tritt, hat es mit der abſoluten Freiheit ein Ende. Die zahlloſen Vortheile einer ſolchen Verbindung können ihm keineswegs umſonſt zuſtrömen: er muß ſie erkaufen. Er muß einen Theil ſeiner natürlichen Freiheit hingeben, um mit dem Überreſte für ſeine Glückſeligkeit, für ſeine Bildung, für ſeine äußere und innere Vollkommenheit zu wuchern. Er muß ſich zu dieſem Opfer entſchließen, damit er ſelbſt die Exiſtenz ſeiner Freiheit vor der Gefahr, ein leerer Titel, ein Schall und ein Nichts zu werden, ſichere. Von dieſem Augenblicke an iſt er nur ſo frei, als er es ſein darf, wenn die Verbindung fortdauern ſoll, nur ſo frei, als der Vertrag, der freie Vertrag, den er mit ſeinen Brüdern ſchloß, ihm frei zu ſein erlaubt. — Bürgerliche Freiheit in der weiteſten Bedeutung des Wortes iſt nichts Anderes als natürliche Freiheit nach Abzug desjenigen Theils derſelben, ohne deſſen Aufopferung eine geſellſchaftliche Verbindung nicht beſtehen kann. Geſellſchaftliche Verbindung aber exiſtirt nirgends als ein Abſtractum. Wo ſie ſich findet, da ſind auch die Umſtände, die Bedingungen, die Einſchränkungen gegeben, unter welchen ſie auf dieſer oder jener Stelle, in dieſem oder jenem Abſchnitt der Zeitfolge exiſtiren kann. Mit Rückſicht auf den Inbegriff aller dieſer Beſtimmungen nennt man bürgerliche Geſellſchaft einen Staat. Die

15) Vergl. Fr. v. Raumer, über die geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. 2. Aufl. (Leipzig 1832.) S. 156. 16) Betrachtungen II, 116 fg.

Freiheit des Einzelnen im Staate iſt politiſche Freiheit, nach Abzug desjenigen Theils derſelben, ohne deſſen Hingebung ein Staat nicht beſteht. — Der erſte Anblick dieſer einfachen Definition verräth die weſentliche Übereinſtimmung und den weſentlichen Unterſchied zwiſchen natürlicher und politiſcher Freiheit. Politiſche Freiheit iſt keine beſondere Gattung, keine eigene Claſſe der Freiheit. Sie iſt natürliche Freiheit ſelbſt, ſowie ſie unter gewiſſen Bedingungen exiſtiren muß. Eben das aber, was dieſe Bedingungen ausdrückt, führt in das Charakteriſtiſche der politiſchen Freiheit. Bei ihr iſt immer von Maß, von Größe, von Proportion die Rede. Es gilt ein Mehr oder Weniger. Man kann ſie nie richtig und rein beſtimmen, aber auch nur gedenken, ohne auf etwas Anderes Rückſicht zu nehmen. Mit einem Worte: politiſche Freiheit iſt kein abſoluter, ſondern ein Verhältnißbegriff."

Unter den übrigen teutſchen Publiciſten erwähnen wir nur noch Ancillon's, des Freiherrn von Gagern und K. von Rotteck's, welche drei bekanntlich zugleich als Hauptrepräſentanten resp. der conſervativen, vermittelnden und entſchieden liberalen Partei gelten. Der Erſtere ſagt in einer ſeiner vorzüglichſten politiſchen Schriften (Über den Geiſt der Staatsverfaſſungen S. 29 fg.): „Die politiſche Freiheit beſteht in einer ſolchen Geſtaltung und Organiſation der Gewalten des Staates, daß dadurch die freie Entwickelung aller Kräfte vermittels vernunftmäßiger Geſetze geſichert ſei. Eine ſolche Geſtaltung findet nur dann ſtatt, wenn die Gewalten getheilt ſind, ohne ſchroffe Abſonderung, und verbunden, ohne Verſchmelzung und Zuſammenfallen. Keine Verfaſſung, in welcher es nicht für die Geſetzgebung mehre Inſtanzen gibt, beſitzt die politiſche Freiheit, alſo die reine Demokratie oder die reine Ariſtokratie ebenſo wenig, als die abſolute Monarchie. Die Hauptſache, um die Freiheit zu begründen, iſt eine ſolche Theilung der geſetzgebenden Gewalt, daß die Entwürfe der Geſetze durch mehre Inſtanzen gehen, ehe ſie, in förmliche Geſetze verwandelt, Geſetzeskraft erhalten. Dieſe bringt gar nicht mit ſich, daß die Souverainetät getheilt werde, noch weniger, daß alle Staatsgewalten von einander abgeſondert und getrennt gedacht werden. Die totale Trennung der Gewalten wäre der Freiheit ebenſo nachtheilig, als die totale Verſchmelzung derſelben. Nur durch eine gut berechnete Abhängigkeit und Unabhängigkeit aller Gewalten, durch ihre Verbindung mit einem Centralpunkte, von welchem Alles ausgeht, läßt ſich das Leben des Staats denken."

Der Freiherr von Gagern, deſſen allgemeine Anſicht über das Weſen der politiſchen Freiheit ſchon früher erwähnt wurde, hat dieſe Idee in allen Theilen ſeiner Reſultate der Sittengeſchichte ſehr ausführlich zu entwickeln geſucht. Beſonders lehrreich ſind ſeine Unterſuchungen über das Weſen der demokratiſchen Freiheit und der demokratiſchen Staatsform im dritten Bande jenes Werkes. Wir heben nur noch folgende, unmittelbar auf die Begriffsbeſtimmungen der Freiheit ſich beziehende, Stelle aus, da ſie einige Hauptmomente ſehr treffend darſtellt:

„Freiheit, die Idee der Freiheit, wie hoch auch der Werth ſein mag, entzieht ſich aller Definition. Nirgends wird ſie körperlich taſtbar als anerkannte Form — oder höchſtens unter willkürlichen Symbolen angetroffen; denn dieſe Freiheit iſt weſentlich nur ein negativer Begriff. Immer bedeutet es: keinen Druck, keine aufgedrungene Herrſchaft, kein willkürliches, unvollſtändiges Gebot, kein Unrecht, kein ertrotzter, unbilliger Vorrang, keine Unordnung, keine Unſicherheit. Alſo ein Wegdenken, ein Wegbleiben, ein Wegräumen der Hinderniſſe. In jenem Hauſe oder jener Wohnung des Mannes zu Athen, oder in Louiſiana in Stadt und Land, im Staate alſo, iſt wol dort die Freiheit, wenn man Sklaven hält? Sie müſſen erſt Liberia an fernen Ufern bauen. Und weil Ordnung und Sicherheit, die Entfernung des Rechts des Stärkeren, Freiheit oder Bedingung der Freiheit ſelbſt iſt, ſo führt eben dies gefühlte Bedürfniß zum bürgerlichen Vertrage, der ſoviel möglich dem Indegriffe der Mannichfaltigkeit dieſer Dinge Beſtimmungen und Formen gibt. Immer mit dem Zwecke: „„Damit Alle der gemeinſchaftlichen und der perſönlichen Vortheile theilhaftig würden""[17]). Und es fragt dort Tubero, wie man möge: „„gründen und bewahren, mit welcher Disciplin, mit welchen Sitten und Geſetzen?""[18]). Bald aber entſtehen die Zweifel und Einwürfe: „„einen Staat könne man ohne Unbild nicht führen""[19]). Und wenn jener etwa zugibt: „„Und Freiheit vorzüglich, die darin nicht beſteht, daß wir einen gerechten Herrn, ſondern daß wir keinen haben""[20]), ſo drückt ſich auch Lälius herb genug aus: „„Noch ſehe ich ein, daß der Herrſchaft der Menge der Name des Freiſtaates gebühre. — Es iſt nirgends ein Volk, als wo es innerhalb der Schranken eingewilligten Rechtes ſich hält; aber jene Verſammlung iſt ſo gut Tyrann, als wenn es nur Einer wäre, und um ſo häßlicher, weil es keine wüthendere Beſtie gibt, als die ſich nur Schein und Namen des Volkes anmaßt""[21]).

Rotteck[22]), ausgehend von der allgemeinſten Begriffsbeſtimmung der äußern Freiheit als dem Vermögen, den eigenen Willen auch zu vollziehen, ſowie davon, daß die größtmögliche Freiheit, d. h. die ohne Widerſpruch möglicherweiſe Allen zu gewährende, als das eine Hauptrecht anzuſetzen iſt, ſtellt zunächſt die einzelnen Anfoderungen, welche jeder Angehörige des Staats an denſelben in Hinſicht ſeiner Freiheitsrechte macht, ohne grade den Ausdruck der bürgerlichen Freiheit hierbei zu gebrauchen, als ein Ganzes zuſammen — nämlich die Gedanken- und Gewiſſens-, Rede- und Preßfreiheit, die Studien-, Lehr- oder Lernfreiheit, die Gewerbe-, Handels-,

17) Ut omnes et communibus commodis et suis uterentur. *Cicero*, De rep. V, 5. 18) Constituere vel conservare, qua disciplina, quibus moribus aut legibus. Ibid. V, 19. 19) Rempublicam geri sine injuria non posse. Ibid. II, 45. 20) Imprimisque libertas — quae non in eo est, ut justo utamur domino, sed ut nullo. Ibid. II, 23. 21) Nec video, qui magis in multitudinis dominatu reipublicae nomen appareat — populus non est, nisi consensu juris continetur; sed est tam tyrannus iste conventus, quam si esset unus; hoc etiam taetrior, quia nihil ista, quae populi speciem et nomen imitatur, immanis belua est. Ibid. III, 33. 22) Staatslexikon unter Freiheit.

Digitized by Google

Auswanderungsfreiheit, insbeſondere die perſönliche Freiheit als Schutz gegen die Misbräuche der Juſtiz- und Polizeigewalt u. ſ. w. — und bemerkt ſodann: „Noch bleibt die *politiſche* Freiheit zu gewähren übrig, worauf jedoch den Bürgern weder ein zu allgemeiner, noch zu unbedingter Anſpruch zuſteht, als auf die rein menſchliche und bürgerliche. Die Summe der Grundſätze für die dem Rechte und der Zutheilung der politiſchen Freiheit an die Volksgeſammtheit und an die verſchiedenen Bürgerclaſſen (welche Principien in den einzelnen Artikeln des Staatslexikons: Conſtitutionen, Cenſur, Charte ꝛc., näher erörtert ſind) beſteht im Allgemeinen darin, daß, da das Geſellſchaftsrecht die möglichſte Entfeſſelung des *wahren* Geſammtwillens, d. h. die einem *möglichſt lautern Organe deſſelben* zu übertragende Herrſchaft fodert, es die Hauptaufgabe der vernünftigen Verfaſſungspolitik iſt, allen Geſellſchaftsgliedern (im Staate alſo allen Bürgern), welche oder in ſofern ſie dem vernünftigen Urtheile als fähig und geeignet zur vollſtändigen und pflichtgetreuen Willensäußerung in allgemeinen Angelegenheiten erſcheinen können, *ſolche Willensäußerung*, d. h. ſolche unmittelbare oder mittelbare *Theilnahme* an der Entſcheidung über jene Angelegenheiten zu gewähren und überhaupt *keine andern Ungleichheiten* in politiſchen Rechten zu ſtatuiren, als welche, theils nach der allgemeinen Natur der Dinge, theils nach den hier und dort vorhandenen beſondern Verhältniſſen und Umſtänden, durch *evidente Nothwendigkeit* oder *Nützlichkeit* gerechtfertigt und daher der *allgemeinen Zuſtimmung* der Verſtändigen ſich empfehlend ſind. In dem Maße alſo, als *Geiſtesbildung*, zumal *politiſche Aufklärung* und, was noch wichtiger iſt, politiſche *Tugend*, d. h. lebendige Theilnahme am gemeinen Wohle, Hintanſetzung des eigenen Privatvortheils, wo er mit jenem im Streite läge, überhaupt Redlichkeit und Treue der Geſinnung und männliche Charakterkraft, in der Geſammtheit einer Nation oder in ihren einzelnen Claſſen vorherrſchend oder mangelnd ſind, wird bei ihr die *politiſche Freiheit* ausgedehnter oder beſchränkter ſein müſſen oder dürfen; und es wird insbeſondere, wenn z. B. bei einem wenig zahlreichen Volke eine *unmittelbare* Theilnahme an den Geſammtbeſchlüſſen durch *Stimmgebung in der Landesgemeinde* zuläſſig oder räthlich iſt, dagegen bei einer großen Nation ſolches politiſche Recht beſchränkt werden müſſen auf eine *mittelbare* Theilnahme, d. h. auf freie und wohlgeregelte Wahl der mit jener Stimmführung zu bekleidenden Repräſentanten, vorbehaltlich jedoch des jedem Einzelnen zu gewährenden Rechtes der freien Meinungsäußerung über alle öffentlichen Angelegenheiten, demnach auch vorbehaltlich der Pflicht der Staatsgewalt, alle ihre Tendenzen und Acte, in ſofern nicht beſondere und triftige Gründe zeitlich entgegenſtehen, der *Öffentlichkeit* mit Wahrheitstreue zu *übergeben* und ihre *freimüthige Beleuchtung* in keiner Weiſe zu verbieten oder zu hindern."

Nur kurz erwähnen wir der Anſicht der *Rechtsphiloſophen* oder *Naturrechtslehrer*, in deren Doctrin von den angebornen oder allgemeinen Vernunft- und Menſchenrechten natürlich das auf *Freiheit* eine Hauptrolle ſpielt, ja gewöhnlich als das *Urrecht* ſchlechtweg, aus welchem alle übrigen abzuleiten wären, aufgeſtellt wird. Man geht dabei in der Regel von der Abſtraction oder Hypotheſe eines ſogenannten Naturſtandes aus (der übrigens ſehr verſchieden geſchildert wird, bald als ein paradieſiſcher Zuſtand des allgemeinen Friedens, bald als ein Krieg Aller gegen Alle u. dgl. m.)[23]), ſtellt dann die *Freiheit* als die *allen* Menſchen zuſtehende Befugniß dar, Alles zu thun, was man will, wofern man nur dabei Andern nicht Unrecht thut und ſeine Freiheit demgemäß ſoweit beſchränkt, daß die der Übrigen damit beſtehen kann, Jedem alſo eine beſtimmte Sphäre ſeiner willkürlichen Thätigkeit zuweiſt, welche ſeine *Rechtsſphäre* genannt wird, ſodaß *Freiheit* und *Recht* in dieſem Sinne für Wechſelbegriffe gelten. Allein da Freiheit, wie ſchon gezeigt, ein urſprünglich nur *negativer* Begriff iſt, ſo paßt derſelbe keineswegs, um als allgemeines Urrecht an die Spitze geſtellt zu werden. Denn dann wäre die abſoluteſte Foderung nur, daß die Menſchen ſich einander ſoviel als möglich ganz gehen oder ungeſtört ließen, Jeder dem Andern möglichſt fremd oder entfernt bliebe; die Freiheit als oberſtes Rechtsprincip würde mithin ein Princip der *Ungeſelligkeit* ſein, da wir doch grade in dem Urrecht einen höchſten Grundſatz der vernünftigen *Geſelligkeit* ſuchen, der (wie hier nicht weiter nachgewieſen werden kann) in dem Urrecht der *Gleichheit* liegt, d. h. in der Anerkennung der jedem Menſchen als Vernunftweſen oder *Perſon*, mithin als Selbſtzweck (im Gegenſatz gegen alle übrigen Naturweſen, die bloße *Sachen* ſind, als Mittel für fremden Zweck gebraucht werden dürfen) zukommenden Würde der Perſönlichkeit[24]). Unter den zahlloſen Rechtsphiloſophen begnügen wir uns hier, nur die Anſichten über bürgerliche und politiſche Freiheit von *Kant* anzuführen, da dieſer „Herkules unter den Denkern" unbeſtritten grade in dieſem Gebiete als der Repräſentant der allgemein herrſchenden Doctrin angeſehen werden kann, indem ſeine Rechtsphiloſophie in ihren Grundgedanken auch von den meiſten der neuern Rechtsphiloſophen (namentlich von *Hegel*)[25]), ſowie auch von den meiſten Publiciſten (namentlich von *Ancillon*, v. *Gagern*, v. *Rotteck*, P. *Pfizer* ꝛc.) adoptirt iſt. *Kant* verwirft zunächſt die gewöhnliche Erklärung der

23) *Hobbes* (De cive I. §. 2) meinte, ſie würden ſich balgen; — *Rouſſeau* (Emile), ſie würden kalt und ohne Notiz zu nehmen an einander vorübergehen; — *Hugo Grotius* (De belli et pac. Proleg. 6—8) und *Pufendorf* (Jus nat. et gent. II.), ſie würden ſich freundlich zu einander geſellen; — *Fichte* Naturrecht S. 88), ſie würden auf Mittheilung rechnen. Vergleiche *Schmitthenner*, Zwölf Bücher vom Staat. 1. Bd. und *Dahlmann*, Politik S. 3: „Dem Staate geht kein Naturzuſtand voran, der von blinden Trieben und vernunftloſen Menſchen handelt. Der Naturſtand des Menſchen iſt, Vernunft zu beſitzen, ein Über und ein Unter ſich zu unterſcheiden." 24) Vergl. *Fries*, Philoſophiſche Rechtslehre S. 3. 24. 32. *Deſſen* Neue Kritik der Vernunft S. 222 fg. (2. Ausg.) 25) Nachgewieſen hat dies unter Andern ebenfalls ſchon *Fries* in der Oppoſitionsſchrift für Theologie und Philoſophie, 1828, desgleichen in ſ. Geſchichte der Philoſophie. (Halle 1840.) 2. Bd. S. 693 fg.

Digitized by Google

äußern Freiheit als der Befugniß, Alles zu thun, was man will, wenn man nur dabei Niemandem Unrecht thut, welche Definition ganz nichtsſagend ſei [26]), und beſtimmt jenen Begriff dahin, daß die rechtliche, oder bürgerliche, politiſche Freiheit die Befugniß ſei, keinen äußern Geſetzen zu gehorchen, als zu denen man ſeine Beiſtimmung habe geben können; ſowie er denn auch die bürgerliche Gleichheit als dasjenige Verhältniß der Staatsbürger erklärt, nach welchem Keiner den Andern irgendwozu rechtlich verbinden kann, ohne daß er ſich zugleich dem Geſetz unterwirft, von dieſem wechſelſeitig auf dieſelbe Weiſe auch verbunden werden zu können. Daß dieſe Anſicht der Freiheit nicht die richtige iſt, hat Fries gezeigt [27]). — Mit jener Begriffsbeſtimmung der Freiheit, ſowie zugleich mit der auch von ihm adoptirten Lehre vom Staatsvertrag, hängt Kant's Anſicht oder Doctrin von den verſchiedenen Staatsformen und ſeine Grundeintheilung aller Verfaſſungen in die republikaniſchen und despotiſchen zuſammen, welche erſtere er für die allein wahrhaft zu Recht beſtehende erklärt [28]), übrigens aber ſehr beſtimmt von der demokratiſchen unterſcheidet. Seine Anſichten hierüber, namentlich ſeine Nachweiſung, daß es bei der Würdigung der verſchiedenen Staatsformen auf den Geiſt und nicht den Buchſtaben, auf die Regierungs- und nicht auf die Herrſchaftsform ankomme, daß die politiſche Freiheit nur in dem Repräſentativſyſtem, und zwar nur in dem der conſtitutionellen Monarchie, am beſten gewahrt ſei, während die Demokratie ſchon ihrem Begriffe nach unvermeidlich einen Despotismus in ſich enthält oder zu demſelben führt — alles dies iſt auch noch für unſere gegenwärtige Zeit höchſt beherzigenswerth, da insbeſondere bei den Teutſchen, die in Hinſicht auf politiſche Bildung auf einem noch ſehr tiefen Standpunkte ſtehen, in Folge der neueſten Ereigniſſe der Wahn ſich ſehr weit verbreitet hat, als wenn die Demokratie die vorzüglichſte Staatsform wäre, da ſie doch, wie Schmitthenner ſich ausdrückt, diejenige Form des Regiments iſt, die von der Idee des Staats am weiteſten ſich entfernt [29]).

„Die Formen eines Staats" (civitas), ſagt Kant [30]), können entweder nach dem Unterſchiede der Perſonen, welche die oberſte Staatsgewalt inne haben, oder nach der Regierungsart des Volks durch ſein Oberhaupt, er mag ſein, welcher er wolle, eingetheilt werden; die erſte heißt eigentlich die Form der Beherrſchung (forma imperii), und es ſind nur drei derſelben möglich, wo nämlich entweder nur Einer, oder Einige, unter ſich verbunden, oder Alle zuſammen, welche die bürgerliche Geſellſchaft ausmachen, die Herrſchergewalt beſitzen (Autokratie, Ariſtokratie und Demokratie, Fürſtengewalt, Adelsgewalt und Volksgewalt). Die zweite iſt die Form der Regierung (forma regiminis) und betrifft die auf die Conſtitution (den Act des allgemeinen Willens, wodurch die Menge ein Volk wird) gegründete Art, wie der Staat von ſeiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht, und iſt in dieſer Beziehung entweder republikaniſch oder despotiſch. Der Republikanism iſt das Staatsprincip der Abſonderung der ausführenden Gewalt (der Regierung) von der geſetzgebenden; der Despotism iſt das der eigenmächtigen Vollziehung des Staats von Geſetzen, die er ſelbſt gegeben hat, mithin der öffentliche Wille, ſofern er von dem Regenten als ſein Privatwille gehandhabt wird. Unter den drei Staatsformen iſt die der Demokratie, im eigentlichen Verſtande des Worts, nothwendig ein Despotism, weil ſie eine executive Gewalt gründet, da Alle über und allenfalls auch wider Einen (der alſo nicht mit einſtimmt), mithin Alle, die doch nicht Alle ſind, beſchließen; welches ein Widerſpruch des allgemeinen Willens mit ſich ſelbſt und mit der Freiheit iſt. — Alle Regierungsform, die nicht repräſentativ iſt, iſt eigentlich eine Unform, weil der Geſetzgeber in einer und derſelben Perſon zugleich Vollſtrecker ſeines Willens (ſo wenig wie das Allgemeine des Oberſatzes in einem Vernunftſchluſſe zugleich die Subſumtion des Beſondern unter jenem im Unterſatze) ſein kann, und

26) „Denn was heißt Befugniß? Die Möglichkeit einer Handlung, ſofern man dadurch Keinem Unrecht thut. Alſo würde die Erklärung ſo lauten: Freiheit iſt die Möglichkeit der Handlungen, dadurch man Keinem Unrecht thut. Man thut Keinem Unrecht (man mag auch thun, was man will), wenn man nur Keinem Unrecht thut; folglich iſt es leere Tautologie." Kant, Zum ewigen Frieden S. 20. Note. (Werke von Hartenſtein. 5. Bd. S. 422.) 27) Fries, Geſchichte der Philoſophie II, 618. „Hobbes ſetzte das Recht in die Freiheit, ſeine natürlichen Kräfte zu ſeiner Selbſterhaltung zu gebrauchen, und die Schule des Naturrechts blieb bei dem Spruch: Recht iſt Freiheit, wenn ſie daraus gleich noch ſo verſchiedene Ableitungen machte. Bei dieſem Spruche finden wir nun auch noch Kant, der mit beſonderer Vorliebe für dieſe Idee ſagt: Freiheit, d. h. Unabhängigkeit von eines Andern nöthigender Willkür, ſofern ſie mit jedes Andern Freiheit nach einem allgemeinen Geſetze zuſammen beſtehen kann, iſt das einzige, urſprüngliche, jedem Menſchen kraft ſeiner Menſchheit zuſtehende Recht. Gleichheit, bürgerliche Selbſtändigkeit und den Anſpruch an Unbeſcholtenheit erklärt er nur als Folge dieſer Freiheit. Dies iſt aber dialektiſch nicht ſcharf geſprochen. Mein Recht iſt nicht eigentlich meine Freiheit, ſondern mein Recht iſt mein Anſpruch an die Beſchränkung der Freiheit jedes Andern zur Zuſammenſtimmung mit meiner Freiheit. Auf jeden Fall muß für Kant zugegeben werden: das Rechtsgeſetz ſei das Geſetz der Beſchränkung der Freiheit eines Jeden zur Zuſammenſtimmung mit der Freiheit Aller nach einem allgemeinen Geſetze. Aber dann bleibt für das Rechtsprincip die erſte Frage, welches iſt die erſte Regel der gerechten Beſchränkung der Freiheit eines Jeden zur Zuſammenſtimmung mit der der Andern, und hierauf iſt die Antwort: perſönliche Gleichheit. Unter allen Bedingungen der natürlich nothwendigen phyſiſchen Ungleichheit der Mitglieder der Geſellſchaft iſt das Princip der Gerechtigkeit für einen Jeden, daß die geſetzlichen Beſchränkungen unter dem Geſetze der perſönlichen Gleichheit Aller gemacht werden." Vergl. Reinhold Schmid, Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts. 1848. S. 113 fg. 28) „Die erſtlich nach Principien der Freiheit der Glieder einer Geſellſchaft (als Menſchen), zweitens nach Grundſätzen der Abhängigkeit Aller von einer einzigen gemeinſamen Geſetzgebung (als Unterthanen), und drittens die nach dem Geſetz der Gleichheit derſelben (als Staatsbürger) geſtiftete Verfaſſung — die einzige, welche aus der Idee des urſprünglichen Vertrags hervorgeht, auf der alle rechtliche Geſetzgebung eines Volks gegründet ſein muß — iſt die republikaniſche." Kant, Zum ewigen Frieden S. 20. (Werke von Hartenſtein. 5. Bd. S. 422.)

29) Zwölf Bücher vom Staat III. S. 432. 30) a. a. O.; vergl. Die metaphyſ. Anfangsgründe der Rechtslehre. §. 30 fg. 52.

Digitized by Google

wenngleich die zwei andern Staatsverfaſſungen ſofern immer fehlerhaft ſind, daß ſie einer ſolchen Regierungsart Raum geben, ſo iſt es bei ihnen doch wenigſtens möglich, daß ſie eine dem Geiſte eines repräſentativen Syſtems gemäße Regierungsart annähmen, wie etwa Friedrich II. wenigſtens ſagte: er ſei blos der oberſte Diener des Staats, da hingegen die demokratiſche dies unmöglich macht, weil Alles da Herr ſein will. — Man kann daher ſagen: je kleiner das Perſonal der Staatsgewalt (die Zahl der Herrſcher), je größer dagegen die Repräſentation derſelben, deſto mehr ſtimmt die Staatsverfaſſung zur Möglichkeit des Republikanism, und ſie kann hoffen, durch allmälige Reformen ſich dazu endlich zu erheben. Aus dieſem Grunde iſt es in der Ariſtokratie ſchon ſchwerer, als in der Monarchie, in der Demokratie aber unmöglich anders, als durch gewaltſame Revolution zu dieſer einzigen vollkommen rechtlichen Verfaſſung zu gelangen. Es iſt aber an der Regierungsart dem Volke ohne alle Vergleichung mehr gelegen, als an der Staatsform (wiewol auch auf dieſer ihre mehre oder mindere Angemeſſenheit zu jenem Zwecke ſehr viel ankommt)[31]). Zu jener aber, wenn ſie dem Rechtsbegriffe gemäß ſein ſoll, gehört das repräſentative Syſtem, in welchem allein eine republikaniſche Regierungsart möglich, ohne welches ſie (die Verfaſſung mag ſein, welche ſie wolle) despotiſch und gewaltthätig iſt. — Keine der alten ſogenannten Republiken hat dieſes gekannt, und ſie mußten ſich darüber auch ſchlechterdings in dem Despotismus auflöſen, der unter der Obergewalt eines Einzigen noch der erträglichſte unter allen iſt."

Noch iſt hier des gleich Anfangs angedeuteten, ſich widerſprechenden Sprachgebrauchs zu gedenken, nach welchem in der publiciſtiſchen Terminologie die Ausdrücke: bürgerliche und politiſche Freiheit, bald als Synonyme genommen, bald als weſentlich verſchiedene Begriffe bezeichnend, erklärt werden, in welchem letztern Falle in unſerer Sprache auch das Wort politiſch als Gegenſatz von bürgerlich durch den Ausdruck ſtaatsbürgerlich erſetzt zu werden pflegt. In dieſem Falle verſteht man im Allgemeinen unter der bürgerlichen Freiheit den Schutz der beſtehenden poſitiven Geſetzgebung durch eine ſtrenge und unabhängige Rechtspflege; eine Garantie, welche in allen Staatsformen ſtattfinden ſollte und könnte, und auf welche alle Mitglieder des Staats ohne Ausnahme Anſpruch haben; unter der politiſchen dagegen, wenn die Regierten (oder das Volk im ſtaatsrechtlichen Sinn) entweder unmittelbar oder mittelbar an der Ausübung der Rechte der Staatsgewalt, namentlich der Geſetzgebung, Theil nehmen, was natürlich nur in gewiſſen Staatsformen, in der ſogenannten Republik und der conſtitutionellen oder beſchränkten Monarchie und Ariſtokratie möglich iſt, und wobei in allen Fällen nie die ganze Geſammtheit, ſondern immer nur ein Theil derſelben als zu dieſer politiſchen Freiheit berechtigt erſcheint. Die nähere Eeörterung dieſes Punktes kann hier um ſo weniger übergangen werden, als ſie einerſeits zur Aufhellung des in Frage ſtehenden Hauptbegeiffs einen weſentlichen Beitrag liefert, und als es andererſeits feſtſteht, daß die Nichtanerkennung des in dem Weſen der Sache ſelbſt doch begründeten Unterſchiedes zwiſchen der bürgerlichen und politiſchen oder ſtaatsbürgeelichen Freiheit zu praktiſch wichtigen Folgerungen führt, was insbeſondere von der neuern und neueſten Zeit, namentlich in Teutſchland, gilt, wie ſchließlich noch näher gezeigt werden wird.

Auch hier iſt zunächſt Montesquieu's zu gedenken, der ſeinen früher ſchon mitgetheilten Erörterungen über die Freiheit (gleich im Anfange des XI. Buchs) die Bemerkung vorausſchickt, daß ein Unterſchied zwiſchen den Geſetzen, welche die politiſche Freiheit in Rückſicht auf die Conſtitution und unter ſolchen, die ſie in Rückſicht auf die einzelnen Bürger ausmachen, ſtattfinde. Nachdem er nun in dem gedachten Buche die erſtere, die politiſche Freiheit in Beziehung auf die Staatsverfaſſung, erörtert hat, betrachtet er ſie in dem folgenden (XII.) in Beziehung auf die bürgerlichen Einrichtungen, und eeklärt ſich im Allgemeinen über dieſe dahin: „Dort beruhte ſie auf der Vertheilung der drei Gewaltarten; hier, wo wir von einem andern Punkte ausgehen, beſteht ſie in der Sicherheit des Bürgers oder in der Meinung, die er von ſeiner Sicherheit hat. Die Verfaſſung kann frei ſein, ohne daß es der Büeger ſei, und wiederum kann der Bürger frei ſein, ohne daß es die Verfaſſung ſei. In dieſen Fällen würde die Conſtitution im theoretiſchen, aber nicht im praktiſchen Verſtande, und hingegen der Bürger im praktiſchen, aber nicht im theoretiſchen Verſtande feei ſein. In Beziehung auf die Staatsverfaſſung kann die Freiheit ihren Grund blos aus den Geſetzen, und zwar aus den Fundamentalgeſetzen, hernehmen. In Beziehung auf den Bürger hingegen kann ſie durch Sitten, Gebräuche und angenommene Beiſpiele gegründet, wie durch gewiſſe Civilgeſetze noch erhöbet werden, wie in dieſem Buche des Weiteren ausgeführt werden ſoll." Dieſe nähere Ausführung beſchränkt ſich übrigens vorzugsweiſe auf die Nachweiſung, in wiefern beſonders die Criminalgeſetze einen entſcheidenden Einfluß auf die bürgerliche Freiheit haben, ohne daß Montesquieu es beſtimmt ausſpricht, daß die letztere vor Allem in dem Schutze der perſönlichen Freiheit, ſowie des Eigenthums beruht. Überhaupt möchte grade dieſes 12. Buch trotz einzelner geiſtvoller Bemerkungen und Notizen einer der ſchwächſten Theile des berühmten Werkes ſein.

31) „Mallet du Pan rühmt in ſeiner genietönenden, aber hohlen und ſachleeren Sprache: nach vierjähriger Erfahrung endlich zur Überzeugung von der Wahrheit des bekannten Spruchs des Pope gelangt zu ſein: „„Laß über die beſte Regierung Narren ſtreiten; die beſtgeführte iſt die beſte."" Wenn das ſoviel ſagen ſoll: die am beſten geführte Regierung iſt am beſten geführt, ſo hat er, nach Swift's Ausdruck, eine Nuß aufgebiſſen, die ihn mit einer Made belohnte; ſoll es aber bedeuten, ſie ſei auch die beſte Regierungsart, d. i. Staatsverfaſſung, ſo iſt es grundfalſch; denn Exempel von guten Regierungen beweiſen Nichts für die Regierungsart. — Wer hat wol beſſer regiert als ein Titus und Marcus Aurelius, und doch hinterließ der Eine einen Domitian, der Andere einen Commodus zu Nachfolgern, welches bei einer guten Staatsverfaſſung nicht hätte geſchehen können, da ihre Untauglichkeit zu dieſem Poſten früh genug bekannt war und die Macht des Beherrſchers auch hinreichend war, um ſie auszuſchließen."

Digitized by Google

De Lolme beginnt in ſeiner als claſſiſch ſelbſt von den Briten anerkannten Schrift: die Verfaſſung von England [32]), ſeine Widerlegung der Behauptung Rouſſeau's im contrat social [33]): „Das engliſche Volk hält ſich für frei, aber es irrt ſich; es iſt nur frei während der Wahl der Parlamentsglieder; ſobald dieſe gewählt ſind, iſt das Volk Sklave — iſt es Nichts!" mit der Bemerkung, daß Freiheit eins von den Worten iſt, die man am allermeiſten misverſtanden oder verkehrt angewandt hat, und er erläutert dies nicht nur aus der alten Geſchichte [34]), ſondern auch durch die Widerlegung der neueren politiſchen Autoren, welche, durch eine blinde Bewunderung des Alterthums befangen, nur in der antiken republikaniſchen Staatsform die Muſter aller Staatsverfaſſung und die Garantie aller politiſchen Freiheit haben. Namentlich erklärt er ſich gegen diejenigen, welche zufrieden ſind, wenn ſie ſehen, daß die wenigen, welche den ganzen Staat in der That regieren, bisweilen die täuſchende Ceremonie beobachten, die Maſſe des Volks verſammeln, um ſich den Schein zu geben, als wenn ſie es zu Rathe zögen [35]); eine Bemerkung, deren Richtigkeit einige Jahrzehnte ſpäter durch die franzöſiſchen Volksverſammlungen während der Republik, und in dieſem Jahre wiederum, ſowie auch in denjenigen teutſchen Staaten beſtätigt worden iſt, wo man der beliebten „breiteſten demokratiſchen Baſis" zu Liebe allgemeines Stimmrecht und directe Wahlen eingeführt hat, aus welcher Pandorabüchſe eigentlich alle die uns an den Rand des Abgrundes geführt habenden politiſchen Wirren entſprungen ſind. Er ſelbſt wirft dann die Frage auf: „Was iſt denn Freiheit?" und antwortete: „Die Freiheit, ſofern ſie in einer Geſellſchaft von Weſen, deren Intereſſen einander faſt beſtändig entgegenſtehen, ſtattfinden kann, beſteht darin, daß ein Jeder, welcher die Perſon Anderer achtet und ſie ruhig die Frucht ihres Fleißes genießen läßt, verſichert ſein kann, die Frucht ſeines eigenen Fleißes ebenfalls ruhig zu genießen, und daß auch ſeine Perſon ſicher iſt. Aber durch ſeine Stimme dazu beizutragen, daß dieſe Vortheile der Gemeinheit zu Wege gebracht werden, Antheil zu haben an der Gründung dieſer Ordnung, dieſer allgemeinen Einrichtung der Dinge, wodurch jeder Einzelne, wie ſehr er auch in der Menge verloren ſcheint, wirklich geſchützt wird, Vorſchriften aufzuſtellen für diejenigen, welche mit einer bedeutenden Macht bekleidet, oder mit der Vertheidigung der Bürger beauftragt ſind, und dafür zu ſorgen, daß dieſe Vorſchriften nie übertreten werden — das Alles gehört zur Regierung, keineswegs aber beſteht darin die Freiheit. — Mit einem Worte, wer durch ſeine Stimme zur Abfaſſung der Geſetze beiträgt, nimmt Theil an der Gewalt, ſoviel oder ſo wenig es auch iſt: wer in einem Staate lebt, worin die Geſetze für Alle gleich ſind, und ſicher iſt, daß ſie beobachtet werden (durch welche Mittel dieſe Vortheile auch erreicht werden), der iſt frei" [36]).

Genz macht in der ſchon früher angeführten Stelle zu den Worten: „Die höchſte mögliche bürgerliche Freiheit, geſichert durch diejenige Verfaſſung, mit welcher ſie am beſten beſteht, iſt der höchſte Zweck des Staates," folgende Anmerkung [37]): „Man nennt das Reſultat einer ſolchen Verfaſſung in Rückſicht auf den Bürger gewöhnlich politiſche Freiheit. Da dies zu vielen Misverſtändniſſen Gelegenheit gegeben hat, ſo wäre es beſſer, der bürgerlichen Freiheit, d. i. dem Zuſtande des Individuums, das nur von gerechten Geſetzen beherrſcht wird (folglich aller Willkür entzogen iſt), den Namen der Freiheit im politiſchen Sinne ausſchließend zu widmen und bürgerliche und politiſche Freiheit gänzlich zu Synonymen zu machen." (Daß dieſer Vorſchlag unpaſſend iſt, leuchtet von ſelbſt ein.)

Zachariä gibt folgende Begriffsbeſtimmung [38]): „Die äußere Freiheit des Menſchen iſt das phyſiſche Vermögen, das er als ein ſittlich freies Weſen hat, durch Vor-

32) Teutſche Überſetzung, herausgegeben von Dahlmann 1819. (Altona.) S. 228. 33) Cap. 15. 34) „So machte in Rom die Claſſe von Bürgern, welche ſich zu wahren Herren des Staats gemacht hatte, und es wohl einſah, daß eine geſetzlich geregelte Macht, wenn ſie erſt einmal einem Einzigen anvertraut wäre, ihrer Tyrannei ein Ziel ſetzen würde, das Volk glauben, daß es frei ſei, ſo lange diejenigen, welche eine militairiſche Gewalt über ſie ausübten und ſie mit Schmach überhäuften, den Namen consules, dictatores, patricii, nobiles, kurz jeden andern Namen führten, als das verabſcheute rex, und daß es, um dieſen unvergleichlichen Zuſtand zu erhalten, alle Drangſale über ſich ergehen laſſen müſſe!" De Lolme, Die Verfaſſung von England S. 228. 35) „Wer durch ſeine Stimme zur Annahme eines Geſetzes beiträgt, hat das Geſetz ſelbſt gemacht; indem er dieſem gehorcht, gehorcht er ſich ſelbſt; er iſt alſo frei. Ein Spielen mit Worten, weiter Nichts! Der Einzelne, der in einer geſetzgebenden Verſammlung des Volks ſeine Stimme abgegeben, hat nicht das darin durchgegangene Geſetz gemacht, er hat nur zu deſſen Annahme ſeinen tauſendſten oder gar zehntauſendſten Theil beigetragen oder beizutragen geſchienen; er hat keine Gelegenheit gehabt, gegen das vorgeſchlagene Geſetz Einwendungen zu machen, oder es in Unterſuchung zu ziehen, oder Einſchränkungen vorzuſchlagen; es iſt ihm nur verſtattet, ſein Ja! oder Nein! dazu abzugeben. Geht das Geſetz, für welches er geſtimmt hat, durch, ſo iſt dieſes nicht eine Folge ſeiner Stimme, ſondern weil zufällig Mehre in hinreichender Zahl ſich auf ſeiner Seite fanden; geht ein Geſetz wider ſeinen Willen durch, ſo muß er ſich nichtsdeſtoweniger demſelben unterwerfen. Aber noch mehr! Wenn wir auch annehmen wollen, daß in dem Stimmgeben die eigentliche Freiheit beſtehe, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß dieſe Freiheit nur einen einzigen Augenblick währen kann, da man nothwendig nachher der Klugheit Anderer ſich ganz und gar anvertrauen, oder, nach dieſer Lehre, aufhören muß, frei zu ſein. Der Bürger, der ſeine Stimme gegeben hat, muß ſich z. B. ganz auf die Ehrlichkeit derer verlaſſen, welche die Stimmen ſammeln, und mehr als ein Mal hat man ſie falſch angegeben. Ebenſo muß der Bürger Andern auch die Ausführung deſſen anvertrauen, was von Allen beſchloſſen iſt, und wenn die Verſammlung aus einander gegangen iſt und er ſich unter den Männern, welche mit der öffentlichen Gewalt bekleidet ſind, z. E. den Conſuln oder dem Dictator, allein ſieht, ſo wird er nur wenig Sicherheit für die Fortdauer ſeiner Freiheit haben, ſobald dieſe nur darin beſteht, daß er durch ſeine Stimme zur Erlaſſung eines Geſetzes beigetragen hat, das jene nicht gemeint ſind zu halten." Die Verfaſſung von England S. 230 fg. „Wenn eine Million Stimmende Ja! ſagt und eine Million und eine Stimme Nein! ſagen, ſo wird das ſouveraine Volk durch eine einzige Stimme repräſentirt und düpirt." Fr. Baltiſch (Prof. Hegewiſch) in Bran's Minerva. 1848. Sept. S. 490.

36) Die Verfaſſung von England S. 231 fg. 37) Genz, Teutſche Monatsſchrift. 1795. Aug. S. 296. 38) Vierzig Bücher vom Staat. 1820. I. S. 36.

Digitized by Google

ſtellungen auf eine ſeinen Vorſtellungen entſprechende Weiſe zu wirken, mit andern Worten, ſie iſt das Vermögen, über die Natur zu gebieten. — Die äußere Freiheit iſt entweder natürliche oder rechtliche Freiheit. Die natürliche Freiheit iſt die äußere Freiheit, die der Menſch von der Natur erhalten hat. Der Menſch iſt in dieſer Beziehung frei, weil und in wiefern er über ſeine Denkkraft und über ſeinen Körper gebieten, die Außenwelt (Sachen oder Menſchen) ſeinem Willen unterwerfen, die Hinderniſſe, welche ihm entgegenſtehen, durch eigene oder fremde Macht bekämpfen kann. Die natürliche Freiheit, als ſolche, hat keine andern Grenzen, als diejenigen, welche ihr die Natur ſelbſt geſetzt hat. — Die rechtliche Freiheit iſt die äußere Freiheit, welche dem Menſchen dem Rechte nach gebührt. Der Menſch iſt rechtlich frei, wenn und in wiefern ſeine natürliche Freiheit theils mit der äußern Freiheit aller andern Menſchen zuſammenſtimmt, theils unter dem Schutze des Geſetzes ſteht, theils nach ſeinem Verdienſte, oder nach ſeiner Schuld abgemeſſen iſt. — Beide können jedoch nur an ſich, nicht aber in Beziehung auf die ſittliche Freiheit von einander getrennt werden. Die natürliche Freiheit für ſich iſt ein ſittlich geſetzloſes Vermögen, die rechtliche Freiheit für ſich ein leerer Anſpruch. Weder der Wilde, noch der Menſch im Staate iſt ſchlechthin äußerlich frei; ſchon deswegen, weil jener mehr fodert und dieſer weniger hat, als ihm gebührt [39]). — Die rechtliche Freiheit iſt nach den verſchiedenen Beziehungen, in welchen ſie betrachtet werden kann, entweder ſtaatsbürgerliche (politiſche) oder bürgerliche Freiheit. Die ſtaatsbürgerliche Freiheit iſt das Recht, an der Regierung (z. B. durch die Wahl der Staatsbeamten, oder in der Eigenſchaft eines Staatsbeamten) Antheil zu nehmen. Die bürgerliche Freiheit iſt die — größere oder geringere — Unabhängigkeit der einzelnen Staatsglieder von der Staatsgewalt. Die letztere hat wieder theils nach der Verſchiedenheit der Hoheitsrechte, theils nach der Verſchiedenheit der Sonderrechte, auf welche ſie ſich beziehen kann, mehre Namen. So wird ſie, z. B. nach der Verſchiedenheit der Fälle, Abgabenfreiheit, perſönliche Freiheit, Preßfreiheit, Handelsfreiheit genannt" [40]). An einer andern Stelle (bei Beſprechung der für die politiſche Freiheit ſo unermeßlich wichtigen Geſtaltung der Familienverhältniſſe und der Stellung des weiblichen Geſchlechts zum männlichen) [41]) gibt Zachariä zugleich eine ſehr treffende Bemerkung über die Geſchichte der wahren politiſchen Freiheit. Er weiſt nämlich nach, daß der Verſuch, eine den Grundſätzen des Rechts entſprechende Staatsverfaſſung in der Erfahrung darzuſtellen, nur da gelingen kann, wo beide Geſchlechter in einem naturgemäßen Verhältniſſe zu einander ſtehen, und ſetzt dann hinzu: „Nicht in den Staaten ſind die Einzelnen in der That und Wahrheit frei, in welchen einem Jeden verſtattet iſt, das Recht in die eigene Hand zu nehmen, d. i. Selbſtrache zu üben. (Das iſt der Begriff, den in der Regel alle ungebildeten Völker mit dem Worte Freiheit verbinden. Der Irrthum kann leicht zu einem andern führen — als ob die Machtvollkommenheit in dem Rechte zu willkürlicher Herrſchaft beſtehe. Ebenſo wenig in den Staaten, in welchen der Volkswille Geſetz iſt, das Geſetz aber die Freiheit der Einzelnen dem Intereſſe des Ganzen unbedingt aufopfert (ſo deuteten einſt die Griechen das Wort Freiheit), ſondern nur in den Staaten herrſcht die wahre Freiheit, wo die Theilnahme der Staatsbürger an der Geſetzgebung das Mittel iſt, die individuelle Freiheit, in ſofern dieſe nur immer mit den gleichen Rechten Aller vereinbar iſt, unter den Schutz der Geſetze zu ſtellen. Wie könnte ſich aber ein Volk zu dem Gedanken erheben, ſeine Geſetze auf dieſen Zweck zu berechnen, alſo die Würde des Menſchen in einem jeden einzelnen Individuum zu achten, wenn bei ihm die eine Hälfte der Staatsgenoſſen, das weibliche Geſchlecht, der Anerkennung ſeiner Würde entbehrte? Auch hier muß ich auf die Völker teutſchen Urſprungs zurückkommen. Ihnen iſt das heimliche (oder häusliche) Leben der Zweck, das öffentliche das Mittel. Und wem verdankt jenes dieſen Vorrang?" [42]).

Schmitthenner hat in ſeinem claſſiſchen Werke: „Zwölf Bücher vom Staat," ſehr treffende Erörterungen über das Weſen der Freiheit [43]), und erkennt ebenfalls den fraglichen Unterſchied beſtimmt an, ſowie er auch denſelben am ausführlichſten ſpecificirt [44]): „Die Rechte, welche für das Volk und ſeine Glieder dadurch entſtehen, daß ein Grundgeſetz die Subjectionsverhältniſſe beſtimmt, ſind

39) *Ferguson*, History of civil society p. 395. Baſeler Ausgabe. 40) Zachariä ſetzt hinzu: „Jedoch nur in der Wiſſenſchaft, nicht in der Wirklichkeit, ſollten dieſe verſchiedenen Arten der äußern Freiheit von einander getrennt ſein. Denn ſowie die Vernunft fodert, daß der Menſch in einem jeden Verhältniſſe tugendhaft ſei, ebenſo fodert ſie auch, daß ihm in einem jeden Verhältniſſe äußere Freiheit zu Theil werde. Aber ſowie derſelbe Menſch, in einem wunderſamen Widerſpruche mit ſich ſelbſt, in der einen Beziehung gut und in einer andern ſchlecht ſein kann, ſo kann er auch in dem ſonderbaren Gewirre des bürgerlichen Lebens beziehungsweiſe Herr und Diener zugleich ſein. Jedoch läßt ſich allerdings annehmen, daß der Menſch in einer jeden Beziehung äußerlich frei ſein müſſe, wenn er es vollkommen auch in einer einzigen Beziehung ſein ſoll — daß er dieſes Gut in einer jeden Beziehung ſchmerzlicher vermiſſen oder muthiger erſtreben werde, wenn es ihm auch nur in einer einzigen zu Theil geworden iſt."

41) „Die Grundlage aller Vereinigung der Menſchen iſt das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau. Die Art, wie dieſes Verhältniß bei einem Volke beſchaffen iſt, entſcheidet zugleich über das geſammte Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern, ſowie über die mittelbaren Folgen des Verhältniſſes unter ihnen. — Davon alſo hängt das Heil der menſchlichen Geſellſchaft, davon das Heil der Völker und Nationen vorzugsweiſe ab, daß das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau den weiſen Abſichten der Natur entſpreche. Wenn die Sittenlehre in irgend einem Falle von dem Grundſatze auszugehen hat: sequere naturam — der Menſch folge den Winken der Natur — ſo iſt es in dieſem. Aber kaum in einem andern Falle iſt der Menſch der Natue ſo wenig treu geblieben, als geade in dieſem. Die Vielweiberei iſt das gemeine Recht der Völker! Selbſt die Geſetze, welche dem Grundſatze der Einehe huldigen, bekräftigen ihn doch ſelten ſeinem ganzen Umfange nach, oder geſtatten doch, Ausnahmen von demſelben zu machen." Vierzig Bücher vom Staate II. S. 133. Vergl. Fr. Baltiſch (Minerva 1848. Sept. S. 451). 42) a. a. O. S. 141. 43) 1. Bd. S. 52. 3. Bd. S. 145 fg. 556 fg. 44) 3. Bd. S. 560.

Digitized by Google

weſentlich von zweierlei Art. Entweder ſetzt die Regel der Regierungsgewalt blos eine Schranke, wodurch für den Unterthan eine Sphäre, in welcher er unabhängig iſt, alſo eine Freiheit (franchise) im negativen Sinne [45]), und zwar in ſofern, als ſie einer öffentlichen Gewalt gegenüber beſteht, eine öffentliche, und in ſofern ſie der Regierung des Staats gegenüber gilt, eine politiſche [46]) im weitern Sinne begründet wird. Machen den Inhalt dieſer geſetzlich geſchützten Sphäre blos Privatrechte aus, alſo Befugniſſe, nach eigener Wahl über ſeine Kräfte (innerhalb ſeiner Rechtsſphäre) zu verfügen, z. B. ſeine Wirthſchaft zu führen, ſeine Studien zu betreiben u. ſ. f., ſo heißt die Freiheit bürgerliche Freiheit (politiſche Privatfreiheit) [47]). Entzieht aber die Schranke der Regierung ein Recht zu Befehl und Zwang im Kreiſe des öffentlichen Lebens, ſo entſteht eine politiſche Freiheit im engern Sinne, wie z. B. die Steuerfreiheit. Oder die Rechtsregel weiſt den Unterthanen der Regierung gegenüber Befugniſſe oder poſitive Rechte zu, die, wofern ſie keine öffentlichen Functionen zum Inhalte haben, bürgerliche (droits civils) [48]), wofern ihren Inhalt aber öffentliche Functionen, z. B. die Landſtandſchaft, ausmachen, politiſche Rechte im engeren Sinne genannt werden" [49]).

„Die verfaſſungsmäßigen politiſchen Rechte ſind in der Regel blos geſetzliche, indem ſie nur auf den Grundgeſetzen des Staates beruhen. Sie können aber auch wohlerworbene ſein, indem ſie ſich zugleich auf Verträge und andere juriſtiſche Thatſachen gründen, wie z. B. die Rechte der Standesherren in den teutſchen Bundesſtaaten. Dieſelben können ferner allgemeine oder auch beſondere und Privilegien gewiſſer Perſonen ſein [50]). Je nach dem Subjecte ſind dieſelben endlich individuelle, wenn ſie den Individuen zuſtehen, corporative, wenn ſie an Corporationen geknüpft ſind, und Volksrechte, wenn die moraliſche Perſon des Volkes als Subject derſelben gilt. Die allgemeinen individuellen politiſchen Rechte ſind weiter entweder Freiheiten in dem erörterten Sinne, indem die ſittlichen (angeborenen) Rechte dem Eingriffe der Regierungsgewalt vollends oder bis zu einer beſtimmten Schranke entnommen, oder indem die Beſtimmungen der letztern an geſetzliche Formen und Bedingungen gebunden werden [dahin gehört 1) die ſubjective Freiheit des Denkens, Glaubens und Gewiſſens; 2) die Freiheit der Rede und Handlung; 3) die ſogenannte körperliche Freiheit der Perſon; 4) die Freiheit und Sicherheit des Eigenthums], — theils poſitive Rechte oder Befugniſſe und Befähigungen der Einzelnen im Verhältniß zu der Macht des Staates, namentlich zum Genuß der öffentlichen Inſtitute und zur Vollziehung öffentlicher Functionen (dahin gehört z. B. der Schutz der Rechte durch die Gerichte mittels der Anerkennung des Princips der Gleichheit vor dem Geſetz, das Recht, Staatsämter zu bekleiden, und das Recht auf Vertretung durch Stände, oder Repräſentanten). — Die corporativen politiſchen Rechte ſind theils allgemeine, in ſofern das geſammte Volk zu Corporationen, z. B. zu Gemeinden, organiſirt iſt, und letztern dann von der Verfaſſung beſtimmte Befugniſſe und Freiheiten eingeräumt ſind (wie z. B. die Rechte der Autonomie oder Selbſtverwaltung, des Vermögensbeſitzes u. ſ. w.), oder Privilegien, ſofern ſie nur einzelnen Claſſen zuſtehen (wie z. B. den Kirchen, Univerſitäten). Die Rechte des Volks endlich gegenüber der Regierung können der Natur der Sache nach, außer in ganz kleinen Staaten, wie z. B. den kleinen ſchweizer Cantons, nur durch Repräſentanten ausgeübt werden. In der Staatsform der Monarchie ſind dabei nur zwei Syſteme möglich: 1) daſjenige der Mitregierung, wenn das Volk ſelbſt Antheil an gewiſſen Regierungsrechten, d. i. Ausflüſſen der Obergewalt, Antheil nimmt, wie namentlich in ſolchen Monarchien, die nach dem Princip der Volksſouverainetät conſtruirt ſind, ohne daß ausdrücklich dem Volke die Souverainetät beigelegt wäre. 2) Daſjenige der bloßen Freiheit, wenn die Verfaſſung eine Sphäre des öffentlichen und Privatlebens beſtimmt, die von der Regierung unabhängig iſt" [51]). (Dies Syſtem iſt als das der wahren conſtitutionellen Monarchie zu bezeichnen.)

Daß dieſe Unterſcheidung zwiſchen der bürgerlichen und politiſchen Freiheit keineswegs blos eine doctrinaire, oder nur der Wiſſenſchaft angehörige, ſondern zugleich eine von praktiſchen Staatsmännern anerkannte iſt, dafür gibt es ein ſehr vollgültiges Zeugniß in dem berühmten miniſteriellen Hauptorgan Frankreichs, dem Journal des Débats vom J. 1822 [52]), in welchem der damalige Miniſterpräſident Graf von Villèle ſein Regierungs-

45) „Freiheit im poſitiven Sinne iſt Abweſenheit einer Schranke, im negativen Schutz durch eine ſolche." 46) „Wie ſchon die Relativität der Bezeichnungen Freiheit und politiſch ein ſcharfes Auseinanderhalten der Begriffe gebietet, ſo muß man ſich auch vor einer Verwechſelung der juriſtiſchen und der politiſchen Freiheit hüten. Erſtere iſt die Abweſenheit einer Beſchränkung durch die Privatgewalt oder privatrechtlichen Anſprüche Anderer, letztere Unabhängigkeit von der öffentlichen Gewalt." 47) „Privatfreiheit, in ſofern ſie blos Privatrechte umfaßt, politiſche, in ſofern ſie im Verhältniß zu dem Staate beſteht." 48) „Solche ſind das Indigenat und die daran geknüpften Rechte auf eine Leiſtung von Seiten des Staats, Genuß der öffentlichen Anſtalten, namentlich auch des Schutzes der Gerichte u. ſ. f." 49) „Die bürgerlichen Rechte und Freiheiten können unter den verſchiedenſten Staatsformen dieſelben ſein, indem ſie aus dem Weſen des Staats überhaupt folgen. Auch der Bürger einer abſoluten Monarchie hat (ſittlichen) Anſpruch auf Freiheit ſeiner Perſon, ſoweit nicht Beſchränkungen durch öffentliche Zwecke gerechtfertigt werden, und es wird nicht leicht eine geſellſchaftliche Ordnung civiliſirter Völker vorkommen, in der dieſelbe nicht geſetzlich anerkannt wäre. Das Eigenthümliche des conſtitutionellen Staats beſteht nur darin, daß dieſelbe zugleich durch Anordnung von Organen des Schutzes äußerlich garantirt iſt." 50) „Allgemeine ſind diejenigen, welche jedem Bürger des Staats im Verhältniß zu dieſem zukommen, beſondere aber diejenigen, welche nur einer gewiſſen Anzahl von Staatsbürgern ausſchließlich zuſtehen. Grade die Beſonderheit dieſer politiſchen Rechte macht das Weſen der politiſchen Stände aus."

51) „Man gebraucht den Ausdruck Volksrechte neuerlich (vergl. Zöpfl, Staatsrecht §. 76. — Wippermann, Beiträge §. 8. (S. 97) auch wol für die politiſchen Rechte überhaupt." 52) Wir entlehnen dieſes Citat aus Pölitz's Staatswiſſenſchaften im Lichte unſerer Zeit, 1. Bd. S. 183. 2. Ausg., da uns das Journal ſelbſt nicht zur Hand iſt.

programm ausſprach, und wobei jener Unterſchied ſehr beſtimmt hervorgehoben und der Inbegriff der einzelnen zur politiſchen wie zur bürgerlichen Freiheit gehörenden Rechte näher ſpecificirt ward. „Wir wollen die bürgerliche, die religiöſe, die Gewerbefreiheit für Alle und Jeden, wie ſie das Geſetz für Alle gleichmäßig beſtimmt hat; wir wollen keine Privilegien als ſolche, die von der Staatsverfaſſung ausgehen, und zu welchen ein Jeder durch Verdienſt und Talent gelangen kann. Wir wollen als conſtitutionelle und unverletzbare Garantien der bürgerlichen Freiheit die Geſchwornengerichte in allen Proceſſen, wo der Einzelne gegen die geſellſchaftliche Gewalt anzukämpfen hat; wir wollen die Preßfreiheit, theils um allen Handlungen der Staatsbehörden und allen Beſchwerden, welche dieſe Handlungen veranlaſſen können, Öffentlichkeit zu geben, theils um die Volksintereſſen und die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen; wir wollen Gemeindeeinrichtungen, nach Maßgabe der Örtlichkeit verſchieden organiſirt, aber ſämmtlich dazu beſtimmt, daß die bürgerliche Freiheit aufrecht erhalten werde, die Maſſe des Volkes bei der Erhaltung der Ordnung ihr Intereſſe finde und Verbeſſerungen in der Verwaltung angeregt und zu Stande gebracht werden, worüber die Bureaux der Centralverwaltung nur das Recht der Controle haben dürfen. — Wir wollen aber die politiſche Freiheit nicht für Alle und Jeden, ſondern nur für diejenigen Claſſen, denen die Staatsverfaſſung das Recht gibt, Antheil daran zu nehmen. Die politiſche Freiheit iſt die Theilnahme an der ſouverainen Gewalt, an der Leitung der Staatsgeſchäfte. Nicht Alle und Jede beſitzen die erfoderliche Unabhängigkeit, die erfoderlichen Eigenſchaften, Tugenden und Geiſteskräfte und Talente, um einen ſelbſt nur beſchränkten Theil dieſer Gewalt auszuüben. Daher muß die Conſtitution einen Kreis zeichnen, der die Maſſe des Volkes von einer ausgeſuchten Zahl Staatsbürger, die materielle Nation von der politiſchen Nation trenne. Dieſem Kerne muß die politiſche Freiheit aller Übrigen anvertraut werden. Die (franzöſiſche) Charte vertheilt dieſe politiſchen Rechte unter die Pairs, die Deputirten und die Wahlherren. Allen übrigen Staatsbürgern hat ſie nur das Recht eingeräumt, ihre Meinungen, ſelbſt die politiſchen, doch bei Vermeidung der Strafgeſetze, bekannt zu machen. Dieſes Recht iſt eine Art von gutachtender (conſultativer) Stimme in Sachen der Politik, wogegen die Pairs, die Deputirten und die Wahlherren berathende (deliberative) und entſcheidende (deciſive) Stimmen haben. Bei dieſer Concentration der politiſchen Freiheit gewinnt das Ganze, denn ſie wird von jenen aufgeklärten und unabhängigen Männern mit mehr Weisheit und Geſchicklichkeit gehandhabt, und iſt auch weit ſtärker und mächtiger, als wenn ſie in kleine Abſchnitte getheilt wird."

Es iſt nun zwar neuerdings gegen dieſe Unterſcheidung geltend gemacht worden, daß eine bürgerliche Freiheit ohne die politiſche keine wahre Garantie ihrer Dauer hat [53]). Allein obgleich dieſes ganz richtig iſt, ſo folgt daraus doch nur ſoviel, daß ein Volk, welches bereits die bürgerliche Freiheit beſitzt, eben ſchon um dieſer willen auch die politiſche zu erringen trachten muß. Keineswegs aber darf deshalb der Unterſchied zwiſchen beiden ſelbſt aufgehoben, oder für unweſentlich erklärt werden, zumal derſelbe als eine Thatſache der Geſchichte und es zugleich feſtſteht, daß die blos bürgerliche Freiheit bei einem ſonſt gebildeten und von lebendigem Rechtsgefühle beſeelten Volke ſchon in der Macht der öffentlichen Meinung eine ziemlich genügende Garantie haben kann. Es genügt hier, an Preußen zu erinnern, deſſen Regenten zwar abſolut, namentlich ſeit dem großen Kurfürſten, regierten, aber von jeher (mit wenigen Ausnahmen) die bürgerliche Freiheit ihrer Unterthanen auf das Sorgſamſte ſchützten; wie denn auch die Unparteilichkeit und Unabhängigkeit der preußiſchen Gerichtshöfe faſt ſprüchwörtlich geworden [54]).

Die gedachte Unterſcheidung muß im Gegentheil als eine der praktiſch wichtigſten anerkannt und (natürlich unter der Vorausſetzung, daß bürgerliche und politiſche Freiheit, wie rechte und linke Hand, ſtets mit einander verbunden ſind) feſtgehalten werden, und zwar aus mehren Gründen.

Erſtlich ſcheidet ſich hiernach auf das Grundweſentlichſte die ganze antike und die moderne, oder chriſtlich-germaniſche Grundanſchauung aller Freiheit und des Staatsweſens überhaupt. Bei den Griechen namentlich finden wir, daß ſie die Freiheit lediglich in die Theilnahme an der Herrſchaft ſetzten, und der wichtigſten Rechte der bürgerlichen Freiheit, wie z. B. der perſönlichen, der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit u. dgl. m., ſo gut wie gar nicht achteten, überhaupt nicht die Idee von angebornen oder allgemeinen Vernunft- und Menſchenrechten hatten, wie dies weiter Tittmann,

53) „Man hat unterſcheiden wollen bürgerliche Freiheit und politiſche Freiheit. Jene ſoll da ſein, wo die Geſetze richtig angewandt werden auf alle Staatsbürger, dieſe, wo die Staatsbürger auf einen Theil der Geſetzgebung Einfluß haben. Aber dieſer Unterſchied iſt nicht richtig. Wo keine politiſche Freiheit iſt, d. h. wo keine Inſtitutionen ſind, welche die Güte, die Angemeſſenheit der Geſetze für die gegenwärtige Zeit ſowol verbürgen, als auch die genaue Beobachtung derſelben ſichern, da iſt der Ruhm der ſogenannten bürgerlichen Freiheit ſehr unſicher. Die ſogenannte bürgerliche Freiheit ohne die politiſche iſt ein Ding, das alle 24 Stunden untergehen kann. Es ſcheint dies Wort eine Erfindung zu ſein, womit man ſich oder Andere tröſten wollte über den Mangel der Sache ſelbſt. So geſchah es, daß man von bürgerlicher Freiheit ſprach in abſoluten Monarchien, wo jeder Unterthan jeden Augenblick aller ſeiner Rechte beraubt werden kann, wo es Zufall iſt, wenn ein gutmüthiger, ſanfter Monarch ſie ungekränkt läßt. Wegen dieſes glücklichen Zufalls ſchmeichelte man ſich mit dem Worte Freiheit und vergoldete damit die Ketten, welche in ſolchem Staate Alle, ſowol Vornehme als Geringe, tragen. Ohne politiſche Freiheit iſt die augenblicklich exiſtirende ſogenannte bürgerliche Freiheit nichts Anderes, als eine abgepflückte Blume, welche das Kind in die Erde ſteckt, wähnend, ſie werde fortleben ohne Wurzel." Franz Baltiſch (Prof. Hegewiſch), Politiſche Freiheit S. 33 fg.

54) „Ja, wenn das Kammergericht nicht wäre!" — ſagte der Windmüller zu Potsdam, als Friedrich der Große ihn zur Abtretung der Mühle nöthigen wollte; und ebenſo bekannt iſt, daß Friedrich, als ein Urtheilsſpruch des Reichskammergerichts gegen ihn zu Gunſten des Biſchofs von Lüttich durch einen einzigen Reichsſoldaten zur Execution gebracht ward, ſich willig fügte.

Digitized by Google

Vollgraff, Ed. Platner u. A. nachgewieſen haben [55]). Auch bei den Römern, obwol bei dieſen die Idee angeborner Rechte, namentlich auf Freiheit und Gleichheit, ſchon beſtimmter hervortritt [56]), war doch die Freiheit ebenfalls nur als politiſche aufgefaßt, was ſich ſprachlich u. A. darin ausſpricht, daß ſie die ſogenannte demokratiſche Staatsform ſchlechtweg mit dem Ausdrucke *libertas* bezeichnen [57]). Erſt durch das Chriſtenthum, welches lehrte, daß alle Menſchen als Kinder deſſelben Vaters, als Brüder, als vor Gott gleich [58]), und durch das germaniſche Volksthum, welches denſelben Grundgedanken der gleichen Berechtigung Aller gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen in der Weltgeſchichte thatſächlich ausgeprägt zeigt [59]), konnte der Perſönlichkeitsbegriff und mit ihm die eigentliche Wurzel der bürgerlichen Freiheit zur Geltung kommen, womit zugleich eine Umwandlung nicht nur der ganzen Staats-, ſondern auch der Welt- und Lebensanſicht überhaupt gegeben war.

Sodann iſt dieſe Unterſcheidung darum höchſt wichtig, weil eben nach der neuern chriſtlich-germaniſchen Welt- und Staatsanſicht die bürgerliche Freiheit als der letzte oder höchſte Zweck, die politiſche nur als ein Mittel angeſehen werden muß, wie denn überhaupt dem an ſich formellen und negativen Begriff dieſer letztern ein lebenvoller Inhalt nur durch die erſtere gegeben wird. Daß aber von einer richtigen Einſicht in das Verhältniß von Zweck und Mittel auch die richtige Lebensführung abhängt, bedarf wol keiner weitern Nachweiſung. Damit hängt zugleich der wichtige Punkt zuſammen, daß eine Staatsform, die, wie die ſogenannte Republik oder Demokratie, nur für die politiſche Freiheit ſorgt, ſchon darum eine einſeitige und ungenügende iſt. Geſchichtlich braucht nur daran erinnert zu werden, welche traurige Folgen die Verkennung aller dieſer Hauptpunkte ſeit der franzöſiſchen Revolution zunächſt bei den Franzoſen gehabt hat, welche antiken Begriff der Freiheit in ihrer ſogenannten Republik wieder einführen wollten [60]), obgleich grade ſie am allerwenigſten für die republikaniſche Form taugen [61]), und dann ſpäter bei den Italienern, Spaniern, neuerdings auch bei uns Teutſchen! deren (leider! angeborne) Nachahmungsſucht (ſchon Luther klagte bekanntlich: „Wir Teutſche ſind aller Nationen Affen!") grade in dem Gebiete der Politik ſich bis auf die neueſte Zeit um ſo verderblicher, aller dringenden Mahnungen ungeachtet [62]), gezeigt hat, als ſie ſich nicht die (in dieſem Gebiete mit Recht als claſſiſche Autorität anerkannten) Engländer [63]), ſondern die Franzoſen zum Muſter nahmen. Das geſchah früher ſchon durch Adoption der wälſchen Wahnbegriffe von Freiheit und Gleichheit, über deren Nichtigkeit und Gefährlichkeit ſich erſt noch im vorigen Jahre der (ſchon früher citirte) echte Freiheitsfreund Wirth in warnenden Worten vergebens ausſprach, die ebenfalls jetzt buchſtäblich eingetroffen ſind [64]). Das geſchieht in dieſem Jahre fort und fort, indem man nach franzöſiſchem Muſter allgemeines Stimmrecht und directe Wahlen mit Verwer-

55) Tittmann, Darſtellung der griechiſchen Staatsverfaſſung S. 4 fg. 10 fg. Vollgraff, Politik II. S. 69. 258 fg. Ed. Platner, Allgem. Recht I, 66. Hüllmann, Staatsrecht S. 374. 56) Jure naturali omnes *liberi* §. 1. Inst. de libert. (I, 5). „Quod ad jus naturale attinet omnes homines *aequales* sunt." *Ulpian*. in fr. 52. D. de reg. jur. (L, 17.) 57) Vgl. *Forcellini* Lex. sub „*libertas*." 58) Darüber, daß das Chriſtenthum unter allen poſitiven Religionen am meiſten für die bürgerliche und politiſche Freiheit gethan, vgl. *Montesquieu*, esprit des lois liv. 24. ch. 3. Ancillon, Vermittl. der Extreme I, 20. Carové, Neorama I, 296. Fichte, Staatslehre S. 175 fg. Zachariä, Vierzig Bücher vom Staat. 5. Bd. S. 200 fg. (2. Ausg.) Lamartine, Die rationelle Politik. (Leipzig 1848.) S. 8 fg. Fr. Baltiſch (Hegewiſch) in Bran's Minerva. 1848. Sept. S. 487. 59) Wachsmuth, Europäiſche Sittengeſchichte I. 132 fg. W. Menzel, Teutſche Geſchichte I. S. 13 fg. Scheidler in Pölitz's Jahrbüchern. 1834. Sept. Barth, D. Urgeſchichte. 2. Bd. S. 405. P. Pfizer, Das Vaterland. 1845. S. 265. Teutſche Vierteljahrſchrift. 1845. Heft 1. S. 119 fg. Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1845. Juni. Nr. 137. Stenzel, Geſchichte des preußiſchen Staats I. S. 72. Heeren, Der teutſche Bund S. 16. Fichte, Staatslehre S. 61. Jahn, Teutſches Volksthum S. 32. Scheidler, Teutſcher Juriſtenſpiegel. 1842. passim. Jac. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer. Vorr. S. XVI.

60) Vollgraff, Politik. 3. Bd. (am Schluſſe). (Vgl. Goethe's Äußerungen in Riemer's Briefe von und an Goethe. 1847. S. 293.) 61) v. Gagern, Reſultate der Sittengeſchichte III. S. 324 (2. Ausgabe). Jefferſon (der die Franzoſen überhaupt für unfähig für wahre politiſche Freiheit erklärt) in Fr. v. Raumer's Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1845. I. S. 168. Vogt, Ocean und Mittelmeer. 1848. 2. Bd. (Derſelbe in einer Debatte in der Paulskirche am 22. Juni.) Teutſche Vierteljahrſchrift. 1845. Nr. 35. S. 27. Cotta's Ausland. 1848 vom 16. Juni. Nr. 144. 62) Ranke, Hiſtor.-polit. Zeitſchrift. 1832. I. Bd. S. 80 fg. P. Pfizer, Briefe zweier Teutſchen. 1831. S. 202 fg. Derſelbe, Das Vaterland. 1845. S. 15, vergl. S. 57. Jordan, Allgem. Staatsrecht S. 170. Teutſche Vierteljahrſchrift. 1846. Nr. 35. Prutz, Sieben Jahre 1848. S. 59. 63) Vergl. von Staël-Holſtein, über die Verfaſſung und Verwaltung Englands (überſetzt von Scheidler. Jena 1825.), Vorrede der Überſetzung. Dahlmann's Politik. Fr. Baltiſch, Polit. Freiheit (vergl. auch Allgem. Zeitung vom 23. Nov. 1848. Beil. S. 5176). 64) Wirth, Geſchichte der teutſchen Staaten. 1847. I. 1. Liefer. S. 25. „Zuvörderſt glaube man nicht, daß die franzöſiſchen Theorien von Freiheit und Gleichheit wahr ſeien. Wir wollen nicht einmal der Schwierigkeit oder vielmehr der Unmöglichkeit der Ausführung gedenken; wenn ein ſolcher Zuſtand auch praktiſch vollſtändig gegeben wäre, ſo würde er die Teutſchen aller Stände nach den Geſetzen ihres Nationalcharakters, wo nicht mit Ekel, doch mit Widerwillen erfüllen, und Allen die Überzeugung geben, daß ein ſolcher Zuſtand weder ſchön, noch würdig und fruchtbar ſei. Wir haben die ſchönen Früchte der Freiheit und Gleichheit, ſowie der Gütergemeinſchaft in dem Reformationszeitalter geſehen, ſie ſind uns noch ſchärfer in dem blutigen Wahnſinn der franzöſiſchen Revolution vor Augen getreten. Es iſt ein furchtbarer Irrwahn, das Loos der unterſten Volksclaſſen mit ſolchen fanatiſchen Entwürfen gründen zu können, alle Stände, auch die tiefſten, werden dadurch nur noch elender! Diejenigen, welche ſich die entſchiedenen Radicalen, die Socialiſten, die treuen Freunde des untern Volks, oder wie man jetzt ſagt, des vierten Standes nennen, ſie ſind die bitterſten Feinde deſſelben, wenn ſie ihm den Irrſinn der Freiheit und Gleichheit in den Kopf ſetzen. Die unterſten Volksclaſſen leiden dadurch am Ende ſoviel, als die höhern Stände, weil den größern Geiſtern und wirklich organiſirenden Kräften die Mittel zu jenen tiefern organiſchen Reformen benommen werden, welche nur das Ergebniß der gründlichſten Forſchungen, des ſchöpferiſchen Genies und lange bewährter Lebensweisheit ſein können." Vergl. Fr. Baltiſch, Politiſche Freiheit S. 22. Romang, über Willensfreiheit und Determinismus S. 102 fg.

Digitized by Google

ſung alles Cenſus — welchen die weiſen Geſetzgeber des Alterthums ſelbſt für ihre Demokratien unerläßlich hielten —; ferner beſtändige „Agitation" oder „Wühlerei" des Volkes durch Clubs aller Art, Eingriffe in das Privateigenthum, Verwerfung (wenigſtens für jetzt) des Zweikammerſyſtems, Abſchaffung des Adels (von der preußiſchen ſogenannten Nationalverſammlung, „der ſchlechteſten Volksvertretung, die bisher in der Geſchichte vorgekommen iſt," ſagt von ihr die „Grenzboten"[65]) ſchon im Septemberhefte Nr. 35. S. 387, alſo lange vor dem faſt verrückt zu nennenden Steuerverweigerungsbeſchluß vom 15. Nov., wodurch ſie, nach eigenem Geſtändniß, die „Brandfackel des Aufruhrs in das ganze Land ſchleuderte") und andern derlei politiſchen Unſinn beliebt hat. Am allerverderblichſten aber wirkt die Nachäffung des wälſchen, beſonders durch Rouſſeau's Irrlehre in Cours geſetzten, meiſt ganz verkehrt verſtandenen und dann natürlich auch der bürgerlichen und ſelbſt der politiſchen Freiheit ſchädlichen Princips der ſogenannten Volksſouverainetät. Dieſe leidige Volksſouverainetät, die wahre Pandorabüchſe alles politiſchen Unheils unſerer Zeit, iſt ſchon ſprachlich ein, noch dazu durch die „ſcheußliche, breitgequetſchte Schwanzſylbe (—tä...t) höchſt widerlich klingendes"[66]), Baſtardwort (wie es auch Welcker in der Paulskirche mehrfach bezeichnete). Der damit zu verbindende Begriff läßt ſich allerdings in mehrfachem Sinne rechtfertigen; zunächſt in völkerrechtlicher Beziehung als Princip der Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit jeder Nation in ihren eigenen innern Angelegenheiten[67]). Ferner im ſtaatsrechtlichen Sinne als Gegenſatz oder Negation des ſogenannten göttlichen Rechts der Fürſten (origo majestatis a Deo), welches aus leeren Fictionen des kanoniſchen Rechts im Mittelalter zur Geltung kam, aber ſchon längſt, z. B. von Friedrich dem Großen[68]), neuerdings ſehr gründlich von Stahl[69]) in ſeiner Unhaltbarkeit nachgewieſen worden; oder auch in dem Sinne, daß die Quelle der Geſetzgebung, ſomit die geſetzgebende Gewalt, im Volke, d. h. der Geſammtheit der Regierten, liegt[70]), wonach „Volksſouverainetät nur heißen kann, daß der klar erkannte Volkswille, die allgemeine Vernunft (nicht die urtheilsloſe große Maſſe!) des Volks ihren Ausdruck in der Regierung finde und durch dieſe ſich ſelbſt regiere"[71]). Leider! wird dies Wort in der Regel, und namentlich heutzutage, nicht in dieſen richtigen Bedeutungen, ſondern in dem Sinne genommen, daß das „Volk," die Geſammtheit der Regierten, überall und immerdar, alſo auch in der Monarchie, der eigentliche Quell und Inhaber aller Souverainetät ſei und ſelbige durch ſeinen Willen auf den Regenten und ſeine Repräſentanten übertrage. Bei der allgemeinen Verbreitung dieſer Irrlehre[72]) halten wir es für angemeſſen, hier über die Verkehrtheit und Gefährlichkeit dieſes Dogma's die Stimmen einiger unſerer freiſinnigſten Publiciſten anzuführen. So ſagt z. B. Jordan, der vieljährige Märtyrer der Freiheit[73]):

„Die Anſicht, daß ſich die Staatsgewalt urſprünglich in den Händen des Volks befinde und bei der Errichtung des Staats von dieſem an den auserſehenen Herrſcher übertragen werde, iſt einer der folgenreichſten Irrthümer. Das Irrige derſelben leuchtet aber von ſelbſt ein; denn die Staatsgewalt iſt, an ſich betrachtet, keine körperliche Sache, die ſich wie etwa die Bundeslade bei den Israeliten in den Händen der Menſchen befinden und ſo von dem Einen dem Andern übergeben werden könnte; die als eine ſelbſtändige Sache, welche blos ergriffen zu werden brauchte, auch vor dem Staate vorhanden wäre, ſondern eine bloße Vernunftvorſtellung, welche in der Vernunftvorſtellung vom Staate oder von der verwirklichten Herrſchaft des Rechtsgeſetzes enthalten, von dieſer unzertrennlich und durch dieſe ihrem Begriffe und Weſen nach beſtimmt iſt. So wenig ſich das Rechtsgeſetz in den Händen des Volks befinden und von dieſem beliebig behandelt werden kann, oder gar erſt vom Volke geſchaffen wird, vielmehr über demſelben als unabänderliche Anerkenntniß und Gehorſam von Allen fodernde Regel und Norm ſteht, ebenſo wenig kann die Staatsgewalt in den Händen des Volks ruhen und von dieſem beliebig modificirt und übertragen, alſo auch — dieſes wäre eine natürliche Folge — wieder zurückgenommen werden. Die Staatsgewalt iſt nach der Idee kein Product oder Fabricat der menſchlichen Willkür, mithin auch kein Gegenſtand willkürlicher Behandlung oder Verfügung, theils Gebot, theils Foderung derſelben; ſie ſteht daher, wie das Rechtsgeſetz über den Menſchen, und muß von dieſen, wie jenes, unbedingt anerkannt werden. Ihre Anerkennung iſt zugleich in der Anerkennung des Rechtsgeſetzes enthalten. Wer den Zweck, die Herrſchaft des Rechtsgeſetzes, will, der muß auch das Mittel wollen, durch welches jener allein erreicht werden kann; wie nun jenen Alle wollen, ſollen und müſſen, ſo kann und darf auch Keiner dieſes von ſich weiſen. Zudem läßt ſich ein Volk, als eine geſellige Vereinigung, nicht ohne alle Herrſchaft des Rechtsgeſetzes, mithin, da dieſe nur im Staate möglich iſt, nicht ohne Staat und folglich auch nicht ohne bereits anerkannte Staatsgewalt denken, da dieſe eben das Weſen des Staats bildet. Wie könnte

65) Vergl. Nr. 44. S. 180 und die andern Urtheile über dieſe „kindiſche" Verſammlung in der Teutſchen Allgem. Zeitung vom 19. Nov., der Teutſchen Zeitung vom 8. und 13. Nov.; unterm 9. Nov. heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Wer den ganzen Verlauf der hieſigen Dinge überſchaut, dem wird dabei zu Muthe, als wenn Kinder die franzöſiſche Revolution ſpielten."
66) Wie ſchon Kolbe über Sprachmengerei (S. 142, vergl. 30. 129. 138) bemerkt hat. 67) Vergl. Tittmann, Die Verfaſſung des teutſchen Bundes S. 14 fg. Sternberg in Bülau's Jahrbüchern. 1846. 1. Bd. S. 272. Vergl. den Artikel Intervention von Scheidler. 68) Im Antimachiavell; vgl. Wolff's Friedrich des Großen ſtaatsrechtliche Grundſätze. 1840. S. 6 fg. 69) Phil. des Rechtes II. 2. Abth. 1846. S. 156. 70) Thilo, Die Volksſouverainetät in ihrer wahren Geſtalt. 1833. Vergleiche Kant's oben angeführte Anſichten von der politiſchen Freiheit. 71) J. H. Fichte, Die Republik im Monarchism. 1848. S. 5.

72) Darüber, daß z. B. die ſogenannte „breiteſte demokratiſche Grundlage" eins und daſſelbe mit der Volksſouverainetät iſt, vergl. Teutſche Allgem. Zeitung. 1848. Nr. 300 vom 26. Oct. 73) Jordan, Verſuche über allgemeines Staatsrecht. S. 73 fg. 236.

Digitized by Google

alſo die Staatsgewalt zur freien Verfügung einem Volke zuſtehen, welches ſelbſt ſeinem Begriffe zufolge nur als unter der Staatsgewalt ſtehend und dieſer gehorchend denkbar iſt?“

„Es läßt ſich auch gar kein beſtimmter Begriff mit der Volksſouverainetät verbinden. Die Meiſten faſſen ſie zwar als die urſprüngliche Machtvollkommenheit des Volkes auf, aus welcher die höchſte Gewalt fließe; allein dieſe Volksſouverainetät, wäre ſie auch nicht ſchon an ſich grundlos, würde doch mit der Errichtung des Staats aufhören, wie bereits bemerkt worden iſt. Wollte man unter Volksſouverainetät den auch im Staate noch fortdauernden und dem Volke zuſtehenden Beſitz der Machtvollkommenheit verſtehen, ſo wäre eine ſolche Annahme nicht blos völlig irrig, ſondern auch im höchſten Grade gefährlich, wie dieſes insbeſondere die franzöſiſche Revolution beſtätigt hat; weil dadurch der Regent zu einem bloßen, dem Volke verantwortlichen und daher von dieſem auch abſetzbaren Vollziehungsbeamten ohne eigene Gewalt und Selbſtändigkeit entwürdigt, das Volk zum alleinigen Souverain und ſo der Staat in eine Demokratie verwandelt würde. Die Theilnahme des Volkes an der Geſetzgebung mit Souverainetät zu bezeichnen, iſt weder wiſſenſchaftlich, weil man in der Wiſſenſchaft nicht verſchiedene Begriffe ohne Noth mit denſelben Worten bezeichnen ſoll, noch rathſam, weil dieſelbe Wortbezeichnung zweier verſchiedener Begriffe leicht zur Vermiſchung der Begriffe ſelbſt, wenigſtens zu irrigen Folgerungen im wirklichen Staatsleben führen kann. Die Lehre von der Volksſouverainetät, welche gar kein praktiſches Intereſſe hat, wol aber praktiſche Nachtheile erzeugen kann, iſt lediglich eine Folge von der irrigen Anſicht, welche den Urſprung der Staatsgewalt im Volke finden will. Allein im Staate kann es, wie nur eine Staatsgewalt, ſo auch nur eine Souverainetät geben, welche dem Regenten allein und ausſchließlich gebührt, wie die regierende Gewalt, von welcher ſie gar nicht verſchieden iſt; weshalb man die Regierungsrechte auch Souverainetätsrechte nennen kann. Das Volk iſt, ungeachtet es die Macht der Staatsgewalt vorſtellt, dennoch nicht Theilhaber, ſondern nur die Stütze der Souverainetät. Blos die Souverainetät des Staates gebührt dem Regenten und Volke gemeinſchaftlich, weil beide in völkerrechtlicher Hinſicht nur eine Einheit, nur eine moraliſche Perſon bilden.“

In gleichem Sinne hat ſich Welcker mehrfach ſchon vor vielen Jahren und auch noch neuerdings in der Paulskirche gleichmäßig „gegen die Anhänger des ſogenannten göttlichen Rechts und die Vertheidiger einer in ſolch einſeitigem Gegenſatz ebenſo haltloſen Volksſouverainetät“ [74]) erklärt. Die folgende Hauptſtelle verdient ganz beſonders im gegenwärtigen Augenblicke, wo auf der einen Seite Reaction, auf der andern Anarchie unſere junge politiſche Freiheit bedrohen, die allgemeinſte Beherzigung [75]):

„Im Geiſte des berliner Wochenblattes, der mannheimer Zeitung u. dgl. m. bemüht ſich jetzt eine große Schar von Freiheitsfeinden, das Herz des Fürſten — ſoweit es gelingt, ſicher zu deren größtem Unglück — mit Argwohn, Mistrauen und Haß gegen die wahren Freunde der Freiheit, gegen einen großen Theil ihres Volkes zu vergiften, und zu dieſem Zwecke ſie zu überreden, mit der warmen Liebe zur Freiheit ſei Fürſtenhaß und Förderung der Revolution und der jetzt wie ein Geſpenſt gefürchtete Grundſatz der Volksſouverainetät unzertrennlich verbunden. Nun bin ich zwar auf das Innigſte überzeugt, daß diejenigen, welche theoretiſch Revolutionen billigen und Republik und Volksſouverainetät für die allein richtigen Staatsgrundſätze erklären, die treueſten Bürger und Beamten der Monarchie ſein können — ähnlich wie ſo viele Anhänger der alleinſeligmachenden Kirche, welche jeden Andersglaubenden als Ketzer verdammt, die treueſten Verehrer und Unterthanen proteſtantiſcher Regenten ſind — und daß mir dieſelben jedenfalls unendlich weniger gefährlich ſcheinen, als jene ſelbſtſüchtigen moraliſchen Vergifter der Seelen der Fürſten, jene Zerſtörer des Vertrauens und Friedens zwiſchen ihnen und ihren Völkern. Dennoch iſt es auch hier ſchon im Intereſſe der Wahrheit, und vielleicht auch, weil es den Böſen Verdruß macht, nicht ganz unnütz, zu beweiſen, daß ein ſo entſchiedener und warmer Freund der Freiheit, wie ich mich nennen darf, zugleich mit jenen hier bereits dargeſtellten Grundſätzen der Geſetzlichkeit und Treue, und mit der Anerkennung der ſittlichen und geſchichtlichen Grundlagen für Begründung und Leitung aller politiſchen Verhältniſſe und Beſtrebungen — und wie ich hoffe, in völliger organiſcher Verbindung mit ihnen und mit den Grundſätzen wahrer Freiheit — ſogar ſtets die Erbmonarchie mit einer demokratiſchen und einer zeitgemäß und gut gebildeten ariſtokratiſchen Standſchaft als naturrechtliches und politiſches Ideal und als die höchſte Stufe der natürlichen Entwickelung unſerer europäiſchen Culturverhältniſſe darſtellte, und die einſeitige neufranzöſiſche, in die Cortesverfaſſungen übergegangene (aber in dem wahren engliſchen Staatsrecht und ſelbſt in der franzöſiſchen Charte nicht begründete) Souverainetät des Volks im Gegenſatz gegen die Regierung und die Betrachtung des Fürſten als eines abſetzbaren Beamten entſchieden bekämpfte.“ (S. mein Syſtem der Rechts-, Staats- und Geſetzgebungslehre. 1828. 1. Bd. S. 186 fg. 201. 205. 414—425. Neuer Beitrag zur Lehre von den Injurien und der Preßfreiheit ꝛc. S. XIII. XV. XVI. XVIII.)

Ferner Zöpfl in ſeinem allgemeinen und conſtitutionellen Staatsrecht [76]) ausgeſprochen:

„Es iſt eine ſehr häufige Behauptung, daß die Staatsgewalt eine dem Souverain von dem Volke übertragene Gewalt ſei. Unverkennbar hängt dieſe an Conſequenzen reiche Anſicht mit der Vertragstheorie zuſammen, kann aber ſelbſt nach dieſer, wenn man auch dieſelbe für richtig annehmen wollte — was, in Bezug auf die hiſtoriſche Entſtehung einiger Staaten, allerdings geſchehen darf —

74) Beiträge zur Lehre von den Injurien. 1833. S. XVIII.
75) Welcker a. a. O. S. XXXIV.

76) S. 45. 2. Ausgabe. Vergl. deſſelben Conſtitutionelle Monarchie und Volksſouverainetät. 1848. S. 11. 16 fg.

dennoch nicht gerechtfertigt werden. Vom philoſophiſchen Standpunkte aus müßte nämlich die Frage, ob die Staatsgewalt dem Souverain vom Volke übertragen ſei, in Bezug auf den Staat in der Idee verneint werden, weil ſie mit der Idee des Staats gegeben und von dieſer untrennbar und ſomit wie dieſe ſelbſt, uranfänglich iſt. Aber auch in Bezug auf die Darſtellung des Staats im praktiſchen Leben — in Bezug auf die hiſtoriſche Entſtehung des Staats — iſt dieſe Frage nicht minder zu verneinen, weil es vor der Anerkennung eines Subjects als Souverain gar keine Staatsgewalt gibt, welche übertragen werden könnte; daher denn auch nicht von einer Übertragung, ſondern nur von der Anerkennung der Staatsgewalt in einem Subjecte die Rede ſein kann, und hiermit iſt denn ſofort auch der Staat hiſtoriſch begründet und entſtanden, auf welche Art immer — ſelbſt vielleicht durch ungerechte Gewalt und Zwang — Anerkennung herbeigeführt worden iſt. Nur allein da kann man von einer Übertragung der Staatsgewalt ſprechen, wo ein bereits beſtehender Staat aus einer Beherrſchungsform in eine andere übergeht, z. B. eine Demokratie in eine Monarchie, wo alſo der bisherige Souverain ſeine Gewalt an ein anderes Subject abtritt und gleichſam cedirt. Wer aber jede beſtehende Staatsgewalt als auf einer Übertragung durch das Volk beruhend betrachten wollte, würde ſich einestheils die hiſtoriſche Unrichtigkeit zu Schulden kommen laſſen, zu behaupten, daß jedem Staate eine Demokratie und reſp. die Volksſouverainetät vorangegangen wäre, und andererſeits würde er ſich genöthigt finden, zu gehaltloſen Fictionen zu greifen, um die Geltung einer Gewalt als Staatsgewalt da zu erklären, wo ſie hiſtoriſch erweislich dem Volke gegen ſeinen Willen aufgedrungen worden iſt. Offenbar ſind diejenigen, welche die Staatsgewalt als übertragen durch das Volk betrachten, in der Meinung befangen, daß ein Subject, um als Staatsherrſcher zu gelten, eines Beſitztitels der Staatsgewalt bedürfe. Man überſieht aber dabei, daß die Staatsgewalt, eben weil ſie für den Staatsherrſcher ein Beſitz iſt, dem Unterthan gegenüber ſelbſt ein genügender Titel iſt, reſp. einen ſolchen in ſich ſelbſt enthält."

Endlich enthält eine der neueſten Schriften, die des jüngeren Fichte, hierüber ebenfalls ſehr richtige und um ſo mehr hierher gehörige Anſichten, als ſie dabei zugleich der Begriffe der bürgerlichen Freiheit u. ſ. w. gedenkt [77]).

„Kein Staatsorganismus iſt ohne die abſchließende Einheit einer Regierung, ohne Souverainetät zu denken. Keineswegs aber folgt daraus weiter, daß ſie aus dieſem Grunde zugleich an die Einheit einer einzelnen Perſon geknüpft ſein müſſe. Nur das folgt nothwendig, daß ſie ununterbrochen und ſtetig wirken und allgegenwärtig erhaltend, gleich einer Seele, den Staat durchdringen muß. Der Souverain im Staate „„ſtirbt nicht;"" denn mit ihm ſtürbe unmittelbar auch der Staat, deſſen Individualität in demſelben Momente ſich in alle Winde auflöſen würde. — Hieraus ergibt ſich zunächſt nur dies, daß dem Volke, als einem Aggregat von Einzelnen betrachtet, der Charakter der Souverainetät in keinem Sinne beiwohnen könne. In der Politik, wo das theoretiſch Befeſtigte in die Praxis ſich umſetzen ſoll, und wo darum falſche oder halbwahre Theorien von den allerverderblichſten Folgen ſind, gilt es vor Allem, die Ur- oder leitenden Begriffe zur möglichſten Klarheit und Beſtimmtheit herauszuläutern. „„Volksſouverainetät"" iſt gar kein politiſcher Begriff, weder ein urſprünglicher, noch ein abgeleiteter, ſondern eine höchſt ſchwankende, unklare Vorſtellung, die in ihren Folgen um ſo ſchädlicher gewirkt hat, als ſie auf ein allerdings berechtigtes, nur ganz wo andershin fallendes Verhältniß hindeutet. Das Wohl des Volkes iſt allerdings der rechte „„ſouveraine"" Zweck, auf welchen Alles hinzielt; dies meint eigentlich, praktiſch genommen, jenes Gelüſten, was einige verworrene Köpfe der Menge eingeredet haben, daß ihr um deswillen die Souverainetät zukomme. Es iſt ebenſo falſch, als die entgegengeſetzte Behauptung, daß dem Herrſcher, weil er Souverain ſei, auch Unbeſchränktheit des Willens zukommen müſſe. Fügen wir noch die dritte politiſche Scheinwahrheit hinzu, von der Freiheit und Gleichheit aller Menſchen (im Staate, wie ſich verſteht), ſo glauben wir, alle Wankebegriffe genannt zu haben, die nach entgegengeſetzten Seiten hin in der neuern Zeit das politiſche Urtheil verwirrt haben. Bürgerliche Freiheit in gleichem Maße kommt ſicherlich Allen zu; aber auf der Ungleichheit — in Würde und Beſitz, in Amt und Macht — beruht ſogar das Weſen und die Möglichkeit des Staates, während freilich dieſe Ungleichheit nicht (blos) auf ererbten politiſchen Vorzügen, ſondern auf dem innern Werthe der frei ſich entwickelnden Individualität beruhen ſoll."

So lange dieſe Wahnbegriffe allzumal, beſonders aber die Volksſouverainetät, in dem gewöhnlichen falſchen Sinne dieſes Wortes im Schwange ſind, und ſo lange man noch nicht zu der Einſicht gekommen iſt, daß zwar die Rechte der bürgerlichen Freiheit allen Gliedern des Staats ohne Ausnahme die Befugniſſe der politiſchen Freiheit dagegen durchaus nur dem geiſtig mündigen und äußerlich ſelbſtändigen Theil, mit einem Worte, den activen Bürgern zuſtehen müſſen, und daß bei einem großen und gebildeten Volke nicht die ſogenannte Republik oder Demokratie, ſondern einzig und allein die conſtitutionelle Monarchie (welche natürlich dem — von der Staatsform der Demokratie wohl zu unterſcheidenden — demokratiſchen Princip, ſoweit daſſelbe berechtigt iſt, ebenſo ſehr ſein Recht widerfahren laſſen muß, als ſie die Übergriffe des ariſtokratiſchen zurückzuweiſen, aber ebenſo die unbefugten Strebungen der Demagogie zu bewältigen hat) als die eigentliche wahre Garantie der bürgerlichen und politiſchen Freiheit anzuſehen iſt; ſo lange man überhaupt die Freiheit nur für eine durch dieſe oder jene Staatsform ſofort in Beſitz zu nehmende Sache und nicht als ein fort und fort durch Arbeit und Aufopferung immer mehr und mehr zu realiſirendes Lebensprincip oder Ideal erkennt (wie dies die

77) J. H. Fichte, Die Republik im Monarchismus. 1848. S. 10.

Digitized by Google

nicht oft genug zu wiederholenden Worte Goethe's ſo treffend andeuten)[78]), und ſo lange man endlich um die wichtigſten Grundbedingungen der Freiheit, politiſche (d. h. ſtaatswiſſenſchaftliche) und echt ſittlich-religiöſe Charakterbildung, ſich nicht mit dem größten Ernſt bemüht — ſo lange wird man auch dies anerkannt höchſte Gut des vernünftig geſelligen Lebens nicht wahrhaft erreichen! Daß es die Literatur nicht an Aufhellung aller dieſer Begriffe hat fehlen laſſen, wird ſich aus dem bisher Mitgetheilten ſchon zur Genüge ergeben haben. Wir fügen demgemäß in der Note das Verzeichniß derjenigen Schriften bei, die außer den bereits citirten entweder unmittelbar oder mittelbar die richtigen Anſichten über das Weſen der bürgerlichen und politiſchen Freiheit und ihrer Bedingungen enthalten[79]), und ſchließen mit den Worten eines unſerer berühmteſten, bereits mehrfach citirten Staatsgelehrten, der in ſeiner Schilderung der echt germaniſchen (und ausführbaren) Staatsverfaſſung zugleich die Grundbedingungen aller wahren bürgerlichen und politiſchen Freiheit nennt[80]):

„Die Idee des modernen Staates kann ihre Wirklichkeit nur in einer Verfaſſung haben, in welcher jeder Einzelne in dem Kreiſe ſeines durch das Gitter geſchriebener Geſetze umſchloſſenen Rechts frei und froh waltet, durch öffentliche Rechte in ſeine Gemeinde aufgenommen, durch politiſche an das Vaterland geknüpft iſt, in welcher die Freiheit der Corporationen gleicher Weiſe durch die Geſetze umwölbt iſt, daß ſie zwar ungeneckt das Ihrige ordnen, aber zugleich in das allgemeine Staatsleben aufgenommen und der Regierungsgewalt unterthan ſind, in welcher das Volk durch öffentliche Intereſſen verbunden, durch politiſche Rechte geſichert, zu ſteigender Veredelung getrieben wird, wo endlich, von unerſchütterlichen Säulen getragen, ein Thron die Kuppel der Verfaſſung bildet und über dem Ganzen, heilig, unantaſtbar, von dem Nimbus fleckenloſer Majeſtät umfloſſen, von den Edelſten umgeben, von den Weiſeſten berathen, der Fürſt ſeines Volkes als der Genius deſſelben waltet. Ein Staat mit dieſer Verfaſſung würde namentlich die Idee der germaniſchen Monarchie in ihrer vollen Entwickelung auf der Erde darſtellen."

(Dr. *Karl Hermann Scheidler.*)

Freiherr, ſ. Baron.

FREIMAUREREI. I. Begriff, Zweck und Weſen derſelben. Der Freimaurerbund, die Freimaurerbrüderſchaft, Freimaurergeſellſchaft, ſeit 1767 auch Freimaurerorden, iſt ein auf freie Vereinigung begründeter, über die ganze Erde verbreiteter Bruderbund von Männern, die ſich bei ihrer feierlichen Aufnahme aufs Heiligſte verpflichten, den Cultus oder die Kunſt der Freimaurerei zu erlernen, geheim zu halten und im Stillen auszuüben, die unter allen Zonen an gewiſſen, ebenfalls geheim zu haltenden, Merkmalen und Zeichen ſich als Glieder des Bundes erkennen, und ohne Rückſicht auf Stand und äußeres Verhältniß, unberührt von den Zerwürfniſſen der Zeit, aber unterthan dem Geſetze, der Sitte und Humanität ſich als Freunde und Brüder unter einander betrachten.

Dieſe Kunſt der Freimaurerei, auch Maſonei, Maçonerie, und ſeit der Aufnahme Wilhelm's III. von England im J. 1693 „königliche Kunſt" genannt, beſteht in der Ausübung gewiſſer, theils von den Werkmaurern und Steinmetzen, theils aus der bibliſchen Geſchichte, theils auch wol von ältern, wiſſenſchaftliche und religiöſe Ziele verfolgenden Geheimbündniſſen entlehnter ſymboliſcher Gebräuche und ethiſche, Menſchen erziehende und beglückende Zwecke befördernder Mittel.

Der Endzweck der Freimaurerei iſt es, unter dem Bilde eines großen Baues, das Urbild des Reinmenſch-

78) „Nur der verdient ſich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß."
Fauſt II.

79) Ueber dieſe Lehre iſt zu vergleichen Fr. Nathan. Volkmar, Abhandl. über urſprüngliche Menſchenrechte, Freiheit und Gleichheit. (Breslau 1793.) C. G. Neuendorf, Kurze Belehrung für Nachdenkende über bürgerliche Freiheit und Gleichheit in der Teutſchen Monatsſchrift. Jahrg. 1793. 1. Bd. S. 132 fg. Vergl. über Freiheit und Gleichheit Teutſche Monatsſchrift. 1793. 3. Bd. S. 67—83. Joh. Chr. G. Schaumann, Verſuch über Aufklärung, Freiheit und Gleichheit. (Halle 1793.) J. C. Hoffbauer, Freiheit und Gleichheit, in den Unterſuchungen über die wichtigſten Gegenſtände des Naturrechts. (Halle 1795.) Abh. XXVII. J. W. Hermanni, über Menſchen-, Bürger- und Regentenrechte und Pflichten, wie auch über Freiheit und Gleichheit. (Münſter 1796.) C. M. Wieland's Geſpräche unter vier Augen. (Leipzig 1799.) (Auch ſämmtliche Werke. 31. Bd. S. 210 fg.) E. F. Klein, Freiheit und Eigenthum, abgehandelt in acht Geſprächen. (Berlin 1790.) *De Villers*, De la liberté. (Metz 1791.) J. H. Reiſchel, über natürliche Freiheit des Menſchen; als ein Anhang zu ſ. Verſ. eines ſyſtem. Abriſſes und Erkl. des Grundinhalts aller möglichen Geſetze des Menſchen. (Münſter 1792.) C. A. Horn, über den wahren Begriff von Freiheit. (Nürnberg und Marktbreit 1794.) Ueber die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit. (Frankfurt 1794.) Reden an teutſche Bürger über Staat, Rechte und Pflichten, teutſche Freiheit u. ſ. w. (Karlsruhe 1795.) Schmalz, über politiſche Freiheit. (Halle 1804.) Eine merkwürdige Predigt über Freiheit und Gleichheit iſt: Homélie du citoyen Cardinal *Chiaramonti*, evêque d'Imola, actuellement souverain pontife *Pie VII.*, adressée au peuple de son diocèse, dans la republique cisalpine, le jour de la naissance de Jésus-Christ l'an 1797. *Imola*, de l'imprimerie de la nation, an VI de la liberté. Réimprimé à Come, an VIII, et traduit en français à Paris 1814. (Auch hat Lavater eine ſolche Predigt gehalten, die man im vierten Buche ſeiner nachgelaſſenen Schriften, herausgegeben von Geßner, findet. Vergl. Krug, Handbuch der Philoſophie und der philoſophiſchen Literatur II. 2. Aufl. 1822. S. 130. Note.) Ausführliche Erörterungen über das Weſen der politiſchen Freiheit finden ſich auch in Welcker's Rechts-, Staats- und Geſetzgebungslehre (1829). 1. Bd. S. 222—296; ferner in der vorzüglichen, beſonders das Weſen der engliſchen politiſchen Freiheit treffend erörternden, Monographie: „Politiſche Freiheit," von Franz Baltiſch (Prof. Hegewiſch in Kiel). (Leipzig 1830.) Es gehört hierher auch die Literatur über Weſen und Werth der verſchiedenen Staatsformen der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, wobei es beſonders beachtenswerth iſt, daß die bedeutendſten Schriftſteller des Alterthums einſtimmig die Demokratie oder ſogenannte Republik verwerfen, weil in ihr eben für die politiſche Freiheit keine Garantie gegeben iſt. (Vergl. *Herodot*. III, 80 seq. *Isocrat*. Nicocl. p. 36 seq. ed. *Lang*. *Platon*, De rep. VIII, 564; Polit. p. 345. ed. *Bekk*. *Xenophon*. Rep. Ath. I, 5. *Aristotel*. Polit. IV, 10. V, 10. 11. Eth. VIII, 10. *Cic*. De rep. I, 38.)

80) Schmitthenner, 12 Bücher vom Staat. 1843. III. S. 248.

Digitized by Google

lichen, welches durch die vielfach trennenden und entſtellenden Verhältniſſe und Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft verloren gegangen iſt, zunächſt in dem engern Kreiſe der Brüderſchaft nach Möglichkeit wieder herzuſtellen und zur Erſcheinung zu bringen, es dann in geſelliger Thätigkeit weiter auszubilden, in weitern Kreiſen zu verbreiten und es nach Möglichkeit zum Geſammtgute der Menſchheit zu machen, wie ſie früher die Kräfte vereinigte zur Errichtung herrlicher Denkmäler der Baukunſt, ſo jetzt zum geiſtigen Bau der Humanität, den jedes Mitglied, an ſich ſelbſt beginnend, nach Kräften fördern ſoll.

Vernehmen wir noch von den Vielen, die ſich über den Bundeszweck ausſprechen, beſonders zwei, eines Nichtmaurers, Menzel, und die Zſchokke's, eines der würdigſten Altmeiſter der Kunſt. Menzel ſagt in ſeiner teutſchen Literatur 1. Bd. S. 277: „Die Freimaurerei iſt nichts Anderes, als eine projectirte Erziehung des ganzen Menſchengeſchlechts. Wir erkennen in der Geſchichte ein großes Ziel, die Entwickelung und Veredelung der Menſchheit. Wir unterſcheiden aber einen doppelten Weg, der dahin führt. Den erſten verfolgen die Menſchen unbewußt. Er wird ihnen geboten durch die Naturnothwendigkeit. In der Abhängigkeit von Geſchlecht, Familie, Stand, Volk, Sprache, Sitte, Cultur, Staat, Kirche befolgt der Menſch inſtinctartig den geheimen Willen der Vorſehung, die über der Geſchichte waltet und in dem Reichthume und dem Wechſel der Erſcheinungen die Menſchheit auf dem längſten Wege zur Entwickelung bringt. Iſt der Menſch aber einmal auf einer gewiſſen Stufe angelangt, ſo erkennt er den großen Plan der Vorſehung und ſeine eigene Kraft, denſelben mit Bewußtſein auf kürzerem Wege zu vollſtrecken. Er ſieht in jenen Unterſchieden, welche die Menſchen von einander und von dem Gleichartigen, rein Menſchlichen in Allem entfremdet, nur eine Hemmung jener Entwickelung, und ſobald in Vielen zugleich dieſe Anſicht herrſchend geworden, ſo müſſen dieſelben um ſo eher in ein geſelliges Band treten, als dieſes Band auch das Symbol deſſen iſt, was ſie erſtreben, da, ſobald jeder Menſch vollkommen iſt, brüderliche Gleichheit und Vereinigung Aller ſtattfinden muß. Sie werfen die Unterſchiede des Standes, Volkes, Staates und Glaubens von ſich; ſie laſſen ſie unter ſich nicht gelten, unterwerfen ſich ihnen aber außerhalb ihres Tempels, indem ſie die blinde Naturgewalt, die in denſelben vorherrſcht, nicht aufzureizen, ſondern allmälig zu zähmen und den hohen und allgemeinen Zweck der Menſchheit zu vermitteln ſtreben. Dieſer Bund iſt derjenige der Freimaurer oder Maſonen (Meßner, Meßkünſtler). Sie wollen frei, mit Selbſtbewußtſein, den Bau der Menſchheit vollenden. Sie ſetzen dem Inſtinct die Freiheit, der Natur die Kunſt entgegen. Dieſer Bund entſpringt mit Nothwendigkeit aus einer Weltanſicht, die auf einer gewiſſen Stufe der Entwickelung in den Menſchen erwachen mußte.“

Zſchokke ſagt (Überlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit. 1817. S. 139): „Schaffe dir ein Urbild der Menſchheit in ihrer einſtigen Vollendung: alle Nationen ohne Unterſchied der Farbe, Sprache, Verfaſſung, Religion und Staatsverhältniſſe, aufgelöſt in eine einzige Geſchwiſterſchaft; alle Individuen losgeſchält von den Vorurtheilen der Örtlichkeit, des Standes, des Handwerks, ohne National- und Religionshaß, alle in brüderlicher Gleichheit und Liebe um den Allvater vereint; alle das Verdienſt und die Tugend höher achtend als äußern Rang, Gunſt des Zufalls, der Geburt, des Glücks, alle in Demuth, Liebe und Treue wetteifernd am Baue allgemeiner Glückſeligkeit; alle bei ungleichen Glücksgütern einander dienſtbar, bei ungleichen Anſichten und Einſichten duldſam und ſich gegenſeitig ehrend, nirgends Gewaltherrſchaft, nirgends Knechtſchaft; im Genuſſe der Rechte aller Sterblichen, keinem leibeigen, keinem geiſteigen, als dem Vater der Geiſter. Schaffe dir ein ſolches Urbild und du kennſt, nach Maßgabe deiner Bildungsſtufe, *Weſen und Zweck der Freimaurerei*.“

Man vergleiche auch das Treffliche, was Zſchokke in ſeiner Selbſtſchau 1. Bd. S. 246—251 ſagt.

In dieſem Sinne wird die Freimaurerei eine Kunſt genannt, eine Kunſt, für die man den geſchichtlich entſtandenen Namen der „königlichen Kunſt“ bedeutſam beibehalten hat. Wie jede andere Kunſt ſoll ſie durch Übung erlernt werden; wie jede andere Kunſt ſoll die Darſtellung einer Idee, die Idee des Schönen, ihr Zweck und Ziel ſein. Sie ſoll ſich aber zu dieſer Darſtellung nicht der Farben, der Töne, der Raumverhältniſſe und anderer vergänglichen Mittel und Stoffe bedienen, ſondern das Leben ſelbſt und in ihm die menſchliche Seele, wodurch ſich die Idee des Schönen am reinſten und herrlichſten darſtellen läßt, ſollen den Bauſtoff der königlichen Kunſt bilden.

An dieſem Bauſtoffe ſoll der Freimaurer arbeiten in ſeiner Werkſtätte, bis er zu dem ſchönſten und herrlichſten Kunſtwerke, zu einem ſittlich ſchönen Leben in wahrer und echter Humanität ſich fügt.

Ein geiſtiger Bau am innern Menſchen im Lichte der Religion, Wiſſenſchaft und vornehmlich der Selbſterkenntniß iſt die Aufgabe.

Harmonie der gebildeten Anlagen, Melodie der Gefühle und Empfindungen, Ebenmaß der Kräfte, richtige Perſpection der Lebensverhältniſſe ſollen ſich in dieſem Kunſtwerke vereinigen. Ungeheuchelte Gottesfurcht, ſtrenge Gerechtigkeit und thätige Bruderliebe, Klarheit des Geiſtes, Reinheit der Seele und Stärke des Willens das ſind dabei die Hauptideale, auf welche die Hauptſymbole, als auf die einzelnen Strebeziele, hindeuten.

Zu dieſem klaren und vollſtändig entwickelten Bewußtſein des Bundeszweckes iſt man zwar erſt in neuerer Zeit nach manchem Läuterungsproceß gekommen, aber im Keime iſt derſelbe ſchon in den älteſten Urkunden vorhanden. Brüderliche Liebe, gegenſeitiger Beiſtand und Wahrhaftigkeit werden mehr oder minder ausdrücklich bis in die älteſten Conſtitutionen hinauf als Bundespflichten angegeben, und die älteſte von den vorhandenen Kunſturkunden bezeichnet die Freimaurerei als die Kunſt ohne Hilfe der Furcht und Hoffnung, d. h. wol ohne die Furcht vor der irdiſchen Strafe des Staats und ohne die Hoffnung des von der Kirche in Ausſicht geſtellten himmli-

Digitized by Google

ſchen Lohns, aus reinmenſchlichem Antriebe gut und vollkommen zu werden.

Lange Zeit iſt man vielfach von dieſem einfachen Ziele abgeirrt, indem man die gegebene äußere Form als eine Tabula rasa anſah, in die man aufs Willkürlichſte bald alchemiſtiſche, theoſophiſche, theurgiſche und cabbaliſtiſche Träumereien, bald das Prunkweſen von alten Ritterorden, bald kraſſes Kirchenthum und Jeſuitismus, bald politiſch-demagogiſche Schwindeleien, bald triviale Moral und ſeichtes Aufkläricht einzuzeichnen ſich beſtrebte.

Noch iſt Manches von dieſen Nebendingen und Nebenzwecken nicht überall überwunden; doch ſtrebt unſere Zeit immer entſchiedener darauf hin, dieſelben zu entfernen, den Hauptzweck feſtzuſtellen und den Freimaurerbund immer reiner darzuſtellen als eine Verbrüderung von Männern zu gemeinſamer Arbeit am Bau der Humanität, von Männern, die ſelbſt Freunde der reinen, ungefälſchten Wahrheit, ſelber dem Ideale ſittlicher Schönheit zuſtrebend und von aufrichtigem thatkräftigem Wohlwollen gegen alle Menſchen als ihre Brüder beſeelt, in ihrer Verbrüderung ſich unter Anwendung der gemeinſamen Symbole gegenſeitig in dieſen drei zu menſchlicher Vollendung zuſammenlaufenden Richtungen aufmuntern, unterſtützen, erwärmen, begeiſtern und durch die geräuſchlos und allmälig, aber ſicher wirkende Kraft der Aufklärung und des edeln Beiſpiels die Liebe zur Wahrheit, die Begeiſterung für ſittliche Schönheit und das wechſelſeitige brüderliche Wohlwollen ins Leben verpflanzen und immer mehr zum Gemeingut der Menſchheit machen wollen.

Die Mittel, durch welche der Bund ſeine Zwecke zu erreichen ſucht, ſind zunächſt Übung der ſymboliſchen, auf reinmenſchliche Zuſtände hindeutenden Gebräuche, welche vielgegliedert in einem geiſtigen Gipfelpunkte zuſammenlaufen, in welchem zugleich der Schlüſſel zum Verſtändniß der einzelnen Symbole, wie des geſammten Weſens und Zweckes der Freimaurerei enthalten iſt [1]).

Dann gegenſeitige Belehrung, Erhebung und Erbauung durch Bild und Wort, durch Muſik und Geſang, ſtete Ermunterung zur genauen Selbſterkenntniß, brüderlichen Umgang im geſelligen Kreiſe, ja ſelbſt der gemeinſchaftliche Genuß heiterer geſelligen Freuden.

Alle dieſe Mittel werden durch das Wort Loge umfaßt. Die Freimaurerei verhält ſich zur Loge wie Religion zu Cultus und Kirche.

Das Wort Loge ſtammt von (locus, logis) loggiaet, loggia ab, und bedeutet urſprünglich ein kleines, breternes Haus oder eine Hütte, dergleichen bis jetzt noch neben großen Bauten aufgeſchlagen werden, in denen die Arbeiter ihr Werkzeug aufbewahren und ſich zur Berathung oder Ruhe zu verſammeln pflegen. Es deutet darauf hin, daß die mit den Bauleuten in Verbindung ſtehenden Freimaurer ſich in denſelben verſammeln.

1) „Die Symbole deuten auf Vereinigung des Rechts- und Sittengeſetzes, auf Gehorchen von Innen heraus ohne äußern Zwang, auf Arbeit an Selbſtveredelung und Feſthalten eines Ideals, doch mit dem Bewußtſein, daß dieſes nie vollkommen erreicht werden wird.“

Es wird (wie das Wort Kirche im Verhältniß zur Religion) in dreifachem Sinne gebraucht.

1) Bedeutet es den Ort, wo Freimaurer in gehöriger Form ſich verſammeln, um die Freimaurerei auszuüben.

2) Die Geſammtheit aller der Glieder des großen Bruderbundes, die ſich an einem ſolchen beſondern Orte verſammeln und ein Glied des großen Bundes bilden.

3) Die geſetzförmige Verſammlung einer ſolchen Geſammtheit zu einer beſtimmten Zeit zur Ausübung des freimaureriſchen Ritus und ſonſtiger Bundeszwecke, in der aller Unterſchied des Ranges, der Glücksgüter u. ſ. w. aufgehoben iſt.

Die Loge als Ort, wo ſich die Freimaurer verſammeln, heißt auch Tempel oder Bauhütte, Arbeitshalle, und iſt in allen Logen auf ähnliche Weiſe, in denen, die ſich zu einem Syſtem bekennen, auf ganz gleiche Weiſe ſymboliſch eingerichtet und ausgeſchmückt, und man kann ſich den Eintritt nur auf eine beſtimmte geſetzmäßige Weiſe verſchaffen.

Die Logen in der zweiten Bedeutung als einzelne Geſammtheiten heißen auch Oriente und werden eingetheilt in Mutterlogen und Tochterlogen. Mutterlogen ſind ſolche, welche andere gegründet haben. Die von ihnen gegründeten nennt man ihre Tochterlogen. Früher ſtand wenigſtens in Teutſchland jeder Loge das Recht zu, ſolche neue Logen zu gründen. In neuerer Zeit ſind dazu nach ſtaatlichen Beſtimmungen nur die ſogenannten Großlogen, Großoriente befugt. Dieſe Großlogen ſtehen durch gegenſeitige Repräſentation und Correſpondenz in enger Verbindung. Provinzialgroßlogen ſind ſolche, die die Logen einer Provinz unter ſich haben, aber ſelbſt unter einer Großloge ſtehen.

Eine von einer ſolchen Großloge geſetzmäßig gegründete Loge heißt eine gerechte und vollkommene Loge.

Die meiſten Logen ſtehen durch die Vermittelung einer Großloge unter einander in naher Verbindung. Logen, die zwar auf geſetzmäßige Weiſe gegründet ſind, aber nicht unter einer Großloge ſtehen, heißen iſolirte Logen. In Kriegszeiten werden ſogenannte Feldlogen conſtituirt, die ihre maureriſchen Geräthſchaften mit ſich führen, und dann, wo ſie Gelegenheit finden, ihre wandernde Bauhütte aufſchlagen. Jede Loge führt einen ſymboliſchen, meiſtens ſehr ſinnig gewählten, Namen, dem der Name des Orts, wo ſie ihren Sitz hat, beigefügt wird, z. B. Archimedes zu den drei Reißbretern in Altenburg, Eleuſis zur Verſchwiegenheit in Baireuth. Sämmtliche Logen ſuchen ſoviel als möglich durch regelmäßige Correſpondenz mit einander in Verbindung zu treten.

Eine nicht auf geſetzmäßigem Wege gegründete Loge wird Winkelloge genannt. Ihre Mitglieder werden in rechtmäßigen Logen nicht als Beſuchende zugelaſſen.

Zur Aufnahme in jede rechtmäßige Loge und durch ſie in den großen Bruderbund iſt jeder freie Mann von gutem Rufe fähig. Über den letzten Punkt werden genaue und ſorgfältige Erkundigungen eingezogen, und er ſelbſt unter Andeutung des Bundeszwecks zu gewiſſenhafter Prüfung ermuntert, um zu ermitteln, ob der Auf-

Digitized by Google

nahme Suchende für den Bund und der Bund für ihn paßt. Natürlich muß er den Grad der Bildung beſitzen, der ihn in den Stand ſetzt, für den angegebenen Zweck des Bundes mitwirken zu können; doch wird dabei auf ſeinen Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft an und für ſich keine Rückſicht genommen. Es entſcheidet die Biederkeit der Geſinnung und die Tüchtigkeit des Charakters. Auf irgend eine Weiſe Jemanden zum Eintritt einladen, iſt grundgeſetzlich verboten. Die Freimaurerei ſoll nicht ihre Anhänger ſuchen, ſondern ſtets ſich ſuchen laſſen. Dagegen iſt es wol erlaubt, ja ſogar Pflicht jedes Bruders, einem Freunde, der damit umgeht, in den Bund zu treten, richtige Begriffe von der Sache zu geben und ihm mit Rath an die Hand zu gehen.

Nach Art der Zünfte, von welchen die ſymboliſchen Gebräuche der Freimaurerei entlehnt ſind, finden in den Logen drei, auch durch äußere Abzeichen angedeutete, Stufen oder Grade ſtatt, der Lehrlings-, der Geſellen, der Meiſtergrad.

Dieſe Einrichtung iſt von der ſinnigſten Bedeutung für die dem Bunde zu Grunde liegende Idee, und dient zugleich zur Bezeichnung der mindern oder höhern Befähigung für die Zwecke des Bundes. Jeder dieſer Grade hat beſondere Erkennungszeichen. Außerdem gibt es auch ein Nothzeichen, was nur in äußerſter Bedrängniß angewendet werden darf, und ſchon manchem Freimaurer in unvermeidlich ſcheinender Todesgefahr das Leben rettete.

Dieſe drei Grade finden ſich in allen Logenſyſtemen. Man nennt ſie auch Johannisgrade, und die Logen, in denen ſie allein Geltung haben, Johannislogen, von Johannes dem Täufer.

Einige dieſer Syſteme nehmen mehr oder weniger höhere Grade von ſymboliſcher Bedeutung an. Wenn die Zahl derſelben, wie in Frankreich und Nordamerika, ſich zu ſehr häuft, ſo artet dies leicht in Spielerei aus.

Ein Logenſyſtem heißt das durch die Logenverfaſſung und die Arbeitsform, oder das Ritual dargeſtellte Lehrgebäude der Freimaurerei. Solcher Syſteme haben im Verlaufe der Zeit etwa 25 größere Bedeutung erhalten; doch ſind die meiſten wieder verſchwunden. Jede einzelne Loge arbeitet nach einem dieſer Syſteme.

Die Freimaurerei verhält ſich zu den verſchiedenen Syſtemen, wie die Religionen zu den verſchiedenen Kirchenparteien. — Sie ſollen die Einheit im Geiſt nicht ſtören.

Unter den Mitgliedern einer Loge unterſcheidet man 1) Ehrenmitglieder, d. h. Brüder auswärtiger Logen, denen man ihres Verdienſtes um die Maurerei überhaupt, oder um der diesſeitigen Loge willen eine dankbare Anerkennung bethätigen will.

2) Eigentliche Mitglieder, die entweder einheimiſche oder auswärtige ſind.

3) Dienende Brüder, die die Beſchickung und Reinigung der Loge, Umläufe, Aufwartung bei Tafellogen ꝛc. gegen eine billige Vergütung zu beſorgen haben und bei Logenſachen nicht ſtimmfähig ſind.

In einigen Logen gibt es auch beſondere muſikaliſche Brüder, die keine Beiträge bezahlen, auch nicht ſtimmfähig ſind, und durch Geſang und Muſik die Feierlichkeiten der Logenverſammlungen zu erhöhen ſich verpflichten.

Die äußere Form, unter der ſich eine Loge vereinigt, iſt ihre Verfaſſung. Dieſe Form wird durch den Willen der Logenmitglieder nach den allgemeinen Grundſätzen der Freimaurerei beſtimmt, und iſt ihrem Grundprincipe nach frei und demokratiſch. An der Spitze ſteht, als Meiſter vom Stuhl durch periodiſche Wahl, der, welchen die Mehrzahl für den Thätigſten und Beſten hält. Er herrſcht nur durch das Geſetz und mit dem Geſetz; im Verhinderungsfalle wird derſelbe in vielen Logen von einem beſondern Deputirtenmeiſter vertreten. Ihm ſtehen zwei Auſſeher oder Vorſteher zur Seite. Ferner der Secretair, der Correſpondenz und Protokollführung, der Schatzmeiſter, der die Verwaltung der Logencaſſe zu beſorgen hat. Der Redner, welcher durch Vorträge die Feierlichkeit der Verſammlungen zu erhöhen verpflichtet iſt. Der Präparator, dem die Vorbereitung Neuaufzunehmender, der Ceremonienmeiſter, dem die Sorge um das Ceremoniell und die beſuchenden Brüder, und die Schaffner, denen das Ökonomiſche und die Beſchickung und Anordnung der Loge obliegt. Dieſe zuſammen bilden das Beamtencollegium. Jeder wirkt an ſeiner Stelle ohne Zwang, ohne Lohn. Das Ganze iſt feſtgegliedert; der Austritt jeden Augenblick frei.

Die überall erfoderliche, landesherrlichen Schutz zuſichernde Erlaubniß und Beſtätigung einer Loge heißt Protectorium. In Ländern, wo der Regent oder ein Prinz des fürſtlichen Hauſes Freimaurer iſt, übernimmt dieſer das Protectorat der Loge.

So lange ein Freimaurer Mitglied der Loge iſt, muß er ſich allen Geſetzen unweigerlich fügen und alle gelobten Pflichten gewiſſenhaft erfüllen. Dieſe Pflichten ſtehen in keiner Weiſe mit den allgemeinen Menſchenpflichten gegen Gott, gegen ſich ſelbſt und gegen andere Menſchen im Widerſpruch. Die Loge fodert vor Allem treue Anhänglichkeit an die Loge, und verſteht darunter nicht nur, daß ſich die Mitglieder nicht von ihr trennen ſollen, ſondern daß ſie ſich lebhaft und thätig für ihr Beſtes intereſſiren. Sie verlangt, daß die Verſammlungen fleißig beſucht werden und daß alle Mitglieder ſich auch im bürgerlichen Leben fortwährend eines guten, ſittlichen Wandels befleißigen und religiöſen Sinn bethätigen.

Mitglieder, die ſich eine wiederholte Verletzung ihrer Pflichten innerhalb des Bundes, oder ein ſittenloſes, die Würde des Bundes verletzendes, Betragen außerhalb der Loge zu Schulden kommen laſſen, werden, wenn brüderliche Ermahnungen fruchtlos bleiben, aus ihrer Loge und dadurch aus dem Bunde überhaupt ausgeſchloſſen.

Die Logen in der dritten Bedeutung als geſetzförmige Verſammlungen der Mitglieder werden eingetheilt: a) in Arbeitslogen, welche nach Maßgabe der Grade, entweder Lehrlings-, oder Geſellen-, oder Meiſterlogen genannt werden. b) Feſtlogen; dieſe ſind entweder α) regelmäßig wiederkehrende, wie das im Roſenſchmuck zu feiernde Feſt Johannis des Täufers, des Schutzpatrons der alten Bauleute, am 24. Juni, mit dem zugleich das mau-

Digitized by Google

reriſche Neujahr beginnt, und das Stiftungsfeſt der Loge. In einigen Logen auch das Feſt *Johannis Evangelistae* am 27. Dec.; das Geburtstagsfeſt des Landesherrn und ein Frühlingsfeſt. Oder β) außerordentliche, wie Jubelfeſte u. ſ. w. c) Trauerlogen, zum dankbaren Andenken an die vollendeten Brüder, ſowie zur ernſten Erinnerung an den eigenen Tod und zur Stärkung der Hoffnung des ewigen Lebens. d) Tafellogen. Sie werden regelmäßig nach Feſtlogen, hier und da auch nach Receptionen gehalten, und gehören, ſich weſentlich von nichtmaureriſchen Schmauſereien unterſcheidend, als Schlußſtein zu der großen Allegorie, die ſich durch alle Grade des Bundes hindurchzieht. Sie ſollen Veranlaſſung geben, daß die Glieder des Bundes ſich üben, auch beim Freudengenuß gute Menſchen zu ſein. Es wird dabei ein beſonderes Ritual beobachtet. Scherz und Ernſt in Rede und Geſang würzen abwechſelnd das Mahl. Gewiſſe feſtgeſetzte Geſundheiten werden nach der Maſonen altherkömmlichen Gebräuchen ausgebracht und dabei wird immer der Armen gedacht. Mit Gebet werden ſie begonnen, mit Gebet geſchloſſen. Sie haben nicht ſelten zu vielfacher Miskennung des Bundes beigetragen. Um ſo mehr müſſen ſich die Freimaurer hüten, daß dieſelben nie, wie es bei den Agapen geſchehen iſt, ausarten.

Außerdem verſammeln ſich die Mitglieder zu Conferenzen, in denen, zum Theil ohne Beobachtung der freimaureriſchen Form, Berathungen gepflogen werden, und auch wol zu Clubs, die dem geſelligen Vergnügen und vertraulichen Beſprechungen gewidmet ſind.

Schweſterlogen, entſtanden aus dem Wunſche, den Frauen Andeutungen von dem edeln Geiſte, der in der Loge waltet, zu geben, und Luftonslogen, d. h. Verſammlungen, an denen die heranwachſenden Söhne der Brüder Theil nehmen, ſind ſpäter hinzugekommenes Beiwerk und nur von einzelnen Logen eingerichtet.

In allen dieſen Verſammlungen gilt nur das Anſehen der Geſetze; außerdem herrſcht in ihnen völlige Gleichheit, ohne daß man dabei daran dächte, auf eine Vernichtung des nothwendigen bürgerlichen Verhältniſſes hinzuarbeiten und nach einer chimäriſchen Gleichheit und Freiheit zu ſtreben. Nur die Loge ſelbſt ſoll einen gänzlich neutralen Boden bilden, und Hohe und Niedere ſind hier völlig gleich.

Dieſe Verſammlungen werden bei verſchloſſenen Thüren gehalten und ihre Verhandlungen, ſowie die äußere Form und Gebräuche, unter das Siegel der Verſchwiegenheit gelegt (deren feierliches Gelübde jeder Neuaufzunehmende ablegen muß), aber nicht etwa, um der Welt irgend ein Gut, auf das ſie Anſpruch hätte, oder ſich ſelbſt der geſetzlichen Aufſicht des Staates zu entziehen, ſondern um die Feierlichkeit der Verhandlungen zu erhöhen, den Eindruck ſinnvoller Gebräuche zu befördern, die Herzen zum innigſten gegenſeitigen Vertrauen zu erwecken und ihre ſymboliſchen Gebräuche vor Misdeutung und Spott Unkundiger zu ſichern.

Bemerkt muß noch werden, daß die Freimaurerei grundgeſetzlich und ihrer wahren Natur nach alles Reinpolitiſche, alles durch Klimate, Culturſtufen, Geſetzgebungen dieſes oder jenes Volks Gewordene und Beſtebende von dieſen Verhandlungen ausſchließt, eben weil ſie nur das Urverhältniß des Menſchen zum Menſchen im Auge hat; und ebenſo das Reinkirchliche, weil ſie ohne Rückſicht auf Glaubensunterſchied nur das Urverhältniß der Menſchheit zu Gott und in der Menſchheit nur eine große Gottesfamilie wahrnimmt.

Dabei aber gebietet ſie, den Staat, als nothwendige Anſtalt, dankbar für ſeinen Schutz zu ehren; und ebenſo die Kirche und das Chriſtenthum, welches ſie als Quell der reinſten Gottesverehrung betrachtet.

Über die ſpecielle Stellung des Bundes zur Jetztzeit, über ſeine Aufgaben und Beſtrebungen in der Gegenwart werden wir am geeignetſten erſt ſpäter, nachdem wir eine gedrängte Darſtellung ſeiner geſchichtlichen Entwickelung gegeben haben, ſprechen können.

II. Urſprung und geſchichtliche Entwickelung des Bundes. Wer es unternehmen wollte, alle vorhandenen Nachrichten und Berichte über Urſprung und Geſchichte des Freimaurerbundes auch nur einigermaßen in Einklang zu bringen, der unternähme ein Werk der Unmöglichkeit; denn dieſe Geſchichte iſt ein wahres Labyrinth, und wer es betritt, der ſtößt mit jedem Schritte auf willkürliche Darſtellungen, unerwieſene Behauptungen, ja zuweilen auf Widerſprüche und Widerſinn ohne Ende.

Unwiſſenheit, Sektengeiſt und betrügliche Abſicht ſcheinen ſich im vorigen Jahrhundert vereinigt zu haben, um die Wege zu ſichern und glaubwürdigen Quellen immer unzugänglicher zu machen.

Erſt ſeit etwa 50 Jahren iſt nach dem Vorgange von Bode, Nicolai[2]) und Vogel[3]), von Männern, wie Schröder[4]), Schneider[5]), Krauſe[6]) und Heldmann[7]), Manches geſchehen, um die Dunkelheit auf-

2) Der bekannte Buchhändler in vielen Schriften. 3) Briefe, die Freimaurerei betreffend. (Nürnberg 1783—1785.) 4) Schröder (Friedr. Ludw., geb. in Schwerin den 3. Nov. 1744, Eigenthümer des Theaters in Hamburg, geſt. den 3. Sept. 1816 zu Rellingen bei Hamburg) legte die Reſultate ſeiner tiefen geſchichtlichen Forſchungen in einem Werke nieder, welches nur als Manuſcript in die Hände der Mitglieder des Bundes gekommen iſt. Näheres von ihm als Reformator der Freimaurerei weiter unten. 5) Schneider (Joh. Aug., herzogl. ſächſ. Rath in Altenburg, geb. den 22. Mai zu Vierzehnheiligen im Meiningenſchen, geſt. am 13. Aug. 1816) brachte durch ſeine mit vielem Fleiß und Scharfſinn verfaßte, im altenburger Journal niedergelegte Arbeit viel Licht in die maſoniſche Geſchichte der frühern Zeit. Durch ihn erhielt Krauſe die alte yorker Conſtitution. Er weiſt zuerſt den Zuſammenhang der Stellen im Vitruv mit dem Maſonenthum im Mittelalter nach. 6) Krauſe (Karl Chr. Friedr., Dr. Philos. in Dresden, geb. zu Eiſenberg den 6. Mai 1781). Durch ſein Werk der drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerei verbreitet er viel Licht über den Urſprung derſelben. So groß indeſſen ſeine Verdienſte ſind, ſo muß man doch bei der Benutzung ſeiner Schriften nie aus dem Auge verlieren, daß ſein Gemüth viel in die Maurerei hineintrug, was geſchichtlich nicht in ihr lag, und daß er doch oft ſeine Geſchichte willkürlich geſtaltet. Ohne Zweifel gehört der Plan, den er zu einem allgemeinen Menſchheitsbunde entwarf, und wozu er den Freimaurerbund zu machen ſtrebte, zu dem Herrlichſten, was je ein Menſch erfand. Die Ausführung dürfte kaum zu hoffen ſein. 7) Heldmann (Friedrich, Profeſſor der Staatswiſſenſchaften zu Bern, geb. den 24. Nov. 1776 zu Margetshöchheim am Main) hat

Digitized by Google

zuhellen. Das größte Verdienſt gebührt aber unſtreitig in neueſter Zeit in dieſer Hinſicht dem Medicinalrathe Profeſſor Dr. Kloß in Frankfurt a. M. Er hat, unterſtützt von einer mühſam zuſammengebrachten Sammlung von echten Urkunden und Büchern, die wol einzig in der Welt daſtehen, nach 20jährigem unermüdeten Fleiß, beſonders in zwei vor Kurzem erſchienenen Büchern: „Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung" (Leipz. 1846.), und „Geſchichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland," 1847, den Beweis geliefert, daß er vor Allen befähigt iſt, den Ariadnefaden zum beſſern Zurechtfinden in dem Labyrinthe zu bieten.

Er will nicht *ſeine Anſichten* geben, ſondern die lediglich auf erwieſenen echten Documenten beruhenden Reſultate eines vieljährigen unparteiiſchen Studiums, und ſoll, bei dem kritiſchen Gange, den wir durch das hiſtoriſche Gebiet des Bundes bis zur Auffindung ſeines Urſprungs machen, unſer Hauptführer ſein.

Um des vorliegenden Stoffes wenigſtens einigermaßen Herr zu werden, iſt es wol am geeignetſten, die Geſchichte des Bundes, wie Niebuhr es mit der römiſchen thut, in eine *mythiſche, unſichere* und *urkundlich belegbare* einzutheilen.

Zu der mythiſchen Geſchichte gehören vor Allen die meiſten, oft ſehr wunderlichen Angaben über den Urſprung des Bundes. Vielen iſt, indem ſie Freimaurerei an einen primitiven Zuſtand anknüpfen, der Bund ſo alt, als die Welt. Andere ſuchen ſeinen Urſprung in den griechiſchen, namentlich in den eleuſiniſchen Myſterien, oder in den Prieſtergeheimniſſen der Ägypter[8]), der Indier (Bramahnen) oder Parſen (Magier), oder in dem Pythagoreiſchen Bunde. Andere leiten ihn ab von der jüdiſchen Sekte der *Eſſäer*, oder von der chriſtlichen der *Gnoſtiker*, oder von den Johannes dem Täufer folgenden *Zabiern*; Andere erſt von den Druiden der Kelten, den Culdäern in Britannien, oder den geiſtlichen Ritterorden der Templer[9]) und Johanniter. Ja, Einige ſuchen ihn als eine Erfindung der *Jeſuiten* oder der *Roſenkreuzer* darzuſtellen.

in ſeinem Werke: Die drei älteſten geſchichtl. Denkmale der teutſchen Freimaurerbrüderſchaft ſammt Grundzügen zu einer allgemeinen Geſchichte der Freimaurerei (Aarau 5819.), auf dem von den drei Vorigen geebneten geſchichtlichen Grund und Boden fortgebaut. Die drei Denkmale ſind: 1) Ordnungen der Steinmetzen zu Straßburg. 2) Der Steinmetzen Brüderſchaft Ordnungen und Articul, Ernewert auf den Tag zu Straßburg auf den Haupthütten auf Mich. Ao. MDLXIII. 3) Cölner Urkunde von 1535, deren Unechtheit theils durch das mit unterſchriebenen Melanchthon dargethanes Alibi, theils aus autographiſchen und paläographiſchen, beſonders aber aus innern Gründen bis zur Evidenz bewieſen worden iſt. Sie iſt wahrſcheinlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. verfaßt.

8) So beſonders in F. W. K. v. S., die Freimaurerei in ihrem Zuſammenhange mit der Religion der alten Ägypter ꝛc. Teutſch von Aceretlos. (Leipzig 1825.) 9) Dieſe Anſicht vertheidigt auch *Leſſing* in ſeinem Ernſt und Falk. Er ſucht auf ganz eigenthümliche Weiſe den Urſprung des Bundes in den Reſten alter Tiſchgenoſſenſchaften der Ritter (masonies), namentlich in einer Templermaſony, die ihre Verſammlungen in der Nähe der Paulskirche in London hielt und in die der Erbauer dieſer Kirche, Chriſtoph Wren, eintrat.

Dabei war es bald die Ähnlichkeit maureriſcher Form mit dem Gebrauchthum früherer Geheimbündniſſe, bald der dem Bunde zu Grunde liegende Gedanke, worauf man ſich bei der Beweisführung bezog. Von dem Wunſche, dem Bunde ein möglichſt hohes Alter und möglichſt glorreichen Urſprung zu vindiciren, beſeelt, ſuchte man oft durch die wunderlichſten Hypotheſen den mangelnden hiſtoriſchen Urſprung herzuſtellen, und hielt ſich, wo man auf Dunkelheiten und Lücken ſtieß, dieſe aus eigener Phantaſie auszufüllen für berechtigt.

Ähnliche Bedürfniſſe riefen zu allen Zeiten ähnliche Erſcheinungen hervor. Das Beengende mancher nothwendig aus der bürgerlich ſtaatlichen Einrichtung hervorgehenden Verhältniſſe mußte ſich in früheſter Zeit fühlbar machen und in edlern Naturen den Wunſch nach möglichſter Abhilfe rege machen.

Zwei Punkte müſſen wir daher bei näherer Betrachtung und nach kritiſcher Beleuchtung dieſer mythiſchen Anklänge als Reſultate hervorheben.

1) Das dem Freimaurerbunde zu Grunde liegende Streben, das Reinmenſchliche im Gegenſatze zu den beengenden, menſchentrennenden Verhältniſſen, machte ſich deshalb durch alle Jahrhunderte hindurch geltend, und rief von den früheſten Zeiten mehr oder minder geheime Verbindungen hervor. Und daß dieſe bei ähnlichen Zwecken und Gedanken ähnliche Mittel und Form zeigen, iſt natürlich. Wollen wir nun, was freilich etwas zu willkürlich erſchiene, dieſes der Menſchheit gemeinſame Streben mit dem allgemeinen Namen „Freimaurerei" bezeichnen, ſo iſt es in dieſem Sinne ſymboliſch wahr: die Freimaurerei iſt ſo alt als die Welt, und hat ſich durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten. (Dies wollte wol auch Anderſon andeuten.)

2) Alle die obengenannten Einrichtungen und Bündniſſe haben hinſichtlich des Geheimhaltens, mehre von ihnen auch hinſichtlich des Zwecks und der Gebräuche, mehr oder weniger Ähnlichkeit mit dem Bunde der Freimaurer, aber ein hiſtoriſcher Zuſammenhang mit dieſem Bunde iſt von keinem derſelben bis jetzt glaubhaft nachgewieſen[10]).

Dagegen exiſtirte eine andere Vereinigung, mit der die Freimaurerei hiſtoriſch nachweisbar in enger Beziehung ſtand. Dies iſt die Vereinigung der *Baucorporation*.

Wenn wir die Geſchichte der Freimaurerei auf dieſem Gebiete verfolgen, ſo bewegen wir uns theilweiſe zwar auf einem hiſtoriſch feſtbegründeten Boden, theilweiſe aber auch noch auf dem in der Eintheilung angedeuteten *unſichern*; und es dürfte hier, ſoviel auch ſchon, namentlich durch Kloß, geſchehen iſt, noch ein weites Feld für genauere hiſtoriſche Forſchung offen ſtehen.

Hiſtoriſch gewiß iſt, daß dieſe Baucorporationen mit der Freimaurerei in der genaueſten Beziehung geſtanden haben, daß ſie lange Zeit hindurch Träger derſelben geweſen ſind, daß von ihnen der größte Theil der Symbole und Gebräuche entnommen iſt, und daß ſie von ihnen aus in der jetzigen Form uns überliefert wurden.

10) Bei den meiſten läßt ſich mit Beſtimmtheit behaupten, daß ein ſolcher Nachweis auch nie möglich ſein werde. Bei andern läßt ſich die Möglichkeit noch nicht geradezu in Abrede ſtellen.

Digitized by Google

Noch nicht erwieſen ſcheint es uns dagegen, ob die Freimaurerei wirklich nur aus dieſen Corporationen, und namentlich aus der Steinmetzenzunft, ihren Urſprung genommen habe, oder ob nicht noch andere Elemente mitgewirkt haben, worauf manche Symbole und Gebräuche, die von den Bauleuten nicht herzuleiten, zu deuten ſcheinen.

Noch nicht vollſtändig ermittelt ſcheint uns ferner, wann und wie zuerſt die höhere geiſtige Bedeutung der Verbindungen ins Leben trat.

Betrachten wir zunächſt die Hauptmomente aus der Geſchichte dieſer Corporationen und ihres Zuſammenhanges mit dem Freimaurerbunde, wie ſie, noch geſtützt auf die Echtheit der yorker Conſtitution, nach Krauſe (in der Schrift: „Die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft." 2. Bd. [Dresden 1810. 2. Aufl. 1819.]) [11]) dargeſtellt, und ehe Kloß mit ſeiner Kritik auftrat, faſt allgemein in der Maurerwelt als glaubwürdig angenommen worden iſt, die wir aber nun als eine nicht überall hiſtoriſch ſichere bezeichnen müſſen.

Das erſte Entſtehen der Baucorporationen iſt bei den Römern zu ſuchen [12]).

Numa Pompilius, der die rohe Bevölkerung Roms hauptſächlich durch Religion zu civiliſiren ſtrebte, ließ mehre Tempel bauen, und theilte die römiſchen Bürger nach ihren Beſchäftigungen ein, um die ſchädlichen Unterſchiede der Volksabſtammung aufzuheben. Nach ſeiner Eintheilung zerfiel das Volk in neun Zünfte oder Collegia, zu denen bald mehre andere kamen.

Nach Plutarch gab er dieſen das Recht, ſich an gewiſſen Tagen zur gemeinſamen Berathung ihrer Angelegenheiten zu verſammeln, und eigene religiöſe Gebräuche, die wenigſtens theilweiſe im Geheim gehalten und geübt wurden.

Dieſe Geſellſchaften wurden von einigen ſeiner Nachfolger und auch ſpäter zu Zeiten der Republik von der patriotiſchen Partei, weil ſie unerlaubte Zwecke verfolgten und politiſch verdächtig waren, unterſagt, aber ſpäter immer wieder in ihre Rechte eingeſetzt. Nach dem Geſetze der zwölf Tafeln durften ſie ſich ſelbſt ihre Verfaſſung geben und unter ſich Verträge ſchließen, wenn nur Nichts den öffentlichen Geſetzen zuwider war [13]).

Sie hatten oder erhielten im Laufe der Zeit das Recht einer moraliſchen Perſon (universitas), einer Zunftlade und Beamte (namentlich den Magister und die apparitores seu curatores), welche die Zunftverſammlungen leiteten. Ferner eigene Zunftgeſetze und Gerichtsbarkeit, einen eigenen Schutzgott und eigene Prieſter, welche die ihnen eigenthümlichen gottesdienſtlichen Handlungen beſorgten. Unter einander nannten ſie ſich collegae. Sie waren von manchen bürgerlichen Laſten befreit [14]) und nahmen ſpäter, beſonders in der Kaiſerzeit, zu der ſie auch abwechſelnd unterſagt und wieder geſtattet wurden, die angeſehenſten Perſonen aus allen Ständen, allecti, honorati, ſelbſt Frauen (matronae, honoratae, allectae) ehrenhalber, und um geſchützt zu werden, unter ſich auf.

Das Collegium der Bauleute zeichnete ſich früh unter den übrigen aus durch Einfluß und Bildung [15]). Corporationen derſelben waren bei den Tempeln der Hauptgottheiten angeſtellt, und traten mit den Prieſtern und ſpäterhin mit den Myſterien, worin die aus Indien ſtammenden reinen Gotteslehren erhalten wurden, in eine ſo nahe Verbindung, daß ſich, als die Ausübung dieſer Myſterien verboten wurde, die Überbleibſel derſelben bei ihnen erhalten konnten.

Die Einführung und allgemeine Anerkennung des Chriſtenthums mußte auf die weitere Geſtaltung der Baucorporationen einen weſentlichen Einfluß haben; doch mögen ſie wol noch Manches von der vorchriſtlichen Zeit beibehalten haben. Zahlreich und blühend waren ſie vom 4—6. Jahrh. im oſtrömiſchen Reiche, namentlich in Conſtantinopel, wo die Prachtliebe Theodoſius' des Großen, Leo's, Zeno's und vor allen Juſtinian's ſich hauptſächlich in der Aufführung von herrlichen Bauwerken zeigte, und aus einer ſeltſamen Vereinbarung der orientaliſchen, lombardiſchen und römiſchen Bauart der neugriechiſche oder byzantiniſche Bauſtyl mit ſeinen bunten Verzierungen von vergoldeten Reliefs und farbigem Glas entſtand [16]).

Schon im Jahre 55 vor Chriſti Geburt waren ſolche Baucorporationen mit Cäſar's Legionen nach Britannien gekommen [17]). Nach Cäſar führten mehre andere römiſche Feldherren neue Legionen und mit dieſen neue Baucorporationen nach Britannien. Unter Claudius faßten die Römer ganz feſten Fuß im Lande. Dadurch wurde nicht nur römiſche Volksbildung überhaupt, mit druidiſcher Weisheit und Bildung ſich vermiſchend, ſondern

11) Die älteſte dieſer Urkunden iſt die angeblich 926 allen Baucorporationen in England vom König Athelſtan durch ſeinen Bruder Edwin zu York beſtätigte Veefaſſung, deren Urſchrift in angelſächſiſcher Sprache noch jetzt in York aufbewahrt wird. Sie enthält, nach einem religiös-kirchlichen Eingang, eine Geſchichte der Baukunſt, und dann die 16 älteſten Grundgeſetze. Die zweite der Urkunden iſt ein angeblich unter Heinrich VI. von England niedergeſchriebenes Fragſtück, welches über das Weſen des Bundes Aufſchluß gibt. Die dritte Urkunde iſt der alte Act der Aufnahme, wie ſie noch heute als das älteſte Ritual von allen zu dem altengliſchen Syſtem gehörenden Bauhütten ausgeübt wird. Angeblich ſoll ſie ſo alt ſein als die yorker Conſtitution. 12) Man vergleiche *Heineccius*, De collegiis et corp. opificum (Halae 1721.), wo die Beweisſtellen aus Plutarch, Livius, Plinius (H. N.) und dem corpus juris ſich ziemlich vollſtändig finden. 13) Sodales sunt, qui ejusdem collegii sunt. His autem potestatem facit lex, pactionem, quam velint sibi facere, dum nequid ex publica lege corrumpant. Digest. L. XLVII. Tit. XXII.

14) Digest. L. L. Tit. VI. §. VI. 15) Vergl. *Marcus Vitruvius Pollio*, De architectura Cap. I., wo von den Eigenſchaften und der umfaſſenden Bildung der Architekten ausführlich die Rede iſt. 16) Von hier aus wurden Baukünſtler, beſonders im 10. Jahrh., nach allen Gegenden des Abendlandes berufen, die beſonders in Teutſchland und Frankreich, wo zahlreiche, im byzantiniſchen Style aufgeführete Baudenkmale ihr Daſein beurkunden, ihre Kunſt und Zunftverfaſſung einführten. Daraus wäre zu erklären, wie galliſche Baumeiſter, nach Angabe der yorker Conſtitution, durch König Athelſtan nach England berufen werden konnten. Ihre römiſch-griechiſchen Baulogenconſtitutionen wurden der Angabe nach mit den in England noch vorhandenen altrömiſchen Conſtitutionen verglichen und bildeten, 926 auf einer Hauptverſammlung zu York, mit dieſen die Grundlage der neuen (yorker) Conſtitution. 17) Mehre noch vorhandene Inſchriften und ungeheuere Bautrümmer geben die Beſtätigung. Die erſte römiſche Pflanzſtadt wurde zu Camulodunum, 50 Jahre nach Chr. Geb., geſtiftet.

Digitized by Google

auch Luſt und Liebe zur Baukunſt insbeſondere daſelbſt einheimiſch.

Mannichfache Kämpfe hemmten Anfangs den Fortſchritt der Kunſt, und erſt unter dem Kaiſer Karauſius (286—293) kam ſie in volle Blüthe. Der Oberhofmeiſter (Steward) dieſes kunſtliebenden Königs, Albanus, ſpäter St. Alban genannt, ſoll, auf ſeine Veranlaſſung, die erſte große Baugeſellſchaft (Loge) in Britannien gebildet, derſelben als Oberaufſeher vorgeſtanden und ihr einen wichtigen Freibrief verſchafft haben.

Dieſe Blüthe dauerte jedoch nicht lange. Wilder Kriegslärm vernichtete ſie. Karauſius wurde ermordet. Die Römer vertrieben ſeinen Mörder Allectus und eroberten Britannien wieder, wurden aber 426 von den Picten und Scoten, den uncultivirten Bewohnern des ſchottiſchen Hochlandes, für immer aus Britannien vertrieben. Die von den Briten 449 gegen die Unbilden dieſes rohen Haufens zu Hilfe gerufenen Sachſen machten ſich mit kriegeriſcher Rohheit zu Herren des Landes. Aus dieſem unruhigen Treiben flüchteten ſich die Mitglieder der Baugeſellſchaft in das gebirgige Wales und auf die nahen Inſeln, namentlich nach Angleſey und Man, wohin ſchon früher die Druiden und die durch Diocletian verfolgten Chriſten ihre Zuflucht genommen hatten. Dort nun erhielten ſich die Baugeſellſchaften mit ihren alten Verfaſſungen, nahmen aber, da ſie unter Chriſten lebten, ohne Zweifel immer mehr den Geiſt des Chriſtenthums an. Auch in den öden und von den rohen Volksſtämmen verſchonten Gegenden Irlands und Schottlands fanden dieſelben Verhältniſſe ſtatt, und es blühte unter denſelben im Stillen ein reines, ſtreng ſittliches Chriſtenthum auf.

Indeſſen hatte ſich im Abendlande die römiſch-katholiſche Kirche gebildet und ſuchte ſich durch Ausſendung von Miſſionairen immer weiter auszubreiten und feſter zu gründen.

Papſt Gregor I. ſchickte 597 40 Mönche unter Anführung Auguſtin's in dieſer Abſicht nach Britannien, um die ſächſiſchen Könige zu bekehren und Biſchöfe anzuſtellen. Dieſe Miſſionaire fanden nun jene urſprünglich chriſtlichen Gemeinden in Britannien vor. Ihre Kirchenverfaſſung hatte ſich in der altapoſtoliſchen Einfachheit erhalten und ihre Lehre in der evangeliſchen Reinheit. Jugenderziehung und Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften war ihr Hauptaugenmerk. Die an ihrer Spitze ſtehenden Geiſtlichen, Mönche und Lehrer nannte man Culdeer oder Celdeer [18]), wovon bald die ganze Sekte den Namen erhielt. Dieſe zeichneten ſich vor den papiſtiſchen Religionslehrern durch wahrhafte Frömmigkeit, gründliche Gelehrſamkeit und große Menſchenfreundlichkeit aufs Vortheilhafteſte aus, und wurden, weil ſie deshalb ihre Bekehrungsverſuche hinderten, von denſelben aufs Grauſamſte verfolgt [19]).

Ausgerottet konnten ſie indeſſen, beſonders in den vorhin erwähnten Zufluchtsorten, trotz aller Bemühungen, ſo leicht nicht ganz werden. In Schottland blieben ſie lange mächtig und von großem Einfluß auf den Staat, und während des Mittelalters ſollen ſie beſonders als Lehrer in den Kloſterſchulen ihre Geſinnung, Wiſſenſchaft und Kunſt nach Frankreich und Teutſchland übergetragen haben.

Die unter ihnen fortbeſtehenden Baucorporationen machten die ihnen eigenthümlichen reinchriſtlichen und menſchlichen Geſinnungen zu ihrem Grundprincip. Sie ſtanden zu den Culdeern in demſelben Verhältniß, wie die Baucollegien der vorchriſtlichen Zeit zu den Prieſtergeſellſchaften und Myſterien, und erhielten von denſelben eine Geheimlehre, in der ſich die Lehre der Eſſener, ſowie die griechiſche, vielleicht auch die altparſiſche und indiſche Philoſophie erhalten hatte. Einige in der Freimaurerei unſerer Tage noch erhaltene Hauptſymbole und Aufnahmegebräuche, ſowie die Geſtalt der Loge ſollen von ihnen ausgegangen ſein.

Indeſſen mußte die in Britannien bald zu großer Macht gekommene päpſtliche Kirchenpartei auch auf Bauleute bedacht ſein, um durch prachtvolle Kirchen, Stifter und Klöſter einen Nimbus um ſich zu verbreiten. Sie errichteten auch Baucorporationen, bei denen ſie zwar die Grundformen der beſtehenden zu Grunde legten, jedoch mit ſorgfältiger Entfernung alles deſſen, was mit ihren Kirchendogmen ſtritt, und mit Hinzufügung deſſen, was ihre hierarchiſchen Zwecke zu fördern vermochte.

Hierdurch begründete ſich eine Verſchiedenheit der Baucorporationen in England, Schottland und Irland, — eine Verſchiedenheit, die ſich ebenſo in Verfaſſung, als in Gebräuchen zeigte, und den erſten Grund zu der Verſchiedenheit des altengliſchen und neuengliſchen maſoniſchen Syſtems gelegt haben ſoll, von denen jenes dem Geiſte römiſch-griechiſcher Lebensbildung und reinen Chriſtenthums treu blieb, dieſes dem päpſtlich chriſtlichen Elemente huldigte; jedes mit Befolgung eines beſondern Rituals.

Dadurch, daß das letzte Syſtem, von Außen unterſtützt, die Oberhand gewann, kamen, da freie Entwickelung fehlte, die Corporationen, und mit ihnen der Kunſtſinn im Bauweſen, in Verfall, der mehre Jahrhunderte hindurch anhielt.

Im J. 924 beſtieg Adelſtan den Thron der Angelſachſen. Dieſer ließ, um ſie wieder zur Blüthe zu bringen, die vom heiligen Albanus begründete Einrichtung wieder herſtellen und fremde Bauleute zur Belebung kommen.

Sein jüngerer Bruder, Edwin, ließ ſich ſelbſt in die Geſellſchaft der Bauleute aufnehmen, erlernte die Baukunſt und wirkte den Corporationen einen Freibrief von ſeinem königlichen Bruder aus, der ſie zu eigener Gerichtsbarkeit berechtigte. Kraft deſſelben verſammelten ſie ſich auf Edwin's Veranlaſſung 926 zu York, um eine

18) Ihre Geſchichte iſt von Uſher, H. Bodthius, Lewis, Groſe und Ledwich gründlich bearbeitet. Auf ihren Zuſammenhang mit der Freimaurerei hat Feßler zuerſt aufmerkſam gemacht. Einer ihrer Hauptgrundſätze war: dem Böſen widerſtehen, nicht durch Böſes, ſondern durch das Gute. Ob ihr Name von colentes deum, woraus Colidei, Culdei entſtanden, abzuleiten ſei, ſcheint zweifelhaft. Vergl. *Braun*, Commentatio de Culdeis (Feſtprogramm). (Bonnae 1840.)

19) Die bei der Zerſtörung des großen culdeiſchen Kloſters zu Bangor verübten Gräuel geben den blutigſten Beweis.

Digitized by Google

große und allgemeine Loge zu ſtiften. In dieſer großen Loge gab er ihnen eine Conſtitution, welche, wie oben ſchon erwähnt, eine kurze Geſchichte des Bundes und die Pflichten und Geſetze der Mitglieder enthielt, und wovon noch jetzt eine Urſchrift im Archive der großen Loge von York vorhanden iſt, die yorker Conſtitution.

Unter dem Schutze derſelben kam die Sache bald in ſo hohe Blüthe, daß ſelbſt Könige, Prinzen, andere hohe Perſonen und gelehrte Männer unter dem Namen (accepted) „angenommener Maurer" ſich in ihre Geheimniſſe einweihen ließen, wodurch es geſchah, daß zu Zeiten bürgerlicher Unruhen die Logen der freien und angenommenen Maurer größtentheils die Patrioten und die der geſetzmäßigen Regierung ergebenen Bürger enthielten[20]).

Vom 10. Jahrh. an verbreiteten ſich die Bauleute von England über das übrige Europa, wo ſie faſt durch das ganze Mittelalter hindurch die herrlichſten Denkmäler ihrer Kunſt in den ehrwürdigen Domen zu Strasburg, Cöln, Zürich, Mailand, Paris und an vielen andern Orten emporſteigen ließen.

Überall, wo ſie ihre Bauhütten aufſchlugen, bewahrten ſie ſich ihre Vorrechte und Freiheiten, die ihnen auch von mehren Päpſten und teutſchen Kaiſern beſtätigt wurden.

Die Bauhütte zu Strasburg gewann bald ein Übergewicht über alle teutſchen, und wurde 1277 zum Rang einer Haupthütte erhoben. An ſie appellirten die 22 übrigen in wichtigen Fällen, und unterwarfen ſich ihrem Ausſpruche. In England wurde der Bund während der Minderjährigkeit Heinrich's VI. unterſagt. Als derſelbe volljährig geworden war, prüfte er 1436 die Statuten deſſelben, und erkannte ihn nicht nur wieder an, ſondern ließ ſich 1442 ſelbſt in denſelben aufnehmen. Unter den ſpätern Großmeiſtern werden Jacob I., Cardinal Wolſey und Graf Eſſer genannt. Seit 1645 ſoll ſich die Verbrüderung im Gegenſatze zu Bacon's eroteriſcher Geſellſchaft der phyſikaliſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Geheim mit mehren andern Wiſſenſchaften beſchäftigt haben. Im J. 1649 ſollen die jetzigen Erkennungszeichen und Sinnbilder, ſowie die drei Grade, und im J. 1693 durch den Eintritt Wilhelm's III. der Name „königliche Kunſt" entſtanden ſein.

Zu Ende des 17. Jahrh. kam die Kunſt und mit ihr die Bauhütten immer mehr in Verfall. Schon im 16. Jahrh. wurde ſie in Frankreich, 1707 durch einen Reichstagsbeſchluß in Teutſchland unterſagt, und es würden die Maurerverbrüderungen ohne Zweifel für immer untergegangen ſein, wenn nicht die vier noch zu jener Zeit in London beſtehenden Logen, beſonders auf Veranlaſſung von zwei ſinnvollen Baumeiſtern, Inigo Jones und Chriſtoph Wren, Erbauer der Paulskirche, ſich zu einer weſentlichen Umgeſtaltung der Brüderſchaft entſchloſſen hätten.

Dies iſt es etwa, was über Urſprung und erſtgeſchichtliche Entwickelung des Freimaurerbundes ſeit Krauſe und Heldmann als glaubwürdig dargeſtellt wurde.

Aber erſt mit der letzten Angabe ſind wir auf feſtem geſchichtlichem Boden angekommen. In der ganzen vorhergehenden Darſtellung findet ſich zwar vieles geſchichtlich Beſtätigte im Einzelnen, aber auch Manches, was dem Theile der Geſchichte angehört, den wir eben als den unſichern bezeichneten. Namentlich beruht die Verbindung einzelner Thatſachen nicht ſelten auf nicht begründeten Conjecturen und Hypotheſen, was wir auch durch ein hier und da eingeſtreutes „ſoll" oder „wol" angedeutet haben, auch hier und da auf unechten oder ſtark interpolirten Urkunden; und es gehört ein ſcharfer kritiſcher Blick und genaue Kenntniß der Urkunden dazu, um das Wahre von dem Falſchen, die hiſtoriſche Wahrheit von der ſymboliſchen Dichtung zu trennen.

Es war vorauszuſehen, daß die ſcharfe Kritik unſerer Tage daran ihr Recht üben werde. Es iſt geſchehen, und wir müſſen ihre Stimme hören, ehe wir auf dem nun geſchichtlich feſten und geebneten Boden weiter ſchreiten dürfen.

Es iſt vor allen die Stimme des oben ſchon rühmlichſt erwähnten Medicinalraths Kloß.

„Ich überlaſſe," ſo ſagt er, „willig gelehrten Forſchern die Nachweiſung, auf welche Weiſe aus den römiſchen Baucollegien ein geheimes Wiſſen (mathematiſchen, vielleicht auch aſtrologiſchen Inhalts) auf das Mittelalter überliefert ſein möge, und ſtelle mich lediglich auf den ſichern Standpunkt, daß wir im 13. Jahrh. ſowol im Oriente, als bei den Arabern, in Spanien, in Italien, Frankreich, Teutſchland und England Bauleute im höhern Style finden, welche mit einer allgemeinen Bezeichnung Steinmetzen genannt werden."

Die Geſchichte dieſer Steinmetzen und ihres urkundlich nachweisbaren Zuſammenhanges mit der Freimaurerei, worauf zuerſt der Abbé Grandidier (ein Nichtmaurer) 1782 in ſeinem Essai historique et topographique sur la Cathedrale de Strassbourg aufmerkſam macht, gibt er nun in dem Buche: „Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung"[21]).

Die Quellen, aus denen er dabei ſchöpft, ſind:

1) Die teutſchen und engliſchen Urkunden der Steinmetzen.

2) Die Parlamentsacten ſeit 1349, wo Eduard III., nach einer verheerenden Seuche, die Arbeitslöhne der Steinmetzen auf den vor dem Ausbruche der Seuche gewöhnlichen Satz durch geſetzliche Beſtimmungen ermäßigen wollte.

Als Urkunden der Steinmetzen nimmt Kloß, nach ſorgfältig geübter Kritik, folgende als echt an:

A. In Teutſchland.

1) Die alte ſtrasburger Steinmetzenordnung, 1459.

2) Der Steinmetzen Bruderſchaft-Ordnungen und Articul (das ſogenannte Bruderbuch), 1563.

3) Die torgauer Ordnung von 1462.

4) Die Confirmation der ſtrasburger Ordnung durch

20) Die Angabe, daß Cromwell die Logen zu ſeinen aufrühriſchen Zwecken benutzt, ja erſt erfunden habe, iſt eins von den vielen zum Nachtheil des Bundes erdichteten Mährchen.

21) Er bezieht ſich dabei auch auf die reiche Urkundenſammlung, die Heideloff in ſeiner „Bauhütte des Mittelalters" gegeben hat.

Digitized by Google

Kaiſer Maximilian I. von 1498, als Vertreterin aller folgenden kaiſerlichen Confirmationen, welche bis zum Jahre 1621 herausgehen und faſt wörtlich mit jener erſten übereinſtimmen.

5) Eine querfurter Ordnung, 1574.

B. In England.

1) Die von Halliwell entdeckte Urkunde (mit Einſchluß der in die Zeiten Edward's III. verlegten Geſetze), deren Entſtehung in die Zeit von 1427 — 1445 geſetzt wird, eine unhiſtoriſche Sage von Entſtehung der Maurerei und die Staatsverordnungen warnend wiederholt.

2) Die alten Conſtitutionen, deren Entſtehung Kloß nicht vor 1500 annimmt, und zwar:

a) nach dem Gentlemans Magazine, 1815;

b) die im Secret history of Masonry und von Cole 1725 bekannt gemachte;

c) die von Preſton in der Zeit von 1685—1688 verlegten;

d) die nach Krauſe in die Zeit Wilhelm's III. von 1689—1702 verſetzten;

e) die von Krauſe mitgetheilte yorker Urkunde.

3) Die am 27. Dec. 1663 unter dem Großmeiſter St. Albans gefaßten Beſchlüſſe.

4) Die ſogenannten Alten Pflichten (old charges) aus dem Conſtitutionsbuche von 1723.

5) Dieſelben nach dem Conſtitutionsbuche von 1738[22]).

Das Endreſultat ſämmtlicher kritiſcher Unterſuchungen iſt in der Kürze folgendes:

Die Geſetzgebung der Maſonen Englands, die mit der der teutſchen Steinmetzen viel Übereinſtimmendes hat, bildet in ununterbrochener Überlieferung den Grundbeſtandtheil der jetzigen Freimaurergeſetzgebung.

Man begriff unter dieſem Namen alle beim Bau nöthigen Handwerker, von denen die Freemaſons, welche den freiſtehenden Stein (freestone), und die Roughmaſons, welche die Bruchſteine (roughstones) zu bearbeiten hatten, als gleichberechtigt erſcheinen. Sie waren ſämmtlich Hörige, die in Beziehung auf Stellung, Arbeit und Arbeitslohn ſehr im Drucke lebten. Dieſer Druck reizte ſie zum Widerſtande durch geheime Verbindungen, die zunächſt die Erzwingung eines höhern Arbeitslohnes zum Zwecke hatten.

Die erſte Spur davon findet ſich um 1360; doch liefern die Halliwell'ſchen Urkunden und die alten Conſtitutionen durchaus keinen Beweis dafür, indem ſie blos eidlich auf das Handwerk verpflichten. In der Zeit von 1425 — 1495 iſt von beſondern Erkennungszeichen geheimer Verbindungen die Rede; ob ſie aber unter Maurern beſtanden, iſt ungewiß.

Das 1542 wiederholte Verbot beſonderer Zeichen und Griffe kann ebenſo gut auf Geheimbündniſſe mit kirchlichen Zwecken, als auf Maurer Bezug haben.

Bis zum Jahre 1625 ſind nicht zur Zunft gehörige Perſonen von den Zunftverſammlungen ausgeſchloſſen, und die noch nicht verbürgte Thatſache, daß Sir Thomas Sackville 1561 einer politiſch verdächtigen Verſammlung von Werkleuten in York beiwohnte, ſteht, falls ſie gegründet, viel zu vereinzelt da, um daraus auf die Einrichtung von angenommenen Maurern (accepted Masons) ſchließen zu können. Der Ausdruck accepted bezeichnet früher Nichts als den Eintritt des Lehrlings in die Lehrzeit. Erſt nach 1624 ſcheint man unter den accepted Masons reiche, einflußreiche Männer verſtehen zu müſſen, die auf ihren Reiſen den Auguſtiniſchen Bauſtyl kennen lernten, und nach ihrer Heimkehr als Lehrer der noch immer in abhängigen Verhältniſſen lebenden Maſonen auftraten.

Die älteſte verbürgte Nachricht, daß ein Nichtmaurer in einer Loge war, iſt für Schottland vom J. 1600 (Esquire von Auchinbeck wird als Aufſeher genannt) und für England vom J. 1646. Patrik, der um 1590 Aufſeher geweſen ſein ſoll, war nichts als königlicher Richter in Streitſachen. Von Logen in Heredon, Aberdeen, Kilwinning u. ſ. w. findet ſich keine Spur.

In dieſe Zeit alſo fällt die Einrichtung eines Geheimbundes und die Erweiterung der Maſonry, wodurch friſches Blut und wachſende Intelligenz (doch nur in mathematiſchen und architektoniſchen Wiſſenſchaften) in die Brü-

22) Alle dieſe Urkunden unterwirft Kloß in der erſten Abtheilung ſeines Werks einer genauen kritiſchen Beurtheilung, und die von ihm angegebene Reihenfolge iſt ein gewiſſenhaftes Ergebniß dieſer Beurtheilung. In der zweiten Abtheilung des Werks hat er alle dieſe Urkunden, die engliſchen wortgetreu überſetzt, in Form einer Harmonie (nach dem verwandten Inhalt der einzelnen Paragraphen) zuſammengeſtellt, dabei anſchaulich zu machen geſucht, in welchem genauen Wort- und Sachzuſammenhange die einzelnen Geſetzgebungen ſtehen, und wie ſich die älteſten Beſtimmungen im Laufe der Zeit fortentwickelt haben, bis ſie gegen 1694 den Übergang zu dem Freimaurerthum bilden. Die dritte Abtheilung gibt einen kurzen Abriß der Geſchichte der Steinmetzenbrüderſchaft in Teutſchland, deren Zuſammenhang mit den engliſchen durch die Berufung auf die Zunftheiligen, die vier Gekrönten, erwieſen wird. Es wird darzuthun geſucht, daß dieſelbe nicht lange vor 1459 entſtanden ſein könne, daß ſie nie zu einer hohen Bedeutung gelangt und bald, nachdem ſie ſich der freien Wahl ihrer Vorgeſetzten begeben, zu einer Zunft herabgeſunken ſei. In der vierten Abtheilung weiſt der Verfaſſer aus den Parlamentsverordnungen von 1349—1624 nach, daß man unter Maſonen in England alle beim Bau nöthigen Arbeiter verſtanden habe, daß die Verbindungen derſelben und ihr Kampf mit den Behörden bis zur Mitte des 17. Jahrh. ſich nur auf Lohnerhöhung bezogen habe, daß weder eine Geheimlehre Perſonen von höherem Range, am allerwenigſten aber, daß Heinrich VI., der die Maſonen in einer Verordnung mit Vagabunden zuſammen nannte, ſich unter ihnen befunden haben könne, daß aber ſeit 1663 Spuren eines Männerbundes als Anfänger des Freimaurerbundes gefunden wurden. In der fünften Abtheilung wird von dem Zwecke der Steinmetzen und Freimaurerbrüderſchaft gehandelt. Die teutſchen Steinmetzen hatten bei ihrer Verbrüderung keinen andern Zweck, als ihren Handwerksvortheil nach Außen und Innen zu ſchützen. Die engliſchen dagegen mußten auf politiſche Selbſtändigkeit verzichten, und waren mehr auf ihre eigene Ausbildung im Innern angewieſen. Daher ihr Streben, ſich mit andern gebildeten Männern zu verbinden, und ihr Zweck, fern von kirchlichen und politiſchen Streitigkeiten und Unterſchieden, die reine Sittenlehre, namentlich brüderliche Liebe, zu gegenſeitigem Beiſtande und Wahrhaftigkeit unter ſich zu fördern. Im ſechsten Abſchnitt ſtellt der Verfaſſer die nun folgenden Ergebniſſe ſeiner hiſtoriſchen Unterſuchungen zuſammen.

Digitized by Google

derſchaft kam und der Grund zur heutigen Freimaurerei gelegt wurde.

Aber nach 1663 waren die Brüderſchaften unabhängig, getrennt und nicht unter Großmeiſterthümern vereinigt.

Nach dem großen Brande in London von 1666 gelangt der Maſonenbund zu neuer Thätigkeit. Nach Vollendung des Aufbaues kam er wieder in Verfall.

Erſt 1716 entſtand die neue geſellſchaftliche Ordnung. Eine neue Zunftgeſchichte wurde entworfen, die alten Pflichten nach den veränderten Bedürfniſſen umgearbeitet, aber Grundzweck und Hauptbedingungen der alten Maſonry feſtgehalten.

„Somit," das iſt der Schlußſtein der Kloßiſchen Unterſuchungen, „iſt die jetzige Freimaurerei ohne irgend ein Zwiſchenglied unmittelbar aus der alten Steinmetzenzunft, aus der Gemeinſchaft der Maſonen und der mit ihnen zuſammenhängenden Baugewerken hervorgegangen. Die alten Gebräuche und Einrichtungen ſind beibehalten worden, und man hat nicht daran gedacht, etwas Neues einführen zu wollen."

Alle die Sprößlinge, wie Templerei, Ritterweſen, Urchriſtenthum, höhere Grade, ſind von der Willkür auf jenen edeln Stamm gepfropft worden, und keine natürlich geſunden Triebe.

Die vorgeblich unterſcheidenden Bezeichnungen Operative and Speculative Masonry ſind nicht in der Freimaurerei der alten Zeiten begründet, ſondern eine Ausflucht freimaureriſchen Stolzes, welcher ſich ſeines unſcheinbaren Herkommens ſchämt, ohne ſich jedoch zu entblöden, Alles, was auf ihn von den alten Maſonen gekommen iſt, als ſein Eigenthum zu gebrauchen und ſich darauf zu berufen. Wenn man operative Maſonry für die gewöhnliche Handwerksmaurerei gebrauchen will, ſo findet das ſeine Berechtigung darin, daß wir dermalen nicht mehr materielle Baue aufrichten. Da man aber von ſpeculativer Maſonry nicht allein im Gegenſatze gegen die Bauarbeit ſpricht, ſondern zu verſtehen geben, oder gar beſtimmt behaupten möchte, daß ſeit alten Zeiten eine ſolche ſpeculative Maurerei neben oder im Schooße der Handwerksmaurerei bis auf uns fortgepflanzt worden wäre, ſo begeht man einen Irrthum, oder macht ſich einer gefliſſentlichen Unwahrheit ſchuldig, zu deren entſchiedener Widerlegung Alles, was in dieſem Buche niedergelegt iſt, reichliche Materialien liefert. Dieſem zufolge kann eine ſolche Trennung nie und zu keiner Zeit beſtanden haben, und die Stifter der heutigen Freimaurerei zeichneten ſich in den Logen durch Nichts weiter aus, als was ſie ſchon vorher beſeſſen und gewußt, und an gründlicher Bildung in dieſelben mitgebracht hatten; denn die Logen, als ſolche, vermochten ihnen Nichts zu bieten, als brüderliche Liebe, Beiſtand und Wahrhaftigkeit. Ja, ſogar viele Jahre verliefen nach 1717, ehe die zunehmende Durchbildung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in England im Allgemeinen und das Zurücktreten der zu bedeutungsloſen Zunftgenoſſen herabgekommenen Baugewerke die völlige Trennung von dieſem ſeit 1349 urkundlich beſtehenden gemeinſchaftlichen Stamm herbeiführten.

Soweit Kloß.

Dieſe ganze Darſtellung iſt mit ſoviel kritiſchem Scharfſinne entworfen, und zeugt von ſo gründlicher und umfaſſender Kenntniß der Urkunden, daß wir vielen ihrer Hauptreſultate unbedingt beipflichten müſſen. Dagegen ſcheint uns doch in derſelben die Steinmetzenzunft etwas zu einſeitig blos als Handwerkszunft ins Auge gefaßt und das aus ihr hervorgehende geiſtige Element der Freimaurerei zu wenig berückſichtigt zu ſein.

Bei der Geſchichte einer Geſellſchaft, wie die der Freimaurerei, die den geiſtigen Kern ihres Weſens unter dem Schleier des Geheimniſſes verbirgt, muß man, da deutlich ſprechende Quellen nicht vorliegen können, ſelbſt die leiſeſten Andeutungen aufs Sorgfältigſte benutzen. Dies ſcheint uns hier nicht überall geſchehen. Alles der Art, was nicht in die leitende Anſicht paßte, wird etwas zu raſch und oft mit zu leichten Gründen als mythiſch bei Seite geſchoben und auf das Fehlen beſtimmter Nachrichten ein zu großes Gewicht gelegt.

Mit überzeugender Klarheit iſt nachgewieſen, daß der Freimaurerbund in ſeiner jetzigen Geſtalt aus der Zunftgenoſſenſchaft der Steinmetzen und Bauleute hervorgegangen iſt. Dabei drängen ſich aber unwillkürlich die Fragen auf: Wie kamen dieſe Handwerkszünfte zu dem rein ethiſchen, geiſtigen Princip, welches dem Freimaurerbunde zum Grunde liegt? Wie konnte ſo ohne Weiteres der beſchränkte Gildengeiſt der Techniker zu dem freien Geiſte der Freimaurerei ſich verklären? Wie kamen die Zunftgenoſſen zu einer ſo ſinnigen, harmoniſchen Symbolik, zu einer ſo edeln Weltanſchauung? Wie erklären ſich namentlich manche gar nicht mit dem Zunftweſen zuſammenhängende Hauptſymbole und Aufnahmegebräuche?

Mit einem Worte: Kloß hat in ſeiner Auseinanderſetzung das Verhältniß der Zünfte, in ſofern ſie Aſyle und Hüllen des freimaureriſchen Geiſtes waren, zur Außenwelt, und überhaupt, was ihre äußere Verfaſſung betrifft, trefflich und gründlich erörtert; aber über das geiſtige Leben derſelben, über die Geheimlehre und deren Urſprung gibt uns ſeine Darſtellung keinen genügenden Aufſchluß.

Hier ſcheint uns nun ein vor Kurzem erſchienenes Buch das Fehlende zu ergänzen, indem es die Geſchichte noch auf einen andern hiſtoriſchen Boden hinführt [23]). Wir meinen Fr. Albert Fallou's „Myſterien der Freimaurerei, oder die verſchleierte Gebrüderung, Verfaſſung und Symbolik der teutſchen Baugewerke und ihr wahrer Grund und Urſprung im mittelalterlichen Staats- und Volksleben. Speciell, vollſtändig documentirte hiſtoriſche Unterſuchungen, als beglaubigte Urgeſchichte der Freimaurerei." (Leipzig 1848.)

Das Werk zerfällt in drei Haupttheile. In dem er-

23) Der Verfaſſer iſt Juriſt und königl. ſächſiſcher Advocat in Waldheim, ein in den Fächern der Mineralogie und der Geſchichte der Baukunſt bekannter und beliebter Schriftſteller von umfaſſenden Kenntniſſen. In maureriſchen Zeitſchriften ſchrieb er unter dem Namen Balduin zum Eichberge manche gehaltvolle Abhandlung. Das vorliegende Werk iſt die Frucht vieljähriger Studien, die ſich nicht blos auf die vorhandenen ſchriftlichen Quellen beſchränkten, ſondern auch mehre noch fortbeſtehende Werkbauhütten ins Auge faßten.

Digitized by Google

ſten wird zunächſt eine genaue Darlegung der ganzen Zunftverfaſſung der teutſchen Bauhandwerker, ihrer allgemeinen und beſondern Gewehrheitsrechte, ſowie ihrer allgemeinen und beſondern Gebräuche gegeben; und dann die Verfaſſung der Freimaurerbrüderſchaft nach ihrem Logenrechte, nach ihrer Logendisciplin, nach ihrem Logengebrauche und ihrer ſymboliſchen Kunſt entwickelt, um daraus auf theoretiſchem Wege den Beweis zu führen, daß beide Verfaſſungen nach ihrem Weſen und gegenwärtigen Beſtande als identiſch zu betrachten ſeien.

Im zweiten Theile betritt der Verfaſſer den hiſtoriſchen Boden. Nachdem er über die Entſtehung des teutſchen Zunftweſens überhaupt, über die Gründe und Veranlaſſungen zur Einigung der Handwerker und über Schließung der Gewerbsgilden, ſowie über die Entwickelung des Zunftweſens und die Einführung der gewerkſchaftlichen Gewehrheilsrechte und Gebräuche die intereſſanteſten und auf der fleißigſten Forſchung beruhenden Aufſchlüſſe gegeben hat, wendet er ſich zur Entſtehung der teutſchen Baugewerke insbeſondere. Es wird zunächſt gezeigt, wie ſich in Teutſchland das Bauweſen als Handwerk und als Kunſt entwickelt und ausgebildet habe, und beſondere Bauvereine für den Kirchenbau, geiſtliche und weltliche Baubrüderſchaften — erſtere in Verbindung mit den chriſtlich-geiſtlichen, namentlich dem Benedictinerorden — entſtanden ſeien. Dann folgen die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die geheime Kunſtlehre der teutſchen Steinmetzenbrüderſchaft, namentlich über die Symbolik der teutſchen Nationalarchitektur, insbeſondere des Kirchengebäudes, und über die Verſinnbildung der Bauhütte und ihrer Inſtrumente. Endlich wird ein Bild von dem geſelligen Leben der erſten zünftigen Baugewerke und ihrer Organiſation entworfen und der Urſprung des Hüttenweſens der teutſchen Steinmetzen, des Hüttenrechtes und des Hüttenbrauches, ſowie des Handwerksbrauches der übrigen teutſchen Bauhandwerker, geſchichtlich nachgewieſen.

Hieran knüpft ſich eine Unterſuchung über die Entſtehung der Freimaurerei. Es wird dargethan, daß die in Teutſchland, insbeſondere in Nordteutſchland, in früherer Zeit arbeitenden Steinmetzen zu Ende des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. in zahlreichen Geſellſchaften nach Schottland, wo die einheimiſchen Baugewerker nicht im Stande waren, dem Verlangen der Geiſtlichen nach prächtigen Kirchen zu genügen, gewandert ſeien, dort den Steinmetzen ihr Hüttenweſen und ihre Geheimniſſe, namentlich auch Alchemie, Mathematik und Phyſik, gelehrt, in England eine befreite Gerichtsbarkeit genoſſen und ſich zur Zeit der Einrichtung des engliſchen Großmeiſterthums zu London 1716 zurückgezogen hätten. Aus dem Allen wird auf hiſtoriſchem Wege der Beweis geliefert, daß die beiden Zunftverfaſſungen, die der teutſchen Baugewerke und der Freimaurerbrüderſchaft, gemeinſamen teutſchen Urſprunges ſeien.

Der dritte Theil enthält urkundliche Belege und Documente, von denen die wichtigſten noch nicht gedruckt und bekannt ſind, und liefert ſo den diplomatiſchen Beweis zu dem vorigen. Das Hauptreſultat des Ganzen über Urſprung und erſte Entwickelung der Freimaurerei iſt folgendes:

„Die Zunft der teutſchen Steinmetzen iſt von den erſten chriſtlich-geiſtlichen Verbindungen in Teutſchland, namentlich von den Benedictinern, ausgegangen, und hat von dieſen im chriſtlich-ethiſchen Geiſte, im Geiſte des Urchriſtenthums, die bedeutungsreiche Symbolik und Lehre empfangen und treu bewahrt. Im 13. und 14. Jahrh. wanderten zahlreiche Geſellſchaften dieſer teutſchen Steinmetzen nach England und Schottland aus. Sie fanden daſelbſt Gilden und Brüderſchaften ihrer Handwerksgenoſſen vor. Dieſe empfingen von ihnen die geiſtige Eigenthümlichkeit, der zufolge ſie ſich dann zu Anfange des 18. Jahrh. auflöſten, um ſich als Freimaurerbrüderſchaft zu regeneriren und den von Wren ſchon 1685 bei ſeiner Wahl zum Patron der Baugewerke ausgeſprochenen Zweck künftig als den einzigen und wahren Zweck der Verbindung anzuerkennen, den Zweck nämlich, die aus der Verſchiedenheit der Stände, wie aus religiöſen und politiſchen Meinungen entſpringende, der bürgerlichen Ruhe und Eintracht ſo nachtheilige und feindſelige Stimmung zu dämpfen, die Menſchen vielmehr mit einander auszuſöhnen und ſich deshalb lediglich über gemeinnützige und rein menſchliche Angelegenheiten zu beſprechen.“

Dem gemäß wäre alſo in England die techniſche Richtung der Verbrüderung zur rein ethiſchen verklärt worden, während umgekehrt in Teutſchland die ethiſche Richtung in der techniſchen unterging; und doch wäre es eigentlich der urſprüngliche teutſche Geiſt, der in England zur Entwickelung kam und als urſprüngliches Eigenthum in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. zu uns zurückkehrte.

Sollten auch nicht alle urkundliche Nachweiſungen in dieſer Darſtellung Stich halten[24]), und Manches noch auf Hypotheſen beruhen, ſo ſtellt ſich doch Anderes mit überzeugender Klarheit als hiſtoriſch gewiß dar. Das Fallou'ſche Werk iſt zur Ergänzung der Kloß'ſchen Anſichten unſtreitig von der größten Wichtigkeit, und es wird ſicher einer unparteiiſchen Kritik gelingen, durch ſorgfältige Benutzung und Vergleichung beider Werke der Wahrheit in Beziehung auf den Urſprung des Freimaurerbundes in ſeiner jetzigen Geſtalt näher zu kommen.

Wir hoffen, daß auch Dr. Leutbecher in Erlangen, der die Herausgabe einer hiſtoriſch begründeten „maſoniſchen Symbolik“ in Ausſicht geſtellt hat, dazu mitwirken werde.

Wie unſer Urtheil darüber auch ſein mag, ſoviel iſt gewiß, daß wir, wie ſchon oben bemerkt, erſt mit dem Beginn des 18. Jahrh. den feſten geſchichtlichen Boden betreten, und daß von da an erſt die Freimaurerei in der gegenwärtigen Form ihren Anfang nimmt.

Da der 84jährige Wren ſich der Sache nicht mehr wirkſam annehmen konnte, ſo traten 1716 die vier Logen „zur Gans und Roß,“ zur „Krone,“ zum „Apfelbaum“ und zum „Römer und Trauben“ zuſammen, um ſich zu einer Großloge zu conſtituiren, die dann Johannis 1717

---

24) Kloß ſucht in Nr. 13 und 14 der Freimaurerzeitung von 1848 Vieles als unhaltbar nachzuweiſen.

Anton Sayer zum Großmeiſter wählten. Und damit beginnt für uns die belegbare Geſchichte deſſen, was wir jetzt mit dem Namen Freimaurerei bezeichnen.

Man hat es mannichfach verſucht, den ganzen Stoff dieſer Geſchichte in Perioden abzutheilen.

Wir ziehen es vor, eine kurze Überſicht der geſchichtlichen Entwickelung nach den einzelnen Ländern zu geben, und beginnen, wie billig, mit England, und unterſcheiden hier, nach dem Vorgange von Kloß, drei Perioden. Die erſte von Entſtehung der Freimaurerei in ihrer gegenwärtigen Geſtalt bis zu ihrer vollendeten Ausbildung, 1717—1725.

Sayer's Nachfolger auf dem großmeiſterlichen Stuhle, Payne, verlangte von ſämmtlichen Brüdern, daß ſie alle echten Urkunden überbringen möchten. Dieſe wurden dann verglichen, geſammelt und der Zeit angepaßt; Einiges davon auch zu eilfertig verbrannt. Gewiß iſt, daß viele alte Maurer in London der neuen Großloge ſich nicht anſchloſſen, daß ſich aber unter ihnen ein altes echtes Ritual erhalten, nicht wahrſcheinlich.

Im J. 1721 gab Montagu, der erſte adelige Großmeiſter, dem Magister art. Jacob Anderſon, anglikaniſchem Prediger in London (geſt. 1746), den Auftrag, aus den ihm überlieferten gothiſchen Conſtitutionen ein neues Conſtitutionsbuch zu entwerfen, welches 1722 unter Wharton von einer Commiſſion geprüft, nach einigen Amendements gebilligt und auf Koſten der Großloge gedruckt und am 17. Jan. 1723 als alleinige Conſtitution der Großloge, an der nur ſie Abänderungen machen dürfe, in geſetzliche Kraft verſetzt ward [25]).

Im J. 1724 wurde unter dem achten Großmeiſter, Richmond, die erſte Verfügung gegen unregelmäßige Logen getroffen, eine allgemeine Armencaſſe (Charity) errichtet, das früher der Großloge ausſchließlich zuſtehende Recht, Meiſter und Geſellen aufzunehmen, an die einzelnen Logen übertragen, ſo die Organiſation der Großloge vollendet und in Folge dieſer Vollendung 1725 von ihr die erſte auswärtige Bauhütte in Paris gegründet. Sie nannte ſich die Großloge totius Angliae, während die für den Süden zu York beſtehende nur Großloge von England hieß.

Letztere berief ſich, um ihr hohes Alter zu documentiren, auf eine 926 in York gehaltene Verſammlung. Über ſie läßt ſich, da die meiſten Quellen Parteiſchriften ſind, nur ſoviel mit Gewißheit behaupten, daß ſie 1705 ſchon beſtand [26]), und mit der londoner, die von Zeit zu Zeit Logen in York conſtituirte, in gutem Vernehmen war.

Im J. 1724 erſchien auch unter dem Titel: „Grand Mystery," die erſte verrätheriſche Schrift über die Gebräuche der Freimaurer.

Aus dieſem Werke und einigen andern Quellen erhalten wir Nachricht von einem in dieſer Zeit gemachten Verſuche, den Orden der Gormogonen zu gründen. Dieſer wurde in einem Briefe, Verus Commodus unterzeichnet, den die Dailypoſt mittheilt, als ein von Chin-Quaw-Ky-Po, dem erſten Kaiſer von China, viele tauſend Jahre vor Adam eingeführter adeliger Orden bezeichnet, in dem der große Philoſoph Confucius Ocumenical-Bolgi geweſen ſei, und den ein chineſiſcher Mandarin, Hong-Chi, nach England gebracht habe. Viele ſuchen darin die Uranfänge der ſpäter ſogenannten Ancient Masons, von denen dann in der That die höheren Grade (Royal Arch) in England eingeführt wurden.

Kloß vermuthet in demſelben einen unter Mitwirkung Ramſay's abermals erneuerten Verſuch der Jeſuiten, vermittels freimaureriſcher Formen ihre verlorene Herrſchaft in England wieder zu erlangen.

Nach 1738 finden wir keine Spur mehr davon.

Die zweite Periode geht von 1725 bis zur Trennung der Brüderſchaften 1753.

Im J. 1726 wurden, da ſich der Bund immer weiter verbreitete, die erſten Provinzialgroßmeiſter, die ſpäter auch Superintendenten heißen, unter dem zehnten Großmeiſter Inchiquin ernannt.

Lord Colerane, der eilfte Großmeiſter, rief 1727 das Amt der zwölf Schaffner (Stewards), die an feſtlichen Tagen fungirten, ins Leben.

Unter dem zwölften Großmeiſter, Lord Kingſton [27]), wurde 1728 die ſchon früher berathene Charity begründet und die Freimaurerei, durch die Beſtallung Georg Pomfred's zum Provinzialgroßmeiſter in Bengalen, zuerſt in dem fernen Oſten verbreitet.

Im J. 1730 ſchenkte der Großmeiſter Norfolk das verbürgte (trustly) Schwert Guſtav Adolf's, welches nach deſſen Tode Bernhard von Weimar getragen, als Großmeiſter-Staatsſchwert, und ernannte Thuanus zum Großmeiſter in Niederſachſen, Farwinter in Oſtindien und einen dritten für New-Jerſey in Nordamerika. Auch wurde eine Änderung in der Bekleidung veranlaßt. Die höchſten Beamten trugen fortan ihre goldenen Kleinodien an blauen Bändern, die Schaffner ihre ſilbernen an rothen Bändern, woraus vielleicht die rothe Farbe der Schottengrade hervorging. In demſelben Jahre erſchien im Buchhandel das Ritual der großen Loge von London in Prichard's Masonry dissected, unter der eidlichen Verſicherung, daß die abgedruckte Abſchrift eine getreue ſei.

Auch kam Ramſay [28]) von Frankreich nach England, um unter dem Vorwande, Verſuche zur Wiederherſtellung alter Gebräuche bei der Großloge zu machen, die Einführung höherer Grade zu bewirken, was mislang.

Unter dem 15. Großmeiſter Lovel wurde Franz, Herzog von Lothringen (nun Großherzog von Toscana), im Haag durch eine Deputation der Großloge von England (Desaguliers) aufgenommen, und Philipps als Provinzialgroßmeiſter von Rußland eingeſetzt.

---

25) The Constitutions of the Free-Masons. 26) Nachrichten über maſoniſche Bauhütten unter hohen Patronen finden ſich ſchon vor 1561.

27) Im J. 1731 finden wir Kingſton als Großmeiſter in Irland. 28) Andreas Ramſay, geb. in Schottland 1686, lebte größtentheils in Frankreich, wo er katholiſch und 1724 Hofmeiſter bei dem Prinzen Eduard, Sohn des Prätendenten, Jacob III., wurde. Als Anhänger der Stuarts benutzte er ſeine Stellung als Freimaurer, um für dieſelben in dieſen Kreiſen zu wirken. Sein Discours sur la maçonnerie gab Veranlaſſung zu der Sucht nach höhern Graden.

Digitized by Google

Unter dem Großmeiſter Crawfurd, 1734, erhielt Anderſon Auftrag zu einer zweiten Ausgabe des Conſtitutionsbuches, welches 1737 mit einigen nicht unweſentlichen Abänderungen approbirt und im folgenden Jahre gedruckt wurde.

Der Großmeiſter Weymouth gab 1735 [29]) der neu errichteten (ausgeweſenen Stewards) Stewardloge mehre Privilegien, weil dieſe Beamten ihre Ämter nicht ohne bedeutende Geldopfer verwalten konnten.

Im J. 1736 wurden Logen in Neu-England, Südcarolina und Cape Coaſt in Afrika gegründet; 1737 der Prinz von Wales aufgenommen; Marſchalch, Erbmarſchall von Thüringen, zum Provinzialgroßmeiſter für Oberſachſen, Riggs für New-York und Hamilton für Genf beſtimmt.

Unter dem 22. Großmeiſter, Lord Raymond, 1739, werden wiederholte Beſchwerden über unregelmäßige Aufnahmen laut.

Im J. 1741 wurde unter Morton eine Correſpondenz mit Schottland beantragt, die Großloge in Berlin anerkannt und die maureriſche Publicität bei Verluſt der Mitgliedſchaft verboten.

Von 1742—1745 wurden in Frankfurt am Main, Weſtindien, Hamburg, Kopenhagen u. ſ. w. Logen errichtet und öffentliche maureriſche Proceſſionen, weil ſie Gegenſtand des Spottes geworden, unterſagt.

Da der 1747 erwählte Großmeiſter Byron mehre Jahre hindurch abweſend und die Großloge ohne Oberhaupt war, ſo riſſen manche Unordnungen ein, die ſelbſt durch die eifrigſten Bemühungen ſeines Nachfolgers, Lord Caysford, nicht beſchwichtigt werden konnten.

Von hier aus datirt nun Kloß die dritte Periode der Entwickelungsgeſchichte des engliſchen Maſonenthums.

Im J. 1754 wurde eine neue Ausgabe des Anderſon'ſchen Conſtitutionsbuchs, ganz nach der Ausgabe von 1723, beſorgt, und die in der Ausgabe von 1738 untergebrachten Noachiden [30]) wurden mit dieſer Rückkehr zu den alten Pflichten gänzlich beſeitigt.

Im J. 1755 wurde in der Großloge Klage erhoben gegen gewiſſe Brüder, die unter dem Namen einer Loge der Ancient Masons ſich gebildet hätten, und in Folge deren die Loge Nr. 94 in Ben Johnſon's Kopf geſtrichen, wodurch die Trennung der Brüder in London in ancient und modern Masons angebahnt wurde.

Im J. 1756 gab Dermott unter dem Titel „Ahiman Rezoo“ ein Geſetzbuch für dieſe im Stillen ſich gebildet habende, durch den Sinn für Unabhängigkeit veranlaßte, mit manchen Neuerungen unzufriedene Gegenpartei der Ancient Masons heraus, in dem er jene aufgegebenen Pflichten aus der Ausgabe des Anderſon'ſchen Conſtitutionsbuches von 1738 ſich aneignete und den um 1744 von Freimaurern angeregten neugebildeten religiöſen Royal-Arch-Grad (des königl. Gewölbes) als die Wurzel, das Herz und das Mark der Freimaurerei angreift.

Bis zum Jahre 1764 vollendete ſich die Trennung der Freimaurer in die zwei Feldlager. Die Ancient Masons beſaßen ihr eigenes Ritual, welches wahrſcheinlich neuern Urſprungs iſt und auch nach Teutſchland überging. Sie waren Anfangs ſchwach an Zahl und Anſehen, bis 1772 der Herzog Athol als Großmeiſter an ihre Spitze trat, wodurch es geſchah, daß ihre Großloge von Seiten der Großloge von Irland und Schottland förmliche Anerkennung fand, und nun alſo zwei feindſelig getrennte, ſich gegenſeitig nicht anerkennende Großlogen in London beſtanden.

Die Großloge der Modern Masons trat mit den Großlogen in Frankreich, den Niederlanden und Berlin ꝛc. in immer nähere Beziehung, führte um 1773 den Royal-Arch-Grad ein, beſchloß 1777, die Ancient Masons nicht als Maurer anzuſehen, erbaute für 30,000 Pf. die prachtvolle Freemaſons-Hall (1775—1776), führte langjährigen Streit mit der Lodge Antiquity und ſanctionirte 1784 das Noorthruck'ſche Conſtitutionsbuch, in dem ſich eine Schilderung ihres damaligen blühenden Zuſtandes findet.

Die Großloge der Ancient Masons begründete ſich immer feſter, knüpfte ausgebreitete Verbindungen an, errichtete auch im Auslande Logen und im Inlande mehre Wohlthätigkeitsanſtalten. Ein von der Großloge der Modern Masons 1801 ausgehender Verſuch, eine Verſöhnung zu bewirken, wurde durch den zweizüngigen Thomas Harger vereitelt, in Folge davon der Zwieſpalt immer größer und von Seiten der genannten Großloge ein neuer Beſchluß gegen die Ancient Masons gefaßt.

Erſt 1809 wurde dieſer wieder aufgehoben und dadurch der erſte Schritt zu der viel erſehnten Vereinigung gethan.

Im J. 1811 den 21. Dec. wurde nach des Admiral Parker's Tode der Herzog von Suſſex von ſeinem Bruder, dem Großmeiſter Prinzen von Wales, zum Deputirten, und als dieſer König wurde, zum wirklichen Großmeiſter der Modern Masons, 1813 den 1. Dec. aber, nachdem der Herzog von Athol reſignirt hatte, der Herzog von Kent zum Großmeiſter der Ancient Masons ernannt. Beide erlauchte Brüder hatten die verſöhnlichſten Geſinnungen, arrangirten die Artikel einer Vereinigungsacte, in Folge deren, nachdem ſie am 1. Dec. 1813 gegenſeitig ratificirt worden war, am 27. Dec. 1813 in einer allgemeinen Verſammlung die völlige Vereinigung der zeither getrennten Brüderſchaft feierlich vollzogen wurde.

Herzog von Kent trat als Großmeiſter ab und Herzog von Suſſex wurde auf ſeinen Vorſchlag zum erſten Großmeiſter der alſo neugeſtalteten, nach einem neu revidirten, einfach ſchönen Ritual arbeitenden vereinigten großen Loge der alten (ancient) engliſchen Freimaurerei erwählt, deren neues Conſtitutionsbuch am 23. Aug. 1815 ſanctionirt wurde [31]). Unter Suſſex's um-

29) In dieſem Jahre erſchien auch der bekannte Kupferſtich Hogarth's: „die Nacht,“ auf dem ein dienender Bruder ſeinen betrunkenen Meiſter vom Stuhle im vollen Ornate nach Hauſe führt. 30) Noachidiſche Gebote ſind gewiſſe Vorſchriften, die aus dem Rechte der Natur hergeleitet und, wie die Rabbiner vorgeben, in den erſten 2000 Jahren nach Erſchaffung der Welt die einzigen Geſetze geweſen, von Noah aber ſeinen Söhnen bekannt gemacht worden ſein ſollen.

31) Neue Auflage von 1827 und 1841.

Digitized by Google

ſichtiger Leitung blühte die Freimaurerei in England immer ſchöner auf und trug nach vielen Seiten hin Segensfrüchte. Nach ſeinem am 23. April 1843 erfolgten Tode übernahm Graf von Zetland am 6. März 1844 den großmeiſterlichen Hammer, den er nach Beilegung einiger Anfangs entſtandenen Differenzen jetzt mit gutem Erfolge führt.

Von Irland wiſſen wir vor der Zeit Georg's II. nichts Beſtimmtes über die freimaureriſchen Zuſtände. Doch ſcheinen die Logen in Verfall geweſen zu ſein, und „ſie begannen erſt, gleich Blumen, welche ſich bei der Sonne Aufgang erſchließen, ihre verwelkten Häupter wieder aufzurichten bei Sr. Herrlichkeit Erſcheinen," wie Pennel in ſeinem 1730 in Dublin erſchienenen, in Vielem mit dem Anderſon'ſchen übereinſtimmenden Conſtitutionsbuche ſagt.

Im J. 1731 richtete der vormalige Großmeiſter in London, Lord Kingſton, als erſter Großmeiſter die Großloge von Dublin ein, unter der ſchon 1741 30 Logen arbeiteten.

Nach dem Abgange des neunten Großmeiſters Allen, 1744, lehnten mehre dieſe Würde ab; aber unter dem zwölften Großmeiſter Kingsborough, 1749, kam das Logenweſen in große Blüthe, und „viele Logen, welche für eine Aſſemblée zu zahlreich geworden, bildeten ſich, gleich arbeitſamen Bienen, zu neuen regelmäßigen Geſellſchaften aus." Bis 1750, wo eine Großmeiſterloge gebildet wurde, findet ſich keine Meinungsverſchiedenheit, und die Ancients ſcheinen in Irland keinen Eingang gefunden zu haben. Nur ſparſam ſind jetzt die Nachrichten von ihrer Thätigkeit. Vor einiger Zeit erhoben ſich Streitigkeiten zwiſchen dem Großconſiſtorium der Großloge von Dublin und dem Großcapitel der Hochgrade, die beigelegt ſcheinen.

Über die Geſchichte der Freimaurerei in Schottland iſt, weil man den Urſprung aller ſogenannten ſchottiſchen Grade dort ſuchte, viel gefabelt worden. Aus mannichfachen, ſich oft widerſprechenden Nachrichten können wir ſoviel entnehmen, daß die Zunft der Maſonen früh unter dem Schutze der Könige ſich daſelbſt gefunden.

Bei dem Bau der Kirche zu Kilwinning, 1140, ſoll die erſte Bauhütte errichtet worden ſein.

Jacob II. ſoll 1441 William Saint Clair, Baron von Roslin, zum Erbgroßmeiſter aller ſchottiſchen Logen gemacht und dieſe unter ſeinen Auſpicien ſich jährlich zu Kilwinning, dem Geburtsorte der Freimaurerei, verſammelt haben.

Daß die Sinclairs von Roslin in der That Patrone der, aber ſcheinbar ſehr niedrig ſtehenden, Maſonen geweſen, geht aus zwei Urkunden hervor. Auch das ſcheint gewiß, daß 1446 William St. Clair zur Erbauung eines herrlichen Stiftes Baugewerke aus allen Gegenden kommen ließ und ihnen Schutz gewährte.

Im J. 1736, und damit beginnt die völlig belegbare Geſchichte, reſignirte William Sinclair am 30. Nov. (Andreastag, womit man die Andreasgrade zuſammenbringt) aus Uneigennützigkeit auf ſein bisher erbliches Protectorat, wurde dann zum Großmeiſter gewählt, nahm als ſolcher viele Adelige, Gelehrte und Kaufleute in die Geſellſchaft auf und confirmirte den einzelnen Logen die vormaligen Conſtitutionen.

Schon im J. 1738 erbaut die Großloge in Edinburgh ein Krankenhaus, ſetzt Provinzialgroßmeiſter ein und knüpft mit auswärtigen Großlogen Correſpondenzen an.

Im J. 1743 wurde die Loge zu Kilwinning mit ihrem Geſuche um Ertheilung des ihr gebührenden Altervorrangs abgewieſen, worauf ſie ihren Sitz nach Edinburgh verlegt und ſich unter der Benennung große königliche Loge oder Großcapitel des Ordens von Heredom[32]) inſtallirt haben ſoll.

Im J. 1747 wurde Drummond in Alexandrette als Provinzialgroßmeiſter der Türkei ernannt.

Im J. 1755 bedroht die Generalſynode der Reformirten die Mitglieder des Bundes mit Kirchenſtrafen, worauf eine würdevolle Vertheidigung deſſelben im edinburghiſchen Magazin erfolgte.

Im J. 1762 lehnte die Großloge ein Geſuch um Conſtitutionspatente für neu zu errichtende Logen in London und 1775 die gewünſchte Einmiſchung in den Streit zwiſchen ancient und modern masons ab.

Die Loge zu Kilwinning erhob noch mehrmals ihre Anſprüche auf Vorrangsrecht, und gab dieſelben erſt 1807 auf, erhielt aber in dem Großlogenverzeichniß den Namen „Mutter Kilwinning."

Gegenwärtig hat die Freimaurerei im ganzen britiſchen Reiche einen auf das öffentliche Leben praktiſch einwirkenden Charakter. Unzählige Wohlthätigkeitsanſtalten gehen von ihr aus.

Es wird nicht leicht ein irgend bedeutendes Gebäude errichtet, zu deſſen Grundſteinlegung man nicht die Freimaurer einlüde. An feſtlichen Tagen verſammelt man ſich mit dem gewöhnlichen Apparat, hält Proceſſionen durch die Straßen mit fliegenden Fahnen, beim Schall der Trompeten, dem Geläute der Glocken und den Salven des ſchweren Geſchützes. Dann begibt man ſich in eine Kirche, hört eine Predigt von einem maureriſchen Geiſtlichen und ſchließt die Feſtlichkeit mit Feſtmahl und Ball.

Die ſeit 1795 entſtandenen Orangelogen benutzten nur misbräuchlich freimaureriſche Formen, hatten eine fanatiſche Verfolgung der Katholiken zu Gunſten der Proteſtanten zum Zweck, und wurden 1835 unterſagt.

Gegen die eigentliche Freimaurerei iſt nie ein Verbot ergangen. In der 1799 gegen geheime Verbindungen erlaſſenen Parlamentsacte wurde der Bund der Freimaurer ausdrücklich und ehrenvoll ausgenommen.

Deshalb iſt auch der Bund in der Gegenwart in großer Blüthe. Die Zahl der Logen iſt fortwährend im Zunehmen. Im J. 1844 gründete die Großloge von Lon-

32) Dieſer aus vier Hochgraden beſtehende, auf den ſtatutariſchen Kirchenglauben ſich beziehende, mit dem, Robert I. (geſt. 1329) zugeſchriebenen St. Andreasorden von der Diſtel in Zuſammenhang gebrachte, angeblich vom König von Britannien geſtiftete Orden wurde 1786 auch in England und Frankreich (Rouen) eingeführt. Den Namen des Ordens leiten Einige ab von ἱερὸς δόμος, d. h. Tempel, Andere von einem ſogenannten mythiſchen heiligen Berg in der Nähe von Kilwinning. Kloß von Heirdom, d. h. Nachfolge und Erbſchaft, weil die Stifter des Ordens ſich für Erben der Hinterlaſſenſchaft der Loge zu Kilwinning ausgaben.

Digitized by Google

von 21, 1845 17 Logen. Sie zählte 1844 674 active Logen, von denen in London allein 106, 463 in England, 70 in Amerika, 52 in Ostindien, 28 in Westindien, 7 in Afrika, 5 in Australien, 10 in der Armee. Im Royal-Arch-Grad arbeiten gegen 130 Logen. Englische Logen finden sich auf den canarischen Inseln, Corfu, Gibraltar und Malta. Auf Malta hat vor Kurzem der Erzbischof den Bund als einen höllischen verflucht.

Da von England aus der Bund zuerst auch außer Europa Verbreitung fand, so geben wir am besten hier zunächst eine kurze Übersicht desselben in den außereuropäischen Ländern.

I. Amerika. In den britischen Besitzungen Nordamerika's ist der Bund in großer Blüthe, namentlich in Unter- und Obercanada.

Nach den vereinigten Staaten von Nordamerika kam er zuerst 1733 durch die Großloge der Modern Masons von London, die in diesem Jahre in Boston Heinrich Price zum Provinzialgroßmeister einsetzten, nachdem vorher schon in New-Jersey eine einzelne Loge gegründet worden war.

Später wurde daselbst auch eine Provinzialgroßloge des altenglischen Systems unter Joseph Warren errichtet, die nach Beendigung des Freiheitskrieges sich für unabhängig erklärte, was auch bald die Großloge der Modern Masons that. Beide vereinigten sich dann 1792 zu einer einzigen Großloge, nach dem altenglischen Systeme, mit 81 Tochterlogen, neben der aber einzelne Provinzialgroßlogen fortbestanden.

Bis 1762 kennt man nur die drei Johannisgrade: the culdee apprentice, fellow craft and the Master Mason.

Durch Stephan Morin wurden von Frankreich aus die höhern Grade verbreitet. In New-York entstand ein Hochcapitel der französisch-schottischen 33 Grade, welches die Zahl der Grade bis auf 53 erhöhte.

Auch die Royal-Arch-Maurerei fand bald Anklang, und es wurde 1797 das erste Großcapitel derselben in Philadelphia errichtet, dem bald mehre folgten. Auch die Ritterorden des rothen Kreuzes, der Tempelherren, der Ritter vom heiligen Grabe u. s. w. fanden Eingang.

Die Logen genießen ganz das Recht von moralischen Personen, und werden als solche mit ihrem ganzen Personaletat jährlich in die Staatskalender aufgenommen.

In allen Staaten bestehen Großlogen, deren einige sehr zahlreiche Tochterlogen haben. New-York z. B. 105, Virginien (Richmond) 63, Kentucky (Frankfort) 57, Maine (East Thomaston) 56, Ohio (Mount-Vernon) 50 u. s. w. Im Ganzen gegen 1100.

Am 8. Juni 1843 war eine Versammlung der Abgeordneten sämmtlicher Großlogen, um über die Herstellung einer größern Einheit zu berathen. Es wurde vorgeschlagen, die Großlogen der verschiedenen Staaten in einer Generalgroßloge in Washington zu centralisiren und Abgeordnete nach Europa zu senden, um eine allgemeine maurerische Sprache und ganz gleichen Ritus zu bewirken.

Den meisten Logen stehen große Summen zu Wohlthätigkeitsübungen zur Verfügung. Das gesellige Element tritt sehr in den Hintergrund. Übrigens war die Sache noch nie so in Blüthe, als gegenwärtig. Die Großlogen verleihen ihren Organisationen immer festere Grundlagen, verbessern ihre Statuten, regeln die Disciplin, reinigen ihr Personal und zeigen dem Publicum, was sie sind und wollen. Mehre einzelne Logen, z. B. die Loge Pythagoras in New-York, haben mit teutschen Logen schriftliche Verbindungen angeknüpft.

Die höhern Grade werden durch Capitel verwaltet, über denen ein Großcapitel steht. Dann gibt es auch einen hohen Rath (Council), über den der große hohe Rath (Grand council), und Feldlager (encampments), welche die Jurisdiction über die Templer, Malteser und Rothkreuzritter haben und unter Großlogen stehen.

Ein ganz eigenthümlicher, den Logen ähnlicher, aber nicht mit ihnen zusammenhängender Orden ist der der Old Fellows.

Nach Mexico fand die Freimaurerei theils von Spanien, theils von den Logen in York aus Eingang, und wurde bei dem lebhaften Charakter der Mexicaner sehr eifrig ergriffen. Die Logen arteten jedoch bald zu politischen Clubs aus, die sich durch die Parteinamen Ecosesinos und Yorkinos unterscheiden.

Seit 1833 ruhten sie einige Zeit, weil der Klerus sie verfolgte. Jetzt besteht daselbst eine Großloge, unter der 20 Logen arbeiten.

Erfreuliche Fortschritte macht der Bund auch in Texas. In Houston gab es 1842 schon 15 Logen.

In Westindien blühen viele Logen, und zwar von England aus auf Antigua, Barbados, Bermuda, Berbice, Curaçao, Demerara, Dominica, Grenada, Jamaica, New-Providence, St. Kitts, St. Thomas, St. Vincents, Trinidad. Außerdem noch in New-Foundland, Columbia, Neubraunschweig, Neuschottland, auf der Prince-Edwardsinsel und Hondurasbai.

Von Frankreich aus auf Guadeloupe, Guyana, Martinique, Portorico, San-Yago; außerdem auf Guayaquil und Savannah.

Von Holland aus in Guyana (Surinam), St. Eustache und St. Martin.

Von Dänemark aus in Ste Croix und St. Thomas.

Von Schweden aus in Gustavia (St. Barthelemy). — In Port au Prince (Hayti) sind zwölf Logen.

In Brasilien besteht eine Großloge, unter der 79 Bauhütten in Thätigkeit sind; in Rio-Janeiro allein 15, und ein Suprême Conseil, unter dem die in höhern Graden (33) arbeitenden Logen stehen. In ihrem Constitutionsbuche erklärt die Großloge Erleuchtung des Menschengeschlechts als Hauptaufgabe des Bundes. Sie will allgemeine Moral, Wissenschaften und Künste verbreiten, Wohlthätigkeit und alle geselligen, religiösen und häuslichen Tugenden üben und fördern. Sie ist mit den Großlogen in Berlin vor Kurzem in Correspondenz getreten.

II. Afrika. Nach dem Capland, Sierra Leone und Ste Helena kam die Freimaurerei von England. Von Frankreich aus wurden schon früher Logen gegründet in der Capstadt, in Port Louis (Insel Mauritius), St. André und St. Denis (Insel Bourbon) und in Senegam-

Digitized by Google

bien, die noch blühen, in neueſter Zeit, ſeit 1832, in Algerien (Algier, Bona, Budſcha) u. ſ. w.

III. **Aſien.** In Perſien gründete der perſiſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, der ſich 1808 in Paris hatte aufnehmen laſſen, Logen. Sie finden heftige Gegner in den orthodoxen Parſen, welche ſie namentlich in der Zeitſchrift Tschabuck (Peitſche) öffentlich angreifen, und den chriſtlichen Miſſionairen. Nach neueſten Nachrichten ſollen ſich gegen 50,000 Mitglieder in Perſien befinden.

Daß in Japan Logen ſich finden, hat vor einiger Zeit der holländiſche Geſandtſchaftsarzt Sybold mitgetheilt.

Von England aus iſt der Bund verbreitet worden in Oſtindien, auf Ceylon, den Prinz Wales-Inſeln, Sumatra und neuerlich in China.

Von Frankreich aus wurden Logen gegründet in Colombo (Inſel Ceylon) und Pondichery (Oſtindien).

Von Dänemark aus in Tranquebar (Vorderindien) und Canton (China).

Für Oſtindien ſind die bedeutendſten Logen in Agra, Calcutta, Bombai und Madras. Im Ganzen 26 Logen, von denen eine aus Brahmanen, Muſelmännern und Parſen beſteht. Die Frage, ob Hindus aufzunehmen, wurde unter dem engliſchen Großmeiſter Suſſex ſtark in Zweifel gezogen, weil die meiſten noch der Abgötterei anhingen, was deren Grundprincip zuwider iſt.

Der Provinzialgroßmeiſter Burnes hat Alles aufgeboten, um ihre Zulaſſungsfähigkeit zu bewirken, wofür ihm eine Denkmedaille geprägt wurde, und durch ihn iſt die obenerwähnte Loge „Aufgehender Stern Oſtindiens" 1844 gegründet worden. Von ihr heißt es: „Am 24. Juni 1844 waren in derſelben Chriſten, Hindus und Muhammedaner verſammelt wie die Kinder, verſchiedenen Glaubens und dennoch einig unter einander, verſchiedene Sprachen ſprechend und dennoch einander verſtändlich durch des Bundes allgemeine Sprache, wie Kinder eines Vaters, engverbunden durch jene unauflöslichen Bande, die die Brüder aller Welttheile umſchlingen."

In Madras erſcheint eine maureriſche Zeitſchrift: *Freemasons* Monthly Herald.

Für China blüht beſonders in Hongkon die Royal-Suſſexloge, die vor Kurzem ein Aſyl für verarmte Freimaurer errichtete. Vergeblich waren die Schmähungen des Miſſionair Gützlaff gegen ſie, der ſie mit der ſogenannten Dreiheitsgeſellſchaft [33]), einer Bande von Mördern und Dieben, identificirte.

IV. **Auſtralien.** Hier blühen nach der Angabe des hamburger Archivs 200 Logen, beſonders in Süd-Wales (Paramatta und Sidney), in Weſt- und Südauſtralien unter der Großloge von London. Auf der Inſel Van-Diemensland finden wir fünf Logen, die bedeutendſte in Launceſton.

33) Triad Society, deren Mitglieder ſich unter geheimen Zeichen und mit dem Wahlſpruche:

„Die Freuden gemeinſam theilen,
Die Leiden gemeinſam tragen,

zu gegenſeitiger Unterſtützung für Raub, Diebſtahl u. ſ. w. verbunden haben.

Wenden wir uns nun zu den übrigen europäiſchen Ländern.

Portugal. Hier, wie in Spanien, war es die Inquiſition, die, um das Volk in Verdummung und Aberglauben zu erhalten, mit Argusaugen jede Andeutung des Bundes bewachte und mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit verfolgte.

Inſchriften und maureriſche Inſignien in alten Schlöſſern und Grabmälern ſollen auf ſehr frühes Vorhandenſein von Bauhütten ſchließen laſſen. In dem gegenwärtigen Zuſtande wurde der Bund 1727 zuerſt von Frankreich, dann von England hierher gebracht.

Im J. 1736 ward von London aus die erſte Loge in Liſſabon durch Georg Gordon gegründet. Trotz der Sorgfalt, mit der man die Sache geheim hielt, wurde ſie an die Inquiſition verrathen, welche zwei Mitglieder, Johann Couſtos aus Bern und Jacob Mouton aus Paris, verhaften, aufs Schrecklichſte foltern und den Letztern auf die Galeeren bringen ließ [34]).

Ihnen folgten bald viele andere Opfer.

Im J. 1792 wurden der Inquiſition alle Freimaurer „als Urheber der franzöſiſchen Revolution" zur Verurtheilung überliefert. Nur Wenigen gelang es, nach New-York, wo ſie aufs Freundlichſte aufgenommen wurden, zu entfliehen. Dennoch hielten ſich und entſtanden unter ſteten Verfolgungen Logen zu Liſſabon, Coimbra und Porto, und an vielen andern Orten.

Als heftigſten Verfolger zeigte ſich um 1800 der Generalintendant Manique. Um ſeinen Nachſtellungen zu entgehen, mußte man oft die Locale wechſeln, oder ein Theil der Mitglieder mußte ſpielen und tanzen, während die andern ihre Verſammlungen hielten. Doch gelang dies nicht immer, und zahlreiche Verhaftungen geſchahen oft auf den bloßen Verdacht hin. Dennoch wurde 1805 eine Großloge geſtiftet und Egaz-Moriz erſter Großmeiſter. Durch die Invaſionen franzöſiſcher Heere von 1807 an erhielt der Bund eine große Stütze.

Unter dem Schatten der conſtitutionellen Monarchie blühte der Bund bis zur Zeit der Gegenrevolution.

Der wieder in die Königsgewalt eingeſetzte Johann VI. erließ 1820 bei Strafe der Deportation nach Afrika ein Verbot gegen die Freimaurer.

Man ſuchte ſie in Zeitſchriften zu verdächtigen. „Die Logen," hieß es, „ſeien der Mittelpunkt für alle Rebellen Europa's, und würden nicht eher ruhen, bis der letzte König mit den Eingeweiden des letzten Prieſters erdroſſelt ſei." Als noch heftigerer Gegner zeigte ſich bald Don Miguel. Seit ſeiner Proclamation zum Könige bis zur Capitulation von Evora waren Galgen und Kerker das Loos Aller, die als Freimaurer erkannt wurden.

Nach der Rückkehr der Emancipirten, 1834, bildeten ſich wieder Logen in den Hauptſtädten, deren Verhältniſſe leider durch innere Zwiſtigkeiten geſtört wurden.

Im J. 1837 wurde der ſchottiſche Ritus eingeführt

34) Man beſchuldigte die Freimaurer unter andern aus dem Grunde der Sodomiterei, weil ſie die Frauen von ihren Verſammlungen fern hielten.

Digitized by Google

und dadurch zu den drei beſtehenden Großorienten ein vierter hinzugefügt.

Somit beſtehen gegenwärtig in Portugal vier Großoriente, der luſitaniſche, unter der Oberleitung des Großorients von Braſilien, der **irländiſche**, unter dem Schutze der Großloge von Dublin, der Großorient von Taſſos-Manuel und der Großorient von Coſta-Cabral.

Laut Patent des Suprême Conseil von Braſilien wurde das von Carvalho in Liſſabon gegründete **Conſiſtorium** des 32. Grades beſeitigt und ein unabhängiger hoher Rath den 27. Dec. 1841 inſtallirt. Dieſer vervollſtändigte ſich den 31. Dec. 1844 durch einen allgemeinen Wohlthätigkeitsausſchuß, der nach ſechs Monaten ſchon ein Stammcapital von 2,700,000 Reis beſaß.

In **Spanien** will man aus gewiſſen Denkmälern in Aragonien, Andaluſien und Altcaſtilien, ſowie aus Proceßacten in den Archiven des heiligen Officiums zu Granada auf eine frühe Exiſtenz (1479) des Bundes ſchließen. Im J. 1721 ſoll ein Sprößling des Hauſes d'Altamira, von weiten Reiſen zurückgekehrt, die Loge San Juan in Madrid gegründet haben, die, von Prieſtern entdeckt, bald eingegangen ſei.

Von **England** aus wurde 1728 die erſte Loge in Madrid, „**zu den Lilien**," und 1729 eine zweite in Gibraltar gegründet. Im J. 1739 iſt Jacob Cammerford durch Lord Lowell zum Provinzialgroßmeiſter von Andaluſien ernannt worden. Aber ſchon 1740 erließ Philipp V., auf Veranlaſſung der von Papſt Clemens XII. erlaſſenen Bannbulle, ein ſcharfes Edict gegen die Freimaurer, in Folge deſſen viele zu Galeeren und andern harten Strafen verurtheilt wurden.

Um nun die im Geheimen noch fortbeſtehenden Logen mit Stumpf und Stiel auszurotten, griff der Inquiſitor Pater Torrubia zu einem echt jeſuitiſchen Mittel. Er ließ ſich 1751 nach zuvor von dem päpſtlichen Großpönitentiar erhaltener **Dispenſation und Losſprechung von dem abzulegenden Eide der Verſchwiegenheit**, unter dem erborgten Namen und Stand eines Weltprieſters, in den Bund aufnehmen, unterrichtete ſich, mit Schlangenliſt, von allen Verhältniſſen, und trat dann bei dem höchſten Gerichtshofe der Inquiſition in Madrid mit einer furchtbaren Anklage „gegen das verabſcheuungswürdige Inſtitut der Freimaurerei" auf, ein genaues Verzeichniß der 97 damals in Spanien beſtehenden Logen und ihrer Mitglieder vorlegend. Darauf hin wurden Tauſende verhaftet, peinlich verhört und am 2. Juli 1751 von Ferdinand VI. der Orden bei Todesſtrafe verboten. Wie grauſam dieſes Decret gehandhabt wurde, davon erzählt Llorente in ſeiner Histoire crit. de l'inquisition d'Espagne Tom. IV. ein ſchreckliches Beiſpiel.

Erſt 1807, als Napoleon's ſiegreiche Heere in Spanien einrückten, konnte der Bund ſichern Boden gewinnen. Nach der Thronbeſteigung Joſeph Napoleon's gewann er ihn in ſo ausgedehntem Maße, daß 1809 in Madrid eine große Nationalloge gegründet wurde, die in dem Gebäude des (damals aufgehobenen) Glaubenstribunals ihre Sitzungen hielt.

Im J. 1811 gründete Joſeph Napoleon ein Großcapitel der höhern Grade, und der Bund blühte bis zur Rückkehr Ferdinand's VII. Dieſer hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Inquiſition wieder einzuſetzen und 1814 den 24. Mai die Freimaurerei unter Androhung der härteſten Strafen zu verbieten und Verfolgungen ihrer Anhänger anzuordnen.

Unter der Herrſchaft der Cortes, 1820, wurden alle wegen Theilnahme am Bunde Verhafteten in Folge eines Befehls der proviſoriſchen Regierung in Freiheit geſetzt, die geſchloſſenen Logen wieder eröffnet und neue gegründet [35]).

Aber ſchon am 1. Aug. 1824 erließ Ferdinand VII. ein neues ſtrenges Verbot gegen alle geheimen Bündniſſe. Binnen Monatsfriſt ſollten, ſo lautete die Verordnung, alle Mitglieder des Bundes ſich melden und ihre Papiere ausliefern, widrigenfalls man ſie, wenn ſie ſpäter der Mitgliedſchaft überführt würden, ſogleich ohne weitern Proceß aufknüpfen würde. Nach Ablauf dieſer Friſt erklärte der Kriegsminiſter Aymerich alle Freimaurer des Königreichs für vogelfrei. In Folge davon wurden 1827 noch ſieben Gründer einer Loge in Granada hingerichtet.

Als nach Ferdinand's VII. Tode, 1833, der unglückſelige Bürgerkrieg ausbrach und in demſelben die hierarchiſche Partei unterlag, hörten zwar die Verfolgungen auf, aber der Bund konnte ſich doch nur im Geheimen ausbilden, weil die Theilnehmer mit Landesverweiſung bedroht waren.

In neueſter Zeit iſt ein ſchon 1843 berathener, 33 Grade anerkennender, aus ſieben Sectionen beſtehender Großorient [36]) ins Leben und mit dem Grand Orient de France und der Großloge von England in Verbindung getreten, jedoch ſo, daß weder die Stadt, in der er gegründet, noch ſeine Theilhaber bei ihren rechten Namen, ſondern nur als angenommene genannt werden. Der fingirte Name der Stadt iſt Volée invisible. **Spanien** iſt in vier große Diſtricte eingetheilt, deren jeder drei Provinziallogen zählt. Die Erkennungszeichen ſind verändert und alle halbe Jahre wird das Erkennungswort gewechſelt.

Frankreich. Die erſte Loge [37]) wurde in Paris 1725 von Lord Derwents Waters und den Rittern Maskelyne und Heguetty errichtet, unter dem Namen Louis d'argent, dite St. Thomas, nach der Conſtitution und dem Ritual der Großloge in London, 1732 eine zweite, unter dem Namen des Herzogs von Aumont, der in ſie aufgenommen wurde, denen bald mehre folgten. Viele arteten bald aus. Eitelkeit und Prunkſucht waren bald die Quellen zu höhern Graden, welche man mit den nach Frankreich geflüchteten Prätendenten Jacob II. und III., 1686, in Verbindung brachte und unter dem Namen Clermont'ſches Hochcapitel, Clermont'ſches Syſtem zuſammenfaßte [38]).

---

35) Auch die Carbonaris und Communeros erhoben ihre Häupter. 36) Grand Orient hespérique reformé. 37) Angaben von früher entſtandenen Logen ſind ungewiß. 38) Die Jeſuiten ſollen auf dieſes Syſtem weſentlichen Einfluß geäußert und vornehmlich die Fiction eines Zuſammenhanges der Freimaurerei mit dem Tempelherrnorden veranlaßt haben. Ramſay wird als Stifter genannt. Die Sage ging, daß, nachdem Jacob Molay, der letzte

Digitized by Google

Vielfache Verbote Ludwig's XV. in den Jahren 1737, 1744, 1745 hinderten die Verbreitung ſo wenig, daß der Herzog von Autun 1738 die Wahl als lebenslänglicher Großmeiſter annahm und nach ſeinem Tode Ludwig von Bourbon, Graf von Clermont, ihm folgte.

Die von Letzterem ernannten Stellvertreter, Baure, ein habſüchtiger Banquier, und dann Lacorne, ein leichtfertiger Tanzmeiſter, riefen durch ihre Unbeſonnenheit Verwirrung und Spaltungen hervor, die zwar von einem dritten Generalſubſtituten, Chaillou de Joinville, für einige Zeit beſeitigt, aber dann um ſo heftiger ausbrachen und, durch die Entſtehung neuer Großlogen, Conſeils, Capitel ꝛc. in den Provinzen verſtärkt [39]), Veranlaſſung zu neuen Verboten von Seiten des Staats und der Kirche [40]) wurden.

Zwar gelang es dem 1773 zum Grand-maître de la maçonerie française feierlich eingeſetzten Herzog von Chartres, nachherigen Herzog von Orleans (Egalité), die Zurücknahme dieſer Verbote zu bewirken und durch mehre Convente [41]) eine größere Einheit anzubahnen [42]); als aber der Kopf deſſelben 1793, nachdem er ſich vom Bunde losgeſagt, unter der Guillotine gefallen war, brachen überall ſtörende Spaltungen wieder aus, und die Sache kam mehre Jahre in Verfall. Die edelſten Opfer der Revolutionswuth, namentlich die Girondiſten, gehörten dem Bunde an.

Mit der ſeit 1796 ins Innere Frankreichs wiederkehrenden Ruhe kamen die Logen wieder in Blüthe und entwickelten bald ein reges Leben. Roettiers de Montaleon (grand Vénérable) gab ſich viele Mühe und vereinigte 1799 den Grand-Orient und die Grande Loge. Dagegen gab es neue Streitigkeiten mit den Logen, welche die, beſonders ſeit 1786, zunehmenden, höhern Grade hatten. An der Spitze derſelben ſtand der ſogenannte Suprême-Conseil, geſtiftet vom Grafen Graſſe-Tilly mit ſeinen 33 höhern Graden. Der Friede wurde durch die Beſtimmung hergeſtellt, daß derſelbe die Grade 19—33 für ſich behalten und mit den frühern einen Theil des Grand-Orient ausmachen ſollte. Im J. 1806 wurde dieſe Vereinigung wieder aufgehoben.

Joſeph Napoleon wurde zum Großmeiſter und Cambacérès zu ſeinem Premier-Adjoint ernannt. Im J. 1812 waren in Paris 130 Logen, im ganzen franzöſiſchen Reiche 1980 Logen und 89 Militairlogen, welche den Fahnen ihrer Regimenter folgten [43]).

Nach kurzer Unterbrechung durch den Kriegstumult der Jahre 1814 und 1815 eröffnete der Grand-Orient ſeine Thätigkeit damit, daß er Joſeph Napoleon und Cambacérès (Herzog von Parma) ihrer Stellen verluſtig erklärte und an deren Stellen den Herzog von Tarent (Macdonald), den Marſchall Beurnonville und den Marſchall Timbrune-Thiembrone (Grafen von Valerie) als Grands Conservateurs einſetzte.

Faſt alle Logen ſtellten ſich unter den Grand-Orient, da dieſer alle höhern Grade, mit Ausnahme der des Suprême Conseil und Rite Misraim, unter ſeiner Obergewalt duldete. Neue Streitigkeiten entbrannten zwiſchen dem Grand-Orient und dem Suprême Conseil, deren Ausgleichung 1826 und 1834 vergeblich verſucht wurde. Der Letzte ſchloß in dieſem Jahre mit den Suprêmes Conseils von New-York, Rio-Janeiro und Brüſſel eine Conföderation ab und gewann dadurch an Bedeutung.

Der Erſte fuhr fort, ihn und ſeine Tochterlogen für unregelmäßig zu erklären.

Im J. 1841 wurde ein neuer Verſuch zur Vereinigung gemacht. Dieſer glückte, und es kam am 19. Febr. 1842 ein förmlicher Vereinigungsvertrag zu Stande. Der Univers, das Organ der Jeſuiten, verfolgte den Bund ſehr heftig. Ein 1845 durch den Marſchall Soult an die Armee gebrachtes Verbot in Betreff der Theilnahme am Bunde ſcheint nicht in Wirkſamkeit getreten zu ſein.

Thätig ſind gegenwärtig in Frankreich gegen 280 Logen; in Paris allein 90 Logen. Auch auswärts haben die maureriſchen Oberbehörden von Paris Logen errichtet, zunächſt in den Colonien, namentlich in den afrikaniſchen, in Algerien, auf der Inſel Bourbon und in den amerikaniſchen Beſitzungen Guadeloupe, Guyana und Martinique.

Außerdem ſtehen auch Logen in Belgien, in der Schweiz, auf Ceylon, in Oſtindien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, der Inſel Mauritius, in Senegambien, Weſtindien und den vereinigten Staaten Nordamerika's unter dem franzöſiſchen Großoriente. Im J. 1838 machte der Grand-Orient die Einrichtung, daß alljährlich am 27. Dec. drei Medaillen zur Belohnung an ſolche gegeben werden ſollten, die irgend eine der Menſchheit nützliche That vollbracht hätten. Daß die Logen mit zur Wiederherſtellung geſetzlicher Ordnung nach der Februarrevolution 1848 beigetragen haben, ſcheint aus dem den Worten liberté und égalité hinzugefügten „*fraternité*“ hervorzugehen.

Italien. Im J. 1733 gründete Lord Sackville, Herzog von Middleſex, die erſte Loge in Florenz [44]). Im

---

Großmeiſter der Templer, verbrannt worden war, ſieben Templer nach einer ſchottiſchen Inſel geflüchtet ſeien, dort als Handwerksmaurer gearbeitet und den Orden in Bildern geheim fortgepflanzt hätten. In dieſe pariſer Hochgrade wurde von Hund eingeweiht, um ſie nach Teutſchland zu verpflanzen. Überhaupt hat die Freimaurerei nirgends ſoviel Ausartungen erfahren, als in Frankreich; dahin gehören die Maçonerie d'adoption (1774) und l'ordre des Chevaliers et Dames de l'espérance, in die Frauen Aufnahme fanden. Alchemie, Geiſterſeherei und Theoſophie wurden eingeführt. St. Germain, Caſanova und Caglioſtro ſchlichen ſich ein und ſtifteten, tiefe Geheimniſſe vorſpiegelnd, neue Syſteme und Orden. Der Letzte die verrufene ägyptiſche Maurerei (rite Misraim). Es gab Syſteme von 90 Graden, mit den hochtrabendſten Namen. Was viel Verwirrung brachte (Hermetiſche Freimaurerei, Philalethen u. ſ. w.).

39) In Paris ſtand dem Grand-Orient die Grande Loge heftig entgegen. 40) Zu Folge der Bannbulle Benedict's XIV. vom 22. Juli 1751. 41) Der berühmteſte zu Paris, den 15. Febr. 1785, auf dem auch bedeutende Mitglieder von Teutſchland erſchienen, und namentlich über Caglioſtro's ägyptiſche Riten und deſſen Einführung verhandelt wurde. 42) Der 1772 in Paris errichtete Grand-Orient de France gewann immer mehr Anſehen.

43) Dieſe Logen, beſonders aber auch viele Civillogen, drehten ſich um die Perſon des Kaiſers. Mit dem Ausrufe: vive l'Empereur, wurden ſie eröffnet und geſchloſſen. 44) In Italien erhielt die Freimaurerei den Namen Cucchira (die Maurerkelle).

Digitized by Google

J. 1737 erſchien ein ſtrenges Edict gegen den Bund, welches aber ſchon im folgenden Jahre von Franz I. wieder aufgehoben wurde.

In Neapel ſtiftete um 1750 ein Grieche eine Loge, die ſich, ungeachtet eines Verbots Karl's III. von Spanien, ſpäter zu einer Provinzialloge und dann 1764 zu einer Nationalloge ausbildete. Im J. 1775 erſchien in Neapel ein neues Verbot gegen die Maurerei, in dem ſie als Majeſtätsverbrechen verpönt ward, welches jedoch durch Vermittelung der Gemahlin Ferdinand's IV., Karoline, einer Tochter Franz' I., 1783 wieder aufgehoben wurde. Doch blieb der Bund ſtreng überwacht.

In Sicilien beſtanden 1775 geſetzmäßige Logen, unter einer Nationalloge, del Zelo, welche aber bald eingehen mußten.

In den übrigen Theilen Italiens, mit Ausnahme von Venedig und Verona, wo 1772 zwei Logen entſtanden, aber 1785 aufgehoben wurden, konnte der Bund, von geiſtlichen [45]) und weltlichen Behörden fortwährend verfolgt, früher keine Wurzel faſſen.

Erſt unter Murat blühten überall Logen auf. Er genehmigte einen Grand-Orient und ward ſelbſt Großmeiſter den 24. Juni 1809 [46]). Nach Napoleon's Sturz wurde eine heftige Verfolgung gegen ſie eingeleitet und die Theilnahme, den 28. März 1821, bei Galeerenſtrafe verboten [47]). Seitdem iſt der Bund dort gänzlich verſchwunden. Als Pius IX. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, gab man ſich von Seiten des Bundes illuſoriſchen Hoffnungen hin. Eins ſeiner erſten Geſchäfte war, daß er ein neu erſchienenes, höchſt unſchuldiges maureriſches Buch verbot. Unter dem Krummſtabe werden die Bauhütten nimmer gedeihen.

Schweiz. Die Geſchichte des Bundes theilt ſich hier in drei Perioden. Die erſte von 1737—1803.

Der engliſche Provinzialgroßmeiſter Georg Hamilton gründete vermittels eines Conſtitutionspatents des engliſchen Großmeiſters, Herzogs von Montagu, im J. 1737 in Genf die erſte und den 2. Febr. 1739 in Lauſanne die zweite Loge, und am letztern Orte zugleich eine freimaureriſche Oberbehörde, die den Namen helvetiſch-romaniſches Directorium (Directoire national Helvétique roman) erhielt. Ein im J. 1745 von Bern ausgehendes und 1782 erneutes Verbot konnte die Verbindung nicht unterdrücken [48]), und ſie blühte in allen proteſtantiſchen Cantons, während ihr in den katholiſchen der Klerus, durch die päpſtlichen Bannbullen aufgereizt, fortwährend hemmend im Wege ſtand.

Die 1766 in Baſel und 1772 in Zürich errichteten Logen bekannten ſich zu den drei erſten Graden der ſtricten Obſervanz. Im J. 1775 wurde unter dem Einfluſſe von teutſchen Ordensobern die höhern Grade eingeführt und in Baſel das „altſchottiſche Directorium" der Schweiz errichtet, von welchem 1780 und 1791 in Neuenburg zwei Logen gegründet wurden [49]).

Als durch einen gewiſſen Sidrac aus Paris 1777 die Ausartung franzöſiſcher Maurerei ſich eindrängen wollte, wurde beſchloſſen, daß die Freimaurerei in Helvetien nach den beiden Landesſprachen durch zwei Behörden, eine den teutſchen Theil durch das ſchottiſche Directorium und den franzöſiſchen durch das Directoire écossais roman, regiert werden ſollte.

Im J. 1786 bildete ſich in Genf die Grande Loge de Genève, die aber 1793, aus politiſchen Gründen ſich auflöſend, dem Grand-Orient de France einverleibt wurde.

Zweite Periode von 1803—1844. Von 1793—1803 ruhten, vom Kriegslärm übertäubt, die Schweizerlogen. Am 14. Sept. d. J. trat in Bern, vom Grand-Orient de France gegründet, die Loge zur Hoffnung ins Leben, welcher bald mehre in Lauſanne (1805), Baſel (1807), Solothurn (1809) u. ſ. w. folgten; alle von Paris aus errichtet.

Im J. 1810 trat das ehemalige Directorium zu Lauſanne unter dem Namen Grand-Orient national Helvetique roman als unabhängige vaterländiſche Behörde, und 1811 das früher in Zürich beſtandene Directorium mit allen ſeinen 1793 in Stillſtand gerathenen Logen in Baſel von Neuem ins Leben. Letzteres wurde ſpäter wieder nach Zürich zurückverlegt.

Im J. 1818 den 27. Juli wurde von dem Herzoge von Suſſer, Großmeiſter der Freimaurerei in England, in Bern eine Provinzialgroßloge durch Peter Ludw. von Tavel errichtet.

Durch einen am 29. April 1822 abgeſchloſſenen Vertrag, durch den man dem von Frankreich ſich eingeſchlichen habenden Unweſen des Ordre maçonique de Mizraim en son 90ème degré zu begegnen ſuchte, löſten ſich dieſelben wieder auf und conſtituirten unter von Tavel mit dem ſich ebenfalls auflöſenden Grand-Orient zu Lauſanne, unter dem Namen Großlandesloge der Schweiz, einen Logenbund, der zu Johanni d. J. feierlich proclamirt wurde und ſich zum altengliſchen Ritus bekannte.

Von den in der Mitte dieſer Periode beſtehenden vier Oberbehörden beſtanden alſo nun nur noch zwei, nämlich dieſe Großlandesloge zu Bern, unter der im J. 1840 zwölf Logen, und das Directorium der ſchottiſchen Maurerei, unter dem ſechs Logen ſtanden, die man beſonders ſeit 1836 von allen Seiten her in eine einzige vereinigt zu ſehen immer lebhafter wünſchte. Am 22—24. Juni 1844 fand, nachdem die Sache auf mehren Generalverſammlungen zu Zürich, Bern, Baſel, Locle und Aarau reiflich erwogen und vorbereitet worden war, dieſer ſehnliche

45) Papſt Clemens II. hatte den Bund ſchon 1738 mit dem heftigſten Bannfluche belegt und Benedict XIV. denſelben 1751 beſtätigt. Doch hat auch in Rom von 1735—1737 eine von Edinburgh aus gegründete Loge beſtanden. 46) Seit 1812 bildete ſich unter dem Namen Carbonaria ein Bund mit den politiſchen Verhältniſſen Unzufriedener, der von dem Freimaurerbunde Symbole entlehnte und ihn ſelbſt gern ins Intereſſe gezogen hätte. 47) Ein Edict, welches der Staatsſecretair Pius' VII., Conſalvi, den 13. Aug. 1814 ergehen ließ, bedrohte die Theilnahme mit Verbannung und Todesſtrafe. 48) Obſchon ſelbſt in Folge deſſelben das helvetiſch-romaniſche Directorium in Lauſanne aufblühte.

49) Lavater gehörte dieſem Ritus an.

Digitized by Google

Wunſch ſeine Erfüllung. Es löſten ſich die bisherigen maureriſchen Oberbehörden, das Directorium der rectificirten ſchottiſchen Maurerei in Zürich und die große Landesloge in Bern auf, um zu *einer* ſchweizeriſchen Großloge, unter dem Namen Alpina und dem Großmeiſter Hottinger, zuſammenzutreten, der die meiſten Logen beitraten und unter der 16 Logen arbeiten.

Holland und die Niederlande. Schon im J. 1731 wurde unter der Großmeiſterſchaft des Lords Lovel in London durch Stanhope, Grafen von Cheſterfield, die erſte maureriſche Verſammlung im Haag gehalten und der Herzog von Lothringen, *Franz Stephan*, nachheriger (1745—1765) teutſcher Kaiſer Franz I., in dieſelbe aufgenommen. Aber erſt im J. 1734 den 30. Sept. wurde die erſte wirkliche Loge, unter dem Namen Loge du Grand-Maître des Provinces réunies et du ressort de la Généralité, von Vincent de la Chapelle ebenfalls im Haag gehalten.

Der Bund verbreitete ſich ſo ſchnell, daß er Beſorgniß erregte, und die Generalſtaaten ſchon 1735, unter allen Regierungen des Continents zuerſt, ein ſtrenges Verbot gegen ihn erließen, welches Karl VI. 1738 auch in Beziehung auf die öſterreichiſchen Niederlande und Flandern ausſprach. Die Loge im Haag ſetzte jedoch ihre Verſammlungen fort, nahm 1749 den Namen de l'Union royale an und gab Veranlaſſung zu der am 27. Dec. 1756 daſelbſt errichteten, noch jetzt beſtehenden Nationalloge der Niederlande [50]), welche 1770 den 25. April mit der Großloge der Modern Masons in London ein Concordat abſchloß, dem zufolge ſie völlige Unabhängigkeit erlangte.

Indeſſen war 1735 auch in Amſterdam eine Loge errichtet worden, die Verdacht erregt hatte. Es wurden ihr vom Magiſtrat die Verſammlungen unterſagt, und als dieſe doch fortdauerten, die oberſten Beamten derſelben verhaftet. „Wir ſind als Freimaurer," ſo ſagten ſie freimüthig im Verhöre, „friedliche Unterthanen und unſerem Vaterlande und Landesherrn mit unwandelbarer Treue ergeben. Wir leben in Eintracht; Heuchelei und Betrug verabſcheuen wir; menſchenfreundliche Handlungen ſind uns Pflicht und Genuß. Unſere Gebräuche und Geheimniſſe dürfen wir nicht verrathen. Sie ſind aber weder göttlichen, noch menſchlichen Geſetzen zuwider. Laſſet ein Mitglied des Magiſtrats bei uns aufnehmen, das wird uns ſolches bezeugen." Dieſe Sprache gefiel dem Magiſtrat. Der Stadtſecretair ließ ſich im Auftrag des Magiſtrats aufnehmen, und erſtattete ſo günſtigen Bericht, daß faſt alle Mitglieder des Magiſtrats ſich aufnehmen ließen.

Seitdem erblühte der Bund, ohne irgend ein Hinderniß, immer ſchöner auf, und zeichnete ſich durch Übung der Wohlthätigkeit aus [51]). Im J. 1816 übernahm Prinz *Wilhelm Friedrich Karl* die Würde eines Nationalgroßmeiſters. Am 6. Juni 1841 wurde das Jubelfeſt ſeiner großmeiſterlichen Hammerführung feierlichſt begangen.

Als 1830 die ehemals öſterreichiſchen Niederlande von Holland ſich trennten und das Königreich Belgien bildeten, entſtand ein Grand-Orient belgique. Der Freimaurerbund bildet in Belgien gleichſam den Mittelpunkt, um den ſich die liberale Partei ſchart, und wird in dankbarer Anerkennung ſeiner thätigen Menſchenliebe von dem Volke geliebt und geachtet, deſto gründlicher aber vom Klerus gehaßt, der den Freimaurern das heilige Abendmahl, den Troſt der Sterbenden und den Eheſegen aufs Entſchiedenſte verweigert. Nichtsdeſtoweniger mehren ſich die Logen immer mehr, und ſelbſt auf Dörfern werden welche errichtet.

Dänemark. Am 11. Nov. 1743 verſammelte man ſich unter dem Vorſitze des Baron Münnich, der ein Patent von der Loge aux Trois Globes in Berlin hatte, zum erſten Male maureriſch in Kopenhagen; aber erſt den 13. Jan. 1745 wurde eine förmliche Loge, St. Martin, gegründet und 1749 von Lord Byron, Großmeiſter von England, patentiſirt und zur Provinzialgroßloge erhoben.

Im J. 1754 wurde von der großen Loge von Schottland ebenfalls in Kopenhagen eine ſchottiſche Provinzialloge, Le petit Nombre, errichtet, die ſich bald unabhängig machte. Der Bund verbreitete ſich ſchnell durch alle Landestheile bis nach den däniſch-weſtindiſchen Inſeln hin, und wurde 1792 vom Staate förmlich anerkannt. Das Generalgroßmeiſteramt übernahm Landgraf Karl von Heſſen und nach deſſen Tode, 1836, Chriſtian VIII., welcher mehrmals die Feſtverſammlungen beſuchte. An ſeinem Krönungstage, den 28. Juni 1840, wurde eine bedeutende Stiftung für Witwenunterſtützung errichtet. Zwei unter dem Generalgroßmeiſter ſtehende Freimaurerdirectorien leiteten die Geſchäfte. Auch in den weſtindiſchen Colonien Dänemarks ſind einige Logen.

Schweden und Norwegen. Mit welchem Rechte man daſelbſt ein ſehr hohes Alter für das Beſtehen des Bundes in Anſpruch nimmt, laſſen wir aus Mangel an Urkunden unentſchieden. Die 1736 von England hierher gebrachte und ſchnell Wurzel faſſende Freimaurerei wurde den 21. Oct. 1738 von Friedrich I. bei Todesſtrafe unterſagt, gewann aber, nachdem ſieben Jahre ſpäter das Verbot zurückgenommen wurde, bald ſichern Boden. Der König ſtellte ſich an die Spitze und ließ ſich von den Deputirten der Loge huldigen. Von ihrem menſchenfreundlichen Wirken zeugt das 1753 von ihnen gegründete große Waiſenhaus. Später wich man von der alten Einfachheit ab.

Die Freimaurerei neigte ſich theilweiſe ſeit 1786 zu den metaphyſiſchen und myſtiſch-theoſophiſchen Beſtrebungen Schwedenborg's, woraus das ſchwediſche Syſtem, welches neun Grade hat, hervorging, was bald in England und Rußland Anklang fand, und noch jetzt in modificirter Geſtalt, ähnlich der ſtricten Obſervanz, nicht nur in Schweden, ſondern von Zinnendorf modificirt (mit ſieben Graden), in der großen Landesloge von Teutſchland in Berlin ſich findet. Anderntheils kam man unter jeſuitiſchem Einfluß auf Roſenkreuzerei und alchemiſtiſche Beſtrebungen. Eine gewünſchte Vereinigung mit Teutſchland kam nicht zu Stande. Dieſe Richtung wurde unter Guſtav III.

50) Sie zählte 1842 75 Bundeslogen, von denen die Mehrzahl auf die Colonien kommen. 51) Allbekannt iſt die von ihm 1808 gegründete Blindenanſtalt.

Digitized by Google

durch eine mehr politiſche Tendenz verdrängt. Dieſer ließ ſich, um ſich der durch Karl XII. veranlaßten, läſtig werdenden Vormundſchaft der Reichsſtände zu entziehen und den Mittelſtand gegen den Adel zu ſtimmen, in den Bund aufnehmen und ſeinen Bruder, den Herzog von Südermanland, zum Großmeiſter ernennen. Seit der Zeit hat der Bund in Schweden eine politiſche Bedeutſamkeit gehabt. Im J. 1811 ſtiftete Karl XIII. einen öffentlich zu tragenden Orden für verdiente Freimaurer [52]), den Orden Karl XIII.

Alle Logen ſtehen unter der großen ſchwediſchen Landesloge zu Stockholm, deren Großmeiſter ein Glied aus dem königlichen Hauſe iſt. Ihre Lehrart iſt chriſtlich-myſtiſch, die Idee eines Urchriſtenthums verfolgend, und hat viele Grade. Unter ihr ſtehen drei Provinziallogen, eine Stewartsloge, ſieben Andreas- und 16 Johannislogen.

Zwei ſeltſame Männer, der von Vielen für einen wirklichen Zauberer gehaltene, von Andern für einen betrügeriſchen Charlatan erklärte Björnram, Secretair Guſtav's III., und der 1770 zu Jönköping geborene Hofſecretair **Karl Adolf Anderſon Boheman**, Haupt und Apoſtel der, politiſcher Umtriebe verdächtigen, aſiatiſchen Brüder, waren nicht ohne bedeutenden Einfluß auf den Bund.

Polen. Hier iſt die Freimaurerei wegen der fortdauernden politiſchen Gährung nie recht zur allgemeinen Blüthe gekommen. Um das Jahr 1736 wurden Logen von England aus errichtet, mußten aber der Bannbulle Clemens' XII. zufolge geſchloſſen werden.

In den Jahren 1742—1749 entſtanden wieder Bauhütten in Wiſniewitz, Lemberg und Warſchau. Im J. 1769 erhob ſich eine der warſchauer, unter Moszgeski, zur Großloge. Im J. 1794 löſte ſich mit der ſtaatlichen Selbſtändigkeit auch der Logenbund, und nur in dem preußiſchen Antheil hielt ſich die Sache.

Im J. 1807 erſtand mit dem neugebildeten Herzogthume **Warſchau** auch die Freimaurerei wieder, und bald darauf wurde ein Großorient von Polen proclamirt. Dieſer war nach kurzer Unterbrechung im J. 1813 mit zahlreichen Tochterlogen (1818 einige 40) bis 1821 thätig. Am 6. Nov. d. J. wurde die Freimaurerei in Folge eines Befehls vom Kaiſer Alexander vom 12. Aug. gänzlich verboten. Einige während der Inſurrection von 1830—1831 reſtituirte Logen wurden, nach deren Unterdrückung, wieder geſchloſſen.

Rußland. Schon 1731 conſtituirte die Großloge von England unter der Kaiſerin Anna Iwanowna eine Loge in Moskau, die aber ihre Verſammlungen ſehr geheim gehalten zu haben ſcheint.

Seit 1762 fand die Maſonei Duldung. Katharina II. erklärte ſich, nachdem ſie ſich hatte Bericht erſtatten laſſen, als Beſchützerin der Loge Clio in Moskau, worauf mehre Logen, namentlich in Petersburg, „zur vollkommenen Einigkeit" entſtanden, die ſelbſt, als Katharina ihnen ihren Schutz wieder entzog, fortbeſtanden und viele Große des Reichs in ihrer Mitte hatten.

Paul I., Anfangs dem Bunde geneigt, verbot, auf Veranlaſſung des Malteſers Grafen Liven, den Bund, und er wurde ſeitdem nur im Stillen gepflegt. Kaiſer Alexander beſtätigte Anfangs 1801 Paul's Verbot, ließ aber daſſelbe 1803, durch den Staatsrath Böber bewogen, nachdem er ſich Bericht hatte erſtatten laſſen, zurück- und ſich ſelbſt in den Bund aufnehmen.

Im J. 1811 wurde in Petersburg eine, dem ſchwediſchen Syſteme angehörende, Großdirectorialloge, „Wladimir zur Ordnung," errichtet, an deren Stelle 1815 die Großloge Aſträa mit tolerantern Grundſätzen trat.

Am 12. Aug. 1821 erſchien unerwartet, wie man glaubte auf den Verdacht hin, daß die verwieſenen Jeſuiten ſich in den Logen verſteckt hielten, der ſchon erwähnte Ukas **Alexander's**, der den Bund aufs Strengſte unterſagte, was noch jetzt gilt. Der freimaureriſche Hammer und die ruſſiſche Knute ſind zu heterogene Inſtrumente, als daß ſich ſobald etwas zu Gunſten des Bundes hoffen ließe.

Türkei. Auch hier wurden 1738—1748, und zwar in Conſtantinopel, Smyrna und Aleppo, von England aus Logen errichtet. Die Regierung gab in Conſtantinopel Befehl, bei der nächſten Verſammlung das Haus zu ſperren und anzuzünden. Niemand fand ſich zu derſelben ein.

In neuerer Zeit finden ſich wieder Spuren der Maurerei. Schon 1829 wurde in Zeitungen berichtet, daß die ruſſiſchen Officiere nach der Schlacht bei Schumla ſolche bei ihrem Einzuge in Adrianopel gefunden hätten. Weitere Nachrichten verdanken wir einem teutſchen Arzte in Jaſſy, der von einem wohlthätigen Derwiſch maureriſch begrüßt wurde, und von ihm die Notiz erhielt, daß er in dem türkiſchen Kloſter bei der Sophienmoſchee in Conſtantinopel noch mehr Bekannte finden werde. Noch Näheres hören wir von einem Freimaurer, Schulze aus Leipzig, den eine Geſchäftsreiſe nach Serbien führte. Er theilt mit, daß er in Belgrad eine türkiſche Loge, Alkotſcha, beſucht habe. Sie beſtehe aus 50 Mitgliedern, deren Religionsbegriffe **über** dem Islamismus zu ſtehen ſchienen, da jeder von ihnen nur eine Frau beſitze und bei der Tafelloge Wein getrunken werde. Die Loge ſtehe mit den perſiſchen Freimaurern, deren über 50,000 ſeien, in Verbindung. Der Vorſitzende, Ismael Zſcholak, ſei zugleich Großmeiſter für die europäiſche Türkei. Dieſer hat ihn ſelbſt zum Ehrenmitgliede aufgenommen und ihm ein Schreiben an ſeinen Meiſter vom Stuhle in Leipzig mitgegeben, in welchem derſelbe ebenfalls zum Ehrenmitgliede der Loge in Belgrad ernannt wird, woran ſich eine weitere intereſſante Correſpondenz angeknüpft hat. Als Stifter der türkiſchen Freimaurerei wird Ali genannt.

Teutſchland. Nach Anderſon wurde bereits 1733 mit Patent des engliſchen Großmeiſters Strathmore die erſte teutſche Loge in Hamburg errichtet, von der ſich keine weitere Notiz findet. Aus einer 1737 daſelbſt unter von

52) „Damit," wie es in den Statuten heißt, „auch diejenigen, welche im Stillen Tugenden üben, eine äußere Ehre zu haben verdienen." Der Orden hat, außer den dem Bunde angehörenden Prinzen des königl. Hauſes, 30 Ritter, drei geiſtliche und 27 weltliche, die den Commandeurs der übrigen Orden gleichſtehen. Das Ordenszeichen iſt eine Krone mit einem daran hangenden Kreuze.

Digitized by Google

Marſchall geſtifteten Provinzialgroßloge ging die noch jetzt beſtehende Großloge von Hamburg und Niederſachſen hervor. Dieſem Beiſpiele folgte man bald in allen Theilen Teutſchlands.

Ehe wir aber die äußern Schickſale des Bundes in den einzelnen Ländern in kurzer Überſicht betrachten, müſſen wir Einiges über die innere Geſtaltung deſſelben im Allgemeinen und über mehrfache Auswüchſe, Verirrungen und Entartungen deſſelben in Teutſchland vorausſchicken. Bis zum ſiebenjährigen Kriege kannte man in Teutſchland nur das einfache engliſche Syſtem. Mit demſelben wurde durch franzöſiſche Officiere der Geſchmack an den höhern Graden verbreitet, wodurch eine Umgeſtaltung vorbereitet wurde.

Am ſtärkſten traten hier die umgeſtaltenden Beſtrebungen des Reichsfreiherrn von Hund auf Altengrotkau (geboren zu Mellrichſtadt 1722, geſt. zu Meiningen den 8. Nov. 1776) hervor, der als ein rechtſchaffener, edler und kenntnißreicher, dabei aber leichtgläubiger und für Abenteuer empfänglicher Mann erſcheint.

Nachdem er 1742 in Frankfurt in den dritten Grad aufgenommen worden war, ließ er ſich 1743 in Paris die Weihe für die dort beſtehenden höhern Grade geben. Bei ſeiner Rückkehr war er, unter Berufung auf höhere Obere, für die Verbreitung eines neuen Syſtems, „der ſtricten Obſervanz,“ unermüdet thätig, durch das er die Freimaurerei als eine Fortſetzung des Tempelherrenordens darſtellt. Es hatte außer den drei früheren Graden noch drei andere, welchen von Hund noch einen vierten zugeſellte. Europa wurde nach demſelben in neun Provinzen eingetheilt. Von Hund erklärte ſich für den von den höhern Obern [53]) beſtellten Heermeiſter der ſiebenten, Niederteutſchland, preußiſch Polen, Livland und Kurland umfaſſenden, in Diöceſen, Präfecturen und Commenden eingetheilten, Provinz. Im J. 1763 trat er in Verbindung mit einem Betrüger, Namens Leuchs, der ihn, unter dem Namen Johnſon a Fünen, durch Vorſpiegelung einer geheimen Miſſion eine Zeit lang täuſchte, den er aber auf einem zu Altenberga bei Jena 1764 gehaltenen Convent entlarvte.

Nachdem auf dieſem Convent von Hund als Haupt der teutſchen Freimaurer anerkannt worden war, reiſte in ſeinem Auftrage der coburg-ſaalfeldiſche Geheimerath Schubert von Kleefeld, unter dem Ordensnamen eques a Struthione, durch ganz Teutſchland, um alle Logen nach den Regeln der ſtricten Obſervanz zu rectificiren, und von Hund (eques ab ense) erbot ſich, ſeine Güter in Schleſien als Sitz des Großmeiſters herzugeben. Die von ihm gegründeten Logen der ſtricten Obſervanz wurden bald Sammelplätze der erſten Claſſen der Geſellſchaft.

In derſelben Zeit trat der des Kryptokatholicismus verdächtige Oberhofprediger Stark in Darmſtadt, 1767, auf, ebenfalls unter Berufung auf unbekannte Obere, um ein neues, natürliche und göttliche Magie, Chemie und Alchemie enthaltendes, das ſogenannte klerikaliſche Syſtem zu verbreiten. Dieſes Syſtem enthielt ſieben Stufen.

Im J. 1772 wurde, um eine Vereinigung dieſes Syſtems mit der ſtricten Obſervanz zu bewirken, ein Convent zu Kohla in der Niederlauſitz gehalten. Der Zweck wurde nicht erreicht, von Hund als ſpecieller Oberer eines Logenſprengels und Herzog Ferdinand von Braunſchweig zum generellen Obern aller zur ſtricten Obſervanz gehörenden Logen ernannt. Auch die Convente zu Wiesbaden, 1775, Braunſchweig, 1775, und Wolfenbüttel, 1778, führten zu keinem beſtimmten Ziele.

Mittlerweile hatte der Caffetier Schröpfer, der ſich 1774 im Roſenthale zu Leipzig erſchoß, von Gugumos, der ſich für einen Hohenprieſter des heiligen Stuhls in Cypern ausgab und auf dem Convent in Wiesbaden entlarvt wurde, durch Geiſtererſcheinungen und ſonſtige betrügeriſche Gaukeleien, ſowie der abgeſetzte anhaltiſche Superintendent Roſa durch ſein abenteuerliches Hochcapitel und andere auf ähnliche Weiſe ein ärgerliches Spiel mit den Formen der ſtricten Obſervanz getrieben und die Logen zu Marionettenzelten gemacht. — Roſenkreuzer [54]) traten pathetiſch auf und verkündeten den Fund einer Unſterblichkeitstinctur und des Steins der Weiſen. Man ſah den Mopsorden und die Brüder vom Senfkorn. Es gab Harmoniſten und weibliche Hoffnungsritter, Bauherren aus Afrika, aſiatiſche Melchiſedeks, ſchleſiſche Kreuzbrüder und Illuminaten [55]), lauter ſchnöde Auswüchſe des Bundes, oder ihm fremdartige Geheimbündniſſe, welche ſeine Form und Gebräuche misbrauchten [56]).

Um ſolchem Unfug zu ſteuern und das Weſen der Freimaurerei feſtzuſtellen, ſchrieb der Herzog Ferdinand von Braunſchweig einen Convent in Wilhelmsbad bei Hanau, den 16. Juli 1782, aus, wo man nach 30 Sitzungen zu dem Endreſultate kam, daß die Freimaurerei eine Fortſetzung des Tempelherrenordens nicht ſei.

Die ſtricte Obſervanz wurde auf neue Grundſätze auf vier Grade mit verändertem Syſteme zurückgeführt

53) Mit dieſen ſtand von Hund, ſeinem Vorgeben nach, in ſteter Correſpondenz.

54) Eine zu Anfang des 17. Jahrh. entſtandene Geſellſchaft, die ihren Namen von ihrem Ordenszeichen, einem goldenen Kreuze mit daran hängenden Roſen, führte, und im 18. Jahrh. in einem zu einer Oberbehörde des Freimaurerbundes ſich aufwerfenden, Theoſophie und Alchymie treibenden Verein ſich zu erneuern ſuchte.

55) Vier von einander verſchiedene Vereine führten dieſen Namen. Wir meinen hier den vierten, welcher 1776 von Weishaupt gegen die Umtriebe der Jeſuiten in Baiern gegründet, aber ſchon 1785 aufs Schärfſte unterſagt und verfolgt wurde. Vergl. hierüber, ſowie über die übrigen Bewegungen Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrh. 3. Bd. S. 283—317.

56) In dieſe Zeit fällt auch wahrſcheinlich die Abfaſſung der ſogenannten „cölner Urkunde,“ die 1816 an den Nationalgroßmeiſter der niederländiſchen Logen als in einem Nachlaſſe vorgefunden eingeſendet wurde. Sie iſt auf Pergament mit Charakteren in lateiniſcher Sprache abgefaßt und mit den Unterſchriften 19 bedeutender Männer, z. B. des Erzbiſchofs Hermann von Cöln, Coligny's, Melanchthon's, Jac. Präpoſitus' u. ſ. w., verſehen. Ihr Inhalt iſt folgender: Es kommen den 24. Juni 1535 die Vorſteher von 19 Bauhütten aus allen Theilen Europa's zuſammen, um den verſchiedenen Verleumdungen des Bundeszwecks, als wollten die Freimaurer den Templerorden wieder herſtellen ꝛc., dadurch entgegenzuarbeiten, daß ſie den wahren chriſtlichen Urſprung und Zweck des Bundes darſtellen. Innere und äußere Gründe ſprechen dafür, daß die Urkunde untergeſchoben iſt. Vergl. Fiſcher, Neueſte Zeitſchrift für Freimaurer, Heft II. von 1839, und Urtheil gegen die Echtheit ꝛc. von Gieſeler. 1841.

Digitized by Google

(wilhelmsbader oder rectificirtes Syſtem)[57]. Dieſer Convent bildet eine Hauptepoche in der Geſchichte der teutſchen Maurerei. Durch ihn wurden die Gaukler entfernt, Reinheit hergeſtellt und die neue edlere Richtung angebahnt.

Das dann noch weiter und in neueſter Zeit wieder modificirte Syſtem der ſtricten Obſervanz beſteht noch.

Da Viele damit nicht einverſtanden waren, ſo entſtand 1783, nach der Grundidee des Herrn von Knigge in Frankfurt a. M., das eklektiſche Syſtem, welches die alte Freimaurerei herſtellen wollte und nur drei Grade anerkennt.

Von den vielen, damals ſich ebenſo ſchnell bildenden als wieder verſchwindenden Syſtemen haben außerdem nur drei größere Bedeutung gewonnen und behalten, das Zinnendorf'ſche[58], das Feßler'ſche und das Schröder'ſche (1800). Das erſte hat ſieben Grade und iſt von dem Generalſtabsmedicus Ellenberger (durch Adoption eines Onkels von Zinnendorf) nach Vorbild des ſchwediſchen entworfen. Das zweite beruht auf einer Zurückführung des freimaureriſchen Ritus auf die einfachen Grundſätze der altengliſchen Großlogen, erkennt dem gemäß nur drei Grade an, fügt aber dieſen noch in dem ſogenannten Engbund die hiſtoriſchen Kenntnißſtufen mit Cirkelcorreſpondenz an. Das dritte beſteht, über den Meiſtergrad hinaus, in ſechs feierlichen Initiationen zu feierlichen Erkenntnißſtufen, während das Schröder'ſche den Unterricht auf einfache hiſtoriſche Mittheilung ohne alle Ceremonie beſchränkt. Von dem Einfluß Krauſe's, der ſein Ideal eines Menſchheitbundes in und durch die Freimaurerei zu verwirklichen hoffte, iſt oben ſchon die Rede geweſen.

Die Geſchichte der äußern Geſtaltung des Bundes in Teutſchland beginnen wir billig mit

Preußen. Entſcheidend war es hier für die Schickſale des Bundes in Teutſchland, daß ſich Friedrich II. (der Große) ſchon als Kronprinz 1733 durch Abgeordnete der hamburger Loge in Braunſchweig aufnehmen, bald nach ſeiner Thronbeſteigung Logen errichten ließ, und daß dann Friedrich Wilhelm II. unter dem 20. Oct. 1798 die Verordnung gab, daß jede Loge im Umfang des preußiſchen Staats, ſofern ſie nur zu einer der drei berliner Großlogen gehöre, als eine moraliſche Perſon zu betrachten ſei. Dieſe drei Großlogen ſind:

1) Die große Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln, 1744 hervorgegangen aus der 1740 geſtifteten St. Johannisloge aux trois Globes.

2) Royal-York zur Freundſchaft, 1752 geſtiftet und 1798 zur Großloge erklärt.

3) Die große Landesloge von Teutſchland, 1770 gegründet und den 30. Nov. 1773 zum Großorient erhoben. Seitdem erfreut ſich der Bund fortwährend nicht nur des Schutzes, ſondern ſelbſt der ſorglichen Pflege des hochherzigen Königshauſes. Friedrich Wilhelm II. war ſelbſt Maurer. Friedrich Wilhelm III. war zwar nicht eingeweiht, ſprach aber in einem für die Exiſtenz des Bundes entſcheidenden Momente ein ihn erhaltendes Königs[…] und genehmigte noch kurz vor ſeinem Tode, daß ſein [...]ter Sohn, der Prinz von Preußen, Wilhelm, das [...]tectorat des Bundes übernahm. Unter ſeiner Ägide blüht derſelbe, trotz mannichfacher Verdächtigungen [...] Seiten der Finſterlinge, immer ſchöner und herrliche[...] der ganzen preußiſchen Monarchie. In allen bedeute[...] Städten des Königreichs beſtehen Logen.

In Sachſen (Königreich) wurde der Bund [...] nie ausdrücklich vom Staate anerkannt, aber ſtillſch[...]gend geduldet. Die erſte Loge, zu den drei weiß[...] Adlern, ſoll Graf Ratowsky in Dresden geſtiftet [...]ben[59]. Im Jahre 1741 entſtand die Loge zu den [...] Schwanen, ſpäter zu den drei Schwertern genannt.

In demſelben Jahre gründete man in Leipzig [...] Loge Minerva, nachdem man ſich ſchon ſeit 1736 ma[...]riſch verſammelt hatte, der bald mehre, 1744 in Noſ[...] Sachſenfeld, Bautzen 1802 ꝛc., folgten. Die Loge [...] ſelbſt zeichnet ſich durch Begründung bedeutender Wo[...]thätigkeitsanſtalten, namentlich der Erziehungsanſtalt [...] Friedrichſtadt in Dresden, der Sonntagsſchule in Leipzi[...] aus. Graf Ratowsky wurde zum Großmeiſter ernann[...] Im J. 1812 bildete ſich in Dresden unter dem Name[...] „große Landesloge von Sachſen" ein Logenbund, zu de[...] alle Logen des Königreichs, mit Ausnahme zweier leipzi[...]ger, und die Loge im Herzogthume Meiningen gehören.

Auch in den ſächſiſchen Herzogthümern blüht die Freimaurerei früh auf und gedieh kräftig unter dem Schutze wackerer Fürſten, von denen ſich mehre dem Bund anſchloſſen.

Im Herzogthume Meiningen wurde ſchon 1741, unter dem Schutze des Herzogs Karl Friedrich, von Berlin aus eine Loge aux trois boussoles errichtet, die aber ſchon im folgenden Jahre, nach dem Tode ihres Schützers, wieder einging. Im J. 1774 entſtand unter dem Schutze der Herzogin Charlotte Amelie die Loge Charlotte zu den drei Nelken, die durch den Beitritt der Herzoge Karl und Georg bald zu hohem Anſehen kam, früher ein Schullehrerſeminar und vor Kurzem die Bernhardshilfe, ein[e] Waiſenverſorgungsanſtalt, gründete, und ſich des Schutze[s] des trefflichen Herzogs Bernhard Erich Freund erfreut.

Im Herzogthume Altenburg blüht ſeit dem 31. Jan[...] 1742 Archimedes zu den drei Reißbretern, deren Conſti[...]tutionsbuch 1803 ein Hauptwerk der Freimaurerei iſt.

Im Großherzogthume Weimar wurde 1767[60] di[e] Loge Amitié und an ihrer Statt 1771 die Loge Amali[e] gegründet, und 1773 in Eiſenach eine Tochter von ihr, Karoline.

Im Herzogthume Gotha entſtand die Loge zum Rautenkranz, die 1793 einging und 1806 unter dem Namen Ernſt zum Compaß herrlich wieder aufblühte.

Im Herzogthume Hildburghauſen wurde 1787

---

57) Welches ſich nicht lange in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhielt. 58) Siehe oben bei Schweden S. 69 fg.

59) Die älteſten Nachrichten ſind mangelhaft, weil man 1763, nach des Kurfürſten Chriſtian Tode eine Verfolgung fürchtend, die Papiere theils verbrannte, theils verſteckte. 60) Vorher ſchon, 1762, in Jena zu den drei Roſen, dann Auguſta zur gekrönten Hoffnung, 1807. Beide eingegangen.

Digitized by Google

die Loge Karl zum Rautenkranz in Hildburghauſen gegründet.

Im Herzogthume *Coburg* die erſt neulich zu neuem Leben erwachte Loge Ernſt, für Wahrheit, Freundſchaft und Recht. Zu Coburg 1816 geſtiftet.

In *Hamburg* führte Schröder die Freimaurerei von der zeither geübten ſtricten Obſervanz auf die einfachen Grundſätze der altengliſchen Großloge zurück und arbeitete das nach ihm benannte, einfach würdige Ritual aus, welches dann viele Logen annahmen; auch gründete er eine ſegensreich wirkende Krankenheilanſtalt zunächſt für weibliche Dienſtboten. Im J. 1811 entzog ſich die daſige Großloge der Abhängigkeit von England.

In *Frankfurt* a. M. wurde 1742 die erſte Loge *zu den drei Diſteln* gegründet; im J. 1766 daſelbſt von London aus eine Provinzialloge von Franken und dem Ober- und Niederrhein. Als dieſe nach dem Tode des Großmeiſters Gogel einging, vereinigte man ſich daſelbſt mit der Provinzialloge in Wetzlar zur Gründung der Mutterloge des eklektiſchen Bundes, die ſich Toleranz und Entfernung aller Schwärmerei und alles Sektengeiſtes zur Aufgabe macht. Von den zwei daſelbſt von israelitiſchen Brüdern geſtifteten Logen ſteht die eine unter engliſchem Schutz, die andere unter dem Grand-Orient de France.

In *Öſterreich* fand die Freimaurerei 1744 Eingang, wurde 1764 von Marie Thereſie[61]) ſtreng verboten, auf Verwendung ihres Gemahls, Franz I., wieder geduldet und von dem hochſinnigen Joſeph II. ſeit dem 1. Dec. 1785 unter gewiſſen Bedingungen anerkannt und geſchützt. Großlogen entſtanden in Wien und Prag.

Leopold II. (1790) und Franz II. erneuten die frühern Verbote, und der Letztere ſtellte auf dem Reichstage zu Regensburg 1794 den Antrag, den Bund in ganz Teutſchland aufzuheben, der jedoch, da die Geſandten Preußens, Hanovers und Braunſchweigs ſich dagegen erklärten, von den Reichsſtänden abgelehnt wurde.

Seit 1801 muß jeder öſterreichiſche Staatsdiener eidlich angeloben, dem Bunde nie anzugehören.

Auch in *Baiern* finden wir frühzeitig den Bund verbreitet, namentlich ſoll 1737 in Mannheim (damals bairiſch) eine Loge errichtet worden ſein. Später, 1766, beſtand daſelbſt unter dem Schutze des Prinzen Friedrich von Pfalz-Zweibrücken eine ſchottiſche Loge, von Franzoſen geſtiftet, Charles de l'Union, aus welcher 1778 Karl zur Einigkeit als Mutterloge neuer Bauhütten in Landau und Kaiſerslautern hervorgingen.

In großen Miscredit kam der Bund durch den ſeine Formen misbrauchenden *Illuminatenorden*. Er wurde mit dieſem zugleich durch die ſtrengen Edicte vom 22. Juni 1784, vom 2. März und 16. Auguſt 1785 unter dem Kurfürſten Karl Theodor aufgehoben und verboten. Sein Nachfolger, der nachmalige König *Maximilian Joſeph*, erneuerte das Verbot 1799, und ließ ſpäter nur, 1807, in den von Preußen an Baiern abgetretenen Fürſtenthümern Ansbach und Baireuth die vorhandenen Logen beſtehen, doch mit der Beſchränkung, daß alle Staatsbeamten den Bund abſchwören, oder auf ihr Amt Verzicht leiſten müſſen. So iſt es noch jetzt; doch hofft man, daß Ludwig, der für alles Schöne begeiſterte Freund aller Künſte, auch die königliche noch anerkennen werde.

Nach Baireuth wurde die Freimaurerei ſchon 1740 durch den von ſeinem Schwager, Friedrich dem Großen, aufgenommenen Markgrafen von Baireuth gebracht. Noch jetzt blüht daſelbſt eine Großloge *zur Sonne*. Außerdem ſind Logen in Nürnberg, Fürth, Frankenthal, Hof, Regensburg und Erlangen.

In *Baden* wurde, nachdem Mannheim an daſſelbe gefallen, die dort vom Kurfürſten Karl Theodor geſchloſſene Loge, „zur Einigkeit," durch den Großherzog Karl Friedrich 1805 nicht nur wieder eröffnet, ſondern ſogar ein Großorient unter dem Großmeiſter, Fürſten Karl von Yſenburg, errichtet.

Im J. 1813 erſchien ein Verbot gegen alle geheimen Verbindungen ohne Ausnahme, in Folge deſſen auch die Loge zu *Mannheim* bis zum 24. Aug. 1846 geſchloſſen blieb, wo ſie, wie die in *Karlsruhe*, den 24. Juni 1847, in Folge ſtaatlicher Erlaubniß, wieder eröffnet wurde.

In *Würtemberg* wurden einige ſchon früh entſtandene Logen, namentlich *Karl zu den drei Cedern*, Anfangs geduldet, 1784 auf ſtaatliche Veranlaſſung geſchloſſen, 1836 aber mit Bewilligung des jetzigen Königs wieder in Thätigkeit geſetzt.

In *Heſſen-Caſſel* fand der Bund früh, wenn auch nicht Anerkennung, doch Duldung. Der Landgraf Friedrich, 1780, wurde von der großen Nationalloge der vereinigten Niederlande, großer, ihr geleiſteter Dienſte halber, zum Protector ernannt.

Unter Hieronymus wurde eine Großloge des Königreichs Weſtfalen, von dem Grand-Orient abhängig, in Caſſel errichtet. Sie ging 1813 ein, wurde 1817 als ſelbſtändige Großloge von Kurheſſen wieder hergeſtellt, dann aber, ſowie alle Logen in Kurheſſen, auf höhere Veranlaſſung geſchloſſen.

In *Heſſen-Darmſtadt* ſuchte Landgraf Ludwig VIII. den Bund möglichſt in ſeinem Lande zu verbreiten. Prinz *Ludwig Georg Karl* war Landesgroßmeiſter der großen Landesloge von Teutſchland in Berlin und Mitſtifter der *Philalethen* in Paris.

Im J. 1846 gaben Differenzen, die im eklektiſchen Bunde zu Frankfurt a. M. entſtanden waren, die Veranlaſſung, daß drei ſeitherige Logen dieſes Bundes, „Johannes der Evangeliſt zur Eintracht in Darmſtadt, die vereinigten Freunde in Mainz und Karl zum aufgehenden Licht in Frankfurt a. M.," eine neue Großloge, unter dem Namen: *große Bundesloge zur Eintracht*, in Darmſtadt errichteten, über die der Großherzog das Protectorat übernahm.

Schon ſeit 1744 war die Freimaurerei in *Braunſchweig* heimiſch[62]), und blieb es unter dem fördernden Schutze wohlwollender Fürſten. Seit 1770 war Braun-

61) Weil ſich die Logenmeiſter geweigert hatten, ihr die innere Einrichtung der Loge zu eröffnen.

62) In dieſem Jahre wurde in der Hauptſtadt die Loge „zur gekrönten Säule" geſtiftet.

ſchweig, wie wir oben ſchon angedeutet, unter Herzog Ferdinand der Hauptſitz der Direction der ſtricten Obſervanz.

Auch Friedrich Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg machte ſich um den Bund ſehr verdient, und der Prinz Maximilian Julius Leopold, Meiſter vom Stuhle der Loge zum aufrichtigen Herzen in Frankfurt an der Oder, ſtarb im echten Maurerberufe, indem er den 27. April 1785 bei einer Überſchwemmung der Oder von der Waſſersnoth Bedrängte zu retten ſuchte und ſein Leben in den Fluthen verlor.

Ein großes Erziehungsinſtitut, gegründet 1771, gibt in Braunſchweig offenes Zeugniß von der Wirkſamkeit des Bundes.

In Hanover hat die Freimaurerei, mit Ausnahme des Bisthums Hildesheim, deſſen geiſtliche Fürſten von Zeit zu Zeit die päpſtlichen Bannbullen in Anwendung brachten, fortwährend Duldung und Schutz erfahren. Die erſten Zuſammenkünfte ſollen ſchon 1730 ſtattgefunden haben. Im J. 1755 wurde von London aus eine der erſten Großlogen Teutſchlands daſelbſt gegründet, die noch blüht und ſich des beſondern Schutzes von Seiten des Königs Ernſt Auguſt als Großmeiſter erfreut.

In Mecklenburg-Schwerin wurde 1754 von Hamburg aus, und in Mecklenburg-Strelitz 1777 die erſte Loge gegründet. Der Großherzog Karl Ludwig Friedrich (geſt. 1816) war ein eifriger Anhänger des Bundes. In Schwerin beſteht noch die 1809 gegründete Loge Harpokrates zur Morgenröthe, in Neu-Brandenburg „zum Friedensbund" ſeit 1815. In Luxemburg ſeit 1821 Blücher von Wahlſtadt. In Oldenburg beſteht noch die 1776 gegründete Loge zum goldenen Hirſch, während die 1752 geſtiftete „Abel" eingegangen iſt. In Bernburg blüht ſeit 1817 Alexius zur Beſtändigkeit.

In Anhalt-Deſſau iſt die zu Zerbſt beſtandene Loge eingegangen.

In Holſtein blüht zu Altona (ſeit 1796) die Loge Karl zum Felſen, während einige frühere und die zu Rendsburg eingegangen ſind.

In den fürſtlich reußiſchen Landen finden wir gegenwärtig nur eine 1803 von Altenburg aus Anfangs als Deputationsloge gegründete und dann 1804 als ſelbſtändig anerkannte, ſehr thätige Loge Archimedes zum ewigen Bunde, deren Protectorat Heinrich LXXII., Fürſt Reuß von Plauen zu Lobenſtein-Ebersdorf, 1828 übernommen hat.

In Rudolſtadt iſt die 1785 gegründete Loge zum ſtehenden Löwen eingegangen. Für Waldeck wurde 1842 in Arolſen eine Loge gegründet.

In Bremen wurde ſchon 1744 die Loge zu den drei Ankern gegründet; jetzt beſteht noch die 1788 geſtiftete, „zum Ölzweig." In Lübeck blühen die Logen zum Füllhorn und zur Weltkugel ſeit 1772 und 1778.

III. Stand, Stellung, Aufgabe und Wirkſamkeit der teutſchen Freimaurerei insbeſondere in der Gegenwart. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, daß die Anfangs unſcheinbare, oft verkannte Knospe des Maurerthums erſt in Teutſchland [63]), und zwar in neueſter Zeit, ſich zur Blüthe entwickelt hat und nun die edelſte Frucht verſpricht.

Während in Holland und England der Grundſatz praktiſcher Nützlichkeit vorherrſcht, in Schweden und Belgien politiſche und kirchliche Tendenzen eine Hauptrolle ſpielen, in Frankreich eitele Prunkſucht und phantaſtiſche Spielereien noch nicht überall entfernt ſind, hat man in Teutſchland, von mancher Verirrung zurückgekehrt, ein geiſtiges Ideal feſt im Auge, das Ideal vollkommenſter Menſchenbildung, auf die civiliſirte Geſellſchaft angewandt und in eine praktiſche Lebenskunſt gebracht. Darum iſt es wol billig, daß wir in dieſem Hauptorgane teutſcher Bildung die teutſche Maurerei der Gegenwart noch etwas näher ins Auge faſſen.

Betrachten wir zunächſt den als Reſultat aus der geſchichtlichen Entwickelung ſich ergebenden Stand der äußern Verhältniſſe des Bundes im kurzen Überblick.

Im Ganzen ſind gegenwärtig thätig 251 Logen [64]), die von neun Großlogen geleitet werden. Dieſe ſind:

1) Die große Nationalmutterloge der preußiſchen Staaten, genannt zu den drei Weltkugeln, mit 99 Tochterlogen (arbeitet nach dem Syſteme der ſtricten Obſervanz), in Berlin.

2) Die Großloge Royal-York zur Freundſchaft, mit 29 Tochterlogen (arbeitet nach dem Feßler'ſchen Syſtem), in Berlin.

3) Die große Landesloge von Teutſchland, mit 49 Tochterlogen (arbeitet nach dem Zinnendorf'ſchen, dem altſchwediſchen entnommenen, Syſtem), in Berlin.

4) Die Großloge von Hamburg, mit 17 Tochterlogen (nach dem Schröder'ſchen Syſtem).

5) Die Großloge des Königreichs Hanover, in Hanover, mit 14 Tochterlogen (nach dem altengliſchen Syſtem).

6) Die große Mutterloge des eklektiſchen Bundes in Frankfurt a. M., mit 12 Tochterlogen (nach dem von ihr ausgehenden und genannten Syſtem).

7) Die große Landesloge von Sachſen, in Dresden, mit 11 Tochterlogen, die nach verſchiedenen Syſtemen arbeiten.

8) Die Großloge zur Sonne in Baiern, in Baireuth, mit ſechs Tochterlogen.

9) Die Großloge zur Eintracht in Darmſtadt, mit drei Tochterlogen.

Von Großlogen außer Teutſchland ſind abhängig: a) eine jüdiſche Loge in Frankfurt a. M. von der Großloge in London, gegründet 1817. Die zweite daſelbſt vom Grand-Orient de France geſtiftete jüdiſche Loge hat ſich vor Kurzem an die Großloge von Hamburg angeſchloſſen. b) Die Loge zu Altona von der Großloge in Kopenhagen.

Iſolirte Logen ſind: in Altenburg, Gera, Hildburghauſen, Leipzig (zwei) und Regensburg.

Dem Bunde verſchloſſen iſt nur Öſterreich und Kur-

---

63) Beſonders durch die Bemühungen eines Bode, Feßler und Krauſe. 64) Ihre Zahl iſt fortwährend ſtark im Zunehmen. Im J. 1847 wurden ſechs neue Logen gegründet.

Digitized by Google

heſſen. Beſchränkt geſtattet iſt er in Baiern. Von demſelben bis jetzt unerreicht ſind Heſſen-Homburg, Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Lichtenſtein, Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg, Naſſau, Reuß-Plauen jüngerer Linie und Schwarzburg-Sondershauſen.

Trotz dieſes blühenden Zuſtandes hört man nicht ſelten die Behauptung ausſprechen, daß der Bund ein veraltetes Inſtitut ſei, der zwar ſeiner Zeit beſtimmten Zweck und Nutzen gehabt, nun aber ſich überlebt habe und zu Grabe getragen werden, oder wenigſtens eine ganz neue Geſtaltung erhalten müſſe, wenn er noch ferner beſtehen wolle.

Da dieſe Angriffe von den verſchiedenſten Seiten her gethan werden, ſo wollen wir die hauptſächlichſten derſelben einzeln kurz zu würdigen verſuchen, um dann zu ſehen, welche Bedeutung, Stellung und Wirkſamkeit der Bund jetzt noch habe.

„Er iſt überflüſſig,“ ſagen Viele, „bei der ſo hoch geſteigerten, mit Rieſenſchritten vorſchreitenden, alle Stände durchdringenden Intelligenz unſerer Tage.“ Wir antworten, daß der Bund durchaus nicht die einſeitige Aufgabe habe, Licht zu verbreiten, ſondern die harmoniſche Ausbildung aller Geiſteskräfte ſich zur Aufgabe geſtellt hat, und daß er namentlich die Einſeitigkeit einer blos intellectuellen Bildung auszugleichen bemüht iſt.

„Er iſt überflüſſig,“ ſagen Andere, „weil ſeine großartigen Ideen von Freiheit und Gleichheit immer mehr Gemeingut Aller geworden ſind.“ Wir antworten, daß die Freiheit und Gleichheit des Bundes eine ganz andere iſt, als die, welche die politiſchen Parteien erſtreben.

„Er iſt überflüſſig,“ ſagen noch Andere, „neben den übrigen Inſtituten, dem Staat, der Kirche, den wiſſenſchaftlichen und Kunſtvereinen und der Familie. Wenn ſie von dem rechten Geiſte durchdrungen ſind, ſo genügen ſie zur Bildung der Menſchheit.“ Wir könnten hier mit dem einfachen lakoniſchen „Wenn“ antworten.

Aber auch ſelbſt zugeſtanden, daß ſie es wären, läßt ſich bei den Sonderintereſſen, die ſie verfolgen, immer noch die Berechtigung des Maurerbundes nachweiſen. Jedes von ihnen verfolgt eine einſeitige Richtung menſchlicher Verhältniſſe. Der Staat ſichert und ordnet die rechtlichen Verhältniſſe und die äußern Bedingungen der Wohlfahrt. Die Kirche lebt in der Idee des Glaubens und will die Verhältniſſe des Menſchen zu einer höhern Welt regeln und beſtimmen. Wiſſenſchaften und Kunſtvereine haben einſeitig die intellectuelle und gemüthliche Bildung im Auge. Die Familienvereine haben die Fortpflanzung des Geſchlechts und Erhaltung des allgemeinen Lebens zur Aufgabe.

Keine dieſer Einrichtungen hat die Menſchheit als Ganzes im Auge, in dem ſich das Einzelne zu einem vollkommenen Organismus geſtalten ſoll. In ihren Sonderintereſſen geht zu leicht das Leben auf und die reinmenſchlichen Intereſſen bleiben hinter ihnen zurück. Jede möchte den ganzen Menſchen in Anſpruch nehmen. Dem will die Freimaurerei entgegenarbeiten. Sie will alle Bildungselemente vereinigen, eine Entwickelung der Menſchheit als Geſellſchaft, die freie Ausbildung des ganzen Menſchen in ſeiner Totalität iſt ihr Zweck, und eine ſolche Anſtalt wird zu keiner Zeit überflüſſig, ſondern ſtets ein unabweisbares Bedürfniß ſein. Und von dieſem Standpunkte aus behaupten wir mit Leſſing, daß die Freimaurerei durchaus nichts Willkürliches, in der Zeit Gemachtes, ſondern etwas Urſprüngliches, Nothwendiges, etwas, das in dem Weſen des Menſchen einerſeits und dem Weſen der bürgerlichen Geſellſchaft andererſeits bedingt und gegründet iſt, indem ſie die Berge zu ebnen und die Klüfte auszufüllen hat, durch welche Staaten und Kirchen, Stände und Gewerbe, Wiſſenſchaften und Künſte, Geld und Gut u. ſ. w. Menſchen von Menſchen trennen. Über das Haus des Staates, über den Tempel der Kirche, über die Verſammlungsorte der Gelehrten und die Werkſtätten der Künſtler ſoll, zur Vermeidung einſeitiger Richtung, ein geiſtiges Bauwerk emporſteigen, das die ganze Menſchheit zu ſeinen Bewohnern hat. Die Logen ſollen die Bauhütten ſein für die Werkleute, die, nach Maßgabe der gegebenen Verhältniſſe und Kräfte, daran zu arbeiten ſich verpflichten. Dies ſcheint uns die Grundbedeutung des Bundes für alle Zeiten, mithin auch für die Gegenwart, eine Bedeutung, die, wenn wir recht ſehen, die nächſte Zukunft eher vermehren, als vermindern wird.

Daraus erklärt und beſtimmt ſich auch die Stellung, die derſelbe gegen die genannten Einrichtungen einnimmt. Dieſe Stellung iſt zum Staate eine durchaus freundliche, indem der Bund politiſche Verhandlungen grundgeſetzlich ausſchließt[65]), in ſeinem ſittlichen Gehalte die beſte Waffe gegen revolutionaire Gelüſte bietet und den Sinn für Ordnung und Geſetzlichkeit nährt. Nicht ſo iſt ſeine Stellung gegenwärtig zu den politiſchen Parteien im Staate. Die äußerſte Rechte hält ſich fern, und erſt neulich hat eins ihrer Organe (Janus) ihn als „eine Ablagerungsſtätte des ſeichten Rationalismus“ zu verdächtigen geſucht, während er von der äußerſten Linken nicht ſelten als eine Stütze der Ariſtokratie und des Conſervatismus verſchrieen wird, weil er ſich nicht zu dem maßloſen Liberalismus bekennen und zu einem Organe des Radicalismus, wofür man ihn zu gewinnen ſucht, misbrauchen laſſen will; der Beweis dafür, daß der Bund, allem Extrem abhold, die rechte Mitte der Mäßigung zu bewahren ſucht, weshalb auch ſeine Baſis immer mehr die mittlern Claſſen der Geſellſchaft ſucht und findet.

Ähnlich iſt ſeine Stellung zur Kirche. Die Dogmen unberührt laſſend, hält er ſich fern von der Theilnahme an den durch zahlloſe Parteien hervorgerufenen Wirren, lehrt jede Glaubensform äußerlich ehren, und dringt vor Allem darauf, daß ſeine Mitglieder die erſte, oft verkannte Lehre Jeſu von Duldung und Liebe im Leben bethätigen.

65) Nicht etwa, weil er dieſelben für gleichgültig und unbedeutend hielte, ſondern weil ſeine ganze Macht jenen allgemeinen menſchlichen Elementen gewidmet ſein ſoll, die ſicherſte Grundlage jeder ſtaatlichen Verfaſſung bildet, weshalb es auch im Intereſſe jeder tüchtigen Staatsregierung ſein muß, den Bund zu begünſtigen. „Es war,“ ſagt Leſſing, „immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden nervöſen Staatsregierung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ, ſowie es noch jetzt das Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staates iſt, wenn er ſie nicht dulden will.“

Digitized by Google

Ehe wir nun zu einer kurzen Darſtellung ſeiner Aufgabe und Wirkſamkeit in der Gegenwart im Beſondern übergehen, müſſen wir noch einigen Vorwürfen zu begegnen ſuchen, die ihm von den Gegnern in der Gegenwart gemacht werden. Der eine betrifft die Thatſache, daß bis jetzt nur die Minderzahl der teutſchen Logen Israeliten aufnimmt, was man mit dem Geiſte der Liebe und Duldung, der im Bunde walten ſoll, als im ſchroffſten Widerſpruche ſtehend erklärt. Dieſer Punkt kommt jetzt vielfach zur Sprache, und wird gewiß von dem Bunde reiflich erwogen und dabei dahin geſehen werden, daß er nicht etwa zum Grunde einer Spaltung werde[66]). Bedacht muß dabei auf der einen Seite werden, daß der Bund zu einer Zeit in Teutſchland ſich gründete, wo man die Juden kaum als Menſchen, geſchweige denn als freie Menſchen betrachtete; daß er durchaus auf chriſtlicher Baſis ruht, in ſofern nämlich ſein Grundprincip, die Humanität, erſt ein Erzeugniß des Chriſtenthums iſt, und nicht ohne daſſelbe gedacht werden kann; daß dagegen der ſtreng gehaltene Moſaismus dem Princip der allgemeinen Bruderliebe diametral entgegengeſetzt iſt, da er ſich über alle Völker erhebt und von ihnen abſchließt; daß man alſo dem Israeliten, der Aufnahme begehrt, die Foderung, dem Moſaismus, und namentlich dem Talmud, zu entſagen ſtellen muß, und daß dafür, daß dies geſchehen, das äußere Bekenntniß ein weſentliches Zeichen iſt. Endlich, daß der Israelit, welcher, ohne ſeine Gemeinde verlaſſen zu haben, in der Loge Platz nimmt, den Schein, ein Indifferentiſt zu ſein, auf ſich ladet, was gegen die Aufnahmegeſetze ſtreitet.

Auf der andern Seite muß man erwägen, daß es unter den Israeliten viele wackere Männer gibt, die den Keim zu jeder Maurertugend im Herzen tragen, daß wol eine Emancipation das einzige Mittel iſt, um Übelſtände zu beſeitigen, an denen die Juden wenigſtens nicht allein Schuld ſind, und daß in England, Frankreich, Belgien und Nordamerika ihnen der Zutritt längſt geſtattet iſt.

Ein zweiter Vorwurf trifft die Symbole, die von den Gegnern als leer und nichtsſagend dargeſtellt werden. Dieſer Vorwurf geht zunächſt von ſolchen aus, die ſich in den Bund aufnehmen ließen und dort keine Befriedigung gefunden haben. Wir erinnern zur Antwort daran, daß einer von den franzöſiſchen Encyklopädiſten ſelbſt von dem Anblick des geſtirnten Himmels erklärte, er habe dabei keine andere Empfindung, als wenn er in eine Häringstonne blicke. Geiſt und Gemüth muß der Maurer mit zu den Symbolen bringen. Das nur ſind die Zauberſchlüſſel, vor denen die geheimnißvollen Pforten aufſpringen.

Ein dritter Vorwurf betrifft die Geheimhaltung des Bundes. Warum zieht der Bund, ſo ſagt man, während Alles in unſerer Zeit nach dem Lichte der Öffentlichkeit drängt, ſich noch immer in das Dunkel des Geheimniſſes zurück? Früher mochte dazu Grund ſein, jetzt aber ziemt ihm ein offenes Wirken. Iſt's etwas Gutes, was er erſtrebt und will, ſo braucht er es nicht zu verhüllen; iſt es das Gegentheil, ſo muß er untergehen. Wir antworten: Das Geheimniß des Bundes iſt keine Geheimnißkrämerei. Was er treibt, kann die Welt wiſſen, denn es hat das Licht nicht zu ſcheuen; aber wie er es treibt, das möchte er als Familiengeheimniß bewahren, und dieſes Geheimniß iſt für das Gedeihen des Bundes ebenſo nothwendig, wie die verſchloſſene Muſchel für die werdende Perle. Er nimmt ſich dabei das Wirken der Natur zum Muſter und Vorbilde. Wie ſie in verborgener Werkſtätte ſchafft und erſt das Vollendete offenbart, ſo der Bund. Wie das Samenkorn ſich erſt im Schooße der Erde als Keim entwickelt und befeſtigt, ehe es zum Lichte der Sonne aufſprießt und die Früchte für die Menſchen trägt, ſo hier. Wie die Werkſtätte des Lebens, die Kammer des Herzens, bei jedem Menſchen verborgen iſt, ſo auch die Werkſtätte für das Leben der Menſchheit als eines Ganzen. Der Zweck des Bundes iſt eine Idee, ſein Ziel ein Ideal. Beide, Idee und Ideal, haben aber keinen gefährlichern Feind, als das alltägliche Leben mit ſeiner Flachheit, ſeiner Nützlichkeitsphiloſophie und ſeiner Gemeinheit der Geſinnung. Die Menge würde, weil ſie das Reiche und Tiefe des Gedankens, „Menſchen zu Menſchen zu machen," nicht faßt und würdigt, die Verwirklichung deſſelben zur Unmöglichkeit machen. Wie der wahre Künſtler die Welt ſeiner Ideen in ſich verſchließt und nur die Schöpfungen ſeines in der Welt der Ideale heimiſchen Geiſtes von Zeit zu Zeit der äußern Welt darſtellt, ſo der wahre Maurer. Im Stillen bildet er ſein Inneres mit gleichgeſinnten Genoſſen, und dann geht er, ſelbſt reicher geworden an Geiſt, Gemüth und Kraft, hinaus in das Leben, um hier in Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Seelen- und Lebensadel und wahrer Menſchenliebe die Schöpfungen, die Werke aufzurichten, die er in der Stille entwarf. Ja, was der Einzelne in der Loge gewonnen, das trägt er hinaus auf den Markt des Lebens, und was der Bund im Ganzen wirkt, das tritt auch als Errungenſchaft der Menſchheit in das Leben.

Was iſt aber nun dies? Welches iſt die Aufgabe und Wirkſamkeit des Bundes bis jetzt geweſen, und welches iſt ſie jetzt?

Schon Leſſing theilt das Thun und Wirken des Bundes in ein Thun und Wirken ad extra und ad citra. Von jenem ſagt er, daß die wahren Thaten der Freimaurerei ſo groß und weitausſehend ſind, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das habe ſie gethan. Gar manche edle Frucht iſt ausgeſtreut und zum ſchattenreichen Baume geworden, von welcher die Welt nicht weiß, woher er ſeinen Urſprung nahm, und dennoch wurde der fruchtbringende Keim in der Loge entwickelt.

So glauben wir mit Beſtimmtheit ſagen zu können, daß die Freimaurerei, natürlich in Verbindung mit andern treibenden Kräften, ein Hauptfactor mit war bei der beſſern Geſtaltung der Jetztzeit, daß ſie namentlich weſentlich dazu beigetragen hat zur Aufſtellung eines neutralen Anhaltpunktes, an welchem alle Confeſſionen ſich brüderlich begegnen konnten, zur Wiederherſtellung des Selbſt-

---

66) Die Streitfrage, ob der Bund ein chriſtlicher oder humanitärer ſein ſolle, ſcheint uns in ſich ſelbſt zu verfallen, da ja das wahrhaft Humane immer rechtchriſtlich und das wahrhaft Chriſtliche immer das Rechthumane iſt.

gefühls und des Menſchenwerthes, zur Freiheit und Gleichheit vor dem Geſetze, zur Hebung der Volksbildung, zur Läuterung des geſelligen Tones, zur Ausweiſung von Rohheit und Zuchtloſigkeit, zur Wiederbelebung geſelliger Tonkunſt und Geſangs, ſowie zur Wiederbegründung einer freien, ungezwungenen Redekunſt.

Dies ſcheinen uns die Hauptpunkte freimaureriſcher Wirkſamkeit in der Vergangenheit ſeit ihrem Auftreten in Teutſchland. Welches aber iſt nun des Bundes Wirkſamkeit in der Gegenwart?

Jedes Zeitalter hat ſeine beſondern Beſtrebungen und Aufgaben. Das gegenwärtige bietet eine gewaltige Gährung. Unauflöslich ſcheinende Widerſprüche bekämpfen ſich mit der äußerſten Heftigkeit, und die Maurerei muß, wenn ſie ſich nicht ſelbſt für ein abgeſtorbenes Glied in dem Organismus erklären will, nach Kräften auf eine geordnetere Geſtaltung hinwirken. Den Ordensgeſetzen gemäß ſoll ihr Einfluß kein directer unmittelbarer ſein, aber, was uns die Zukunft auch bieten mag, mittelbar einzuwirken ſei ihre Aufgabe, und Folgendes ſcheinen uns die Hauptfoderungen unſerer Zeit an ſie und ihr Wirken.

1) Vor Allen Verbreitung des Geiſtes der verſöhnenden Liebe, der wahren Johannesreligion, im Gegenſatze zu der wachſenden Intoleranz bei den religiös-kirchlichen Wirren.

2) Erhaltung des ſittlichen Ernſtes, der geiſtigen Zucht und Mäßigung, wodurch allein die wahre Freiheit gewonnen wird, im Gegenſatz gegen den Geiſt ſittlicher Leichtfertigkeit, Leidenſchaftlichkeit und zügelloſer Willkür[67]).

3) Förderung der rechten Aufklärung auf der einen Seite gegen den noch immer herrſchenden Obſcurantismus, Jeſuitismus, auf der andern gegen die an Freigeiſterei grenzende Aufklärungsſucht.

4) Wahrung höherer geiſtiger, ideeller Intereſſen, im Gegenſatz zu den nur auf das Nützliche gerichteten materiellen Beſtrebungen.

5) Bewahrung der wohlthuenden, vertraulichen Gemüthlichkeit, im Gegenſatz zu der überhandnehmenden mistrauiſchen Verſchloſſenheit und zu dem Trubel, in dem ſich Einer an dem Andern raſch und fremd vorübertreibt, in dem man ſich, von Tauſenden umgeben, doch einſam und verlaſſen fühlt, und durch den der Menſch im Eilwagen, auf dem Dampfwagen und im Gaſthofe zur bloßen Nummer herabſinkt.

6) Möglichſte Gegenwirkung gegen den immer drohender um ſich greifenden Pauperismus, durch Organiſirung der Arbeit, Hebung und Bildung der untern Volksclaſſen, Erziehung verwahrloſter Kinder und ſonſtiger Wohlthätigkeitsanſtalten.

Und in dieſem letzten Punkte iſt namentlich auch in der jüngſtvergangenen Zeit von dem Bunde Bedeutendes geſchehen. In allen Gauen Teutſchlands ſind, oft mit koſtſpieligen Opfern, Aſyle entſtanden für arbeitsunfähige Perſonen, Verſorgungsanſtalten für Witwen und Waiſen, Schulen für die verwahrloſte Jugend, Bildungsanſtalten für Handwerker u. ſ. w.; überall werden in den Logen bedeutende Summen zur Unterſtützung Hilfsbedürftiger aufgebracht und verwendet. Viele wackere Mitglieder des Bundes bethätigen den in der Loge gewonnenen Geiſt dadurch, daß ſie außerhalb derſelben Vereine der Wohlthätigkeit gründen.

Und in dieſer Weiſe wird der Bund, trotz aller verſchiedenartigen Anfeindungen, ſein ſtilles Wirken fortſetzen, ſich immer mehr kräftigen und läutern[68]). Er wird fortfahren, Alle, die ſich nach beſſern Zeiten ſehnen, vor Allem auf die eigene Veredelung, als die Hauptbedingung, hinzuweiſen; er wird fortfahren, zwiſchen die Genuß- und Prunkſucht der Zeit ſeine einfachen Sitten, neben den Religionshaß ſeine Duldung, neben die materiellen Intereſſen ſein geiſtiges Streben zu ſtellen. Er wird fortfahren, inmitten des gemüthloſen Strudels der Selbſtſucht den Sinn für Freundſchaft und häusliches Glück zu nähren. Er wird unabläſſig das Bewußtſein immer allgemeiner zu verbreiten ſuchen, daß des Menſchen höchſte Würde und Aufgabe darin beſtehe — „ein Menſch zu ſein,“ und dadurch auch allen edeln Nichtmaurern, ſelbſt denen, die nach ihrer innern Eigenthümlichkeit ſich ihm nicht anſchließen wollen, Achtung, Vertrauen und Anerkennung abnöthigen.

Literatur. Selbſt ſchon ein flüchtiger Überblick über die Literatur des Bundes belehrt uns über die große Bedeutung deſſelben. Wir ſehen daraus, wie er ſeit ſeinem Beſtehen in der jetzigen Form viele der beſten und befähigtſten Köpfe, der geiſtreichſten Männer angeregt hat, ja, wie er ſelbſt eine Unzahl von Gegnern nur dazu hingeleitet hat, die Kunde von dieſem Weltbunde in immer weitern Kreiſen zu verbreiten. Daß bei der kaum überſehbaren Fülle maureriſcher Schriften auch viel Unbedeutendes und Oberflächliches mit zur Erſcheinung kam, iſt natürlich.

Für die maureriſche Bücherkunde iſt das Hauptwerk von Kloß: „Bibliographie der Freimaurerei,“ welches bei ſeiner Vollſtändigkeit und Gediegenheit alle andern dieſer Art entbehrlich macht.

Von den zahlreichen teutſchen maureriſchen Zeitſchriften erwähnen wir nur der noch beſtehenden: Aſträa, Taſchenbuch für Freimaurer, von 1824—1845 herausgegeben, in eilf Jahrgängen, von Fr. W. von Sydow, ſeit 1846 fortgeſetzt von Aug. Wilh. Müller und Ludwig Bechſtein. — Der Ziegeldecker im Oſten von Altenburg, herausgegeben ſeit 1838 von Bernhard Lützel-

67) Vor Allem wird uns dieſer Geiſt der Mäßigung noth thun in einer Zeit, wo unter gewaltigen Wehen aus dem Alten Neues ſich gebären will, wo Alles unaufhaltſam nach Vorwärts bringt, wo man nicht ſelten das Alte, blos weil es alt iſt, niederzureißen ſtrebt, ohne noch zu wiſſen, was man Beſſeres aufbaue, wo man ſich vielfach nicht nur gegen eine tyranniſche, ſondern gegen jede Autorität auflehnt. — Während wir dies ſchreiben, iſt bereits durch ganz Teutſchland Kampf und Bewegung ausgebrochen. Möge der von der Loge ausgehende Geiſt der Mäßigung zur Erhaltung und Wiederherſtellung geſetzlicher Ordnung auch hier ſich kräftig bewähren!

68) Dahin arbeiten auch die in neueſter Zeit gehaltenen maureriſchen Congreſſe zu Strasburg den 16. Aug. 1846 und zu Stuttgart den 21. Aug. 1847. Sie wurden veranlaßt durch die feſtliche Verſammlung in Steinbach bei der Enthüllung des Standbildes Erwin's den 31. Aug. 1845, und ſollen alljährlich fortgeſetzt werden

berger, nebſt einem Beiblatte: „Handſchuh und Roſe," für Freimaurerſchweſtern. — Archiv für Freimaurerei, herausgegeben von Hoſmann und Strauß in Hamburg ſeit 1841. — Latomia, freimaureriſche Vierteljahrſchrift, ſeit 1842 in Leipzig bei Weber. — Erwinia, maureriſches Correſpondenzblatt (franzöſiſch und teutſch), herausgegeben in Strasburg ſeit 1845. — Fraumaurerzeitung, ſeit 1847 in Leipzig herausgegeben von Dr. Rudolf Richard Fiſcher (trat an die Stelle der früher von demſelben Verfaſſer ſeit 1842 in Altenburg herausgegebenen „Maurerhalle," die als Fortſetzung der ſeit 1823 ebenfalls von Fiſcher redigirten Zeitſchrift für Freimaurerei erſchien.)

Von auswärtigen verdienen vor allen Erwähnung: The Free-Masons-Quarterly Review, in London ſeit 1834 redigirt von Dr. Crucifix. — L'univers Maçonique und le Globe für Frankreich.

Logenverzeichniſſe und Freimaurer-Calender ſind mannichfach vorhanden.

Ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß der ſeit 1837 in Teutſchland vorhanden geweſenen und noch vorhandenen Freimaurer-Logen iſt 1846 in Dresden erſchienen.

Maureriſche Geſetzgebungen, Statuten und Conſtitutionsbücher wurden überall mehrfach gedruckt. Die wichtigſten ſind für England: The Constitution of the Free-Masons (London 1723.), erſte ſeltene Ausgabe des engliſchen Conſtitutionsbuchs, und The new Book of Constitutions etc. by *James Anderson.* (London 1838.) Zweite ſeltene Originalausgabe dieſes Werks (teutſche Überſetzungen deſſelben ſind von Andreä 1741, 4. Auflage 1783—1784, Burkhardt u. ſ. w.). — Ahiman Rezon etc. by *Laurent Dermott.* (London 1756.)

Für Teutſchland: Conſtitutionsbuch der Loge Archimedes zu den drei Reißbretern in Altenburg 1803. Selten und beſonders werthvoll durch Schneider's Anhang über maureriſche Geſchichte.

Zahlreich ſind die Schriften für, über und wider die Freimaurer. Kloß bezeichnet über 600. Bei allen dieſen Angaben ſind die franzöſiſchen Werke, von denen Kloß gegen 1400 anführt, nicht mitgerechnet. Wir erwähnen vor allen: Illustrations of Masonry (by *William Preston*) London 1772 (teutſch von Meyer 1776). — The Spirit of Masonry by *Will. Hutchison.* (London 1775.) — Juſtus Möſer, Rechtliches Bedenken über die Geduldung der Freimaurergeſellſchaft 1776. Frankfurt. — Ernſt und Falk, Geſpräche für Freimaurer, von Leſſing. (Wolfenbüttel 1778.) — Briefe, die Freimaurerei betreffend (von Vogel). (Nürnberg 1783.) — Eleuſinien des 19. Jahrh., herausgegeben von Fiſcher und Feßler. (Berlin 1801—1802.) — Über den Zweck der Freimaurerei, Abhandlung in Herder's Adraſtea. — Herndörffer, Handbuch für Freimaurer. (Leipzig 1806.) — Vier Freimaurerreden von Krauſe. (Dresden 1809.) Von demſelben, Höhere Vergeiſtigung der echt überlieferten Grundſymbole der Freimaurerei in zwölf Logenvorträgen. (Dresden 1811.) Von demſelben, Idee der Menſchheit als eines geſelligen Ganzen ꝛc. (Dresden 1810.) Von demſelben, Das Urbild der Menſchheit. 1811. Von demſelben, Tagblatt des Menſchheitlebens. (Dresden 1811. — Acazienblüthen von Blumenhagen. (Hanover 1815. — Des Maurers Leben von Theod. Winkler. (Dresden 1816. 2. Aufl.) — Mac Benac (von Lindner). 1818. — Heldmann, Acazienblüthen aus der Schweiz. (Bern 1819.) — Wedekind, Bauſtücke. (Gießen 1820.) — Carricaturen des Heiligſten von Steffens. (Leipzig 1821.) 2. Th. S. 665—694. — Gegen die Angriffe des Pr. Steffens auf die Freimaurerei von vier Maurern. (Leipzig 1821.) — Schuderoff, Über den dermaligen Zuſtand der teutſchen Freimaurerei. (Ronneburg 1824.) — G. Friedrich, Saronsroſen. (Frankfurt 1825.) — Wedekind, Über die Beſtimmung des Menſchen u. ſ. w. 1828. — Acazienblüthen von Fr. von Sydow. (Sondershauſen 1834.) — Mittheilungen über Freimaurerei von Heldmann. (Frankf. a. M. 1836.) — Blumenhagen's Maureriſcher Nachlaß. (Hanover 1841.) — Der Freimaurer von Kerning (Krebs). (Dresden 1841.) — Fr. von Kölle, Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unſerer Zeit. (Frankfurt a. M. 1841.) (Beſonderer Abdruck aus der teutſchen Vierteljahrſchrift.) — Stimmen aus Oſten von Salomon. — Maureriſche Tempelbilder von G. Friedrich. (Leipzig 1847.)

Als Curioſa fügen wir noch an: Swift, Schreiben der Großmeiſterin. Unterſuchungen, ob die Freimaurerei an der jetzt herrſchenden Krankheit ſchuld ſei, 1749, und Die Freimaurerei der Weg zur Hölle ꝛc., eine Predigt aus dem Engliſchen. (Braunſchweig 1768.)

Von den ſehr zahlreichen (über 700 theils einzeln erſchienen, theils Sammlungen) Freimaurerreden halten wir für beſonders erwähnungswerth die von Bürger (in ſeinen Werken), Dräſeke, Kloß und Friedrich, und die Freimaurer-Feſtreden, gehalten in der Loge zu den drei Degen in Halle (von Franke), 1840. Ganz vortrefflich iſt Goethe's Trauerrede auf Wieland's Tod, 1813.

Von Sammlungen freimaureriſcher Gedichte und Geſänge, deren über 300 gezählt werden, führen wir nur an das älteſte: a Collection of the Songs of Masons. (London 1734.) — Blumauer's Erinnerungsgedicht. (Wien 1786.) — Maureriſche Geſänge für die Logen des eklektiſchen Bundes. (Frankfurt a. M. 1823.) — Liederbuch des Logenbundes im Königreiche Hanover. 1835. — Neues Geſangbuch für die große Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin. 1837.

Über die Ritualiſtik des Bundes gibt es weit über 1000 Schriften, darunter jedoch begreiflicherweiſe viel Falſches und Abſurdes, lügenhaft Entſtelltes oder Erfundenes.

Am bekannteſten ſind: Sarſena, oder der vollkommene Baumeiſter (Bamberg 1816.), ein Buch, das viele Gegenſchriften hervorrief und bis jetzt vier Auflagen erlebte. — Der Signatſtern, 16 Bde. (Berlin von 1803—1821.) — Die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft von Krauſe, 2 Bde. (Dresden 1810. 2. Aufl. 1820.) — Freimaurerlexikon von Gädicke (Berlin 1818. 2. Aufl. Quedlinburg 1831.) — Encyklopädie der Freimaurerei von Lenning (Fr. Mosdorf). 3 Bde. (Leipzig 1822—1828.) — Außerdem zahlreiche Katechismen.

Digitized by Google

Da man zu Zeiten den Urſprung der Freimaurerei in den abgeblühten Ritterorden des Mittelalters, namentlich im Templerorden, ſuchte, ſo gehört auch eine reichhaltige Bücherzahl über Ritter- und Ritterweſen, Fehmgerichte u. ſ. w. hierher, und dieſe Literatur umfaßt über 300 oft bändereiche Werke. Wir bemerken hier nur: Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge, 7 Thle. von 1807—1832, und deſſelben Geſchichte des Templerordens. (Leipzig 1827—1835.) — Acten des wilhelmsbader Convents. 2 Bde. 1782. — Saint-Nicaiſe (von Stark), angeblich aus dem Franzöſiſchen. (Frankfurt a. M. 1735.) Anti-Saint-Nicaiſe (von Keßler von Sprengseiſen. 1786).

Im 17. Jahrh. entſtand der Orden der Roſenkreuzer. Er bemächtigte ſich eines Lieblingsſteckenpferdes ſeiner Zeit, der Goldmacherei, des Suchens nach dem Stein der Weiſen, und rief eine große Menge Schriften, zum Theil äußerſt confuſe, myſtiſch-theoſophiſch-magiſch-alchymiſtiſchen Inhalts, hervor. Ihre Anzahl, nebſt Gegenſchriften, ebenfalls über 300. Man vergl. Arnold's Kirchen- und Ketzerhiſtorie. 2. Th. Buch XVII. — Fama fraternitatis R. C. (Caſſel 1615.) — Chymiſche Hochzeit. (Straßburg 1616.) — Über den Urſprung der R. C. ꝛc. von Buhle. 1804.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde in Teutſchland die Frage über Zuläſſigkeit der Juden laut, und mehre Schriften erſchienen ſeitdem in dieſer Angelegenheit, die, zum Theil von Humanitätsprincipien geleitet, für, z. B.: „Wo iſt der Platz der Freimaurerei in der Menſchheit?" von Blumenhagen (Hanover 1838.) — theils, auf Erfahrungen ſich ſtützend, gegen die Judenfrage ſprachen.

Die eigentliche Geſchichte der Freimaurerei, oder vielmehr die Geſchichte der eigentlichen Freimaurerei hat eine ſehr reichhaltige Literatur. Wir zählen über 400 Schriften, wovon auf die Geſchichte der Freimaurerei in Teutſchland über 100 kommen. Wir erwähnen nur die ausgezeichnetſten: Die oben angeführten Briefe von Vogel. — Feßler's ſämmtliche Schriften über Freimaurerei. (Berlin und Dresden 1801—1804.) — The History of Free-Masonry by *Alex. Lawrie*. (Edinburgh 1804.) Neue Ausgabe 1842 (teutſch von Burkhardt). — Materialien zur Geſchichte der Freimaurerei (von Schröder, 4 Thle. 1806). — Acta Latomorum. 2 Bde. (Paris 1815.) — Zſchokke, Überlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit. Jahrg. 1817. — Mittheilungen an denkende Freimaurer von Moßdorf. (Dresden 1818.) — Heldmann, Die drei älteſten geſchichtlichen Denkmale der teutſchen Freimaurerei ꝛc. (Aarau 1819.) — Die Freimaurerei in ihrem Zuſammenhange mit der Religion der alten Ägypter, von Roghellini de Schio, überſetzt von Accerellos (Karl Rößler). Beſonders der Rößlern eigenthümliche vierte Theil wichtig. — Geſchichtlicher Überblick der Freimaurerei u. ſ. w., von Krebs. (Stuttgart 1840.) — Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung, von Kloß. (Leipzig 1846.) Deſſelben Geſchichte der Freimaurerei in England ꝛc. (Leipzig 1847.) Von Kloß ſteht noch manches Treffliche über Geſchichte zu erwarten. — Myſterien der Freimaurer, oder die entſchleierte Gebrüderung, Verfaſſung und Symbolik der teutſchen Baugewerke und ihr wahrer Grund und Urſprung im mittelalterigen Staats- und Volksleben. Specielle vollſtändig documentirte, hiſtoriſche Unterſuchung als beglaubigte Urgeſchichte der Freimaurerei von Friedrich Albert Fallou. (Leipzig 1848.)

Der von Breithaupt 1776 zu Ingolſtadt gegründete, bald verbotene Illuminatenorden hat eine Literatur von einigen 60 Bänden hervorgerufen.

Die ſogenannte teutſche Union der XXII, eine Geheimverbindung aus den Zeiten Dr. Bahrdt's, berüchtigten Andenkens, ſpielt auch in der Freimaurerliteratur mit einigen Schriften hierüber.

Vergl. Actenmäßige Darſtellung der teutſchen Union und ihrer Verbindung mit den Illuminaten-, Freimaurer- und Roſenkreuzerorden, von Hoffmann. (Wien 1796.) — Über Caglioſtro vergl. den neuen Pitaval. 5. Bd.

In Zeiten, die uns näher liegen, mußte die Freimaurerei politiſchen Zwecken ihr Ordenskleid leihen, deshalb ſpielt die Literatur der Carbonaris und des Tugendbundes in ſie herüber.

Eigenthümliche Anſichten entwickelt Keſtner in ſeiner Agape. (Jena 1819.) Er weiſt nach, daß der Bund von Clemens in Rom unter Domitian's Regierung gegründet ſei.

Auch manche ſchönwiſſenſchaftliche Feder bewegte das Ordensweſen aller Zeiten, und namentlich die Freimaurerei. Man kennt über 70 Ordensromane. Wir erinnern nur an die Löwenritter. — Dya-Na-dore, oder der Wanderer (von Meier). — Schiller's Geiſterſeher; die Wunderſüchtigen von Tieck; Erwin von Steinbach, ein Roman.

Ordensſchauſpiele zählen wir über 40; z. B. Amalie von Nordberg, von Auffenberg. 1794. — Die Söhne des Thals, von Werner. 1804.

Unter den Biographien ausgezeichneter Maurer und vom maureriſchen Standpunkte zeichnen wir aus: Leben und Thaten des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. (Berlin 1792.) — Karl von Hund's Leben im Anti-Nicaiſe. — Viele Biographien in Lenning's Encyklopädie. — Friedr. Ludw. Schröder, von Meyer. (Hamburg 1823.)

Für maureriſche Numismatik iſt vom größten Werth das leider durch den Tod des Verfaſſers unterbrochene Werk: Numotheca Latomorum, von Zacharias. VIII Hefte. (Dresden 1840—1847.) (*August Wilh. Müller.*)

FREIMÜTHIGKEIT (Pſychologie, Ethik und Politik) bezeichnet erſtlich im gewöhnlichen Sinne, auf einzelne Reden oder Handlungen bezogen, die Eigenſchaft des Benehmens eines Menſchen, welcher ſeine Gedanken oder Gefühle, namentlich ſeine Urtheile Andern gegenüber, ohne Furcht vor etwanigen übeln Folgen äußert; zweitens, im höhern Sinne, als bleibende Charaktereigenſchaft oder Lebensmaxime die Tugend oder Stärke der guten Geſinnung, die jederzeit auch da die Wahrheit ohne Rückhalt ausſpricht, wo dieſes Ausſprechen mit Gefahr verbunden iſt.

Digitized by Google

Wie ſchon das Wort andeutet, liegt das Hauptmerkmal in dem Muthe, welcher bekanntlich in der Furchtloſigkeit oder der Abweſenheit des Affects der Furcht bei Gefahren beſteht, und die Freimüthigkeit unterſcheidet ſich hierdurch zunächſt von den verwandten Begriffen der Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit. Auch die „Aufrichtigkeit" gibt unverhohlen das Innere, die Meinungen, Geſinnungen, Gefühle zu erkennen, bei ihr iſt aber das Hauptmerkmal die Redlichkeit, d. h. daß man das wirklich ſo meint, wie man es äußert [1]), oder der Mangel an Verſtellung („Gott hat den Menſchen aufrichtig gemacht, aber ſie ſuchen viele Künſte"), in welchem teutſchen Ausdrucke, der urſprünglich ſoviel wie „aufrecht" bedeutet, ſ. Apoſtelgeſch. 14, 10: „Sprach Paulus mit lauter Stimme: ſtehe aufrichtig auf deine Füße" — ſehr treffend angedeutet iſt, daß derjenige, der „aufrecht" mit emporgehobenem Kopfe uns ins Auge blickend gegenüberſteht, dadurch ein ſicheres pathognomiſches Kennzeichen gibt, daß er uns nicht täuſcht. Übrigens bleibt bei der Aufrichtigkeit die weitere Berückſichtigung der Umſtände unbeſtimmt oder irrelevant, während dies für die „Freimüthigkeit" ein Haupterfoderniß iſt, wie denn namentlich in der Freimüthigkeit noch der Nebenbegriff liegt, daß ſie gegen einen höher Stehenden oder Mächtigern („Männertroz vor Königsthronen," Schiller) geltend gemacht werden muß. Auch liegt es in ihrem Begriffe und dem angegebenen Hauptmerkmale des Muthes, der in der Regel als ein Talent, eine Naturgabe oder angeborene Anlage angeſehen werden muß („der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt;" Göz von Berlichingen), daß ſie nicht als eine allgemeine geſellige Pflicht angeſehen werden darf, während die „Aufrichtigkeit" allerdings, wenigſtens vom Standpunkte der Ethik, Allen zugemuthet werden kann; wie denn auch die Erfahrung beweiſt, daß die erſtere etwas Seltenes iſt. Offenherzigkeit bezeichnet überhaupt die Enthüllung des eigenen Innern an und für ſich; die Öffnung ſeines „Herzens," d. h. der innerſten Gedanken, Gefühle und Wünſche, wobei ebenfalls nicht weiter von Gefahren dieſerhalb die Rede iſt. Ohnehin iſt Offenherzigkeit an und für ſich eine Sache von ſehr problematiſchem ſittlichen Werthe, da ſie auch blos Folge eines ungezähmten Mittheilungstriebes oder der Plauderhaftigkeit, auch zufälliger Umſtände, z. B. einer Weinlaune oder des Rauſches („der Wein erfindet Nichts, er ſpricht's nur aus." Wallenſtein), oder des Mangels an Selbſtbeherrſchung und edlerem Selbſtgefühl ſein kann, was Herder (im Cid) ſo treffend ausgeſprochen hat [2]). Die Freimüthigkeit in ihrem höhern Sinne iſt dagegen ſchlechthin eine Tugend, etwas unter allen Umſtänden Löbliches; ſie wird mit Recht als die mit einer edlen Kühnheit verbundene Wahrheitsliebe oder Wahrhaftigkeit erklärt [3]), und iſt vom Standpunkte der Ethik und Pſychologie als eine beſondere Art oder Modification der Megalopſychie oder Hochſinnigkeit, Großherzigkeit zu bezeichnen, wie dieſe ſchon von Ariſtoteles (Eth. IV, 8) ſo treffend geſchildert wird [4]). Auch iſt dies in den bekannten Worten des römiſchen Dichters ausgeſprochen, in denen er das Bild des wahren Mannes darſtellt:

„— — — quem
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solidâ."

Die Freimüthigkeit gehört aber auch in das Gebiet der Politik, theils weil überhaupt alle wahrhafte politiſche Entwickelung nur unter der Bedingung männlicher Charakterbildung möglich iſt [5]), theils weil in dem Begriffe des Staats liegenden Verhältniß von Regierung und Regierten und bei der unvermeidlich in der Natur der Sache ſelbſt liegenden Neigung der Menſchen, ihre Gewalt zu misbrauchen [6]), es in tauſend Fällen von der größten Wichtigkeit iſt, daß den Machthabern mit Freimüthigkeit die Wahrheit geſagt werde. Einen welthiſtoriſch bekannten Beleg dafür, daß ſelbſt dieſe letzteren, wenn ſie zur Beſinnung kommen, dies einſehen, enthält die Geſchichte Alexander's des Großen und ſeines Feldherrn Clitus, welcher Letztere wegen ſeiner Freimüthigkeit von dem Erſteren ermordet ward, worauf derſelbe jedoch dies bitter bereute und in die verzweifelte Klage ausbrach: er werde künftig, wie ein Thier im Walde, einſam leben, weil Niemand in ſeiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne [7]).

Ohnehin hat ſchon jeder freie, mündige Menſch das angeborne Recht, freimüthig ſeine Meinung über Alles zu ſagen, was ſchon das Alterthum anerkannte, z. B. Eu-

---

1) ſ. Eberhard-Maaß-Gruber's Synonymik. 1826. 1. S. 258.

2) „Nie erwiebt man ſich Hochachtung,
Wenn man Alles von ſich wiſſen,
Alles überſehen läßt."

3) Reinhard, Chriſtl. Moral 1, 184. 5. Ausg.

4) „Es iſt im Charakter des Großherzigen, gegen die, welche ſelbſt in anſehnlichen Würden oder in ſehr glücklichen Umſtänden ſind, eine gewiſſe Hoheit des Betragens anzunehmen; hingegen ſich gegen diejenigen, welche in mittelmäßigen Umſtänden ſind, herabzulaſſen und als ihres Gleichen zu handeln. Denn über jene hervorzuragen iſt etwas Schweres, und dazu zu gelangen, ſcheint eine wahre Erhabenheit anzuzeigen; dieſen aber überlegen zu ſein, iſt etwas Leichtes. Daher ein gewiſſer Stolz gegen die Vornehmen und Reichen nicht unedel und verwerflich iſt. Ebendieſer, gegen Niedrige bewieſen, zeigt eine gemeine und ſchlechte Denkungsart an; ſowie wenn man ſeine Stärke im Streite mit Kindern oder Schwächlingen zeigen wollte. — Der Großherzige iſt nothwendig ein offenbarer Freund oder Feind; denn ſich zu verbergen iſt nur die Sache deſſen, der ſich fürchtet. Er bekümmert ſich mehr um die Wahrheit, als um den Schein, und redet und handelt auf eine Weiſe, die Alle erkennen können. Er iſt freimüthig in der Äußerung ſeiner Urtheile, weil er die Urtheile Anderer nicht ſehr hochſchätzt. Seine Freimüthigkeit macht ihn zugleich aufrichtig und wahrheitliebend, ausgenommen in den Fällen, wo er mit Fleiß eine fremde Meinung annimmt, welches hauptſächlich dann der Fall iſt, wenn er mit dem großen Haufen zu thun hat." Garve, Die Ethik des Ariſtoteles II. (Breslau 1801.) S. 130 fg. 5) Dahlmann, Politik S. 261. Freiherr von Stein an Freiherrn von Gagern (deſſen Antheil an der Politik. 3. Bd. S. 341). Zſchokke's Prometheus III. S. 44. Scheidler, Hodegetik S. 12 fg. 541 fg. (3. Ausg.)

6) „Qui peut tout ce qu'il veut, veut plus que ce qu'il doit."

Corneille.

7) ſ. Goethe, Divan, Werke VI. S. 100.

Digitized by Google

ripides in den Phönizierinnen (nach Schiller's Überſetzung):

Jokaſta: Was iſt ſo Hartes denn an der Verweiſung?
Polynices: Das Schrecklichſte iſt das, der Flüchtling darf
Nicht offen reden, wie er gerne möchte.
Jokaſta: Was du mir ſagſt, iſt eines Sklaven Loos,
Nicht reden dürfen, wie man's meint!

Beſonders gilt dies in Bezug auf die politiſchen und religiöſen Fragen, deren irrige Behandlung das Intereſſe Aller gefährdet (quidquid delirant reges, plectuntur Achivi!); daher hierüber mitzuſprechen jedenfalls der gebildete Theil des Volkes ebenſo ſehr die Pflicht, wie das Recht hat. „Le partage du brave homme est *d'expliquer librement ses pensées.* Celui qui n'ose régarder fixement les deux poles de la vie humaine, *la réligion* et le *gouvernement*, n'est qu'un lâche;" *Voltaire.* Daß die Geltendmachung dieſes Rechts auch vom politiſchen Standpunkte aus keineswegs gefährlich, ſondern unverfänglich und im Gegentheil nützlich iſt, iſt ebenfalls ſchon öfters ausgeſprochen worden; z. B. von Goethe in den bekannten Epigrammen (aus Venedig):

„Schädliche Wahrheit! — ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrthum;
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt."

Ferner:

„Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verſtummt!"

Dahin gehört ferner ein Kernſpruch Wieland's, der in ſeinem „goldenen Spiegel" jene Wahrheit auf heutiges Tags lehrreiche Weiſe geltend gemacht hat [8]):

„Der Großen Hochmuth wird ſich geben
Wenn unſre Kriecherei ſich gibt" [9]).

Ebenſo iſt dieſe Idee der Grundgedanke von Schiller's Don Carlos, am deutlichſten in dem Monolog des Marquis Poſa ausgeſprochen:

„Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur
In des Despoten Seele kühn geworfen,
Wie fruchtbar in der Vorſicht Hand!"

Auch dieſe Wahrheit erkannte das griechiſche Alterthum an, und der größte Dichter deſſelben, Sophokles, hat ſie in den Worten ausgeſprochen [10]):

„Wo nicht das Beſte dreiſt herauszuſagen uns
Freiſteht, und ſo im Staate ſiegt das Schlechtere,
Da untergraben Fehler allezeit das Wohl."

Daß in den Chören der Tragödie die Freimüthigkeit ihr würdigſtes Organ hatte und ebenſo in den Komödien, beſonders des Ariſtophanes, endlich auch in den öffentlichen Reden, — die des Demoſthenes gegen den macedoniſchen König Philipp ſind ja ſogar als das non plus ultra des Freimuths ſprüchwörtlich geworden — iſt bekannt.

Ähnliches gilt von den römiſchen Dichtern, Rednern und Geſchichtſchreibern. Dahin gehört z. B. außer den ſchon angeführten Worten des Horaz das des Plautus:

„Mihi necesse est loqui,
Nam scio Amyclas tacendo periisse."

Ferner die ſcharfe Sprache des Juvenal und Perſius, ebenſo ein bedeutender Theil der Reden des Cicero, welcher in der Rede für den Sextius Amerinus (cap. 48) die Freimüthigkeit mit den treffenden Worten in Schutz nimmt: „Desinant aliquando dicere, *male* aliquem locutum esse, si quis *vere* et *libere* locutus sit." Dahin gehört auch ſein: „Ego autem neminem nomino. Quare irasci mihi nemo poterit, nisi, qui ante de se voluerit confiteri" (pro lege Manilia c. 13), und vor Allem ſein „fremant omnes licet, quae sentio dicam" (de orat. I.). Aus dem Livius die ſchönen Worte (III, 68): „His ego gratiora dictu alia esse scio, sed me *vera* pro gratis loqui, etsi meum ingenium non moneret, necessitas cogit. Vellem equidem valori placere, Quirites, sed multo malo vos salvos esse, qualicunque erga me animo futuri estis." Des Tacitus Name braucht hier nur genannt zu werden, um das Bild großartigſten Freimuths vor das Bewußtſein zu rufen.

Selbſt in dem finſtern Mittelalter, in welchem durch das aus dem Orient gekommene und ganz misverſtandene Chriſtenthum das orientaliſche despotiſche Staatsprincip als Patriarchal- und Feudaldespotismus [11]) ſich geltend machte, und durch die eingedrungenen fremden Geſetzgebungen des römiſchen, kanoniſchen und langobardiſchen Lehnrechts förmlich ſanctionirt ward [12]), fehlte es nicht an einer, freilich ſehr barocken, Form, in welcher ſich die Überzeugung von der Wichtigkeit der politiſchen Freimüthigkeit ausſprach, nämlich in der Inſtitution der Hofnarren, welche bekanntlich das ridendo dicere verum neben ihrer Spaßmacherei als ihre eigentliche höhere Beſtimmung und Beſtallung anzuſehen hatten (daher auch dieſe Charaktere von Shakeſpeare, z. B. im Lear, als echt poetiſche oder idealiſche Geſtalten erſcheinen), wie ſie denn auch geſchichtlich ſich öfters, und zwar bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinein (z. B. der Hofnarr Balakireff Peter's des Großen [13]), ſich als wahre Wohlthäter des Volks verdient gemacht haben.

In der neuern Zeit, in welcher die Hauptaufgabe wahre politiſche Aufklärung (vergl. den Art. Freiheit, politiſche, am Schluſſe) und die Verbreitung derſelben Pflicht der politiſchen Literatur iſt, erſcheint die Freimüthigkeit als nothwendigſtes Requiſit aller politiſchen Schriftſtellerei, die ſeit der Erfindung der Buchdruckerei offenbar eine Macht geworden [14]), beſonders der eigentlichen Publiciſtik, welche die wichtigſten Staatsfragen der Gegenwart wiſſenſchaftlich zu erörtern den

8) Vgl. Wieland's Leben von Gruber (Wieland's Werke. 50. Bd. S. 607). 9) „Gott, wie viel beſſer würde es überall hergehen, wenn die großen Käuze ſich weniger aufblieſen und die kleinen das Pudelfell abwürfen." Guſt. Schilling (Hausgenoſſen II, 113). 10) Fragment ſeiner Euryphile. Nach Solger's Überſetzung II, 205.

11) Herder, Ideen zur Phil. der Geſchichte (Werke. 7. Bd. S. 174). 12) Stahl, Phil. des Rechts. 2. Th. 2. Abtheil. S. 101 fg. Scheidler, Teutſcher Juriſtenſpiegel S. 138. 13) Flögel, Geſchichte der Hofnarren. Fuchs, Leben des Generals Suwaroff S. 70. 14) Ancillon, Vermittl. d. Extreme I, 139.

Beruf hat [15]). Anerkannt iſt dies indirect auch dadurch, daß man ſolche Schriftſteller, die nicht dieſe Freimüthigkeit zu zeigen wagen, ſondern aus Knechtsſinn den Mantel nach dem Winde hängen, als „Hof-, oder Pöbel-, oder Windpubliciſten" zu bezeichnen pflegt [16]).

Übrigens liegt es in der Natur der Sache, daß ſchon die Möglichkeit der (namentlich politiſchen oder publiciſtiſchen) Freimüthigkeit von vielen äußern Umſtänden und Bedingungen, insbeſondere dem Volkscharakter und der Staatsverfaſſung, abhängt, und daß die Wirklichkeit derſelben geſchichtlich ſich nur da zeigt, wo die politiſche Freiheit überhaupt ſich hat entwickeln können, ſomit ebenſo, wie dieſe letztere ſelber (ſ. den Art. Freiheit, politiſche) bis jetzt nur als Ausnahme vorkommen kann, was ſchon Tacitus in den bekannten Worten ausſpricht: rara temporum felicitas, ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet. Im Orient, der Wiege des Despotismus, und dem für denſelben gleichſam prädeſtinirten Welttheile [17]) werden wir die Freimüthigkeit nicht ſuchen, woſelbſt der Herrſcher Alles in Allem, Eigenthümer alles Grundes und Bodens, Geiſt- und Leibherr aller ſeiner Unterthanen und unbedingter blinder Gehorſam derſelben allgemein anerkannte Rechts- und Religionspflicht iſt; daher auch ſchon die Sprache der Orientalen deren Knechtsſinn beurkundet [18]), insbeſondere auch dadurch, daß mancher orientaliſchen Sprache (z. B. der ſonſt ſo reichen arabiſchen) ſogar ein Wort für Freiheit fehlt [19]). Daher findet ſich die Tugend der Freimüthigkeit in der „Monarchen- und Miniſterethik" nicht katalogiſirt, welche in der großen perſiſchen Encyklopädie der Wiſſenſchaften des Hadſchi Chalfa aufgeführt wird [20]). Der Orient kennt ebennur ſogenannte „Fürſtenſpiegel," die oft von ausgezeichneten Regenten ſelbſt herrühren [21]), in denen die Lehren der Politik nur als unmaßgebliche Rathſchläge vorgetragen werden, und ebenſo die Form der Mährchen oder Fabeln, um den Fürſten dieſe oder jene Wahrheit in einer nicht beleidigenden Form kund zu thun, wofür nur an die bekannte Legende von der Erfindung des Schachſpiels [22]) erinnert zu werden braucht [23]).

Sehr leicht begreiflich iſt es demnach auch, daß, da unſere neueuropäiſchen Höfe und Hofſitten, die ſogenannte Etiquette, ſich dem erwähnten adoptirten aſiatiſchen Staatsprincip gemäß nach orientaliſchem Muſter gebildet haben, die Freimüthigkeit ſich in dieſer Region nicht ſonderlich entwickeln konnte, oder nur ausnahmsweiſe vorfand, während ihr Gegenbild, die Liebedienerei, Schmeichelei und Speichelleckerei, ihren Hauptſitz an den Höfen hatte und die Fürſten von Haus aus gleichſam methodiſch verdarb. „Die einzige Kunſt, welche Prinzen gründlich lernen, iſt das Reiten, weil die Pferde — keine Schmeichler ſind," ſagte ſchon ein alter Philoſoph, und ein neuerer Satyriker [24]): „Les *fous* sont aux échecs les plus proches des Rois." Daher gilt grade vorzugsweiſe in dieſer Sphäre der alte Spruch: veritas odium parit, oder, wie Luther es ausdrückt [25]): „Die Wahrheit iſt ein feindſelig Ding; wer die Wahrheit ſagt, dem wird man gram," und die Ausübung der Tugend der Freimüthigkeit (der „Männertrotz vor Königsthronen") iſt in dieſer Sphäre mit ebenſo viel Verdienſt als Gefahr verbunden, ſowie ihr Erfolg ungewiß, ſobald man nicht dabei mit der nöthigen Vorſicht verfährt. Darauf bezieht ſich die Xenie Goethe's:

„Zweierlei Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Öffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim."

Übrigens ſtimmt auch die proſaiſch-nüchterne Politik oder Staatsklugheitslehre ganz mit dieſer für die Praxis der Freimüthigkeit wichtigen Goethe'ſchen Regel überein [26]). Daß dabei Zeit, Ort und andere Umſtände oder Verhältniſſe Ausnahmen begründen können, und daß es Fälle geben kann, in welchen ſelbſt eine in Dreiſtigkeit übergegangene Freimüthigkeit von gutem Erfolg ſein und jedenfalls entſchuldigt werden kann, iſt an ſich klar, und wird von Shakeſpeare ſehr treffend veranſchaulicht (Lear):

„Kent ſei ungeſittet, wenn Lear verrückt iſt!"

Dahin gehört auch Goethe's Wort:

---

15) Vergl. Scheidler in Bron's Minerva. 1845. October. S. 135 fg. 16) Klüber, Öffentliches Recht d. t. B. §. 89. Welcker, Staatslexikon unter „Publiciſt." 11. Bd. S. 270. (Fr. K. v. Moſer nannte dergleichen Subjecte „Galgenpubliciſten.") 17) *Aristot.* Pol. III.; vergl. Goethe im Divan (Werke. 1827. VI. S. 86 fg. 167). 18) Harris, Hermes (überſetzt von F. A. Wolf) S. 34. Zachariä, 40 Bücher vom Staat I, 463 fg. 19) Magazin merkwürdiger Reiſebeſchreibungen V, 255. (Natürlich iſt hier die politiſche und bürgerliche Freiheit gemeint, nicht die perſönliche, im Gegenſatze der Sklaverei.) 20) S. v. Hammer, Wiſſenſchaften des Orients II, 532. 544. 21) z. B. V. Buch des Kabus von Diez (1811.); vergl. Goethe's Divan (Werke. 1827. VI. S. 224 fg.). 22) Koch, Codex der Schachſpielkunſt. B. 1. S. 7. Wahl, Geiſt und Geſchichte des Schachſpiels S. 67. 23) Übrigens verdient Goethe's geiſtreiche Bemerkung, daß ſelbſt im Orient Freiheit und Freimüthigkeit als polarer Gegenſatz vorkommt, Beachtung. Divan (Werke VI. S. 95 fg.). Auch macht das alte Ägypten in ſofern eine (übrigens die Regel beſtätigende) Ausnahme, als es ein, bekanntlich wegen ſeiner rückſichtsloſen Freimüthigkeit ſprüchwörtlich gewordenes, ſtrenges Todtengericht über ſeine Könige hielt.

24) *Regnier*, Sat. XIV. 25) Auslegung des Propheten Joel. Cap. 3. Th. VIII. S. 258 der leipziger Ausg. 26) „Am ſchwerſten iſt's, Höhere zu lenken; denn ſie fürchten, in dem Rathe dem Rathgeber zu huldigen. — Die Überlegenheit eines Andern iſt jederzeit läſtig; aber die eines Untergebenen wird leicht als Widerſetzlichkeit gedeutet. Der Kluge verbirgt ſeine Vorzüge — wie das Weib ſeine Schönheit — unter einem Schleier. Am ſchwerſten drückt die Überlegenheit eines Andern an Geiſt, beſonders die Fürſten. Eine ſolche ihnen zu zeigen, iſt oft ein Staatsverbrechen. Ein Hofmann, der eines Tages Philipp II. mehre Schachpartien abgewonnen hatte, ſagte zu ſeinen Kindern: Es iſt aus mit uns; der König weiß, daß ich beſſer Schach ſpiele, als Er. (Entlehnt aus des Spaniers B. Gracian Schrift: Der Hofmann. Einen Auszug daraus ſ. in der Zeitſchrift: Die Grille. Von A. von Kotzebue. [Königsberg 1811.]) Daher iſt die Hauptaufgabe die, den Höhern glauben zu machen, daß ſie den eigenen Einſichten folgen, indem ſie doch den unſrigen huldigen. Man rathe ihnen nicht, ſondern ſcheine ſie nur an das Vergeſſene zu erinnern. Man widerſpreche ihnen nicht, ſondern kleide ſeine Einwendungen nur in beſcheidene Zweifel, oder in Bitten um Belehrung ein. Man unterrichte ſie nicht (wenigſtens nicht unaufgefodert), ſondern laſſe ſich von ihnen unterrichten. Durch Fragen kann man den Lehrer in den Lehrling verwandeln. Die Freude, zu belehren, läßt dem Höhern leicht die Verſchiedenheit des Standes vergeſſen." Zachariä, 40 Bücher vom Staat I. S. 495.

Digitized by Google

„Du Kräftiger, ſei nicht ſo ſtill,
Wenn ſich auch Andre ſcheuen.
Wer den Teufel erſchrecken will,
Der muß laut ſchreien!“

Wie überhaupt auch in dieſem Punkte der Geiſt der Zeit ſeine Rechte geltend macht, dafür geben viele der neueſten Ereigniſſe einen genügenden Beleg, und namentlich in dem gegenwärtigen Jahre hat es nicht im Geringſten an Freimüthigkeit in den Beziehungen zu den fürſtlichen Souverainen gefehlt. Daß indeſſen dieſer Fortſchritt keineswegs erſt vom allerneueſten Datum iſt, dafür braucht man nur an das berühmte Wort eines der ausgezeichnetſten unter den Politikern und Staatsmännern ſeiner Zeit, an das von Gentz, zu erinnern, der in ſeiner Anrede an Friedrich Wilhelm III. bei deſſen Thronbeſteigung (1797) ſagte: „Es gibt in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur eine einzige echt ſchmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige verdienſtliche Art, ihm zu dienen — daß man ſie ihm keinen Augenblick verhülle“ [27]).

Geſchichtlich werden wir die Freimüthigkeit als politiſche Tugend und Macht auf das große welthiſtoriſche Ereigniß der Reformation zurückdatiren müſſen, weil durch dieſe zuerſt jene durch das misverſtandene Chriſtenthum in das neuere Staatsleben eingedrungenen orientaliſchen Vorſtellungen erſchüttert und zerſtört, ſowie die Grundlagen des neuen Staatsprincips gelegt wurden [28]). Dem entſpricht zugleich, daß um dieſe Zeit einer der größten Heroen dieſer Tugend, Ulrich von Hutten, aufgetreten war und die wichtigſten Kämpfe „mit dem beſten Schwert, dem freien Wort,“ ſiegreich beſtanden hatte.

Eine beſondere Erwähnung verdient hierbei die in der neuern chriſtlichen Welt ſo bedeutend gewordene Freimüthigkeit auf der Kanzel. Da das Chriſtenthum den Menſchen über den Bürger ſtellt, und ſeine Kirche wenigſtens im innern geiſtigen Gebiet, der Lehre und des Glaubens, für ganz unabhängig von der äußern Gewalt des Staats erklärt, auch ausdrücklich lehrt, daß man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß die Redefreiheit auf der Kanzel als ein unbeſtreitbares Recht des chriſtlichen Religionslehrers anerkannt werden muß. Auch ſteht es geſchichtlich feſt, daß die Sache des Rechts und der Wahrheit, die in der alten Welt von Philoſophen, Dichtern und Staatsmännern geltend gemacht wurde, in der neuern chriſtlichen Zeit vorzugsweiſe an die Prediger des Evangeliums überging, von denen ſehr viele ſich dabei die hebräiſchen Propheten, Chriſtus ſelbſt und die Apoſtel Petrus und Paulus zu Vorbildern nehmend, beredte Wortführer für jene hohen Güter und tapfere Bekämpfer des ſchlechten Zeitgeiſtes geweſen ſind [29]). Namentlich hat Teutſchland eine ehrwürdige große Schar ſolcher freimüthiger Kanzelredner aufzuweiſen. So ſchon im 14. Jahrh. den edeln Dominikaner Johann Tauler, im 15. den humoriſtiſchen Züchtiger laſterhafter Unarten, den ſtrasburger Geiler von Kaiſersberg, im 16. die großen Reformatoren Luther, Zwingli, Calvin, Knox, im 17. Valerius Herberger, Schuppius, J. Arnd und Ph. Jacob Spener, im 18. und 19. Zollikofer, Reinhard, Herder, Marezoll, Schleiermacher, Röhr, von Ammon, Dräſeke u. A. Natürlich ſtehen hierbei die proteſtantiſchen Kanzelredner obenan, da in ihrer Kirche die Predigt die Hauptſache iſt, obwol ſie, wenigſtens bis auf unſere Zeit, durch ihre Abhängigkeit von der Staatsgewalt in einer viel ungünſtigeren Stellung in Hinſicht auf Freimüthigkeit ſtehen, als die Katholiken. Luther ſelbſt iſt und bleibt auch in dieſer Beziehung ein wahres Muſter, und ſteht würdig neben, wo nicht noch über, ſeinen genannten großen Zeitgenoſſen; es ſei daher geſtattet, hier an einige ſeiner Kernworte zu erinnern, in denen er zugleich das Recht zur Freimüthigkeit treffend nachweiſt [30]).

27) Neuer wörtlicher Abdruck. (Brüſſel und Leipzig, Brockhaus, 1820.) S. 7. — Daß dieſe Freimüthigkeit, der „Männertroz vor Königsthronen,“ dieſen leztern Nichts ſchadet, zeigt Spittler in ſeinen Vorleſungen über Politik S. 149. (— — „So hätte man denken ſollen, ein publiciſtiſcher Freimuth, wie er z. B. in den Schriften eines Moſer zu finden iſt, müßte alle Throne umſtürzen. Allein man gewöhnte ſich bald an die Derbheit der Sprache, die befürchteten Wirkungen auf das Anſehen der Regierungen blieben aus, der Unterthan gehorchte nach wie zuvor, und Miniſter und Räthe nahmen ſich, troz der rauhen Form, die gute Lehre zu Herzen.“) 28) Zachariä, 40 Bücher vom Staat V. S. 201 fg. Vergl. den Art. Freiheit, politiſche.

29) L. Wachler's Biographiſche Aufſätze. 1835. S. 3. 30) In der Auslegung des 82. Pſalms (Walch's Ausg. 5. Th. S. 1040) ſagt er: „Dieſer erſte Vers (des 82. Pſ.) gibt, daß nicht aufrühreriſch iſt, die Obrigkeit ſtrafen, wo es geſchiehet nach der Weiſe, die hier ſtehet, nämlich daß es durch göttlich befohlen Amt und durch Gottes Wort geſchehe, öffentlich, frei und redlich; ſondern es iſt eine löbliche, edle und ſeltſame Tugend und ein ſonderlich großer Gottesdienſt, wie hier der Pſalm beweiſt.“ An einem andern Orte (Auslegung des Evangeliums Joh. 8. Th. S. 938) ſagt er: „Damit (was Jeſus, Joh. 19, 10. 11, zu Pilatus ſprach) hat Chriſtus uns eine Lehre gegeben, daß man den großen Hanſen und Junkern die Wahrheit nicht ſchweigen ſolle, ſondern ſie vermahnen und ſtrafen ihres Unrechts halber. Da ſprechen ſie aber: Du läſterſt und unehrſt die Majeſtät des Fürſten. Darauf ſprechen wir: Wir ſollen und wollen von ihnen leiden, was ſie an uns thun; aber daß wir ſollten ſtillſchweigen und ſagen: Gnade, Junker, du thuſt recht, das wollen wir nicht thun. Denn es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dieſen zweien, Unrecht und Gewalt leiden und dazu ſtill ſchweigen. Leiden ſoll man Unrecht und Gewalt, aber dazu ſtill ſchweigen ſoll man nicht. Denn ein Chriſt ſoll der Wahrheit Zeugniß geben und um der Wahrheit willen ſterben.“ Ferner (in der Schrift: Wider den Biſchof Albrecht, 1539, vergl. den Auszug von Ramler III. 214): „Es iſt nichts Löblichers und Lieblichers an einem Fürſten, denn daß er frei redet, was ſeine Meinung ſei, und das die lieb, ſo desgleichen thun, ſagen ungeſcheut, wies ihnen ums Herz iſt, wie es die Zeit und Nothdurft erfodert.“ — „Hört, liebe Fürſten und Herren, ihr müßt uns elende Prediger nicht ſo in ein Bockshorn jagen, wenn wir eures Geſchlechts einen Schalk ſtrafen, daß ihr darum wolltet zürnen und vorgeben, wir hätten das ganze Geſchlecht gemeint und geſchändet; ſonſt würden wir zulezt gedrungen, euch wiederum zu ſagen, daß ihr euer löblich ehelich Geſchlecht nicht ſollt zum Schanddeckel machen und darunter Laſter und Untugenden ſtärken und vertheidigen. — Große Fürſten und Herren ſoll man nicht ſchänden; das ſag ihnen, daß ſie ſich ſelbſt nicht ſchänden mit Laſtern. Mir iſts bald geſagt: ich kann niemand ſchänden, wenn ich die rechte Wahrheit ſag; die Wahrheit auch nicht, ſondern ſie will der Schanden wehren. Solches muß ich

Digitized by Google

Es lag in der Natur der Sache, daß, in Folge der aus der nicht ganz Teutſchland umfaſſenden und unvollendet gebliebenen Reformation entſtandenen Religionskriege und Zerſplitterung unſeres Vaterlandes mit der bisherigen politiſchen Freiheit ſich auch die Freimüthigkeit verlor, welche das ſeitdem aufgekommene Staatsprincip des Abſolutismus oder der Auto- und Bureaukratie natürlich nicht aufkommen ließ. Doch machten ſelbſt in dieſer traurigen Zeit unſere teutſchen Univerſitäten, denen hierbei, wie ſchon Herder nachgewieſen[31]), ihre corporative Selbſtändigkeit gute Dienſte leiſtete, eine rühmliche Ausnahme[32]); wie denn auch das Inſtitut der akademiſchen Freiheit ſeine wahre Begründung und höhere Bedeutung nur darin hat, daß daſſelbe dazu dient, freimüthige Kämpfer für Wahrheit und Recht zu bilden[33]), was natürlich beſonders für Teutſchland ſo höchſt wichtig iſt, da, wenigſtens bisher, von keinem wahren öffentlichen politiſchen Leben die Rede war[34]). Freilich war ebendeshalb dieſe Wirkung der akademiſchen Freiheit nur eine ſehr unvollkommene, und man braucht nur die bekannte Schrift des freimüthigſten der teutſchen Publiciſten, Fr. K. von Moſer, „der Herr und der Diener," zu leſen[35]), um den faſt unglaublichen Servilismus der teutſchen Gelehrten- und Beamtenwelt kennen zu lernen. Um ſo rühmlicher iſt es dagegen natürlich, die Freimüthigkeit, mit welcher z. B. Chr. Thomaſius in Leipzig und Halle, dann J. J. Moſer und ſein eben genannter Sohn, ſpäter beſonders Schlözer in Göttingen (durch ſeine Staatsanzeigen), Kant in Königsberg, Fichte in Jena und Berlin u. A. die Sache des Rechts und der Freiheit verfochten. Auch in der neuern und neueſten Zeit haben ſich akademiſche Lehrer, ſelbſt in der traurigen Periode nach den carlsbader Beſchlüſſen, durch edle Freimüthigkeit in Schrift und Wort rühmlich ausgezeichnet, wie z. B. A. Böckh und Fr. von Raumer in Berlin, Luden, Oken, Fries in Jena, Wegſcheider und Meier in Halle, Dahlmann und die andern göttinger Septemvirn, Welcker und Rotteck in Freiburg, Jordan in Marburg, Lobek und Burdach in Königsberg, L. Wachler, Steffens, Dav. Schulz und Haaſe in Breslau, Arndt und J. G. Welcker in Bonn, Wiener und G. Hermann in Leipzig, Falk, Waitz und Droyſen in Kiel u. ſ. w. u. ſ. w.

Im Allgemeinen muß leider! zugeſtanden werden, daß grade dieſe Eigenſchaft oder Tugend offenbar zu denjenigen gehört, die ſich in Teutſchland in der neuern Zeit am ſeltenſten gefunden haben, obwol in unſerer Sprache ſich der ſehr charakteriſtiſche Ausdruck findet: teutſch mit Einem reden, d. h. eben unverhohlen, derb oder freimüthig ihm die Wahrheit ſagen. Der Grund dieſes Mangels liegt natürlich nicht allein in der ſchmachvollen, erſt in der neueſten Zeit aufgehobenen Cenſur, da ja auch während des Beſtehens derſelben es nicht nur im mündlichen Verkehr, ſondern auch in größeren Schriften (über 20 Bogen) ſehr wol möglich war, die freimüthigſten Urtheile auszuſprechen. Es iſt daher jener Grund von mehren in einem nicht eben rühmlichen teutſchen Charakterzuge geſucht worden, den man mit den Worten Philiſterhaftigkeit, Spießbürgerthum, und noch energiſcher früherhin durch „teutſche Hundsdemuth" (ein bekanntes Kraftwort des genannten Fr. K. von Moſer), neuerdings beſonders mit dem ebenfalls ſehr ausdrucksvollen „Staatslakaiengeſinnung" bezeichnet hat. Daß ſich nun wirklich ſo etwas bei uns findet, wird ſchwerlich ſich in Abrede ſtellen laſſen. Es gab eine Zeit — und ſie iſt kaum, für Viele ſicher noch nicht, vorüber! — in welcher man unter „Staat" nur die „Hierarchie der Staatsdiener" verſtand, oder (mit den Worten eines berühmten Philoſophen zu reden)[36]) „eine Menge von Stellen oder Ämtern, welche über und unter einander geordnet, ſich dem Glücke, der Klugheit und den verſchiedenen Neigungen als Kampfpreiſe darbieten," ſowie unter der „Civität" oder dem Bürgerrechte Nichts als die „Befugniß — einen Kramladen halten und Bier oder Branntwein ſchenken zu dürfen!"[37]). Hierauf deutete offenbar Goethe, indem er den Teutſchen die Staatsfähigkeit geradezu abſprach[38]), und anderswo[39]) „unſern Antheil an öffentlichen Angelegenheiten meiſt nur für Philiſterei" erklärt. Hat es ſich nun unleugbar in der neuern Zeit mit uns in dieſer Hinſicht gebeſſert, ſo iſt doch immer noch Vieles von dieſer „Philiſterei" an uns zu finden, was noch dadurch verſtärkt wird, daß bei dem allgemeinen Wettrennen oder Sturmlaufen, um ſo früh als möglich zur „Krippe des Staatsbudgets" zu gelangen, natürlich Alles vermieden wird, was ſolch edlem Zwecke irgend hinderlich ſein könnte.

Indeſſen wenn auch dieſer Grund des Mangels an Freimüthigkeit in ſehr vielen Fällen der richtige ſein mag, ſo iſt er es doch nicht in allen! Und warum ſollen wir nicht auch hier nach der trefflichen Rechtsregel: **quisque praesumitur bonus!** verfahren und nach einem ehrenvollern Motiv ſuchen? Ein ſolches findet ſich nun in den zwei ebenfalls unſerm Volke eigenthümlichen und trefflichen Charakterzügen, dem tiefen Sinne für das Recht

---

ohngefähr alſo reden, denn mir auch von Juriſten und ſonſt noch mehr Naſeweiſen vorgehalten iſt, was iſts denn mehr? — Itzt thun unſre Junkern von Adel auch alſo: wenn man die Böſen ſchilt, ſo ſoll es eine Schandpredigt, Schandbuch, Schandſchrift heißen wider den löblichen Adel. Fürwahr eine ſehr adlige Rede iſt das, ohn daß ſie uns unrecht thun, denn wir wahrlich den löblichen Adel nicht ſchelten noch ſchänden, ſondern für gar ein theuer, zart Kleinod halten: aber den ſchändlichen Adel müſſen wir ſchelten."

31) W. z. Ph. d. Geſch. 1829. XII, 163. 32) „Manches freimüthige Wort ward auf den Univerſitäten geſprochen, ja ſie vorzüglich nährten die geiſtig-kühne, für die Wahrheit ſich unbedingt aufopfernde Geſinnung." Steffens, über Teutſchlands proteſt. Univerſitäten. 1819. S. 64. 33) Roſenkranz, Der Zweikampf auf unſern Hochſchulen S. 9. Leo in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftl. Kritik. 1829. II. S. 548. 34) Thierſch, Gel. Schulen II. S. 249 fg. Scheidler, Hodegetik S. 288 fg. 35) Vergl. Fr. K. von Moſer, von Hermann vom Buſche, 1846, und Schloſſer's Geſchichte des 18. Jahrh.

36) Herbart, Praktiſche Philoſophie. 37) Ed. Platner, Beiträge zum attiſchen Recht, Vorr. S. XX.

38) „Zur Nation euch zu bilden, Teutſche, ihr hofft es vergebens!
Bildet dafür, ihr könnt's, freier zu Menſchen euch aus."

39) Wanderjahre am Schluſſe (Werke XXIII, 382).

Digitized by Google

und der wahren Liebe für den angeſtammten Fürſten. Beide Züge ſind unleugbar und auch anerkannt [40]), und haben ſich in der neueſten Zeit ſattſam bewieſen, trotz dem, daß ſo Vieles geſchah, ſie zu vertilgen [41]): — man denke nur daran, daß bald nach Auflöſung des teutſchen Reichs mehr als ein Drittel des teutſchen Bodens an andere Landesherrſchaften, manche Provinzen mehr als ein Mal, übergegangen [42]). Der Teutſche ſcheut in erſterer Hinſicht, vor Allem ſich einer Rechtsverletzung ſchuldig zu machen, und ſchweigt lieber ganz ſtill, als daß er ſein Recht freimüthig vertheidigt, wenn es ihm nicht vollkommen klar iſt, oder wenn ihn dieſe Vertheidigung zur Verletzung fremden Rechts auch nur möglicherweiſe führen könnte! Ebenſo hat der Teutſche, deſſen eigentlich politiſches Leben ja, wenigſtens in gewiſſem Sinne, noch in die Kindheitsperiode fällt, noch gar nicht ſich daran recht gewöhnt, den Fürſten und die Miniſter und ſonſtigen Staatsbeamten zu unterſcheiden, ſodaß er nur gar zu geneigt iſt, die dem Erſtern mit Recht gebührende völlige Unverantwortlichkeit auch auf die letztern zu übertragen, gleich zu „rebelliren" wähnt, wenn er einem hochgeſtellten Staatsbeamten zu widerſprechen, oder ihn zu tadeln wagen würde [43]). Dies iſt denn auch ſehr erklärlich und ganz conſequent nach dem ältern Staatsprincip, ſowol der Patriarchal- oder landesväterlichen Monarchie [44]), als auch des modernen Abſolutismus der Auto- und Bureaukratie, des ſogenannten Beamten- oder Polizeiſtaates, denn, wie Dahlmann ſagt [45]), „aus der einen Unumſchränktheit des abſoluten Monarchen gebiert ſich die Vielherrſchaft einer Menge kleinerer Unumſchränktheiten und sacrilegii instar est dubitare, an is dignus sit, quem elegerit Imperator" (l. 9. cod. t. 29, 3. de crim. sacrilegii).

In der neueſten politiſchen Umgeſtaltung unſeres Vaterlandes, und nach der nunmehr auch in Preußen durch die Weisheit des Königs bewirkten Einführung des Repräſentativſyſtems [46]) iſt hoffentlich auch in Bezug auf dieſe politiſche Tugend eine neue Ära angebrochen. Von Beamtendespotismus und Cenſur iſt fortan keine Rede mehr; aber damit allein iſt nur die negative Seite, die Möglichkeit der Freimüthigkeit, gewonnen; für die Wirklichkeit iſt, wie ſchon oben bemerkt, die allgemeine Charakterbildung, die wahre Geſinnungstüchtigkeit, richtige Einſicht und nachhaltige Begeiſterung für die politiſche Freiheit erfoderlich. Mögen Alle, möge namentlich unſere akademiſche Jugend in dieſer Hinſicht den ſchon Genannten (nicht aber den modernen Kleons, den ſogenannten Demokratenhäuptlingen oder Volksſchmeichlern, den Jacoby's, Uhlich's, Jung's und Conſorten), als den würdigen Vorbildern in dieſer wichtigen politiſchen Tugend, nacheifern; denn auch hier gilt Goethe's Wort (Iphigenia II.):

„Ein Jeglicher muß ſeinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet."

(Dr. *K. H. Scheidler.*)

FREIND (John), ein gelehrter engliſcher Arzt, wurde im J. 1675 zu Croton in Northampton geboren, wo ſein Vater Geiſtlicher war. Von der Schule zu Weſtminſter ging er auf die hohe Schule nach Oxford, wo er zunächſt Philoſophie und Linguiſtik ſtudirte, mit ſolchem Erfolge, daß er im 21. Jahre in Verbindung mit einem Freunde zwei Reden von Äſchines und Demoſthenes herausgab. Nicht geringeren Fleiß verwendete er auf die Mathematik und weiterhin auf die Medicin, für welche er ſich ſchon frühzeitig beſtimmt hatte. Nachdem er einige Krankheitsfälle bekannt gemacht hatte, gab er im J. 1703 ſeine Emmenologia heraus, ein Werk, welches ihn ruhmvoll

40) „Fern bleibe von den Teutſchen jedes Prahlen mit Vorzügen, die er voraus haben will; mit größerem Heldenmuthe, größerer Aufklärung, größerer Sittlichkeit! Wir nennen uns nicht ſelbſt die große, nicht die erſte Nation. Wir wollen vor keiner, aber auch hinter keiner ſtehen. Aber wie jede Nation gewiſſe Hauptcharakterzüge hat, die ſie auszeichnen, ſo auch die teutſche; und unter dieſen ſteht das Gefühl für Recht oben an. Das teutſche Volk hat zuweilen, wie andere, das Unrecht ertragen; aber kein Volk hat es tiefer gefühlt, unauslöſchlicher gehaßt." Heeren, Der teutſche Bund ꝛc. (1816.) S. 15. 41) Das Beſte hierüber hat Jean Paul geſagt, Politiſche Faſtenpredigten S. 161. 249. 42) Rehberg, Die Erwartung der Teutſchen ꝛc. S. 22. Schloſſer, Archiv für Geſchichte und Literatur VI. 1. S. 29. 43) Dieſen Zug ſchildert Jean Paul in mehren ſeiner Romane trefflich, z. B. im Hesperus (Hofkaplan Eymann), in den Flegeljahren (Candidat Schomaker) u. a. 44) Über dieſen ſehr verderblichen bureaukratiſchen Infallibilitätsglauben finden ſich einige gute Bemerkungen in der Schrift: Der weimariſche Landtag. 1832. (Jena) S. 324. Er zeigt daſelbſt u. A.: „Ein gewöhnliches Vorurtheil, womit die Staatsbürger den Staatsregierungen gegenüber zu kämpfen haben, iſt, daß beſonders in Verwaltungsſachen, bei Beſchwerden der Staatsbürger über das Verfahren einer Oberbehörde, daſſelbe ſoviel als möglich aufrecht erhalten wird, in der Abſicht, damit das Anſehen der verklagten Behörde nicht ſinke. Dies Verfahren ſtammt wol auch noch aus der patriarchaliſchen Regierungsperiode, wo man die Völker noch wie Kinder behandelte. Wenn der Vater bemerkt, daß die Mutter dem Kinde etwas Ungeſchicktes befohlen hat, ſo wird er, um das Anſehen der Mutter in den Augen des Kindes nicht zu ſchwächen, auch den ungeſchickten Befehl zur Ausführung bringen laſſen, damit das Kind den Gehorſam nicht verlerne, welcher ſo lange blind ſein muß, bis es ſeinen eigenen Verſtand zu gebrauchen gelernt hat. Iſt aber das Kind zu reiferen Jahren herangewachſen, ſo kann der Vater, ohne einen nachtheiligen Einfluß auf das Kind beſorgen zu müſſen, eine ungeſchickte Anordnung der Mutter unbedenklich verbeſſern; ja er würde in den Augen des denkenden Kindes ſelbſt an ſeinem Anſehen verlieren und zuletzt gar für eigenſinnig oder herrſchſüchtig gelten, wenn er eine ungeſchickte Anordnung mit aller Hartnäckigkeit durchſetzen wollte. Daſſelbe gilt jetzt von den Völkern."

45) Politik. 1835. S. 15. 46) Wir ſchreiben dies grade unter dem Eindrucke der Nachricht von der am 5. Dec. promulgirten Verfaſſungsurkunde für Preußen, zu welcher wir nicht blos dem preußiſchen Volke, ſondern auch dem teutſchen Glück wünſchen. Hoffentlich wird das leere Parteigeſchrei gegen die ſogenannte Octroirung bald vorübergehen. Dieſer Begriff paßt hier gar nicht; er bedeutet bekanntlich, daß eine Conſtitution nur als Gnadengeſchenk, nicht in Anerkennung eines dem Volke wirklich zuſtehenden Rechtsanſpruchs, und ohne vorgängige Berathung mit den Vertretern deſſelben, zugeſtanden oder bewilligt worden (man leſe die Einleitung zu der octroieten franzöſiſchen Charte vom 6. Juni 1814). Und überdies war die Vereinbarung mit der gegenwärtigen ſogenannten Nationalverſammlung ſeit dem 1. Dec. eine pure Unmöglichkeit, wie denn auch die teutſche Zeitung vom 6. Dec. es ſchon ausſprach, es handle ſich jetzt um „die Befreiung von dieſer ſeit dem 1. Juni, 7. Sept., 31. Oct., 15. Nov. und 1. Dec. unerträglich gewordenen Landplage."

Digitized by Google

in den Kreis ſeiner Fachgenoſſen einführte, wenngleich die zu Grunde liegenden Principien heftig von dem Belgier Snellenus und mit weniger Leidenſchaft von dem lütticher Arzte Peter Freſart angegriffen wurden. Freind iſt nämlich Jatromathematiker, und ſeine mechaniſche Theorie der Menſtruation iſt auf die Structur des Uterus, auf die Capacität und die Lagerungsverhältniſſe der Gefäße, auf die Bewegungen der Flüſſigkeiten, die Energie der feſten Theile u. ſ. w. gegründet.

Freind wurde 1704 Lector der Chemie in Oxford, und er ließ ſpäter ſeine damals gehaltenen Vorleſungen drucken. Im folgenden Jahre jedoch ging er mit dem Grafen Peterborough als Militairarzt nach Spanien, und er veröffentlichte dann auch eine Broſchüre über des Grafen Verwaltung. Bevor er nach England zurückkehrte, machte er einen Abſtecher nach Rom, wo er ebenſo wol als Alterthumskenner, wie als Arzt Befriedigung fand; namentlich machte er die Bekanntſchaft von Baglivi und Lanciſi. Seit 1707 prakticirte er in London. Im J. 1712 begleitete er den Herzog von Ormond, Befehlshaber der engliſchen Truppen, als Leibarzt nach Flandern, kehrte aber im folgenden Jahre wiederum nach London zurück und ſetzte ſeine Wirkſamkeit als Praktiker und als Schriftſteller fort.

Im J. 1722 wurde Freind in Launceſton zum Parlamentsmitgliede gewählt. Er ſaß als gewandter Redner auf den Bänken der Oppoſition, und unter andern erklärte er ſich mit ſolcher Heftigkeit über die Verhaftung des Biſchofs von Rocheſter, daß ihn der Miniſter Walpole, während der Suspenſion der Habeas-corpus-Acte, am 15. März 1723 in den Tower ſetzen ließ. In dieſer unfreiwilligen Muße, die bis zum November dauerte, begann er ſeine Geſchichte der Medicin zu ſchreiben, die ihm einen bleibenden Namen in der Literatur geſichert hat, ungeachtet der Angriffe, welche ſie alsbald nach dem Erſcheinen durch ein anonymes Schriftchen von Clifton Wintringham: Observations on Freind's history of physick, showing some false representations of ancient and modern physicians (London 1726.), und durch Jean Leclerc erfuhr, welcher für ſeinen Bruder, Daniel Leclerc, den Verfaſſer der Histoire de la Médecine, glaubte in die Schranken treten zu müſſen. Eine geharniſchte Gegenſchrift erſchien von J. Baylie: A defense of D. Freind and his History of physick etc. (London 1727. 4. Ibid. 1733. 8.); Freind ſelbſt verhielt ſich aber ganz ruhig in dieſem Streite. Die Befreiung aus dem Tower ſoll zunächſt das Verdienſt des berühmten Arztes Mead, des Freundes von Freind, ſein. Als dieſer nämlich zum kranken Walpole gerufen wurde, wollte er ſich nicht eher zur ärztlichen Behandlung herbeilaſſen, bis der Miniſter ſeinen Freund frei gelaſſen hätte, was denn auch alsbald geſchah. Dem Befreiten aber übergab Mead nahe an 5000 Guineen, die er während der Gefangenſchaft von Freind's Patienten als Arztlohn eingenommen hatte. Übrigens ſteht in der von Wigan verfaßten Lebensbeſchreibung Freind's, welche den geſammelten Werken vorgedruckt iſt, kein Wort von dieſer ganzen Anekdote; dieſelbe wird aber in Eloy's Dictionnaire historique de la Médecine erzählt.

Die miniſterielle Verfolgung hinderte übrigens nicht, daß Freind nach ſeiner Befreiung vom Prinzen von Wales als Arzt berufen wurde, als die königlichen Kinder an einer bedeutenden Krankheit darniederlagen. Ja kaum hatte der Prinz von Wales im J. 1727 als Georg II. den Thron beſtiegen, ſo wurde Freind mit einem anſehnlichen Gehalte zum Leibarzte der Königin Karoline ernannt. Aber nur kurze Zeit konnte er ſich dieſer Auszeichnung erfreuen; er ſtarb am 26. Juli 1728, eine Witwe und einen einzigen Sohn hinterlaſſend. Er wurde auf ſeinem Gute bei der Stadt Hitcham in der Grafſchaft Buckingham begraben; ein Grabſtein wurde ihm aber in der Weſtminſterabtei geſetzt.

Seine Schriften ſind: *Aeschinis* contra Ctesiphontem et Demosthenis de Corona orationes. Interpretationem latinam et vocum difficiliorum interpretationem adjecerunt *P. Foulkes* et *J. Freind*. (Oxon. 1696. Ibid. 1715.) — *Ovidii* Metamorphoseon Libri XV. cum interpretatione *Danielis Crispini* in usum Delphini a *Joan. Freind* recensiti. (Oxon. 1696.) — Emmenologia, in qua fluxus muliebris menstrui phaenomena, periodi, vitia, cum medendi methodo ad rationes mechanicas exiguntur. (Oxon. 1703. 4. Roterodami 1711. 8. Amstelod. 1726. 8. Paris. 1727. 12.) (Trad. en français par *Devaux*. [Paris 1730. 12.]). — An account of Earl Peterborough's conduct in Spain, chiefly since the raising of the siege of Barcelona. (London 1706. Third Ed. 1707. [Franzöſiſch Paris 1730.]). — Praelectiones chymicae, in quibus omnes fere operationes chymicae ad vera principia et ipsius naturae leges rediguntur. (Lond. 1709. 8. Amstelod. 1710. 8. Ibid. 1718. 8. Lond. 1726. 8. Paris. 1727. 12. Ibid. 1735. 8. [Engliſch: Lond. 1729. 8.]). — *Hippocratis* de morbis popularibus liber primus et tertius graeco-latinus. His accommodavit novem de febribus commentaria. (Lond. 1717. 4. Amstelod. 1717. 8.) — De purgantibus, in secunda variolarum confluentium febri adhibendis, epistola. (Lond. 1719. 4. Amstel. 1720. 8.) (Dieſer an Rich. Mead gerichtete Brief wurde durch Freind's Commentare zu Hippocrates veranlaßt. Er empfiehlt nach des Hippokrates Grundſätzen beim Blatternfieber Abführungsmittel. Dieſe Anpreiſung wurde in einer Broſchüre vom Dr. Woodward hart angegriffen.) — Oratio anniversaria in theatro collegii regalis medicorum Londinensium habita ex Harvaei instituto in eorum commemorationem, qui sua in hoc collegio beneficientia claruerunt. (Lond. 1720. 4.) — De quibusdam Variolarum generibus Epistola. (Lond. 1723. 4.) — The History of Physick from the time of Galen to the beginning of the sixteenth century, chiefly with regard to practice, in a discourse written to Dr. *Mead*. 2 Voll. (Lond. 1725. 1726. Ibid. 1750. 1758.) (Latine per *Wigan*. [Lond. 1734. 12.] Franzöſiſche Überſetzungen erſchienen in Leyden 1727 und in Paris 1728.)

Digitized by Google

Die geſammten mediciniſchen Werke Freind's wurden, mit Vorausſchickung der Vita Freindii, von J. Wigan herausgegeben: *Joann. Freind*, Opera omnia medica. (Lond. 1733. Fol. Venet. 1733. 4. Paris. 1735. 4.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FREINSHEIM (Johann), war am 16. Nov. 1608 zu Ulm geboren. Nachdem er ſeine Knabenjahre in ſeiner Vaterſtadt zugebracht hatte, erhielt er vom 14. Lebensjahre an ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung zu Marburg, Gießen und Straßburg, und wendete ſich frühzeitig neben einem gründlichen Studium der alten, beſonders lateiniſchen, Literatur auch den neueren Sprachen mit Eifer zu. In Straßburg ward Matthias Bernegger ſein Lehrer, mit dem er auch durch verwandtſchaftliche Bande (er heirathete deſſen Tochter) in die nächſte und innigſte Verbindung trat. Als Lehrer trat er, unbeſtimmt in welchem Jahre, zuerſt zu Upſala auf, wo er die Profeſſur der Eloquenz und Politik bekleidete und auch zum Bibliothekar ernannt wurde. Seine Beredſamkeit zog die Aufmerkſamkeit der Königin Chriſtine auf ſich, die ihn nicht blos für einzelne Reden fürſtlich belohnte, ſondern auch nach Stockholm an ihren Hof und in ihre Umgebung berief. Wie lange er in dieſem Verhältniſſe geblieben iſt, bleibt unbekannt. Er kehrte als ſchwediſcher Rath und Profeſſor der Eloquenz wieder nach Upſala zurück. Geſundheitsrückſichten beſtimmten ihn, ſeine amtliche Stellung aufzugeben; er reiſte nach Teutſchland, hielt ſich unter großen ökonomiſchen Bedrängniſſen einige Zeit in Straßburg auf und verweilte die letzten Jahre ſeines Lebens als kurpfälziſcher Rath und Professor honorarius in Heidelberg, wo er den 30. Aug. (Andere ſagen October) 1660 ſtarb.

Seine literariſche Thätigkeit war hauptſächlich der lateiniſchen Literatur, beſonders den Geſchichtſchreibern, gewidmet, und Florus, Curtius, Livius und Tacitus verdanken ihm Vieles. Er war es, der zuerſt eine Eintheilung in Capitel und Paragraphen einführte, der durch ſehr ſorgfältige und genaue Regiſter die Überſicht der lexikaliſchen Eigenthümlichkeiten jedes Schriftſtellers erläuterte, der durch correcten Druck für die Verbeſſerung der Texte wirkte. Zuerſt erſchien Florus zu Straßburg 1632 und wurde in den Jahren 1636 und 1669 wiederholt. Standen ihm auch keine neuen handſchriftlichen Hilfsmittel zu Gebote, ſo wußte er doch bei ſeiner Bekanntſchaft mit dem Sprachgebrauche den vorhandenen kritiſchen Apparat ſo geſchickt zu benutzen, daß ſeit Saumaiſe kein Herausgeber dieſes Schriftſtellers größere Verdienſte um denſelben ſich erworben hat. In den erklärenden Anmerkungen iſt die zu große Fülle von Parallelſtellen, mit denen er Hiſtoriſches und einzelne Gedanken erläutert, mehr hinderlich als förderlich, gibt aber rühmliches Zeugniß von ſeiner Beleſenheit. Noch erſprießlicher waren ſeine Bemühungen um Curtius, den er zu Straßburg 1640 in zwei Octavbänden herausgab, und der nach ſeinem Tode 1670 noch ein Mal in zwei Quartanten erſchien. Dieſe Ausgabe enthält den freilich noch unzureichenden und unzuverläſſigen kritiſchen Apparat für dieſen Schriftſteller, der in dem Variarum in Curtium lectionum libellus aus den Mittheilungen des Konrad Schoppius in Bern über die Bongarſiſchen Handſchriften und aus den Gruter'ſchen Sammlungen zuſammengeſtellt iſt. Wie er hier ſchon 1639 mit einem Supplementum in historiam *Curtii* aufgetreten war, ſo wendete er eine noch viel umfaſſendere Thätigkeit der Ergänzung der verloren gegangenen Livianiſchen Geſchichtsbücher zu. Im J. 1649 erſchien zu Stockholm: Supplementorum Livianorum ad Christinam reginam decas; 1654 zu Straßburg: Supplementorum Livianorum tomus prior libros sexaginta continens, womit die Arbeit vollendet war, die in den Jahren 1662 und 1674 wiederholt wurde, in alle größern Ausgaben des Livius überging und noch neuerdings (1824) zu Paris in zwei Bänden gedruckt iſt. Dieſes mehr gerühmte als wirklich geleſene Werk iſt als hiſtoriſche Sammlung immer noch brauchbar, wenn ſchon Keiner behaupten wird, daß darin die leichte Anmuth des Schriftſtellers, deſſen Ergänzungen ſie bietet, erreicht und ein treues Bild ſeiner Darſtellungsweiſe gegeben ſei. Für Juſtin arbeitete er nur die Regiſter in der 1631 erſchienenen Ausgabe ſeines Schwiegervaters; für deſſelben Ausgabe des Tacitus lieferte er Conjecturen und Anmerkungen (1638), während die Anfertigung des guten Index ſein Bruder, Melchior Freinsheim, übernahm. Dagegen gab er zu Straßburg 1641 ein specimen paraphraseos Cornelianae, primum Taciti fragmentum, h. e. Tiberiani principatus quindecim annos comprehendens et cum version. linguarum quinque comparatum und zu Upſala 1651 eine disc. civilis ad quaestionem, num in republica gubernanda boni mores plus momenti quam bonae leges obtineant ex *Tac.* Germ. c. 19 exstructus. Zu einer größern Ausgabe konnte er nur Vorbereitungen treffen.

Seine Reden ſind zu Frankfurt 1661 geſammelt, an Zahl 23, und ſowol durch Inhalt als Form empfehlenswerth; mehre davon ſind vorher einzeln gedruckt und die oratio panegyrica virtuti et honori reginae Christinae (1647) von dieſer mit 500 Dukaten belohnt.

Ein Bild von dem augsburger Kupferſtecher Haid zeigt volle, kräftige Züge. Vergl. *Schefferi* Suecia literata p. 288. *Baillet* II. p. 243. (*Eckstein.*)

FREISAMKRAUT. Unter dem Namen Freiſamkraut oder Stiefmütterchen (Herba Jaceae s. Violae tricoloris) werden die Blätter der bekannten Viola tricolor benutzt, welche einen bitterſcharfen Geſchmack beſitzen und beim Reiben einen pfirſichkernartigen Geruch entwickeln. Schon in alter Zeit wurde dieſes Kraut gegen Hautausſchläge, Aſthma, Epilepſie benutzt; beſonders aber kam es durch die Empfehlungen von C. Strack (De crusta lactea infantum ejusdemque specifico remedio. [Mogunt. 1779.]) in Aufnahme gegen Hautkrankheiten, namentlich gegen den Milchſchorf der Kinder. Auch bei Gicht, bei Rheumatismus iſt es wol mit Erfolg benutzt worden. Schlegel rühmte es ſogar als antiſyphilitiſches Mittel. Die Wirkſamkeit des Freiſamkrautes offenbart ſich beſonders in den Excretionsorganen: der Stuhlgang wird nicht ſelten vermehrt, die Hautausſchläge kommen Anfangs etwas ſtärker hervor, der Harn bekommt

Digitized by Google

einen eigenthümlichen unangenehmen Geruch. Man verbraucht je nach dem Alter 1—4 Drachmen des friſchen, ⅔—2 Drachmen des trockenen Krautes täglich als Thee.
(*Fr. Wilh. Theile.*)

FREISCHÖPFEN. Einer, der Freiſchöpfe werden wollte, mußte frei von Geburt[1]) und ehelich geboren ſein[2]). Beides mußten zwei Freiſchöpfen, die ſich für den aufzunehmenden Unwiſſenden verbürgten, auf ihre Freiſchöpfeneide, oder zwei andere Freie, welche in dem freien Banne des Freigrafen, in welchem die Aufnahme ſtatthatte, geſeſſen waren, beſchwören. Außer dem, daß die beiden Bürgen eidlich bekräftigen mußten, daß der Aufzunehmende von Vater und Mutter freigeboren ſei, mußten ſie beſchwören, daß er mit keiner Übelthat angeklagt und überführt ſei[3]), und unverleget alles ſeines Rechten (Rechtes), und daß er ſei ſonder Beſchwerniß der Freiſtuhlsgerichte, ſonder Bann, ſonder Wucher, ſonder Straßenſchinder, ſonder Meineid, und gegen ſeinen Landsheern Nichts gethan habe[4]), und ſei ein Biderbemann[5]) gleich andern ehrbaren freigeboeenen Sachſen. Es wird alſo hier angenommen, daß die Feeiſchöpfen geboeene Sachſen ſein mußten. Auch waren ſie es meiſtens und urſprünglich wol alle. Bei den Freigeafen war ausdrücklich vorgeſchrieben, daß ſie auf weſtfäliſcher Erde geboren ſein mußten. Bei den Freiſchöpſen nicht, ſonſt hätte ſich ihr Bund nicht durch das ganze teutſche Reich verbreiten können. Doch mußte ein Freiſchöpſe, wenn er ein echter rechter ſein wollte und ſollte, dazu auf weſtfäliſcher Erde gemacht ſein. K. Wenzel hatte Freiſchöpfen außerhalb Weſtfalen gemacht, und als K. Ruprecht fragte, wie ſich echte Freiſchöpſen gegen dieſelben verhielten, ſo gab man ihm die Antwoet: „Man hängt ſie von Stund' an ohne Gnade"[6]). Daher mußten auch die auswäetigen Freiſchöpſen der heimlichen Gerichte in Weſtfalen dazu gemacht ſein. Da man aber die ausländiſchen Unwiſſenden nicht kannte, ſo ſcheeibt die arnsbeeger Reformation des heimlichen Gerichts vom J. 1437 bei Troß S. 23 vor: Item szo en sal keyn frygrebe eynichen fryscheffen machen he en brenge eynen uffen vorsigelten breiff, ob (wenn) he buszen (außerhalb) Westfalen lande geseszen yst, von tzwen erbaren wyszen luden, das he echt recht[7]) unde fry sy unde szo gelodet sy, das he mit rechte dar ghan moge, unde glich wol sal der grebe ouch syne burgen (Bürgen) nemen an den gerichte als es gewontlich ist, unde besunderen sal hey keinen baschart noch egene lude wiszen machen, he en sy zcu erst gefryget von dem pabeste, keyser oder konige." Die alte weſtfäliſche Gerichtsordnung[8]) beſtimmt: „Es ſoll kein Freigraf keinen Schöpfen machen, noch zulaſſen, den er nicht kennt, er bringe denn einen verſiegelten Brief von ſeinem Landesfürſten, oder von einer ehrbaren Stadt, darunter oder darin er iſt geſeſſen." Die Freiſchöpfen mußten bei ihrer Aufnahme der heimlichen Acht oder Fehme[9]) ſchwören; ſ. den Abſchnitt Eidesformeln. Ihnen lag nicht nur die Vorladung der Verklagten mittels Überbringung des von dem Freigrafen ausgefertigten beſiegelten Beiefes und die Findung des Urthels[10]), ſondern auch die Execution ob. Hier bemerken wir noch beiſpielsweiſe: Augsburger Freiſchöpſen hängten einen ihrer Mitbürger. Der Bruder des Ermordeten ließ ſich ſelbſt (um nämlich klagen zu können) zum Freiſchöpſen machen. Der Freigraf von Volmerſtein beauftragte nun den Bürgermeiſter zu Augsburg, der auch Freiſchöpſe war, mit der Unterſuchung. Der Bürgermeiſter ſchickte nun die Protokolle ein und erbat ſich Veehaltungsbefeble[11]). Als Herzog Ulrich von Würtemberg den Hans von Hutten umgebeacht hatte und deshalb von Hutten's Familie bedeängt ward, ſuchte er ſich dadurch zu entſchuldigen, daß er als Freiſchöpſe[12]) gehandelt habe, indem er bemerkt: „daß wir euch alſo gethan, in Geſtalt, und wie wir ſolches nach „Vermög" des heiligen Reichs heimlichen Gericht und nach Freien-Stuhlsordnung und Rechtsſatzung zu thun Fug und Macht gehabt," und ſagt,

1) Kaiſer Karl IV. ſagt im Sicherheitsbriefe für die Landbewohner und Reiſenden in Weſtfalen, nebſt Vorſchrift, das Schöpſengericht mit aufrichtigen Leuten zu beſetzen (bei Wigand S. 248): ouch so wollen wir und gebitten allen den freyn Grafen. die in den vorgen. Lande zu Westpfalen sint, daz sie keine Scheppfen machen sullen, sie befelen yn daz uff ire eyde, daz sie das recht trewlichen bewaren, und sweren zuvoren, und daz sie mit rechte Schepffen werden mugen, und dartzu geborn sein, fry von geburt. 2) Die Rechtsbücher bei Wigand S. 556 und bei Troß S. 56. 3) und mit geyner belumpnden dait betegen sy, ſagt das Rechtsbuch bei Wigand S. 556, und mit geyner oveldait gewroiget noch betegen sin, bemerkt das Rechtsbuch bei Troß S. 36. 4) Das Rechtsbuch bei Troß S. 36 ſetzt noch hinzu: sonder verauf (rerauf, Beraubung der Todten), sonder dieverie sin. Der dortmundiſche Codex Nr. 38. S. 115, da wo er ſagt, was die Freiſchöpſen nicht ſein ſollen, führt an: noch Spilleut, noch Scholdrer, noch offenbare Spiller seyn, und die Undatt darumb sy über den Verclagten sweren wollen, sollen sie mit iren Augen gesehen und mit iren Oren gehöret haben. 5) oder ehrbarer Männer (erber manne), wie das Rechtsbuch bei Troß S. 36 hat. 6) Vergl. Hütter S. 78.

7) Eine Stelle in den Denkmälern der Fehmgerichte bei *Hahn* l. l. p. 601 führt dieſes auf folgende Weiſe aus: „Darum muß gelobén, wer wiſſend wird, daß er echt und recht ſei, denn das Gericht iſt dem Guten zur Stärkung und dem Böſen zur Strafe; auch daß ein Biedermann einen Böſewicht und ein Biedermann den andern erkennen möge, geſetzt worden, und ein Unterſchied ſei zwiſchen Ehre und Ehre." 8) Bei *Hahn* p. 605. 9) So z. B. heißt es im Formulare vom J. 1334 (bei Wigand S. 229): „Ind een (nämlich den beiden Freiſchöpfen) bevalen up ere eyde, de se deer der veyme gedain hebn, dat se vorbedinge doin solden as recht were." 10) So z. B. heißt es im Rechtsbuche bei Troß S. 52: „Vindet men dij unrecht ordel under Konijnges banne, so sprecke: her Richter dat ordel dat die frijschepfen N. vonden hefft, dat schelde ich, want dat is unrecht und bidden eijns rechten." 11) *Freher* l. c. p. 194. Vergl. Wigand S. 533. 12) d. h. als Mitglied des Freiſchöpfenbundes gethan, der in Weſtfalen ſeinen Sitz hatte und ſich über ganz Teutſchland ausbreitete. Die von Hutten ſagen in ihrem Ausſchreiben vom J. 1516: „Nachdem von keinem Fürſten im heiligen Reich gehört, daß er einen Übelthäter, wie groß der geweſen, wir geſchweigen eines unſchuldigen frommen Menſchen, nach „Vermög" oder in Schein des weſtfäliſchen Gerichts mit eigner Hand gehangen habe, wann auch nach Ordnung des weſtfäliſchen Gerichts niemand, denn allein ſolche öffentliche Übelthäter, die unwiderſprechlich und „unzweifflenlichen" den Tod verwirkt und verſchuldet, oder aber ordentlicher und gebührlicher Weiſe am weſtfäliſchen Gericht zum Tod verurtheilt und gerichtet ſein, von einem Wiſſenden dermaßen gehangen werden mögen ꝛc.;" ſ. Münch, Ulrich von Hutten's Werke II. Vgl. Wigand S. 534.

Digitized by Google

er habe den Hans von Hutten angeredet: „Will als ein Freiſchöpf ſelbſt gegen dich um dein an mir begangenes Böſewichtſtück, als einen treuloſen, verrätheriſchen Böſewicht gegen deinen Leib und Leben handeln, und dir thun das (was) dir zugehört, wie ich als ein Freiſchöpf, wie du weißt, zu thun gute Macht habe." Zu der Satzung der dortmundiſchen Weisthümer [13]): „Der Freiſchöpfe, der Einen getödtet und gerichtet hat, iſt Niemand verantwortlich," gibt die Geſchichte Beiſpiele in hinlänglicher Zahl. Der Freiſchöpfe ward durch den andern Satz geſchützt [14]): „Der Freiſchöpfe iſt frei vor allen Schöpfen und Gerichten, man gewinne ihn dann (denn) als Recht iſt, auf weſtfäliſchem Erdreich." Als im J. 1473 der Stadtſchreiber zu Biberach Lienhard'en von Stein wegen Injurien beim Hofgerichte zu Rothweil darum, daß dieſer ihn ſchwer beſchuldigt und einen wiſſentlichen Böſewicht genannt hatte, verklagt hatte, machte der Beklagte die Einrede: ſie ſeien beide Freiſchöpfen und hätten ihren ordentlichen Richter in Weſtfalen an den Freiſtühlen, und bat, dahin die Sache zu weiſen" [15]). Die Urkunde vom J. 1439 bei *Freher*, De Secr. Jud. p. 195 enthält einen Fall, wo erklärt wird, daß die Sache nicht an den Kaiſer gehöre, weil die Parteien Freiſchöpfen ſeien. Die von Datt S. 714 angeführte Stelle einer Urkunde befagt: „dass man kheinen Frienschoepfen um eynigher missdat willen, an sin Lib und Ehre nit geweldliche gripfen off tasten en solle, er werde dann est geheischet, verbod und gewunnen als recht ist: er wurde dann erst begripfen mit handhafftiger Dat, oder mit blychenden Schyne (blickendem Scheine) und gichtigem Munde." Die Weisthümer bei Hahn ſagen: „Wenn der Freiſchöpfe die Artikel wohl betrachtet, ſo findet er in ſich ſelbſt viel mehr Freiheit, als die Schöpfen insgemein beſitzen, und was Urtheile man darauf weiſet, ſtehen auf einem feſten Fundament, daran jeglich Freiſchöpfen zu verlaſſen mag."

Zu den echten rechten Freiſchöpfen machten den Gegenſatz die Nothſchöpfen [16]). So wurden diejenigen genannt, welche das Freigericht betrogen. So z. B. ward im J. 1458 ein Urtheil über Einen, der Freiſchöpfe geworden und „mit dem live liffeigen und zobehorich" war, ein Urtheil gefunden und dahin gewieſen, daß er nicht würdig ſei zum Freiſchöpfen, daß er das Freigericht betrogen und Gott und dem heiligen Reiche treulos und meineidig geworden ſei; auch daß ihm an keinen Gerichten, noch Rechten frommen ſollte, daß er Freiſchöpfe geworden, und Alles, was er als ſolcher handeln oder erlangen ſollte, unbündig und machtlos wäre. Nachdem der Angeklagte ſo für einen Nothſchöpfen und keinen Freiſchöpfen erkannt war, trug der Kläger ſeine Klage vor, daß er ihn beſchimpft hätte und ſeine Ehre verunglimpft, wurde wegen des ihm Angeſchuldigten zum Reinigungseide gelaſſen, und erlangte das Recht, den Beklagten vor einen Freiſtuhl zu laden, um Genugthuung von ihm zu fodern, als von einem unwiſſenden Manne, an ſeinem Leib und Gut [17]). Die Handſchrift vom Jahre 1441 [18]) ſagt: „Were ymans der *meynedig* wert, ind man dat bewysen kunde as recht were, ind dairna Scheffen würde, der hedde dat Gericht bedrogen, ind were dem Koninge damit in dat hoeste Wedde gevallen, nemelich seesstzich Schillinge pundische Penninge, ind sall des Gerichts ind des Frischeffen-Rechts nyt me gebruychen; ind queme he an eynen fryenstoil, so sall man eynen Strank machen van eyme eychen Boeme, ind sall yme den an den Haltz legen, ind trecken (ziehen) yn nuyn Voesse achterrügge van dannen." Der dortmundiſche Coder [19]) ſchreibt vor: „Die alſo zu Schöpfen werden nach der Mißthat [20]), und betrügen alſo das heilige Reich und das heimliche Recht, wenn man einen ſolchen Nothſchöpfen im Umſtande [21]) findet, und hat alſo das heilige Reich betrogen, ſo ſoll man ihn förter (ferner) „palmonden," das iſt: man ſoll ihm eine eichene Wiede um ſeinen Hals legen und die Augen verbinden, und ſoll ihn ſetzen neun Tage in ein finſtres Gefängniß, und nach der Zeit ihn bringen an Gericht, und ihn erwinnen mit ſieben Händen [22]); er könnte ſich denn der Unthat entſchuldigen." Wie die Freiſchöpfen beſtraft wurden, welche die Loſung und Heimlichkeit der heimlichen Acht ins Gemeine gebracht, haben wir aus den Rechtsbüchern der Fehme (ſ. Fehmgericht) angegeben. Wenn ein Freiſchöpfe den freien und heimlichen Gerichten durch gewappnete Hand widerſtrebte, oder überhaupt dem Kläger nicht antworten wollte, ſo verlor er, wie das Rechtsbuch der Fehme bei Troß S. 50 weiter ausführt, ſeine Freiſchöpfenfreiheit. Da aller Wahrſcheinlichkeit nach auf Betrieb des Erzbiſchofs von Cöln, als Herzogs von Weſtfalen, die heimliche Acht in die weſtfäliſchen Reichsgerichte, weshalb ſie dann Fehmgerichte genannt wurden, gebracht worden iſt, ſo bemerken wir hier, was im J. 1402 an dem muthmaßlichen Vorbilde der heimlichen Gerichte Weſtfalens, nämlich dem heimlichen Gerichte Cöln's geſchah, oder geſchehen ſein ſoll. Es ließ nämlich, wie Erdwin Erdmann [23]) erzählt, Erzbiſchof Anno II. allen Schöpfen des geheimen Gerichts zu Cöln, weil ſie einen ungerechten Spruch gegen eine Witwe gefällt, beide Augen ausſtechen [24]), außer einem, deſſen Sohn er aus der Taufe gehoben hatte. Ihm ließ er nur ein Auge ausreißen, daß er die übrigen nach Hauſe führen könnte; zum Gedächtniß dieſer That ward an ihre Häuſer ein ſteinernes Haupt ohne Augen befeſtigt. Wahrſcheinlich hat dieſes Sinnbild der Gerechtigkeit, welches die Häuſer der Schö-

13) Bei *Senckenberg*, C. J. G. I. p. 112. 14) ſ. Wigand S. 504. 15) ſ. Senckenberg, Von den kaiſerl. Gerichten Nr. 22. 16) Der dortmundiſche Coder ſagt S. 87: „*Notschoff*, qui privilegia et archana scabinorum archanorum falso ac dolose suscepit et perjurio commisso eos decepit.

17) *Datt*, De Pace imperii publica pag. 742. Wigand S. 505. 18) Die Stelle bei Wigand S. 371. 19) Vergleiche Hutter S. 551. 20) d. h. „Miſſethäter und Böſewichter, die zu Schöpfen werden" u. ſ. w.; ſ. Wigand S. 506. 21) „im umbstandte." d. h. unter den Umſtehenden des Gerichts. 22) d. h. ſieben ſollen ſchwören, daß er die Schuld begangen hat. Hutter (S. 56) ſetzt in Parentheſe: „und In Erwynen (erwürgen) mit 7 Haenden als Recht ist." 23) Chron. Osnabrugg ad ann. 1402. 24) — — omnes Scabinos occulti judicii Coloniae exoculavit etc.

Digitized by Google

pfen auszeichnete, ſpäter die ebenerwähnte Sage, wenn ſie es, wie wahrſcheinlich, ein ſolche iſt, veranlaßt.

Eidesformeln derſelben. Der Freiſchöpfe mußte bei der Aufnahme, bevor ihm die Geheimworte oder die Loſung bekannt, oder er wiſſend (ſ. Wissende) gemacht wurde, ſchwören, die Fehme heimlich zu halten, vor Weib und Kind [25]), wie dieſes vorgeſchrieben war. Das alte Rechtsbuch der Fehme bei Troß [26]) S. 37 hat die Formel: „Ich geloeve bij der hilgen ee dat ich nu me die feme wil waren huden und helen vor m vor v vort vor t vor sc. vor s vor g vor y vor alle q und alle g vor s vor m vor w vor v vor alle c vor allet dat tüschen hemel und erden g h laten werden bisonder den man die dit recht kan h g und die bewa h und hu kan und to re heij und dat heij wille vor brengen vor dussen frienstoil oder vor eijnen anderen in die h ach der ko dat heij vorwair weit oder van warihafftigen lüden hoirt seggen dat to steye und straten geit dat f s sint dat dat gerichte werde oder mit gnaden gefristet mit willen des klegers und en wil des nicht laten umme l. noch umme l. noch umme s. noch umme g. umme v. umme mo. umme s. umme b. umme m. umme u noch umme geijnerleije d d g h. l werden und sterken vort dit gerichte und recht na alle mijnem vermoige, und dat ich dit recht anders nijrgen umme ain mich en nemme, dan umme des rechten willen und dat ich düssen frien stoil und friegerichte vorder wil eren und vörderen dan andere friestoile und frijgerichte und wat ich bijr geloeve, dat ich dat stede und vast halden wil, dat mij Got so helpe und sijne hilgen.“ Die Eidesformel aus dem coesfelder Codex bei Wigand S. 500 lautet: „Dat ik by der hilgen ee, achter dessen dage mer, de *veme* wil helen und hoiden by — by — by — by — vor Sunne voir Mane, vor alle wester mane vor alle Godes geschichte [27]), vor alle quecke wichte, vor water vor vuere, vor alle creature, voir vader vor moder, vor suster vor Broder, voir man vor wyff, vor kint vor vrent, vor maich, voir allet dat goit ye geschoip. sunder vor den man allene, de dit recht hevet besworen und een vrischepene is. Voirtmer achter dessen daghe meer, allet dat ik selven weet of te dat ik hoir seggen van warachtigen mannen: Dat in de veme ghiet, dat sy to steghen eder to straten, to haue eder to dage, tho holte tho velde; dat sy in thaueernen, in wyen eder in bierhusen. In kerken eder in clusen: dat sy wair dattet sy, in alle dess werlde: dat ik dat wil brengen voir dessen vrienstoll, off vor enen anderen stoil, de gheuriet is, alz desse stoil, dat dat gherichtet weerde na rechte, of na gnade gheuerstet. Und en wil des nicht laten omme lieff omme leet, omb vrent omme maich, omb silver eder om golt, noch omme nenes Dinges willen in alle desser werlde, dat got geschapen eder ghemaket hevet: dan omme des witliken rechts willen. Vortmer so en sal ik noch en wil achter dessen dage mer raden oder doen, mit worden eder mit werken, dat teghen den konninck eder tegen des hilgen rikes heymliken achte recht sy. Alle desse woird, de my bir voir gespraken sint, de laue ik wair. stede und vast to holdene, Ase een vryg echte schepen van rechte holden sol. Dat my got also helpe und hillighen.“ Die Eidesformel bei Hahn (Coll. Monum. II. p. 651) ſcheint noch älter; die ungeſchickte Hand aber, die, wie Wigand (S. 500) bemerkt, dieſen Codex abgeſchrieben, hat das Ganze ſo verhunzt, daß ſich ſelten etwas Zuſammenhängendes daraus mittheilen läßt. Als Varianten ſind zu bemerken, daß hier das Geheimniß der Formel näher angegeben iſt, indem es heißt: „das er wolle die veme bewaren, helen und halten . . . vor S., vor S., vor G., vor alle quecke gewichte, vor alle Gottes Geschick, vor allem das zwischen Hymel und Erden Gott hebe lassen werden, dan vor den Man, der die veme waren, helen und zu recht halden sol.“ Weiter: „das es werde gericht nach Recht des Keysers und der Sachsen . . . das er wolle furdern und stercken den vemen diess gerichts“ u. ſ. w. Das dortmunder Formular bei *Senckenberg*, C. J. G. I, 2. p. 90 [28]) iſt etwas abgekürzt. Beſonders iſt die Variante darin zu bemerken, welche wir durch geſperrte Lettern hervorheben: „Das ich nunmehr will die Feym bewaren, hüten und halten für mich, für Wasser und Feuer, vor Sonn, vor Mond, vor Stern, vor Laub, vor allen Creaturen, und vor alle dem, das Gott zwischen Himmel und Erden geschaffen ia hat lassen werden, vor Vater und Mutter, Swestern und Brudern, vor weib und Kinder und vor allen Menschen, wann an den Mann, der das Reich hüttet, und die Feym bewaren hilft, huten, und zu recht handhaben, und das er woll furbringen für diesen freyen Stul oder für einen andern freyen

25) Protokoll vom J. 1490 bei Wigand S. 265. 26) Die Formel des alten Rechtsbuches der Fehmgerichte aus einer arnsberger Handſchrift des 15. Jahrhunderts bei Wigand S. 557 lautet faſt wörtlich ebenſo. Da ſie jedoch einander gegenſeitig zur Erklärung und Erläuterung dienen, ſo muß auch ſie hier eine Stelle zur gegenſeitigen Vergleichung finden: „By der heiligen Ee, dat ich nume will die f. waren h. h. und halden vur m. vur w. vur t vur t. vur s. vur s. vur g vur all quo. vur allen g. vur s vur an. vur w. vur v. vur alle tre. vur allet dat tusschen h. und E. g. h. laten werden bys an den m. die dit R. h. g. und die f. w. h. h. kan. und to rechte h. sall und dat hie wylle bringen an und vur desen frienstoil in die h. a. des k. wat hie vur wair weit oder van wairhaftigen luden hoirt seggen, dat fo. sa sint, dat dat werde g. oder mit g. gerichtet, mit willen des clegers. und en willen des nicht laten noch umb l. noch um l noch umb s. umb b. umb m. umb s. noch umb gey l. dingh. dat g. h. laten w. und ster. vort d. f. und d. g. n. alle myner an und m. dat my gait so helpe und alle syne heilgen.“ 27) Geſchick.

28) Vergl. Hutter S. 95. Ein anderes Formular, welches neuer iſt und wenig Abweichungen, außer in den bildlichen Ausdrücken, enthält, iſt bei Senckenberg, Abh. v. d. kaiſerl. Ger. Nr. 19 abgedruckt.

Digitized by Google

stul h. a. d. k. was er für war wisse, oder was er von warhaftigen Leuten hoer sagen, das Feym sach sind, das er werd gericht mit Recht oder mit Gunst gefristet mit willen des Claegers, und will das nicht lassen, weder durch Lieb, noch umb Layd, noch umb Gold oder Silber, umb Edelgestein, umb Vatter, Mutter, noch umb Schwester, Bruder, weder umb miett noch gab, noch umb keinerley Ding, das Gott hat lassen werden, und will füro Staerken die Feym und Gericht, und dies vorbenannte Puncten alle, nach aller meiner Macht und moege halten, das mir Gott helfe und alle Heiligen." Nach dem Formular bei Kopp §. 306 mußte der Schöffe auch ſchwören: „dass er das heylge Reich meren wol, als er best moge, darnach dass er desselbigen stuhlherrn lande noch lüt nit beschedigen wolle, er habe dan recht Sachen und spruch zu in, und sin Ere bewart." Die Eidesformel aus einer arnsberger Handſchrift des 17. Jahrh. bei Wigand S. 501 iſt darum zu betrachten, weil ſie veranſchaulicht, welchen Einfluß die Reichsgeſetze auf die Fehmgerichte hatten. Sie lautet: „Ich N. schwehre einen leiblichen aydt zu Gott, dass ich ssoll und will in peinlichen ssachen recht urthel geben, und richten den armen als den reichen und das nicht lassen weder durch lieb, leidt, meydt, gab, noch keiner anderen ssachen wegen. Und sonderlich so will ich Kaiser Karls des Fünften und des heiligen Reichs peinlicher Gerichts-Ordnung getrewlich und nach meinem besten verstaenduis halten und handhaben. Auch will ich den heiligen Küu verwahren, hüden und helen, vor Weib und Kind, vor Vatter und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor fewer und wind, vor allem demjenigen, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt, vor allem, was zwischen Himmel und Erden ist, ausser dem manne, der dies recht kann. Undt will diesem stuhl, darunter ich gesessen bin, alles anzeigen, was in die heimliche Achte des Kayssers gehört, ich für wahr weiss, oder von wahrhaftigen Leuthen gehört habe, damit es gerichtet oder mit willen des Klaegers in gnaden gefristet werde, und will das nicht lassen, noch umb lieb, noch umb leydt, noch umb geschenk. Ich will dieses gericht nach allen meinem Vermögen sterken, ich will auch diesen freyen stuhl und freye Gericht immer mehr befördern und mehr ehren, dann andere Freyestühle, alles getrewlich undt ungefehrlich, so wahr" u. ſ. w. Sowie in den Formeln und Redensarten des altteutſchen Rechts überhaupt die Alliteration oder Anfangsbuchſtabenreim und der Binnenreim oder rückſichtlich Endreim ſehr beliebt war, ſo finden wir dieſe auch in den obigen Eidesformeln. In dieſer Beziehung iſt noch beſonders zu bemerken das Formular, welches ein Codex[29]) eines bairiſchen Archivs enthält, nach welchem der Schöpfe ſchwören mußte, das heilige Geheimniß zu hüten und zu hehlen:

Vor Mann, vor Weib,
Vor Dorf, vor Trald,
Vor Stock, vor Stein,
Vor Groß, vor Klein,
Auch vor Quik,
Und vor allerhand Gottesgeſchick,
Ohne vor dem Mann,
Der die heilige Fehme hüten und hehlen kann,
Und daß er nicht laſſe davon,
Um Lieb, noch um Leid,
Um Pfand oder Kleid,
Noch um Silber, noch um Gold,
Noch um keinerlei Schuld.

In den merkwürdigen Fragepunkten und deren Beantwortung, betreffend das Freigericht zu Soeſt[30]) in ſpäterer Zeit, wird geſagt: „Die neuen Herren treten hierauf vor den Tiſch, knieen nieder und legen den Eid ab, und wird die „Loose" (Loſung) offenbaret, quod ultimum hodie cessat. *Verbesserte Eides-Form.* Ich gelobe und ſchwöre zu Gott auf das heilige Evangelium, daß ich dieſes Recht (aus) keiner andern Urſache annehme, als Gottes Ehre und der Stadt Soeſt Wohlfahrt zu befördern. Inſonderheit will ich der Obrigkeit treu, hold und gehorſam ſein; auch will ich alles dasjenige, was in öffentlichen, dieſer Stadt Collegien zu der Stadt Beſten votirt, geredet und geſchloſſen wird, und zu offenbaren nicht gebühret, heimlich halten und getreulich verſchweigen. Sollte ich auch in ein oder anderer Sache als ein Schiedsmann erfodert werden, will ich gleichfalls treulich handeln und niemanden zu kurz thun, mich auch immerfort eines ehrbaren chriſtlichen Lebens und Wandels befleißigen und allezeit thun und laſſen, was einem redlichen frommen Mann und Freiſchöffen zuſtehet, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort. Hisce peractis wird weiter fortgefahren. Ich frage nun weiter: Vorſprecher: Was haben nun die frommen Männer durch abgelegten Eid gewonnen und erworben? Rsp. Herr Freigrafe: Sie haben dadurch einen ziemlichen Vorzug gewonnen vor anderen, die keine Freiſchöffen ſein, daß ſie nunmehro fähig ſind, Ehrenämter der ehrenreichen Stadt Soeſt, wenn (ſie) dazu erwählet werden, anzunehmen und zu bedienen, und bei denen Verſammlungen zu der Stadt Beſten ihre Meinung mit zu eröffnen." (*Ferdinand Wachter.*)

FREISING, FREISINGEN, freundliche Stadt mit 510 Häuſern und 3200 Einwohnern, iſt der Sitz des Landgerichts gleiches Namens, liegt am weſtlichen Ufer der Iſar, welche hier das Flüßchen Moosach aufnimmt. Ehemals war die Stadt die Haupt- und Reſidenzſtadt des Fürſtbisthums Freiſing. Geſtiftet wurde das Bisthum zu Anfange des 8. Jahrh. und der heil. Corbinian war deſſen erſter Biſchof (ſ. dieſen 19. Bd. S. 268). Zum Fürſtbisthum ward es durch Ferdinand II. erhoben, im J. 1802 ward es ſäkulariſirt und fiel durch den Reichsdeputationshauptbeſchluß als Entſchädigung dem Kurfürſten von Pfalzbaiern, ein Theil aber durch Ausgleichung dem Kurfürſten von Salzburg zu. Von ſeiner Gründung

29) Er wird bei v. Lang, Geſchichte Herzogs Ludwig des Bärtigen, angeführt.

30) Bei Troß S. 76.

an bis auf dieſe Zeit hatte das Bisthum 61 Biſchöfe gehabt, unter denen der 22., Otto von Freiſingen, auch als Gelehrter ſich Ruhm erworben (ſ. dieſen). An die Vergangenheit erinnern beſonders das Reſidenzgebäude, die Domkirche mit merkwürdigen Denkmalen und Kunſtwerken, und auf einem nahen Berge das ehemalige Kloſtergebäude, jetzt Schloß Weihenſtephan. (*H.*)

FREISTÄTTE (germaniſche Rechtsalterthümer), Freiſtatt, Freiheit, Freiung, *immunitas*, ſchwediſch Fristad, Fribetsort, däniſch Fristaed, teutſch ferner Friedſtatt, angelſächſiſch Fridhûs, Fridhstov (Friedſtube), altnordiſch oder isländiſch Fridhstôll (Friedſtuhl), Gridhastadhr (Sicherheitsſtätte, Friedensſtätte), hieß, was bei den Griechen ἄσυλον, darnach bei den Römern asylum, italieniſch Asilo, ſpaniſch Asylo, franzöſiſch *Asyle*, *Asile*, genannt ward, und im Italieniſchen außerdem durch *Franchigia*, franzöſiſch *Franchise*, oder deutlicher *Lieu de Franchise* ausgedrückt wird. Ob die Altteutſchen [1]), ähnlich wie die Griechen und Römer, Aſyle, nämlich Orte, als den Göttern geweihte Haine und Bäume, Altäre, Götterbilder, Tempel, gehabt, wo Verbrecher hinfliehen konnten, um vor den Angriffen der Verfolger Sicherheit zu genießen, läßt ſich vielleicht durch den altteutſchen Ausdruck Lotstatt [2]) aufklären, welcher zwar als dunkel erſchienen iſt [3]), aber ſich durch folgende Muthmaßung aufhellen läßt. Lotstatt iſt niederteutſche Form für Lozstatt, Loßſtatt, wie in Alot, Alod, welches eigentlich althochteutſch Aloz (d. h. Anloß) [4]) heißen ſollte. Lotstatt wäre demnach die Stätte, wo geloſt ward, die Stätte, wo die Götter durch die Loosorakel befragt wurden [5]), und hatte die abgeleitete Bedeutung von heiliger Stätte erhalten, und dieſe abgeleitete Bedeutung erhielt weiter die Bedeutung von Freiſtätte (Aſyl). Mit Lotstatt muß alſo zuſammengeſtellt werden das altnordiſche Wê, welches unter ſeinen vielen Bedeutungen, nämlich Weihthum, Heiligthum, heilige Dinge, heilige Orte, heilige Wohnung, heiliges Geſetz, Religion, Gerichtsbarkeit u. ſ. w., auch die von Aſyl hat [6]). Wê gehört daher zu den ſchwer [7]) überſetzbaren Wörtern. Auch ſelbſt in der bekannten Redensart Wargr in Wêom, Wolf im Heiligthume, d. h. einer, der an einem heiligen oder geheiligten Orte [wozu vornehmlich auch die Gerichtsſtätten [8]) gehörten], oder bei geheiligtem Frieden einen Mord begangen. Die Stelle in der Egilssaga [9]): Eywindr hafdi wegit î wêom ok war han wargr ordinn; Eywindr hatte erſchlagen (einen Todtſchlag begangen) an heiliger Stelle und er war Wolf (Verbannter) geworden, und

1) Klemm (Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde S. 226) ſagt, nachdem er von der Beſtrafung der Verbrecher gehandelt: „Die Germanen hatten indeſſen auch Freiſtätten, wo Angeklagte und vom Gerichte Verfolgte Schutz fanden. Es waren dies die heiligen Haine, und darinnen die Altäre der Götter, ſowie die Tempel, dann aber auch die Wohnungen der Prieſter, und da prieſterliche und königliche Würde urſprünglich eine ungetrennte, auch die Wohnung des Königs." Aber Vorſtehendes über die Freiſtätten der Germanen der Heidenzeit kann nur als Muthmaßung gelten, denn Klemm hat es nicht belegt, und es läßt ſich nicht belegen, da die Quellen hierüber ſchweigen. 2) Gloss. Ker. 21. Diutisca I, 1144. Jac. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer S. 886. 3) Derſelbe a. a. O. 4) d. h. Gut, welches nicht in Verlooſung kam, ſtrenges oder unbedingtes Privateigenthum; ſ. das Nähere hierüber bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 22. 5) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 4. Th. S. 338. 349—352. 370. 6) ſ. *Gudmundus Magnaeus*, Glossarium zum 1. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 695 und Ferd. Wachter zu den Hákonarmál in Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla). 2. Bd. S. 104. *Biörn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. 1. p. 415: 1) *Ve*, n. pl. jura asyli, sanctitas juridica, Friſtäds Ret, Helligbed, et fredhelligt Städ (d. h. friedgeheiligte Stätte). 2) sacra v. res sacrae, Helligdom.

7) z. B. in der Helga-Quidha Hundingsbana II. Str. 23. Aull Wandils wê findet man, wenn man es nicht unüberſetzt laſſen und ſo als Eigennamen Wandilswê beibehalten will, übertragen von Ferdinand Wachter (Forum der Kritik. 2. Bandes 1. Abth. S. 131): Alles Geweihte Wandil's, und in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 2. Bd. S. 107: Cuncta Vandilli sacra, und dazu bemerkt: Vandils vê Vandilli sacra vel jurisdictiones in regione Jutiae, jam *Vend-Syssel* olim Vendils-Syssla dictâ (inter cujus limites, vel juxta eos, toparchia *Vandfuld-Harred* jam sita est) verisimiliter notat; und dazu *Finn Magnusen*, Glossarium ebendaſelbſt p. 830: „*Ve* n. pl. sacra, jurisdictiones l. habitacula *H.* III, 33. Alias etiam jus, religio, pax — idem quam *AS. ae*, *Al.* (d. h. althochteutſch) *Ewa*, *Germ. ehe* jus, religio, foedus; *AS. ae* ejusdem linguae *Ath* l. *Ad Isl. eidr* caet. juramentum. *Cfr. Dan. aegte*, nubi — *Ve* nostro cognata sunt *AS. Vih*, *vig*, *Al. wih* MS. *weihs* sanctus, *Weiha* pontifex, *weihan* consecrare confr. *Pelv. veh* purus, *Pers. veh* excellens, *Zend vehmae*, *Finn. pyhitaen*; *Ind. Sanscr.* et *Pali Vihar*, *Vehar* templum, fanum. Hinc isl. vigia, Dan. *vie*, Germ. *weihen*, Finn. *wihin* et multa alia. Cfr. Gl. synt." (nämlich das Glossarium zu *Joh. Olavii* [Hypnonesiensis] Syntagma de baptismo veterum. [Havn. 1770. 4.]). Der Ausdruck Wear (z. B. Hymisquidha Str. 39) für Götter, welchen *Gudmundus Magnaeus*, Glossar. zum 1. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 693 durch Divi quasi Defensores l. Pugnatores erklärt, indem er zuvor ſagt: „Ve in plurali notat Sacra, Loca sacrosancta, sacrosanctam Loci religionem, asylum, pacem ab *at veria* esse manere in uno loco. Interdum notare videtur *Arma*, ab *at Vega* pugnare, aut *Veria* defendere," iſt am beſten von Wê abzuleiten, wie auch *Finn Magnusen*, Lex. Mythol. p. 816 thut. Dietrich (Altnordiſches Leſebuch S. 283) nimmt Wê und Wêar ſogar für ein Wort, nur in anderer Geſchlechts- und Mehrzahlform, nämlich: „*vê*, Heiliges, 1) n. pl. die heilige Wohnung, Heiligthum, Vafthr. 51; 2) m. pl. *vêar*, die heiligen Götter, *Hym.* 39." Doch iſt die Einzahlform von *Wêar* aller Wahrſcheinlichkeit nach *Wêi*, ſowie der Eigenname des Bruders Othin's, nämlich Wê aus Wêi, aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Wêi zuſammengezogen iſt (vergl. *Finn Magnusen*, Lex. Mythol. p. 810), und zunächſt zuſammenzuſtellen mit dem gothiſchen Weiha, Prieſter, Auhumists Weiha, ἀρχιερεὺς (Joh. 18, 13), der Hoheprieſter, von weihs, ohne Zeichen des Nominativs weih, heilig, oder von weihan, weihen, heiligen (ſ. die Nachweiſungen bei *de Gabelenz* et *Loebe*, Ulfilas. Vol. I. Glossarium p. 188). Wenn Gudmundus Magnäus darum, daß Wê bisweilen Waffen zu bedeuten ſcheine, dieſes von at wega, kämpfen, oder weria, wehren, vertheidigen, ableitet, ſo bedarf es deſſen nicht, da ja auch die Waffen geweiht oder geheiliget wurden, und heilige Waffen vorkommen. 8) Daher hieß der Gerichtsplatz Wêbiörg, Heiligthumsberge, heilige Berge (heiliger Schutzort), Wêgardhr, eingezäunter heiliger Ort und das Gehege um die Gerichtsſtätte, Wêbönd, Heiligthumsband, heilige Bande. *Biörn Haldorson* p. 415: „*Vebönd*, n. pl. sepimenta dicasterii, pr. vincula v. tutela pacis, Häſſelſtänger, hvormed man omgav, indhegende Rettergangsſteder til Tegn (zum Zeichen) paa deres Hellighed." Näheres über dieſe Einhegung ſ. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. (Art. Dingstätte.) 25. Th. S. 257. 9) Cap. 49.

Digitized by Google

mußte ſogleich ſich fortbegeben [10]), kann auch übertragen werden: Eywindr hatte Todtſchlag begangen im geheiligten Frieden [11]). In der Gylfaginning [12]) fragt, nachdem erzählt iſt, wie die Götter den Wolf Fenrir gefeſſelt, Gangleri: Aber warum erſchlugen die Aſen den Wolf nicht, da ihnen Böſes von ihm in Erwartung ſtand? Hár antwortet: Suá mikils wirthu gothin wé sín ok gridhastadhi [13]), ſo großen (ſo ſehr) würdigten die Gottheiten ihre heiligen Stellen und Sicherheitsſtätten, daß ſie nicht wollten dieſelben beſchmutzen mit dem Blute des Wolfes, obſchon die Weiſſagungen ſo ſagen, daß er werde werden Othin'en zum Tödter. Wé sín kann auch übertragen werden durch: den von ihnen feſtgeſetzten heiligen Frieden [14]). In der Einleitung zur Aegisdrekka heißt es: Thar war gridhastadhr mikill, dort war eine große Sicherheitsſtätte, welches man gegeben findet [15]) durch: „Loci pax (securitas) erat sanctissima," und dazu bemerkt: entweder wegen der Gegenwart der Götter, oder wegen der Rechte der Gaſtfreundſchaft; oder die Aſen und Ägir hatten im Voraus dieſes durch Vertrag ausgemacht.

10) ok ward han thegar brott at fara. 11) So lautet die Stelle in der Überſetzung der Egils-Saga sive Egilli Skallagrimmii Vita. Ex Manuscriptis Legati *Arna-Magnaeani* (Havniae 1809.) p. 259: Eyvindus pacem sacrosanctam violaverat, itaque exilio obnoxius (sacer homo factus) e vestigio aufugere cogebatur. 12) Cap. 34 in der Snorra-Edda útgefin af *Rask* p. 26. 13) Iſt der Accuſativ der Mehrzahl, der Nominativ derſelben iſt gridhastadhir, der Einzahl gridhastadhr; gridha iſt der Genitiv der Mehrzahl von gridh (nom. plur.), Sicherheit, Lebensſicherheit, Friede. Beiſpiele, wo gridh vorkommt, ſ. Heimskringla, große Ausgabe III. S. 209. 459. Fornmanna-Sögur. 7. Bd. S. 180. 192. 267. Scripta Islandorum Historica. Vol. VI. p. 390. Edda Saemundar, große Ausgabe, 2. Bd. S. 98; beſonders häufig kommt nämlich vor féci gridh, erhielt Lebensſicherheit; vita donatus est, oder fengo gridh, erhielten Lebensſicherheit, wurden mit dem Tode verſchont; ſ. z. B. das III. Helgilied bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 131; gewöhnlich wird gridh durch Friede überſetzt. Doch hat das altnordiſche auch das häufig vorkommende fridhr (Friede). Gridh hat einen engeren Begriff als fridhr, und drückt vorzüglich die zugeſagte Lebensſicherheit aus. Man findet zuſammengeſtellt gridh ok landsfridhr (Fornmanna-Sögur. T. VI. p. 284), Lebensſicherheit und Landsfriede. In den Gridhamál (Friedensſachen) in der Grágás (daraus bei Dietrich, Altnordiſches Leſebuch S. 65) iſt in einer Formel zuſammengeſtellt: ek set gridh ok fridh á milli theirra N. N., ich ſetze Sicherheit und Frieden zwiſchen N. N., und weiter unten: Set ek gridh ok fullan fridh, fegridh ok hörgridh, ich ſetze Sicherheit und vollen Frieden, Vermögensſicherheit und Lebensſicherheit. Über die Ableitung der Wörter *Gridh* und *Fridhr* (ohne Zeichen des Nominativs *Fridh*) ſ. den Artikel Friede (ſprachlich). Im Uplandsgeſetz iſt zuſammengeſtellt Grud (Sicherheit) und Geiſel; ſ. Geijer, Geſchichte Schwedens, 1. Bd. (Hamburg 1832.) S. 258. 14) Finn Magnuſen (Lex. Mythol. p. 340) überträgt die Stelle: Tanti fecerunt Dii *pacis publicae a se sancitae instituta et asyla* etc.; bei Rühs findet ſich wé sín ok gradhastadhi zuſammengezogen auf dieſe Weiſe: „ſo viele Achtung haben die Götter für ihre heiligen Stellen, daß" u. ſ. w. 15) Im 1. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar pag. 149. Gruter, Nordiſche Blumen S. 211, überſetzt und erklärt S. 211: „Der Ort war (wegen der Geſetze der Gaſtfreundſchaft) ſehr heilig." Jac. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer S. 592 bemerkt: „mag nun der Wohnung des Ägir allgemein, oder nur während des angeſtellten Gaſtmahls dieſe Eigenſchaft (nämlich die der ſkandinaviſchen Aſyle) zuſtehen."

Der Zweck, warum der Verfaſſer der Einleitung Obiges ſagt, iſt, um zu erklären, wie Loki habe wagen können, ſich dahin zu begeben und die Götter zu läſtern. Jedoch iſt die Bemerkung nicht gezwungen und in dem Geiſte der Götter- und Rieſenſage begründet. Da Ägir ein Rieſe war und die Rieſen mit den Göttern in Feindſchaft lebten, ſo mußte durch einen Vertrag zuvor ausgemacht werden, daß dort ein großer Gridhastadhr (Sicherheits- oder Friedensſtätte) ſein ſollte. Zu dem, daß Wé die Bedeutung von heiliger Wohnung [16]) überhaupt hat, und mit dem gothiſchen Weihs, Flecken, Wohnort, weihs [17]), hei-

16) So z. B. in der Stelle der Háwamál St. 108: á alda vés jardhar, welches die Überſetzung in der großen Ausgabe der Edda Saemundar durch „in terras mortalibus habitabiles" gibt und wozu Finn Magnuſen (Specimen Gloss. p. 255) bemerkt: „*Ve* habitaculum; allda ves iardhar populorum habitationis terrae): mortalibus habitabiles *H.* 108. Cfr. porro (nämlich in Beziehung auf das, was Finn Magnuſen im Gloſſar zum 2. Bde. der großen Ausgabe der Edda zu Wé in Vergleichung geſtellt hat, und was wir bereits hier in der 7. Anmerk. mitgetheilt haben) Chin. *Vei* circulus, *Vo* domus; *Moesogoth. Veihs* vicus, oppidum *CBritt. Guic*," und in der Anmerkung: „*Alldave* populorum habitacula, terra ab hominibus inhabitata — opponi potest alteri veterum denominationi, nempe *Ut-ve* extima sedes vel religio, alioquin *Ut-gardar*, gigantum habitacula in circulo montano, oceanum extrinsecus cingente." Mit obiger Zuſammenſtellung Finn Magnuſen's iſt zu vergleichen *Ettmüller*, Vaulospá p. 162: „*véberg*. n. l. at. Del., Zufluchtsort; *vé* (Gen. *véa*, Dat. *véom*), iſt Heiligkeit; im Sing. kommt das Wort ſelten vor; doch heißt Othin's Bruder Vé. Die Abſtammung des Wortes iſt dunkel. Es kann kommen von *at vera*, ſein, dauern, oder von *at verja*, wehren, oder von *at vega*, kämpfen. Im Gothiſchen findet ſich *weihs*, Dorf, Flecken, überhaupt Wohnort, und *weihs*, geweihet, heilig; *berg* gehört zu at biarga (berga), ſchützen" u. ſ. w. In der Stelle der Háwamál bedeutet Wé wol nicht blos Wohnung, ſondern Heiligthum, weil von dem *Odhrerir* (Geiſtrührer, Name des Keſſels des Dichtermethes) gehandelt, nämlich geſagt wird: weil Odhrerir nun hinauf gekommen auf das Heiligthum (oder die heiligen Stellen) der Erzeugten der Erde (für vés iſt nämlich aller Wahrſcheinlichkeit nach wé zu leſen). Vgl. Studach, Sämund's Edda des Weiſen. 1. Abth. S. 49, welcher des Stabreims wegen zwar überträgt: „zur Härd' irdiſchen Heims," aber dazu bemerkt: „oder zum Heiligthum der Menſchen." Die Waftrudnismál ſagen Str. 51: Withar ok Wali byggia wé gotha, Withar und Wali bewohnen (werden bewohnen) die heiligen Stätten der Götter, da, wenn erliſcht Surti's Flamme; die Grimnismál Str. 12 im Betreff Himinbiörg's: Enn thar Heimdall quetha walda wéom, aber daſelbſt waltet, wie man ſagt, Heimdallr über die heiligen Stätten oder über die Wohnungen, d. h. wohnt dort (vergl. die große Ausgabe der Edda Saemundar p. 45: At ibi Heimdallum ajunt praeesse domiciliis, und dazu die Bemerkung im Gloſſar p. 693: ubi fortasse rectius vertitur: Habere sedem). In der Aegis-Dreckâ Str. 51 ſagt Skadhi zu Loki: Frá minom wéom ok Waungom, von meiner Wohnung und umzäunten Gefilden (Wieſen- oder Weidenkämpen) ſollen dir immer kalte Rathſchläge kommen. Im Hrafna-Galdr Othins Str. 18 heißt es: die Waltiſar ſehen trauern Nanna'n (d. h. hier Idhunn) Wigglar at wéom, in der Wohnung der Wigg (der Erde oder Hel; vergl. die große Ausgabe der Edda Saemundar p. 214 und 697). 17) v. Gabelentz und Löbe a. a. O. S. 18: „*Veihs* l. vehs Mc. 8, 26. 27; angelſächſ. *vic*, altſächſ. *wic*, altfr. *wik*, althocht. *wich*, holl. *wijk*, lat. *vicus*, griech. οἶκος (ſonſt mit dem Digamma geſprochen). Neutr., Flecken, Landſtadt, κώμη: Mc. 6, 6. 56. 8, 23. 26. 27. Joh. 7, 42. 11, 30; ἀγρός: Luc. 8, 34. 9, 12." Hier iſt zu bemerken, daß die Germanen keine Städte bewohnten, ja nicht einmal unter ſich verbundene Wohnſitze duldeten, ſondern getrennt

Digitized by Google

lig, nicht unpaſſend zuſammengeſtellt wird, ſowie Gridh [18]) die Bedeutung von Sicherheit des Hauſes oder Haus ſelbſt hat, muß geſtellt werden die Beſtimmung der Lex Saxonum Tit. III, 4: Qui hominem propter *faidam* in propria domo occiderit, capite puniatur. Hierzu findet man geſtellt [19]) Rechtsbeſtimmungen vom J. 1264 und 1482: Ein Mörder ſoll in ſeinem und ſeines Nachbars Hauſe vier Wochen Friſt haben. Die Lex Saxonum fährt fort: Capitis damnatus nusquam habeat pacem. Si in ecclesiam confugerit, reddatur. Hiermit iſt zu vergleichen das Decretum Karoli pretiosi Regis Francorum vom J. 779 Cap. 7 [20]), mit der Überſchrift: *De reis qui mori debent, ut ab Ecclesia non defensentur:* Ut homicidae et caeteri rei qui legibus mori debent, si ad Ecclesiam confugerint, non excusentur [21]), neque eis ibidem victus detur. Die Capitulatio de Partibus Saxoniae beginnt: *De honore Ecclesiarum.* I. Primum de majoribus capitulis hoc placuit omnibus, ut Ecclesiae Christi, quae modo construuntur in Saxonia, et Deo sacratae sunt, non minorem habeant honorem, sed majorem et excellentiorem, quam fana habuissent idolorum. Ungewiß bleibt dabei, und nur vermuthungsweiſe kann ausgeſprochen werden, daß die heiligen Stellen der heidniſchen Sachſen Freiſtätten geweſen. Die genannte Capitulatio fährt unmittelbar fort: *De confugio ad Ecclesiam.* II. Si quis confugium fecerit in Ecclesiam, nullus eum de Ecclesia per violentiam expellere praesumat, sed pacem habeat, usque dum ad *placitum* [22]) praesentetur, et propter honorem Dei sanctorumque Ecclesiae ipsius reverentiam, concedatur ei vita et omnia membra. *Emendet* [23]) autem causam, in quantum potuerit, et ei fuerit judicatum, et sic ducatur ad praesentiam Domini Regis, et ipse eum mittat, ubi clementiae ipsius placuerit. Da bereits unter Conſtantin dem Großen die Kirchen der Chriſten Freiſtätten wurden, wie es die heidniſchen Tempel geweſen waren, und Kaiſer Theodoſius II. dieſe Bevorzugung der Kirchen auch auf alle zu denſelben gehörigen Höfe, Gänge, Gärten und Häuſer übertrug, ſo läßt ſich ſchwerlich ermitteln, welchen Einfluß das germaniſche Heidenthum, als dieſes in das Chriſtenthum umgewandelt ward, bei Ausbildung der Vorrechte der kirchlichen Freiſtätten ausübte. Daher kann nur Folgendes bemerkt werden. Stilicho, von wandaliſcher Abkunft, floh, als er gehört, daß Kaiſer Honorius im J. 408 an das Heer zu Ravenna geſchrieben, daß es ſich der Perſon Stilicho's bemächtigen ſolle, Nachts in eine Kirche. Bei anbrechendem Tage drangen die Soldaten

---

wohnten, wie eine Quelle, wie ein Gefild, wie ein Hain gefiel. Die Dörfer bauten ſie nicht mit verbundenen und zuſammenhängenden Gebäuden. Jeder umgab ſein Haus mit einem Platze (*Tacitus*, Germ. 16).

18) *Biörn Haldorson* p. 305: 1) „Grid, n. pl. pax, securitas, Fred, Sikkerhed. 2) induciae, Vaabenſtilſtand. 3) domus, Hus, Huſly (Behauſung, Obdach). Sigmundr beiddi grida um qvöldid, Sigmund udbad ſich at blive der den Aften (Siegmund bat ſich aus, den Abend dort zu bleiben). *Gridkona* f. mulier domestica, Tjeneſtepige (Dienſtmagd). *Gridka*, contracte, idem. *Gridmadr*, m. domesticus sui juris, qui patrifamilias debebat certa opera et certis temporibus, en Karl, der blot paa viſſe Tider og med viſſe Arbejder ſkal tjene ſin Husbond, vid. *griþis.*" Heinrich Leo, Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Heidenthums (bei Fr. von Raumer, Hiſtoriſches Taſchenbuch. VI. Jahrg. (Leipzig 1835.) S. 484: „Ein freier oder mindeſtens weniger ſtreng als Knecht gehaltener Hausarbeiter, ſowie eine Frau dieſer Art, die im Hauſe thätig iſt, gridkona genannt wird." Gridhmenn oder Gridhkonor hießen ſie wahrſcheinlich, weil ſie für den Schutz, den ſie von dem Hausherrn genoſſen, Dienſte leiſteten. Gridhmenn kommt außerdem auch in folgender Bedeutung vor, bei *Biörn* p. 306: „Gridmenn m. pl. homines pacifici, fredelſkende Mänd," womit zu vergleichen ebendaſelbſt: „Gridland n. terra amica, non hostilis, Fredland, Friſtäd (Freiſtätte)." Es fällt alſo in letzterer Bedeutung zuſammen mit: „*Gridastadr*, m. asylum, locus sacer, inviolabilis, et Friſtäd, Tilflugtſtäd for Forbrydere" (Zufluchtsſtätte für Verbrecher). Die Bedeutung von Gridh wird auch veranſchaulicht durch: „*Gridatimi*, m. tempus inviolabile, sacrum, spec. septimana sancta, hellig Tid, da alle have Sikkerhed. *At gefa grid*, vita donare, ſkjenke En Livet. *Ganga á gridinn*, pacta, v. pacem violare, bryde Fred, Lejde (Geleite), Ord," womit zu vergleichen in den Atla-Mál Str. 31: Ef han á gridh hygdi, wenn er auf (d. h. gegen den Frieden) dächte („Si adversus pacem cogitaret!"); große Ausgabe der Edda Saemundar 2. Bd. S. 436, und Specimen Glossarii, wo p. 647 in Beziehung auf dieſe Stelle Gridh durch: „Pax desponsata," erklärt wird. Nachdem in der Wegtams-Quidha erzählt iſt, daß die Fraettir (Orakel, Weiſſagungen) ausgeſagt, daß Balldr dem Tode nahe ſei, wird bemerkt, daß die Götter beſchloſſen, auszuſenden, allar waettir gridha at beidha, alle Weſen um Frieden zu bitten, zu ſchaden nicht Balldur'n: alle Art that Eide, zu ſchonen. Frigg nahm alle Feſtſetzungen und Schwüre. Ein Verletzer der Gridh (des gelobten Friedens) wurde genannt (nach *Biörn Haldorson* p. 306): „*Gridnidingr*, m. foedifragus, en, ſom bryder Forbund, Fred, Tro og Love" (einer, der ein Bündniß, Frieden, Treue und Glauben bricht), und „*Gridbitr*, m. violator pacis, foedifragus, en ſom bryder Forbund, Fred. So z. B. ſingt Hásteinn in Verſen in der Islands Landnámabók 2. Th. Cap. 33: „at giaefom gridhbitom fridh litinn," daß wir geben Brechern gelobten Friedens kleinen Frieden, „nosque concedere foedifragis parum pacis," wie es in der Überſetzung der Kopenhagener Ausgabe der Islands Landnámabók vom J. 1779. S. 176 gegeben iſt, und wozu im Index vocum poëticarum et quarundam aliarum, quae rariores visae p. 487 bemerkt iſt: „*Gridbitr*, foedifragus, 176. *Sturll.* S. V, 31. *Skapadi hofut witi gridbitum*, poenas capitales in pacis violatores constituit."

19) Von Jac. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer, mit Beziehung auf Kopp Nr. 11 (a. 1264), Nr. 3 (a. 1482), und unter Vorausſchickung aus den augsburger Statuten, Art. 184: „swer den andern jaget mit gewafneter hant in *eines mannes hus*, *swes daz ist*, stehet er nach im *in daz bistal* oder in die *tur* oder in daz *drisscufel* (die Schwelle) oder in daz übertür, der hat den wirt geheimsuochet, loufet er aber hin *uber daz drisscufel*, so hat er den wirt vil sere geheimsuochet." Als einleitende Bemerkung ſchickt Grimm voraus: „In einigen Gegenden wurde der Hausfriede ſo heilig geachtet, daß ſogar in ſeinem eigenen oder dem des Nachbars der Miſſethäter nicht verfolgt werden durfte." Die Stellung des „ſogar" bezieht ſich darauf, daß er unmittelbar vorher von den Freiſtätten auf Gerichtsplätzen und in Wohnungen der Richter handelt.

20) Bei *Georgisch*, Corp. Juris Germanici antiqui col. 543. Vergl. Capitularium Lib. V. Cap. 8. col. 1450. Addit. IV. Cap. 126. col. 1831. Die langobardiſche Geſetzſammlung, Caroli Magni Leges Cap. 8 (bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. II. p. 94). 21) Nach anderer Lesart non excutiantur, von welcher Muratori (a. a. O.) bemerkt, daß ſie beizubehalten ſei. 22) ſ. den Art. Ding. 23) ſ. den Art. Emenda.

Digitized by Google

in dieſe Kirche, und bezeugten in Gegenwart des Biſchofs dieſer Stadt, welcher ſich der Herausholung des Flüchtlings aus dieſer Freiſtätte widerſetzte, mit einem Eidſchwur, es ſei ihnen weiter kein Befehl gegeben worden, als ihn wohl zu bewachen, ohne etwas wider ſein Leben zu unternehmen. Als jedoch Stilicho ſich aus der Kirche herausbegeben hatte, zeigte der Officier, welcher den erſten Befehl vorgewieſen hatte, einen andern Befehl vor, dem zufolge Stilicho wegen ſeiner Verbrechen ſterben ſollte [24]). Der König der Weſtgothen, Amalarich, wurde, wie Gregor von Tours erzählt, von dem Heere der Franken unter dem Könige Childebert von dem Hafen, in welchem er ſich, wenn er ſeine Schätze aus der Stadt [25]) nachgeholt, zu Schiffe begeben wollte, abgeſchnitten. Als er ſah, daß er nicht entrinnen konnte, begann er zu einer Kirche der Chriſten, wie Gregor die Katholiken im Gegenſatze zu den von ihm befeindeten Arianern nennt, oder, nach dem Ausdrucke des Aimoinus [26]), zu einer katholiſchen Kirche zu fliehen; aber bevor er die heilige Schwelle erreichte, warf einer mit der Lanze und verwundete ihn tödtlich, und er ſtarb daſelbſt. Unter den Satzungen der ſechsten Kirchenverſammlung zu Toledo, welche im Jahre 636 König Chintila berief, findet ſich Can. 12: „Derjenige, welcher zu den Feinden übergehen und ſich zu ihnen wenden wird, zum Nachtheil der Monarchie oder des Vaterlandes einige Unruhen zu erregen, ſoll in den Bann gethan werden. Man ſoll einen ſolchen böſen Unterthanen in ein Kloſter einſperren, worin er Buße thun muß, wenn er in die Hände des Königs gefallen; wenn aber ein ſolcher ſich auf den Schutz der Kirche beruft, ſo ſoll ihm der König in Anſehung der geheiligten Freiſtätte, wohin er geflüchtet, Gnade widerfahren laſſen" [27]). Die Satzungen der zwölften Kirchenverſammlung zu Toledo, welche König Ervigius im J. 681 halten ließ, beſtimmen Can. 10: „Alle die, welche, wenn ſie ein Verbrechen begangen, in eine Kirche flüchten, ſollen ſchon 30 Schritte von derſelben in Sicherheit ſein" [28]). Die Satzungen der 13. Kirchenverſammlung zu Toledo, welche König Ervigius im J. 683 berief, enthalten Can. 11: „Denjenigen Geiſtlichen, die aus Kirchen entweichen, oder denjenigen Mönchen, welche ihr Kloſter verlaſſen, ſoll keine Freiſtatt verſtattet werden: vielmehr ſollen ſie ihren Superioren, bei Strafe der darauf geſetzten Ahndung, wieder überantwortet werden" [29]). Zu den Misbräuchen, welche mit den Freiſtätten getrieben wurden, gehörte auch, daß Prieſter ihren Männern entlaufene, an die Freiſtätten geflüchtete Weiber heiratheten [30]). Auf der andern Seite wurde das Recht der Freiſtätten nicht ſelten durch Gewaltthätigkeiten verletzt, indem in die Kirche Geflohene gewaltſam herausgeholt, oder gar in ihnen ermordet wurden. Gegen ſolche offene Verletzungen faßten die Kirchenverſammlungen Beſchlüſſe und ſprachen darin Drohungen gegen die Frevler aus. So z. B. die gallikaniſchen Kirchenverſammlungen, namentlich das Concilium Aurelianense I. Can. I. [31]) und das Concilium Matisconense II. Can. VIII. [32]). In dieſem letzteren wird als Beweggrund zu dem Beſchluſſe hinzugefügt: Si enim mundani principes suis legibus censuerunt, ut quicunque ad eorum statuas fugerit, illaesus habeatur; quanto magis hi permanere debent indemnati, qui patrocinia immortalis regni et coelestis adepti sunt. Die gegen die Frevler verhängte Strafe war Excommunication. Dieſe verhängt z. B. das Concilium Aurelianense V. Can. 10 [33]) gegen diejenigen Herren, welche durch Meineid, daß ſie die in die Kirchen geflohenen Sklaven nicht beſtrafen wollen, dieſelben von den Vorſtehern der Kirche zurückerhielten. Ein großer Theil der Geſchichten, welche Gregor von Tours [34]) darſtellt, drehen ſich um die Kirchen als Freiſtätten, und ſind in Beziehung auf dieſen Gegenſtand ſehr merkwürdig und lehrreich. Als Chramnus, der Sohn des Königs Chlothar, ſich gegen ſeinen Vater mit dem Könige Childebert verband, floh Auſtraphius aus Furcht vor Chramnus in die Kirche des heiligen Martin zu Tours. Chramnus befahl, ihn ſo einzuſchränken, daß Niemand wagte, ihm Lebensmittel zu reichen, und ihn ſo ſtreng zu bewachen, daß ihm nicht einmal erlaubt war, Waſſer zu ſchöpfen. Hierdurch ſollte er genöthigt werden, von ſelbſt aus der heiligen Kirche zu gehen und den Untergang zu dulden. Aber er that dieſes nicht, und war ſchon bald todt, als einer hinzuging und ihm ein Gefäß Waſſer zum Trinken brachte. Als Auſtraphius es empfangen, flog der Richter des Ortes ſchnell herzu, riß es ihm aus der Hand und goß es auf den Boden. Als hierauf der Richter noch an demſelben Tage vom Fieber ergriffen ward und um Mitternacht ſtarb, hielt man dieſes für ein Wunder, nämlich für die Rache Gottes dafür, weil der Richter dem Flüchtlinge in der heiligen Kirche den Becher aus der Hand geriſſen, und nun die Stunde, in welcher er dieſes gethan, nicht wieder erlebt hatte. Alle brachten

24) ſ. das Weitere im Art. Stilicho. 25) *Gregorius Turonensis*, Hist. Lib. III. Cap. 13 (bei *Freher*, Corp. Hist. Franc. Vol. II. p. 56) nennt die Stadt nicht. Nach *Isidorus*, Chronicon Gothorum (bei *Hugo Grotius*, Gothic. et Langobard. Rer. Scriptt. p. 215) ward Amalarich von Childebert in Narbonne durch Schlacht beſiegt, floh nach Barcellona, und ward, da er von Allen gehaßt ward, von dem Heere auf dem Markte umgebracht, und zwar auch nach Iſidor zu Narbonne; aber für apud *Narbonnam* in foro iſt wol apud Barcinonam in foro zu leſen, welche Stadt auch Fredegar, der Verfaſſer des Anhangs zu Chron. Victoris und der heilige Ildefonsus angeben. 26) De Gestis Francorum Lib. II. Cap. 8 (bei *Freher* l. c. p. 277). 27) Vergl. Joh. von Ferreras, Allgem. Hiſtorie von Spanien. 2. Bd. (Halle 1754.) S. 375. 28) Vergl. denſelben a. a. O. S. 442. 29) Vergl. denſelben a. a. O. S. 446.

30) Wie Joh. von Ferreras ebenfalls im Betreff der Zeiten der weſtgothiſchen Könige angibt. 31) Bei *Jac. Sirmondi*, Concilia antiq. Galliae p. 178. 32) Bei demſelben p. 385. 33) Ebendaſelbſt p. 283. 34) Ob dasjenige, was *Gregorius Turonensis*, Hist. Lib. III. Cap. V (ap. *Freher*, Corp. Hist. Franc. T. II. p. 54) von dem Burgundenkönige Sigismund erzählt, hierher gehöre, iſt zweifelhaft; denn die eine Lesart iſt: Sygismundus vero dum ad *saltus Agaunos* fugere nititur, a Chlodomere captus cum uxore et filiis captivus abducitur, wofür die andere Lesart iſt: ad *sanctos Agaunenses*, in Übereinſtimmung mit den Gestis Francorum Epitomatis Cap. 35 (ap. *Freher* l. l. T. I. p. 102): ad monasterium sanctorum Agaunensium, und mit *Aimoinus* Lib. II. Cap. IV (l. l. p. 274): cum tutelam sanctorum Agaunensium Martyrum, citato expeteret cursu.

Digitized by Google

dem Auſtraphius auf das Reichlichſte dasjenige, deſſen er bedurfte. König Chlothar, welcher damals ſich auf einer Heerfahrt wider die Sachſen befand, kehrte heim in ſein Reich, und Auſtraphius ward bei ihm hochgehalten [35]). Als König Childebert (im J. 557) zu Paris ſtarb und Chlothar ſein Reich erhielt, ward Chramnus vor ſeinen Vater gebracht, bezeigte ſich jedoch nachher ihm wieder untreu, und begab ſich, da er ſah, daß er nicht anders entrinnen konnte, nach Bretagne, wo er ſich mit ſeiner Frau und ſeinen Töchtern verſteckt hielt. Sein Schwiegervater Wiliacharius aber floh zu der Kirche des heiligen Martin. Da wurde, wie Gregor von Tours weiter bemerkt, die heilige Baſilika von den Sünden des Volks und dem Kurzweile [36]), welche in ihr geſchahen, durch Wiliachar und ſeine Frau angezündet, welches nichts anderes heißen ſoll, als ſie haben das Feuer verwahrloſet, denn abſichtlich werden ſie ihre Zufluchtsſtätte nicht in den Brand geſteckt haben. Die Kirche ward alsbald auf Verordnung des Königs Chlothar mit Zinn gedeckt und in ihrer vorigen Schönheit wieder hergeſtellt. Merowig, der Sohn des Königs Chilperich, und Brunichild, die Witwe des Königs Sigbert, des Vatersbruders Merowig's, heiratheten einander in Rouen. Um ſie wieder zu trennen, eilte Chilperich nach Rouen. Merowig und Brunichild nahmen ihre Zuflucht in die an den Stadtmauern aus hölzernen Bretern erbaute Kirche des heiligen Martin. Chilperich verſuchte viele Liſt, ſie herauszubringen; aber vergebens, denn ſie glaubten, daß er betrügeriſch handle. Da ſchwur er ihnen, wenn es Gottes Wille wäre, würde er ſie nicht trennen. Nachdem ſie dieſe Eidſchwüre erhalten, gingen ſie aus der Kirche. Chilperich küßte ſie, nahm ſie würdig auf und ſpeiſte mit ihnen. Nach einigen Tagen jedoch nahm er Merowig'en zu ſich und kehrte nach Soiſſons zurück. Chilperich konnte ſeinen Meineid dadurch entſchuldigen, daß es wider das Kirchengeſetz war, die Witwe ſeines Vatersbruders zur Frau zu nehmen. Schwieriger zu rechtfertigen war Rauching's Meineid, von welchem folgende Erzählung handelt, welche Gregor von Tours mit folgender Bemerkung einleitet: Ajebant enim quidam, wodurch die Erzählung den Charakter einer nicht hinlänglich verbürgten Sage erhält [37]). Ihr Inhalt iſt: Es ſagten welche, zwei aus Rauching's Geſindeſchaft, eine Mannsperſon und ein Mädchen, haben gegenſeitig Liebe zu einander gefaßt. Als dieſe Liebe zwei Jahre oder länger gewährt, gingen beide vereinigt zugleich in die Kirche. Rauching ging zu dem Prieſter und verlangte, daß ihm ſogleich ſeine Dienſtleute excuſirt [38]) herausgegeben werden ſollten. Da ſagte der Prieſter zu ihm: Du weißt ja, welche Verehrung man den Kirchen Gottes ſchuldig iſt. Du kannſt ſie daher nicht erhalten, wenn du nicht die Verheißung gibſt, daß ihre Verbindung dauern ſolle, ſowie auch verſprichſt, daß ſie von aller körperlichen Strafe frei bleiben ſollen. Rauching ſchwieg und dachte nach; endlich wandte er ſich zum Prieſter, legte ſeine Hände auf den Altar und ſchwor: ſie werden niemals von mir getrennt werden, ſondern ich werde es vielmehr machen, daß ſie in dieſer Verbindung bleiben; denn mir iſt zwar beſchwerlich, daß ohne Zuſtimmung meines Beſchluſſes ſolches geſchehen iſt, aber das iſt mir dabei doch angenehm, daß weder dieſer die Sklavin eines Andern, noch dieſe den Sklaven eines Fremden genommen hat. Der Prieſter glaubte einfältigerweiſe dem Verſprechen eines liſtigen Menſchen und gab die Menſchen excuſirt heraus. Rauching nahm ſie in Empfang, ſagte Dank, ging in ſein Haus, ließ ſogleich einen Baum zertheilen und den Klotz aushöhlen, ihn in einen Graben legen, und die Weibsperſon wie eine Geſtorbene hineinthun, den Diener darauf werfen, die Decke darauf legen und den Graben mit Erde zufüllen. Als er ſie ſo lebendig begraben hatte, ſagte er: „Ich habe meinen Eidſchwur, daß ſie nicht getrennt werden ſollen, nicht gebrochen." Als dem Prieſter dieſes verkündigt wurde, eilte er herbei, ſchalt den Menſchen, und erlangte mit Mühe, daß ſie wieder ausgegraben wurden. Den Mann zwar zog er noch lebend heraus, aber die Weibsperſon erſtickt [39]). Rucculenus kam, von dem Könige Chilperich geſchickt, nach Tours mit großer Prahlerei, ſchlug jenſeit der Loire das Lager auf, ſchickte an den Biſchof Gregor von Tours Boten, daß dieſer Gunthramn Boſo'n, welcher damals wegen des Todes Theodbert's angefochten war, aus der heiligen Kirche herausziehen ſollte. Thäte er (Gregor) es nicht, ſo werde er (Rucculenus) ſowol die Stadt, als alle Vorſtädte derſelben verbrennen laſſen. Gregor ſchickte eine Geſandtſchaft an Rucculenus und ließ ihm ſagen: Dieſes ſei vor Alters nicht geſchehen, was dieſer hier foderte; aber es könne auch jetzt nicht geſtattet werden, daß die heilige Basilica verletzt würde. Würde dieſes geſchehen, ſo würde dieſes weder für den Rucculen, noch für den König, welche dieſe Befehle gegeben, glücklich ſein; Rucculenus ſollte vielmehr die Heiligkeit des Vorſtehers fürchten, deſſen Tugend (Kraft) am geſtrigen Tage gichtiſche Lähmung geſchickt habe [40]). Nichts von dieſem fürchtete Rucculenus. Da er in einem Hauſe jenſeit der Loire ſeinen Sitz genommen, ließ er dieſes Haus, das mit Nägeln angeſchlagen war, zerhauen. Die Nägel auch ſelbſt trugen die Cenomanniſchen, welche damals mit ihm angekommen waren, in damit angefüllten Säcken, zerſtörten die Getreidevorräthe und verwüſteten Alles. Während aber Rucculenus dieſes thut, wird er, wie Gregor von Tours ſagt, von Gotte geſchlagen, wird durch die königliche Krankheit (Epilepſie) ſafranfarbig [41]), und ſchickt wieder ſcharfe Befehle: „Wenn Ihr heute nicht den Herzog Gunthramn aus der Kirche herauswerſt, werde ich alles Grünende, was um die Stadt iſt, ſo zertreten

35) *Gregorius Turonensis*, Hist. Lib. IV. Cap. 20. p. 78. 36) Tunc sancta basilica a peccatis populi ac ludibriis, quae in ea fiebant, per Wiliacharium conjugemque ejus succensa est. *Gregorius Turonensis*, Hist. Lib. IV. Cap. 20. p. 78. 37) Der genannte Geſchichtſchreiber (Lib. V. Cap. 3. p. 93) gibt nämlich vorher an, wie Rauching über die Qual ſeiner Diener, welche die Wachsfackeln, ſeinem Befehle zufolge, an ihren entblößten Schienbeinen auslöſchen mußten, ſich gefreut habe, und gibt dann zu weiterem Belege zu Rauching's Grauſamkeit obige Erzählung. 38) excusatos, d. h. von der Schuld losgezählt, d. h. Rauching ſagte, er wolle ſie wegen ihrer Schuld nicht beſtrafen.

39) Lib. V. Cap. 3. p. 93. 94. 40) cujus virtus hesterna die paralyticam direxisset. 41) morboque regio croceus effectus.

Digitized by Google

laſſen, daß der Ort des Ackerpfluges würdig wird." Indeſſen kam der heilige Tag Epiphaniae, und Rucculenus fing an, mehr und mehr gepeinigt zu werden. Da ſetzte er nach dem von den Seinigen erhaltenen Rathe über den Fluß und begab ſich zu der Stadt. Während die Pſalmen Singenden aus der Stadt herausgegangen zur heiligen Kirche eilten, ritt er unter dem Vorausgange von Fahnen hinter dem Kreuze her; aber als er in die heilige Kirche hineinging, legte ſich alsbald die Wuth des Drohenden. Er ging aus der Kirche zurück und konnte dieſen Tag keine Speiſe nehmen. Sehr geſchwächt begab er ſich hinweg nach Poitiers, wo er am letzten Tage des Februars ſtarb [42]). Als Gunthramn Boſo, welcher ſich in die Kirche des heiligen Martin zu Tours geſetzt, hörte, daß Merowig von ſeinem Vater, dem Könige Chilperich, welcher ihm hatte die Tonſur geben und ihn zum Presbyter ordiniren laſſen, in das cenomanniſche Kloſter Aninſula geſchickt worden ſei, damit er hier in der prieſterlichen Regel unterrichtet werde, ſchickte er den Subdiakonus Riculf zu ihm, um ihm heimlich den Rath zu geben, in die Kirche des heiligen Martin ſich zu begeben. Merowig bedeckte ſein Haupt und that weltliche Kleidung an, ging nach der Kirche des heiligen Martin, fand, da der Biſchof Gregor von Tours eben die Meſſe hielt, die Thüren der Kirche offen, und ging in dieſelbe. Nach der Meſſe aber bat er den Biſchof Gregor, daß dieſer ihm die Eulogien (das heilige Abendmahl) geben ſollte. Als Gregor ihm dieſes verweigerte, ſchrie er, daß er ihn nicht recht ohne Zuſtimmung der Brüder (der Mitbiſchöfe) von der Communion ausſchließe. Als er dieſes ſprach, erhielt er, mit Einwilligung des Bruders, welcher gegenwärtig war, nämlich des Biſchofs Ragnemod von Paris, von dem Biſchof von Tours die Eulogien. Dieſer fürchtete nämlich, wie er ſagt, wenn er Einen von der Communion ausſchlöſſe, Todtſchläger an Vielen zu werden. Merowig drohte nämlich, Einige von Gregor's Volke umzubringen, wenn er deſſen Communion nicht erlangte; doch viele Verluſte erlitt die Gegend wegen dieſer Sache. In dieſen Tagen ging Nicetius, der Gemahl der Nichte des Biſchofs Gregor, eine eigene Sache habend, mit des Biſchofs Diakonus, welcher dem Könige Chilperich die Flucht Merowig's erzählen ſollte, von Tours zu dem genannten Könige. Fredegunde ſagte: „Es ſind Späher, und ſie ſind angekommen, um zu erforſchen, was der König thue, und es Merowig'en wieder zu verkündigen." Der König ließ ſie ſogleich plündern und in das Exil ſtoßen, aus welchem ſie erſt im ſiebenten Monate freigelaſſen wurden. Chilperich ſchickte Boten an den Biſchof Gregor und ließ ihm ſagen: „Werfet jenen Apoſtaten [43]) aus der Baſilica, ſonſt werde ich die ganze Gegend mit Feuer verheeren." Biſchof Gregor ſchrieb zurück: „Es ſei unmöglich, daß dasjenige, was zu den Zeiten der Ketzer nicht ſtattgefunden, nun in den Zeiten der Chriſten [44]) geſchehe." Nun ſetzte Chilperich ein Heer in Bewegung und ſchickte es dahin. Als Merowig ſeinen Vater mit dieſem Vorhaben beſchäftigt ſah, nahm er den Herzog Gunthramn zu ſich, und gedachte, ſich zu Brunichild'en zu begeben, indem er ſagte: „Es ſei fern, daß wegen meiner Perſon die Baſilica des Herrn Martinus Gewaltthätigkeit erdulde, oder ſein Land durch mich der Knechtſchaft unterworfen werde;" und er ging, während er Vigilien hielt, in die Baſilica hinein und übergab die Sachen, welche er bei ſich hatte, an das Grabmal des heiligen Martinus, indem er bat, daß ihm der Heilige beiſtehen und ſeine Gnade ſchenken möchte, daß er das Reich erlangen könnte. Der Graf Leudaſtes legte aus Liebe zu Fredegunden Merowig'en viele Schlingen. Endlich metzelte er die durch Argliſt umſtrickten Diener Merowig's, welche in dem Dorfe hinausgegangen waren, mit dem Schwerte nieder, und wünſchte, ihn zu tödten, wenn er ihn an einem ſchicklichen Orte treffen könnte. Merowig, welcher ſich des Rathes Gunthramn Boſo's bediente und ſich zu rächen wünſchte, ließ den von der Gegenwart des Königs zurückkehrenden Archiatrus [45]) Marileif ergreifen, des Goldes und Silbers und der übrigen Sachen, die er bei ſich führte, berauben und auf das Heftigſte ſchlagen. Er hätte ihn umbringen laſſen, wenn er nicht den Händen der Schlagenden entronnen und in die Kirche geflohen wäre. Biſchof Gregor erhielt ihm das Leben, verſah ihn mit Kleidern und ſandte ihn nach Poitiers. Während Merowig und Gunthramn Boſo bei der Baſilica des heiligen Martin weilten, ſchickte die Königin Fredegunde heimlich an Letzteren, welchen ſie wegen des Todes Theodobert's beſchützte, und ließ ihm ſagen: „Wenn du Merowig'en [46]) aus der Kirche werfen wirſt gekonnt haben, ſodaß er getödtet wird, wirſt du von mir ein großes Geſchenk erhalten." Gunthramn glaubt, daß Mörder bereit ſind, und ſagt zu Merowig: „Was ſitzen wir hier, wie Träge und Feige, und verbergen uns um die Kirche, wie Schwächlinge? Laſſen wir unſere Roſſe kommen, nehmen Habichte und üben wir mit Hunden die Jagd, und ergötzen wir uns an offenen Schauſpielen." Dieſes ſagte Gunthramn argliſtig, um Merowig'en aus der Baſilica zu ziehen. Gunthramn war, wie Gregor von Tours ſagt, ſonſt gut, aber zu Meineiden ſehr geneigt. Sie gingen aus der Baſilica heraus und bis zu der, der Stadt nächſten, Jocundiacensis Domus vor; aber Merowig ward von Niemandem erkannt. Weil Gunthramn damals wegen des Unterganges Theodobert's angefochten ward, ſchickte König Chilperich ein Schreiben an das Grabmal des heiligen Martinus, in welches gebracht war, daß ihm der ſelige Martinus zurückſchreiben ſollte, ob es erlaubt ſei, Gunthramn aus der Baſilica zu ziehen, oder nicht. Der Diakonus Baudinus, welcher dieſen Brief zeigte, ſchickte mit dieſem Briefe, den er gebracht hatte, reines Papier an den heiligen Grabhügel. Als er drei Tage gewartet hatte und Nichts zurückgeſchrieben erhielt, kehrte er zu Chilperich zurück. Dieſer ſchickte nun Andere, daß ſie von Gunthramn einen Eid fodern ſollten, daß er ohne ſein Wiſſen die Baſilica nicht verlaſſen wollte. Gunthramn ſchwor bereitwillig und gab den Vorhang [47]) des Altars

42) Lib. V. Cap. 4. p. 94. 43) Merowig, welcher die Tonſur erhalten, aber wieder weltliche Tracht angelegt hatte. 44) Der Katholiken.

45) Erſten Arzt. 46) Er war Fredegunden's Stiefſohn. 47) pallam altaris.

zum Bürgen, daß er ohne königlichen Befehl nicht von da hinausgehen werde. Merowig hatte eine Weiſſagin befragen laſſen, und die Antwort erhalten, daß König Chilperich in dieſem Jahre ſterben und Merowig nach Einſperrung ſeiner Brüder das ganze Reich erhalten werde. Aber Merowig glaubte der Weiſſagin nicht, und legte drei Bücher, nämlich das Pſalterium, das der Könige und das der Evangelien, auf den Altar des heiligen Martin, wachte die ganze Nacht, und bat, daß der heilige Bekenner ihm auf die Anzeige Gottes die Zukunft enthüllen möchte, ob er das Reich erlangen könnte, oder nicht. Hierauf brachte er drei Tage hinter einander in Faſten, Vigilien und Gebeten zu, ging wieder zu dem heiligen Grabmal, ſchlug die drei genannten Bücher auf und erhielt Antworten [48], welche auf ſeinen nahen Untergang deuteten. Durch dieſe Antworten beſtürzt, weinte er lange am Grabe des heiligen Vorſtehers, nahm den Herzog Gunthramn mit 500 oder mehr Mann zu ſich und begab ſich hinweg. Als er aus der heiligen Baſilica fortgegangen war und durch das auxerrer Gebiet reiſte, wurde er von Erpo, dem Herzoge des Königs Gunthramn, ergriffen. Während er von ihm in Haft gehalten wurde, entwiſchte er, Gregor von Tours weiß nicht, durch welchen Zufall, und ging in die Kirche des heiligen Germanus hinein. Das Heer des Königs Chilperich aber ging bis Tours, plünderte, verbrannte und verwüſtete jene Gegend, und ſchonte die Sachen des heiligen Martinus nicht, ſondern raubte ohne Rückſicht auf Gott, oder Furcht vor demſelben Alles, was es mit der Hand erreichte. Merowig ſaß faſt zwei Monate vor der Kirche des heiligen Germanus, machte ſich dann auf die Flucht und gelangte zur Königin Brunichild. Den Biſchof Prätextatus ließ König Chilperich zu ſich kommen, weil er hörte, daß er (Prätextatus), um ihm (dem Könige) zu ſchaden, Geſchenke unter das Volk vertheilte, und ließ ihn in Haft halten, bis er auf einem Concil verhört würde. Dieſes ward im J. 577 von 45 Biſchöſen in der Kirche des heiligen Petrus des Apoſtels gehalten. Der König fragte den Prätextatus, warum er Merowig'en mit der Ehefrau ſeines Vatersbruders verbunden, den Sohn zum Feinde des Vaters gemacht, und mit ihm verhandele, ihn (den König) umzubringen, und das Volk durch Geld verführt. Als Chilperich dieſes ſagte, knirſchte die Menge der Franken, wollte die Thüren der Kirche aufbrechen, den Prätextatus herausziehen und ſteinigen; aber der König verbot dieſes. Prätextatus ward einer genauen Unterſuchung unterworfen, für ſchuldig befunden, aus den Augen der verſammelten Väter hinweg und ins Exil geſchickt. Nachher ertönte das Gerücht, daß Merowig vorhabe, ſich wieder in die Kirche des heiligen Martin (zu Tours) zu begeben; Chilperich aber befahl, die Kirche zu bewachen und alle Zugänge zu verſchließen; die Wächter aber ließen eine Thür frei, daß durch dieſelbe wenige Kleriker zur Verrichtung des Amtes hineingingen, und hielten die übrigen Thüren verſchloſſen. Dieſes geſchah nicht ohne großen Überdruß des Volkes. Während deſſen fand Merowig anderwärts ſeinen Untergang. Gunthramn Boſo kam mit wenigen Bewaffneten nach Tours und nahm ſeine Tochter, welche er in der heiligen Baſilica zurückgelaſſen hatte, mit Gewalt hinweg, und führte ſie nach der Stadt Poitiers, weil dieſe dem Könige Childebert gehörte [49]. Die verwitwete Königin Fredegunde kam nach Paris, und floh mit den Schätzen, welche ſie innerhalb der Vermachung der Mauern eingeſchloſſen hatte, zu der Kirche, und ward von dem Biſchofe begünſtigt [50]. Die übrigen Schätze aber, welche in dem Hofe Cala zurückgeblieben, brachten die Schatzmeiſter zu dem Könige Childebert nach Metz. Fredegunde rief durch Geſandte den König Gunthramn nach Paris. Childebert foderte durch Geſandte ihre Auslieferung. König Gunthramn verweigerte dieſelbe und zog Fredegunden oft zur Tafel. Noch bei Lebzeiten des Königs Chilperich war deſſen und Fredegunden's Tochter, Rigundis, um an den Gothenkönig in Spanien, dem ſie verlobt war, verheirathet zu werden, mit vielen Schätzen dahin abgeſandt worden, und war bereits bis Toulouſe gekommen, als Herzog Deſiderius von dem Tode des Königs Chilperich hörte, in die Stadt ging und die Schätze aus der Gewalt der Königin Rigundis hinwegnahm. Während ihre Mutter, die Königin Fredegunde, ihren Sitz in der pariſer Kirche hatte, kam von der Stadt Toulouſe der Exdomeſticus Leonard in Paris an, ging zu Fredegunden hinein, begann die Urſachen der Schmach und Beleidigungen ihrer Tochter zu erzählen, indem er ſagte: „Ich bin nach deinem Befehle mit der Königin Rigundis dahin gegangen und habe geſehen, wie ſie erniedrigt und ihrer Schätze und aller Sachen beraubt worden iſt; ich aber bin durch Flucht entwiſcht, und komme, meiner Herrin zu verkündigen, was geſchehen iſt." Als Fredegunde dieſes hörte, ward ſie von Wuth bewegt, und ließ ihn in der Kirche ſelbſt berauben, von den Kleidern und dem Degengürtel, den er als Geſchenk des Königs Chilperich hatte, entblößen, und befahl ihm, aus ihrer Gegenwart hinwegzugehen [51]. Eberulf, von Fredegunden bei dem Könige Gunthramn angeklagt, floh in die Kirche des heiligen Martin zu Tours, ward daſelbſt bewacht und endlich ermordet [52]. Daß kirchliche Freiſtätten mit Blut befleckt wurden, hierfür gibt es auch noch andere Beiſpiele. Wir beſchränken uns auf folgende. Die Franken haßten den Parthenius ſehr, weil er ihnen zur Zeit des Königs Theodebert Abgaben [53] aufgebürdet, und begannen nach des Königs Tode, ihn zu verfolgen. Als er ſich in Gefahr geſetzt ſah, ergriff er die Flucht, und bat zwei Biſchöfe, daß ſie ihn nach der Stadt Trier geleiteten und den Aufruhr des wüthenden Volkes durch ihre Predigt unterdrückten. Sie gin-

48) ſ. das Nähere bei *Gregor von Tours* Lib. V. Cap. 15. p. 100 und den Art. Merowig, Chilperich's Sohn.

49) Hist. Lib. V. Cap. 25. p. 107. 50) Hist. Lib. VII. Cap. 4. p. 150. 51) Hist. Lib. VII. Cap. 15. p. 154. 52) Das Nähere über dieſe Vorgänge in der Martinskirche zu Tours ſ. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 30. Th. S. 273—276, wodurch veranſchaulicht wird, was die Kirchen dadurch, daß ſie Freiſtätten waren, von böſen Flüchtlingen zu leiden hatten. 53) quod eis tributa antedicti Regis tempore inflixisset, d. h. dem Könige den Rath gegeben, die Franken zu beſteuern, und auf deſſen Befehl die Beſteuerung geleitet hatte.

gen zu der genannten Stadt, konnten aber den Aufruhr des lärmenden Volkes nicht ertragen, und wollten ihn in der Kirche verbergen, indem ſie ihn nämlich in eine Kiſte legten und Gewande, welche zum Gebrauche der Kieche waren, darüber deckten. Das Volk aber ging hinein und durchſuchte alle Winkel der Kirche. Da es Nichts fand, ging es, mit den Zähnen knirſchend, hinaus. Da ſagte Einer, von Verdacht geleitet: „Seht! in der Kiſte, in welcher nicht geſucht iſt, iſt unſer Widerſacher!“ Die Wächter aber entgegneten, nichts als Ornamente der Kirche ſei in ihr enthalten. Jene fodern den Schlüſſel und ſagten: „Wenn ihr nicht ſchnell aufſchließt, werden wir die Kiſte zerbrechen.“ Als endlich dieſelbe aufgeſchloſſen war, zogen ſie die leinenen Tücher hinweg, ſanden ihn, zogen ihn heraus und ſagten jubelnd: „Gott hat uns unſeren Feind in unſere Hände gegeben.“ Dann ſchlugen ſie ihn mit Fäuſten, ſpieen ihn an, banden ihm die Hände auf den Rücken und ſteinigten ihn an der Säule zu Tode. Gregor [54]) leitet dieſes, daß die Kirche dem Flüchtlinge keinen Schutz gewährte, durch die Erzählung ein: Als die Biſchöfe mit Parthenius nach Trier gingen und er des Nachts auf ſeinem Lager lag, rief er plötzlich im Schlafe laut: „Oh! Oh! kommt zu Hilfe, die ihr da ſeid, und leiſtet Beiſtand dem Umkommenden.“ Von dem Geſchrei aufgeweckt, fragen die, welche zugegen waren, was dieſes wäre? Er antwortet: „Mein Freund Auſonius und ſeine Frau, welche ich einſt beide umgebracht, holen mich zum Gerichte, indem ſie ſagen: Komm zum Antworten, weil du mit uns vor Gott proceſſiren wirſt.“ Als Urſio und Berthefred, welche ſich mit Rauching verbunden hatten, um den König Guntheamn des Thrones und den König Childebert des Lebens zu berauben, hörten, daß Rauching umgebracht worden, ſchloſſen ſie ſich mit ihrer Habe, ihren Frauen und ihrem Geſinde in die Kirche des heiligen Martinus ein, welche auf einem Berge gebaut war, der in der Nähe des Hofes des Urſio im ubrienſer Gaue ſich erhob. Man ſagte, es ſei vor Alters eine Burg hier geweſen. Jetzt war der Ort nicht durch Sorgfalt, ſondern nur durch die Natue feſt. König Childebert ſchickte ein Heer unter der Anführung Godegiſil's, des Tochtermannes des Herzogs Lupus, dahin. Dieſes umringte die Kirche mit den Waffen. Da es Urſio'n und Berthefred'en nicht herauszuziehen vermochte, verſuchten ſie, Feuer anzuwenden. Als Urſio dieſes ſah, ging er, mit dem Schwerte umgürtet, heraus, und richtete, bevor er endlich ſelbſt fiel, unter den Belagerern eine furchtbare Niederlage an. Godegiſil rief: „Es werde nun Friede, da der größte Feind unſerer Herren gefallen iſt; dieſer Berthefred aber habe das Leben.“ Während alles Volk begierig war, die Sachen, welche in die Kirche zuſammengebracht waren, zu rauben, ritt Berthefred nach der Stadt Verdun, und glaubte, er könne ſich daſelbſt in dem Oratorio, welches in einem Kirchenhauſe war, ſichern, zumal da der Biſchof Agerich von Verdun in demſelben Hauſe ſeinen Sitz hatte. Aber als dem Könige Childebert verkündigt ward, daß Berthefred entronnen, ſagte er, von Schmerz erſchüttert: „Wenn dieſer dem Tode entgangen, ſoll Godegiſil meinen Händen nicht entgehen.“ Der König wußte jedoch noch nicht, daß Berthefred in das Haus der Kirche gegangen, ſondern glaubte, daß er in eine andere Gegend geflohen. Godegiſil, in Furcht geſetzt, zog mit dem Heere nach Verdun und umringte das Haus der Kirche. Da aber der Biſchof ihn nicht herausgeben konnte [55]), ſondern ihn zu vertheidigen unternahm, ſtiegen ſie auf das Dach und zerſchmetterten ihn mit den Ziegeln und dem Mauerwerk, mit welchem das Oratorium gedeckt war, und er ſtarb daſelbſt mit drei Dienern. Der Biſchof empfand darüber großen Schmerz, daß er ihn nicht nur nicht hatte beſchirmen können, ſondern auch, weil er den Ort, in welchem er zu beten pflegte und in welchem viele Heiligenpfänder (Reliquien) zuſammengebracht ſich befanden, mit Menſchenblute befleckt ſah. Childebert ſandte ihm, um ihn von ſeiner Trauer zurückzubringen, Geſchenke; aber er wollte nicht getröſtet ſein. Viele aber fürchteten in dieſen Tagen den König und gingen in andere Länder [56]). Als Chramnus in Auvergne ſeinen Sitz hatte, geſchahen von ihm viele Dinge wider die Vernunft. Unter andern that er dem Geafen der Stadt, Firminus, ſchweres Unrecht, und ſetzte den Saluſtius, den Sohn des Euodius, an deſſen Stelle. Firminus begab ſich mit ſeiner Schwiegermutter Cäſaria in die Kieche. Es waren die Tage der großen Faſtenzeit, und der Biſchof Cautinus hatte ſich vorgenommen, in die brivatenſer Diöces, Pſalmen ſingend, zu gehen, nach dee Einrichtung des heiligen Gallus. Der Biſchof ging aus der Stadt mit großem Weinen, indem er fürchtete, auf der Reiſe Widerwärtiges zu dulden; denn auch König Chramnus ſelbſt ſuchte Drohungen auszuführen. Während der Biſchof die Reiſe that, ſandte der König die Erſten an ſeiner Seite, Imnachar und Scaptar, mit dem Befehle ab, daß ſie den Firminus und deſſen Schwiegermutter Cäſaria aus der Kirche ziehen ſollten. Während der Biſchof mit den Pſalmen Singenden hinabſtieg, gingen die von Chramnus Abgeſandten in die Kirche und verſuchten den Firminus und die Cäſaria durch verſchiedene liſtige Geſpeäche zu beruhigen. Nachdem ſie ſehr lange unter mannichfachen Unterredungen durch die Kirche ſpaziert waren, nähern ſie ſich der Hauptthür [57]) des heiligen Gebäudes, welche damals aufgeſchloſſen war. Da ergreift Imnachar den Firminus und Scaptar die Cäſaria bei den Armen und werfen ſie aus der Kirche hinaus. Draußen ſind Diener hingeſtellt, welche ſie empfangen. Sie ſchicken ſie ſogleich ins Exil; aber während die Wächter von tiefem Schlafe bewältigt liegen, fühlen Firminus und Cäſaria ſich frei, fliehen zu der Kirche des heiligen Julianus, und befreien ſich ſo vom Exil; ihre Sachen aber werden zum Fiscus geſchlagen. Der Biſchof Cautinus aber, welcher argwöhnte, daß auch ihm werde Unrecht angethan werden, hatte auf der erwähnten Reiſe ein geſatteltes Pferd. Er ſah Menſchen hinter ſich herreiten, und rief: „Weh mir,

54) Lib. III. Cap. 3. p. 67.

55) Sed cum eum Pontifex reddere nequiret, nämlich weil es ein Flüchtling in einer Freiſtätte war. 56) Lib. IX. Cap. 12. p. 106. 107. 57) ad regias aedis sacrae, quae tunc reseratae fuerunt, adpropinquant.

Digitized by Google

denn es ſind diejenigen, welche Chramnus geſchickt hat, um mich zu ergreifen." Er beſtieg das Pferd, ließ die Pſalmen Singenden zurück, ſpornte das Roß mit beiden Ferſen, ſprengte allein fort, gelangte in die Säulenhalle der Kirche des heiligen Julianus und war bald todt [58]). Als König Chilperich die Zwiſtigkeiten zwiſchen ſeinem Bruder, dem Könige Gunthramn, und ſeinem Neffen, dem Könige Childebert, hervorſproſſen ſah, befahl er dem Herzoge Deſiderius, daß er ſeinem Bruder ein Leid zufügen ſollte. Deſiderius zog mit einem Heere aus, ſchlug den Herzog Ragnowald in die Flucht, drang in Petrogoricum ein, ließ es ſchwören und ging nach Aginnum. Als die Gemahlin des Herzogs Ragnowald hörte, daß ihr Mann in die Flucht geſchlagen worden war und dieſe Städte unter die Gewalt des Königs Chilperich gebracht wurden, begab ſie ſich in die Kirche des heiligen Capraſius; aber ſie ward von da herausgezogen [59]) und ihres Vermögens und des Beiſtandes der Dienerſchaft beraubt, und, nachdem ſie Bürgen geſtellt, nach Toulouſe geſchickt; hier ging ſie wiederum in die Kirche des heiligen Saturninus und hatte ihren Sitz darin [60]). Als König Gunthramn bei dem Feſte des heiligen Marcellus, welches in der cabillonenſiſchen Stadt [61]) im ſiebenten Monate gefeiert ward, zugegen war, und an den Altar gegangen war, um zu communiciren, kam Einer und that, als wenn er ihm etwas unter den Fuß geben wollte. Während er gegen den König eilt, fällt ihm ein Dolch aus der Hand. Er wird plötzlich ergriffen, und ſie finden einen andern aus der Scheide gezogenen Dolch in ſeiner Hand. Er wird ohne Verzug aus der heiligen Kirche hinausgeführt, gefeſſelt und gefoltert, und bekennt, daß er ausgeſandt ſei, um den König zu tödten, indem er ſagt: „So hat nämlich dasjenige, was mich geſandt hat, durch Unterhandlung abgeſchloſſen. Weil der König weiß, daß er den Haß Vieler auf ſich geladen hat, und argwöhnt, daß er durchbohrt werde, läßt er ſich ganz und gar von den Seinigen umgeben, und es wird kein Zugang gefunden, wie man ihn mit den Schwertern bekommen könne, wenn er nicht in der Kirche, in welcher er ſicher und furchtlos ſteht, durchſtochen wird." Auch ließ der König Viele, von welchen der Ergriffene ſprach, tödten. Dieſen aber ließ er ſchlagen und entließ ihn lebend, weil er es für gottlos hielt, wenn derjenige, der aus der Kirche herausgeführt worden war, umgebracht würde [62]). Septimia, die Erzieherin der kleinen Kinder des Königs Childebert, und Droitulf, der mit ihr in unerlaubtem Umgang lebte, wurden zwiſchen Pfählen ausgeſpannt und heftig geſchlagen, und bekannten den Anſchlag, daß ſie haben dem König Childebert rathen wollen, ſeine Gemahlin Facleuba zu verſtoßen und eine andere zur Frau zu nehmen, und daß ſie, wollte der König ſich hierzu nicht bereden laſſen, ihn durch Zauberei tödten, ſeine Söhne in das Reich heben, deren Mutter Facleuba und Großmutter Brunichild ausſchließen und ſie ſelbſt regieren wollten; bei dieſem Plane haben ſie den Comes Stabuli Sunnegiſil und den Referendarius Gallomagnus oder Gallomagnus zu Genoſſen. Ohne Verzug wurden auch Sunnegiſil und Gallomagnus inquirirt. Da das Gewiſſen ſie ſchreckte, nahmen ſie Zufluchtsort innerhalb der Kirchenvermachung [63]). Zu ihnen ging der König ſelbſt, und ſagte: „Geht in das Gericht heraus, daß wir wegen deſſen, was euch vorgeworfen wird, erkennen, ob es wahr oder falſch iſt; denn ich meine, daß ihr in dieſe Kirche nicht durch Flucht entſchlüpft wäret, wenn euch das Gewiſſen nicht geſchreckt hätte. Ihr ſollt jedoch das Verſprechen haben, daß ihr am Leben gelaſſen werden ſollt, auch wenn ihr ſchuldig befunden werdet; denn wir ſind Chriſten. Es iſt nämlich gottlos, ſelbſt Verbrecher, welche aus der Kirche gezogen worden, zu beſtrafen" [64]). Alsdann wurden ſie hinausgeführt und kamen mit dem Könige vor Gericht. Als ſie discutirt wurden, ſchrieen ſie dagegen: „Septimania mit Droitulf hat uns den Anſchlag eröffnet; aber wir haben ihn verflucht und gemieden, und zu dieſem Verbrechen niemals unſere Einwilligung geben wollen." Der König entgegnet: „Wenn ihr keine Nachſicht gewährt, hättet ihr es jedenfalls hinterbracht. Iſt es alſo nicht wahr, daß ihr in dieſer Sache eure Einwilligung gegeben, da ihr gewollt, daß es unſerm Wiſſen verhehlt werde." Sogleich wurden ſie hinausgeworfen und gingen wieder in die Kirche. Ihrer Sachen, welche ſie von dem Fiscus verdient hatten (d. h. deſſen, was ſie zu Lehen erhalten hatten), wurden ſie beraubt und in das Exil geſtoßen; aber es kamen Biſchöfe als Geſandte vom Könige Gunthramn und baten für ſie. Da wurden ſie aus dem Exil zurückgerufen. Ihnen wurde nichts anderes gelaſſen, als was ſie zu Eigen hatten [65]). Die Decretio Chlotarii II. Regis, gegeben um das J. 605, ſchreibt vor [66]): Keiner erkühne ſich, einen Räuber, oder irgend einen Schuldigen, wie unter den ſehr hohen Biſchöfen übereingekommen iſt, aus dem Vorhofe der Kirche [67]) zu ziehen. Wenn

58) Lib. IV. Cap. 13. p. 74. 75. 59) Dieſes war eine ſchwere Unthat, denn die Kirchen waren Freiſtätten der Frauensperſonen bei Eroberungen. So z. B., als König Alfonſo von Aragonien im J. 1423 Marſeille einnahm und der Plünderung preis gab, befahl er den Soldaten bei ſchwerer Strafe, alles Geweihte und die Ehre des weiblichen Geſchlechts zu ſchonen, und ließ Wachen an die Kirchthüren ſtellen, den Begierden der Krieger Einhalt zu thun. Dieſe plünderten die Stadt, zündeten einen Theil derſelben an und bereicherten ſich mit ungemeiner Beute. Die vornehmen Frauenzimmer ſowol, als alle andern Weibsperſonen, rühmten des Königs Großmuth, und boten ihm ein vortreffliches Geſchenk an Kleinodien an, welche ſie mit ſich in die Kirchen genommen hatten. Der König jedoch ſchlug dieſes ihm gemachte Anerbieten aus einer Hoheit ſeiner Seele, welche die Zuneigung zu ihm vollkommen machte, aus, und ließ ihnen für ihre Geſinnung Dank ſagen und ſie tröſten, daß ſie in Kurzem ihre Männer, Anverwandte und Freunde wiederſehen ſollten (Joh. von Ferreras a. a. O. 6. Bd. S. 346). Als die Aragonier ſich den 2. Juni 1442 der Stadt Neapel bemächtigten, wurden, obgleich die Stadt der Plünderung, welche jedoch der König Alfonſo, ſobald er die Stadt betreten, bei Todesſtrafe einſtellen ließ, preisgegeben, doch die Kirchen und Weibsperſonen verſchont (Derſelbe a. a. O. S. 545. 546). 60) *Gregorius Turonensis* Lib. VI. Cap. 12. p. 230. 61) Chalons an der Saone.

62) *Gregorius Turonensis*, Hist. Lib. IX. Cap. 3. p. 191. 192. 63) latebram intra ecclesiarum septa petiere. 64) punire. 65) Lib. IX. Cap. 38. p. 210. 211. 66) Cap. 13—15 ap. *Georgisch*, Corp. Juris Germanici col. 480. 67) de atrio ecclesiae.

Kirchen ſind, welche keine verſchloſſenen Vorhöfe [68]) haben, werde auf jeder der beiden Seiten der Wände der Landesraum eines Arepennis [69]) (eines halben Juchart) als Vorhof [70]) beobachtet. Nullus confugiens foris ante dicta loca pro operarum cupiditate se dicat exire. Wenn ſie es gethan und gefangen worden, ſollen ſie zu der ihrer würdigen Strafe [71]) verurtheilt werden. Wenn der Sklave irgend eines ſeinen Herrn verlaſſend zu Kirchen geflohen und daſelbſt der urſprüngliche Herr (primitus dominus) angekommen iſt, contentio excusatur; reddatur furtum, ut se de pretio redimat. Die Lex Alamannorum beſtimmt [72]): Wenn ein Menſch einen Flüchtling, entweder einen Freien oder Sklaven, verfolgt, und dieſer innerhalb der Thüren der Kirche geflohen iſt, ſo habe keiner Gewalt, ihn aus der Kirche durch Gewalt zu ziehen, noch ihn innerhalb der Thüren der Kirche zu erſchlagen; ſondern aus Furcht vor Gott erweiſe er der Kirche die Ehre, und interpellire den Prieſter der Kirche um den Sklaven. Er bitte, daß er ihm denſelben zurückgebe, und gebe ein geſetzliches Pfand, daß er jene Schuld jenem Sklaven verziehen habe. Alsdann gebe jener Presbyter in Frieden den Sklaven ſeinem Herrn zurück. Wenn aber der Presbyter unterlaſſen, jenen Sklaven zurückzugeben, oder ihn durch Widerſpruch verweigert [73]), halte er ihn bei ſich, und trage Sorge, daß der Flüchtling von da nicht entrinne, übergebe ihn jedoch ſeinem Herrn nicht, ihn zu verderben. Wenn er aber entrinnt, ſo ſuche ihn jener Presbyter ohne Verzug auf und erſtatte ihn dem Herrn zurück. Und wenn er ihn nicht finden kann, ſo vergelte er ihn durch einen ſeines Gleichen, oder zahle den Preis für ihn [74]), wie die Compoſition des Sklaven ſein würde. Wenn aber der Herr ihn mit Gewalt herauszieht und der Kirche Beleidigung zufügt, componire er an die Kirche 18 Schillinge, und zahle das Fredum, 60 Schillinge, in den Fiscus, weil er wider das Geſetz gethan und den Kirchen die Ehre nicht erwieſen hat, und keine Ehrfurcht vor Gotte gehabt hat, und damit die andern erkennen, was Furcht Gottes bei den Chriſten ſei, und die Ehre den Kirchen erweiſen. Der Titulus IV [75]) beſtimmt: Wenn ein Freier einen Freien innerhalb der Thüren der Kirche erſchlägt, der ſoll erkennen, daß er unrecht wider Gott gethan und die Kirche Gottes befleckt habe: er componire an die Kirche, die er verunreiniget hat, 60 Schillinge; an den Fiscus aber zahle er desgleichen andere 60 Schillinge für das Fredum, den Blutsverwandten aber zahle er das geſetzliche Widrigild (Werigild) [76]). Die Lex Baiwariorum [77]): Wenn ein Schuldiger ſeine Zuflucht zu der Kirche genommen, ſoll keiner wagen, ihn, nachdem er in die Thür der Kirche hineingegangen iſt, mit Gewalt herauszuziehen, bis er den Presbyter der Kirche, oder den Biſchof interpellirt. Wenn [78]) ſolche Schuld iſt, daß er der Diſciplin (Züchtigung) würdig iſt, thue er dieſes mit dem Rathe des Prieſters, weil er ſeine Zuflucht zu der Kirche genommen. Keine Schuld ſei ſo ſchwer, daß nicht das Leben bewilliget werde wegen der Furcht vor Gott und der Ehrfurcht vor den Heiligen, weil der Herr ſagt: „Wer vergibt, ihm wird wieder vergeben werden. Wer nicht vergibt, ihm wird auch nicht vergeben werden." Wenn aber ein hartnäckiger und ſtolzer Menſch Furcht vor Gotte und Ehrfurcht vor den heiligen Kirchen nicht gehabt, und ſeinen fliehenden Sklaven, oder den, welchen er verfolgt hat, aus der Kirche mit Gewalt herausgezogen, und Gotte die Ehre nicht gegeben hat, componire er, indem der Richter ihn zwingt, an die Kirche 40 Schillinge, und für das Fredum an den Fiscus 40 Schillinge, damit Gotte die Ehre und Ehrfurcht vor den Heiligen und die Kirche Gottes immer unbeſiegt ſei. Daß die Kirchen Freiſtätten waren, wurde zu den Immunitäten oder Freiheiten derſelben gerechnet, und die Bewahrung aller Freiheiten der Kirche eingeſchärft [79]). Die in gegenwärtigem Artikel behandelte Freiheit erſtreckte ſich auf alle Kirchen. Capitularium Lib. VI. Cap. 14 [80]) beſtimmt: Wenn einer Gewalt von den Verfolgern erduldet hat, werde er aufgenommen, und finde er Ruhe, zu welcher Kirche er auch gekommen. Dieſelbe Geſetzſammlung Lib. V. Cap. 82 [81]) hat aus den Statuten der mainzer Kirchenverſammlung vom Jahre 813: Einen zur Kirche Fliehenden wage niemand herauszuziehen, noch von da zur Strafe oder zum Tode zu geben, damit die Ehre Gottes und ſeiner Heiligen bewahrt werde, ſondern die Rectoren der Kirche ſollen ſich befleißigen, ihnen Frieden und das Leben und die Glieder zu behaupten. Jedoch ſollen ſie geſetzlich componiren, was ſie unbillig gethan haben. Das Capitulare secundum anni DCCCIII Cap. 3 [82]): Wenn einer zu einer Kirche ſeine Zuflucht genommen, habe er innerhalb der Vorhöfe [83]) der Kirche

68) atria clausa. 69) Soviel als semijugerum, franzöſiſch arpent. 70) pro atrio. 71) ad dignum sibi supplicium. 72) Titulus III. De liberis vel servis, qui ad Ecclesiam confugiunt col. 197. 73) aut contradixerit servum. 74) similem ipsius, aut pretium pro eo solvat, nach der Recenſion bei *Georgisch* col. 179; nach der bei Schilter, Elſaſſiſche und ſtrasburgiſche Chronik von Jac. von Königshoven 12. Anmerk. S. 624: alium servum in capitalem restituat, aut pretium sicut compositio fuerit. Wie dieſe Compoſition zu verſtehen ſei, erhellt aus dem, was unmittelbar darauf geſagt wird: Si vero dominus servi eum in pace recipere voluerit, et presbyter e contra contendit, et servus tunc fugit, quod presbyter eum non potest reddere, aut alium servum talem in caput restituat cum XII solidis, aut pretium restituat, sicut servus componi debuerat, si occisus fuisset cum supra dictis XII solidis. 75) De liberis, qui infra januas Ecclesiae interfecti fuerint.

76) Wergeld, „Werigildum," wie die andere Lesart iſt. 77) Tit. I. Cap. VII. De his, qui rei sunt, et confugium fecerint ad Ecclesiam col. 258. 259. 78) vorausgeht: Si presbyter *responsum dare* (nach anderer Lesart *repraesentare*) ausus *non* (fehlt nach anderer Lesart) fuerit, et si talis culpa est etc. 79) Die Capitula Synodi Vernensis edita a Pippino Rege et ab Episcopis anno DCCLV haben vor Cap. XIX die Überſchrift: Ut Ecclesiarum immunitates illibatae serventur, und beſagt: Ut omnes emunitates per universas Ecclesias conservatae sint. Vgl. Capitularium Lib. V. Cap. 15: Ut emunitates pleniter conservatae sint. 80) De eo, qui vim a persecutoribus col. 1520. 81) Ut Ecclesiae pacem habeant col. 1444. Desgleichen Capitularium Lib. III. Cap. 30. col. 1769, nämlich aus den Statutis Concilii Mogunt. ann. 813. c. 39 ap. *Lünig*, Spicil. Eccles. P. I. p. 587. 82) De confugio ad Ecclesiam col. 659. Daraus Capitularium Lib. I. Cap. 134 (col. 1320). Lib. V. Cap. 93. col. 1427. 83) intra ipsius atria Ecclesiae, nach anderer, durch Handſchriften verbreiteterer, Lesart: in atrio ipsius Ecclesiae.

Digitized by Google

Frieden, und er hat nicht nöthig, in die Kirche hineinzugehen; und niemand erkühne ſich, ihn mit Gewalt daraus hinwegzuziehen, ſondern es ſei ihm erlaubt, zu bekennen, was er gethan, und er werde von da durch die Hände guter Menſchen zur Discuſſion ins Publicum geführt (d. h. vor das Ding [die Gerichtsverſammlung] gebracht). Capitularium Lib. V. Cap. 195[84]) ſchreibt vor: daß Räuber von innerhalb einer Freiheit[85]) (Freiſtätte) von dem Richter dieſer Freiheit (Freiſtätte) in dem Grafending präſentirt werden. Und wer dieſes nicht gethan, ſoll das Lehn und die Würde verlieren. Auf gleiche Weiſe ſollen auch unſere Vassi (Vaſallen), wenn ſie dieſes nicht erfüllen, das Lehn und die Würde verlieren. Und diejenigen, welche kein Lehn haben, ſollen den Bann (das Strafgeld) bezahlen. Capitularium Lib. VII. Cap. 174[86]) beſtimmt: daß die Noth der Furcht diejenigen, welche geflohen ſind und die Waffen abgelegt haben, nicht nöthigen ſoll, um die Altäre zu bleiben und die der Verehrung würdigen Orte zu verunreinigen. Wenn ſie die Waffen nicht abgelegt, ſo ſollen ſie wiſſen, daß ſie durch die Kräfte Bewaffneter herausgezogen werden müſſen. Und welcher immer ſie aus den Säulenhallen, und aus den Vorhöfen, und aus den Gärtchen, aus den Bädern oder Dabeiliegenſchaften der Kirchen[87]) herauszuziehen ſich erkühnt, ſoll mit dem Tode beſtraft werden. Die langobardiſchen Geſetze[88]), *Liutprandi* Leges Lib. VI. Cap. 90: Wenn irgend jemands Sklave oder Sklavin, Aldius oder Aldia in der Kirche Gottes Zuflucht genommen, und der Herr oder Patron derſelben entweder durch ſich, oder durch ſeinen Abgeſandten ſie von da gewaltſam herausgezogen, componire ſein Guidrigild[89]) an oben beſchriebene Baſilica[90]). Und wenn ein Sklave oder Aldius ohne Willen ſeines Herrn dieſes Übel gethan[91]), gebe er den Sklaven ſelbſt oder Aldius für ſolches Übel in die Hand des Cuſtos der Baſilica, und der Herr oder Patron rechtfertige, daß durch ſeinen Willen dieſes nicht geſchehen, und componire das Guidrigild nicht. In der Lex Frisionum. Additio Sapientium[92]) ſpricht Wlemar aus: Homo faidosus pacem habeat in Ecclesia, in domo sua, ad Ecclesiam eundo, de Ecclesia redeundo; wer dieſen Frieden bricht und den Menſchen erſchlägt, componire neun Mal 30 Schillinge. Wenn er ihn verwundet, componire er neun Mal zwölf Schillinge auf die Seite des Königs (d. h. an den König, weil er nämlich den Frieden gebrochen hat). Die angelſächſiſchen Geſetze, Ines kyninges asetnysse[93]), beſtimmen: Wenn jemand des Todes ſchuldig iſt und er in eine Kirche flieht, habe er ſein Leben, und büße, wie das Recht ihm weiſet. Wenn er ſeine Haut verwirkt und in die Kirche flieht, ſei ihm die Geißelung erlaſſen. Adhelstanes kyninges geraednes III. Cap. 5 — 9, welche der Anfang eines Bruchſtückes der Beſchlüſſe des thunresfelder Concils ſind, ſagen: Und wir beſchloſſen zu Thunresfeld auf dem Gemote, daß, wenn ein Dieb oder Räuber den König[94]), oder eine Kirche, oder Biſchof ſuchte

84) Qualiter de latronibus faciendum sit col. 1450. 85) Ut latrones de infra emunitatem a judice ipsius emunitatis in Comitia palatio praesententur. 86) De reis ad Ecclesiam (ecclesias) vel altaria earum confugientibus, ut non abstrahantur. 87) Et quicunque eos de *porticibus* et de *atriis* et de *hortulis*, de *balneis vel de adjacentiis Ecclesiarum* abstrahere praesumpserit, capite puniatur. 88) Die auch hierher gehörigen Geſetzbeſtimmung aus derſelben Geſetzſammlung, nämlich *Rotharis* Leges Cap. 277: Si in Ecclesia aut in domo Sacerdotis mancipium cujuscunque confugium fecerit etc., haben wir im Artikel Flieher S. 250 mitgetheilt. 89) Widrigild, ſoviel als Wergeld. 90) Zu componat guidrigild suum in suprascripta Basilica wird im eſtenſer Codex, und zwar im Texte des Geſetzes, wiewol es, wie Muratori (Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. II. p. 81) bemerkt, Gloſſen zu ſein ſcheinen, hinzugefügt: sicut in proprietate alicujus: si Dominus, vel Patronus, tantum Widrigild. Si vero per suum Missum liberum aut alienum servum: Dominus Widrigild, Missus vero XL solidos. Si vero per suum servum, vel aldium: Dominus Widrigild tantum. Si vero de Ecclesia, de Episcopatu, vel Abbatia: Dominus si per se fecit, vel Patronus, DC solidos componat. Si vero per Missum, servum, vel aldium: Dominus vel Patronus DC solidos componat. Si vero per Missum liberum: liber componat DC solidos. 91) Zu Si vero servus aut aldius Domini sine voluntate Domini sui hoc malum fecerit iſt im Cod. Estens.: id est si eos de propria Ecclesia Langobardi per vim traxerit, Dominus det ipsum vel aldium pro ipso malo in manu de Custode Ecclesiae ipsius etc.

92) Tit. I. De pace faidosi col. 433. Die Literae Brokmannorum, ed. *Wiarda* p. 217. enthalten: Jefther en mon *flucht inna tha kerka* and tha fiwnt hine theron gelath, althet hi thenna birened werdeth, thet lidze gerefelle; *wirgathma* hine theron, sa jeldema hine *with fiftehalve jelde;* nel hi thenna nant of junga, sa tha siund fon gungath bi helgena monna and bi redjavena worde, sa reaze hi alsa stor, alsa thi ther tha kerka bifeth. 93) Cap. 5. Be kyriksoknum, von Kirchſuchungen, d. h. Zufluchtnehmen in die Kirche, — dann in den übertragenen Bedeutungen „Kirchenfreiungen," wie es R. Schmidt, Die Geſetze der Angelſachſen. 1. Th. S. 15 gibt. 94) Der König war nämlich der oberſte Richter. Die fränkiſchen Geſetze erwähnen zwar nicht, daß die Wohnung des Königs als Freiſtätte gegolten; doch verſtand ſich dieſes wol von ſelbſt. Da die Könige keine feſten Wohnſitze hatten, ſondern im Lande herumreiſten, ſo galt die Nähe der Perſon des Königs, beſonders die Berührung der Perſon deſſelben, als Schutz und Rettung gewährend. Hierauf beziehe man (Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer S. 886) dieſes, daß im Nibelungenliede (Z. 8057 fg.), nachdem König Günther geſagt: erlouben ich iu wil, furet uze deme huse lützel oder vil, ane mine viende, di suln hie bestan u. ſ. w., von Dietrich von Bern geſagt wird: Do er daz gehorte, under arme er besloz diu edeln chuniginne, der sorge diu was groz, do fuort' er anderthalben (auf der andern Seite) Etzeln mit im dan. Die Bedeutung des unter den Armnehmen wird herausgeſtellt durch die Vergleichung mit folgender Stelle im rienecker Weisthum: „Auch haben ſie getheilet (geurtheilt) und theilen, ob (wenn) der ſelben freien Leut einer oder mehr odre ein Edelmann flüchtig wurde unter eines Herren von Rieneck rechten Arm, derſelbe hat auch Feld und Geleit gleicherweis als in dem Freihof ohn Gefährde." Wie die Perſon eines Fürſten Sicherheit gewährte, geht aus dem Gebrauche hervor, daß Landesverwieſene, wenn ſie ſich bei dem feierlichen Einzuge eines Fürſten an deſſen Pferd oder Wagen hielten, ſicher zurückkehren durften. So z. B. heißt es bei Kantzow (Pomeriana. 2. Th. S. 263. 264) im Betreff des im J. 1497 zu Nürnberg einziehenden Herzogs Bugſlaf von Pommern: „Darum viel Bürger und ander Lewte, ſo aus der Stat verfeſtet oder verweiſet waren und eintreils zehn, zwanzig, dreißig oder mehr Jahr aus der Stat geweſen, ihm und den Seinen an den Stegreif gehangen und mit hinein gelaufen ſein." In Saſtrow's Leben (1. Th. S. 191) wird zum J. 1540 bemerkt: „Als nun ſeine Fürſtliche Gnaden in den Gripswald geritten, ſeind die, ſo der Stadt etliche Jahr unſicher geweſen, bei ſeiner Fürſtlichen Gnaden dem Pferde an den Schwanz oder Zeuge auf dem

Digitized by Google

(d. h. ſeine Zuflucht zu ihm nahm), er eine Friſt von neun Nächten haben ſollte. Und wenn er einen Ealdormann, oder Abt oder Thegen (Than) ſucht (ſeine Zuflucht zu ihm nimmt), habe er dreier Nächte Friſt. Und wenn jemand ihn tödtet binnen dieſer Friſt, da büße er deſſen Mundbyrde [95]), den er eher (früher, vorher) ſuchte, oder er reinige ſich ſelbſt zwölfte (mit noch eilfen), daß er dieſe Suchung [96]) (Zufluchtnehmung) nicht wußte: Und er ſuche eine Suche (Freiſtätte), welche er ſucht (will), ſoll er ſeines Lebens nicht würdig ſein, außer ſo viele Nächte, ſo (als) wir hier oben beſchloſſen. Und derjenige, der ihn über dieſes (länger) behauſet, ſei deſſelben würdig, deſſen der Dieb iſt, außer wenn er ſich reinigen kann, daß er von keinem Unrecht, noch Diebſtahl wußte. Mit der in dem angelſächſiſchen Geſetze angegebenen Friſt von

---

Pferde, mein Vater aber auf Anleitung ſeiner Fürſtlichen Gnaden an den Steigbügel greifende in die Stadt gangen." In den alten Statuten der Stadt Bocholt (bei *Munning*, Monum. Monast. Dec. I. p. 254, und daraus bei *Haltaus*, Glossarium Germanicum. T. II. col. 2143 unter *Zaum*, *Fürsten-Zaum*) findet ſich: „Soe wenn verunglucket weer, dat hie eynen doetslach gedaen hedde bynnen Bocholt, unnd mit den live henqueme, dat hie untlepe, synn guedt dat behelt hie wall, men hie en mach nicht wedder kamen bynnen Bocholt, offt hie wall van den herren dat Landt wedder krege, id en wer sacke, dat wy eynen nyen Heerenn kregen, wan hie dan versoenet mit des doeden maegenn unnd vrunden were, unnd will hie dan betallen einen gewontlicken Brockenn, als uiff marck und doen verloffenisse, wanner men dan den nyen Heeren tho Bocholt huldige doen sal, so mach hie *an des Heeren Toem holden* unnd kaemmen so wedder veelich up dat synne bynnen Bocholt nha guider older gewenten, und Rechte der Stadt Bocholt." Die görlitzer Annalen (die Stelle bei *Haltaus* col. 2017. 2018 unter *Fürstenwagen*) erzählen: „Ann. 1558 den 25. Mai um 14 h. u. ſ. w. kam König Ferdinand über Bautzen nach Görlitz u. ſ. w. Bei der Annehmung hat J. H. (Joh. Haß, der Stadtſyndicus) durch den Voigt Zdislaw den König bitten laſſen, E. Rath mit Einführung der Verweiſten (Verwieſenen) und andern übelgehandelten Leuten, als Mördern u. ſ. w., nicht zu beſchweren. Der König wendet ſich zu ihm, ſaget: Nein! Nein! das iſt unſer Fürſtl. Freiheit, ſie mögen mit uns einziehen: und ſo wir ihre Sache in der Stadt verhören, wollen wir uns darein recht halten u. ſ. w. Mit dem König kam eingelaufen Kien Merten, eines Schneiders Sohn, ein jung Geſell; der König hat J. H. um ſein Verſchulden gefragt, Antwort: Er habe ſeine Ältern geſchlagen. Darum er auf eine Zeit verweiſet (verwieſen) wäre. Der König ſchweigt. Item es kamen etliche Tuchmacher mit, ſo im Aufruhr flüchtig und gefangen geweſen. Derer Supplication der König dem Rathe überantwortet u. ſ. w. Auf des Raths Bericht fällt alle Supplication in Brunn, und werden alle von Stund an nach Abſchied des Königs wieder flüchtig." In dem Protokoll des leipziger Rathes vom J. 1556 findet ſich: „Mont. nach Esto mihi als des Königs Sigismund Augusti Schweſter, Fräulein Sophia, ſo Herzog Heinrichen zu Braunſchweig vermählet, hier eingezogen, iſt Andreas Rabe (Gaſtwirth zum Raben im Brühl) — — — ſo wegen Ehebruchs der Stadt verwieſen, an ihren Wagen hangende, in die Stadt kommen, und hat die Fürſtin vor ihm (für ihn) beim regierenden Bürgermeiſter große Vorbitte (Fürbitte) thun laſſen, daß Königl. Stammes und andre hohe Fürſten, nach wohlhergebrachter Gewohnheit, ſolche Perſonen wieder auszubitten hätten. Weil nun Rabe demüthigſt ſuppliciret, und etliche Bürger intercediret, als hat der Rath ihn auf der (die) Königl. Vorbitte wieder ein, und daß er ſich hinfüro unſtreflich zu halten, an Gelöbniß genommen." Jovius, Schwarzburgiſches Chronicon (bei *Schöttgen* und *Kreysig*, Diplomataria et Scriptores. T. I. p. 681) erzählt in Beziehung auf das Beilager, welches im J. 1560 Graf Günther mit Fräulein Katharina, der Tochter des Grafen Wilhelm des Älteren von Naſſau, zu Arnſtadt hielt: „In (bei) ihrem Einzuge haben ſich 5 Perſonen, ſo ſich an den 10 Geboten Gottes gröblich vergangen, an ihren Wagen gehänget (wie denn hierbevor im Brauch geweſen), dadurch Gnade zu erlangen, und ſind geweſen Kerſten Schultheiß, ein Fuhrmann van Sondershauſen, ſo einen entleibet, Wolff Dittolt, ein Ziegelbecker von Sondershauſen, ſo gleichfalls einen ermordet, auch deßhalben vom Rath zu Sondershauſen eingezogen worden, aber aus dem Gefängniß gebrochen, und 6 Jahr die Herrſchaft meiden müſſen, der dritte iſt geweſen Dietrich Dender, ein Leinenweber von Sondershauſen, ſo ſich mit einem Namens Heinrich Herbſt von Jecha geſchlagen, ſich mit einander überworfen, alſo daß gedachter Herbſt in ein Brod-Meſſer gefallen, und davon geſtorben, darüber iſt der Leinweber entlaufen, und 5 Jahr aus der Herrſchaft geblieben: der vierte Paul Reiſel von Jechaburg, ein Reiſigknecht, ſo in Ehebruch gelebet, und als man ihn einziehen wollen, iſt er entlaufen und (hat) 10 Jahr ſich der Grafſchaft enthalten. Der letzte iſt geweſen Lorenz Schnobe, von Urlich, welcher einen Bauern-Knecht, ſo ihm ſeine Tochter geſchwängert, mit ſeinem Hirten-Stabe geſchlagen, daß er davon geſtorben. Dieſe Perſonen ſind alle auf Vorbitte der gräflichen Braut, damals üblichem Brauch nach, mit der Herrſchaft wiederum verſöhnt worden." Daraus, daß Wohnung oder Nähe eines Fürſten einem Flüchtigen Sicherheit gewährte, erklärt ſich der wichtige Umſtand, daß die Geſandten als Stellvertreter ihrer Fürſten das Recht hatten, denjenigen, welche von der Ortsgerichtsbarkeit eines Verbrechens, vornehmlich aber Schulden halber verfolgt werden, in ihren Paläſten und Quartieren eine Freiſtätte zu geben. Beſonders war dieſes Vorrecht zweckmäßig, wenn der Geſandte es anwandte, um Bürger ſeines Staates zu ſchützen. Höchſt gehäſſig und zweckwidrig aber, wenn er es überhaupt anwandte, um Diebe und andere Übelthäter des Landes, in dem er ſich als Abgeſandter befand, vor dem gerechten Arme der Juſtiz zu ſchützen, und hierdurch die Rechtspflege zu lähmen. Als nirgends beſtrittene Regel dagegen galt, daß die Unverletzlichkeit des Palaſtes eines Geſandten aufhöre, wenn er einem Verbrecher der beleidigten Majeſtät zum Schutze dient, und daß der Landesherr ihn mit Gewalt könne herausnehmen laſſen, ohne dem Völkerrechte Gewalt anzuthun. Zwiſchen England und Spanien erhob ſich im J. 1726 Zwiſt, weil die ſpaniſche Königin Eliſabeth den 25. Mai des genannten Jahres den Herzog von Ripperda, verabſchiedeten Premierminiſter, aus dem Palaſte des großbritanniſchen Geſandten, Stanhope, aufheben ließ. Man fand die Unregelmäßigkeit des Verfahrens des ſpaniſchen Hofes darin, daß Ripperda nicht eher für einen Verbrecher der beleidigten Majeſtät erklärt worden, als nachdem er ſich in die Einſamkeit zurückgezogen gehabt, und daß jene Erklärung durch einen aus ſeinen ärgſten Feinden und aus des Königs Gewiſſensräthen beſtehenden Rath geſchah, und daß ſein ganzes Verbrechen in ſeiner Eingezogenheit ſelbſt beſtanden habe (ſ. von Bielefeld, Lehrbegriff der Staatskunſt. 2. Th. [Breslau und Leipzig 1777.] S. 408 fg. Das Nähere ſ. in La vie du duc de Ripperda — par Mr. *P. M. B.* [à Amst. 1739.] und Historia de Duque di Riperda, Primer Ministro del Espanna en el Reynado de Phelipe V. [Madr. 1801.]).

95) Schirm, Schutzherrſchaft; gebete thaes mundbyrde, büße deſſen Mundbyrde, d. h. zahle er dafür, daß er desjenigen Schirmrecht verletzt hat. 96) tha sokne, die Suche, Zufluchtnehmung, und dann in übertragener Bedeutung Freiſtätte, wie es Schmidt (a. a. O. S. 81) überträgt. Mit dem angelſächſiſchen sokn, und in der Zuſammenſetzung kyriksokn, Kirchenſuchung, d. h. Aufſuchung einer Kirche zur Freiſtätte oder Aſyl, von sêkan; vergl. das nordiſche sokn 1) Aufſuchung zum Angriff, Angriff, Beſtürmung; 2) Anlegung oder Führung eines Proceſſes, actio causae; 3) Territorium, Gemeinde, Gerichtsſprengel, Kirchenſprengel, Kirchſpiel, däniſch sogn, Sprengel, Kirchſpiel, ſchwediſch socken, Kirchſpiel.

Digitized by Google

drei Nächten ſtimmen die augsburger Statuten [97]): Das Kloſter zu St. Ulrich hat das Recht, was ein Mann thut, der da geflohen kommt, als er auf die „Gred“ [98]) kommt, ſo ſoll er Friede haben, und hat das Kloſter Gewalt, ihn zu behalten drei Tage. Den alten, in anderer Beziehung vorkommenden, 40 Nächten des ripuariſchen Geſetzes entſprechen die 40 Tage, welche in der folgenden Stelle eines Weisthums von Stablo [99]) vorkommen: item la *franchise* de Stavelotz est telle, que se ung homme avoit meffaict, reserveirs, ardeurs et mordreurs, que la dite franchise le doit *sustenir* XL jours, et se droit le delivre, delivreis soit et se droit ne le delivre, on le doit mettre hors des portes del franchise et sil peult eschapper, se escappe. Die liechtenſteiger Statuten (von 1400) [1]) geben eine Friſt von ſechs Wochen und drei Tagen auf folgende Weiſe an: welcher burger also verr frefneti, dass er einen andern burger oder gast *liblos* [2]) tete u. machte, derselb burger, in welchs hus er ze Liechtensteig entrinnen ald kommen moechte, solte da vor herren, fründen u. vor menigklichem sicher sin u. ufenhalt haben 6 *wuchen* [3]) *u. dri tag* und nach dem zil u. tagen sond in die burger uf die rinkmur derselben statt, wohin er wil, beleiten, und war er werfen mag, oder mit siner linken hand mit einem *beschlaghammer wirft*, dahinnen send si in ouch sicher von meniglichen beleiten und nit füro. Die nenniger Weisthümer ſagen: Wir weiſen auch den Hof, genannt S. Mattheis Hof, ganz frei, und hätte einer einen Todtſchlag gethan, oder den Leib vermacht (verwirkt), ſoll er ſechs Wochen und drei Tage frei ſein, und wann ſie, die ſechs Wochen und drei Tage, um ſein, ſoll der arme Sünder einen Stein gegen der Pforten des vorg. Hofs über werfen, und ſo er dahin kommen möchte (wohin der Stein gefallen iſt) und über den Stein drei Fuß, und kann wieder zurückkommen an den Hof, ſo ſoll er abermals im Hof ſo lang, wie vorgemeldt, Freiheit haben, und kann oder möchte der Hofmann ihme hinweghelfen bei Tag oder Nacht, das (deß) ſoll er wegen unſers ehrw. Herren Macht haben. In einem Erkenntniß von Geſchworenen vom J. 1577 [4]) heißt es: Letzlich erkennen die Geſchworn dieſen Hof (zu Godesberg) alſo frei, da einer in Unglück geriethe und einen Todtſchlag begehen würde, und uf dieſen Hof kommen könnte, daß er alsdann ſechs Wochen und drei Tag Freiheit daruf haben ſolle; könnte derſelbe nach Umbgang ſolcher Zeit uf die freie Straße kommen drei Fueß weit und wiederum ungeſpannen [5]) den Hof erreichen, ſollen ſechs Wochen und drei Tag aufs neue angehen. Die helſanter Weisthümer von 1600 ſagen: Wir weiſen auch unſers Herren Hof zu Helfant ſo frei, als ein Kirch, alſo da einer das Leben verwirkt, und darinnen kommen könnte, ſoll er ſechs Wochen und drei Tage Sicherheit darinnen haben, und käme er fünf Schritt davor und wiederumb darinnen, hätte er abermal ſo lang darin Friſt, und könnten ihm die Hofleute Glimpf davon helfen, haben ſie es Macht von wegen des Herren, und ſo einer den andern im Hof verwund, wird unſerm Herrn deſſen Fauſt zuerkannt, ſich darum mit dem Herrn zu vergleichen. Die becheleren Weisthümer vom J. 1482: So weiſen die Scheffen dem Junkern obg. den Hof vor [6]) einen Freien-Hof, und wäre es Sach, ob einer einen Todtſchlag hätte gethan, und käm er in den vorgen. Hof, ſo ſoll er als frei ſein, als ob er in einer Kirchen wär, oder uf einem Kirchhof. In Beziehung auf den Hof zu Ensheim heißt es [7]): Dieſer Hof hat auch die Freiheit und das Recht, daß kein Gericht jemands (jemanden) darinn ſuchen ſoll, es ſei um Todtſchlag oder umb Schulde. Item, Entrinne jemands (jemand) in den Hof, umb Todtſchlag, umb Schulde, oder welcher Hand Sach denn jemands (jemand) gethan hätt, darumb er ſich entſetzte, ſo ſoll er in dem Hof ſicher ſein, und als lang er darinnen bleibet, ſo ſoll ihm ein Schultheiß, und ein Meier, des ehgenanntes Hofs, Waſſer und Brod geben, und ſo er daraus will, ſo ſoll ihn ein Vogt ohne Schaden und Sorg ſeiner Feinde führen ſicher von dannen, und ſoll ihm geben ein Pfenning-Brod, und ein Brod-Meſſer, damit er das Brod ſchneide u. ſ. w. Das Novum jus Curiae Dominicalis [8]) in Grussenheim beginnt: Dis is des hofes reht zu Grussenheim. Zu dem Ersten so sprichet men eime Appete von Ebersheim Munster twing und ban, stoc und stein, und einen *frigen hof* mit allem sime begriffe. Dirre hof ist also gelegen und gefriet von Kungen und von Keysern: Waz ein man het geton ussewendig des hofes, kumet er in den hof, er sol friden han. Und sol ime nieman noch (nach) volgen in ubelez wise in den hof. Wer aber so frevel wurde und ime nochvolgete in den hof, de hette verbrochen eime Keyser viertzig pfunt goldez in sine Kamer, und mime herren dem Appete sine smocheit und sinen schaden abe ze rihtende an sine gnade. Die obenauler Weisthümer vom J. 1469 ſagen: Zwei Gericht ſind zu allen ungeboten Dingen. Zu Obernaula, das eine uf den Montag uf dem Berge, ſo ſal m. H. von Ziegenhain den Stab haben, das ander Gericht uf dem Dinſtag in dem Dorfe, mit Namen in den Smitten uf der Freiheit, die von Alters wegen von beden Hern alſo gefrit ſind, es hete einer Hals und Heubt verwirkt, queme er darin, er ſolde Fride han, ſo ſal m. H. von Meinze uf den

97) Bei Walch, Vermiſchte Beiträge zu dem teutſchen Recht. 4. Bd. S. 33. 98) Breite Stufe, von dem lateiniſchen gradus. 99) Re. de Stavelot, Stelle bei Jac. Grimm a. a. O. S. 290.

1) Bei *Tschudi*, Chron. Helv. 1. Th. Bl. 607 a. 2) Leibelos, liblos tete, entleibte. 3) Vergl. über dieſe Friſt, daß Kaiſer Albrecht I. im J. 1299 dem Erzbiſchofe das Recht beſtätigte, jedem im Herzogthume Weſtfalen zum Tode Verurtheilten das Leben auf ſechs Wochen zu friſten; ſ. Kindlinger, Münſterſche Beiträge. 3. Th. S. 261. 4) Bei demſelben, Hörigkeit S. 711. 5) Ungefeſſelt.

6) für. 7) Die von *Durrius*, Dissert. Inaugur. (Argentorati 1640.) angeführte und daraus bei *Rehm*, Dissertatio Juridica de Curiis dominicalibus, vulgo Dinckhöffen §. 12 bei *Schilter*, Cod. Juris Alemann. Feudal. p. 555 befindliche Stelle. 8) Bei demſelben a. a. O. S. 591.

Digitized by Google

egen. Tag den Gerichtstag haben. Der dreieicher Wildbann ſagt: Auch theilten ſie der Hubner Freiheit, wo einer den andern erſchlagen hatte, flöhe er uf der Huben eine oder uf der Ecker[9]) einen, der die Hub gehöret, den ſoll niemand angreifen weder an ſeinem Leib, noch an ſeinem Gut, er werde dan mit den Rechten gewonnen. In einer Urkunde vom J. 1233[10]) wird geſagt: Dise *mülen*[11]) und ouch der *garte* hant daz reht, swer drin *entrinnet*, den sol nieman druz nemen âne gerihte. In einer Urkunde vom J. 1285[12]): est etiam dictis civibus (Hersfeldensibus) concessum, quod si aliquis ipsorum vel etiam alter homo aliquem hominem occiderit, aut in eo gravem fecerit laesionem et idem percussor seu laesor ad aliquam *aream*, quae *vronehobistat* nuncupatur, *confugerit* et se receperit in eadem, quod nullus officialis noster vel ipsi cives nostri hujusmodi laesorem vel percussorem inde extrahere non debeant aut etiam amovere et ejus res mobiles vel immobiles distrahi non debeant. Nachdem Falkenſtein[13]) in ſeiner Deduction über die verſchiedenen Frieden, und zwar zuerſt über den gemeinen oder den Landfrieden, gehandelt hat, fährt er fort: Der ander Fried gehet auf die Geiſtliche Freyheit, als in Kirchen, Kirchhofen und deren Bezirk, die auch insgemein Freyhoff, die Immunitaet, oder der Stifftsfreye genand, und in gemeinen geiſtlichen Rechten sicut Antiquit. 17. p. 4 gemeiniglich auf 40 Schritt ringsumb determinirt werden, wie zu Speyer am Platz vor dem Domb, von dem Napff an, darauff oben herum in der kupfernen aufgelegten Schrift zu finden:

Virginis a templo, Cleri simul Ecclesiaque,
Terminus et limen, stat libertatis Asylum.

Matthäi[14]) ſagt in Beziehung auf Utrecht: Nam et certum, quod porticus, Academiae jam juncta, per quam sacra processio olim, et quae aut claudit aut cingit tria latera istius areae, quae *t' Vrythof* ab ἀσυλία, quam confugientibus eo praestitit, Basilicae olim cathedralis. Der Schwabenſpiegel enthält Cap. 146. §. 18—21[15]): Swer in kirchen oder frithoefen iht stilt, daz drizig phenning wert ist, man sol in radbrechen; oder stilt er daz drier pfenning wert ist, man sol im hut und hare abslahen bi dem hochsten. Und swer darinn stilt, den schirmet weder kirch noch frithof, man sol in darinn vahen. Daz ist davon gesetzet, daz er Gotez niht geschonet hat in der kirchen noch uf dem frithof. Fridhof[16]) bedeutet Kirchhof und Vorhof eines Tempels, einer

9) Mit dieſer Freiheit der Äcker vergl. *Gervasius Tilberiensis*, Otia Imperialia. Secunda Decisio. XVII. De Regno Britorum (ap. *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. I. p. 911): Hic (Dunigalla filius Clotensis) fecit leges Mulmicias (nach anderer Lesart Mulaucias), quae adhuc servantur in Anglia. Hic statuit, ut templa et stratae, ipsae quoque civitates et *aratra colonorum*, ad se fugientes tuerentur. Auch ſchützte der Pflug zunächſt den Bauer ſelbſt. Der Schwabenſpiegel Cap. 166. §. 15. 16 (bei *Schilter*, Thes. Antiq. Germ. p. 100) ſagt, wo die aufgeführt werden, welche man radbrechen ſoll: Die den pflug beraubent, so er dez morgens von huse vert, und uff den acker kumpt, und so er wider hain (haim) vart, und der dem geburen iht tut oder nimpt daz drier pfenning wert ist; nach der Lesart des MSC. Ambras. Chart.: und der dem plug oder dem der dabey ist u. ſ. w., *Fech* dem baumann nimet. Vgl. Scherz bei Schilter a. a. O. S. 100. 10) Bei Hanſelmann, Diplom. Beweis, daß dem Hauſe Hohenlohe u. ſ. w. (Nürnb. 1751.) Nr. 43. 11) Die Mühlen genoſſen überhaupt großе Sicherheit. Der Schwabenſpiegel Cap. 146. §. 16. S. 100 beſtimmt: Swer in mulin iht stilt, daz funf schilling (Cod. *Hortled.* dreyer pfenning) wert ist, man sol in radbrechen. Cap. 242. S. 142: Swer an dem andern frevelt in der kirchen der sol büzzen weltlichem und geistlichem geriht und jenem an dem er gefrevelt hat. Ditz reht hat auch der Frithof, und diu Müle hat auch bezzerin reht dann anderiu hüser u. ſ. w. 12) Bei Wenk, Heſſiſche Geſchichte Nr. 176. 13) Civitatis Erfurtensis Historia critica et diplomatica p. 138. 14) De Nobilitate Lib. II. p. 173. 174.

15) Bei *Schilter*, Thes. p. 100. Vergl. §. 11: Alle morder oder die den pflug beraubent, oder müle oder kirchen oder frithoefe (nach anderer Lesart kirchhoefe) oder vareder oder mordbrenner, oder die ir botschaft ze ir frumen werbent, dio sol man alle radbrechen. Cap. 64. §. 1. 2. S. 42: Ez mag ain man umb fraevel drier buz schuldig werden: Tut er ain fraevel in der kirchen oder in dem frithof, er muz geistlichem geriht büssen und weltlichem geriht und jenem, an dem er gefraevelt hat, daz sint dri buz. 16) In althochteutſcher Überſetzung der Evangelienharmonie des *Tatianus* Cap. 188. V. 1 (bei *Schilter*, Thes. T. II. p. 77) wird atrium durch frithof gegeben, nämlich: Waz tho Simon Petrus uzze in themo frithove stantenti inti sih wermenti, Erat Simon Petrus foris in atrio stans et calefaciens se. Durch eine mundartliche Form: Freyt-Hof, wird Haltaus (Glossar. Germ. col. 507) zu der Bemerkung veranlaßt: *Frey-Hof* it. Freyt-Hof, area immunis, libera, sancta: plerumque area circa templum privilegio securitatis munita. Facit diversa pronuntiatio, ut in incerto simus, utrum a *Frey*, an a *Fried* sensu utrinque parum diverso, ducamus, und führt die Stelle aus Falkenſtein an, welche wir oben mitgetheilt haben, wo Freyhoff vorkommt, und vorher aus der öſterreichiſchen Chronik bei *de Senckenberg*, Sel. T. V. p. 180, wo es von dem im J. 1462 in Wien belagerten Kaiſer heißt: Der Rö. Khaiser wolt sich in dhain Thädtung (Unterhandlung) geben, und liess allweg fürhalten das Geschloss mueste sein *Freythoff* sein, und aus der Reformation des bairiſchen Landrechtes vom J. 1518 Tit. 16. Art. 7: Umb Unzucht an geweichten (geweihten) stetten. Wär das ainer främentlich, mit gewapneter hand, in ainen *freythof* oder kirchen lüf u. ſ. w. Freyhof könnte allerdings dem Sinne nach ſoviel als Gefreithof ſein; doch iſt es wahrſcheinlicher eine mundartliche Veränderung aus Frid-Hof, da ſie einer beſonderen Zeit und beſonderen Gegenden angehört. In einer Urkunde vom J. 1420 (bei *Raym. Duellius*, Excerpt. Geneal. p. 116) heißt es: auch soll man niemant begraben in den *Freythof* den die sunder siechen. Ottokar von Horneck (Cap. 248 bei Rauch S. 224) ſingt:

Die (Leich) hiez der Legat tragen dann
In den *Freythof*, do man
Pegrebt die Aussaeczigen.

Jac. Grimm (Deutſche Mythologie S. 56) bemerkt: „Das Aſyl, welches Tempel in ihrem Umkreis gewähren, hieß althocht. *frithof*, altſ. *fridhob*, Hél. 151, 2, 9. mittelhocht. vrône vrithof, Nib. 1795, 2, nicht friedhof; vergl. goth. freidjan, altſ. fridôn (parcere). Daß die Beſtimmungen der altteutſchen Freiſtätten noch größtentheils heidniſch ſind, iſt RA. 886—892 unterſucht." Doch iſt hier zu bemerken, daß das gothiſche freidjan, ſchonen, φείδεσθαι mit dem ebenfalls gothiſchen frithon in ga-frithon, verſöhnen, καταλλάσσειν, ἀποκαταλλάσσειν (ſ. v. Gabelentz und J. Löbe, Goth. Gloſſ. S. 208. 209), verwandt iſt, und im Angelſächſiſchen Fridhe, Friede, und Frid-Hus, Zufluchtsort, Aſyl, und Fridh-Stôv, gefriedeter Ort, Aſyl, bedeutet (vergl. H. Leo, Erklärung der angelſächſiſchen Wörter in deſſen Altſächſ. und angelſ. Sprachproben S. 144).

Digitized by Google

Kirche, und wird auch durch: „der Ort, wo das Gericht gehalten wird“ [17]), „Gerichtsſitzung“ [18]), erklärt, nämlich in der Stelle von Werner's Maria: die herren hiezen gan nah sante maerien der guten und der frien, die ladeten si uf den frithof, sie sprachen daz der bisgof sie wolte gesprechen, ir ere gerne zechen [19]) u. ſ. w. Nun wird zwar eine Gerichtsverſammlung gehalten, aber frithof kann doch blos Vorhof des Tempels [20]) bedeuten ſollen, ungeachtet in ihm die Gerichtsverſammlung ſtattfand. Gewiß aber dagegen iſt, daß Gerichtsplätze und Wohnungen der Schöffen als Freiſtätten ſich nachweiſen laſſen. So heißt es in den biſchweiler Weisthümern vom J. 1499: Item der Schöffen Häuſer und Höfe ſollen auch frei ſein, als das Herkommen iſt, und ſchlägt einer den andern zu Tode, ſo ſpricht man den Freunden das Blut, und den Herren das Gut, und man ſoll die Sache zum hinterſten Jahrgerichtstage vertheidigen mit beider Herren Wiſſen und Willen uf das längſt und darnach nit mehr; und der Todtſchläger iſt ſicher in eines Schöffen Hus oder Hofe, vier Wochen und zween Tage (zweimal 14 Nacht) und kompt er vier Schritt über die Straß und wieder in das Schöffenhaus, ſo hat er aber (abermals) vier Wochen und zween Tage Freiheit [21]). Daß Aſyle dieſer Gattung ſich beſonders in den ſogenannten Freigerichten, die von keiner fürſtlichen Gewalt abhängig waren, finden, ſchließt man hieraus und aus den reinecker Weisthümern von 1559: Item ſie haben auch getheilt und geweiſt, alle die weil die Freileut zu Lohr ſind, und des Gerichts da warten ſollen, nachdem als ihn verbott iſt worden, wäre es dann, daß unter in ein Auflauf geſchehe, ob einer den andern überlaſte, oder das käme, daß einer oder mehr flüchtig werden, ſo ſoll der Freiſchöff [22]) uffen ſtehen, ob es dem Noth geſchehe, daß er darin geflieben mochte, und er darin queme, ſo ſoll er Frid u. Geleid darinne haben und ein iglich Herr zu Rieneck das Jahr getreulichen vor ihnen theidingen, ob er das zu Richtung bringen mocht, und ſoll das thun allen meniglichen, mag ers den nit gerichten, ſo ſoll er denſelben geleiden ein Meil von der Statt ohn ſchaden, ob ers begerde, ohn geverde. Auch haben ſie getheilt, ob es wär, daß ein Edelmann in die Freiheit alſo quem, der hat dieſelben Recht, und ſoll ein Herr zu Rieneck einen Monat teglich umb in theidingen. Nach den ſkandinaviſchen Rechtsbeſtimmungen wurden dem Fiörbaugsmadhr [23]) drei Freiſtätten zugeſichert, nicht über eine Tagreiſe von einander; auch auf den Wegen dazwiſchen war er frei, ſowie pfeilſchußweit (nach der Grágás 240 Faden weit) von der Freiſtätte und ihren Wegen, er durfte aber nicht öfter, als ein Mal des Monats reiſen; begegnete er unterwegs andern Leuten, ſo mußte er ausweichen, ſoweit man mit einem Speer reichen konnte. Hierzu bemerkt Jac. Grimm [24]) weiter, daß dieſe Beſtimmungen durch Pfeilſchuß und Speerweite ſichtlich mit dem Hammerwurf und Steinwurf der Weisthümer zuſammentreffen und keinen Zweifel über das hohe Alterthum der letzteren laſſen; der Flüchtling, der ſich aus dem Freihof auf die Straße hammerwurfsweit begeben dürfe, ſei ganz jener Fiörbaugsmadhr.

Während die Kirchen das Recht der Freiſtätte oder die Freiheit eines Asyli ipso jure hatten, gehörte es unter die kaiſerlichen Vorrechte, einem Orte eine ſolche Freiheit zu ertheilen. Viele Beiſpiele davon, daß die Kaiſer Klöſtern, einzelnen Städten, Schlöſſern, ſowie auch ganzen Ritterorden, Familien u. ſ. w. dergleichen Freiheit ertheilt haben, laſſen ſich nachweiſen [25]). Dergleichen [26]) Aſyle waren ſehr verſchiedentlich; einige gingen nur auf eine Sache, andere auf mehre Zufälle; einige gingen nur auf die Einwohner des Ortes, oder des Landes, andere nur auf Fremde, und noch andere auf beide. In einigen Aſylen konnte derjenige, welcher ſich dahin geflüchtet, Zeit ſeines Lebens verbleiben, in andern hingegen nur eine gewiſſe Zeit. Einige gingen nur auf einen gewiſſen engen Bezirk, andere dagegen auf den ganzen Ort, oder das ganze Gebiet. Sowie bei andern Privilegien, ſo hatte es auch im Betreff der Privilegien der Aſyle ſtatt, daß ſie

17) Otter, Werner, eines Geiſtlichen im 12. Jahrh., Gedicht zur Ehre der Jungfrau Maria S. 90. 18) Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch zum Handgebrauche S. 590. 19) ordnen. 20) Sowie in der vorhergehenden Stelle deſſelben Gedichts S. 83, nämlich: Abiathar der bisgof. der hiez do uf den frithof, alle die menige entwichen und beten inneklichen, ein (allein) gieng er in den sal, wobei Werner zu „frithof“ „Vorhof des Tempels“ und zu „sal“ „Tempel, Heiligthum,“ zur Erklärung ſetzt. 21) Jac. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer S. 891. 22) Könnte man vielleicht in „Freihof“ verbeſſern wollen; doch iſt „der Freischöff“ wahrſcheinlich der Name für den Gerichtshof zu Lohr, in welchem die Freiſchöffen Gericht hielten. 23) Fiörbaugsmadhr iſt ein Verbannter, Friedloſer, Verwieſener geringeren Grades. Fiörbaugr, von fiör, Leben, und baugr, Ring, Geld, Geldbuße, bedeutet Lebensgeldbuße, mulcta v. relegatio pro redimenda vita, Pengeböder eller Landflygtighed for at matte beholde Livet, Geldbuße oder Landflüchtigkeit dafür, um ſein Leben behalten zu dürfen, wie Biörn Halderſon (Lex. Island.-Lat.-Dan. Vol. 216) es erklärt. Fiörbaugsgardhr bedeutet: 1) die Umzäunung, das Gehege eines Gerichtsplatzes oder einer andern heiligen Stätte, über welches ein Verwieſener nicht hineindurfte; auch der eingehegte Gerichtsplatz, die eingezäunte heilige Stätte ſelbſt, in welche ein Friedloſer nicht hineingehen durfte; 2) die mildere Verweiſung gewöhnlich nur auf drei Jahre und ohne völliges Vogelfreiſein, in welcher Bedeutung es den Gegenſatz zu skóggángr, Waldgang, die Landesverweiſung mit der Strafe des völligen Vogelfreiſeins macht; ſ. die Anwendung von fiörbaugsgardhr und skóggángr in der Grágás Wiglodhi (bei Dietrich, Altnordiſches Leſebuch S. 63. 64). Fiörbaugsmadhr (Lebensbußmann) macht den Gegenſatz zu Skógarmadhr (Waldesmenſch, ein Friedloſer mit völligem Vogelfreiſein) und Obótamadhr. „poenam corporis promeritus, Ubodemand, hvis Forbrydelser ikke kunne afsonnes med Böder,“ Unbußemenſch, deſſen Verbrechen nicht durch Geldbußen abgeſühnt werden können, einer, welcher ein Obótamál, eine Sache, begangen, welche durch keine Geldbuße geſühnt werden kann. Den Gegenſatz machen Fiörbaugs-sakir, Lebensbußverbrechen, Verbrechen, welche durch Geldbuße oder Verbannung auf gewiſſe Zeit geſühnt werden, und Skóggánga-sakir, Waldganges-, d. h. Ächtungsſachen; ſ. Egils-Saga Cap. 84 (kopenhagener Ausgabe von 1809). S. 723.

24) Deutſche Rechtsalterthümer S. 892. 25) ſ. Joh. Jac. Moſer, Teutſches Staatsrecht. Vgl. denſelben, Von den Kayſerlichen Regierungs-Rechten und Pflichten S. 599. 26) Eine beſondere Art eines Aſyls war, wenn die Kaiſer Jemandem die Freiheit ertheilten, Ächter, d. h. geächtete Perſonen, aufzunehmen.

Digitized by Google

confirmirt, erneuert, extendirt, oder auch nach Beſchaffenheit der Umſtände reſtringiret, oder gar wieder aufgehoben werden konnten und wurden. Der Reichshofrath war zuletzt das Gericht, welches die nöthigen Verordnungen ergehen ließ, wenn ſich der Flüchtling, oder der Privilegirte, oder beide bei ihm darüber beſchwerten, daß wider die Freiheit des Aſyls gehandelt werde. Misbrauchte hingegen Jemand ſein Aſylrecht und nahm Perſonen in ſeine Freiſtätte auf, welche hierzu nicht fähig waren, ſo konnte der Kaiſer Befehl ertheilen, ſolche Leute nicht darin zu dulden, oder, wenn man dieſem nicht nachkam, ſie mit Gewalt herausnehmen zu laſſen. Für ſich hingegen durfte ein Reichsſtand es nicht thun[27]). Sowie die Kaiſer das Aſylrecht ertheilten, ſo gaben ſie zuweilen auch Privilegien wider den Misbrauch des Freiſtättenrechts; dergleichen Privilegien ließen ſich vornehmlich die Reichsſtädte wider die in ihren Ringmauern befindlichen Klöſter, Teutſch- oder Johanniter-Ordenshöfe und dergleichen ertheilen. Kaiſer Friedrich I. ſagt in ſeinem Freibriefe[28]) vom J. 1188, welchen er den Chorherren der Kirche zu Goßlar gibt, daß es ſein unbeweglicher Wille ſei, ut fratres Goslariensis ecclesiae in ea libertate et honore permaneant, quod videlicet in domibus eorum et curtibus claustralibus nullus advocatus nec aliqua persona secularis, praeter nostram propriam, aliquid juris vel judicii habeat, sive in posterum sibi usurpare praesumat. Volumus etiam et auctoritate imperatoria mandando praecipimus, quatenus quicunque in periculo vitae constitutus in domum claustralem confugerit, ibi ab omni persecutione et judice securus permaneat, nec inde eum quisquam violenter educere praesumat, nec aliquis praeter ipsum canonicum aliquem de familia[29]) judicet. König Heinrich VII., wie er ſich nennt, beſtätigte im J. 1234 dieſes Privilegium des Kaiſers Friedrich, ſeines Urgroßvaters[30]). Ein Menſch aus der Hefe des Volks, welcher ſich mit einem ſchweren Verbrechen befleckt und die gerechte Strafe des goßlariſchen Rathes verdient hatte, rannte um das J. 1312 in eine Curia claustralis und verhöhnte die Schnelligkeit der ihn verfolgenden Häſcher. Der Rath ließ den Schuldigen aus dem Hofe herausziehen. Dieſes brachte das Capitel der Chorherren ſehr auf, und es erhob wider den Rath einen Rechtsſtreit, indem es die Privilegien der Päpſte und Kaiſer, durch welche der Kirche eine volle Sicherheit ertheilt war, vorbrachte, und zeigte, daß die Stadt durch dieſe That ohne Weiteres in die Strafe der Excommunication verfallen ſei. Nachdem der Gottesdienſt eine Zeit lang aufgehoben und der Rechtsſtreit in die Länge gezogen war, wurde endlich der Biſchof Heinrich von Hildesheim erwählt, um in der Sache zu erkennen. Durch ſeine Bemühung wurde die Eintracht durch dieſe Geſetze wieder hergeſtellt, daß die Stadt, von der Excommunication befreit, ein ewiges Licht in der Kirche unterhalten und von der Verletzung der Kirchengüter in Zukunft abſtehen, die Kirche aber die öffentlichen, der Stadt zum Nachtheil gereichenden, Wirthshäuſer ganz abſchaffen ſollte. Dieſer Vertrag ward am Tage des heiligen Mauritius und ſeiner Schweſtern 1313 geſchloſſen[31]). Kaiſer Karl IV. führt in ſeinem im J. 1359 zu Prag über die Kirchenfreiheit gegebenen Diplom[32]) unter andern Beeinträchtigungen, welche die weltlichen Herren, die Rathsmeiſter der Städte und die Rectoren (Vorſteher) der Kleinſtädte und der Dörfer gegen die Freiheiten der Kirchen durch weltliche Macht verüben, auch dieſe auf: Et confugientes ad Ecclesias et cemiteria (coemeteria) inde extrahere contra sanctiones imperiales praesumunt. Die Unbeſchränktheit des Aſylrechts mußte zu großen Übelſtänden führen, welche eine Beſchränkung erheiſchten. In erſterer Beziehung führen wir folgende Beiſpiele auf. Biſchof Meinwerk von Paderborn beſchenkte und zeichnete das von ihm in Sulithe zu Ehren des heiligen Alexius geſtiftete Kloſter mit ſolchem Rechte aus, ut quicunque forensi lege convictus et sententiae damnationis addictus, capellam contigisset, addictae poenae obnoxius non esset. In dem Vergleiche des roſtocker Senates mit dem Kloſter in Doberan vom J. 1315[33]) heißt es: Monasterium omni immunitate ecclesiastica et canonica gaudeat libertate, qua coemiteria et alia loca sacrata gaudere consueverunt. Ita ut *etiam cujuslibet criminis rei* ad eam fugae confugio confugientes ab ea minime extrahi valeant per potentiam manus violentiae. Der Biſchof Ludolf von Minden ſagt in dem Diplom für die Collegiatkirche Lutbeke vom J. 1295[34]): Adjicimus etiam quod si quisquam hominum necessitatis causa ad praedictorum Canonicorum domos[35]) confugerit, *quantumcunque gravia maleficia perpetraverit*, non

27) Doch findet man, daß, weil die Stadt Reutlingen ſich ihres Aſylrechts öfters zum Nachtheile der Herzoge von Würtemberg bediente, dieſe dagegen auf Repreſſalienweiſe zu Pfullingen, einem ihnen gehörigen, nahe bei Reutlingen gelegenen Orte, den Reutlingern das Aſylrecht zu Gute kommen ließen. 28) Bei *Heineccius*, Antiquitat. Goslariens. Lib. II. p. 185. 29) Der Geſindeſchaft. 30) ſ. die Urkunde bei demſelben Lib. III. p. 248.

31) Ex literis ecclesiae SS. Sim. et Jud. *Heineccius* l. l. Lib. III. p. 329. Nachdem Haltaus (Gloss. Germ. col. 501) dieſes und andere Beiſpiele angeführt, wie die weltlichen Richter, um dem Misbrauche, daß auch die verbrecheriſchſten Menſchen, wenn ſie an heilige Orte geflohen, geſchützt worden ſein, ſie mit bewaffneter Hand aus der Immunität gezogen, ſchließt er: Jam ferri potest judicium, an indistincte ac per omnia certum sit, *dispositionem Juris Can.* (c. 6. X de immun. Eccles.) *circa asyla* ecclesiarum, quatenus homicidis dolosis aliisque sceleratis immunitatem praebent, *nunquam in Germania receptam esse*, imo ne quidem recipi potuisse: id quod statuere ausus est *Chrp. Joh. Conr. Engelbrecht* in Diss. de injusta Asylorum immunitatisque Ecclesiarum ad crimina dolosa extensione. (Helmst. 1720.) c. II. §. 17. 32) Bei *Besold*, Docum. Wuet. p. 936 und bei *Schaten*, Annalium Paderbornensium Pars II. Edit. II. p. 246. 33) Bei Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. IV. P. II. Fortſ. S. 684. 34) Die Stelle bei *Haltaus* l. l. col. 498. 35) Herzog Heinrich von Baiern ſagt in einer Urkunde vom J. 1284 (bei *Hund*, Metropol. Salisburg. T. II. p. 350): Et quod *fugitivi* ad Monasterium in Mospurga et ad domos eorundem Canonicorum, quas inhabitant, gaudere debeant immunitate debita et consueta. Die Stelle über die Freiheit oder das Aſylrecht der Chorhöfe aus der Urkunde des Biſchofs Philipp von Eichſtädt vom J. 1307 ſ. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 45. Th. S. 255. 256.

Digitized by Google

est ab eorum domibus extrahendus. Et sic praedicti Canonici et eorum areae ea gaudebunt libertate quam dicuntur Mindensis ecclesiae canonici obtinere. Herzog Heinrich von Niederbaiern thut in der Urkunde für die Kirche in Soſſau vom J. 1335 [36]) kund: das wir den erbergen Gottshaus ze Sassow bey Straubing u. ſ. w. von unseren besunderen Gnaden die Gnad gethan haben, also dass wir wöllen, wellich Mann oder Fraw darin geflohen khumbt *umb welcherley schuld und sach das geschicht, wie die genand ist*, dass derselb Mensch darin von uns, von unsern Amptleuten und gemainklich von allen Leuthen frey und sicher soll seyn, und sollen wir, unser Vitztumb noch kain unser Amptmann dieselben Leut, die darinn geflohen sind, nit heraus nemmen noch mit nicht nach ihm stellen, dieweil si darinn sind. Der Mönch von Pirna ſagt im Artikel *Briestet:* In Francken II. Meilen von Iphofen dem margrafen czuſtendig, do haben mordir und ander obilteter groſe freiheit. Die Nördlinger führten im J. 1353 bei K. Karl IV Beſchwerde [37]), dass man beyweilen *Mördern* mit Vorsatze, Rate und bedachten Muthe hinhülfe wider ein gemain Recht, Ihrem Gericht zu schanden und schaden. Daher beſchränkten die Kaiſer im 14., 15. und 16. Jahrh. die Zügelloſigkeit und Ungerechtigkeit der Aſyle. So z. B. [38]) ſetzt Kaiſer Friedrich III. in der zu Nürnberg 1480 gegebenen Urkunde [39]), nachdem er angeführt hat, daß früher den Höfen des teutſchen Ritterordens durch Privilegien bewilligt geweſen: welch Ubelthaeter oder Uberfahrer in ihres Ordens hauser kommen, dass die Freyheit und Sicherheit haben sollen, jetzt mit beſſerem Rathſchluſſe feſt: Dass wo hinfüro Jemand — — einigen Mord oder gefährlichen Todtschlag begieng, oder jemand gefahrlich so schwerlichen wundet, dass die geschworen Aertst bey ihren Pflichten erkenneten, dass der verwundt deshalben mehr zum Todt dann zum Leben geschickt were — — dass dieselben Ubelthater oder Uberfahrer solche Freyheit und Schirm noch (lies nicht) furtragen soll, mit Vorwissen des Comptoirs zu ihrer Gewalt annehmen. Graf Ludwig von Flandern beſtätigte im J. 1355 der Stadt Dendermonde das Aſylrecht, deſſen ſie unter den alten Dynaſten der Stadt genoſſen hatte, ausgenommen jedoch diejenigen, welche wegen Verſchwörungen wider den Herrn in der Verbannung ſind, welche dem Herrn oder den Dienern der Gerechtigkeit Gewalt angethan haben, die Straßenräuber [40]) überdies, die Räuber [41]), die Mordbrenner [42]) und diejenigen, welche einer Weibsperſon Gewalt angethan haben [43]). In der Stiftungsurkunde des Kloſters Marienborn vom J. 1286 [44]): Item volumus hanc Ecclesiam hac libertate gaudere, ut quicunque infra septa ejusdem Ecclesiae confugerit, cujuscunque causae reus, exceptis incendiariis nocturnalibus et agrorum praedonibus, nec a nostris villicis, nec ab aliis capiatur seu per violentiam extrahatur, sed jure suo, ut libertate emunitatis fieri solet etc. Ähnliche Beſtimmungen enthalten die Statuten des Erzbiſchofs Ernſt von Prag aus dem 14. Jahrhunderte [45]). Die ſchwerſten Mißbräuche des Aſylrechts verdammte und beſchränkte zum Theil das im J. 1279 unter dem Erzbiſchofe Sigfrid gehaltene cölner Concil [46]). Auch die Päpſte ſelbſt mußten zur Beſchränkung des Aſylrechts Hand anlegen. In dieſem Sinne überſchickte Papſt Innocenz VIII. im J. 1487 eine Bulle, welche auch Papſt Alexander III. im J. 1493 beſtätigte, nach England, wo man auch ſchon lange Beſchwerde über den großen Misbrauch der Kirchen zum Schutze der Miſſethäter Beſchwerde geführt hatte. Durch dieſe Bulle wurde verordnet, daß, wenn Diebe, Todtſchläger, Straßenräuber wieder aus der Freiſtätte gegangen, um neue Frevel auszuüben, ſich aber darauf wieder dahin begeben hätten, von den königlichen Beamten herausgeholt werden könnten. Im Betreff der Schuldner [47]), welche ſich in ein

36) Bei *Hund* l. l. Tom. III. p. 340. 37) ſ. Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. IV. P. II. p. 6. 38) Die Stelle, wie K. Karl IV. im J. 1360 das Aſylrecht der Klöſter und Kirchen der ſechs Städte der Lauſitz aufhebt, ſ. im Artikel Freiung. 39) Bei Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. IV. P. II. p. 155. 40) latronibus. 41) praedonibus. 42) incendiariis. 43) *Lindanus*, Antiq. Teneraemont. Lib. I. c. 8. p. 39.

44) Bei *Jo. Ad. Koppius*, De Diff. inter S. R. J. Comites et Nobiles immed. Edit. auctior p. 358. 45) Bei *Lünig*. Spicil. Eccles. Cont. III. Fortſ. S. 124: Licet laicis in Ecclesias Ecclesiasticasve personas ac eorum bona, omnis authoritas sit ablata tam Jure Can. quam Civili — — — districtius inhibemus, ne de caetero aliquem confugientem ad Ecclesiam, quantumcunque maleficium commiserit grave, Judex laicus — — de Ecclesia violenter praesumat extrahere, immunitatem Ecclesiae taliter violando: sed potius ad instantiam Rectoris Ecclesiae, ad quam fugit, eidem vitam et membra illaesa conservent, et ipsum pecuniaria vel alia disciplina puniant mitiori, nisi malefactor ad Ecclesiam fugiens, publicus latro fuerit, vel nocturnus praedator agrorum, aut si in ipsa Ecclesia, vel ejus coemeterio homicidium vel membri truncationem sub spe immunitatis perpetraverit. 46) Can. XIII. bei *Lünig*, Specil. Eccles. P. II. Fortſ. S. 384. 47) Die Freiſtätten in Beziehung auf die Schuldner machte der Geſetzgebung und Polizei viel zu ſchaffen. So z. B. niſtelten ſich im J. 1724 verſchiedene aus ihrer Freiwohnung zu Weſtminſter herausgejagte Landſtreicher unter dem Vorwande, den gerichtlichen Verfolgungen ihrer Gläubiger zu entgehen, in dem Wappingsvierthel nahe bei dem Tour ein, wohnten daſelbſt als ein ganz beſonderes Volk, verübten unzählige Gewaltthätigkeiten, und begegneten ſelbſt den Richtern ſehr ungeſtüm. Das Haus der Gemeinen, bei welchem man hierüber Beſchwerde führte, trug ſogleich einem Ausſchuß auf, es zu unterſuchen, worin eigentlich die Freiheit dieſer Orte beſtehe, und was für Vorrechte damit verbunden ſeien. Sobald jene Flüchtlinge dieſes erfuhren, verſammelten ſie ſich unter großem Lärmen, und droheten einem jeden, der ſie in ihrem Zufluchtsorte beunruhigen wolle. Um ſie zu Paaren zu treiben, mußte Gewalt gebraucht werden. Siebzehn wurden gefangen. Die andern verſicherten, daß ſie ihre Vorrechte bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wollten. Zwei aus dem Tour abgeſchickte Compagnien machten 35—40 von denſelben zu Gefangenen. Hierauf mußten ſich die übrigen ergeben. Das Parlament hob zwar die mit jener Gegend des Wappingsvierthels verbundene Freiheit nicht auf, gebot aber, daß diejenigen, welche ihre Zuflucht dahin nehmen würden, weiter keinen Vortheil davon haben ſollten, als daß ſie Schulden wegen nicht feſtgenommen werden dürften; übrigens aber ſollten ſie den Geſetzen, ſowie andere, unterworfen ſein; diejenigen, welche ſich unterfangen würden, dieſer Wohnungen we-

Digitized by Google

Aſyl begeben, um ihre Gläubiger zu hintergehen, verordnete die genannte Bulle, daß ihnen das Recht der Freiſtätte nicht anders, als blos für ihre Perſon zu ſtatten kommen ſollte. Im Betreff derjenigen, welche ſich des Hochverraths ſchuldig gemacht hätten, ſolle dem Könige erlaubt ſein, Leute dahin zu ſchicken, welche ſie in den Freiſtätten ſelbſt bewachen könnten, um ihre Entweichung zu verhindern[48]). In den neueren Zeiten wurde das Recht der geiſtlichen Freiſtätten immer mehr und mehr beſtritten, ſodaß z. B. von Sonnenfels[49]) behauptete, daß ein Landesherr nicht nur befugt, ſondern es auch ſchuldig ſei, alle geiſtlichen Freiſtätten aufzuheben. Außerdem, daß die Freiſtätten dazu dienten, Flüchtlinge vor ihren Verfolgern zu ſchützen und ſelbſt dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, wurden, abgeſehen von der Beziehung auf Rechtspflege, die Kirchen als Freiſtätten auch zu Orten der Unterredungen benutzt, wenn beide Theile, oder wenigſtens ein Theil, Mistrauen gegen den andern hegte. So z. B. als der König von Caſtilien ſich im J. 1394 nach Rom begeben hatte, ſchickte er der Königin von Ravenna ein ſicheres Geleit zu. Hierauf fand ſie ſich in einer Kirche ein, ſprach mit ihm und klagte ihm ihre Noth. Der König erwies, daß ſie in verſchiedenen Punkten ſtrafbar wäre, willigte doch endlich ein, ihr gewiſſe Einkünfte zu laſſen, und nachdem dieſer Vergleich geſchloſſen war, begleitete er ſie nach dem Alcazar[50]). Unter die kirchlichen Freiſtätten ſind endlich ſolche Einſiedeleien zu zählen, welche dazu privilegirt waren, vor Arreſt zu ſchützen. Don Diego de Fuenſalida, welcher von dem Papſte zum Commiſſair in der Unterſuchung, welche der König Johann von Caſtilien im J. 1423 wider Don Johann de Tordeſillas, Biſchof von Segovien, wegen eines ihm von Don Heinrich, des Königs Vater, anvertrauten Schatzes führen ließ, ernannt ward, brach mit 30 Reitern auf, den Biſchof von Segovien in Verhaft zu nehmen. Als er ihn in der Einſiedelei unſerer lieben Frauen von Parrazas antraf, zweifelte er Anfangs, ob er ihn an dieſem Orte würde aufheben können, und entſchloß ſich, hierüber des Königs Meinung zu vernehmen. Daher ließ er den Biſchof von Segovien einen Eid ablegen, daß er die Einſiedelei nicht verlaſſen wolle. Sobald aber Diego ſich auf die Reiſe zum Könige begeben hatte, ſtieg Biſchof Johann zu Pferde und entfernte ſich nach Galizien, und von da nach Portugal, begab ſich zu Schiffe und wandte ſich nach Valenzia zu der Infantin Donna Katharina.

Im Artikel Frauen (ihre Rechtsverhältniſſe bei den keltiſchen, germaniſchen und ſlawiſchen Völkern) haben wir angegeben, daß die Nähe der Frauen rettend war. Hier bemerken wir nur zur Vergleichung noch Folgendes: Bei den Tſcherkeſſen iſt der fliehende Feind, dem es gelingt, ſich in die Wohnung einer Frau zu retten und ihren Buſen oder nur ihre Hand zu berühren, ſo lange er unter ihrem Dache weilt, vor jeder Rache ſeines Verfolgers ſicher. In Gegenwart einer Frau darf kein Streit, kein Kampf, keine Strafvollziehung und ſelbſt die ſonſt überall erlaubte Blutrache nicht ſtattfinden, ſondern muß bis zu einer andern Gelegenheit verſchoben werden. Wenn die Frauen mit fliegenden Haaren und entſchleiertem Antlitze ſich zwiſchen die Kämpfenden werfen, ſo hört ſofort alles Blutvergießen auf.

(*Ferdinand Wachter.*)

FREISTÜHLE. Die abgeleitete Bedeutung von Stuhl iſt Gerichtsſitz[1]) und das Gericht ſelbſt. So z. B. heißt es in den alten mühlhäuſer Statuten[2]): wil un abir iman vordire bin deme jare die sal her in kum in dis richis — — vur dis *Richis Stul* unde sal un vordire vor mi schulthezin unde din burgeren. Freiſtühle[3]) hießen die Sitze des Fehmgerichts, weil es Reichsſtühle waren, oder mit andern Worten, weil ſie unmittelbar unter dem Kaiſer oder rückſichtlich deſſen Statthalter ſtanden, und doch nicht die Sachen, die vor ſie gehörten, vor die kaiſerlichen Hofgerichte gezogen werden konnten. So z. B. wird geſagt in dem Formulare zu gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen des Fehmgerichts vom J. 1334 Lit. G.[4]): Ich a. b. c. eyn gewert richter des aller-dorchluchtisten forsten Romschen Konings etc. Mit vrygreven des hogebornen etc. a. b. c. Erkenne unde betuge overmitz desen breve vur alle den ghenen de desen breiff und scryfft moghen sien off horen gelesen werden, de vrygreven sint in des hilighen riches hemelichen achte, dat ich sat in der stede und *stoell der hemeliken achte* to rechter dagetyt Fer. q. 5. datum des briffs up den vrygenstoel etc. gelegen etc. to richten over lyff und ere to behoff myns vurg. a. b. c. Daer vor my quamen de eersame vrome Rait des vurg. a. b. c., Sonderlinx de vromen und va-

---

gen beſondere Einrichtungen zu machen, ſollten nach aller Strenge beſtraft werden. Um den Befehlen der Sherifs mehr Nachdruck zu geben, vermehrte man die Macht derſelben, und ſetzte zugleich ein gewiſſes Geld zur Unterhaltung einiger Mannſchaft, um dieſelbe bei Vollziehung der Befehle zu gebrauchen, aus. Vergl. Paul von Rapin, Allgem. Geſchichte von England. 10. Bd. (Halle 1760.) S. 457. In Teutſchland war Dordrecht eine Freiſtätte für die verſchuldeten Kaufleute, welche in Gefahr ſtanden, in den Schuldthurm zu kommen; ſie konnten hier ſo lange verweilen, bis ſie mit ihren Gläubigern zum Vergleiche gekommen waren. *Werdenhagen*, De Rebus publ. Hans. P. IV. p. 891. Fr. Chr. Jon. Fiſcher, Geſchichte des teutſchen Handels. 4. Th. S. 819.

48) Vergl. Paul von Rapin a. a. O. 3. Bd. (Halle 1756.) S. 642. 49) ſ. Allgem. teutſche Bibliothek. 12. Bd. S. 281. 376. 50) ſ. Joh. von Ferreras a. a. O. 6. Bd. (Halle 1756.) S. 84.

1) Im J. 1337 am Tage St. Gallen kauften die Herzoge Otto und Wilhelm von Braunſchweig vicum Valleraleve cum *sella* (mit dem Stuhl) in Grevenla et omni jurisdictione illuc pertinente, praeterea cometiam super Poppendieck, wie ſich bei *Grupen*, Disceptt. For. p. 693 findet. 2) Bei *Grasshof*, Annal. Mulh. p. 252. 3) Im Lateiniſchen sedes liberae. So z. B. wird in der kaiſerlichen Urkunde vom J. 1372 geſagt, daß die Unterthanen des Erzbiſchofs nicht ſollen geladen werden: ad Sedes liberas alias, nisi illas duntaxat, quae ad Archiepiscopum et ecclesiam Colon. pertinent (vergl. Wigand S. 195). Deutlicher noch iſt die Bezeichnung Frygraviatus sedes, wie es in der kaiſerlichen Urkunde vom J. 1374 heißt: quod solus ipse Archiepiscopus in suo dominio constituere debeat *Frygraviatus* sedes et Comites praedictos habere (vergl. Kopp S. 299). 4) Bei Wigand S. 239. 240.

Digitized by Google

sten erſſheren der Vryenstoil, und worven umb enen vorspreken als der heimlichen achte recht is, unde de geworven vorspreke warff ene achte, der ich em gunde van gherichtes wegen, unde quemen alle weder umb in mit den vorspreken unde vrageden enes rechten ordels: Want de grote Keyser Karll hevet alle vrygestole gesatet unde gemaket in westphalen to den ersten maill umb veir artickle, und mer artikule uit den veiren genamen sint, daer doch de vryestoel umb gevriget sint, unde want men de veir artikule to geynre uitdracht en mach brenghen to have noch to daghe, noch to holte, noch to velde, dan allene an den vrygenstole, dar de vrygestoel der hemeliken kameren umb gemaket sint in westphalen wer dan enich keyser off koningh mit rechte eyne vymroge sake van den vier articulen ein off alle vor en moge eyschen und ropen de saken to richten, wan he selven nicht en sitte in westphalen up einen vryenstoele, off wat daer recht umb sy? dat ordel satte ich a. b. c. vrygreve vorg. an den Ersamen a. b. c. vrygreven, de nam dat ordel an sick als der hemeliken achte recht is, unde genck uit mit vill ritterschapp, geachtet wal up twehundert, unde mit Tien vrygreven und vill vryscheppenbaren mannen, geachtet wal up anderhalliff hundert und meer, unde bereit[5]) sich dar mede lange tytz genoich, und quam weder yn als recht is, unde wisede vur recht na anwisinge der Ritterscap, Vrygreven, und Vryschepen, die umb bestain hatten[6]) dat gerichte, unde he selvers nicht beters en vuste: na dem de groete *Keyser Karll* de macht hatte van gode van himelrich, dat he mochte maken de vrygenstoille in westphalen up anders geynre Stede to behoff unde umb noit des rechten kristen geloven, dat men dan de heymlichen beslaten achten benomet, de veir artikule up geynen steden der vryenstoill, *so dat der geyn Keyser noch Koningh vor em nicht eschen, noch ropen en solle in den rechten, idt en were dat he selven mit synre Koninglicher personen queme in westphalen up enyghen vryenstoill, want se dan alle apen*[7]) *staen sollen, na dem he der overst richter is. Und so mochte he alsdan eyne vymwroge sake vur sick eyschen, de to richten vur enighen anderen vrygreven.* Dat ordel wart besat as recht is; daer ich myn oerkunde up ontfangen hebbe u. ſ. w. Die Weiſthümer[8]), welche die Freigrafen dem K. Ruprecht fanden, beginnen: Ruprecht, der Römiſche König und Pfalzgraf bei dem Rhein, hat in Weſtphalen-Land geſandt an etliche Freigrafen, und die thun fragen zu dem erſten, was Rechts ein Römiſcher König habe an die freien Stühle und die freien Gerichte. Die Freigrafen haben dar (darauf) geantwortet und bekannt, daß ein jeglicher Freigraf von dem Römiſchen König belehnt ſoll ſein, „went" (weil) er anders keine Gewalt ſoll haben, noch habe zu richten an den freien Stühlen, er habe denn ſolche Gewalt von dem Römiſchen Könige oder Kaiſer; darum ſoll iglicher (jeder) Freigrafe dem Römiſchen Kaiſer oder König gehorſam und unterthan ſein, als (wie) er das auch ſchwören muß, wannehr daß man ihn zu einem Freigrafen machet und confirmiret, und der Römiſche König ſei allen freien Stühlen und der freien Gerichte ein oberſter Herr und Richter. Ferner räumten die Freigrafen dem Könige Ruprecht ein, daß der Kaiſer allein Geleit geben könne, unterließen jedoch nicht, hinzuzuſetzen: doch so geburth seynen gnaden wol mehr, das er das heilig freie gerichte sterke unnd das nit krenke, dann einen andern. Die dortmunder Weiſthümer ſagen S. 113 bei Senckenberg[9]): Kein Privileg gegen die Freiſtühle ſei ſo alt und kräftig, daß es ihre Rechte könne ſchwächen und mindern. Es gebühre dem Kaiſer vermöge ſeiner Verpflichtung, ein Mehrer des Reichs zu ſein, niemanden zu befreien und zu begnaden, zur Verſchwächung des Reichs Rechte der Freiſtühle. S. 116 findet ſich auch noch eine ernſte Mahnung an den Kaiſer, die Freiſtühle nicht zu ſchwächen, keine femwrogigen Sachen vor andere Gerichte zu ziehen, und zu entlaſſen das Schwert, das ihm ſo hoch befohlen ſei. Freigrafen ſchrieben ſich in Beziehung auf die Abhängigkeit ihrer Gewalt von dem Kaiſer z. B. im J. 1486[10]): Ich Lambert Rover van keyserlicher gewalt frygreve des hilgen Rycks und der vrygraveschopp van heyden, doe kund, bekenne und bethuge yn desen apenen brieve, dat vor eynen frygreven und vryscheppen hyr unbeschreven yn eynen openbaren vryen gehegeden Gerichte, dar ich stede ind stoil, den vryenstoill yn den Haselhave, myt ordell und rechte besetten hat[11]), gekomen yss de erbar und frome Wennemar von Heyden u. ſ. w. Ein anderer Brief vom J. 1575[12]) beginnt: Ich Mathias Hake, confirmirter freygraffe zu Arnssbergh, als zu Hoeffde, vor Ruhden, Everssbergh unndt Billstein, thun euch dem Erbaren Johan Rhoden, freygravem zu Varendorpff hirmitt kundt unndt zu wissen u. ſ. w. Die Freigrafen wurden nicht nur von dem Kaiſer oder König belehnt und confirmirt, ſondern dieſer hatte auch die Macht, Freiſtühle zu verleihen. So z. B. verlieh Karl IV. im J. 1354 dem Biſchofe Dietrich von Minden zwei Freiſtühle, und bemerkt dabei, daß ſie im Volksausdrucke Fehmeding genannt wurden[13]). Der dortmundiſche Coder ſagt[14]):

5) berieth. 6) Von dem, daß ſie das Gericht umſtanden, hießen ſie Umſtände, und in anderer Form Umſtänder, Umſtändir. 7) offen. 8) Bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. p. 69, bei Troß S. 17.

9) Corp. Jur. Germ. p. 113. 10) ſ. die Urkunde über die gerichtliche Verhandlung vor dem Freiſtuhle im Haſelhofe in der Freigrafſchaft Heiden im J. 1486 bei Wigand S. 565. 566. 11) hatte. 12) Der Freigraf zu Arnsberg citirt den Freigrafen zu Varendorp nach Arnsberg, wohin der Gograf zu Telgt appellirt hat, 1575, bei Wigand S. 567. 568. 13) Karl IV. ſagt in der Urkunde vom J. 1354 (bei Hutter S. 158): ei (nämlich dem Biſchof Dietrich von Minden) in persona et successoribus suis, ac ipsi ecclesiae Mindensi *duas liberas sedes*, quae proprie et vulgariter *Vemeding* nuncupantur, unam videlicet ante villam Walkeri prope Mindam, de liberalitate Regia et certa nostra scientia

Der Erzbiſchof zu Cöln hat etliche Stühle im Land Weſtphalen, der Herzog von Berg etliche Stühle in dem Lande von Reinsperg, der Herzog von Geldern einen Stuhl und nicht mehrere, der liegt am Breitenfurt, der Herzog von Cleve das Gericht in der Herrſchaft von der Mark und in der Herrſchaft Willeſten, der von Wickede in der Mark, unter dem Herzog von Cleve neun Stühle in der „Fryngrumengrafschaft," der Biſchof von Münſter auch Gericht, und etwan viel Stühle in ſeinem Lande, der Biſchof zu Paderborn, der zu Oſsnabrück, und der Graf von Waldeck haben Stühle. In dem Protokoll des Fehmerconvents im J. 1490 [15]) wird geſagt: *Ad emanatam convocationem generalem* allinger zum Overveymgerichte tho Arnesberge in dem Bohmgarden behöriger Stoelsheeren, Frygrefen, Fryscheffen, unde Fryfronen synd erscheenen, wie folget. *Als Stoelsheeren* [16]) 1mo Gotthardt van Kettler, van wegen des Fryenstoels tho Hovestadt. 2do Gotthardt Wreden tho Reigeren, van wegen des Stoels in Hachen. 3tio Conrad van Broiche Droste, van wegen des Stoels tho Hundemen. 4to Johann van Fürstenberg tho Hollinghoven, van wegen des Fryenstoels da sülvest. 5to Johann Vogt van Elspe, wegen allinger eme und synen Vedderen hörigen Fryströhlen, als 1) in welschen Ennest, 2) in Hundemen, 3) in Heunersberg, 4) in Broichhusen, 5) an der breiden Ecke, 6) in Bamenoel, 7) in Elspe, 8) in der Frygrafschaft Waldenburg. 6to Johannes Rump unde 7mo Theodorus Rump zu Wenne, van wegen des Stoels tho Oedingen. 8tavo Antonius Schurmann. 9no Henneke van Hanxleden. 10mo Wiegand van Hanxleden. 11mo Johann Vehlen van Wiglinghoven. 12mo Johann van Thülen. 13tio Rembert van Gahlen. 14to Adrian van Ense. 15to Herman van Scholenborg. 16to Johann van Ole. 17mo Bernhard van Lethmathe. 19mo Theodorus van Freiseken. 20mo Hermann van Meschede. 21mo Henrik van Beringhusen van wegen des Frystoels in Bettinghusen. *Als Frygregen Aus der Grapschafft Arensberg* 1mo Gerhard Struckelmann Overfrygraff. *Aus dem Münsterland.* 2do Georg Darleder, van wegen des Stoils in Dollenorden. 3tio Henrick Ringenberg, vam Stoile tho Raesfeldt. 4to Berendt Dücker, vam Stoile tho Gehmen. 5to Herrman Middeldorp, vam Stoile tho Münster. *Aus der Grapschafft Marke* 6to Lüddeke van der Mollen, vam Stoile tho Soeste. 7mo Everhardt van Heldt, vom Stoile tho Unnan. 8vo Röttger Hardekop, vom Stoile tho Vilgeste. *Aus der Grapschafft Waldeck.* 9no Steffen Steinweg vam Stoile in Corbach. 10mo Sylvester Berends. vam Stoile tho Landau. 11mo Volcmar genandt Tweren, vam Stoile tho Frienhagen. *Aus dem Paderbörnischen.* 12mo Herrman Kleinscmidt vam Stoile tho Paterborn. 13tio Berend Ludowig, vam Stoile tho Brakele. 14to Johan Piperling vam Stoile tho Dringelberg. 15to Peter Pispink, vam Stoile tho Sutheim. *Aus dem Vest Limburg.* 16to Diederich in den Wyden vam Stoile tho Limburg. *Aus der Grapschafft Ritteberg.* 17mo Hanns Grawen, vom Stoile tho Rettberge. *Aus dem Herzogthum Westphalen.* 18mo Henrick Kleinschmidt, vam Stoile tho Volkmissen. 19no Henrick Winendes, vom Stoile tho Medeback. 20mo Theodorus Dortenleben, vom Stoile tho Fredeburg. 21mo Bernhardt Rotendorpe, vam Stoile tho Balve. 22do Heinemann Weffer, vam Stoile tho Cannstein. 23tio Johann Ising. vam Stoile tho Astinghusen. Uytbliven sind 38 Stoilheerens. 62 Frygrefen als hierna geschrieven steet u. ſ. w. Um zu veranſchaulichen, wie zahlreich die Freiſtühle waren, führen wir aus dem gerichtlichen Verzeichniſſe der freien Stühle der Freigrafſchaft von Söſt und der Renten eines ſoeſter Freigrafen vom J. 1505 [17]) jene an. Nachdem hier geſagt iſt: Das iſt die Freigrafſchaft derer von Söſt und die Freien-Stühle, die darin liegen. Die Freigrafſchaft gehet an bei dem Kalden Howe up den Hellweg dair de bicke kombt, dorch den Doirfloet, langs na Oistoenen vor den Kerbove her u. ſ. w., und die Grenzen auf das Genaueſte beſchrieben worden ſind, wird weiter geſagt: Item die Söſtiſche Hecke ſcheidet die Freigrafſchaft und das Gericht. Item die Kirchſpiele Dineker, Welver und Sweve gehören alle drei in die Freigrafſchaft von Söſt. Item dieß ſind die freien Stühle, die in der Freigrafſchaft von Söſt liegen. Item einer zu Söſt auf der Treppe vor dem Rathhauſe. Item einer zu Söſt auf dem Rathhauſe vor der rothen Tafel. Item einer vor der Elwerkes-Pforte „up dem wedde pote." Item einer zu Lütken-Annepen auf dem Brincke an dem Hellwege, da ſich zum mindeſten zwei Gerichte zu halten gebühren binnen Jahres, das eine nach St. Michaelis-Tage, und dann ſollen die Bauerſchaften aus den zwei Kapſeln

damus, concedimus et donamus, statuentes, decernentes, auctoritate praesentium et volentes ut dictus Episcopus, successoresque sui ac ipsa Mindensis Ecclesia, dictas duas sedes cum universis et in singulis jurisdictionibus, honoribus, praerogativis, juribus, gratiis, utilitatibus, commodis et libertatibus tenere, habere, ac ipsis gaudere debeant, quibus caeteri consimiles sedes habentes, sicut ducatus Ascaniae et Westfaliae gaudent, jure vel consuetudine quomodolibet potiuntur. 14) Bei *Senckenberg*, Corp. Jur. Germ. P. II. über die, welche Freiſtühle hatten, ſ. auch die alte weſtfäliſche Gerichtsordnung bei *Hahn*, Collect. Monumentor. T. II. p. 611.

15) Bei Wigand S. 262 fg. 16) Hütter S. 38 ſagt: „Die Verſitzer, welches Fürſten aus dem weltlichen und geiſtlichen Stande, mitunter auch Grafen und Edelleute waren, hießen Stuhlherren, dirigirten das ganze Gericht und hatten den erſten Rang. Datt (De pace Imperii publica) behauptet, daß die Stuhlherren in dem Gerichte nicht präſidirt, ſondern durch ihre Freigrafen das Präſidentenamt verrichten laſſen. Er widerlegt ſich aber ſelbſt, weil im oben angeführten Buche Nr. 12 Heinrich von Lindenhorſt als ein Freigraf zu Dortmund und Stuhlherr der kaiſerlichen Kammer und Grafſchaft daſelbſt angeführt wird, und alſo Stuhlherr und Freigraf an einem Orte und in einer Perſon war." Aber dieſes hatte nur ausnahmsweiſe ſtatt. Außer dem Heinrich von Lindenhorſt hat Datt uns noch einige Namen von Stuhlherren aufbehalten, als: Dietrich von Wyckſtede zu Brunnyhuſen, Gerhard und Adolf von Bodelſwingen und Heinrich von Weſthofer.

17) Bei Troß S. 61—63.

Digitized by Google

Welwer und Swewe nach alter Gewohnheit da ſein, das andere Gericht kurz nach Paſchen (Oſtern). Item einer (ein Freiſtuhl) zu Oſtönen in des „Wulves Hove“ hinter dem Hauſe unter dem Apfelbaume nach Söſt wärts (zugekehrt). Item da gebührt dem Hausherrn, der auf dem Hofe wohnet, die Tafeln zu bereiten, und wannehr da ein Freigraf und (die) Stuhlherren derer von Söſt das Gericht alda beſeſſen haben, dann gebührt demſelben, der auf dem Hofe wohnet, einen neuen Begger mit Weine, ein gebratenes Huhn, und fort (ferner) twe pennige wegge (zwei Pfennigwecken) zu bringen. Item demſelben gebührt vor alle freie Stühle derer von Söſt zu gehen. Item wannehr ein Hausherr, der auf demſelbigen Hofe wohnet, er ſei, wer er ſei, der eine Jungfrau oder Frau zur heiligen Ehe nimmt, ſo gebührt einem Freigrafen von Söſt deſſelbigen Braut zu empfangen vor dem Hofe und (zu) nehmen ſie bei ihrem Arme und (zu) leiten (führen) ſie auf ihren Brautſtuhl, und (zu) gehen bei ihr ſitzen, und dann gebührt dem Freigrafen von Söſt von dem Hausherrn und (der) Braut zwei neue Handſchuh, ein Gulden, darin des Kaiſers oder Königs Münze ſtehen, ein neuer Becher mit rheiniſchem Weine und ein gebraten Huhn. Item es ſoll kein Mann auf dem Hofe wohnen, der eigen oder unecht (unehelich geboren) ſei, mer (ferner) he sal so gekleidet syn, dat he vor alle vrygestoele, wo vurss moge gehen. Item up der vurss hove hevet niemand gebott, noch verboth mit gehnerley Recht, den allein ein vrygreve der van Soest. Item noch einen freien Stuhl zu Mawyck in Johann Fürſtenbergs Hofe. Item einen zu Rhyten. Item einer zu Dorpe Flederike in dem Dorpe (Dorfe) unter der großen Eiche. Item noch einer zu Medeke in dem Dorfe up dem Tigge auf dem grünen Brinke, auf dieſſeit des Weges, der nach dem weißen Hofe beſitzet. Item einen freien Stuhl bei Sunddincker, geheißen an dem Rodensteine, den ein Freigraf von Söſt beſitzet, und kehrt ſich (iſt gerichtet) nach Söſt, und ein vrygreve des hertzogen van Cleve (d. h. eine einen Freigrafen vorſtellende Bildſäule) und kehret ſich nach dem Hamm. Item einer zu Endeke up dem Tygge. Item noch einen freien Stuhl bei der Heyden-Mühle up der Roden beche (an dem rothen Bach), den auch ein Freigraf von Söſt beſitzet, und kehret ſich (iſt gerichtet) nach Söſt, und des hertzogen vun Cleve u. ſ. w. vrygreve (d. h. die denſelben vorſtellende Bildſäule), und kehret ſich nach dem Hamme und dem Lande von der Mark. Item einen freien Stuhl zu Recklinghuss unter der Linde upp dem Tigge vor derer von Weloer Hofe, der nun zur Zeit der Ruyſe unterhat. Item wannehr ein Freigrafe von Söſt mit den Stuhlherren dieſen Stuhl beſitzen wollen, ſo gebührt dem Schulzen auf dem Hofe die Tafeln mit Kiſſen, Bänken, Stühlen und andrer Geräthſchaft zu bereiten, und als (nachdem) der Stuhl beſeſſen und das Gericht geſchehen iſt, gebührt demſelbigen zu bringen einen weißen Lacken, einen neuen Söſtiſchen Becher mit Wein, ein gebraten Huhn und vier Wecken, „so vacken“ (ſo oft) als der Freiſtuhl beſeſſen wird. Item noch einen Freienſtuhl zu Edinckhuiß, vor des Lutke Hofe, den nun zur Zeit Hermann Stolle unterhat, und (es) gebührt dem Schulzen des Hofes zu thun in allen Maaßen, als von dem Schulzen von Recklingshuß ſtehet geſchrieben. (*Ferdinand Wachter.*)

FREITAG, heißt der ſechste Tag unſerer Woche, welcher bei den Juden die Woche beſchließt, bei den Muhammedanern dagegen ein Feiertag iſt, und von der Verſammlung in den Moſcheen Dſchuma, oder Tag der Zuſammenkunft, genannt wird. Seine teutſche Benennung iſt eine Überſetzung des lateiniſchen *dies Veneris*, nach dem Namen der nordiſchen Venus *Frigga* oder *Freia*, woher ſich im Schwediſchen ſein Name *Fredag* von *Fridag* für *Frikelsdag* oder *Freiheitstag* unterſcheidet. Die Urſache ſeiner Benennung iſt der ägyptiſche Glaube an die Planetenherrſchaft, welche vom Saturn in der erſten Stunde des Sonnabends an ſtündlich wechſelnd für die Venus auf die erſte Stunde des Freitags trifft. Viele Bauern betrachten dieſen Tag um ſeines Namens willen als den ſchicklichſten zum Freien, und wählen ihn daher vorzugsweiſe zum Hochzeitstage. Er gilt aber auch als wetterwendiſch, oder als ein Tag, welcher gern ſein eigenes Wetter habe. Der Freitag vor Oſtern iſt bei den Chriſten ein ſtreng gefeierter Bußtag, weil Chriſtus an dieſem Tage gekreuzigt wurde, und wird ebendeshalb Charfreitag oder auch der ſtille Freitag, als der wichtigſte Tag der Char- oder Leidens- und Marterwoche, genannt. Ehedem hieß er auch der gute Freitag, wie im Engliſchen *good Friday*, im Däniſchen aber *Langfredag*, deſſen Bedeutung nicht verſchieden ſcheint vom franzöſiſchen *Vendredi saint*, welches der Bezeichnung der ſtillen Woche durch *semaine sainte* entſpricht. (*G. F. Grotefend.*)

FREITAG, ein niederländiſcher Kriegsbaumeiſter, der die Grundſätze der von den Niederländern bei ihrem Feſtungsbau angenommenen Regeln in ein Syſtem brachte und ſie auf dieſe Art der Nachwelt überlieferte. Als dieſes Volk ſich von der ſpaniſchen Regierung losriß, waren ihm aus leicht begreiflichen Urſachen Kriegsplätze nothwendig, zu deren Bau nach der alten ſpaniſchen Befeſtigung es an Zeit und Materialien fehlte. Doch kam ihnen der niedrige Boden zu ſtatten, der ihnen erlaubte, ſowol den Hauptwall als die Außenwerke mit Waſſergräben zu umſchließen, dem öfters noch ein Vorgraben, außerhalb des bedeckten Weges, beigefügt ward. Eine Fauſſebray umſchloß die ganze Feſtung, zur Vertheidigung der Contreſcarpe und des naſſen Grabens. Viele und mancherlei Außenwerke umgeben dieſen, bald weniger, bald mehr vor den Hauptwall vorgeſchoben. Die Hornwerke beſonders wurden ſehr häufig angebracht, wenn die Fronten der zu befeſtigenden Stadt nur einigermaßen Gelegenheit dazu darboten; doch wurden auch Kronenwerke (w. n. i.) und viele andere kleinere angebracht. Wie ſchon ſeit Anfang, ſtanden die Flanken ſtets ſenkrecht auf der Courtine, die ſtets 30 Ruthen lang iſt, um die Streichlinie nicht zu groß werden zu laſſen, und dennoch 24 Ruthen zur Beſetzung der Face mit Kanonen übrig zu haben. Der Bollwerkswinkel iſt ⅔ des Polygonwinkels, der wegen einer großen Nebenflanke nicht über 90 Grad ſein darf.

Alle Feſtungen dieſer Art werden in Groß- und

Digitized by Google

Klein-Royal getheilt, die übrigen Maße ſind bei erſteren zu einer Streichlinie von 60 rheinl. Ruthen:

Walltheile.	VI. Eck.		VIII. Eck.		XII. Eck.	
Die innere Polygon	62 R.	38′	63 R.	64′	64 R.	71′
Der kleine Radius . .	62	38	83	1	124	99
Die Capitale des Bollwerkes	18	71	20	30	24	85
Die Flanke	8	—	10	—	12	—
Die Kehle	13	19	13	82	14	35
Anlage des Wallganges	5	5	6	5	7	—
Äußere Böſchung . .	—	7,92	—	9,7	—	9,7
Obere Breite der Bruſtwehr	—	4	—	4,17	1	7,5
Innere Höhe . . .	—	5	—	5	—	5
Äußere Höhe . . .	—	3,33	—	3,33	—	3,33
Wallgang der Fauſſebray	—	12,5	—	17,5	—	17,5
Obere Grabenbreite .	8	—	10	—	11	—
Tiefe deſſelben	—	8	—	10	—	10
Die Böſchungen deſſelben	—	8	—	11	—	10
Breite des bedeckten Weges	—	2,5	—	7,5	1	7,5
Anlage des Glacis . .	—	7,5	6	1,67	6	5,83
Höhe deſſelben	—	5	—	5	—	5

Bei den teutſchen Ingenieuren ward während des 30jährigen Krieges dieſes Syſtem vielfach nachgeahmt und auf mancherlei Art verbeſſert. Marolois', Ruſenſtein's, Scheither's, Klengel's Herr und ſelbſt der große Cöhorn gründeten ihre Vorſchläge darauf. Man findet hier und da theilweiſe Spuren an noch exiſtirenden Feſtungen der nordiſchen Länder. (*v. Hoyer.*)

FREITAG, 1) Arnold, Arzt, wurde gegen 1560 in Emmerich im Herzogthume Cleve geboren, und ſtarb im J. 1614. Über ſein Leben iſt nur ſoviel bekannt, daß er in Antwerpen prakticirte und im J. 1589 auf kurze Zeit eine Profeſſur in Helmſtedt bekleidete. Er iſt Verfaſſer einer Mythologia ethica (Antwerp. 1579. 4.), und überſetzte die Schriften von Dupleſſis-Mornay über die Wahrheit der chriſtlichen Religion und über Leben und Tod (Herborn 1602. 12.), ſowie ein ſpaniſches Werk über die Medicin der Seele, oder die Kunſt zu ſterben. (Bremen 1614. 12.) Früher überſetzte er auch die diätetiſche Schrift des bologneſer Arztes Balthaſar Piſanelli über die Nahrungsmittel und Getränke: De esculentorum potulentorumque facultatibus. (Herbornae 1593. 12. Ibid. 1614. 12. Genev. 1620. 16. Bruxell. 1662. 16. Osnabrug. 1677. 12.)

2) Johann, Arzt, wurde am 30. Oct. 1581 zu Weſel im Herzogthume Cleve geboren. Seine reformirten Ältern fanden ſich des Glaubens halber veranlaßt, nach Osnabrück überzuſiedeln. Nachdem er in Osnabrück, Cöln und Weſel die gehörige Vorbildung gewonnen hatte, ſtudirte er in Helmſtedt und Roſtock, und wurde Hauslehrer bei dem bekannten Profeſſor Meibomius in Helmſtedt. Er docirte dann einige Jahre in Helmſtedt und ging 1618 als Leibarzt des Biſchofs nach Osnabrück. 23 Jahre lang war er in Osnabrück Leibarzt bei drei verſchiedenen Biſchöfen, und zuletzt wurde er doch verabſchiedet, weil er die Religion ſeiner Väter nicht abſchwören wollte. Dafür wurde ihm die Genugthuung, daß er durch Vermittelung der Grafen von Naſſau und Bentheim 1631 eine mediciniſche Profeſſur in Gröningen erhielt, welche er bis zu ſeinem am 8. Febr. 1641 erfolgten Tode bekleidete. Freitag gehörte der chemiatriſchen Schule an. Dieſe Richtung verwickelte ihn gegen das Ende ſeines Lebens in einen Streit mit dem wittenberger Profeſſor Sennert, der von ſeiner Seite mit größter Leidenſchaftlichkeit geführt wurde (ſ. Sprengel's Geſchichte der Medicin. 4. Bd. Abſch. 13. §. 12). Sennert behauptete nämlich die Unabhängigkeit der Form von der Materie und die Erzeugung aus Nichts, und Freitag ging ſoweit, ihn deshalb, mit Bezugnahme auf Bibelſtellen, als Ketzer, als Verächter des Wortes Gottes, als Gotteslästerer zu bezeichnen. Sennert fand ſich dadurch veranlaßt, Gutachten von acht theologiſchen Facultäten einzuholen über die zwei Fragen: a) ob es Blasphemie ſei, zu ſagen, daß die Formen von Gott aus Nichts geſchaffen worden; b) ob der Sinn der von Freitag angezogenen Bibelſtellen (Genesis 1, 24 und 2, 19) der ſei, daß die Seelen der Thiere aus der Materie geſchaffen worden. Faſt alle Facultäten erklärten ſich für Sennert, der die Gutachten veröffentlichte. (De origine et natura animarum in brutis sententiae Cl. Theologorum in aliquot Germaniae academiis. (Witteberg. 1638.)

Freitag's Schriften ſind: Noctes medicae, sive de abusu medicinae tractatus, quo universum medicastrorum examen, empiricorum modernorum uberrima annona, uromantes seu lotio physici, agyrtae, ophthalmici, dentifrangibuli chirurgi, genethliaci, seplasiarioinstitores, myropolae, pseudochymici, umbratici doctores Paracelsicarum sectae, magomedicastri, sagae et superstitiosam vulgo curam exercentes perstringuntur, de magia vetita et magorum suppliciis agitur, artis Paracelsicae fundamenta luculenter traduntur, examinantur et evertuntur, scitu necessariae et jucundae omnibus omnium facultatum studiosis quaestiones moventur. Accessit dissertatio perspicua de sanitate et morbo novis verarum opinionum flosculis respersa, et poëmatum juvenilium manipulus calci operis annexus. (Francof. 1616. 4.) — Aurora medicorum galeno-chymicorum, seu de recta purgandi methodo e priscae sapientiae decretis postliminio in lucem reducta etc. (Francof. 1630. 4.) — Diss. de morbis substantiaę et cognatis quaestionibus, contra hujus temporis novatores et paradoxologos. (Groning. 1632. 12.) — Diss. calidi innati essentiam juxta veteris medicinae et philosophiae decreta explicans, opposita neotericorum et novatorum paradoxis. (Groning. 1632.) — Casus aegritudinis per Jac. Ottonis cum Freitagio communicatus. (Groning. 1632. 12.) — Consilium in catarrho calido. (Groning. 1632. 12.) — De Opii natura et medicamentis opiatis liber singularis, cui de nova phthisin curandi ratione consilium et diversaę consultationes medicinales sub finem accessere. (Groning. 1632. Lips. 1635. 12.) — Diss. de formarum

Digitized by Google

origine. (Groning. 1633.) — Oratio panegyrica de persona et officio pharmacopoei et pharmacopolio rite recteque instruendo. (Groning. 1633. 4.) — Detectio et solida refutatio novae sectae Sennerto-paracelsicae, qua antiqua veritatis oracula et Aristotelicae et Galenicae doctrinae fundamenta convellere moliuntur. (Amstelod. 1636. 12. Groning. 1637.)

3) Johann, ein anderer Arzt des 17. Jahrh., wurde am 25. März 1587 zu Perleberg in der Mark Brandenburg geboren, ſtudirte in Frankfurt, Wittenberg, Wien, Baſel, promovirte 1617 in Padua und prakticirte dann in Regensburg, woſelbſt er auch am 24. Sept. 1654 ſtarb. Er iſt Verfaſſer der unbedeutenden, erſt nach ſeinem Tode herausgekommenen, Schrift: Kurzer Bericht von der Melancholia hypochondriaca, nebſt zwölf curioſen Fragen von der Analogia der großen Welt mit der kleinen. (Augsburg 1678. 12.)

4) Johann Heinrich, ein Arzt des 17. Jahrh., der wahrſcheinlich in Quedlinburg prakticirte, war Anhänger der chemiatriſchen Schule, für deren Wahrheit er in folgender Schrift ein Zeugniß abzulegen ſich bemühte: Catalogi testium veritatis prodromus, hoc est, Observationum medico-chirurgicarum ad methodum chimicam institutarum Centuria prima. (Halberstadt. et Quedlinb. 1635. 4. Ib. 1636. 12.) (*F. W. Theile.*)

FREIUNG, von freien, frei machen, ein Privilegium ertheilen, in alter Form frien [1]), frigen, Praeteritum frite, plattteutſch frijen [2]), angelſächſiſch frian, engliſch free, altnordiſch fria, ſchwediſch fria, frei machen, befreien. Die alte Form von Freiung iſt Friunge, Vriunge, Befreiung, z. B. von aller Zollentrichtung [3]). In Gloſſen wird privilegium durch Vriunge [4]) erklärt. Freiung bedeutet ſowol die Handlung des Befreiens, als die dadurch ertheilte Freiheit, das heißt vornehmlich Immunität. Speciell wird Freiung von der Freiheit oder Immunität des Aſyls und dem Privilegium der Immunität, der Heiligkeit und des Aſylrechts und für die durch daſſelbe bewirkte Sicherheit vor Rache und Strafe gebraucht. So z. B. heißt es in einem Privilegium der bairiſchen Herzoge [5]) vom J. 1374: das hinfür kain Brenner oder Mortbrenner, Strassrauber oder Dieb, haimlicher oder offentlicher — — kaines friedes, *Freyung*, gelaites — — — nicht geniessen sollen. Karl IV. ſagt in dem nördlinger Diplom vom J. 1353 [6]): dass dieselben kain *Freyung* haben sollen, noch die niessen, an kainen stetten. In den Monum. Boic. [7]) kommt vor: ob das wer, dass einer schuldig wurd von eins todschlags wegen, wenn der in unser *closter* komt, der sol frid darinnen haben, als unser *freiung* herkommen ist. Karl IV. ertheilt im J. 1360 den ſechs Städten der Lauſitz [8]): daz alle schedliche Leute in allen den egenannten Stetten und mit namen in allen Clostirn adir Kirchen, wie die genannt sint, keine *Freihunge* nach (noch) Fride furbas mer haben sullen nach gewinnen. Kaiſer Friedrich III. ſagt in der Georgen von Grafeneck im J. 1463 gegebenen Urkunde [9]): dass er nun hinfüro all und ieglich Leut, es seyen Frauen oder Manns-Geschlechte, die umb Geld Schulden, Todtschlage und anderer Verhandlung und Frevel

1) ſ. Nachweiſungen bei Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 589. Konrad von Würzburg, Vom trojaniſchen Kriege Z. 19864 (bei Müller, Sammlung. 3. Bd. S. 145) ſagt: si waz gefriet und geschelte vor unwandelbarem meine. Wirnt von Gravenberch, Wigalois Z. 2313 (Ausgabe von Benecke S. 88) ſingt: Gefriet was daz hundelin von der tiostiure, d. h. durch den ritterlichen Zweikampf war bewirkt, daß Niemand an den Hund Anſpruch machen konnte, als die Perſon, der er rechtmäßig gehörte. Vergl. die Urkunde vom J. 1385 bei *Meichelbeck*, Hist. Frising. T. II. P. II. p. 201: zu *freyn* und ze schirmen vor menkleichs ansprach, als chausa recht ist und als dez landes recht ist ze Oesterreich. In einer kieler Urkunde vom J. 1377 (bei *de Westphalen*, Monum. inedita. T. III. p. 589) heißt es: Also dat wy und unse Erfnamen eme dat schölen *vrigen*, und alle de jennen, de der mit Rechte upspecken willen, also dat se dat schölen hebben *vrig* und unbeworren u. ſ. w. Lateiniſch wird frien, frigen, freien, ausgedrückt 1) durch liberare; ſo z. B. in einer Urkunde des Königs Rudolf vom J. 1290 (bei *Leiser*, Chron. p. 210): exceptis domibus et curiis, quas inhabitant Religiosi, quaecunque antecessorum nostrorum et nostra liberalitate hactenus *libertatae et libertabuntur* in antea, de nostra gratia speciali; 2) durch libertati donare; ſo z. B. in der Urkunde des Kurfürſten Rudolf I. von Sachſen (bei *Eller*, Chron. Beltiz. p. 160): redditus et census suos praecitato altari appropriamus eorumque proprietatem donamus plenariae ecclesiasticae libertati; 3) durch serenare a jugo; ſo z. B. in einer hennebergiſchen Urkunde vom J. 1361 (bei *Kuchenbecker*, Annal. Hass. Coll. I. p. 138): universaliter eos ab omni jugo potestatis Laicae serenantes. 2) In der Zuſammenſetzung entfrijen; ſo z. B. in einer Urkunde beim Mushard S. 309 (vergl. Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 1. Th. S. 454): Were aver, dat en (ihnen) dar jenich Hindernisse an scheghe — so wille wy — inkomen to Stade, und der nicht uth, wy en hebben en dat Ghud *entfriet*, edder ere minne gemaket. In einer Urkunde vom J. 1366 (bei *de Westphalen* l. l. T. III. p. 188): des schöle wy en entweren unt *entfrigen* mit Rechte.

3) So z. B. bei Weſtenrieder, Beiträge S. 169. 4) Bei Mone, Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit. Jahrg. 1835. S. 235. Vergl. das Zeitwort freien in der Bedeutung von privilegiren, ein Privilegium ertheilen (privilegio donare). So z. B. in einer coburgiſchen Urkunde des Landgrafen Friedrich von Thüringen vom J. 1370 (bei Hönn, Coburgiſche Chronik. 2. Buch. S. 88): dass wir Conzen Münzmeister, ihren Mitburger doselbens ewiglich und alle dieweil er lebet, (von) denen Stadt-Gesetzen, Gewohnheiten noch Rechten, nich *freyen* noch aussetzen wollen, und auch von dieser Zeit inwendig ewigen Jahren nächst aneinander folgenden denen (decheinen, d. h. keinen) andern Burger zu Coburg, reich noch arme, wer der sey, nimmer von den ehegen. Stadt-Gesätzen, Gewohnheiten noch Rechten nicht frey geben noch begnaden wollen u. ſ. w. In einer Urkunde des Kaiſers Friedrich III. vom J. 1465 (bei Lünig, Reichsarchiv. Spicil. Secul. T. I. p. 400) ſagt der Procurator des Pfalzgrafen: Nun wern die Fürsten *gefreyet*, dass in solchem drey Ladung zugeschickt werden solten u. ſ. w. Im Oberteutſchen hat ſich freien, in der Bedeutung von privilegiren, erhalten, z. B. eine gefreite Manufactur, d. h. eine privilegirte. Im Hochteutſchen iſt noch gewöhnlich der im Betreff des Militairweſens gebräuchliche Ausdruck: ein Gefreiter oder der Gefreite, d. h. ein gemeiner Soldat, der vom Schildwacheſtehen befreit iſt, dem es aber obliegt, die andern Schildwachen aufzuführen, zu patrouilliren u. ſ. w. 5) Privilegia Ducatus Bavariae p. 34. 6) Vergl. *Haltaus*, Gloss. Germ. col. 501 unter *Freyung*. 7) Vol. X. p. 372; vergl. Jac. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer S. 886. 8) Vergl. *Haltaus* l. l. col. 500. 9) Bei Lünig, Reichsarchiv. Spicil. Sec. T. I. p. 228 u. ſ. w.

Digitized by Google

wegen, so sye begangen hetten, und in das Schloss Burgberg kommen warden, einnehmen und enthalten soll und mag, die auch alsdann in demselben Schloss, als lang sye darinnen sein, *kayserliche Freyung*, *Fridt* und *Sicherheit* haben, von niemand daraus genommen, noch darin beschwert werden sollen, doch hierinn hindangesetzt und ausgenommen solch Personen, die sich mit Belaydigung unserer und unserer Nachkommen am Reiche, Kays. Mayest. verhandelt hetten, auch offenbar Morder und Brenner. Nach einem Document des Kloſters Hirſau [10]) wird ein Räuber von der weltlichen Gewalt aus der dem Kloſter gehörigen öffentlichen Herberge, in welche er geflohen war, genommen, und macht die Einrede und beweiſt aus Documenten, daſelbſt ſei eine Freiſtätte ſeit langer Zeit, „und habe sich der Freyung menger (mancher) beholffen.“ Durch dieſe Beweisgründe bewogen, „haben (die Richter) ihm mit Recht wieder in die Freyheit erkennet,“ d. h. haben das Erkenntniß gegeben, daß er wieder in die Freiſtätte zurückgeſetzt werden ſolle. „Freiheit“ [11]) bedeutet nämlich hier ſoviel als Freiſtätte. Dieſes bedeutet in übertragener Bedeutung auch Freiung. So z. B. heißt es bei Heider aus Acten vom J. 1514 [12]): Solchen grossen Frevel und Muthwillen der Beklagte vor Ir Gnaden (der Äbtiſſin) uff der Pfallentz in der *Freyung*, welche dann von Konigen und Kaysern hochlöblich *gefrigt* ist, begangen hat u. ſ. w. Kaiſer Karl IV. ſagt in der nürnberger Urkunde vom J. 1374 [13]): Auch wollen wir, durch Mehrung des Friedens, dass kein Mörder, der einen Mord und fährlichen Tod begangen und das kundlich und gewiss ist dem mehren Theil Rath und den Schöffen, der soll keine *Freyung* geniessen weder zu St. Gilgan zu den Teutschen Hauss, noch auf der Burg, noch keiner Statt, wann ob er dahin fliehe, so mag ihn der Schultheiss und die Burger aus der *Freyung* nehmen, ohn alle buss und poen, darinn sie gegen uns, dem Reich und allen Leuthen verfallen möchten. Zuſammenſetzungen mit Freiung ſind 1) das Freiungsrecht, jus asyli, das Recht, eine Freiung (Freiſtätte) zu haben; 2) der Freiungsſtein iſt eine Art der Markſteine (Grenzſteine), und bedeutet einen ſolchen, durch welchen die Grenze beſtimmt wird, wie weit der Bezirk der beſondern Freiheiten, deren man ſich in demſelben bedienen kann, ſich erſtreckt [14]).

(*Ferdinand Wachter.*)

FREIZÜGIGKEIT, freier Zug, heißt in der gebräuchlichſten Bedeutung des Wortes ein ſolcher Übergang des Vermögens von Einheimiſchen auf Auswärtige, oder aus einem Staate in einen andern, welcher durch keine Abgabe von dieſem Vermögen bedingt iſt. Die gewöhnlichſten, hierher gehörigen, Fälle ſind Auswanderung und Succeſſion eines Fremden durch Erbſchaft, Legat, Tauſch, Kauf, Schenkung, Mitgift u. ſ. w. Die Freizügigkeit läßt ſich demnach nicht etwa blos bei eigentlichen Vermögensexportationen, welche der Natur der Sache nach nur das bewegliche Vermögen treffen können, ſondern auch bei dem Übergange von Immobilien auf einen Angehörigen eines andern Staates denken. An und für ſich iſt die Freizügigkeit Nichts weiter, als eine ſich von ſelbſt verſtehende Folge aus der Freiheit der Perſon und des Eigenthums, ſodaß eine Beſchränkung oder gar eine Verweigerung derſelben nie aus der Idee des Staates, welcher jene Freiheit zu reſpectiren und zu fördern hat, hergeleitet, ſondern nur als eine Schwäche ſeiner innern Ausbildung, ſeines Rechtszuſtandes oder ſeiner materiellen Subſiſtenzmittel gedeutet werden kann. In beſondern Betracht kommt daher die Freizügigkeit nur in ſofern, als ſie entweder in manchen Staaten noch nicht vollſtändig beſteht, oder aber da, wo ſie beſteht, erſt durch poſitive Beſtimmungen, unter andern durch die ſogenannten Freizügigkeitsverträge hat eingeführt und geſichert werden müſſen. In dieſer hiſtoriſchen Beziehung iſt ſie als die Aufhebung aller der Arten von Vermögensabzügen aufzufaſſen, welche vordem in einem der vorhin gedachten Fälle, vorzugsweiſe aber bei Auswanderungen und Vererbungen, dem Staate, oder einer Standes- oder Grundherrſchaft, einer Corporation, einem geiſtlichen Stifte oder einem Privatberechtigten zuſtanden, und welche unter mancherlei Benennungen, z. B. gabella emigrationis, detractus, Abzug, Nachſteuer u. ſ. w. bei Auswanderungen — gabella hereditaria, Erbſchaftsgeld, Abſchoß u. ſ. w. bei Vererbungen — vorkommen. In obiger Bedeutung nimmt der unten näher zu erwähnende Beſchluß der teutſchen Bundesverſammlung vom 23. Juni 1817 das Wort Freizügigkeit, denn dort iſt eben nur von den Vermögensabgaben die Rede, welche bis dahin im Falle eines Vermögensüberganges der fraglichen Art erhoben

10) Bei *Besold*, Documenta Monasterii Hirsaug. p. 611 sq. 11) „Freiheit“ hat nämlich unter ſeinen vielen Bedeutungen die eines mit Privilegien begabten Ortes, namentliche gewiſſe Häuſer und Straßen, welche von manchen bürgerlichen Laſten und Einſchränkungen befreit ſind. So z. B. heißt in Naumburg die zum Domſtifte gehörige Herrengaſſe und der um die Domkirche befindliche Platz die Herren- oder die Domfreiheit, und dient zur Vergleichung mit dem Namen: „Die Freiung,“ wie der berühmte Platz in Wien heißt. In Weſtfalen werden Flecken oder Marktflecken, nämlich große, mit gewiſſen Gerechtſamen begabte, Dörfer, durch die Benennung „Freiheiten“ bezeichnet. Dieſe Bedeutung iſt eine übertragene von Freiheit in der Bedeutung von Privilegium; ſ. Beiſpiele bei *Haltaus* col. 496. Sowie Freiung und Freiheit beides Privilegium bedeuten, ſo auch haben beide die auf den privilegirten Ort übertragene Bedeutung. So z. B. wenn es bei Funck (Görliger Annalen zum J. 1410) heißt: hatt Hempel Stellmacher aufm Rademarckte bekennet, das er sein Haus auf der Stelle, da zuvor *die alte Strasse* gangen, aus Gunst gesetzt, ist schuldig, wenn es der Rath wieder haben wil, abzubrechen, dieweil es auf der *Freyheit* stehet. Hierfür konnte ebenſo gut „auf der Freyung“ gebraucht werden. Ebenſo z. B. in dem Privilegium des K. Sigismund (bei Lünig, Reichsarchiv. Spicil. Sec. T. I. p. 1605): in des Waldes *Früheide*. 12) *Lind.* Deduct. p. 821. 13) Bei Lünig, Reichsarchiv. Pars Spec. Contin. IV. P. II. p. 91. Vergl. deſſelben Kayſers Privilegium des Teutſchen Hauſes zu Heilbrunn vom J. 1335 bei *Pufendorf*, De Jurisdict. Germ. p. 343 sq.

14) *Heinr. Hildebrand*, Diss. de Diversitate Lapid. final. eorumque jure. (Altdorf. 1710.) §. VII. p. 8 seqq. *Schramm*, Saxonia monumentis viarum illustrata p. 85.

Digitized by Google

werden konnten. Nun beſtand aber auch hier und da der Grundſatz, daß die Erbſchaft eines im Inlande verſtorbenen Fremden nicht deſſen Erben, ſondern dem Fiscus gebühre, oder auch, wie namentlich ehedem in Frankreich, daß ein Fremder in die ihm dort anfallende Erbſchaft nicht ſuccediren könne, ſondern daß hier, beim Mangel franzöſiſcher Erben, ebenfalls der Fiscus eintrete (Fremdlingsrecht, jus albinagii, droit d'aubaine). Hier konnte alſo der Erbe ſelbſt nicht einmal durch eine Abgabe das Vermögen ſeines Erblaſſers löſen. Auch das Wegfallen dieſer Beſchränkung wird man, wenn man will, unter dem Namen Freizügigkeit begreifen können. In der einen wie in der andern Bedeutung iſt die Freizügigkeit eine Errungenſchaft, an welcher Jahrhunderte des Mittelalters, wie der neuern Zeit, zu arbeiten gehabt haben. Sie iſt ein, wenn auch nur untergeordneter, Beſtandtheil der Aufgabe geweſen, deren allmälige Löſung in der Entwickelungsgeſchichte der Staaten eine Hauptrolle ſpielt; denn ihr Geſichtspunkt iſt die ſittliche Freiheit, die ſich nach Außen hin weſentlich im Eigenthume bethätigt und durch den dieſem Momente angethanen Zwang ſelbſt beeinträchtigt wird; das klare Bewußtſein und der reine Genuß dieſer Freiheit konnte aber erſt im Laufe der Geſchichte allmälig gewonnen werden, und unmöglich ſchon damals ſtattfinden, als die Geſellſchaft oder der Staat erſt anfing, ſich aus dem Chaos der Verhältniſſe und aus den erſten Anſätzen der Cultur herauszubilden. Der Grund, weshalb urſprünglich gar keine Freizügigkeit und ſpäterhin nur eine mehr oder weniger unvollkommene beſtanden hat, iſt daher keineswegs in willkürlichen poſitiven Satzungen und Einrichtungen zu ſuchen; er liegt vielmehr darin, daß die individuellen Intereſſen im Anfange der geſellſchaftlichen Ordnung überhaupt nicht ſchon freigegeben werden können, weil dieſe Freiheit auf einem ſolchen Standpunkte der Cultur in eine, aller Ordnung zuwiderlaufende, Willkür ausarten würde, ſondern daß ſie vorerſt von einer, nach äußerer Befeſtigung ſtrebenden, Macht mehr oder weniger willenlos bewältigt und zur Begründung einer dauerhaften Einrichtung verwendet werden müſſen, deren weſentlicher Charakter es iſt, ſich in ſelbſtiſcher Abgeſchloſſenheit die Integrität ihrer Beſtandtheile und Mittel zu erhalten, und ebenſo ſich vor der Einmiſchung fremdartiger Momente, welche nicht in ihrem Plane liegen, zu bewahren. Wird ſodann ein ſolches Inſtitut — ſei dies nun ſchon der Staat ſelbſt, oder eine Abſtufung der Staatsgewalt — in ſeinen einzelnen Beziehungen durch poſitive Beſtimmungen weiter normirt, ſo iſt dies bereits ein Fortſchritt ſeiner Ausbildung und Feſtigung; und je weiter die geſellſchaftliche Ordnung auf dieſem Wege ſich entwickelt und dadurch, daß der Einzelne ſich in ſeinen Intereſſen als ſolcher einem allgemeinern Geſetze fügen gelernt hat, zugleich an innerm Beſtande gewinnt, deſto freier wird auch das Gegenſeitigkeitsverhältniß zwiſchen dem Allgemeinen und dem Beſondern, deſto unbefangener und liberaler von dem Staate der Kreis anerkannt und freigegeben, innerhalb deſſen das individuelle ſittliche Intereſſe unbedenklich ſich ſelbſt überlaſſen werden darf und muß. Dies iſt im Kurzen nun auch die allgemeine Geſchichte der Freizügigkeit als eines ſolchen individuellen Intereſſes, deſſen Freigebung auf einer gewiſſen Höhe der Cultur kein Staat mit Grunde verweigern kann. Hiermit iſt nun aber nicht geſagt, daß eine jede ſtaatliche Entwickelung unter Andern auch mit Nichtfreizügigkeit anfange, um allmälig auf Freizügigkeit hinzuarbeiten; es hängt vielmehr von äußern Umſtänden ab, ob die urſprüngliche Unfreiheit des individuellen Intereſſes nun grade in einer ſolchen Beſchränkung und allmäligen Freigebung des Eigenthums, wie dieſe hinſichtlich der Freizügigkeit vorauszuſetzen iſt, ſich äußert, oder auf andere Weiſe, z. B. darin, daß dem Einzelnen überhaupt kein Eigenthum zugeſtanden wird. Jedenfalls haben faſt alle chriſtlichen Staaten mit einem ſchroffen Gegenſatze zwiſchen Freien und Unfreien angefangen; und die vorchriſtlichen oder nichtchriſtlichen ſind dieſen Gegenſatz, wenn er in ihnen lag, ſelbſt während einer langen Zeit ihres Beſtehens nicht los geworden. Da, wo ſolchen Unfreien ein Eigenthum zugeſtanden wurde (eine Erſcheinung, die erſt in der mittelalterlichen Staatenbildung unterſchiedlich hervortritt), mußte daſſelbe wegen ſeiner Abhängigkeit von der Gnade des Herrn doch ſehr beſchränkter und anomaliſcher Natur ſein, und konnte am wenigſten eine ſolche Veränderung erleiden, wodurch es der Oberbotmäßigkeit des Herrn ohne deſſen Willen entzogen worden wäre. So war es nun im früheren Mittelalter vorzugsweiſe mit dem Inſtitute der Leibeigenſchaft oder der Hörigkeit (einer mildern Form der Unfreiheit und Rechtsunfähigkeit) beſchaffen. Der Leibeigene oder Hörige war gewiſſermaßen Eigenthümer, d. h. es hing mit ſeiner Perſon ein Complex materieller Güter zuſammen, als deſſen Seele unmittelbar er ſelbſt erſchien. Im letzten Grunde aber beſaß der Herr dieſes Eigenthum in ſeiner Perſon; er ſelbſt war daher zu jeder Eigenthumsübertragung auf Andere unfähig, welche für den Herrn eine Veräußerung geweſen ſein würde. — Eine ähnliche relative Rechtsunfähigkeit fand bei Fremden ſtatt; d. h. bei ſolchen Freien, welche nicht zu dem engern Geſellſchaftsverbande gehörten, mit deſſen Angehörigen ſie in Beziehung traten, und welche daher nach der ſolchen Genoſſenſchaften (im weiteſten Umfange dem Staate) zu Grunde liegenden Idee einer in ſich abgeſchloſſenen Geſammtbürgſchaft überhaupt keine Rechte innerhalb dieſes Vereins haben und ausüben konnten, außer in ſoweit ſie dazu durch die Vertretung und den Schutz eines Genoſſen in den Stand geſetzt wurden. Durch dieſen Schutz, welcher im Zweifel dem Staatsoberhaupte zuſtand, geriethen ſie in ein ähnliches Abhängigkeitsverhältniß, wie das des Leibeigenen oder Hörigen zum Herrn; hieraus bildete ſich dann — urſprünglich für den Schutzherrn überhaupt, in der Folge blos für den Staat — das oben erwähnte Fremdlingsrecht, wornach ſelbſt die einheimiſchen Erben eines verſtorbenen Fremden von deſſen Nachlaſſe ausgeſchloſſen wurden. Andererſeits folgte aus jener Idee die Unfähigkeit des Fremden, innerhalb der Gemeinde oder des Staates zu erben; eine ſolche Erbſchaft fiel in Frankreich gleichfalls an den Fiscus, in Teutſchland wurde ſie jedoch gegen Abzug der gabella freigegeben. — Andere Beſchränkungen der na-

Digitized by Google

türlichen Eigenthumsfreiheit, welche, wie z. B. beim Lehn, keine Rechtsunfähigkeit zum Grunde hatten, intereſſiren uns hier nicht, weil ſie mit der Freizügigkeit in keiner hiſtoriſchen Verbindung ſtehen. — Die urſprüngliche unbedingte Unfähigkeit einer Vermögensübertragung der fraglichen Art verſchwand allmälig, indem ſie in das Inſtitut des Abſchoſſes und der Nachſteuer überging, oder die Idee von der Rechtsunfähigkeit des Fremden ſich nicht mehr unterſchiedlich feſthalten laſſen wollte. Die unabweisbaren Einwirkungen eines ſich ausbildenden Verkehrs, einer mit dem Chriſtenthume fortſchreitenden Cultur löſten allmälig die ſtarren Formen der geſellſchaftlichen Ordnung, verſelbſtändigten die verſchiedenen Momente derſelben, und verhalfen dieſen zu einer freieren Entwickelung und Beziehung zu einander. So auch bei der Hörigkeit und jenen ausſchließlichen Rechtsgenoſſenſchaften. Der Herr fand ſich mit der Zeit veranlaßt, die Erbſchaft des Hörigen auch ſolchen Erben zuzugeſtehen, welche ihm nicht gleichfalls als Hörige unterworfen waren, oder den Hörigen ſelbſt freizulaſſen; jedoch behielt er nunmehr einen Theil der Erbſchaft oder der Habe des Freigelaſſenen als Entſchädigung zurück. Mit dem Übergange der Herrſchaft über Unfreie in die mildere Form der Voigtei, ſowie mit der Erweiterung der letztern ſelbſt über die hiſtoriſchen Grenzen der Hörigkeit hinaus erhielt die Idee, daß das Vermögen, welches dem Abhängigkeitsnexus ſeines bisherigen Beſitzers entzogen werden ſollte, durch eine Abgabe erſt gelöſt werden müſſe, ſogar eine breitere Baſis, indem man nun überhaupt aus der Voigtei herleitete, was urſprünglich doch nur Folge der Hörigkeit geweſen war. Als die Voigtei ein Vorrecht der Landesherrſchaft geworden war, nahm dieſe auch den Abſchoß und die Nachſteuer vorzugsweiſe in Anſpruch; doch verſchwand das gleiche Recht ſolcher Perſonen, welche bisher voigteiberechtigt geweſen waren, darum noch keineswegs; wenigſtens wußte man es ſich nunmehr durch eine anderweite privatrechtliche Begründung, namentlich durch Berufung auf unvordenklichen Beſitz, oder durch Erwirkung von Privilegien zu ſichern. Überhaupt iſt anzunehmen, daß man, als das Inſtitut des Abſchoſſes und der Nachſteuer einmal thatſächlich vorhanden und ſogar Gegenſtand der juriſtiſchen Dogmatik geworden war, ſeinen hiſtoriſchen Urſprung und die dadurch bezeichneten Grenzen vergaß und ihm Ideen unterlegte, die zu einer Erweiterung ſeiner Anwendbarkeit führten. So z. B. ſchrieb man der Gemeinde, welcher der Auswandernde angehört hatte, oder dem Gerichtsherrn, welchem er unterworfen geweſen war, einen Anſpruch auf die Nachſteuer aus dem Geſichtspunkte zu, daß Niemand ſeine Kräfte einem ſolchen Nexus willkürlich entziehen könne; insbeſondere bei Gemeinden wurde das Vermögen des Gemeindegenoſſen als für die Schulden der Gemeinde mit haftend angeſehen, ein Grundſatz, welcher den Gemeinden auch vielfach zu dem Rechte auf den Abſchoß verholfen haben mag. Kurz, das Inſtitut erhielt eine Ausdehnung und Ausbildung, welche beweiſt, wie ſehr man noch immer von der Idee befangen war, daß das individuelle Intereſſe dem allgemeinern oder äußerlich mächtigern untergeordnet bleiben müſſe. Dieſer Grund, welcher das Inſtitut auf einer gewiſſen Stufe der Cultur immer noch rechtfertigen konnte, fiel dagegen mit der fortſchreitenden Ausbildung aller Verkehrsverhältniſſe mehr und mehr weg. Für dieſe Ausbildung gab es keine privatrechtlichen, communalen und politiſchen Grenzen, wie ſie dem Vermögen geſetzt worden waren; es war vielmehr ihr Beruf, ſolche Schranken zu überflügeln. Mit ihr wurde dem Vermögen ein größerer Wirkungskreis überwieſen, es ſollten jetzt höhere und umfaſſendere Zwecke damit erſtrebt werden, als vordem. Was in dieſer Hinſicht den Einzelnen beſchränkte, mußte mittelbar auch von dem größern Ganzen als ein Hinderniß ſeiner Fortbildung empfunden werden; und das um ſo drückender, je häufiger der erweiterte Verkehr Anlaß zu Vermögensübertragungen der fraglichen Art gab. Seitdem iſt das Bedürfniß der Freizügigkeit allmälig lebhafter geworden, und hat ſich nicht allein in einem allgemeinern Rechtsbewußtſein und im Handel und Wandel, ſondern auch in poſitiven Satzungen ſeinen Ausdruck gegeben. So wurde die Beſchränkung des Inſtituts des Abſchoſſes und der Nachſteuer zunächſt für engere Kreiſe ohne Zweifel ſchon dadurch begünſtigt, daß der Staat das Recht auf dieſe Abgaben an ſich gebracht hatte; denn hierdurch wurde wenigſtens der Regel nach die Rechtsanſicht geltend, daß jene Abgaben nur bei Exportationen von Staat zu Staat, nicht auch bei Vermögenstranslocationen innerhalb des Staates, z. B. von Gemeinde zu Gemeinde, begründet ſeien. Im Handel und Wandel mußte das Vorurtheil gegen die Rechtsfähigkeit der Fremden ſich immer mehr verlieren; der Fremde fand ſchon eine willigere und günſtigere Aufnahme, zumal wenn er Vermögen mitbrachte; ſo kam man denn auch dahin, ſeinen einheimiſchen Erben die Succeſſion in ſeinen Nachlaß, oder ihm ſelbſt die freie Beerbung ſeines einheimiſchen Erblaſſers nicht mehr zu verſagen, wenn nicht etwa Rückſichten der Retorſion entgegen waren. Ein altes Sprüchwort ſagt: Wenn Einer zieht ein, ſoll man ihm helfen mit Rath, wenn er zieht aus, ſoll man ihm nehmen was er hat. Von poſitiven Beſtimmungen iſt hier beſonders ein Geſetz von Kaiſer Friedrich II. vom J. 1220, die ſogenannte Authentica Omnes peregrini C. communia de successionibus (6, 59) zu erwähnen. Hiernach ſollen die letzten Willensverordnungen der Fremden unverbrüchlich befolgt, und wenn ſie ohne Teſtament verſterben, ſo ſoll ihr Nachlaß wo möglich ihren Erben durch den Biſchof ausgeantwortet werden, und nicht auf den hospes (etwa den Schutzherrn oder Vertreter) übergehen — eine Beſtimmung, die das Fremdlingsrecht eigentlich gradezu aufhebt, jedoch nicht überall zur Anwendung gekommen ſein dürfte, da dieſes Recht noch lange nachher der Theorie gegenwärtig war und wenigſtens jure retorsionis auch ausgeübt wurde, namentlich gegen Frankreich. Von ferneren poſitiven Beſtimmungen zu Gunſten der teutſchen Freizügigkeit ſind die Verträge zwiſchen den verſchiedenen Staaten und mit außerteutſchen Staaten, Übereinkünfte zwiſchen Landſtänden und Landesherrn, Privilegien, die einzelnen bevorzugten Perſonen, Corporationen u. ſ. w. ertheilt wurden, und ſelbſt ein Paar Reichsgeſetze zu nennen. In dem tübinger Vertrage von 1514 erwirk-

Digitized by Google

ten die würtembergiſchen Landſtände, namentlich die Städte und Ämter, von dem Herzoge Ulrich das Zugeſtändniß, daß jeder Unterthan fürs Erſte gegen Erlegung des zehnten Pfennigs, nach 20 Jahren aber völlig frei das Land verlaſſen dürfe. Freizügigkeitsverträge waren wenigſtens im 18. Jahrh. ſchon ziemlich gewöhnlich; ähnliche Staatsverträge ſetzten wenigſtens den Betrag der Abgabe gegenſeitig feſt, z. B. auf den 10. und 20. Pfennig, während ohne eine ſolche Übereinkunft eine viel höhere Abgabe, z. B. der dritte Pfennig, genommen zu werden pflegte. Mit Frankreich wurde auch über die Aufhebung des droit d'aubaine paciscirt, ſo z. B. braunſchweigiſcher Seits in der Convention vom 16. Oct. 1778, wornach in den braunſchweigiſchen Landen all und jedes dem droit d'aubaine entſprechende Recht zu Gunſten der franzöſiſchen Unterthanen wegfallen, der Abſchoß jedoch im Betrage von 10 Procent beiderſeits beibehalten werden ſollte. Noch häufiger waren die Privilegien. Die braunſchweigiſchen Herzoge Heinrich Julius, Friedrich Ulrich und Auguſt ertheilten in den Jahren 1590, 1623 und 1651 *) den im römiſchen Reiche angeſeſſenen Erben ihrer „vornehmen Diener" in auf- und abſteigender Linie die Freiheit vom Abſchoß; im Übrigen ſollte der dritte Pfennig abgegeben werden. Den Adel ſprach z. B. die magdeburger Polizeiordnung von 1688, die Mitglieder der höchſten Reichsgerichte, die Kammer-, Gerichts- und die Reichshofrathsordnung von Abzug und Nachſteuer frei; die Privilegia der Univerſität Göttingen von 1736 ertheilten dieſe Freiheit allen Univerſitätsverwandten; Kirchen, Waiſen- und Findelhäuſer und dergl. Stiftungen erfreuten ſich derſelben Begünſtigung. Ein königl. ſächſiſches Reſcript von 1721 hob den Abſchoß von den Erbgütern zwiſchen Ältern und Kindern auf. Nebenher hatte ſich auch die Gewohnheit gebildet, gewiſſe Sachen, wie namentlich Bibliotheken, Ackergeräth und das einem Auswärtigen gegen Verzinſung zugehende Darlehen zu eximiren. — Was die Reichsgeſetzgebung betrifft, ſo konnte ſie von ihrem Standpunkte aus ſich kaum eher für die Sache intereſſiren, als bis ihr die ſeit der Reformation um der Religion willen zum Bedürfniſſe gewordenen Auswanderungen aus katholiſchen Ländern in proteſtantiſche und umgekehrt, einen allgemeinern Anlaß dazu boten. Für ſolche Fälle bewilligte der R.-A. von 1530. §. 60 ſogar ſchon den freien Ab- und Zuzug „ohne Beſchwerde einiger Nachſteuer oder Abzug der Güter;" der nachherige Religionsfriede (R.-A. von 1555. §. 24) dagegen nur den „Ab- und Zuzug, auch Verkaufung der Hab und Güter gegen ziemlichen billigen Abtrag der Leibeigenſchaft und Nachſteuer, wie es jedes Orts von Alters anhero üblich hergebracht und gehalten worden." Eine ähnliche Beſtimmung wurde im weſtfäliſchen Frieden getroffen (instrum. pacis Osnabr. art. V. §. 37). — Im Ganzen kann man annehmen, daß ſchon im 17. und jedenfalls im 18. Jahrh. Abſchoß und Nachſteuer überwiegend nur noch jure retorsionis erhoben wurden, wovon einzelne Landesverordnungen und die gerichtliche Praxis Zeugniß geben. — So hatte die Zeit ſchon erheblich vorgearbeitet, als der Art. 18 der teutſchen Bundesacte die Freizügigkeit innerhalb der Staaten des teutſchen Bundes endlich grundgeſetzlich ſanctionirte, und zugleich durch bürgerliche Gleichſtellung der Unterthanen der verſchiedenen teutſchen Bundesſtaaten unter einander die etwanigen Reſte des Fremdlingsrechts in Teutſchland beſeitigte. In dem Bundesbeſchluſſe vom 23. Juni 1817 iſt der Grundſatz der Freizügigkeit näher beſtimmt und namentlich angewendet auf jede Art von Vermögen, welches von einem Bundesſtaate in den andern aus Veranlaſſung einer Auswanderung oder eines Erbſchaftsanfalls, eines Verkaufs, Tauſches, einer Schenkung, Mitgift oder auf andere Weiſe übergeht; desgleichen auf jede Abgabe, welche eine ſolche Vermögensexportation oder den Vermögensübergang auf Angehörige eines andern Bundesſtaats beſchränken könnte, worunter jedoch diejenigen Abgaben nicht begriffen ſind, welche bisher ohne Unterſchied, ob das Vermögen exportirt oder auf Fremde übertragen wurde, oder nicht, beim Übergange deſſelben auf Andere entrichtet werden mußten, wie Collateral-, Erbſchafts-, Steuer-, Stempelabgaben und dergl.; auch Zollabgaben werden durch die Nachſteuerfreiheit nicht ausgeſchloſſen. Ferner ſoll es keinen Unterſchied machen, ob jene Vermögensabgaben bisher dem Fiscus oder einem andern Berechtigten (z. B. Gemeinden zu Gunſten der Tilgung ihrer Schulden) zukam; auch begründet die Aufhebung der Abgabe für dergleichen Berechtigte keinen Entſchädigungsanſpruch an den Landesherrn. — Durch Verträge ſind dieſe Beſtimmungen auch auf die nicht zum teutſchen Bunde gehörigen preußiſchen Provinzen ausgedehnt. — Seitdem iſt überdies die nachſteuerfreie Auswanderung im Allgemeinen und ohne Beſchränkung auf Teutſchland in teutſchen Landesgrundgeſetzen als ein Recht der Landeseinwohner anerkannt. — Das ganze Inſtitut des Abſchoſſes und der Nachſteuer liegt den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen ſo fern, daß es auch in Beziehung auf außerteutſche Staaten weſentlich für antiquirt anzuſehen iſt und ſich etwa nur noch in wenigen Retorſionsfällen ein ſchwaches Daſein friſtet. Dauerhafter erſcheint es in Ländern, wo, wie in Rußland und den ſlawiſchen Provinzen, die Leibeigenſchaft in ſtrengerer oder milderer Form noch fortbeſteht. Dem Principe nach iſt es außerdem in Dänemark, den Niederlanden und der Schweiz zu Hauſe; mit dem Königreiche der Niederlande und ſpäter mit Belgien, ſowie mit der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, ſind von Teutſchland aus noch in letzterer Zeit Freizügigkeitsverträge geſchloſſen; mit Dänemark ſchon vor der teutſchen Bundesacte. In England iſt es unbekannt; was dort dem droit d'aubaine Ähnliches in Bezug auf Immobilien gilt, muß vielmehr aus der in England vorherrſchenden Lehnsqualität derſelben erklärt werden. In Frankreich wurde das droit d'aubaine ſchon in den 90ger Jahren durch Decrete der Nationalverſammlung, vollſtändig jedoch und nachdem inzwiſchen der Code Napoléon die retorſionsweiſe Ausübung wieder eingeführt hatte, erſt durch ein Geſetz vom 14. Juli 1819 aufgehoben.

(*Ad. Wirk.*)

*) In der Verordnung von 1651 wird es bereits als ein Misbrauch gerügt, wenn bei Vermögenstranslocationen innerhalb des Fürſtenthums der Abſchoß erhoben ſei.

Digitized by Google

FREJUS, FREJULS, 24° 24′ 13″ L., 43° 25′ 46″ Br., Hauptort eines Cantons im Bezirke Draguignan des franzöſiſchen Vardepartements (nach alter Eintheilung: Provence, Niederprovence, Landvoigtei von Draguignan, Viguerie Draguignan), ½ Meile vom Ausfluſſe des Argens in das Mittelmeer und zunächſt in den Golf von Frejus, in einer wegen naher Sümpfe und Moräſte ſehr ungeſunden Gegend. Frejus hat 3250 Einwohner, eine Kathedrale und Biſchof (Anfangs unter Arles, dann unter Aix), fünf andere Kirchen, Hoſpital, Handelsgericht, Sägemühlen, Parfumerien, Verarbeitung des Gertenrohrs, das in den hieſigen Moräſten in ſolcher Menge wächſt, daß man jährlich für 50,000 Fr. erhält und es zu Blumenſtäben, Reßhölzern, Fiſchreuſen, Jalouſien, Dachſchindeln und Geflechten aller Art verarbeitet; Fiſcherei, Handel mit Sardellen, Wein, Feigen und Schilfrohr. Hafen, der ſeit dem 8. Jahrh. verſandet iſt; im 16. bemühte man ſich vergeblich, ihn auszuſchlämmen; gute Rhede; Fundort von Amethyſten und Kryſtallen in der Nähe des Colle de Grone, eines mit rothem und weißem Jaspis bedeckten Hügels, Steinkohlengruben. In der Nähe der Fiſcherhafen St. Rapheau. Überbleibſel aus der Römerzeit, Thor, Porte dorée, Leuchtthurm, Tempel, Aquäduct. — Frejus iſt das alte **Forum Julii**; es lag in Gallia Ciſpadana, und war von Julius Cäſar angelegt, oder auch nur coloniſirt, und urſprünglich eine Anſiedelung der Maſſilier. Auguſtus verſchönerte die Stadt, indem er die Waſſerleitung, Bäder, Circus und einen Hafen anlegen ließ. Im Mittelalter theilte Frejus die Schickſale der Provence. Gegen das Ende des 9. Jahrh. zerſtörten es die Araber von Grund aus und lange blieb die Stadt wüſte. Wilhelm, Graf von Arles, vertrieb 970 die Ungläubigen, Rikulf, Biſchof von Frejus, 974—1000, baute die Stadt wieder auf und erhielt ſie dafür von dem Grafen halb, ſammt der Hälfte ihres Gebietes, geſchenkt. Das Recht genoſſen Rikulf's Nachfolger bis 1189, wo ſich Biſchof Bertrand wider Alfons von Aragon, Grafen von Provence, auflehnte. Durch Graf Alfons II. erlangten ſie es wieder, und bis zur Revolution waren die Biſchöfe (zu deren Sprengel 88 Pfarreien gehörten) Herren über die Stadt, in der ſie Gericht und Magiſtrat beſtellten. Nach altem Recht gehörte das Kleid, welches der Biſchof bei dem erſten Einzuge trug, dem Capitel. Die biſchöflichen Einkünfte betrugen 28,000 Livres, und zu Rom ward der Biſchof von Frejus mit 1000 Gulden angeſetzt. Das Regale fand bei dieſem Bisthume nicht ſtatt, ſondern wenn der biſchöfliche Stuhl erledigt war, vergab der Generalvicar die Pfründen biſchöflichen Patronates. Als erſter Biſchof gilt Acceptus um 374. Auch in der Profangeſchichte wird Frejus öfter genannt. Bei Frejus landete Bonaparte 1799 bei der Rückkehr aus Ägypten und fuhr von hier den 27. April 1814 nach Elba. Frejus iſt die Vaterſtadt des Julius Agricola, des Cornelius Gallus und des Abbé Sieyes. Vergl. *Jos. Anthelmius*, De initio ecclesiae Forojul. (Aix 1680.) *Jac. Fel. de Girard*, Histoire de la ville et de l'église de Frejus. (Paris 1729. 12.) (*Daniel.*)

FREKE (John), ein Chirurg des 18. Jahrh., Arzt am Bartholomäusſpital in London, hat über chirurgiſche und phyſikaliſche Gegenſtände geſchrieben. In den Phil. Trans. finden ſich von ihm kurze Mittheilungen über eine Exoſtoſe des Rückgraths (T. 41. p. 369), über eine Fractur des Oberarmes (T. 46. p. 397) und über einen neuen Apparat zur Repoſition der verrenkten Schulter (T. 42. p. 556). Seine beſondern Schriften ſind: Essay to shew the causes of Electricity. (Lond. 1746.) (Dieſe Schrift wurde ins Franzöſiſche überſetzt und Freke ließ ſie ſelbſt wieder abdrucken in: A Treatise on the nature and properties of fire, in three Essays: 1) shewing the causes of vitality and muscular motion, with many other phenomena; 2) on electricity; 3) shewing the mechanical cause of magnetism and why the compass varies as it does. [Lond.]). — An Essay on the art of healing, in which pus laudabile, or matter, as also incarning and cicatrising, and the causes of various diseases are endeavoured to be accounted for, both from nature and reason. (Lond. 1748.) (Freke vertheidigt in dieſer Schrift noch manche ältere chirurgiſche Vorurtheile, z. B. daß die Schußwunden vergiftet ſeien, daß Eryſipelas von der Galle, Krebs von der ſchwarzen Galle herrührt. Den Eiter hält er für durch Luft veränderte Lymphe und für das eigentliche Mittel zur Vernarbung. Bei den Wunden fürchtet er ſehr den Zutritt der äußern Luft. Bei Entzündungen räth er ſcharfe Mittel an, um dem Krankheitsſtoffe einen Ausweg zu verſchaffen u. ſ. w.) Plain Account of the cause of Earthquakes, being a Supplement to the treatise on fire. (Lond. 1756.) (*F. W. Theile.*)

FRELICHO-OSERO, ein See in der irkutzkiſchen Statthalterſchaft im aſiatiſchen Rußland, an der Nordoſtſeite des Baikal, ungefähr unter dem 55. Grade der nördl. Br. Seine Länge beträgt etwas über zwei Meilen und die Breite ¼—¾ Meile. Außer verſchiedenen Klippen hat er drei bewaldete Felſeninſeln; die Tiefe geben die Tunguſen an einigen Stellen unergründlich an. Rings um ihn herum ſind, bis auf einige Thäler, hohe und jähe Felſenberge. Gegen ein Thal in Nordorſten macht er einen kleinen Buſen, und in Weſtſüdweſt hat er einen Abfluß, der einen vier Klafter hohen, prächtigen Fall bildet. Sein Waſſer iſt ſehr rein und klar, und enthält Barſe, Quappen, Hechte, Schleihen und viele andere Arten von Fiſchen, weshalb er oft von den Tunguſen beſucht wird. (*J. C. Petri.*)

FREMDE und FREMDLINGSRECHT (in Beziehung auf Rechtsalterthümer, vornehmlich im Betreff des Mittelalters), fremd, gothiſch framatheis [1]), althochteutſch framadi [2]), mittelhochteutſch fremede, fremde [3]), alt-

1) Ulfilas drückt durch framatheis *ἀλλότριος*, *ἀπηλλοτριωμένος*, und durch framathjan, *ἀπαλλοτριοῦν*, entfremden aus; ſ. die Nachweiſungen bei v. Gabelentz und Löbe, Gloſſarium der gothiſchen Sprache S. 208. 2) Glossae Keronis Cap. 5: alieno judicio et imperio *fremideru* suunu indi kebote; Cap. 2: de alienis ratiociniis, fona *fremideem* redineom; *Notker* Ps. 82, 7. 8 (bei *Schilter*, Thes. I. p. 165): advenae non civili animo, sed alieno (fremrecchen nals mit *heimlicheme* mute, sunder mit

Digitized by Google

ſächſiſch fremithi, holländiſch vremd, altfrieſiſch framd, fremed, däniſch fremmed, angelſächſiſch fraemd, fremd [4]), iſt aus einem Zeitworte gebildet, und gibt ſich als Participium Praeteriti kund, ſowie das isländiſche framandi [5]), ſchwediſch främmande, ſich als Participium Praesentis darſtellt. Die Wurzel, aus welcher das Zeitwort als gebildet am wahrſcheinlichſten zu vermuthen, hat man [6]) wol am richtigſten in der Präpoſition fram [7]) gefunden, welche zur Bezeichnung des Räumlichen von etwas aus, von etwas her, ſowie von der Zeit von an, ſeit, gebraucht wird. Hierzu paßt, daß in fremd die Bedeutung von fern, entfernt [8]) wahrſcheinlich die urſprüngliche iſt, und dieſer die Bedeutung von extraneus [9]) (franzöſiſch étranger) nahe liegt. Nach Fremder iſt das zweite für unſern Gegenſtand wichtige Wort Gaſt, gothiſch gasts [10]), altſächſiſch, mittelhochteutſch und holländiſch gast, altnordiſch gestr [11]), ſchwediſch gäst, däniſch gjaest, angelſächſiſch gest, engliſch guest, hatte urſprünglich nicht blos die heutige engere Bedeutung von einem, der an einem öffentlichen Orte oder anderswo für Geld ſpeiſt, nämlich Tiſchgaſt, oder von einem, der zu Gaſte geladen wird, z. B. Hochzeitsgaſt, oder wenigſtens, wenn er ungebeten kommt, als Gaſt aufgenommen wird, die Bedeutung von conviva, convivator, ſondern auch die von Ankömmling, Fremdling [12]), und iſt dann mit dem lateiniſchen hostis in ſeiner obſoleten Bedeutung zu vergleichen und entſpricht dem lateiniſchen hospes in den Bedeutungen von Fremdling und Gaſt. Daß Gast in alter urſprünglicher Bedeutung beides, ſowol Fremdling als Gaſt, in unſerer heutigen Bedeutung bedeutete, ging aus dem Sittengeſetz der alten Teutſchen hervor, über welches Cäſar, Pomponius Mela und Tacitus folgende Nachricht geben. Der Erſte [13]) ſagt: Fremde (welches er durch hospites gibt) zu verletzen, halten ſie für gottlos [14]) (oder nicht für recht); diejenigen, welche aus irgend einer Urſache zu ihnen gekommen ſind, ſchützen ſie vor Beleidigung und halten ſie heilig [15]) (für unverletzlich, d. h. verletzen ſie nicht); ihnen ſtehen die Häuſer Aller offen, und Nahrung wird ihnen mitgetheilt. Pomponius Mela [16]): Das Recht haben ſie in den Kräften (in der Stärke), ſo daß ſie ſich nicht einmal der Räuberei ſchämen; nur gegen Fremde [17]) (d. h. ſolche, die als Gäſte kommen) ſind ſie gütig, und mild gegen Flehende. Tacitus [18]) berichtet

---

fremidema); ebendaſelbſt: aligenae, aliunde geniti (*andir wannen burdige*); Glossae *Lipsii*, alienigenae, *fremitborona*; *Otfrid* I, 5, 111; III, 18, 28: fremidi giduan, fremd machen, ausſchließen. 3) Nibelungenlied Z. 155: den vremden und' den chunden bot man eren genuoch; fremde, fern, unbekannt, ausländiſch, ſonderbar, ungewöhnlich, fremden, Praet. fremdete, in der Ferne laſſen, fern oder fremd von Jemand oder etwas bleiben oder ſein, meiden, verlaſſen, entfremden in leiblicher und geiſtiger Beziehung; diu fremde, die Entfernung, das Fremdſein, das Fremdthun, das Ausland verlaſſen in geiſtiger und leiblicher Beziehung; ſ. Nachweiſungen bei K. Fr. L. Arndt, Gloſſar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage S. 17. Fr. H. v. d. Hagen, Der Nibelungen Lied. (Breslau 1816.) Benecke, Wörterbuch zum Wigalois S. 579. Wörterbuch S. 60. Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 586; fremdec-lich, fern, entfremdet, ausländiſch unbekannt. Mundartlich wird vromede für fremde geſagt, ſo im ſtrasburger Stadtrecht vromede (extraneus) als Gegenſatz zu: von der stat (indigena); vergl. *Schilter*, Glossarium Teutonicum pag. 820. Fremd wurde nicht nur in der Bedeutung von extraneus, alienus, ſondern auch von inusitatus, insolans gebraucht. König Sigismund ſagt im Edict vom J. 1417: Was auch *fremder* Leuffte, Unfride und Ungerichte (d. h. Verbrechen) in dem Rö. Riche sind, die zu bessern, und in gut Ordnung zu brengen u. ſ. w. Im Layenſpiegel (vom J. 1511) Bl. 122 b heißt es in Beziehung auf eine Evocation zu einem geiſtlichen Gerichte in weltlicher Sache: und möchte der Klager umb die costen von seines *frembden* fürnemens wegen angefochten werdenn. In einem Schreiben des Hauptmanns Hipold von Stein in Oberbaiern an den Voigt zu Neuburg vom J. 1354 (bei *Heumann*. Opusc. p. 276, vergl. p. 162) wird ein neuer, im bairiſchen Rechtsbuche noch nicht entſchiedener, Fall fremdes Recht genannt, nämlich: ob das wär das ain *fremdes Recht* an die scrannen kam (käme), dez das Puch nicht het u. ſ. w.; ſ. *Haltaus*, Gloss. Germ. col. 486.

4) Angelſächſiſche Bibelüberſetzung Exod. XX, 3: ne lufa thu othre fremde godas ofer me, nicht liebe du andere fremde Götter außer mir. 5) *Biörn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 213: *Framandi*, hospes, advena, fremmed. 6) *Joh. Georg. Wachter*, Glossarium Germanicum col. 481. 7) Gothiſch fram (ſ. die Nachweiſungen bei v. Gabelentz und Löbe a. a. O. S. 207), althochteutſch fram (ſ. die Nachweiſungen bei *Schilter*, Glossarium Teutonicum p. 313), altſächſiſch fram, angelſächſiſch fram, from, engliſch from, altnordiſch fra, däniſch frem, fra, ſchwediſch fram, från. 8) In der Stelle des Nibelungenliedes Z. 2913: daz si (nämlich Sivrit, den Brunhild nach den ihr von den Ihrigen gemachten Verſpiegelungen für Günther's eigen hielt, und Chriemhild) ir vremede waren, daz war ir harte leit, daz man ir so selten diente von Sivrides lant, wird vremede durch fern erklärt (ſ. von der Hagen a. a. O. S. 12). Doch liegt hier in vremede doch mehr, als blos fern. Krünitz (Ökonomiſche Encyklopädie 15. Bd. S. 6) ſagt unter „Fremd" eigentlich: entfernt, fern, in welcher nunmehr veralteten Bedeutung es noch Epheſ. 2, 12 vorkommt: „daß ihr zu derſelben Zeit waret — fremde von den Teſtamenten der Verheißung." Doch wird *ξένοι* durch „fremde" ausgedrückt, nämlich die Stelle: *Ὅτι ἦτε ἐν τῷ καιρῷ ἐκείνῳ χωρὶς Χριστοῦ, ἀπηλλοτριωμένοι τῆς πολιτείας τοῦ Ἰσραήλ, καὶ ξένοι τῶν διαθηκῶν τῆς ἐπαγγελίας*, welches Luther gibt durch: „Daß ihr zu derſelbigen Zeit waret ohne Chriſtum, fremde und außer der Bürgerſchaft Israel, und fremde von den Teſtamenten der Verheißung." Merkwürdig iſt die Vergleichung mit Ulfilas, weil hier beide Wörter, nämlich Fremder und Gaſt, angewendet werden, und zwar auf folgende Weiſe: unte wesuth than in jainamma mela inuh Xristan *framathjai* usmetis israelis jah *gasteis* gahaite trausteis.

9) Gloss. *Boxhorn*. fremider, extraneus. 10) Ulfilas drückt *ξένος* durch gasts, und *ξενοδοχεῖν*, Fremde aufnehmen, durch gastins andniman aus; ſ. die Nachweiſungen bei v. Gabelentz und Löbe a. a. O. S. 36. 11) Wie *Gestr*. (ohne Zeichen des Nominativs Gest) m. hospes, advena, extraneus bedeutet, ſ. die Nachweiſungen in den Gloſſarien zu der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 1. Bd. S. 320. 2. Bd. S. 689. 3. Bd. S. 223, wo ſich zugleich auch Zuſammenſtellungen des germaniſchen Wortes mit den gleichen oder ähnlichen Wörtern in fremden, nämlich den keltiſchen und ſlawiſchen, Sprachen finden. 12) Dieſe Bedeutung von Gaſt wird beſonders durch die bildlichen Redensarten der Dichter des Mittelalters veranſchaulicht; z. B.: diu freude was ir herzen gast, die Freude war ihrem Herzen fremd; diu güte ist ir ein gast, er was des gelouben gast, ungläubig. Bildlich brauchten die Dichter auch gast für Feind. Ohne bildlichen Ausdruck ward gast, d. h. Fremder, als Gegenſatz zu landliute, d. h. Leute des Landes (altnordiſch landsmenn), gebraucht; ſ. die Nachweiſungen bei Benecke, Wörterbuch zum Wigalois S. 586. Ziemann, a. a. O. S. 93. 13) De bello Gallico. Lib. VI. Cap. 22. §. 9. 14) non fas habent. 15) ab injuria prohibent, sanctosque habent. 16) De Situ Orbis. Lib. III. Cap. 3. 17) tantum hospitibus mites. 18) Germ. 21.

Digitized by Google

umſtändlicher: Gaſtereien (convictibus) und Bewirthungen (hospitiis) gibt ſich kein anderes Volk in ſolchem Übermaß hin. Einen Sterblichen, wer es auch ſei, von ſeinem Dache abzuhalten, wird für gottlos gehalten. Nach ſeinem Vermögen nimmt ihn jeder mit ſeinen zugerichteten Speiſen auf. Wenn ſie zu Ende gegangen ſind [19]), wird der, welcher ſo eben Bewirther (hospes) geweſen war, Wegweiſer zu einem Bewirther (monstrator hospitis) und Begleiter, und ſie gehen in das nächſte Haus uneingeladen; und es hat Nichts zu ſagen: ſie werden mit gleicher Höflichkeit empfangen. Zwiſchen Bekannten und Unbekannten macht, ſoweit es das Gaſtrecht (jus hospitis) betrifft, Niemand einen Unterſchied. Wenn der Abreiſende etwas verlangt, ſo iſt es Sitte, es ihm zu ſchenken; mit ebenderſelben Ungezwungenheit kann man dagegen auch etwas von ihm verlangen. Sie freuen ſich über die Geſchenke, rechnen aber weder die gegebenen an, noch werden ſie durch die empfangenen verpflichtet. Die Lebensart zwiſchen dem Bewirther und dem Bewirtheten [20]) iſt liebreich. Die Wichtigkeit des Gaſtrechts bei den Germanen wird auch durch die einheimiſchen Denkmäler beſtätigt. Die Hávamál, eine Sammlung ſtabgereimter Sitten- und anderer Lehren, beginnt mit der Lehre, wie vorſichtig Jemand in ein Haus gehen ſoll, und ſagt Str. 2—3: Heil den Gebenden! Ein Gaſt (gástr) iſt hereingekommen. Wo ſoll er ſitzen? Es iſt ſehr haſtig derjenige, welcher auf Wegen ſoll ſein Frommen verſuchen. Feuer iſt demjenigen nöthig, der hereingekommen und an den Knieen erkältet iſt. Speiſe und Kleider ſind demjenigen nöthig, der über die Heide gereiſet iſt. Waſſers bedarf derjenige, welcher zum Mahle kommt, Handtuches und freundlicher Einladung [21]). Guter Geſinnung (bedarf es), wenn man ſich erwerben möchte Ruf und Wiederempfang. Die letzte Sittenlehre bezieht ſich auf den Bewirther und deſſen Familie, und der Wiederempfang (endrthaga) ſtimmt mit dem, was Tacitus von der gegenſeitigen Beſchenkung des Bewirtheten und des Bewirthers ſagt. In der För Skirnis [22]) ſagt Gerdur, nachdem die Magd gemeldet, daß ein Mann draußen von des Roſſes Rücken geſtiegen: Bitt du ihn, hereinzugehen in unſer Haus und zu trinken den klaren Meth, obgleich ich das fürchte, daß hier außen ſei meines Bruders Tödter. Die Lex Burgundionum Tit. 38 [23]) ſchreibt vor: Wer immer einem als Gaſt Kommenden [24]) das Dach oder den Herd verweigert, werde durch Einbringung von drei Schillingen beſtraft. Geſchah die Verweigerung von einem Tiſchgenoſſen des Königs (conviva regis), ſo mußte er ſechs Schillinge als Strafe zahlen. Das fünfte Capitulare des Jahres 803 Cap. 16 befiehlt: Ut infra regna Christo propitio nostra (Karl's des Großen) omnibus [25]) itinerantibus nullus hospitium deneget, mansionem et focum tantum. Similiter pastum nullus contendere faciat, excepto prato et messe. Der Sachſenſpiegel, Buch II. Art. 68, enthält dagegen die Ausnahme: Erliegt dem wegfertigen [26]) Manne ſein Pferd, er muß (darf) wol Korn [27]) ſchneiden und ihm geben, alſo fern (ſoweit), als er es erreichen mag, ſtehend in dem Wege mit einem Fuße, er ſoll es aber nicht von dannen führen [28]). Der Schwabenſpiegel, Cap. 197. §. 10. 11 [29]), ſagt: Ein Mann ſchneidet wol ſeinen müden Pferden ein Futter, das gegen einen Pfennig werth iſt, ob (wenn) er wähnt, daß es ihm erliegen wolle. „Des" (deshalb) muß er auch ſchwören, ob (wenn) jener, deſſen das Korn iſt, es nicht entbehren (nachlaſſen) will. Er läßt auch ſeine Pferde treten mit den vorderen Füßen in das Korn, und läßt es eſſen „untz" (bis) er wieder kommt, und er ſoll „des futerz niht" (von dem Futter nicht) von dannen führen. Das bochumer Landrecht §. 47 ſagt: item ein Fuhrmann, der über weg kommt gefahren, der mag (kann) drei Garben gegen dem Stück fodern (füttern) und die Orte (d. h. das, was das Vieh vom Futter übrig gelaſſen hat und verwirft) [30]) in dem Weg

19) Quum defecere; doch war es nicht Regel, wenigſtens ſpäter nicht, daß der Gaſt blieb, bis in dem Hauſe ſeines Bewirthers Alles aufgezehrt war, welches auch in Rückſicht auf die Familie des Bewirthers nicht ſtatthaben konnte. Über die Beſchränkung der Zeit ſagt ein angelſächſiſches Geſetz: twá niht gest, thrid niht ágen hine (duabus noctibus hospes, tertia nocte familiaris habendus est) (Lex Edovardi 27; vergl. Jac. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer S. 400). Der Verfaſſer der Egils-Saga Cap. 81 ſagt: aber das war nicht Sitte, zu ſitzen länger, als drei Nächte; at kinni, welches in der Überſetzung der kopenhagener Ausgabe der genannten Saga vom J. 1809 S. 698 richtig gegeben iſt, durch: „in hospitio familiari," und nicht blos, wie Jac. Grimm thut, durch: „in hospitio" zu erklären iſt; denn Fremde blieben häufig länger, und durften länger bleiben, ohne gegen die Sitte zu verſtoßen; ja! manche Fremde blieben den Winter hindurch in einem und demſelben Hauſe. 20) victus inter hospites comis. 21) thiólód, Genitiv thiódladar, von thiód, Volk, und lód, Einladung, bedeutet, wie es in der großen Ausgabe der Edda Saemundar 3. Bd. S. 70 und 259 erklärt wird, „liberalis (vi vocis: popularis) invitatio." 22) Str. 16 in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 3. Bd. S. 76.

23) De hospitalitate legatis exterarum gentium, et itinerantibus non denegandis. Nachdem die Vorſchriften gegeben ſind, was ein Geſandter fremder Nationen zur Bewirthung erhalten ſoll, wird Leg. 6 von denen gehandelt, die in eigener Sache reiſen, nämlich: Si caussa privata (nach andern Mſcr. casa proliata, nach andern praeliata) iter agens ad Burgundionis domum venerit, et hospitium petierit, et ille domum Romani ostenderit, et hoc potuerit adprobari, inferat illi, cujus domum ostenderit, solidos tres, et mulctae nomine solidos tres. 24) hospiti venienti, nach anderer Lesart hospitium venienti. 25) Hierdurch erhält Licht die Stelle im erſten Capitulare des Jahres 802 Cap. 27. *De hospitalitate.* Praecipimusque ut omni regno nostro neque dives neque pauper peregrinis hospitia denegare audeant, id est, sive peregrinis propter Deum ambulantibus per terram, sive cuilibet itineranti propter amorem Dei et propter salutem animae suae tectum et focum (et) aquam nemo illi deneget. Si autem amplius eis aliquis boni facere voluerit, a Deo sibi sciant retributionem optimam, ut ipse dixit: Qui autem susceperit unum parvulum propter me, me suscepit. Et alibi: Hospes fui et suscepistis me. Aus dem Vrgl. mit dem fünften Capitulare des Jahres 803 Cap. 16 geht hervor, daß das propter amorem Dei et propter salutem animae suae nicht auf itineranti, ſondern auf nemo deneget zu beziehen. 26) Nach dem lateiniſchen Text: si equitantis seu viatoris equus fuerit fessus. 27) eidem liceat sata seu annonam juxta viam positam seu situatam succidere, et spicas (sive gramina fügen Cod. Lips. 4 et Edit. Bas. hinzu) ad pabulandum equo ponere etc. 28) et ea post equi aut equorum pastum nullibi ferat ad sui profectum. 29) Bei *Schilter*, Thesaurus p. 118. 30) Über Ort, Ortels in dieſer Bedeutung ſ. Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 3. Th. S. 272. 273.

Digitized by Google

liegen lassen; wenn er aber die Orte auf das Stück würfe oder die Garben auf sein Voer (Fuhrwerk), soll er umb Brüchte und Schaden angehalten werden. Das benker Heidenrecht §. 10. 11 ſagt: De frömde Fohrmann, so dar kompt fahren, as deselbe welk *Garven* utnimbt und vor demselben Stücke halden thut, dar sin perdt etwas *gefudert* (füttert) dat overige op dat Stück wider werpen wird, sall forder kein klage over gahn und nit betalt werden; . . . so ein Reuter keme reiten und hedde ein meüde Perdt, so sall hei vor ein stück reiten, und *rüken sein sper aus und spetten* (ſpießen) *darin een oder twee garven*, und riden darmit an dat negste Werthshus und trinken eine Masse oder twee und rüken dan voirt. Die altenſtatter Weisthümer vom J. 1485 ſagen: Auch weiſen die Märker (Markgenoſſen) vor ein alt herkommen Recht, wäre es Sach, daß ein fremd Mann käme gefaren mit ſeinem Vieh und Geſchirr, daß ihne die Nacht in der Mark überfiele, der möchte ſeine Nachtruhe da nehmen, und die Nacht ſein Vieh auf die gemeine Weide treiben, desgleichen in den Untern (zur Zeit der Mittagsruhe). Die Westgotalag Bygd. 4, 1 beſagt: Reitet ein Mann auf dem Wege, der durch die Wieſe der Menſchen fällt (geht), und bedarf Weide für ſein Pferd, ſoll er haben ein fünf ellenlanges Tiudher (Tüderſeil)[31]) und ein fadenlanges Grimumskapt (Zaumholz), dann ſoll er den Tüder-Pflock (tiudherhäl) mitten auf dem Wege einſchlagen, ſo kann er in der Wieſe ſchuldlos weiden. Das jütiſche Geſetz ſagt: weghfaränd man ok gäst mughä äi gräs synia, auf dem Weg fahrenden (d. h. reiſenden) Manne und Gaſte mag (kann) man nicht Gras verweigern. Die Frostadings-Lög 15, 40 ſchreiben vor, daß, wenn ein Menſch ſeinen Weg zu Pferde fährt (zieht, reiſet) und Heu nächſt dem Wege ſteht, er da ſoviel nehmen mag (kann), als ſein Pferd zum Futter braucht; daß er aber, wenn er etwas mit ſich davon führt, ein Dieb iſt. Die Lex Wisigothorum Tit. IV. Leg. 27. Antiqua: Ne iter agentibus pascua non conclusa vetentur, beſagt: Reiſenden ſoll nicht verboten werden, auf Weiden, welche nicht verſchloſſen[32]) ſind, das Gepäck abzupacken und die Saumthiere[33]) oder Ochſen zu weiden, ſodaß ſie an einem Orte nicht länger als zwei Tage, wenn ſie dieſes nicht von dem, dem die Weiden ſind, erlangt haben, verweilen. Noch ſollen ſie größere oder[34]) waldmaſttragende[35]) Bäume, wenn es des Waldes Herr nicht gewährt, von der Wurzel abhauen. Zweige aber, zum Füttern der Ochſen gehörig, abzuhauen, ſollen ſie nicht gehindert werden. Das lorſcher Weisthum und Wildbann vom J. 1423 beſagt: item hat mein gnädiger Herr einen Wald liegen zwiſchen Lorſch und Burſtadt, gen der[36]) Lorſcher Wald, dadurch gehen Straßen, die ein jeglicher Bidermann gebrauchen mag mit Ehren; wäre es Sach, daß ein Mann dadurch mit ſeinem Geſchirr führe, ſo mag er umb ſich ſehen, ſihet er dann einen Stamm, damit er ſeinem Geſchirr zu Hülf kommen mag, den mag er abhauen, und ſein Geſchirr damit machen, und das Altholz wieder uf den Stamm legen, und wär es aber, daß es ihm das Altholz geliebt und mit ihm führt, ſo ſoll er drei Wormbſer Pfennig uf den Stamm legen. Nicht blos für ſein Zug- oder Reitvieh und Geſchirr konnte der Reiſende, wenn es noth that, ſich auf obige beſchriebene Art und Weiſe helfen, auch für ſich ſelbſt. Er durfte den Handſchuh voll Nüſſe pflücken, drei oder vier Trauben in die Hand ſchneiden, drei Äpfel ſich vom Baume brechen[37]); auch durfte er fiſchen[38]). Das altenſtatter Weisthum ſagt: Auch weiſen ſie: käm ein fremder Mann von hundert Meilen her und wolt einmal hie fiſchen, der mag einen Hamen entlehnen von einem Märker (Markangehörigen), und mag in die Bach fiſchen gehen, und was er von Fiſchen fängt, mag er Feuer machen auf den Staden und die Fiſche da ſieden und eſſen, und er ſoll ſie auch nicht aus der Mark tragen. Am Ufer ſollte er ſie ſieden und eſſen, um nicht für einen Dieb gehalten zu werden, aus welchem Grunde auch der Fremde, der ſein Zug- oder Reitpferd fütterte, vor dem Grundſtücke halten mußte und die Überbleibſel nicht mit ſich nehmen durfte, oder wenn er nicht vor dem Grundſtücke fütterte, vor dem Wirthshaus füttern mußte. Ine, der König der Weſtſachſen, ſchreibt in ſeinen Satzungen Cap. 20. Be feorran cumenum men, über von fern her gekommenen Menſchen, vor: Wenn ein aus der Ferne ſtammender Menſch (feorcund man, nach anderer Lesart feorcuman man, aus der Ferne kommender Menſch) oder ein Fremder[39]) außer Wege durch das Holz geht, und nicht ruft oder das Horn bläſt, muß er für einen Dieb angeſehen, und entweder

31) Um das Pferd zu tüdern, d. h. an einen Pflock oder Pfahl anzubinden, daß es das Gras nur an einem beſtimmten Raume abweiden kann. 32) in pascuis, quae conclusa non sunt. Die *XXV. Antiqua. De servando juxta vias publicas* handelt zugleich davon, daß die an dem Wege liegenden Getreidefelder, Weinberge und Wieſen mit Zäunen, oder wenn der Beſitzer arm iſt, mit einem Graben eingeſchloſſen werden ſollen. Die *XXVI. Antiqua. Si de campis vacantibus iter agentium animalia expellantur* ſchreibt vor: Si aliquis de apertorum et vacantium camporum pascuis, licet eos quisque fossis praecinxerit, caballos aut boves, vel cetera animalia generisque cujuscunque iter agentium ad domum suam inclusurus adduxerit, per duo capita tremissem cogatur exsolvere: si vero ut non pascantur expulerit, per quatuor capita tremissem accipiat, qui excepit injuriam. Thut dieſes, und was oben beſchrieben iſt, ein Sklave ohne Wiſſen des Herrn, ſo ſollte er von dem Grafen der Stadt oder vom Richter 100 Geißelhiebe erhalten, und ſein Herr keine Gefährde oder Schaden erleiden. 33) jumenta, hier als Gegenſatz zu boves, Pferde, Maulthiere, Eſel.

34) arbores majores vel glandiferas. 35) Eicheln oder Bucheln tragende. 36) Gegen den Wald der Lorſcher. 37) Jac. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer. 38) Hierher zieht man auch, daß, nachdem im lateiniſchen Heldenliede von Walther von Waſichenſtein von ihm geſagt worden, daß er, als er auf ſeiner Flucht ſich befand, Vögel mit Vogelleim und auf dem Kloben gefangen, es V. 421 — 422 (Ausgabe von Fiſcher S. 32) weiter heißt:

Ast ubi pervenit, quo flumina curva fluebant,
Immittens hamum, rapuit sub gurgite praedam,
Atque famis pestem pepulit, tolerando laborem.

Vergl. V. 340—341, wo geſagt ward, daß Walther, als er ſeine Flucht angetreten, eine Angelruthe mit ſich genommen, um Fiſche für ſeine Nahrung zu fangen. 39) odhdhe fremde.

erſchlagen, oder ausgelöſet werden. Die Lex Wisigothorum Lib. VIII. Tit. II. 3 Antiqua. Si dum iter agitur, ignis longius dilabitur, ſchreibt vor: Wenn ein auf der Reiſe Befindlicher an dem Felde eines, wer es auch ſei, angehalten, und um Speiſe zu kochen, oder von der Noth der Kälte gezwungen, Feuer angemacht, ſo ſei er vorſichtig, daß das Feuer ſich nicht zu weit verbreite. Oder wenn in Dornen, oder in trockenem Futter, in welchem meiſtens die Flamme genährt wird, ein Brand ſtark wird, ſo löſche er das Feuer, wenn es wächſt, aus. Wenn ſich die Flamme weiter ausbreitet und die Ernte, oder die Tenne, oder die Weinſtöcke, oder das Haus, oder eine Obſtpflanzung durch die Feuersbrunſt verbrannt werden, ſo werde er genöthigt, ſoviel, als die Flamme verzehrt hat, zu erſtatten [40]), oder zu componiren, weil er das Feuer, das er gemacht hatte, auszulöſchen vernachläſſigt hat. Läſtigem Verfahren waren die Fremden, ſo ſehr ſie auch als Gäſte bei den Germanen geſchützt wurden, durch die Geſetze ausgeſetzt, welche man in Betreff der Flieher (ſ. d.) gab. Die Lex Burgundionum Tit. XXXIX. De receptis advenis, ſchreibt vor: Wer immer einen zu ihm kommenden fremden Menſchen, von welcher Nation er auch ſei, aufgenommen, ſtelle ihn dem Richter zum Discutiren dar, damit er durch Anwendung von Folterungen bekenne, wer er ſei. Wenn Jemand es binnen ſieben Tagen nicht that, und jener von ſeinem Herrn erkannt ward, war derjenige, bei welchem der Sklave gefunden ward, zur dreifachen Zahlung des Preiſes deſſelben gehalten, ausgenommen bei denjenigen, welche durch Gefangenſchaft hinweggeführt, zu ihren Herren oder Blutsfreunden und dem eigenen Boden zurückkehrten. Wurde jedoch ein kommender Unbekannter von dem Actor oder dem Colonus irgend eines ohne Wiſſen des Herrn aufgenommen und verhehlt, erhielt der Actor oder der Colonus 30 Prügelhiebe, und der Herr mußte ſchwören, daß er von dem Schlupfwinkel des Flüchtlings keine Mitwiſſenſchaft gehabt habe. Knut's angelſächſiſche Geſetze haben Geſ. I. Cap. 52: Ut alienigenae libidinosi ejiciantur. *Aeltheodige* men, gif hig heora haemed rihtan nellan, of land mid heora aehtun and synnan gewitan. Ausländiſche Männer ſollen, wenn ſie ihre Hurerei nicht beſſern wollen, mit ihren Gütern und Sünden aus dem Lande weichen [41]). Übrigens ſtanden die Fremden unter dem Schutze des Königs. Im Friedensſchluſſe zwiſchen dem Eadweard, dem Könige der Engle (Angeln), und Gudhrun, dem Könige der Dene (Dänen), findet ſich Cap. 13: Be gehadedum and aeltheodigum. Von Geweiheten und Fremden. Wenn Jemand einen Geweiheten (gehadodne) oder Fremden durch einig (irgend ein) Ding verräth (Verrath an ihm begeht), an Gut und Leben, dann ſoll ihm der König oder der Eorl da im Lande, oder der Biſchof des Volkes ſein für Mage und für Mundbora (Schützer, d. h. ſoll die Stelle des Blutsfreundes und des Schutzgewährenden vertreten), außer wenn er einen andern hat. Und man büße gern (willig), je nachdem die That iſt, Chriſto und dem Könige, ſo (wie) es gebührt, oder der räche ſtreng die That, der König im Volke iſt. In den langobardiſchen Geſetzen ſagt *Rotharis* Leg. 390: Alle Gargangi (Wargangi) [42]), welche von äußeren Gebieten in unſeres Reiches Gebieten angekommen und ſich und die Ihrigen unſerer Gewalt [43]) unterworfen haben, ſollen nach unſern Geſetzen der Langobarden leben, wenn ſie nicht ihr Geſetz von unſerer Liebe erlangt haben. Wenn ſie eheliche Kinder haben, ſollen ſie als ihre Erben in Allem, ſowie auch die ehelichen Kinder der Langobarden, ſein. Wenn ſie aber keine ehelichen Kinder haben, ſollen ſie es nicht in ihrer Gewalt haben, ohne Befehl des Königs ihr Vermögen jedem, wem ſie wollen, zu thingiren (ſchenken), oder auf welche Art ſie wollen, oder durch welchen Titel ſie wollen, zu veräußern. Dieſes Geſetz iſt in doppelter Beziehung merkwürdig, einmal darum, weil es beſtimmt, daß die aus dem Auslande kommenden Wargangi nach den Geſetzen der Langobarden leben ſollen, wenn der König ihnen nicht geſtattet, nach ihrem Rechte zu leben; zweitens, weil die Beſchränkung der Freiheit der keine ehelichen Kinder habenden Wargangi, über ihr Vermögen ohne Bewilligung des Königs zu verfügen, ein Keim zu dem nachmals ſich ſo ſtreng ausbildenden Fremdlingsrechte iſt. In erſterer Beziehung bemerken wir, bevor wir von letzterem Rechte handeln, Folgendes: Nach dem Westgotalag Mandr. 9 haftete der, welcher einen ausländiſchen [44]) Menſchen erſchlug, zu keiner Ättarbot (Geſchlechtsbuße, Bußgeld, das an das Geſchlecht des Getödteten gezahlt werden mußte), wurde nicht friedlos und landflüchtig. Dabei entſteht die wichtige Frage im Betreff der germaniſchen Volksſtämme, welche ſich als ausländiſch betrachteten, und welche nicht. So läßt ſich z. B. vermuthen, daß die Oſt- und Weſtgothen in Skandinavien im Gegen-

40) Mit der Lex Wisigothorum verbinde man Lex Burgundionum Tit. XXXVIII. Leg. 7—10 (ap. *Georgisch*, Corp. Juris Germ. antiq. col. 365): Si quis (es iſt von einem in Privatangelegenheit Reiſenden die Rede, im Gegenſatze zu einem Geſandten ausländiſcher Völker) in agro regio vel colonica voluerit adplicare, et non permissus fuerit, colonus fustigetur. Si autem hospes ibidem aliquid insolenter everterit, in novigildo restituat. Si in villa conductor ingenuus est, et tectum aut focum non dederit, inferat multae nomine sol. III. Si servus est, fustigetur. Quod de Burgundionum et Romanorum omnium colonis et servis praecipimus custodiri. 41) R. Schmid, Die Geſetze der Angelſachſen. 1. Th. S. 163.

42) Nach der Leſart des Cod. Cathedr. Mutin. Wargangi, die Form iſt die urſprünglich teutſche, Gargangi die italieniſirte. Muratori (Rer. Italic. Scriptt. T. I. P. II. p. 48), Rogge (S. 54) und Andere ſtellen Wargengus mit dem Wargus der Lex Salica Tit. LVII. Leg. V: Wargus sit, hoc est depulsus de eodem pago, altnordiſch wargr (Wolf), Geächteter, zuſammen. Dagegen bemerkt Jac. Grimm (Deutſche Rechtsalterthümer S. 396. 397), Wargangus ſei ein Compoſitum, deſſen erſter Theil, wie er glaube, Wohnung, Aufenthalt, altnordiſch *Wer*, bezeichne; dem Sinne nach alſo ein Vagabund, der zu den Häuſern der Leute kommt und bettelt; vergl. das altnordiſche *Wergángr*, mendicatio, Wandern von Haus zu Haus. Die angelſächſiſche Sprache habe ein dem Gargangus völlig entſprechendes Wergenga, advena; *Cädmon* 89, 11 von Nebucadnezar: wildra wärgenga of wâdhe cuom; althochteutſch finde ſich camestgengo (gyrovagus). 43) Nach dem Cod. Cathedr.: unter den Schild unſerer Gewalt. 44) dräper madher utländskan man, eigh ma frid flyia or landi sinu ok i ätt hans.

ſatze zu den Schweden in engerer, urſprünglicher Bedeutung nicht als Ausländer betrachteten, weil ſie ein Thing (Volksgerichtsverſammlung) aller Gothen hatten. Ebenſo hatten die Weſtfalen und Oſtfalen und Engern, ungeachtet ſie trotz eines allgemeinen ſächſiſchen Rechtes in vielen Punkten verſchiedene Rechtsbeſtimmungen hatten, ein Alding, und ſtanden alſo nicht einander als Fremde gegenüber[45]). Die Verhältniſſe[46]) ſcheinen ſo geweſen zu ſein, daß, ſobald verſchiedene Völkerſchaften in einen Bundesſtaat oder in ein Reich zuſammentraten, jede Völkerſchaft zwar ihr Recht behielt, aber den andern Völkerſchaften deſſelben Reichs nicht als Rechtloſe, namentlich nicht als kein Wergeld (ſ. d.) Erhaltende gegenüberſtanden. Dieſes wird deutlich aus Vergleichung des ſaliſchen Geſetzes, in welchem nicht geſagt wird, daß Jemand nach dem Rechte ſeines Volkes im Lande der Salier gerichtet werden ſoll, mit Vergleichung des ripuariſchen Geſetzes, nach welchem den in das Land der Ripuarier kommenden Alamannen, Baiern, Friſen und Sachſen ein Wergeld geſichert iſt[47]). Der Rechtsgrundſatz, daß jeder Reichsgenoſſe in dem Lande einer Völkerſchaft deſſelben Reiches nach dem Rechte ſeiner Völkerſchaft leben ſollte, ward mannichfach beſchränkt, vornehmlich in Beziehung auf das Erbrecht. Der Sachſenſpiegel Buch I. Art. 30: **Jeglicher in komen man**[48]) (hereingekommener Mann) empfängt Erbe binnen dem Lande zu Sachſen nach des Landes Rechte, und nicht nach des Mannes Rechte, er ſei Baier, Schwabe oder Franke.

Über die Hinterlaſſenſchaft Fremder bemerken wir Folgendes. Kaiſer Friedrich II. ſagt in den der Stadt Goßlar im J. 1219 gegebenen Privilegien[49]): Item Advocatus Civitatis nullius haereditatem debet accipere, praeterquam histrionum, joculatorum et advenarum, sed advenae haereditatem per unius anni circulum in manu alicujus Burgensis salvam faciet observari. Kam innerhalb dieſer Zeit Niemand, welcher ſie verlangte, dann erſt konnte der Voigt der Stadt ſolche Erbſchaft für ſich behalten. In einem alten Geſetze[50]) über die Rechte der hildesheimer Voigtei heißt es: Si aliquis *advena* moritur, ejus bona debent in eadem advocatia *reservari anno* et *die* indistracta, und wenn innerhalb der genannten Zeit der geſetzliche Erbe nicht gekommen, ſoll über jene Güter (d. h. hier bewegliche Habe) der Voigt Nichts verfügen ohne die Stadt, noch die Stadt ohne den Voigt. Der Biſchof Otto von Paderborn ſagt in den von ihm im J. 1280 den Städtern in Nihem (oppidanis nostris in Nihem) gegebenen Privilegien: Si vero[51]) *advena* fuerit, bona ipsius ad annum et diem integra per Judicem et Consules servabuntur. Und wenn kein wahrer (rechter) Erbe innerhalb der genannten Zeit gekommen, ſollen die Güter (d. h. die bewegliche oder fahrende Habe) unſre ſein. In dieſen Stellen iſt die Rede von frei oder für frei gehaltenen Menſchen, oder wenigſtens von ſolchen, welche noch nicht als Wildfänge (Wildfliegel[52]), Wildflügel, Bachſtelzen) in Anſpruch genommen worden ſind. Es galt nämlich der Rechtsgrundſatz, daß wer ſeine Wohnung da aufſchlug, wo er mit Freien keine Gemeinſchaft hatte, bei Hörigen blos lebte, die Freiheit verlor. Man ſagte, die Luft macht eigen. Dieſes Recht der Herrſchaften ward dann überhaupt auf gewiſſe Landſtriche ausgedehnt, wo auch nicht blos Unfreie, ſondern Freie und Unfreie vermiſcht wohnten. Lebte in einem ſolchen Landſtriche, für welchen das Wildfangsrecht[53]) galt, ein eingewanderter Fremder über Jahr und

45) ſ. das Nähere über das Alding der Sachſen in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 25. Th. S. 236. 46) Nach Savigny's und Rogge's Meinung wäre das Syſtem der perſönlichen Rechte erſt durch die Eroberungen der Teutſchen auf römiſchem Boden hervorgebracht worden. Aber Jac. Grimm (a. a. O. S. 398) zeigt, daß die Stelle des ripuariſchen Geſetzes, auf welche ſie ſich ſtützen, dieſe Annahme nicht erweiſt. 47) ſ. das Nähere in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 47. Th. S. 250. Ebendaſelbſt S. 250. 251 ſind Stellen über die Verbreitung des ſaliſchen Rechtes auch außerhalb des Landes der Salier, und ſelbſt bis nach Italien, angeführt. Wie noch ſpät in der letzten Hälfte des Mittelalters auf die perſönlichen Rechte der Stämme geſehen ward, hierfür findet ſich eine Stelle aus einem Landgerichtsbrief vom J. 1455 in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 42. Th. S. 256. 48) Nach dem lateiniſchen Text: Quilibet advena (die baſeler Ausgabe fügt hinzu: in terra Saxaniae) in percipienda haereditate, non secundum suae personae, sed secundum jura terrae Saxoniae, cujuscunque etiam sit, Bavariae, Franciae, vel Sueviae nationis. in-komen (ein-komen) man wird im Nordiſchen ausgedrückt durch komumadhr (Ankömmling). Häufiger als in-komen man kommt vor her-komen man, z. B. bei Hartmann von der Aue im Jwein. Der Ungenannte in der öſterreichiſchen Chronik Cap. 43 (bei *de Senckenberg*, Sel. Jur. T. V. p. 158) ſagt: nach dem allen warff die gemain auff zu ihrem vorgeher und redtner den Odenackker ain *neu herkommen man*. Derſelbe Cap. 44. S. 161: die wüsten nit vil Gelegenheit umb der Statt Freyheit noch umb die Regier des Landes, wie all sachen von Alter herkommen waren, nachdem sie all *neu herkommen* Leutt waren und in dem Rath vor nit gewesen waren. In den freiberger Statuten, Tit. vom Landt-Richter (die Stelle bei *Haltaus*, Glossarinm Germ. col. 894): Ist er ein *herkommen Man*, er sey Ritter oder Knecht, und setzett sich in die Stadt wohnhafftigk, er muss schossenn, und wachenn mit den Burgern, sie wollens ihn dann erlassen. Die engersgauer Bergpflegenheit vom J. 1538 ſagt: fortan sall unser gnaediger Herr beschurren und beschirmen Witwen und Weisen, den herkommenden Man mit seinem rustigen spiess, gleich den inwendigen.

49) Bei *Heineccius*, Antiqq. Goslariens. Lib. II. p. 219. 50) Bei *Grupen*, Antiqu. Hanover. p. 234. 51) Voraus geht nämlich: item si aliquis in dicto Oppido (Nihem) decesserit, liberi vel cognati secundum quod proximiores infra appidum fuerint, defuncti recipient bona, seu haereditatem, quae *Herwede* dicitur sive *Rade* (Gerade, d. h. Geräthe). Sed si infra oppidum consanguinei non fuerint habitantes, consanguinei extra appidum admittentur jure suo. Si vero *advena* etc. 52) d. h. Wildgeflügel, iſt bildlich von wild eingefangenen Vögeln genommen. Wildfang heißt in der Sprache der Falknerei ein wild eingefangener Falke, im Gegenſatz zum Neſtling, einem Falken, der aus dem Neſte genommen und aufgezogen iſt. 53) Urſprünglich galt das Wildfangsrecht im Betreff ſolcher Hörigen, welche ihrem Herrn entflohen waren, und welche der Herr innerhalb Jahresfriſt nicht in Anſpruch genommen hatte. So z. B. heißt es im Betreff der Oberkircher: item und öch behübent sii in demselben übertrag das sii möhten *Wiltfeng* enpfohen, keme aber ein nachfolgender Herr in der Jores-frist, so rihtet man von ime also Reht were, keme aber kein nachfolgender Her in der Jorsfrist, so solten su den stamen (Stamm) und was davon keme öch behaben. Der sequens dominus kommt ſchon in der Lex Alamannorum vor; ſ. die Stelle in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 45. Th. S. 246. 247. Was in dieſen und den alten

Digitized by Google

Tag [54]), ſo fiel er dadurch in den Stand der Hörigkeit. Da Vermögende die Mittel hatten, nicht ſo lange an einem Orte in der Fremde bleiben zu müſſen, und ſich, wenn ſie ſich in derſelben niederlaſſen wollten, ankaufen konnten, ſo traf jenes Unglück hauptſächlich nur Verbannte und arme Leute, welche ſich, ohne Vermögen zu haben, nothgedrungen in der Fremde niederließen. Arme konnten überhaupt leicht für entflohene Leibeigene gehalten werden. Das eigentliche und urſprüngliche Wildfangsrecht beſtand darin, daß alle fremde Perſonen, welche in Jahr und Tag keinen nachfolgenden Herrn hatten, Leibeigene der Herrſchaft des Landes wurden, und in ſolcher Eigenſchaft gleich Anfangs den Fahgulden, auch hernach theils jährlich, theils bei Sterbefällen etwas Gewiſſes erlegen mußten. Kurpfalz hatte dieſes Recht nebſt dem Baſtardrechte, dem Baſtardfalle, in einem gewiſſen Diſtricte, welcher ſich in vieler Herren Länder erſtreckte; und ſetzte den Urſprung deſſelben in einem uralten Herkommen, und dieſes ſei dann in neueren Zeiten durch ausdrückliche kaiſerliche Privilegien beſtätigt worden. Namentlich geſchah dieſes im J. 1518 vom Kaiſer Maximilian I., und deſſen Urkunde wurde dann wieder von andern Kaiſern beſtätigt. Über dieſes Privilegium, welches Kurpfalz im J. 1616 dem Kammergerichte inſinuiren ließ, wurde von dieſem im J. 1618 eine Urkunde ausgeſtellt. Über die allzu weite Ausdehnung dieſer Freiheit wurden bei den weſtfäliſchen Friedensunterhandlungen Beſchwerden geführt. Nach geſchloſſenem Frieden führten die benachbarten Reichsſtände Klage, daß Kurpfalz dieſe Gerechtſame zu ihrem und ihrer Unterthanen Nachtheile wider die Rechte und den münſterſchen Friedensſchluß allzu weit ausdehne, namentlich thaten dieſes Speier, Worms, die Rheingrafen und die Reichsritterſchaft der drei Kreiſe in der den 29. Nov. 1653 bei dem Reichshofrathe anhängig gemachten Klage. Im J. 1654 brachten die Benachbarten ihre Klagen bei dem Reichsconvent an. Da aber nichts Eigentliches darauf beſchloſſen ward, ſchloſſen im J. 1654 Kurtrier, Kurcöln, die Hochſtifte Speier, Worms und Würzburg, der Herzog von Lothringen, die Rheingrafen und alle drei Reichsritterkreiſe wider Kurpfalz ein Bündniß, zu Folge deſſen erſt mit der Feder, dann aber mit den Waffen gekämpft ward. Nachdem weder die kaiſerlichen Befehle, noch die verſchiedentlich gepflogenen gütlichen Conferenzen dieſen Streit [55]) hatten ſchlichten können, compromittirte man auf die Kronen Frankreich und Schweden. Ihre Subdelegirten thaten den 17. Febr. 1667 zu Heilbronn in der Sache einen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch [56]), und beſtimmten die Schranken, innerhalb welcher Kurpfalz ſich in Ausübung dieſer Gerechtſame halten ſollte. In dem Vertrage zwiſchen Kurpfalz und der ober- und niederrheiniſchen Ritterſchaft vom J. 1717 werden unter den kurpfälziſchen ſtändigen und unſtändigen Utilien [57]) nach dem Laudo Heilbronnensi aufgeführt alle Leibeigenſchaftsrechte, der Wildfang, Unterwildfang und Leibeigenen. Dem Johanniterorden überließ Kurpfalz im J. 1721 in des Erſteren, in dem Oberamte Germersheim gelegenen, Dörfern die Wildfangs-, Leibeigenſchafts- und andere Gerechtſame auf Art einer Erbverleihung. Da der Kurfürſt Karl Theodor an dieſen Vergleich nicht gebunden ſein wollte, klagte der Orden Anfangs bei dem Reichshofrathe. Jedoch ward im J. 1749 ein neuer Vergleich [58]) getroffen. Als Graf zu Falkenſtein ſchloß der Herzog zu Lothringen und Großherzog zu Toscana den 24. März 1733 mit Kurpfalz wegen des Wildfangsrechts einen Vergleich, um deſſen kaiſerliche Beſtätigung im J. 1739 bei dem Reichshofrathe gebeten ward. Durch einen Vergleich vom 10. Febr. 1698 gab das rheingräfliche Haus an Kurpfalz un-

Geſetzen durch fugitivus servus, oder blos durch fugitivus oder servus fugiens ausgedrückt wird, heißt in den Weisthümern herkommender Mann, nämlich in dieſer engeren ſpeciellen Bedeutung, welche aus dem Zuſammenhange erhellt, wo von dem nachfolgenden Herrn die Rede war, wovon das münſtermeienfelder, pellenzer, blankenrader, pommerner und andere Weisthümer Beiſpiele geben. Aus dem pellenzer Weisthume bemerken wir: Vort wisent die heimburgen unserm herrn von Trier, sinen nakomen u. stifte die clocke, die volge, den ban, *den herkomenden man*, den grawen walt, den funt, den prunt, den rostigen spiess, die krumme bach, wasser, weide, aichte, herberge, die gebot u. alle gewalt. Vergl. die Urkunde vom J. 1507 (bei *Günther*, Cod. diplomaticus Rheno-Mosellanus. T. V. p. 147): und uns und unserm gestift (zu Trier) von heimburgen, gesworn und ganzer gemeinde alle jerlichs zugewiesen wird wasser und weide, der grae walt, herkomande man, der glockenklang, das gemein geschrei, die folge. Die Formel, welche man brauchte, mit welcher man ſich des herkommenden Mannes, nachdem er Jahr und Tag im Lande gehauſt hatte, bemächtigte, und welche der kommende Büttel ſprach, war dieſe: Ich nehme Euch im Namen unſer gnädiſchen Herrſchaft zum Wildfang und begehre von Euch den Fahegulden (vergl. Wehner, Ausgabe von Schilter S. 512 b, und Jac. Grimm a. a. O. S. 399).

54) Dieſes iſt die alte Friſt, wodurch einer da, wo er ſeine Wohnung aufſchlug, wenn kein Widerſpruch der Nachbarn erfolgte, das Recht, da zu wohnen, wie dieſe, erhielt. Die Lex Salica Tit. 48. De Migrantibus, beginnt: I. Si quis super alterum in villa migrare voluerit, et aliqui ex eisdem, qui in villa consistunt, eum suscipere voluerint, et vel unus vel aliquis ex ipsis extiterit, qui contradicat, migrandi licentiam ibidem non habeat. Si vero contra interdictum unius vel duorum in villa ipsa adsedere praesumpserit, tunc testare illi debent, et si noluerit exinde exire, ille qui testat, cum testibus sic ei debet testare, ut inter noctes exinde exeat, und beſchreibt weiter, was zu thun, wenn der Eingewanderte in dieſer Friſt nicht wieder fortgeht, welches Verfahren endlich damit endigt, daß er durch den Grafen aus dem Orte vertrieben wird, und ſagt dann: II. Si quis vero admigravit et ei aliquis intra XII menses nullus testatus fuerit, ubi admigravit, securus sicut alii vicini consistat. Jac. Grimm (a. a. O. S. 399) ſetzt fragend zu securus ? frei. Aber von Hörigkeit, in welcher Beziehung er hier fragt, iſt gar nicht die Rede, ſondern securus bedeutet hier unangefochten, d. h. es konnte nach einem Jahre keiner der Nachbaren mehr ihn hinwegheißen, oder wenn er nicht ging, einen Proceß zu ſeiner Vertreibung anſtellen.

55) Schriften über denſelben ſ. bei Lünig, Grundf. europ. Potenz. Gerechtſ. 1. Th. S. 552. 553, und Selecta Script. illustr. pag. 436, und Belege und umſtändliche Nachrichten bei Joh. Jacob Moſer, Kurpfälziſches Staatsrecht. Cap. 7. §. 15. S. 236 fg. 56) ſ. Laudum Heilbronnense im Theatrum Pacis T. II. p. 323, bei *Gastelius*, De Statu publ. Europ. noviss. Cap. 9. p. 447; *Londorp*, Act. publ. T. IX. p. 480; Lünig, Reichsarchiv, Pars spec. unter Chur-Mainz S. 424; *du Mont*, Corps diplom. T. VII. P. I. p. 10. 57) ſ. die übrigen bei Joh. Jac. Moſer, Teutſches nachbarliches Staatsrecht. 3. Buch. Cap. 14. S. 407. 58) Bei demſelben, Teutſches Staatsarchiv. 1751. 2. Th. S. 87.

Digitized by Google

der freiberger Statuten durch die Markgrafen Friedrich, Balthaſar und Wilbelm von Meißen vom J. 1372 wird beſtimmt: Man sal eynes ding da siczen in der Wochen, daz sal syn an der methewochen. Ist aber daz man dinges bedarf umb totslege umb wunden adir *gesten*[80]) adir *wegefertigen Lüten*, den sal man gerichte siczen yn der wochen also dicke alzo des not ist. Die freiberger Statuten beſtimmen, wer in Beziehung auf das Gericht ein Gaſt ſei, oder nicht, auf folgende Weiſe: Welch Mann umb Freyberg in den *vier Meil Weges gesessen*, *ist kein Gast*, als zu Meyssen, Cemnicz, zu Dressdenn unnd da bynen, die megen zu Ding wohl kommen, den soll man bescheiden inn das geding, welch mann aber *aus den vier Meil Weges gesessen*, der ist ein *Gast*, dem soll man richten zu handt, aber zu bezeugen[81]) uber zwerche[82]) nacht. In den Statuten der Stadt Caſſel vom J. 1384 heißt es: den Fremden (sol) von einer Sunnen zur andern gericht — — — werden. In dem alten braunſchweiger Stadtrechte Geſ. 49[83]): Swat eyn man eneme gaste ghelden schal, kumpt he des vor ghərichte, he schal eme ghelden hüde unde morne. Am Ende der erfurter Statuten hat eine neuere Hand hinzugefügt: „Gaſtgerichtl. Proceß iſt vor die frembden ſo bey Tage nicht zu Gerichte kommen mögen, der mag ein Gaſt-Gericht beſtellen über einen Bürger — — — In Gaſtgerichtl. Friſt aber, das iſt 24 ſtunden, muß er das Gericht beſtellen und ſeine notturfft einwenden." Der Codex des alten bairiſchen Rechtes ſagt Tit. VI[84]): daz recht ist darum gesetzt, daz ein Gast seiner tagweide[85]) nicht verseumpt werde, und Tit. XXIII[86]): Wer das ein Burger einen Gast verpüt mit den rechten, der sol des tags von dem Gaste ein recht nemen, und sol der Gast dem, der in verpoten hat, kunt tun mit fronpotn, das er ein Recht von im nem. Wolt er dann des tags nicht recht von im nemen, so mag der Gast wol gen varen oder riten, wo er hin wil, im selbs on schaden. Das biſchweiler Weisthum vom J. 1499 ſagt: Item keme ein fremder Man und begehrte ein *Notgericht*, dem soll man unverzogenliche gehorsam sein. Kaiſer Sigismund in der görlitzer goldenen Bulle vom J. 1433 Nr. 7: es sey zu rechter Dinge zeit oder in *Nothdingen* u. ſ. w. In den im J. 1565 beſtätigten görlitzer Statuten, Abſchnitt: Von dem *Nothgeding oder Gastrecht*, wird Folgendes aus einander geſetzt: „Nachdem für Alters im Gebrauch gehalten worden, wann bisweilen ſich zugetragen, daß außerhalb der ordentlichen Dingtage ein fremder wider einen einheimiſchen, oder ein einheimiſcher wider einen fremden, ſo ratione contractus allhier zu antworten ſchuldig, oder auch ſonſten iemandes, ſo wegen Leibes-Ungelegenheit verhindert worden, und derhalben für dem gehegten Gedinge nicht erſcheinen, und Aufgaben, und anders daran ihme gelegen, verrichten können, ein Gaſtrecht oder Nothgedinge begehrtt hatt, daß ihme daſſelbe gehalten worden, als ſoll es künfftig auch darbey bleiben, und wann in ſolchen fällen ein Gaſtrecht begehrtt wirdt, ſoll der Richter, doch mit Vorwiſſen und Einwilligung des Hrn. Bürgermeiſters, ein ſolch Gaſtrecht auch außerhalb der Dingtage entweder in loco judicii, oder bei dem, ſo es Leibes-Schwachheit wegen, anderswo begehret, zu hegen und zu halten, Macht haben, auch die Schöppen, ſo wohl Procuratores, undt den Frohnboten darbey zu gebrauchen, und ſollen die fürfallenden Sachen dem Rechten und der Billigkeit nach, wie ſonſten bei dem ordentlichen Gedinge, wie allenthalben bräuchlich iſt, verrichten, davon derjenige, der es begehret, die Gebühr erlegen ſoll." Aus den außerordentlich in nöthigen Fällen ſich verſammelnden Gaſtgerichten ſind in Städten, in welchen viel Gewerbe, Handel und Zuſtrömung von Fremden iſt, beſondere Gerichte entſtanden, welche zu Gunſten derſelben angeordnet wurden, und bei welchen der Spruch an vielen Orten, wie bei den urſprünglichen Gaſtgerichten, nur von einem Sonnenſchein zum andern, oder wenigſtens nicht länger, als von drei zu drei Tagen aufgeſchoben werden darf. Da ſolche Gerichte hauptſächlich zum Beſten des Handels angeordnet worden ſind, haben ſie den Namen Kaufrecht, Handelsrecht und Handelsgericht erhalten. Durch Verfügungen wurden die fremden Handelsleute theils begünſtigt, theils beſchränkt. So z. B. enthält die Urkunde des Großfürſten Waldemar von Rußland für die nach Riga reiſenden „Gosti" (Gäſte, Fremde) das Verſprechen des Schutzes und der Sicherheit im Gebiete des Großfürſten[87]). Beſchränkungen der Handelsfreiheit der Fremden waren ſehr zahlreich. So z. B. finden ſich in dem Rechte der meiſten Handelsſtädte, welche dem Bunde der Hanſa angehörten, und namentlich im lübiſchen Recht, die Verordnungen, daß den Fremden nicht verſtattet werden ſoll, ihre Kaufmannsgüter in die Stadt zu Lande zu bringen, und hernach zu Schiffe an andere Orte auszubringen, oder umgekehrt, zu Waſſer einzubringen und an andere Örter zur Vertreibung Handels und Wandels zu ſchicken, und daß Niemand mit fremdem Gelde Korn oder andere ankommende Waaren kaufen ſollte. Kein Gaſt durfte mit einem andern, oder kein Fremder mit einem Fremden einen Kauf und Verkauf treffen, ſondern ein mit ſeinem Gute in die Stadt Lübeck ankommender Gaſt oder Fremde konnte daſſelbe an Niemand anders, außer an daſige Bürger verkaufen. Wollte er gleich daſſelbe Gut oder Waaren auflegen, ſo hatte er doch die Macht nicht, ſolche alsdann den Fremden zu verkaufen, wie die daſigen Bürger, welchen dieſe Freiheit allein zuſtand. That er es aber den-

80) Kilian ſagt, ohne zu bemerken, woher es es hat: *Gast*, extraneus, peregrinus: qui *longius decem milliaribus* extra ditionem habitat. 81) Durch Zeugen zu überführen. 82) Quernacht, d. h. eine Nacht, zwiſchen welcher keine andere iſt, alſo hier über Quernacht heißt, ſogleich den folgenden Tag. Was in den bamberger Statuten Tit. XIV (angeführt von Heumann S. 268) durch: „über zwerch nacht helffen als einen Gast," ausgedrückt wird, wird anderwärts gegeben durch: „von einem Sonnenſchein bis zum andern." 83) Bei *Leibnitz*, Scriptt. Rer. Brunsvic. T. III. p. 437. 84) S. 73. 85) Zeit, Raum einer Tagereiſe. 86) S. 132 fg.

87) Vgl. Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. I. Th. S. 205.

noch, und ward darüber betroffen oder deſſen überwieſen, wurde er bei und von dem Wettgerichte (Strafgerichte) nach der Größe des Verbrechens beſtraft [88]).

(*Ferdinand Wachter.*)

FREMDE KÖRPER im Organismus (Chir.). Durch die natürlichen Öffnungen an der Oberfläche des Organismus gelangen Körper in die natürlichen Hohlräume, welche naturgemäß nicht dahin kommen ſollen, und es bringen andererſeits auch durch Continuitätstrennungen fremdartige Körper in den Organismus ein und legen ſich in oder zwiſchen die verſchiedenen Organe oder Organtheile, oder dringen auch wol auf ihrem Wege bis zu natürlichen Hohlräumen vor. Im letztern Falle iſt die Continuitätstrennung, die Wunde, der weſentliche Punkt, welcher die Hilfe des Wundarztes in Anſpruch nimmt; die eingedrungenen fremden Körper, wie Kugeln, abgebrochene Inſtrumente u. ſ. w., bilden, ſtreng genommen, blos eine Complication der Wunde. Von ſolchen fremden Körpern wird deshalb das Nöthige in den Artikeln Wunden, Schusswunden angegeben, und nur von jenen fremden Körpern kann hier die Rede ſein, welche durch natürliche Öffnungen eingedrungen ſind. Dieſe können nun aber wieder den gasförmigen, den tropfbar-flüſſigen oder den feſten Zuſtand beſitzen. Gasförmige und tropfbarflüſſige Körper, wenn ſie nachtheilige Wirkungen hervorrufen, ſchaden aber wol immer nur durch ihre chemiſchen und pharmakologiſchen Eigenſchaften, ſodaß weniger eine chirurgiſche Hilfe, vielmehr ein pharmakodynamiſcher oder toxikologiſcher Beiſtand erfodert wird; ſie bleiben aus dieſem Grunde auch hier ausgeſchloſſen, und nur von den feſten Körpern ſoll hier die Rede ſein, welche durch natürliche Öffnungen in natürliche Hohlräume gelangen und chirurgiſche Hilfe erheiſchen.

Solche fremde Körper beläſtigen meiſtens zunächſt durch Druck auf die Höhlenwandungen, oder durch eine mehr oder weniger vollſtändige Verſperrung des Weges, wodurch je nach der ſpeciellen Function des betreffenden Hohlraumes beſondere Erſcheinungen hervorgerufen werden. Weiterhin pflegt es dann durch die anhaltende Reizung der Höhlenwände zur Entzündung und deren verſchiedenartigen Folgen zu kommen. Sitzen die Körper feſt, dann ſind die krankhaften Erſcheinungen mehr gleichbleibend; ſind jene aber mehr oder weniger beweglich, dann können letztere auch einen Wechſel zeigen.

Das Vorkommen der fremden Körper iſt der Reihe nach im Beſondern zu betrachten im äußern Gehörgange, im Auge, in der Naſe, in den Reſpirationswegen, in der Mundhöhle, im Schlunde, im Magen und Darme, im Maſtdarme, in der Harnröhre und Harnblaſe, in der Scheide und im Uterus. Anhangsweiſe iſt dann auch der umgekehrten Fälle zu erwähnen, wenn nämlich von hohlen, und zwar mehr oder weniger ringförmigen, Körpern vorragende Körpertheile umſchloſſen werden und dieſe letztern anſchwellen, ſodaß ſie durch den fremden Körper eine Einſchnürung erleiden.

1) Im äußern Gehörgange. In dieſen kriechen bisweilen Inſekten oder Würmer, oder es ſchlüpfen darin Junge aus Inſekteneiern aus; Kinder ſchieben beim Spielen oder aus Unachtſamkeit verſchiedenartige kleine Körper hinein, Erbſen, Bohnen, Linſen, Beeren, Kirſchkerne, Kaffeebohnen, Glasperlen, Stückchen Zucker oder Kreide, Steine, Papierkügelchen; bei Erwachſenen findet man wol Baumwollekügelchen, die ſie früher einbrachten und wieder herauszunehmen vergaßen, und die nun durch das verhärtete Ohrenſchmalz in eine den Gehörgang verſtopfende Maſſe umgewandelt worden ſind; endlich rufen auch wol einfache Maſſen verhärteten Ohrenſchmalzes oder durch Caries abgelöſte Knochenſtückchen die Erſcheinungen hervor, wie ſie ſonſt von fremden Körpern auftreten.

Wenn ſolche Körper den Gehörgang nicht ganz ausfüllen und nicht an das Trommelfell anſtoßen, ſo veranlaſſen ſie oftmals keine auffallenden Erſcheinungen, ausgenommen etwa Inſekten, welche durch ihre Bewegungen die Theile reizen. Wird aber der Gehörgang ganz erfüllt, dann entſteht nicht nur Schwerhörigkeit oder Taubheit des betreffenden Ohres, die indeſſen vielleicht unbemerkt bleibt, wenn das andere Ohr geſund iſt, ſondern es wird durch den anhaltenden Druck und die Reizung der empfindlichen Theile eine Entzündung hervorgerufen, die im einzelnen Falle mit den heftigſten Schmerzen, mit Krämpfen, Delirien verbunden ſein kann, und zu Caries, zu Entzündung im Innern der Schädelhöhle, ſelbſt zum Tode führt, wie einzelne Beobachtungen lehren. Steckt eine Erbſe, Bohne oder ein ähnlicher Körper im Gehörgange, ſo kommt noch in Betrachtung, daß dieſelben ihn vielleicht Anfangs nicht ausfüllten, wol aber dann, wenn ſie durch Feuchtigkeit aufſchwellen; und bleiben ſie längere Zeit eingeſchloſſen, ſo erleiden ſie wol noch als organiſche Subſtanzen eine an Fäulniß angrenzende Veränderung, welche als neues ſchädliches Moment zu betrachten iſt. Eine derartige Umänderung erleiden auch Inſekten, die etwa im Gehörgange geſtorben ſind.

Bei der Unterſuchung des Gehörganges muß natürlich das Sonnenlicht oder Kerzenlicht gehörig einfallen, und der Eingang muß auf paſſende Weiſe erweitert werden. Nur ſelten wird man ſich eines ſogenannten Speculum auris bedienen können, da dieſe den ohnehin engen Gang nur noch mehr beengen; am meiſten dürfte dann wol noch der von Buchanan empfohlene Inspector auris paſſen. Um über die Anweſenheit und die Natur des fremden Körpers ins Klare zu kommen, dazu wird eine geknöpfte Sonde am geeignetſten ſein. Zur Herausbeförderung deſſelben bedient man ſich, je nach Umſtänden, eines Ohrlöffels, einer Pincette oder Zange, eines hebelartigen Inſtrumentes. Dieſe Inſtrumente müſſen immer am Boden des Gehörganges eingeführt werden, wegen der ſchiefen Stellung des Trommelfelles, damit ſie ohne Verletzung des Trommelfelles bis hinter den fremden Körper gelangen können. Matthias Mayor in Lauſanne will ſich, nach Jurine's Rath, ſtets mit Erfolg der lauwarmen Einſpritzungen bedient haben, um fremde Körper jeder Art aus dem Ohre zu entfernen; nur müßten dieſe Einſpritzungen mit einer gewiſſen Kraft geſchehen (Gaz. méd. de Paris.

88) ſ. Mevius, Erläuterungen des lübiſchen Rechts. Buch III. Tit. VI. Art. 7. Nr. 19 und 20.

1835. No. 29). — Iſt der fremde Körper ein lebendes Inſekt, und läßt ſich daſſelbe wegen Unruhe der Kinder weder mit dem Löffelchen oder der Pincette faſſen, noch mittels eines an einem Stäbchen befeſtigten Baumwolleflöckchens auffangen, ſo iſt es zweckmäßig, Öl in den Gehörgang zu tröpfeln. Daſſelbe iſt zur Tödtung des Inſekts wenigſtens ebenſo wirkſam, für den Gehörgang ſelbſt aber gewiß geeigneter, als die verſchiedenen andern zu Eintröpfelungen empfohlenen Subſtanzen, nämlich Sublimatlöſung, Eſſig mit Galle oder Scammonium, Aloetinctur, Decoctum Absynthii, Ledi palustris, Veratri albi.

Nach Entfernung des fremden Körpers bedarf der Gehörgang noch der geeigneten Nachbehandlung durch warme Bähungen, durch Einlegen von Baumwolle u. ſ. w.

2) Im Auge. Wenn kleine Körper auf den Augapfel treffen, ſo erfolgt ein augenblickliches Schließen der Augenlider, und da die hintere Fläche der Augenlider rauher iſt, als die Hornhaut und die zunächſt umgebende Conjunctiva, ſo werden jene Körper ſehr leicht nach Abwärts oder Aufwärts verſchoben, wenn ſie nicht etwa gleich beim Auffallen dahin gelangten, und ſie kommen mithin in den Raum zwiſchen dem Augapfel und den Augenlidern zu liegen. Abgeſehen von cauteriſirenden Subſtanzen, wie Partikelchen von Ätzkalk, Höllenſtein, Phosphor, Tropfen von Säuren, von ſiedendem Öl oder Blei u. ſ. w., gelangen auf ſolche Weiſe Aſche, Staub, Sandkörner, Schnupftabak, ausgefallene Augenwimpern oder andere Haare, Splitter von Holz, Stroh, Glas, Steinen, Metallen, Getreidegrannen, kleine pflanzliche Samen oder Hüllen derſelben, Feder- oder Nägelſchnitzel, kleine Inſekten oder Theile derſelben, zerbrochene Perlen von Kindermützchen und dergl. ins Auge. Bisweilen findet man aber auch verhältnißmäßig große Körper in der Ausſackung zwiſchen Augenlidern und Augapfel. Zu den Volksmitteln, um fremde Körper aus dem Auge zu entfernen, gehört auch das Einſchieben von Krebsſteinen oder Krebsaugen zwiſchen den Augapfel und das Augenlid, die bisweilen dadurch nützen können, daß ſie einen ſtarken Thränenfluß erregen, wodurch kleine Körper vielleicht mit fortgeſpült werden. In manchen Fällen, dergleichen von Beer und von Ammon berichtet worden ſind, blieben ſolche Krebsaugen bei unachtſamen Perſonen zurück und verurſachten nun die gewöhnlichen Zufälle fremder Körper. Ich ſelbſt bin mit folgendem hierher gehörigen Falle bekannt geworden. Ein Geſelle wurde bei einer Prügelei mit dem zugeſpitzten hörnernen Abguſſe einer Tabakspfeife ins Auge geſtoßen. Er behielt einen gereizten Zuſtand des getroffenen Auges, und als er deshalb endlich nach mehren Wochen augenärztlichen Beiſtand ſuchte, fand ſich ein ziemlich anſehnliches abgeſtoßenes Hornſtück von der Tabakspfeife zwiſchen dem untern Augenlide und dem Augapfel. — Nicht ſelten werden die fremden Körper, wenn ſie ſcharfe Kanten oder Spitzen beſitzen, ſecundär durch die Bewegungen der Augenlider in die Conjunctiva eingeſtochen, oder dies geſchieht auch gleich von Vorn herein, wenn Holz- oder Glasſplitter, Steinchen, Grannen, Metallſtückchen, ſogenannte Stahlfunken und dergl. mit einer gewiſſen Kraft gegen das Auge geſchleudert werden. Die Fälle, wo ſolche Körper ganz in die Augenhäute eindringen, oder ſelbſt ins Innere des Augapfels gelangen, gehören nicht hierher.

Ein fremder Körper im Auge veranlaßt immer einen mehr oder weniger bedeutenden Thränenfluß, eine krampfhafte Zuſammenziehung der Augenlider, einen ſtechenden, drückenden Schmerz. Die vermehrte Thränenmenge macht den Körper ſehr häufig beweglich; er wird gegen den Thränenſee hingetrieben und ausgeſtoßen. Wird er nicht entfernt, ſo bildet ſich eine traumatiſche Entzündung der Conjunctiva aus, vielleicht mit abwechſelnden Exacerbationen und Remiſſionen, die ſich bisweilen ſelbſt auf die tieferen Theile fortpflanzt. Manchmal hört die Entzündung nach einiger Zeit auf, obwol der Körper noch da iſt; er wird von einem Walle der Conjunctiva umgeben und feſtgehalten, und kann dann Jahre lang im Auge verweilen.

Wird der Körper nicht durch den Thränenfluß weggeſpült, ſo wird vielleicht einer der folgenden Handgriffe zum Ziele führen: man ſtreicht mit dem Finger über das Augenlid nach dem innern Augenwinkel hin; man ſpült das Auge mit warmem Waſſer oder mit Milch aus; man ſtreicht über die verdächtige Stelle mit einem feinen Malerpinſel; man ſucht den Körper mit einer Fiſchbeinſonde fortzuſchieben, oder mit einer Pincette zu faſſen, oder aber, wenn er eingekeilt iſt, mittels einer Staarnadel oder einer Daviel'ſchen Scheere auszulöſen. Nicht ſelten iſt es ſchwierig, den vermutheten oder vom Patienten angeſchuldigten fremden Körper zu Geſicht zu bekommen: in einem ſolchen Falle faßt man die mittlern Wimpern des Augenlids, zieht daſſelbe vom Augapfel ab und läßt den letztern nach Aufwärts oder Abwärts rollen. Um den Körper faſſen zu können, muß man wol das Augenlid umſtülpen, indem man ſeine mittleren Wimpern faßt und jenſeit des Tarſus eine Sonde aufdrückt. Beſonders ſchwierig iſt es, Splitter rothen Farbholzes auf der gerötheten Conjunctiva zu entdecken. Auch Körper, die in der angeſchwollenen Caruncula lacrymalis ſtecken, ſind oftmals ſchwer zu erkennen. — Wenn Eiſenſplitter in das Auge gefallen ſind, ſo konnte man wol daran denken, zu ihrer Extraction den Magnet zu Hilfe zu rufen. So gut dies aber auch theoretiſch ausgedacht iſt, die praktiſche Ausführung dürfte wegen der Kleinheit und Einkeilung der Eiſentheilchen ſelten zum gewünſchten Ziele führen. Zur Auflöſung von Stahlfunken empfahl Krimer die Anwendung verdünnter Salzſäure; gewiß ein ſehr verdächtiges Mittel, deſſen Nutzen, nach Schindler's Bemerkung, wol nur auf einer Täuſchung beruhen kann.

3) In der Naſe. Am häufigſten gelangen bei Kindern fremde Körper in die Naſe, wie Bohnen, Erbſen, Steinchen, Papierkugeln, Stückchen Holz u. ſ. w., die ſie ſpielend hineinſtecken. Bei Erwachſenen können aber auch in Folge eines Falles fremde Körper verſchiedener Art eindringen. Ferner ſind manchmal die zur Stillung eines Naſenblutens eingebrachten Tampons aus Charpie oder Waſchſchwamm ſchwer herauszubringen, weil ſie durch das Blut feſt zuſammenkleben, ſich in die ungleichen Vertie-

Digitized by Google

fungen der Naſengänge feſt einkeilen und ihre Fäden beim Verſuche der Extraction vielleicht abreißen.

Die Gegenwart fremder Körper in der Naſenhöhle kann Nieſen, Thränen der Augen, drückenden Schmerz am leidenden Theile hervorrufen; auch kommt es wol zu einer mehr oder weniger heftigen Entzündung und deren Folgen, zu Athmungsbeſchwerden u. ſ. w.

Manchmal kann gleich zu Anfang des Zufalls eine Priſe Schnupftabak nützlich ſein, um den Körper durch Nieſen herauszubefördern. Sonſt hält es meiſtens nicht ſchwer, denſelben mittels einer Pincette, einer Korn- oder Polypenzange auszuziehen, zumal wenn er mehr vorn in der Naſe ſteckt. Zuſammengeballte Tampons wird man vorher erſt durch lauwarme Flüſſigkeiten zu erweichen ſuchen. Kinder müſſen bei einer ſolchen Operation wegen der Unruhe von einem ſtarken Manne gehalten werden, und es darf dieſelbe nicht im Liegen vorgenommen werden, weil ſonſt der beweglich gewordene Körper leicht in die Choanen geräth, oder gar in die Luftröhre fällt.

4) In den Reſpirationswegen. Fremde Körper gelangen aus der Mundhöhle in den Kehlkopf, in die Luftröhre oder in einen Bronchus beim unachtſamen tiefen Inſpiriren, z. B. während des Gähnens, oder wenn während des Schluckens der Kehldeckel durch Sprechen, durch Lachen raſch gehoben und dadurch die Cavitas supraglottica geöffnet wird. Manchmal geräth auch ein in den Mund geworfener Körper ohne Weiteres in die Luftwege. Dieſe Körper ſind übrigens ſehr verſchiedener Art: Fiſchgräthen, Knochenſtückchen, Geldſtücke, ausfallende eigene oder künſtliche Zähne, Bohnen, Haare, Obſtſteine, Graupenkörner u. ſ. w. In einem merkwürdigen, durch von Walther mitgetheilten, Falle war eine Krebsſcheere in die Luftwege eingedrungen. (Gräfe und Walther, Journal der Chirurgie und Augenheilkunde. 3. Bd. S. 379.)

Die ſich einſtellenden Zufälle werden durch den gehinderten Lufteintritt bedingt, ſowie durch die Reizung der empfindlichen Schleimhaut. Es entſteht ein heftiger convulſiviſcher Huſten, verbunden mit Pfeifen und Raſſeln, Heiſerkeit bis Stimmloſigkeit, peinigendes Angſtgefühl und Erſtickungsgefahr mit den bekannten Erſcheinungen, nämlich Geſchwulſt der Halsvenen, Anſchwellung und bläuliche Färbung des Geſichts, Vordrängen der Augen u. ſ. w.; auch entſteht wol beim Schlucken ein mehr oder weniger heftiger Schmerz an einer beſtimmten Stelle, auf welche der Kranke mit den Fingern zeigt. Kleinere Körper werden nicht ſelten alsbald durch den convulſiviſchen Huſten ausgeworfen. Die genannten Zufälle dauern nun manchmal lange Zeit in ziemlicher Heftigkeit fort; andere Male verſchwinden ſie theilweiſe, oder auch ſelbſt gänzlich, kehren aber in unbeſtimmten Zeiträumen wieder. Während eines ſolchen Anfalles kann dann der Körper nach Wochen, nach Monaten, vielleicht auch erſt nach Jahren noch ausgeworfen werden.

Die übeln Folgen, welche überhaupt von fremden, in den Luftwegen ſtecken bleibenden, Körpern zu befürchten ſtehen, ſind folgende: Erſtickungstod, wenn der Luft durch den fremden Körper oder durch die krampfhafte Verſchließung der Stimmritze der Weg vollſtändig verſperrt wird; apoplektiſcher Tod durch Anhäufung des venöſen Blutes im Gehirne; Lungenemphyſem; Entzündung und Eiterung im Kehlkopfe, in der Luftröhre, oder ſelbſt in den Lungen, durch welche der Körper bisweilen auch noch nach Außen befördert werden kann.

Die Zufälle geſtalten ſich zum Theil verſchieden, je nach dem beſondern Sitze des fremden Körpers, und wol auch nach ſeiner Form. Am reizbarſten iſt die Schleimhaut im Kehlkopfe, namentlich in der Stimmritze. Liegt ein fremder Körper hier, und wird er nicht etwa durch den Huſten in eine andere Lage gebracht, ſo kann der Kranke leicht erſticken; ſelbſt kleine Körper, ein Stückchen Haut eines Eies, ein Haar, konnten daher durch die erregte krampfhafte Schließung der Stimmritze einen ſchnellen Erſtickungstod bewirken. Die Gefahr eines raſchen Todes iſt etwas geringer, wenn ſich der Körper noch oberhalb der Stimmritze in der Cavitas supraglottica befindet. Iſt der Körper groß, ſo verweilt er in der Mitte dieſes Hohlraumes, und dies war wol der Fall in der neuerlich von Dr. Vogelvanger mitgetheilten Beobachtung. Ein Kind hatte ein Stückchen Möhre von etwa 1⅓ Zoll Länge verſchluckt und darnach Erſtickungszufälle empfunden. Das Kind konnte Waſſer ſchlucken, und erhielt ein Brechmittel, aber ohne Wirkung. Es wurde daher die Laryngo-Tracheotomie ausgeführt; das Athmen erſchien darnach frei, wurde aber wieder gehemmt, ſobald man die Wunde zuhielt. Mittels einer Pincette wurde nun ein Körper nach Auswärts geſchoben, und darauf verſchwanden die Zufälle: das Stückchen Möhre war in den Pharynx geſtoßen und verſchluckt worden. (Gaz. méd. de Paris. 1846. p. 234.) Kleinere, in der Cavitas supraglottica verweilende, Körper hingegen treten wol in einen Seitenventrikel des Kehlkopfs, wie man Fälle von kleinen Geldſtücken und Kugeln beobachtet hat. — Iſt der fremde Körper in die Luftröhre eingedrungen, ſo hebt und ſenkt er ſich mehr oder weniger beim Aus- und Einathmen, der Schmerz wechſelt die Stelle, der convulſiviſche Huſten tritt häufig ein, und es droht Erſtickungsgefahr, wenn der Körper gegen die Stimmritze in die Höhe getrieben wird, ohne durch dieſelbe hindurch zu gehen. — Am ſchwächſten pflegen die Zufälle dann zu ſein, wenn der fremde Körper in einen Bronchialaſt eingetreten iſt; es kommt aber dann wol allmälig zu Entzündung, Eiterung, Blutſpeien, Schwindſucht auf der leidenden Seite, und der Körper kann vielleicht unter der äußern Fläche des Halſes oder der Bruſt zum Vorſchein kommen. — Rauhe, ſpitzige Körper, z. B. Fiſchgräthen, verurſachen in der Regel bedeutendere Zufälle, als kleine, rundliche, glatte, weil ſie die Schleimhaut ſtärker irritiren. Gefährlicher ſind auch jene Körper, welche durch die Feuchtigkeit der Luftwege anſchwellen.

Die Diagnoſe eines fremden Körpers in den Luftwegen iſt im Ganzen nicht leicht, weil die Fälle am häufigſten bei Kindern vorkommen, auf deren Ausſagen man ſich nicht verlaſſen kann, und weil auf den unmittelbar nach dem Verſchlucken eintretenden Anfall oftmals eine ſo vollſtändige und langdauernde Remiſſion eintritt. Da übri-

Digitized by Google

gens fremde Körper im Schlunde ähnliche Erſtickungszufälle veranlaſſen können, als wenn ſie in den Luftwegen wären, ſo muß man häufig durch Anwendung der Schlundſonde die Diagnoſe ſichern. In manchen Fällen glaubten Ärzte es mit einem Croup zu thun zu haben, wo bei Kindern ein fremder Körper in die Luftwege eingetreten war. Eine ſolche Verwechſelung wird aber vermieden werden, wenn man dem Mangel des Fiebers, dem vollen Wohlbefinden vor dem Zufalle, der Plötzlichkeit des Huſtens und der lebensgefährlichen Erſcheinungen gebührende Rechnung trägt.

Die Entfernung eines fremden Körpers aus den Luftwegen erfolgt nicht ſelten während eines Huſtenanfalles. Deshalb liegt der Gedanke nahe, durch Brechmittel oder künſtliche Nieſemittel dieſe Entfernung zu befördern. Da indeſſen die ſpontanen Huſtenanfälle ſchon ſtark genug ſind, um den fremden Körper auszuſtoßen, falls er beweglich iſt, und da durch den Brechact, wie durch den Huſtenanfall, allemal Erſtickungsgefahr droht, ſo kann man die Anwendung der Brechmittel keineswegs im Allgemeinen empfehlen, ja man muß ſie wol eher verwerfen. Das einzige Mittel zur ſichern Entfernung des Körpers durch Kunſthilfe iſt daher der Kehlkopfs- oder Luftröhrenſchnitt (Laryngotomia, Tracheotomia), und dieſe Operation muß immer möglichſt frühzeitig vorgenommen werden, damit nicht die ſecundären Zufälle, die Entzündung der Luftwege, das Lungenemphyſem, auch nach der Entfernung deſſelben noch tödtlich werden. Dieſelbe iſt indicirt, wenn Erſtickung droht, oder bereits Aſphyxie eingetreten iſt, wenn man das Auf- und Abrollen des Körpers in der Luftröhre wahrnimmt, oder wenn ſein Sitz durch einen fixen Schmerz deutlich bezeichnet iſt. Wäre der Patient frei von allen Zufällen und der Sitz des Körpers nicht ſicher zu ermitteln, dann muß man freilich, ungeachtet der fortwährend drohenden Lebensgefahr, zuwarten und eine diätetiſche, krampfſtillende, antiphlogiſtiſche Behandlung als Palliativum anwenden.

5) In der Mundhöhle. Spitzige, eckige Körper können in der Magengegend, in der Zunge, beſonders aber in den Mandeln ſtecken bleiben, oder auch in hohle Zähne eindringen. Bei genauer Unterſuchung wird man ſie bald entdecken, und leicht mittels einer Pincette oder Kornzange entfernen können, ſonſt werden ſie früher oder ſpäter durch Entzündung und Eiterung ausgeſtoßen. Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen jene Fälle, wo Spitzen von Fiſchgräthen oder andere kleine ſpitzige Körper in einen Speicheldrüſengang eindringen.

6) Im Schlunde. Körper bleiben im Schlunde ſtecken wegen ihres Volumens, ihrer Härte, ihrer ungleichen Oberfläche, oder weil ihre Spitzen in die Wände der Speiſeröhre eindringen. Zähweiche oder zu große Speiſebiſſen, wie Fleiſch-, Kloß-, Kartoffel-, Obſtſtücken, Eidotter, Kaſtanien, ferner Knochen, Nüſſe, Münzen, Knöpfe, Steine, Nadeln, Fiſchgräthen, Schlüſſel, Löffel, Scheeren u. ſ. w., das ſind die Körper, welche am häufigſten im Schlunde ſtecken bleiben. Sehr merkwürdig iſt der von Rob. Jackſon erzählte Fall, wo eine Frau in ſelbſtmörderiſcher Abſicht ſich einen vier Zoll langen Schlüſſel in den Schlund ſchob und das Factum fortwährend verhehlte; ſie ſtarb erſt am 58. Tage. (Edinb. Journ. Oct. 1843. Schmidt's Jahrbücher der Medicin. 48. Bd. S. 83.) Bei großen, ſcharfſpitzigen Körpern rührt die Zurückhaltung deutlich genug von der unpaſſenden Beſchaffenheit dieſer ſelbſt her. Wenn dagegen manchmal Körper ſtecken bleiben, die, nach ihrem Volumen und ihrer Beſchaffenheit zu urtheilen, ohne Beſchwerde hätten durchgehen ſollen, ſo muß man wol an eine krampfhafte Muskelcontraction in der Speiſeröhre denken. Unrichtig iſt es aber, wenn Manche auch eines paralytiſchen oder halbparalytiſchen Zuſtandes der Speiſeröhre unter den Urſachen der Retention erwähnen.

Am häufigſten bleiben Körper am Anfange der Speiſeröhre hinter dem Kehlkopfe ſtecken, weil dies die engſte und zugleich auch unnachgiebigſte Stelle des Schlundes iſt. Sie bleiben ferner auch nicht ſelten am untern Ende der Speiſeröhre ſtecken, weil dieſe ſich meiſtens etwa 1½ Zoll vom Magen, wiederum etwas verengert, und weil hier der Schlund von den muskulöſen Schenkeln des Zwerchfells umfaßt wird. Selten werden ſie in der Mitte der Speiſeröhre aufgehalten.

Wenn fremde Körper in der Speiſeröhre ſtecken bleiben, ſo entſteht örtlicher Druck und Schmerz, Neigung zum Erbrechen, Würgen, und das Schlingen iſt mehr oder weniger gehindert. Spitzige Körper verurſachen beſonders heftige Schmerzen bei Berührung und Bewegung des Halſes, oder wenn der Kranke ſchlucken will. Sehr häufig entſtehen aber auch, beſonders wenn der Körper hoch oben ſteckt, Erſtickungszufälle, ja wirkliche Erſtickung durch conſenſuelle krampfhafte Conſtriction der Stimmritze, welche durch den gleichzeitigen Druck auf den Kehlkopf oder die Luftröhre hervorgerufen wird. In ſolchen Fällen kann der herbeigerufene Arzt den fremden Körper eher in den Luftwegen, als im Schlunde vermuthen. Die Größe des verſchluckten Körpers, die Abweſenheit des röchelnden, pfeifenden Athmens, die Unmöglichkeit des Verſchluckens auch nur flüſſiger Subſtanzen, endlich die Unterſuchung des Schlundes mittels des Fingers oder paſſender Sonden ſichern dann die Diagnoſe. — Ferner entſteht wol durch die locale Reizung eine mehr oder weniger heftige Entzündung, eine Durchbohrung, ſelbſt Brand der Speiſeröhre. Kleinere Körper werden wol durch Eiterung ausgeſtoßen. Manchmal durchbohren Nadeln, Gräthen und dergl. die Speiſeröhre und gelangen hier oder dort an die Oberfläche des Körpers.

Um im beſondern Falle über den Sitz und die Einklemmungsweiſe eines fremden Körpers den nöthigen Aufſchluß zu erlangen, dazu führt, außer den Angaben des Kranken über Sitz und Heftigkeit des Schmerzes, die örtliche Unterſuchung des Halſes und der Speiſeröhre. Sitzt der Körper hoch oben, ſo kann er wol mit den Fingern gefühlt, ja bei paſſender Stellung des Patienten ſelbſt wol geſehen werden. Sonſt unterſucht man die Speiſeröhre mittels einer elaſtiſchen oder fiſchbeinernen Sonde, oder mittels Dupuytren's Schlundſonde von elaſtiſchem Silber, woran eine Kugel ſitzt.

Ein fremder, im Schlunde ſteckender Körper muß ent-

Digitized by Google

weder durch den Mund nach Außen gezogen, oder er muß in den Magen hinabgeſtoßen werden. Auf die Wahl zwiſchen dieſen beiden Methoden wird die beſondere Beſchaffenheit des Körpers von Einfluß ſein, aber auch der Sitz deſſelben. Im Allgemeinen wird man freilich verſuchen müſſen, fremde Körper nach Oben heraus zu befördern, namentlich harte, ſpitzige Körper, und ſolche, die oben ſitzen. Dagegen wird man Speiſeklumpen eher in den Magen zu ſtoßen ſich veranlaßt fühlen müſſen, zumal wenn ſie unten im Schlunde ſtecken. Die Inſtrumente, welche dabei etwa in die Speiſeröhre eingeführt werden, müſſen immer ſogleich auf die hintere Wand des Pharynx aufgeſetzt und gegen die Wirbelſäule gedrückt werden, um die Berührung der Epiglottis zu vermeiden.

Soll die Extraction verſucht werden, ſo muß ſich der Kranke gegen das Licht ſetzen, ſodaß man, bei niedergedrückter Zunge, durch den Mund in den Schlund hineinſehen kann, und bisweilen wird man den vielleicht ſichtbaren Körper mit den Fingern, oder doch mit einer Korn- oder Polypenzange faſſen können, namentlich kleinere ſpitzige Körper, wie Nadeln, Fiſchgräthen, kleine Knochenſtücken, die häufig hoch oben ſtecken bleiben. Zum Faſſen der Körper haben Dionis, Heiſter, Garengeot, Eckoldt und Andere eigene Schlundzangen empfohlen. Sie reichen aber alle nur dann aus, wenn der fremde Körper weit oben iſt, und können dann füglich durch eine Korn- oder Polypenzange erſetzt werden. Auch für die Fälle, wo ein fremder Körper tiefer im Schlunde ſteckt, ſind eine Menge Inſtrumente empfohlen worden, die den Namen der Schlundfänger führen und ausführlich in Eckoldt's Schrift (Über das Ausziehen fremder Körper aus dem Speiſekanale und der Luftröhre. [Leipzig 1799. 2. Aufl. 1809.]) aufgezählt werden. Dahin gehört z. B. das Inſtrument von Fabricius Hildanus, nämlich eine lange, gebogene, vielfach durchlöcherte ſilberne Röhre von der Dicke eines Schwanenfederkiels, an deren unterem Ende ein Stückchen Schwamm befeſtigt iſt, damit die Nadeln, Gräthen u. ſ. w. in den Schwamm oder in die Löcher gerathen; ferner die einfache Drahtſchlinge, die jedoch ſchwierig tief in den Schlund hinabzuführen iſt, weil ſich der Draht gewöhnlich eher krümmt, als daß er über den eingekeilten Körper hinabgleitet, weshalb man den Draht auch wol mit einer ſilbernen Röhre oder einem elaſtiſchen Katheter umgeben hat. Im Nothfalle hat ſich Dieffenbach mit Erfolg eines zuſammengedrehten Wachsſtockes bedient, zur Extraction kleiner Körper ebenſo wol, wie zum Hinabſtoßen in den Magen. Als praktiſche Extractionsinſtrumente ſind nur zwei zu nennen: der Fiſchbeinſtab mit einem Schwamm am Ende und der mit einem Doppelringe verſehene Fiſchbeinſtab. Beim erſtern Inſtrumente muß der runde Fiſchbeinſtab 13—16 Zoll lang ſein, oben eine vierſeitige dicke Handhabe beſitzen und nach Unten bis zur Dicke eines Gänſekiels abnehmen. Das feſt damit verbundene Stückchen Preßſchwamm muß im aufgequollenen Zuſtande die Größe einer Wallnuß, für Kinder aber die Größe einer Haſelnuß erreichen. Der Kranke ſitzt mit nach Hinten übergebogenem Kopfe, und das eingeölte Inſtrument muß ſchnell hinabgeſchoben werden, daß der Schwamm unterhalb des fremden Körpers befindlich iſt. Nachdem nun der Schwamm durch die Wärme und die eingeſaugte Flüſſigkeit ſich vergrößert hat, zieht man das Inſtrument langſam zurück, und der fremde Körper wird im günſtigen Falle mit nach Oben geführt. Den mit einem Doppelringe verſehenen Fiſchbeinſtab benutzt man beſonders zum Herausziehen von Münzen und ähnlichen Körpern; nur bewirkt die Stahlfeder, welche die Ringe mit dem Stabe verbindet, leicht eine Excoriation des Schlundes.

Einzelne Fälle können übrigens ganz ſpecielle Apparate erfodern. So berichtet Brite (American medical Recorder. 1823. July. p. 581) von der Ausziehung eines verſchluckten Angelhakens, deſſen Schnur noch zum Munde heraushing. Sie wurde dadurch bewirkt, daß man den Faden durch eine durchlöcherte Bleikugel führte und dieſe verſchlucken ließ, damit ſie als Träger des Hakens diene.

Die Weiterbeförderung eines eingekeilten Körpers in den Magen hat man auch auf verſchiedene Art zu erreichen geſucht. Das mehr oder weniger als Volksmittel zu betrachtende Verfahren, daß Jemand, dem etwas im Halſe ſtecken blieb, ein Stück trockenes Brod kaut und verſchluckt, um den fremden Körper von der Wandung des Schlundes fortzudrängen, iſt im Allgemeinen verwerflich. Denn ſpitze Körper, wie Gräthen, Nadeln, Knochenſplitter, werden durch den andrängenden Biſſen vielleicht nur noch tiefer in die Schlundwände eingeſtoßen; wäre aber ein großer Biſſen eingekeilt, ſo wird deſſen Volumen nur noch vergrößert. Beſondere Inſtrumente zum Hinabſtoßen (Repoussoir) ſind die ſogenannten Bleihämmer der Alten, nämlich eine an einer Schnur befeſtigte kugelige, oder nach Mesnier olivenförmige Bleimaſſe, welche wiederholt geſchluckt und wieder in die Höhe gezogen wurde, bis der feſtſitzende Körper der andringenden Bleimaſſe wich. Das beſte Repoussoir iſt ebenfalls ein einfacher geglätteter Fiſchbeinſtab, der oben in einen Handgriff ausläuft, und an deſſen unterem Ende ein rundes Stückchen Waſchſchwamm genau befeſtigt iſt. Wenn der eingeölte Schwamm auf das Hinderniß trifft, ſo ſucht man den Körper vorſichtig durch allmälig verſtärkten Druck und damit verbundene rotatoriſche Bewegungen zu lockern und weiter abwärts zu ſchieben. Zweckmäßig iſt es, an dem Schwamme noch einen hinreichend feſten Faden zu befeſtigen, der um den Fiſchbeinſtab gewickelt bis zum Handgriffe reicht, damit, wenn der Stab etwa im Schlunde abbrechen ſollte, das abgebrochene Stück am Faden heraufgezogen werden kann.

Die erwähnte Inſtrumentalhilfe wird geeigneten Falls, namentlich wenn der Zuſtand ſchon einige Zeit gedauert hat, durch Antiphlogistica und Antispasmodica, nämlich durch Aderläſſe, durch örtliche Einreibungen, durch Klyſtiere, durch warme Bäder und dergl. unterſtützt werden müſſen. Gleich zu Anfang kann auch wol das gewöhnliche Volksmittel beim ſogenannten Verſchlucken, nämlich ein plötzliches Klopfen in den Rücken, dazu beitragen, den Krampf im Schlunde zu vermindern und den ſtockenden Körper beweglich zu machen.

Wenn ſich im obern Theile des Öſophagus ein feſt-

Digitized by Google

weicher, zerdrückbarer Körper befindet, ein Kartoffel- oder Obſtſtück, ein Kloßklumpen, ſo kann man auch wol verſuchen, denſelben durch die Bedeckungen des Halſes hindurch zu zerdrücken. Dupuytren hat dies mit Erfolg verſucht.

Gelingt weder die Extraction, noch das Hinabſtoßen des fremden Körpers, ſo ſteht noch ein Mittel zu Gebote, ehe man zur Entfernung mittels der blutigen Operation ſchreitet, nämlich daß man Erbrechen erregt. Dies kann durch Reizung des Rachens erzielt werden, oder durch Darreichung eines Brechmittels, wenn das Schlingen nicht ganz gehindert iſt. Da der Schlund ohnehin ſich ſchon im gereizten Zuſtande befindet, ſo bedient man ſich etwa des warmen Waſſers mit Öl oder Butter als Brechmittel; reicht man aber Tart. emeticus, ſo verdient gewiß Eckoldt's Rath alle Berückſichtigung, nach dem Einnehmen des Brechmittels das Weiße von einigen Eiern verſchlucken zu laſſen. Iſt der Schlund aber ganz verſtopft, ſodaß der Kranke Nichts hinabſchlucken kann, dann muß eine Löſung von 2—4 Gran Tart. emet. in ½—2 Unzen Waſſer lauwarm in die Vena mediana infundirt werden (ſ. Infusio). Übrigens verlangt die Anwendung von Brechmitteln beſondere Vorſicht. Im Allgemeinen wird das Erbrechen nur dann vortheilhaft wirken können, wenn der fremde Körper den Schlund nicht ganz erfüllt, und wenn er nicht durch Kanten und Ecken geeignet iſt, das Übel zu verſchlimmern und ſelbſt eine Zerreißung des Schlundes herbeizuführen.

Iſt der Schlund auf die eine oder die andere Weiſe befreit worden, ſo muß die etwa vorhandene entzündliche Affection durch ſchleimige und kühlende Mittel beſänftigt werden. Als ſpätere Folge, namentlich wenn der Körper lange ſtecken blieb, oder die Entzündung nicht gehörig beſeitigt wurde, kann eine Verengerung der Speiſeröhre auftreten, vielleicht aber auch wol eine Erweiterung, wenn der fremde Körper ſehr voluminös war.

Gelingt es auf keine Weiſe, einen größeren, in der Speiſeröhre eingekeilten Körper zu entfernen, ſo bleibt kein anderes Mittel übrig, als ihn durch den Speiſeröhrenſchnitt (Oesophagotomia) zu entfernen, oder doch wenigſtens dem dringendſten Symptome, nämlich der Erſtickungsgefahr, durch den Luftröhrenſchnitt (Tracheotomia) zu begegnen. Den Luftröhrenſchnitt unternahm Habicot (Question chirurgicale, par laquelle il est demontré que le chirurgien doit assurement pratiquer l'opération de la bronchotomie. [Par. 1820.]) zwei Mal wegen Erſtickungsgefahr; er empfiehlt denſelben, als die weniger gefährliche Operation, immer zuerſt vorzunehmen, weil ſich nach Beſeitigung jenes dringendſten Symptomes der fremde Körper oftmals leichter extrahiren oder in den Magen ſtoßen läßt. Calliſen, Richerand, Ruſt, Dieffenbach ſtimmen Habicot bei. Die beiden Erſteren wollen wenigſtens nur dann unmittelbar zum Speiſeröhrenſchnitte ſchreiten, wenn man den fremden Körper äußerlich fühlt.

7) Im Magen oder Darme. Feſte Körper, welche abſichtlich oder unabſichtlich verſchluckt, oder bei einer Einkeilung im Schlunde in den Magen hinabgeſtoßen wurden, können, wenn ſie keiner Auflöſung unterliegen, durch ihre mechaniſchen Eigenſchaften ſehr verſchiedenartige Zufälle hervorrufen. Die verſchiedenartigſten Gegenſtände ſind ſchon, bald unabſichtlich, bald abſichtlich, von ſogenannten Meſſerfreſſern oder von Geiſteskranken verſchluckt worden, und manche ſolcher Beobachtungen gehören zu den wahren mediciniſchen Curiosis. Ältere Fälle findet man in *Schurigii* Chylologia Cap. 5 geſammelt. Um nur einiger neuern zu erwähnen, ſo erzählt Bjerländer (Neue ſchwed. Abhandlungen. 3. Bd. 1790.), daß ein Mann eine Menge Kupfermünzen, ein Einlegemeſſer, einen Feuerſtahl und einen Feuerſtein verſchluckte, die theils nach einigen Tagen, theils erſt nach Monaten durch den After abgingen, und Schmucker (Vermiſchte chirurg. Schriften. 1. Bd. [Berlin 1776.] S. 332) führt eine Beobachtung von einem melancholiſchen Manne an, der vom Monat December bis zum Juli mit dem Stuhlgange 157 Stücke ſcharfes und eckiges Glas (die größten 2 Zoll lang), 102 meſſingene Stecknadeln, 150 eiſerne Nägel, drei Haarnadeln, zwei Paar meſſingene Schnallen, 15 Stück Eiſen von verſchiedener Größe, ſechs preußiſche Sechſer, ein großes Stück Blei und drei Zelthaken entleerte. Alle dieſe Gegenſtände hatte er nach und nach innerhalb einiger Wochen verſchluckt; die Nägel und das Glas hatte er, um ſie leichter hinabſchlingen zu können, in Papier gewickelt gehabt. Der Mann befand ſich während der Zeit, daß dieſe Subſtanzen durch den Darmkanal gingen, ſehr wohl, er hatte guten Appetit, erbrach ſich aber zwei Mal täglich.

Dieſe Fälle beweiſen ſchon zur Genüge, daß ſelbſt ſehr voluminöſe und ſcharfkantige Körper durch das Darmrohr hindurchgehen können; es entſtehen in ſolchen günſtigen Fällen nur mehr oder weniger heftige Leibſchmerzen während des langſamen Durchgangs. In andern Fällen entſtehen aber üble Zufälle von ſolchen fremden Körpern im Darmrohre, und dieſe laſſen ſich auf zwei Hauptpunkte zurückführen: ſie bewirken Verſtopfung an einer Stelle des Darmrohrs, wodurch die Zufälle des Ileus entſtehen, oder es erfolgt, zumal von ſpitzigen Körpern, eine Verletzung und Entzündung einer Darmpartie. Die Darmentzündung führt wol zur Verwachſung des Darmtheiles mit den Bauchwänden oder mit einem andern Organe, ſodaß dann, wenn es zur Eiterung kommt, der fremde Körper vielleicht an den Bauchwänden, an den Extremitäten oder ſonſt wo an der Oberfläche des Körpers eliminirt wird, oder im weniger günſtigen Falle in eine andere Höhle übertritt, z. B. in die Blaſe. So beobachtete z. B. Brownhill (Lond. med. Gaz. 1845. Oct. — Dec.) bei einer im achten Monat ſchwangern Frau den Abgang eines ziemlich großen Harnſteines, der ſich um eine Haarnadel gebildet hatte. Dieſe Nadel hatte die Perſon vor 27 Monaten verſchluckt, und vor fünf Monaten hatte ſie mehre Wochen hindurch an anhaltenden Schmerzen in der linken Leiſtengegend, an Incontinentia urinae, an Verſtopfung und an Blutungen aus dem After gelitten. Wahrſcheinlich war daher jetzt die Nadel aus der Flexura sigmoidea in die Blaſe übergetreten.

Wol nur in ſeltenen Fällen darf man erwarten, einen mechaniſch ſchädlichen fremden Körper im Magen durch ein Brechmittel zu entfernen. Man wird vielmehr vor

Digitized by Google

Allem aus durch ſchleimige, ölige, demulcirende Subſtanzen, durch gelinde Purgirmittel den Durchgang durchs Darmrohr zu befördern ſuchen, die Darmentzündung und den Ileus aber mit den geeigneten Mitteln behandeln.

Fremde Körper im Darmrohre bleiben vorzugsweiſe an beſtimmten Stellen ſtecken. Im Magen werden einzelne Körper kaum zurückgehalten, es ſei denn ihre Größe oder ihre beſondere Form daran Schuld. Werden aber viele Körper auf ein Mal eingeführt und wird dadurch der Tonus der Magenwände herabgeſtimmt, dann häufen ſie ſich allerdings darin an. So erzählt Fournier (Journ. de Médecine, Chirurgie et Pharm. 1774. Tom. 10. p. 211) von einem Galeerenſklaven, der ſeit Jahren allerlei fremdartige Dinge verſchluckt hatte und endlich am Ileus ſtarb, daß man in ſeinem Magen 28 Holzſtückchen, einige kleine zinnerne Löffel, mehre Nägel, Schnallen fand, die zuſammen 1 Pfund 20 Loth wogen. Ferner ſtellen ſich fremde Körper häufig an der Valvula coli, ohne jedoch grade immer gefährliche Zufälle hervorzurufen. Sie können vielmehr bisweilen Wochen, Monate, Jahre lang verweilen, ohne ihre Anweſenheit anders als durch einen ſtumpfen Druck und Verdauungsbeſchwerden zu verrathen. Endlich werden fremde Körper, zumal kleine, gern im Coecum, und vorzüglich im Proc. vermiformis, aufgehalten, z. B. Obſtſteine, Fiſchgräthen, Schrotkörner, Knochenſtückchen. Ihre Gegenwart im Proc. vermiformis kann einen langen Zeitraum hindurch die heftigſten Schmerzen und Leiden hervorbringen; es kommt aber auch wol durch die Entzündung zur Verwachſung, Vereiterung u. ſ. w.

Wenn fremde Körper im Darmrohre ſtecken bleiben und Lebensgefahr drohen, ſo kann unter Umſtänden die Entfernung derſelben durch Eröffnung des Magens oder des Darmes, oder durch den ſogenannten Bauchſchnitt indicirt ſein (ſ. Laparotomia). Es wird aber im einzelnen Falle immer ſchwierig ſein, beſtimmte Indicationen zu dieſer gefährlichen Operation aufzufinden. Vor Allem aus wird eine zuverläſſige Kenntniß vom Sitze des fremden Körpers erfodert, und grade in dieſer Hinſicht können die Erſcheinungen vielleicht ſehr zweifelhaft ſein. Auch wird der Erfolg der Operation ein ziemlich unſicherer, wenn der Magen oder der Darm noch nicht mit den Bauchwänden verwachſen ſind. Die bedeutenden Zufälle endlich, welche überhaupt dazu auffodern können, dieſe Operation zu unternehmen, machen ihren Erfolg immer ſehr zweifelhaft.

Im Magen kommt noch eine eigenthümliche Art von fremden Körpern vor, nämlich lebende, von Außen eingedrungene Thiere. Daß Blutegel in den Magen gelangen, das iſt durch zahlreiche Beobachtungen erwieſen. Dagegen erfodert das angebliche längere Verweilen von lebenden Schnecken, Eidechſen, kleinen Schlangen, Fröſchen im Magen in jedem Falle um ſo mehr eine ſorgfältige ſkeptiſche Beobachtung, als unzweifelhaft hin und wieder merkwürdige Betrügereien mit ſolchen Thieren im Magen ſtattgefunden haben. Unter den anzuwendenden Mitteln ſteht hier das Emeticum oben an. Gehen die Thiere dadurch nicht ab, ſo läßt man Eſſig, Salzwaſſer trinken, um ſie zu tödten, oder um die Blutegel wenigſtens von den Magenwänden zu löſen, und gibt dann neuerdings ein Brechmittel.

8) Im Maſtdarme. Fremde Körper können, nachdem ſie durch den Darmkanal gewandert ſind, im Maſtdarme ſtecken bleiben, und kleinere, ſpitzige Körper, wie Knöchelchen, Fiſchgräthen, Nadeln, Obſtgehäuſe, können zu Maſtdarmfiſteln Veranlaſſung geben, weil ſie durch die feſten Kothmaſſen gegen die Maſtdarmwände angedrängt und beim Fortbewegen dieſer Maſſen vielleicht in die Wandungen ſelbſt eingeſtoßen werden. Ferner werden die Excremente, wenn ſie geraume Zeit im Maſtdarme verweilen, bisweilen ſteinhart und ſo voluminös, daß ſie nicht austreten können, während die flüſſigen faeces nach dem Gebrauche von Purgirmitteln noch zwiſchen ihnen und den Maſtdarmwandungen hindurchgehen. Man kann dieſe verhärteten faeces auch den fremden Körpern zuzählen, und zwar um ſo mehr, da nicht ſelten Darmſteine oder Gallenſteine, oder eine Menge von Obſtſteinen in die Maſſen mit eingebettet ſind. Sodann gelangen bei Abdominalſchwangerſchaften nicht gar ſelten die Knochen des Fötus durch Abſceßbildung in die Maſtdarmhöhle. Endlich gelangen auch direct durch die Aftermündung fremde Körper in den Maſtdarmraum, durch Unvorſichtigkeit und Ungeſchicklichkeit, durch Muthwillen, aber auch ſogar, um Körper darin zu verbergen. Namentlich ſind mehre Beobachtungen mitgetheilt worden, daß Stücke Holz, zum Theil fußlange, beim Niederſetzen im Walde eindrangen und abbrachen, oder zur mechaniſchen Reizung des Maſtdarmes behufs der Kothentleerung eingebracht wurden und der Hand entſchlüpften. Am merkwürdigſten iſt aber wol der bei einem Schuhmachergeſellen vorgekommene Fall, welcher ſich eine Schuhmacherzange in den Maſtdarm einſchob, die ihm entglitt und eine beträchtliche Strecke weit hinaufrutſchte. Diebe ſuchen bisweilen Feilen, Sägeblätter, Uhrfedern im Maſtdarme zu verbergen.

Die Erſcheinungen von fremden Körpern im Maſtdarme ſind zum Theil von deren Beſchaffenheit und von der Art ihres Eindringens abhängig. Gewaltſam eindringende Körper veranlaſſen nicht ſelten gefährliche Verletzungen, welche nach der Entfernung jener Körper eine beſonders aufmerkſame Behandlung erfodern. Im Allgemeinen zeigt ſich ein unangenehm dumpfer Schmerz, ein Gefühl von Vollſein, Stuhlverhaltung, Tenesmus, Störungen der Körperbewegung, Harnbeſchwerden. Bei längerem Verweilen kann Entzündung des Maſtdarms entſtehen, die ſich auf die nahgelegenen Unterleibs- und Beckenorgane fortpflanzt, Verdickung und Entartung der Häute, Verwachſungen, Eiterung, Brand. Kleinere, in die Maſtdarmwände eindringende Körper erregen zunächſt eine mehr locale Entzündung und Entartung des Maſtdarms.

Um einen fremden Körper aus dem Maſtdarme zu entfernen, führt man zunächſt den beölten Zeigefinger der linken Hand ein, um ſich von ſeiner Lage zu überzeugen, und dann ſucht man ihn mittels einer auf dieſem Finger eingeführten Korn-, Polypen- oder Steinzange zu faſſen und auszuziehen. Bei heftiger Entzündung müſſen Blutentziehungen vorhergehen und bei krampfhafter Contraction

Digitized by Google

des Sphincter ani Einreibungen oder Suppoſitorien mit krampfſtillenden Mitteln. Auch wird im Allgemeinen die Extraction erleichtert werden, wenn man vorher Oleosa in den Maſtdarm ſpritzt. Große Körper, die es geſtatten, namentlich Excrementklumpen, müſſen wohl zerſtückelt werden, damit die Ausziehung gelinge; die einzelnen Brocken können dann mittels einer Klyſtierſpritze ausgeſpült werden. Bei ſehr großen Körpern hat man ſich auch wol einer Zange bedient, deren Löffel, wie beim Gebrauche der Geburtszange, einzeln eingeführt und paſſend angelegt werden. Auch kann es wol nöthig werden, den Sphincter ani einzuſchneiden.

Für einzelne Fälle wird das Extractionsverfahren noch beſonders modificirt werden müſſen. So bediente man ſich in einem Falle, wo ein Glas im Maſtdarme ſteckte, das bei Anwendung der Zange hätte zerbrechen können, einer Kinderhand zum Herausziehen. Leber konnte ein langes Stück Holz, welches in den Maſtdarm eingedrungen war, nicht mit einer Zange faſſen; er ſchraubte deshalb einen kleinen Bohrer in das Holz und zog es damit heraus. Marchetti kam der Fall vor, daß einem Mädchen aus Muthwillen ein getrockneter Schweineſchwanz, deſſen Borſten abgeſchnitten waren, mit dem Wurzeltheile voraus in den Maſtdarm geſchoben worden war. Er brachte ein glattes, ausgehöhltes Stück Schilf über denſelben, um die Maſtdarmhaut beim Herausziehen vor Verletzung zu ſichern.

Auch in den Maſtdarm ſind bisweilen Blutegel gekrochen, die am After applicirt werden ſollten. Sie ſetzen ſich im Maſtdarme feſt und verurſachen Schmerzen, Tenesmus, Blutungen. Man hat in ſolchen Fällen, um die Thiere zu tödten, Injectionen von Zwiebelſaft, Asa foetida, Infus. Nicotianae, aromatiſchen Wäſſern empfohlen. Es genügt aber ein Klyſtier aus Salzwaſſer, nach welchem der Blutegel ſogleich abgeht.

9) In der Harnröhre und Harnblaſe. In die männliche Harnröhre gelangen von Außen her mancherlei Körper, die bald zu einer widernatürlichen geſchlechtlichen Reizung, oder aus Muthwillen eingebracht wurden und den Fingern entſchlüpften, wie Nadeln, Holzſtäbchen, Metallſtäbchen, Bleiſtifte, Fruchtkörner, Ähren, bald unabſichtlich dahin gelangten, wie Bruchſtücke von Inſtrumenten, die zur Linderung von Harnbeſchwerden eingeführt wurden, von Kathetern, Bougies, oder auch ſchlecht befeſtigte Höllenſteinſtückchen. In der Harnröhre bleiben aber auch Steine oder bisweilen andere Körper ſtecken, die aus der Harnblaſe kommend durch ſie hindurch nach Außen dringen wollen. In der weiblichen Harnröhre bleiben nicht leicht von Außen eingeführte Körper ſtecken, weil ſie eher in die Harnblaſe übertreten; wol aber bleiben auch in ihr bisweilen Körper ſtecken, welche die Harnblaſe verlaſſen wollen.

Je nach dem Umfange eines ſolchen Körpers wird die Harnentleerung nur erſchwert, oder vollſtändig behindert: es entſtehen entzündliche Schmerzen, und es kommt wol zur Eiterung. Über den Sitz des fremden Körpers erhält man Aufſchluß durch den fixen Schmerz und durch die Unterſuchung der Harnröhre, äußerlich mit den Fingern und innerlich mittels Sonden. Der hinter ihm gelegene Theil der Harnröhre wird beim Verſuche des Harnlaſſens durch den aufgehaltenen Harn ausgedehnt und ſtrangförmig gefühlt. Bisweilen wird nun der fremde Körper durch den andrängenden Harn ausgetrieben, namentlich Harnſteine, manchmal von verhältnißmäßig großem Durchmeſſer. In andern Fällen muß der Körper erſt durch die Entzündung und anfangende Eiterung gelockert werden, und er wandert dann nach Außen. Dies geſchieht namentlich bei ſpitzigen Körpern, wie Nadeln, die beim Verſuche der Extraction vielleicht mit der Spitze in die Wandungen eingedrungen ſind. Auch kann ſich der Körper wol ganz in die Wandungen einſenken, ſodaß der Harnſtrahl wiederum frei wird. Endlich gehören jene Fälle nicht zu den ſeltenen, wo an der Stelle der Einkeilung des fremden Körpers oder gleich dahinter die Harnröhre ganz durchbohrt wird und eine Harnfiſtel ſich bildet.

Die inſtrumentale Entfernung von Körpern, die in der Harnröhre ſtecken, geſchieht mittels einer langarmigen feinen Hakenpincette. Iſt es gelungen, den Körper damit zu faſſen, ſo kann man mit den Fingern der linken Hand den Penis umfaſſen, um durch Druck von Hinten die Extraction zu unterſtützen. Für ſolche Extractionen iſt das Hunter'ſche Inſtrument ſehr paſſend, nämlich ein geſtielter, ſchmaler, mit einem Schieber verſehener Doppellöffel. Für beſondere Fälle paßt auch recht gut das von Civiale empfohlene, ähnliche Inſtrument, das aber drei oder vier Arme hat, ſowie die Curette articulée von Leroy d'Etiolles.

Gelingt die Extraction nicht, ſo macht man auf dem fremden Körper einen Einſchnitt in die Harnröhre und entfernt ihn dann mittels Pincette oder Zange durch die Wunde.

Bei Männern wandern die in die Harnröhre eingebrachten fremden Körper im Ganzen ſelten bis zur Harnblaſe fort; dagegen kommen bei Weibern die Fälle verhältnißmäßig nicht gar ſelten vor, daß von Außen fremde Körper in die Harnblaſe gelangen. Die Extraction derſelben iſt auch bei Weibern nicht grade ſchwierig, da man durch Erweiterung und vielleicht auch durch Inciſion der Harnröhre zu Hilfe kommen kann. Neuerer Zeit hat man auch mittels der lithontriptiſchen Inſtrumente ſolche Körper gefaßt, bei Weibern ſowol, wie bei Männern; und wäre der Körper zerreiblich, ſo könnte auch damit die Zerſtückelung in der Blaſe ausgeführt werden. Ein beſonderes zangenartiges Inſtrument zur Extraction fremder Körper aus der weiblichen Harnblaſe empfahl neuerer Zeit Bianchetti. (Schmidt's Jahrbücher der Medicin. 34. Bd. S. 74.) — Bisweilen wird die Anweſenheit fremder Körper in der Harnblaſe aber auch den Steinſchnitt nöthig machen.

10) In der Scheide und der Gebärmutter. In die Scheide bringen Frauenzimmer bisweilen im Drange einer unnatürlichen Geſchlechtsluſt Nadelbüchſen, Wachskerzen, Rüben oder andere Analoga des Penis ein, die ſie nicht wieder herausbringen können, wenn jene Körper eine Querlage angenommen haben. Dupuytren hat den Fall beobachtet, daß ſich eine Frau in einem Anfalle

von Nymphomanie einen Pomadentopf in die Scheide geſchoben hatte. Bisweilen werden auch fremde Körper in böslicher Abſicht eingebracht. Dieffenbach erwähnt z. B. des Falles, daß ein eiferſüchtiger Liebhaber einem jungen Mädchen einen Tannenzapfen in die Scheide ſteckte, deſſen Blätter ſich beim Aufquellen aufrichteten und als ebenſo viele Wiederhaken gegen die Wandungen der Scheide ſtemmten. Auch kann wol zufällig bei einem Falle auf die Geſchlechtstheile ein fremder Körper in die Scheide eindringen. Endlich üben nicht ſelten Mutterkränze oder deren Analoga, welche den vorfallenden Uterus zurückhalten ſollen, als fremde Körper eine ſchädliche Wirkung aus, bald auf die Scheide, bald aber auch auf den Uterus, indem ein Theil der vordern oder hintern Muttermundslippe ſich durch die Öffnung des Mutterkranzes drängt und darin einklemmt. Die nämliche Wirkung wurde von Schleſinger in dem in Caſper's Wochenſchrift, 1835. Nr. 6 mitgetheilten ſonderbaren Falle beobachtet: Ein Mann hatte ſich zum Behufe des Beiſchlafs, um bei dem Frauenzimmer die Wolluſtempfindung zu erhöhen, einen Ring von Gummi elasticum. einen Reizring, über die Eichel geſtreift, der in der Mutterſcheide zurückblieb. Das Mädchen wurde hierauf leidend: ſie menſtruirte nicht mehr, bekam Fluor albus, Schmerzen und Anſchwellung des Unterleibes, ſodaß ſie ſich für ſchwanger hielt. Schleſinger fand den Ring drei Monate nach dem Einbringen um den geſchwollenen und ſehr empfindlichen Gebärmutterhals herum liegend, und vermochte ihn nur mit Schmerzen zu löſen. Nach einigen Tagen entleerten ſich dann große Maſſen geronnenen Blutes aus der Scheide.

Entzündung der Scheide und der benachbarten Organe, Functionsſtörungen derſelben, Eiterung, Brand, Blaſenſcheidenfiſteln, Maſtdarmſcheidenfiſteln u. ſ. w. können, je nach den Umſtänden, die Folgen ſolcher fremden Körper in der Scheide ſein.

Ihre Extraction geſchieht unter den gehörigen Vorſichtsmaßregeln mit den Fingern, mit der Korn-, Polypen- oder Steinzange. Man reinigt nämlich erſt den Maſtdarm durch ein Klyſtier, macht ölige, ſchleimige Injectionen in die Scheide, ſucht den Körper in eine für die Extraction günſtige Lage zu bringen u. ſ. w. Große Körper kann man vielleicht innerhalb der Scheide zerbröckeln und die Fragmente theils direct extrahiren, theils durch demulcirende Injectionen ausſpülen.

Selten gelangen fremde, etwas größere Körper durch die Scheide hindurch in die Gebärmutterhöhle; es wird dies immer nur dann geſchehen, wenn der Muttermund weit offen ſteht. So bleiben durch Nachläſſigkeit bisweilen wol Bourdonnets, Charpieklumpen, Stücken Schwamm in der Gebärmutterhöhle zurück, oder es können auch wol bei geburtshilflichen Operationen Theile von Inſtrumenten oder Knochenſplitter zurückbleiben. Dagegen ſind allerdings ſolche Fälle nicht gar ſelten vorgekommen, und namentlich aus Irland werden ſie berichtet, wo ſich Frauen, um die Befruchtung zu verhüten, ein Stückchen Schwamm in den Muttermund einbrachten, durch deſſen Verweilen beſondere Beſchwerden entſtanden. — Man ſucht die fremden Körper in der Gebärmutterhöhle, wenn ſie ſich nicht gleich bei der Exploration faſſen laſſen, zunächſt durch Einſpritzungen von warmem Waſſer zu entfernen; gelingt dies nicht, ſo müſſen ſie mittels einer Polypenzange ausgezogen werden.

II) Einklemmung von Körpertheilen durch fremde Körper. In dieſem Falle befindet ſich bisweilen, wie ſchon erwähnt, die Portio vaginalis uteri, indem ſie durch Mutterkränze oder ringförmige Gebilde eingeſchnürt wird.

Auch an den Fingern kommt bisweilen etwas Ähnliches vor. Der fortwährend getragene Fingerring erzeugt nämlich eine mehr oder weniger ſtark ausgehöhlte Rinne. Allmälig bei zunehmendem Wachsthume des Körpers, oder auch mehr plötzlich durch krankhafte Anſchwellung der Weichtheile des Fingers kann der Ring ſo feſt anliegen, daß der Rückfluß des Blutes gehindert und ein Abziehen des Ringes unmöglich iſt. Kann in einem ſolchen Falle nicht ein hinreichender Collapſus durch Kälteeinwirkung erzielt werden, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als zur Feile, zur Nagel- oder Drahtzange die Zuflucht zu nehmen. Der Vorſchlag, an jener Stelle, wo gefeilt werden ſoll, ein Stückchen Leder oder dergleichen unter dem Ringe durchzuſchieben, iſt zwar verſtändig genug, wird aber wol meiſtens unausführbar ſein. Vielleicht könnte aber in einzelnen Fällen, wo man es mit einem goldenen oder ſilbernen Ringe zu thun hat, die örtliche Einwirkung von Queckſilber Dienſte leiſten, um ein lockeres Amalgam zu bilden.

Häufiger noch kommen die Fälle vor, wo das männliche Glied durch Fäden, durch Ringe oder ähnliche Körper eine Einſchnürung erfährt, welche Körper wegen geſchlechtlicher Lüſternheit oder aus Dummheit, aus Muthwillen, bisweilen aber auch in der Abſicht, Pollutionen zu verhüten, über das Glied geführt wurden. Es entſteht durch den gehinderten Rückfluß des Blutes Anſchwellung des Gliedes, oftmals ſo heftige, daß der einſchnürende Körper nicht gefühlt, noch viel weniger geſehen werden kann, Harnverhaltung, Entzündung, Brand. — Fäden wird man mittels eines ſchneidenden Inſtrumentes trennen, wenn dies auch meiſtens nicht ohne Verletzung der Weichtheile wird geſchehen können. Bei andern einſchnürenden Körpern wird man je nach Umſtänden mit Feilen und Zangen helfen müſſen, wobei vielleicht aber auch tiefe Scarificationen nöthig werden können, um nur die Geſchwulſt ſoweit zu mindern, daß der einſchnürende Körper zugänglich wird. (*F. W. Theile.*)

FREMERY (Nicolaus Cornelius van), wurde 1793 zu Leyden Doctor der Medicin, und erhielt ſchon 1795 eine ordentliche Profeſſur der Chemie, Naturgeſchichte und Medicin in Utrecht, die er bis zu ſeinem am 16. Nov. 1844 erfolgten Tode bekleidete. Ich kenne folgendes Verzeichniß ſeiner Schriften, das aber wol kaum auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen dürfte: Diss. de mutationibus figurae pelvis, praesertim iis, quae ex ossium emollitione oriuntur. (Lugd. Batav. 1793. 4.) 63 pag. — Oratio de arctissimo, quo chemia cum physicis scientiis conjungitur vinculo. Publice habita d. 13. Dec. 1795, quum ordinariam professio-

Digitized by Google

nem solemniter capesseret. (Ultraj. 4.) 59 pag. — Specimen zoologicum sistens Observationes praesertim osteologicas de Casuario Novae Hollandiae. Respond. *Petr. Joann. Isaac. van Fremery.* (Traj. ad Rhen. 1819.) 86 pag. — Specimen anatomico-zoologicum de Phocis, speciatim de Phoca vitulina. Respond. *W. Vrolik.* Ibid. 138 pag. (Wie groß Fremery's Antheil an dieſen beiden vergleichend anatomiſchen Abhandlungen iſt, vermag ich nicht ſicher anzugeben; jedenfalls hat er aber an denſelben Antheil.) — Over eenen hoorn en gedeelte des bekkeneels van Bos primigenius in Febr. 1825 by de Eembrugge gevonden. (Amsterd. 1831. 4.) 22 pag. (Über ein Horn und einen Theil des Schädeldaches von Bos primigenius u. ſ. w.) — Fremery iſt ferner der holländiſche Überſetzer von *Mathew Carey,* A short account of the malignant fever, lately prevalent in Philadelphia etc. (Kort berigt wegens de kwaadaartige koorts, welke onlangs in Philadelphia heerschte etc. [Haarlem 1794.]), ſowie von Chaptal's Elements de Chimie (Grondbeginselen der Scheidkunde. [Amsterd. 1808.]).

(*F. W. Theile.*)

FRÉMIOT, ein in der Hagiographie, wie in den Jahrbüchern von Burgund und den Annalen des Parlaments von Dijon gefeierter Name. Johann Frémiot, auf Saulx und Barrain, Auditor bei der Chambre des comptes zu Dijon, gelangte 1526 zu einer Rathsſtelle bei dem daſigen Parlament. Aus ſeiner Ehe mit Wilhelmine von Gondram kamen drei Söhne: Andreas Benignus, Johann und Benignus. Davon kommt Johann 1585 als Großprior von Val-des-choux vor, zu einer Zeit demnach, wo von dieſem Großpriorat noch ein ganzer Orden abhing. Benignus, auf Tote, im Amte Semur, war 1571 Maître extraordinaire bei der Chambre des comptes, und erhielt 1573 den Poſten eines Avocat-général bei dem Parlament, von da er 1581 zu der Würde eines Président-à-mortier aufſtieg. In dieſer Stellung erlebte er ſchwere Prüfungen, die ihm jedoch Gelegenheit gaben, ſich als ein Mann von ſeltenen Gaben, von eiſerner Feſtigkeit, und den Traditionen der Monarchie unverbrüchlich ergeben, zu bewähren. Das royaliſtiſche Parlament, welches ſich nicht länger in Dijon behaupten konnte, nahm er in ſeine Burg Tote auf, 1588, wogegen die Ligiſten, in deren Gewalt ſein Sohn Andreas gefallen war, drohten, ihm den Kopf des Lieblings zu überſenden, falls er nicht mit ihnen gemeine Sache mache. Solcher Botſchaft ſoll Benignus entgegnet haben: „Ich würde mir es zum Glücke rechnen, falls es mir beſchieden, mein Kind der Wahrheit und dem Rechte zu opfern, beſſer, daß es unverſchuldet ſterbe, als daß der Vater, meineidig ſeinem Gotte und ſeinem Könige lebe." Auch der Herzog von Mayenne ſetzte alle Triebfedern in Bewegung, um den ſtörrigen Royaliſten zu gewinnen, bis er endlich, in dem Unwillen über die viele vergebliche Bemühung, ausrief: „Fürwahr, ein rares Tintenfaß, das ſo ſpröde zu thun weiß," wogegen der Präſident Jeannin erinnerte: „Aus dieſem Tintenfaß werden Kugeln aufſteigen." Es hat auch die Erfüllung dieſer Prophezeiung ſich nicht lange erwarten laſſen. Durch ſeinen Schwiegerſohn Desfrans, der ſich in St. Cloud befunden hatte, von dem tragiſchen Ende Heinrich's III. in Kenntniß geſetzt, eilte Frémiot nach Duesmes, das eben der Graf von Tavannes belagerte, um dem kleinen Belagerungsheere und ſeinem Anführer das Gelübde der Treue für den angehenden Herrſcher abzunehmen. Einige der bedeutendern Edelleute, auf die man rechnen konnte, fanden ſich anderweitig beſchäftigt; ſie ohne Zeitverluſt von dem Vorgefallenen zu unterrichten, bediente ſich Frémiot einer Trommel als eines Schreibpultes. Er war im eifrigſten Schreiben begriffen, als eine Musketenkugel, aus der Feſte abgeſchoſſen, durch die Trommel ſchlug, ohne doch die Gemüthsruhe des concipirenden Präſidenten ſtören zu können, eine burgundiſche Tradition, in welcher wir das Urbild der Geſchichte, das unſere Zeit von dem erſten Zuſammentreffen Napoleon's mit dem Burgunder Junot zu erzählen ſich gefiel, zu erkennen glauben. Schlimmeres ſtand bei einer andern Gelegenheit dem unerſchrockenen Präſidenten bevor. Wilhelm Duprat, der Baron von Viteaux, war durch ſeine Beſatzungen in den Schlöſſern zu Viteaux, Juilly und les Dauvrées, durch eine Kriegsmacht, die er bis zu dem Belaufe von 120 Reiſigen, 200 Argoulets und 1800 Fußgängern, die reſpectable Artillerie ungerechnet, geſteigert hatte, der Provinz eine wahre Landplage geworden. Den Fürchterlichen für des Königs Dienſt zu gewinnen, verſuchte Frémiot, unter Vermittelung eines Vetters, des Drouas de la Plante, und des ligiſtiſchen Hauptmanns Lyonois; dieſer gebot auf der Burg Noyers, die von Viteaux hatte Duprat dem la Plante anvertraut. Die Unterhandlung zu beleben und zu beſchleunigen, wagte der Präſident ſich nach Viteaux, wo aber Duprat und ſeine Officiere, jedem Gedanken an Unterwerfung abhold, Anſtalten trafen, den allzu verwegenen Unterhändler feſtzuhalten. La Plante und Lyonois, welche für deſſen Sicherheit ſich verbürgt hatten, geriethen in die äußerſte Verlegenheit, beſaßen aber doch hinlänglichen Einfluß, um ihren Gaſt der drohenden Gefahr zu entreißen. Bis nach Flavigny haben ſie ihm das Geleite gegeben. In der Gnade ſeines Königs fand jedoch Benignus reichlichen Erſatz für die überſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren. Zum Staatsrath und zum Maire von Dijon ernannt, 1595 und 1596, ſollte er auch die Stelle eines erſten Präſidenten haben; er verbat ſie aber, vielleicht, damit er, der Witwer, deſto ungeſtörter der Erziehung der drei Kinder ſeiner Ehe mit Margaretha von Berbiſy obliegen könne. Benignus war nämlich, als ein ſehr zärtlicher Vater, befliſſen, eines ſolchen Pflichten nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Die ältere Tochter, Margaretha, wurde an den bereits genannten Jacob Desfrans, Baron von Buſſy-la-paille, im Amte Arnay, verheirathet. Der Sohn, Andreas Frémiot, geb. den 26. Aug. 1573, hatte einen Gelehrten von Ruf, den nachmaligen Archidiakonus in Chalon-ſur-Saône, den Claudius Robert, zum Präceptor, bereiſte auch, unter deſſen Aufſicht, Italien und Teutſchland, nachdem er in Padua längere Zeit Jura gehört, auch den Doctorhut empfangen hatte. Nach zurückgelegten Reiſen trat Andreas bei dem Parlament von Dijon

Digitized by Google

als Rath ein, den 17. März 1599, obgleich er bereits von des Königs Gnade verſchiedene geiſtliche Pfründen empfangen hatte. Er war nämlich Kanonikus bei der Chapelle aux riches zu Dijon, Dechant der Collegiatkirche zu Saulieu, und ſeit dem 15. April 1595 Abt zu St. Stephan, der nachmaligen Kathedrale von Dijon. Ständiſcher Elu von 1598 — 1602, wurde er am 16. Juni 1603 zum Erzbiſchof von Bourges ernannt, und in dieſer Eigenſchaft am 7. Dec. n. J. conſecrirt, wiewol er erſt am 24. Oct. 1604 zu Bourges einzog. Auch in den Staatsrath hat Heinrich IV. ihn eingeführt, aber des Königs Abſicht, ihm den Cardinalshut zu verſchaffen, war nicht durchzuſetzen. In der Leitung ſeiner Diöces verdient Andreas Lob; die Nützlichkeit der klöſterlichen Inſtitute anerkennend, ſuchte er ihre Zahl zu mehren, wie er denn verſchiedene Orden, namentlich Paulaner und Saleſianerinnen, herbeigerufen und ihnen zu Niederlaſſungen in den Städten der Landſchaft Berry verholfen hat. Auch dem weltlichen Klerus wendete er eine gewiſſenhafte Sorgfalt zu; deſſen Ausbildung, die Aufrechthaltung einer heilſamen Kirchenordnung zu befördern, erließ er die zweckmäßigſten Anordnungen, denen ſein erbaulicher Wandel eine gar eindringliche Empfehlung war. Von Ludwig XIII. als Geſandter nach Rom geſchickt, 1622, empfing er am Schluſſe ſeiner Sendung von Urban VIII. ein ehrendes Zeugniß: ornamentum ecclesiae gallicanae, wird er in deſſen Schreiben an den König genannt. Auf der Rückreiſe beſuchte der Erzbiſchof Venedig, das Veltlin, die Schweiz, allenthalben mit vieler Umſicht die Entwürfe ſeines Hofes verfolgend, wie er denn inſonderheit Venetianer und Schweizer in ihrer Anhänglichkeit zu Frankreich beſtärkte. Zuletzt trat er ſein Erzbisthum an Claudius Hebert ab, um fortan ſeinen beſtändigen Aufenthalt in Paris zu nehmen; andere Pfründen hat er aber bis zu ſeinem Ende beibehalten, namentlich die bei Thouars belegene Abtei Ferrières, die er, ſtets ein Beförderer der klöſterlichen Studien, in die Congregation von St. Maur aufnehmen ließ. Andreas ſtarb zu Paris, den 13. Mai 1641, und wurde in der Kirche der Saleſianerinnen, Straße St. Antoine, beerdigt, indeſſen ſein Herz nach Dijon in St. Stephan's Kirche gegeben worden. Er hat Mehres geſchrieben, namentlich Ordonnances ecclesiastiques et statuts synodaux, faits en 1608. (à Bourges.) — Seine Schweſter, Johanna Franziska Frémiot, geb. zu Dijon den 23. Jan. 1572, wurde in der Pfarrkirche zu Nôtre-Dame auf den Namen Johanna getauft, dem ſie jedoch in der Firmelung den zweiten Namen, Franziska, hinzufügte. Um ſo ſorgfältiger von dem Vater erzogen, weil ſie in dem Alter von 18 Monaten die Mutter verloren hatte, war ſie, kaum fünf Jahre alt, befähigt, bei einem Geſpräche über verſchiedene religiöſe Fragen ſich zu betheiligen, und ſogar ihren Gegner, einen proteſtantiſchen Edelmann, in Verlegenheit zu bringen. „Sie glauben alſo nicht," ſprach die Kleine mit Lebhaftigkeit, „an Jeſu Gegenwart in dem heiligen Sacrament? Er hat aber geſagt, daß er darin gegenwärtig ſei, Sie halten ihn folglich für einen Lügner." Der Fremdling ſuchte ſie durch freundliche Worte und durch Zuckerwerk zu beſänftigen; die Gabe warf ſie augenblicklich in das Kamin, mit den Worten: „So müſſen die Ketzer insgeſammt in der Hölle brennen, weil ſie nicht glauben, was der Herr geſagt hat." Das Kind, zur Jungfrau erwachſen, lief Gefahr, in den Schlingen, durch ein verſchmitztes, lüderliches Weib gelegt, ſich zu verſtricken, entging aber der Nachſtellung durch den unmittelbaren Beiſtand der allerſeligſten Jungfrau, wie Johanna feſt glaubte. Darauf wurde ihr, bei Gelegenheit eines Beſuchs bei der Schweſter, ein Freier, ein reich begüterter Edelmann, angetragen; daß er ein Calviniſt ſei, verſchwieg man ihr. Sie erfuhr es dennoch, und auf der Stelle wies ſie den lockenden Antrag zurück. Glücklicher war in ſeinen Bewerbungen Chriſtoph von Rabutin, Baron von Chantal; ihm wurde die 20jährige Johanna zu Dijon angetraut, und das junge Ehepaar bezog die Rabutin'ſche Herrſchaft Bourbilly, in dem Amte Semur, am Serain. Bunt war es da bisher, bei den vielfältigen Abweſenheiten des Eigenthümers, zugegangen, und es koſtete nicht wenig Mühe, ſtatt der verjährten Unordnung einen regelmäßigen Haushalt einzuführen. Als der Reform ſicherſte Grundlage betrachtete Johanna die Religion. Streng wurde die Dienerſchaft zur Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten angehalten. An Sonn- und Feſttagen wanderte die ganze Bevölkerung des Schloſſes nach Vic-Chaſſenai, um der Pfarrmeſſe beizuwohnen, an Werktagen wurde für ſie in der geräumigen Schloßkapelle Meſſe geleſen. Auch der gemeinſamen Abendandacht durfte keiner ſich entziehen. Jeder Diener hatte ſein beſtimmtes Geſchäft, und es waren ihm, zur Vermeidung jeglicher Verwirrung, die darauf zu verwendenden Stunden genau vorgeſchrieben. Allen ohne Ausnahme gab die Hausfrau das Beiſpiel der wohlthätigſten Thätigkeit; wie ihr Bildniß in der Schloßkapelle, ſo hat ſich auch der gewaltige Backofen erhalten, in welchem ſie, Woche für Woche, das den Armen beſtimmte, von ihren Händen gebackene, Brod vollends zurecht machte. Hingegen wurde der Bienenſtand, den ſie in einer Mauer angebracht hatte, nach mehr als hundertjährigem Beſtand, um 1755 abgebrochen. Folgte der Baron von Chantal dem Hof- oder Feldlager, dann lebte die Strohwitwe in ſtiller Zurückgezogenheit, die einzig durch ſeltene Beſuche unterbrochen wurde; zur Genüge mit den Kindern, mit dem Hausweſen beſchäftigt, ſuchte ſie ihre alleinige Zerſtreuung in einem guten Buche, am liebſten in einer Erbauungsſchrift, oder im Gebet. Befand ſich aber der Gemahl zu Hauſe, dann war die zärtliche Gattin befliſſen, durch mancherlei Vergnügungen ihn zu überraſchen; eine Geſellſchaft, in der er ſich gefiel, feſtzuhalten, gewann ſie es wol über ſich, ihre Andachtsübungen abzukürzen, was ihr jedoch ſtets Gewiſſensbiſſe verurſachte. Außer dem Zeitverluſte beklagte ſie eine merkliche Erkaltung in ihrem Verkehr mit Gott, als eine Folge der vielfältigen Zerſtreuung, an der ſie allmälig Geſchmack zu finden befürchtete. Um ſich gegen dieſe Gefahr zu waffnen, ſetzte ſie ſich, etwa 1600, vor, unter keinem Vorwande mehr ihre Andachtsübungen abzukürzen, es geſchehe denn aus Beweggründen der Nächſtenliebe, oder unter dem Einfluſſe einer weſentlichen Pflicht, oder eines unabweisbaren Anſtandgebots. Hierüber ließ der Baron von

Digitized by Google

Chantal ihr vollkommene Freiheit; denn zärtlich geliebt von ſeiner Lebensgefährtin war er ein ſehr zärtlicher Ehemann; aber zu vollkommen war der beiden Glück, um dauerhaft ſein zu können. Ein unglücklicher Zufall, oder das Verſehen eines Freundes auf der Jagd, wurde dem Baron tödtlich; er ſtarb in der erbaulichſten Weiſe, nachdem er ſelbſt noch dem verzweifelnden Freunde ein Tröſter geworden (1600). Ergreifend war der Schmerz der jungen Witwe, zumal durch die Standhaftigkeit, mit welcher ſie litt; ſie ſelbſt erſtaunte zuweilen ob der Tröſtungen, welche in dieſer Trübſal der Herr ihr verlieh. Ihm brachte ſie dagegen ſich als ein Schlachtopfer dar, das bereit war, jede Art von Kreuz auf ſich zu nehmen; ihm weihte ſie ſich ganz und gar in dem Gelübde immerwährender Keuſchheit und in der Lebensregel, der ſie von nun an ſich unterwarf. Einen Theil der Nacht brachte ſie im Gebete zu; möglichſt den Armen ſich gleichzuſtellen, vertauſchte ſie, in Folge eines zweiten Gelübdes, ihre koſtbaren Kleider gegen einen wollenen Anzug, indeſſen ſie zugleich ihre Almoſenſpenden verdoppelte; ſie entließ den größten Theil ihrer Dienerſchaft, ſie faſtete häufig und ſtreng. Der Welt gänzlich abgewendet, ordnete ſie ihre Stunden dergeſtalt, daß ſie abwechſelnd dem Gebete, der Arbeit oder der Belehrung ihrer Kinder zugetheilt waren. Von ſechs Kindern, die ſie geboren, waren ihr der Sohn, dann drei Töchter geblieben. Bereits aus dieſer Periode weiß man von einer Sehergabe, die der jungen Witwe in Bezug auf ihr eigenes Heil verliehen worden wäre, zu erzählen. Einſt, als ſie unter vielen Thränen um einen Führer, der ſie auf den ſchlüpfrigen Pfaden des Lebens geleite, gebeten hatte, ſchaute ſie, ſo erzählt man, einen Mann im ſchwarzen Talar, mit Chorrock und Mäntelchen. Ein ander Mal, während ſie an einſamer Stätte betete, fiel ſie in Verzückung; vergeblich bemühte ſie ſich in dieſem Zuſtande, die nahe Kirche zu erreichen, das Heiligthum öffnete ihr ſeine Pforten nicht; im Gegentheil wurde ihr angedeutet, daß zuvörderſt alles Unvollkommene in ihr durch das göttliche Feuer verzehrt, ſie ſelbſt durch ſchwere innerliche und äußerliche Trübſal geläutert werden müſſe. Nach Ablauf der Trauerzeit zog die Witwe nach Dijon zu ihrem Vater, ohne jedoch im Mindeſten von der einmal angenommenen Lebensweiſe abzuweichen, ohne irgend Beſuche, außer von einigen tugendhaften und bejahrten Matronen, anzunehmen. Indeſſen äußerte ihr Schwiegervater, Guido von Rabutin, der bei ſeinen 75 Jahren ungemein gebrechlich war, den Wunſch, ſeine Enkel um ſich zu haben, den konnte die gehorſame Tochter ihm nicht verſagen, und ſie kam 1603 mit ihrer kleinen Familie nach Chantal, dem gothiſchen Caſtell, das des alten Herrn ordentlicher Wohnſitz war, deſſen Gebiet er auch durch den Ankauf des benachbarten Kirchdorfs Monthelon (1580) bedeutend erweitert hat. Daſelbſt brachte ſie 7½ Jahre zu, ſaure Jahre für jedes Gemüth, das nicht ganz und gar dem Willen des Herrn unterthänig iſt. Der Schwiegervater war nämlich in volle Abhängigkeit von einer Dienſtmagd, die gewohnt war, ſeine Perſon, ſein Haus, ſein Vermögen als ihr Eigenthum zu behandeln, gerathen. Einer ſolchen Regentin mußte die Einführung der Schwiegertochter höchſt ungelegen kommen, und ſie ließ deshalb Nichts unverſucht, ſich des läſtigen Beſuchs zu entledigen. Durch die widerwärtigſte Zuträgerei ſuchte ſie den alten Baron unheilbar mit ſeiner Schwiegertochter zu entzweien, und weil das nicht vollſtändig glücken wollte, verfuhr ſie in grenzenloſer Unverſchämtheit gegen die unbeſchützte Frau. Die mußte bei dem geringſten Anlaß die verletzendſten Dinge hören, und zugleich hatte jene Creatur die Dienerſchaft dergeſtalt zugeſchnitten, daß Johanna auch nicht ein Glas Waſſer haben konnte, außer mit Wiſſen und Willen der Unverſchämten, die noch dazu, nach den Sitten der Zeit das Unleidlichſte, ihre fünf Kinder auf dem gleichen Fuße mit der rechtmäßigen Nachkommenſchaft ihres Herrn behandelt wiſſen wollte. Alles trug Johanna mit der Geduld eines Engels; eigenhändig wuſch, kämmte, bekleidete ſie die Kinder der Magd, ſie war ihre Lehrerin, ſie erwies ihnen alle und jede, auch die niedrigſten, Dienſte. Dabei aber blieb ſie in ihren Andachtsübungen unermüdlich; in der rauhen Jahreszeit, im Advent und in den Faſten, trippelte ſie, Tag für Tag, nach Autun, 1½ Stunde weit, um die Predigt zu hören. Für die Faſten von 1604 war ihr ein eigenthümlicher Genuß beſchieden. Während derſelben zu predigen, kam der heilige Franz von Sales nach Dijon, und der Präſident Frémiot verfehlte nicht, ſeiner Tochter Gelegenheit zu geben, daß auch ſie den großen Kanzelredner höre. Eine Einladung erging nach Chantal, und der zu folgen hat die Zuchtmeiſterin doch der Herrin vergönnt. Johanna, den Chryſoſtomus ihrer Zeit zum erſten Male hörend, fühlte ſich um ſo mehr ergriffen, da ſie in ihm den Mann im ſchwarzen Talar, der ihr einſt im Gebete als der ihr verheißene Führer gezeigt worden, zu erkennen glaubte. Auch der Biſchof von Genf hatte eine ähnliche Viſion gehabt, und Geiſtesverwandte erkennen ſich alsbald. Johanna wünſchte ſehnlichſt, über die wichtige Angelegenheit ihres Seelenheils den Rath des unübertrefflichen Seelenarztes vernehmen zu können, dem ſtand aber ein Gelübde entgegen: ihrem Beichtvater, einem Ordensmann, hatte ſie verſprechen müſſen, daß ſie hinſichtlich ihrer Geiſtesrichtung einzig ſeinen Rath einholen werde, befolgen wolle. Es koſtete ihr einen langen, ſchweren Kampf, bevor ſie ihre Verlegenheit dem Biſchofe zu entdecken wagte; er fand das ihr abgenommene Gelübde mit dem Geiſte des wahren Chriſtenthums unverträglich, und Johanna wurde deſſen entbunden. Darauf reiſte ſie nach St. Claude, wohin der Biſchof, in Begleitung ſeiner Mutter, ſich begeben hatte, und daſelbſt legte ſie vor dem neuen Gewiſſensrathe das vollſtändigſte Bekenntniß aller Fehler und Sünden ihres bisherigen Lebenslaufes ab; ſtatt aber hierdurch ſich erleichtert zu fühlen, empfand ſie bittere Troſtloſigkeit und bange Beſorgniß um ihre Zukunft. Aber der erfahrene Freund belehrte ſie, wie dieſe Prüfung zu benutzen ſei, auf daß die Finſterniß dem Lichte weiche, in Ruhe der Sturm übergehe. Er gab ihr auch eine Lebensregel, und nebenbei Anweiſung, ihre Andachtsübungen dergeſtalt zu ordnen, daß ſie, denſelben obliegend, von dem Willen der ſie umgebenden Perſonen, namentlich des Vaters oder Schwiegervaters, abhängig zu ſein, ſcheinen konnten. Das ge-

Digitized by Google

lang ihr auch ſo vollſtändig, daß Jedermann ihr die zarte Rückſicht für die Hausordnung Dank wiſſen mußte. Sogar bei dem Geſinde hieß es: „Die gnädige Frau betet unabläſſig, wird damit aber keinem läſtig." Um 5 Uhr Morgens ſtand ſie auf, um ſich in der ungeheizten Stube, ohne Beihilfe einer Zofe, anzukleiden. Nach der Mahlzeit las ſie eine halbe Stunde lang in einem geiſtlichen Buche; Abends trug ſie ihren Kindern die Lehren der Religion vor, und von dieſem Unterricht waren fremde Kinder keineswegs ausgeſchloſſen. Darauf nahm ſie wieder ein geiſtliches Buch zur Hand; vor dem Nachteſſen betete ſie den Roſenkranz. Niemals entäußerte ſie ſich des Bewußtſeins von der Allgegenwart Gottes; niemals ließ ſie ſich bei Tiſche durch die Gelüſte der Sinnlichkeit hinreißen, aber daß ſie in ſolcher Enthaltſamkeit eine Abtödtung bezwecke, wußte ſie Aller Augen zu verbergen. Höchſt einfach gekleidet, trug ſie auf dem bloßen Leibe ein härenes Bußkleid. Unermüdlich in ihren Beſuchen bei armen Kranken brachte ſie bei Sterbenden ganze Nächte zu, um ſie durch ihren Zuſpruch zu einem gottſeligen Ende zu bereiten. Lange Zeit ernährte ſie eine mit Geſchwüren bedeckte arme Frau, deren ekelhafte Wunden ſie eigenhändig verband, bei der ſie daneben jede andere Art von Dienſtleiſtung übernommen hatte. Alle Morgen, beim Aufſtehen, wiederholte ſie in ihrem Herzen den Vorſatz, Nichts zu lieben, außer Gott, ihm allein ihre Gedanken, Wünſche und Handlungen darzubringen. Durchdrungen von den Empfindungen einer heiligen Liebe, wünſchend, auch durch ein äußerliches Zeichen anzudeuten, daß ſie einzig für Jeſu Ehre lebe, ſchrieb ſie ſich deſſen geheiligten Namen in unauslöſchlichen Zügen mittels eines glühenden Eiſens auf die Bruſt. Je vollſtändiger ſie aber von der Welt ſich losriß, um ſo reichlicher fielen übernatürliche Tröſtungen und Erleuchtungen auf ihre dürſtende Seele. In namenloſem Entzücken ſchwelgend, in dieſen heiligen Genüſſen unerſättlich, ſehnte ſie ſich, vollends der Bande, durch welche ſie noch an die Welt gefeſſelt war, entledigt zu werden. Dieſen innern Drang offenbarte ſie dem heiligen Franz von Sales, der jedoch Bedenkzeit foderte, dann der Reihe nach verſchiedene Orden, in denen ſie den Gegenſtand ihres Verlangens finden könne, als die Clariſſen, die Hoſpitalſchweſtern zu Beaune und die Karmeliteſſen, vorſchlug. In der vollkommenſten Fügſamkeit entgegnete Franziska, ihm allein gebühre die Wahl; den Weg, den er ihr anweiſen werde, ſei ſie entſchloſſen zu wandeln, indem ſie nichts Anderes ſuche, als die größere Ehre Gottes. Der Biſchof theilte ihr hierauf ſeine Abſicht mit, eine religiöſe Geſellſchaft, unter dem Titel der Heimſuchung Mariä, zu begründen. Freudig ging die gottſelige Witwe auf ſein Vorhaben ein, ohne doch die Schwierigkeiten ſich zu verhehlen, die mannichfaltige und verwickelte Familienbeziehungen ihrem Wunſche, die Welt zu verlaſſen, entgegenſtellen konnten. Dieſe Schwierigkeiten allmälig zu beſeitigen, ſtand ihr abermals mit gutem Rathe der Biſchof bei. Vor Allem kamen die Kinder in Betracht. Die älteſte Tochter, Amie, wurde auf der Burg Chantal dem Neffen des Biſchofs von Genf, dem Baron von Thorens, Johann von Sales, angetraut, und es iſt bis auf dieſen Tag der Einwohnerſchaft von Monthelon Stolz geblieben, daß die kleine Schloßkapelle bei dieſer Gelegenheit durch die Anweſenheit der beiden Heiligen, Franziscus von Sales und Johanna Frémiot, verherrlicht worden. Des Sohnes Erziehung, die Verwaltung von deſſen Gütern übernahm der Großvater, der Präſident Frémiot. Die beiden andern Töchter ſollte die Mutter bei ſich behalten; es iſt aber die eine, Chriſtina, bald nach dieſen Verabredungen mit Tode abgegangen, wogegen Franziska in der Folge den Grafen Anton von Toulongeon heirathete. Als aber die Stunde gekommen, von Vater, Bruder, Schwiegervater, mit denen Alles verhandelt worden, zu ſcheiden, erhob ſich von Seiten dieſer Männer ein Widerſtand, den zu überwinden Johanna ihre ganze Seelenſtärke aufbieten mußte. Sie warf ſich vor ihrem Schwiegervater auf die Knie und bat ihn um Verzeihung für Alles, womit ſie ihn beleidigt haben möchte; dann flehte ſie um ſeinen Segen, um ſein Wohlwollen für ihren Sohn. Der alte Herr, obgleich untröſtlich, umarmte die ſcheidende Tochter in der vollen Zärtlichkeit eines Vaters, und wünſchte ihr das Glück, deſſen ſie würdig war. Die Inſaſſen von Monthelon, beſonders die Armen, zerfloſſen in Thränen, denn ſie ſollten in der gottſeligen Witwe von einer barmherzigen Mutter ſich trennen. Johanna bemühte ſich, die guten Leute zu tröſten, ermahnte ſie zur Ausdauer in dem Dienſte des Herrn und empfahl ſich ihrem Gebet. Zu Dijon begrüßte ſie ihre Bekannten; auch nahm ſie des Vaters Segen, indem ſie deſſen Obhut ihren Sohn anvertraute. In Schmerz ſich auflöſend, ſeufzte der betagte Präſident: „O, mein Gott, es ziemt mir nicht, deinem heiligen Willen zu widerſtreben, ſollte es mir auch das Leben koſten; ich opfere dir, o Herr, mein geliebtes Kind; würdige dich, dieſes Opfer aus meinen Händen zu empfangen, und ſei mein Troſt!" Darauf gab er der Tochter den Segen, erhob ſie vom Boden, umarmte ſie zärtlich. Der junge Chantal fiel ſchluchzend ſeiner Mutter um den Hals, ſuchte in den zärtlichſten Worten ſie zurückzuhalten, ſtreckte ſich ſchließlich, durch die Vergeblichkeit ſeiner Bemühungen keineswegs entmuthigt, quer über die Thürſchwelle aus. Einen Augenblick zögerte die Mutter, die thränenſchweren Augen auf den Knaben geheftet; dann ſchritt ſie über ihn hin, und fort ging die Reiſe, vorläufig über Annecy nach dem Schloſſe Thorens, wo das junge Ehepaar zu hauſen hatte, wo auch Johanna einige Tage zubrachte. Sie kehrte hierauf nach Annecy zurück, wo ſie am Dreifaltigkeitsſonntage, den 6. Juni 1610, zugleich mit fünf andern frommen Frauen, das Kleid eines Ordens anlegte, welcher von dieſer Feier ſeine Exiſtenz datirt. Das Noviziat war kaum zurückgelegt, und Johanna, oder la mère de Chantal, wie ſie von jetzt an genannt wurde, mußte wegen des Ablebens ihres Vaters (1611) eine Reiſe nach Dijon antreten; mehre Monate widmete ſie den Angelegenheiten ihres zum andern Male verwaiſten Sohnes, dann eilte ſie zurück nach Annecy in das ſtille Haus, um für der Schweſtern, wie für das eigene Heil unausgeſetzt zu wirken. Einer chriſtlichen Geſinnung Grundlage iſt die Demuth: „ſie lehrt uns," ſagt Johanna, „wenn Andere uns be-

Digitized by Google

müthigen, noch tiefer uns zu demüthigen, noch ernſtlicher uns anzuklagen, wenn wir von Andern angeklagt werden; ſie übet uns dahin, daß wir inmitten der erniedrigendſten Beſchäftigung in der uns zu Theil gewordenen Behandlung eine unverdiente Schonung erkennen, daß wir in der Verachtung uns glücklich fühlen. Eine gottgeweihte Perſon, die ſich zu irgend etwas tauglich wähnt, offenbart hiermit in der auffallendſten Weiſe ihre Hoffahrt, d. i. ihre Untauglichkeit. Es thut dem Geiſte Gottes ſchwere Verunglimpfung an, wer ſich erhebt, wer zur Schau ſich zu ſtellen trachtet. Beſſer das Feuer vom Himmel herab auf uns rufen, als daß wir dieſes Laſters uns theilhaftig machen ſollten, eine Wahrheit, die ich in blutiger Scheift euren Herzen einzugraben wünſchte, gleichwie ich freudig meine Lippen mit glühendem Eiſen durchbohren laſſen würde, wenn ich damit erreichte, daß den Frauen, die Gott ſich geweiht haben, kein der Demuth widerſtrebendes Wort entwiſche." Sie hielt auch, dieſer Anſicht folgerecht, eine Kloſterfrau nicht eher für wahrhaft demüthig, als bis ſie dieſelbe in Zurechtweiſung, in Tadel ſich gefallen ſah, wobei jedoch nicht außer Acht zu laſſen, daß Johanna jedes Mal ihre Verweiſe in Güte und Liebe einkleidete, ſodaß Niemand ſich dadurch beleidigt fühlen konnte. Wenn in dieſer Weiſe eine Verirrte auf den rechten Weg zurückgeführt war, dann wurde ſie ſchließlich ermahnt, durch ein glühendes Gebet das in Demuth, Gehorſam und Selbſtverleugnung begonnene Werk zu krönen. Die Pünktlichkeit, in welcher Johanna Alles, was auf den Dienſt Gottes bezüglich, abwartete, oder durch Andere abwarten ließ, ging beinahe in Ängſtlichkeit über. Zufällige Unruhe und Getöſe in der Kammer, unter welcher die Kapelle angebracht war, ſchien ihr eine ſchwere Verletzung der dem allerheiligſten Sacrament des Altars ſchuldigen Ehrfurcht; dieſe Verletzung, an welcher ſie nicht die geringſte Schuld hatte, zu büßen, bat ſie die im Refectorium verſammelten Schweſtern um Verzeihung, denen ſie zugleich die Füße küßte; dann nahm ſie, noch weiter ihee Zerknirſchung zu bezeigen, vom Fußboden ihre Mahlzeit ein. Unterließ eine Schweſter bei dem Anziehen der Glocke aufzuſtehen, dann empfing ſie alsbald und öffentlich einen Verweis: „Bedächten wir," ſagte bei ſolcher Gelegenheit die ſchmerzlich aufgeregte Vorſteherin, „bedächten wir, daß es die Stimme Gottes iſt, die uns zuruft, ihm unſere Huldigungen darzubringen, ſo würden wir auch keinen Augenblick zögern." Sie wurde zum Öftern durch ſchmerzhafte Keankheiten heimgeſucht. Die Ärzte, in dem Unvermögen, ein phyſiſches Übel aufzufinden, meinten beharrlich, es ſei eine Folge der Liebesgluth, durch welche das in Gott verſunkene Gemüth verzehrt werde. In Erwiederung der in Folge dieſer Anſicht ihr gemachten Zumuthungen ſchrieb Johanna an den Biſchof von Genf: „Alle Welt würde aus Liebe für einen ſo liebenswürdigen Gott ſterben wollen, wenn ſie die Süßigkeit kennte, von der eine Gott liebende Seele koſtet." Zuweilen empfand ſie, und nicht blos vorübergehend, ſchwere, innere Leiden, die durch die übergroße Furcht, den Schöpfer zu beleidigen, veranlaßt, aber um ſo reichlicher, um ſo außerordentlicher floſſen auch die Tröſtungen, deren ſie im Laufe dieſer Prüfungen gewürdigt wurde. Gleichwie die gottſelige Mutter ihre Töchter von der Nothwendigkeit, ſich ſelbſt abzuſterben und alle natürlichen Triebe zu kreuzigen, überzeugt hatte, ſo wurden ſie auch von ihr über die beſte Art zu beten belehrt. Vorzüglich ermahnte ſie zur Beharrlichkeit im Gebet. „Werdet Ihr durch Zerſtreuungen geſtört, ſo opfert das Gebet der Geduld und Demüthigung, flehet zu Gott, daß er Euch das Verlangen eingebe, ihn zu lieben, zu ihm zu beten, oder irgend eine dieſen verwandte Gabe zu erlangen." Bei einer andern Gelegenheit äußerte ſie: „Allezeit ſoll unſer Herz beten und lieben, mögen wir auch was immer vornehmen." Ein Gebet, das ſie zu ihrem eigenen Gebrauche entworfen und niedergeſchrieben, und das ſich zu einer Geſammtübung von Liebe, Lob, Dankſagung und Zerknirſchung, zu einer Fürbitte für Freunde und Feinde, für die Sünder, für die Abgeſtorbenen geſtaltete, war ihre Zuflucht in den Zeiten der Herzensdürre. Tag und Nacht trug ſie das Papier auf der Bruſt, und häufig, in dem Übermaße der Liebe, in dem ſtürmiſchen Verlangen, unaufhörlich Gott zu preiſen, drückte ſie es an ihr Herz. Auch über der frommen Frau Scharfſinn werden einige merkwürdige Züge aufbewahrt. Schriftlich befragt über ihre Meinung von einer Ordensperſon, die nicht nur im Rufe hoher Tugend ſtand, ſondern von der man auch erzählte, daß ſie von Gott außerordentliche Gnaden empfange, erwiederte ſie: „Ihr habt mir von den Blättern des Baums geſchickt, laſſet mir auch einige ſeiner Früchte zukommen, auf daß ich ſie beurtheile. Der Blätter achte ich wenig. Einſtweilen muß ich mich darauf beſchränken, das gänzliche Vergeſſen ſeiner ſelbſt, das unbegrenzte Wohlgefallen in Demüthigungen, die Freude über alles Gute, das zu Gottes größerer Ehre gewirkt wird, als die Früchte eines guten Herzens, welches durch die Gnade Gottes begoſſen und ernährt wird, aufzuzahlen." Noch auffallender bewährt ſich dieſer Scharfſinn in dem, zwar einer frühern Periode angehörenden, Veekehre mit der Nicole von Rheims. Dieſes Mädchen übte nicht unbedeutenden Einfluß auf ſeine Zeit, und es ſchien vielen Geiſtlichen und Weltlichen, welche der Perſon Wandel auf das Schärfſte geprüft zu haben wähnten, als verdiene ſie dieſen Einfluß durch ihre Tugenden, und ſie verdanke ihn einer beſondern Leitung und Gnade von Oben. Sie hatte die vielfältig bewährte Gabe der Weiſſagung, und benutzte ſie zur Beſſerung derer, mit welchen ſie in Berührung kam. Auf ihre Vorſtellungen drängte das Volk ſich wieder zu den verlaſſenen Kirchen; Fürſten und Könige, hochgeſtellte Perſonen im In- und Auslande ſchickten ihr Abgeordnete zu, um ſich ihrem Gebet zu empfehlen, ihren Rath ſich zu erbitten. Zu Meudon in der Meſſe wurde ſie einſt körperlich entrückt und fortgetragen, und man wußte eine ganze Stunde nicht, wo ſie hingekommen ſei. Ihre Reden ſchienen einer höhern Welt entſtammt, manche Stelle des hohen Liedes wußte ſie gründlicher als der erfahrenſte Theolog zu erklären. Ekſtaſen waren etwas Gewöhnliches, und einſt, in der Krankenſtube, als ſie von Theologen und Ordensmännern umgeben war, ward plötzlich ihr Bett von ſtrahlendem Lichte umfloſſen, und der Ruf: **Ave soror, sal-**

Digitized by Google

vete fratres, vernommen. Als das Licht verſchwunden, fühlte ſich die Kranke, Allen zum Erſtaunen, vollkommen geſund. Während das Mädchen, wegen dieſer wunderbaren Ereigniſſe, der Gegenſtand der allgemeinſten Verehrung war, konnte die einzige Frau von Chantal, in deren Hauſe die Nicole lebte, ſich eines Zweifels über den göttlichen Urſprung dieſer ſeltenen Gaben nicht entledigen; immer ſchien es ihr, daß ſie unter erborgtem Lichte von dem böſen Geiſte herkämen. Um ſich einigen Aufſchluß über des Mädchens Inneres und Gewiſſenszuſtand zu verſchaffen, gab ſie ihm einen Brief zu beſorgen, der ſo zuſammengelegt war, daß ein unbefugtes Öffnen ſogleich entdeckt werden konnte. Nicole ließ ſich durch ihren Vorwitz verführen und ſuchte ihn durch eine Lüge zu bemänteln. Von da an wurde ihr ganzer Wandel ſchärfer betrachtet, und es ergaben ſich manche Entdeckungen, in deren Folge Johanna erklärte, die angebliche Beate werde nicht von dem guten, ſondern von dem böſen Geiſte der Täuſchung und Lüge geleitet. Einſtens, als ſie, dieſe harten Worte zu rechtfertigen, in des Mädchens und mehrer Freunde Gegenwart den Hergang mit dem Briefe erzählte, erſchien plötzlich auf dem Stubenboden ein langer, feuriger Streifen, von unausſtehlichem Geſtank begleitet. Der Geiſt der Lüge war entwichen, die Nicole fortan nicht mehr zu erkennen. Die Ekſtaſen blieben aus, keine tiefſinnigen Reden führte ſie mehr im Munde; bäuriſch, ungebildet, ungeſchickt, konnte ſie nicht mehr, wie vorher, faſten, noch lange in der Kirche weilen; endlich heirathete ſie gegen der Ältern Willen, und daß ſie nicht eine Hugenottin werde, verhinderte mit Mühe ein geehrter, frommer Prieſter, der ſich ihrer angenommen hatte. — Am 15. Jan. 1615 verließ die Mère de Chantal abermals, von einigen Schweſtern begleitet, ihr Kloſter, um zu Lyon das zweite zu begründen; hierauf beſuchte ſie in der gleichen Abſicht und mit dem gleichen Erfolge Moulins, Grenoble und Bourges, wo ihr Bruder, der Erzbiſchof, ſie längere Zeit feſtzuhalten wünſchte. Sie konnte ihm aber nur ein halbes Jahr ſchenken, wegen dringender, an ſie ergangener Einladungen, auch nach Paris ihren Orden zu verpflanzen. Wie ſehnlich ſie aber dort von Vielen begehrt wurde, ſo lebhafter Widerſpruch gegen das neue Inſtitut ſprach ſich dort von vielen Seiten aus. Johanna hatte ganz eigentlich eine Verfolgung zu erdulden, aus der ſie jedoch, im Vertrauen auf Gott, durch unerſchöpfliche Sanftmuth und Liebe, ſiegreich hervorging. Am 6. April 1619 war ſie zu Paris eingetroffen, im Februar 1622 verließ ſie das zu Stande gebrachte Haus in der Vorſtadt St. Jacques, um eine ähnliche Stiftung zu Dijon zu beginnen. Am 28. Dec. deſſelben Jahres entſchlummerte ihr liebevoller Freund, der heilige Biſchof von Genf, für ſie zumal, in jeglicher Beziehung, ein unerſetzlicher Verluſt. Ihm folgte eine Reihe von Trauerfällen, die nicht minder ſchmerzlich waren, die Johanna aber ebenfalls in bewundernswürdiger Standhaftigkeit, in vollkommener Ergebung ertrug. Ihr Sohn, Celſus Benignus von Rabutin, Baron von Chantal, deſſen ganzer Lebenslauf beinahe nur ein fortgeſetztes Duell geweſen war, fiel, die Engländer beſtreitend, und vielleicht von Cromwell's Hand, auf der Inſel Ré, den 22. Juli 1627, aus ſeiner Ehe mit Maria von Coulanges eine einzige, zu Paris den 5. Febr. 1626 geborene, Tochter hinterlaſſend, die als verwitwete Marquiſe von Sévigné die Zierde ihres Vaterlandes und ihres Geſchlechts geworden iſt. Dem Baron von Chantal folgte im Tode ſeine Witwe 1631 und 1633 ſein Schwager, der Graf Anton von Toulongeon, Gouverneur von Pignerol. „Herr, vernichte, fälle, verbrenne Alles, was deinem heiligen Willen zuwider iſt," ſprach bei ſolchen Trauerpoſten die tiefbetrübte Mutter, für die alle dieſe Prüfungen ſich doch nur zu einer Folie geſtalteten, geeignet, ihre große, ihre geheiligte Seele in dem erhabenſten Standpunkte zu zeigen, wie dies auch mit einer Peſt, die über Annecy verhängt war, der Fall geweſen. Der Herzog von Savoyen und die Herzogin riethen, verlangten inſtändigſt, daß Johanna alsbald den Schauplatz der Gefahr verlaſſe; allein keine Betrachtung war vermögend, ſie zu einer Trennung von ihren geliebten Kindern zu beſtimmen. Sie wurde der ganzen Stadt ein Engel des Troſtes, durch Ermahnung, Almoſen und Gebet, und das Kloſter der Saleſianerinnen blieb von der Seuche unberührt. Durch Vertrag von 1631 hatte Johanna den Dorfnachbarn zu Bourbilly, das ſie als Witthum beſaß, das Recht, „le champoie" genannt, in allen ihren Wieſen, von der Heuernte bis zum 25. März, zugeſtanden. Auf der Herzogin von Savoyen Verlangen beſuchte ſie 1638 die Hauptſtadt von Piemont, um daſelbſt ein Kloſter ihres Ordens zu begründen, dann wurde ſie von der Königin von Frankreich nach Paris gefodert. Weſentlich verletzten die von den Pariſern ihr bewieſenen Ehrenbezeigungen die demüthige Kloſterfrau, wiewol der allgemeine Enthuſiasmus ihr gar ſehr für die Stiftung des zweiten, in der Straße St. Antoine belegenen Kloſters zu Statten kam. Vorſteherin des Hauptkloſters zu Annecy, foderte die Mutter von Chantal unerwartet ihre Entbindung von dieſem Amte, 1641; gleich darauf aber wurde ſie von den Schweſtern zu Moulins einſtimmig zu ihrer Vorſteherin erwählt. Sie weigerte ſich, die Wahl anzunehmen, begab ſich aber nichtsdeſtoweniger, am 28. Juli, auf die Reiſe nach Moulins, wo ſie alsbald eine anderweitige Wahl veranſtaltete, dann die fernere Reiſe nach Paris antrat. Dort verweilte ſie eine längere Zeit, dann kehrte ſie nach Moulins zurück, wo ſie fünf Tage nach ihrer Ankunft von einem Fieber ergriffen wurde, das in eine Bruſtentzündung überging, und nach einem Lager von andern fünf Tagen ihres Lebens Ende herbeiführte. Sie empfing die Sterbeſacramente, verwendete drei volle Stunden, um die letzten, an ihre geliebten Schweſtern gerichteten Lehren zu dictiren, und entſchlummerte ſanft den 13. Dec. 1641, ſchmerzlich beweint von Allen, die jemals mit ihr in Beziehung gekommen. Einige Tage vorher hatte der heilige Vincentius von Paulo, der zu Paris ihr Beichtvater geweſen, ihretwegen ein Geſicht gehabt, das nach ſeinen Einzelnheiten in die Bulle über ſeines Beichtkindes Heiligſprechung aufgenommen worden iſt. Bekümmert über Äußerungen, die er in der letzten Unterredung mit der Mutter von Chantal vernommen, und die er als läßliche Sünden zu betrachten geneigt war, hatte er ſich im Freien in den

Digitized by Google

Staub geworfen, um für die Sünderin zu beten. Geſprochen war kaum das Gebet, und es bildete ſich vor ſeinen Augen ein kleiner Feuerball, der, allmälig in die Lüfte aufſteigend, zuletzt mit einer größern Kugel, die auch heller leuchtete, ſich vereinigte. Der hierdurch entſtandene eine Ball erhob ſich immer höher, bis er ebenfalls in einen unendlich größern und leuchtenden Ball aufgenommen wurde. Zugleich belehrte eine innere Stimme den Seher, der erſte Ball ſei die Seele der Mutter von Chantal, der andere jene des ſeligen Biſchofs von Genf, der dritte das Weſen der Gottheit. Als hierauf nach einigen Tagen die Botſchaft von dem Ableben ſeines vormaligen Beichtkindes eintraf, da zweifelte Vincentius nicht, daß Johanna in die Herrlichkeit Gottes eingegangen ſei, und dahin ſprach ſich auch die Meinung des Volkes aus, welches in der Verewigten eine Heilige verehrte, lange vor ihrer am 13. Nov. 1751 von Benedict XIV. ausgeſprochenen Beatification. In die Zahl der Heiligen wurde Johanna Franziska von Chantal von Clemens XIII. durch Definitivdecret vom 2. Juli 1767, welchem am 16. Juli die Feier der Kanoniſation folgte, aufgenommen. Ihr Feſt fällt den 21. Auguſt. Zur Zeit ihres Ablebens beſaß der Orden 87 Häuſer, eine Zahl, die ſich in der Folge beinahe verdoppeln ſollte *). — Die zweite Linie der Frémiot ſtammte von Andreas Benignus ab, dem ältern Sohne Johann's, aus deſſen Ehe mit Wilhelmine Gondram. Andreas Benignus wurde auf ſeines Vaters freiwillige Abdankung zu einer Rathsſtelle im Parlament von Dijon eingeführt, den 1. Juni 1563, und deſſen Sohn Claudius kommt 1603 als Rath und ferner als Präſident vor. Jener Präſident Claudius Frémiot, der 1655 Baigneux, in Châtillonais, verkaufte und 1666 als Seigneur-engagiste im königlichen Prévôté Bouilland und Echevrone in Beaunois erſcheint, mag wol ein Sohn dieſes ältern Claudius ſein. Er ſtarb 1670; durch Teſtament hatte er einen Theil ſeines Vermögens, 100,000 Livres etwa, ſeiner Couſine, der Marquiſe von Sévigné, gegeben. „N'est-il pas trop bon, le président," ſchreibt ſie den 16. April 1670, „d'avoir pensé en mourant à me donner son bien, lorsque j'y pensois le moins? Je l'aimois fort, et j'y joins présentement une grande reconnaissance, de sorte que ma douleur est véritable. Cela est honteux, comme vous dites, que la présidente survive à un si admirable mari." Daß dieſes Präſidenten Witwe 1678 die zweite Ehe mit dem Präſidenten Baillet eingehen konnte, ſcheint uns ein ſchlagender Beweis, daß Claudius Frémiot von 1670 nicht auch jener von 1603 ſein kann. (*v. Stramberg.*)

FRENKEL, 1) **Christian Constanz**, geboren am 5. Juli 1772 zu Bloßwitz bei Oſchatz, wo ſein Vater, Moritz Gottlob Frenkel, Prediger war, erhielt den erſten Unterricht in der Schule zu Oſchatz und ging dann zu ſeiner weitern Ausbildung nach Dresden. Auf der Univerſität Leipzig widmete er ſich ſeit 1788 dem Studium der Theologie. In der öffentlichen Prüfung vor dem Oberconſiſtorium zu Dresden erhielt er die erſte Cenſur. Hierauf lebte er einige Jahre zu Dresden als Hauslehrer, zuletzt in der Familie des königl. ſächſiſchen Leibarztes Demiani, deſſen Tochter ſpäterhin ſeine Gattin ward. Der Empfehlung des Miniſters v. Einſiedel verdankte er 1796 eine Pfarrſtelle zu Dieſa in der Oberlauſitz. Der Rath zu Görlitz wählte ihn im J. 1800 zum Archidiakonus. Im J. 1802 ward er nach Dresden als Prediger an die Sophienkirche berufen. Späterhin erhielt er dort das Amt eines Nachmittagspredigers an der Kirche zum heiligen Kreuz. In den Jahren 1808—1822 bekleidete er die Stelle eines Paſtors und Superintendenten zu Colditz. Um dieſe Zeit (1822) ward er zum Kirchen- und Schulrath in Budiſſin ernannt. Dies Amt verwaltete er jedoch kaum ein Jahr. Er ward als zweiter evangeliſcher Hofprediger nach Dresden berufen, wo er am 30. Nov. 1827 ſtarb. Schon während ſeines Aufenthaltes in Budiſſin waren ſeine Kräfte durch überhäufte Geſchäfte und mehre Reiſen, die ſein Amt als Kirchen- und Schulrath nöthig machte, erſchöpft worden. Bald nach dem Antritte ſeiner Hofpredigerſtelle in Dresden warf ihn ein heftiges Hämorrhoidalübel aufs Krankenlager. Sein phyſiſches Leiden war der Hauptgrund, weshalb er ſich dem geſellſchaftlichen Leben immer mehr entzog und ſich zuletzt nur auf ſeine Amtsarbeiten und auf ſeinen Familienkreis beſchränkte. Der Mittheilung ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſichten, Urtheile und Ideen hatte er ſich dadurch allmälig faſt ganz entwöhnt. In Bezug auf theologiſche Gegenſtände fürchtete er weitläufige Erörterungen, die ihn leicht auf das Feld der Polemik führen konnten, das er höchſt ungern betrat. Nur ſelten, und faſt mit Widerwillen, ließ er ſeine gründlichen Kenntniſſe im Hebräiſchen und Griechiſchen und ſein ſorgfältiges Bibelſtudium blicken. Unverkennbar trat dagegen ſeine umfaſſende Bekanntſchaft mit der kirchlichen Dogmatik in ſeinen Kanzelvorträgen hervor. Die Dispoſition in ſeinen Predigten war ſtreng logiſch, leicht faßlich und dabei dem jedesmaligen Texte in den Hauptgedanken genau angemeſſen. Aus der Natur und den Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes entwickelte er in ſeinen Predigten allgemein religiös-moraliſche Sätze, die er auf der Kanzel ſpeciellen Lehren und Lebensregeln vorzog. Die Wärme und Würde ſeines Vortrags ward noch erhöht durch die darin ſichtbar hervortretende Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit der Lehren, die er verkündete. Er predigte mit allgemeinem Beifall. Auch ſeine kleinen Amtsreden, ſeine Ermahnungen an Katechumenen, ſein Zuſpruch im Beichtſtuhle erwarben ihm in ſeiner Stellung überall Liebe und Vertrauen. Einen rührenden Beweis ſeiner Selbſtbeherrſchung gab er durch den Muth und die Standhaftigkeit, womit er ſeine oft wiederkehrenden phyſiſchen Leiden ertrug. Seine Ergebung in den Willen Gottes, ſeine wahrhaft chriſtliche Geſinnung gaben ihm ſelbſt eine Art von Heiterkeit, die ihn im Kreiſe ſeiner Familie und einiger bewährten Freunde nie ganz verließ. Den feſten Glauben und die thätige

*) Von den Briefen der Mère de Chantal, 1660. 8., erſchien die andere Ausgabe Paris 1750. 12. 3 Bde. Die neueſte hat Blaiſe verlegt, der Buchhändler, dem wir auch die ſchöne Ausgabe von der Sévigné Briefen verdanken. Der P. Fiché Maupas du Tour, Marſollier, der P. Beaufils, Sacarelli (Rom 1734. 4., italieniſch) haben dieſer Heiligen Leben beſchrieben.

Digitized by Google

Liebe hatte er ſelbſtändig in ſich ausgebildet, und die von Natur ihm eigene Innigkeit des Gefühls mochte ſich, wie einer ſeiner Freunde meinte, beſonders in frühern Jahren, wol mitunter in dem Tone der Brüdergemeinde, ausgeſprochen haben. Durch ſeine erſte Hauslehrerſtelle war er mit mehren eifrigen Herrnhutern in eine Verbindung gekommen, die er auch noch während ſeines ſpäten Aufenthalts in Dresden unterhielt, ohne jedoch der Brüdergemeinde je angehört zu haben und mit ihren einzelnen Lehren übereinzuſtimmen. Die gewiſſenhafte Erfüllung ſeiner Berufsgeſchäfte, vielleicht auch ſeine Beſcheidenheit, hielten ihn ab, als Schriftſteller aufzutreten. Nur auf Verlangen ſeiner Zuhörer ließ er einzelne Predigten drucken. Zur Beruhigung der Gemüther bei der Einführung der allgemeinen Beichte wählte er die Lehre vom Amte der Schlüſſel zum Thema einer zu Görlitz 1801 erſchienenen Faſtenpredigt. Ebendaſelbſt ließ er 1802 ſeine Abſchiedspredigt drucken. Die Hinrichtung einer Mörderin in Dresden veranlaßte ihn zur Herausgabe einer am 14. Sonntage nach Trinitatis gehaltenen Predigt. Sie erſchien zu Dresden 1804. Ebendaſelbſt ließ er 1824 eine Rede drucken, die er bei der fünften Jahresfeier des dresdener Miſſions-Hilfsvereins gehalten hatte [1]).

2) Ferdinand Gotthelf, jüngerer Bruder von Chriſtian Conſtanz, geb. am 28. Jan. 1787 zu Bloßwitz bei Oſchatz, von wo er ſeinem Vater in ſeinem ſiebenten Jahre nach Luppa folgte. Den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte er in dem Gymnaſium zu Görlitz, wo ſein älterer Bruder, Conſtantin, Diakonus geworden war. Durch ſeltene Geiſtesanlagen, verbunden mit einem raſtloſen Fleiße, zeichnete er ſich vor manchem ſeiner Mitſchüler aus. Auch durch ſein ſittliches Betragen erwarb er ſich die Liebe ſeiner Lehrer. Er hatte ſein 16. Lebensjahr erreicht, als er 1803 die Univerſität Leipzig bezog. Neben der Theologie beſchäftigte er ſich mit philologiſchen und philoſophiſchen Studien. Sein wiſſenſchaftliches Streben und ſein ſtilles, in ſich gekehrtes Gemüth entzogen ihn geräuſchvollen Vergnügungen. Poetiſche Verſuche füllten einen Theil ſeiner Mußeſtunden aus. Mit gründlichen Kenntniſſen ausgerüſtet verließ er 1806 die Univerſität Leipzig, und ward in Dresden Hofmeiſter in dem Hauſe der Witwe des Kapellmeiſters Naumann; ein ähnliches Amt verſchaffte ihm Reinhard's Empfehlung bei dem königl. ſächſiſchen Miniſter, Grafen von Hohenthal. Er lebte abwechſelnd in Dresden und in Königsbrück. In Dresden, wo die Familie gewöhnlich den Winter zuzubringen pflegte, fand ſein Geiſt reiche Nahrung in einem Kreiſe wiſſenſchaftlich gebildeter Freunde, unter denen die meiſten Theologen waren. Der Empfehlung des Grafen von Hohenthal verdankte Frenkel 1811 eine Pfarrſtelle zu Weira. Im J. 1821 ward er Prediger zu Triptis an der Orla. Er ſtarb am 11. Dec. 1845. In einer 25jährigen Amtsverwaltung hatte er eine in jeder Beziehung ſegensreiche Wirkſamkeit gezeigt. Als Seelſorger und Kanzelredner war er allgemein geſchätzt. Für das Kirchen- und Schulweſen des neuſtädter Kreiſes blieb er unermüdet thätig, beſonders aber für den dort geſtifteten Predigerverein, in welchem er mehre Jahre den Vorſitz führte. Er verband damit die Begründung eines Leſezirkels, der ſich über die Grenzen des neuſtädter Kreiſes hinaus erſtreckte. Seine theologiſchen Anſichten waren ſchon früh durch den Umgang mit Reinhard, Tittmann u. a. vielſeitig gebildeten Theologen geläutert worden. Sein ſanftes Gemüth entfremdete ihn der Polemik. Er haßte alle Glaubensſtreitigkeiten, und äußerte ſich einſt darüber in einer öffentlichen Rede, indem er meinte, daß der Heiland, wenn er wieder in unſere Mitte treten ſollte, ſchwerlich eine der chriſtlichen Parteien als ſeine wahre Kirche anerkennen möchte. Bei der gewiſſenhaften Erfüllung ſeines Berufs fand Frenkel wenig Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Außer einer Sammlung ſeiner Gedichte, die zu Neuſtadt a. d. Orla 1811 erſchien, ließ er mehre einzelne Predigten drucken. Mit dem Prediger Anger in Weltwitz gab er eine Wochenſchrift unter dem Titel: „Der neuſtädter Kreisbote," heraus. (Neuſtadt 1818 u. f. J.) Gemeinſchaftlich mit dem genannten Geiſtlichen und mit K. B. Meißner beſorgte er auch die Herausgabe des ſeit dem J. 1825 zu Neuſtadt erſchienenen Journals: „Zur Erläuterung der ſonn- und feſttägigen Perikopen des neuen weimariſchen Evangelienbuchs" u. ſ. w. J. F. Röhr's Predigermagazin enthält von ihm mehre theologiſche Abhandlungen und Reden. Auch hatte er Antheil an dem erſten Bande der von Schwabe 1824 herausgegebenen Mittheilungen aus den Arbeiten des Predigervereins im neuſtädter Kreiſe [2]). (*Heinrich Döring.*)

FRENSDORF und ABENBERG (von), eine gräfliche Familie des Mittelalters. 1) Wolfram I., Graf von Abenberg und Frensdorf, erſcheint 1094. 2) Wolfram II. kommt 1120 als Schutzvoigt des Bisthums Bamberg vor, war erſter Sohn des Vorigen und hatte Hedwig, Tochter des Markgrafen Hermann von Vohburg, Stifters des Kloſters Banz, zur Gemahlin. 3) Otto, des Vorigen Bruder, erſcheint auch 1127 als Schutzvoigt des Bisthums Bamberg, 1171 als Zeuge für die Güterübergabe des Markgrafen Hermann und der Gräfin Alberada zur Stiftung der Abtei Banz, über welche das Bisthum Bamberg ewigen Schutz ausüben ſollte. 4) Rapoto, Sohn Wolfram's II., 1130 auch Advocat von Bamberg, bezeugte den 2. Juni 1136 eine Verbindlichkeit des Stephaniterabtes Beringer zu Würzburg, wie den 25. Mai 1137 die Stiftung St. Getreu zu Bamberg, und ſchenkte 1136 mehre Güter an das Kloſter Heilsbrunn, mit Einſtimmung der Biſchöfe von Bamberg und Würzburg. Er übergab 1150 dem Bisthume Bamberg die durch den Grafen Poppo von Henneberg abgetretenen Schlöſſer Nordeck und Steinach, für welchen Dienſt er den 27. März 1152 vom Biſchof Eberhard II. und deſſen Domcapitel ein jährliches Einkommen von 40 Talen-

1) Vergl. Otto's Lexikon der oberlauſitziſchen Schriftſteller. 3. Bd. 2. Abth. S. 682 fg. Neues lauſitziſches Magazin. (1827.) 6. Bd. S. 598 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. 17. Bd. S. 617. 22. Bd. Liefer. 2. S. 214. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. V. 2. Th. S. 1016 fg.

2) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XXIII. 2. Th. S. 948 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. 17. Bd. S. 617. 22. Bd. Liefer. 2. S. 214.

Digitized by Google

ten, zahlbar zwiſchen Abenberg und Kranach, vor drei Zeugen zugeſprochen erhielt. Am 21. Aug. 1153 bezeugte er einen Gütertauſch zu Tambach zwiſchen den Klöſtern Langheim und Michelfeld, den 6. April 1157 zu Speier für Würzburg eine Zollbefreiungsurkunde K. Friedrich's I. und den 28. Jan. 1158 einen kaiſerl. Schutzbrief für das Kloſter Münch-Aurach. Im J. 1160, den 14. Febr., beſchwerte er ſich zu Pavia vor K. Friedrich I. über die ſchon 1158 auf der Reichsverſammlung zu Bamberg angezeigten Eingriffe des würzburger Biſchofs Gebhard in ſeine Rechte des Radenzgaues. Im J. 1163, den 15. Febr., bezeugten er und ſein Sohn Konrad II. für die Töchter des Burggrafen Eberhard des Schwarzen von Nürnberg zu Würzburg eine Urkunde des Biſchofs Eberhard II. von Bamberg, und 1165 einen Zehnttauſch des Kloſters Heilsbronn und der Pfarrei Erlbach. Er ſchenkte ferner dem Nonnenkloſter St. Theodor zu Bamberg einen Hof zu Reundorf, dem Domcapitel den Bruderwald nächſt der Stadt, dem Kloſter Michaelsberg den Wald Diſtelberg, und legte den Grund zum Priorate der Abtei Heilsbrunn, in welcher er und ſeine Gemahlin begraben wurden. 5) Hedwig, Rapoto's Schweſter, bewilligte ihr Erbgut zum Kaufe des Schloſſes Nordeck. 6) Stilla, Rapoto's Schweſter, wurde in die Zahl der Heiligen aufgenommen und im Bisthume Eichſtädt am 30. Mai verehrt. 7) Konrad II., Bruder Rapoto's und Domcuſtos zu Bamberg, bezeugte im Juni 1154 eine Urkunde Biſchofs Eberhard II. für das Domcapitel. 8) Konrad III., Rapoto's erſter Sohn, unterzeichnete 1163 eine Urkunde deſſelben Biſchofs zu Würzburg für die Töchter des Burggrafen Eberhard von Nürnberg, und 1165 einen Zehnttauſch des Kloſters Heilsbronn und der Pfarrei Erlbach mit ſeinem Bruder Friedrich. 9) Friedrich I., zweiter Sohn Rapoto's, bezeugte 1165 und 1168 zwei Urkunden, dann den 11. Aug. 1182 zu Nürnberg die Schutzurkunde K. Friedrich's I. für das Nonnenkloſter St. Theodor zu Bamberg, war des Bisthums Bamberg größter Gläubiger, und fiel 1184 zu Erfurt durch den Einſturz eines Saales in die Senkgrube des Gebäudes, in welcher er erſtickte. 10) Hedwig, Tochter Rapoto's, ſtarb 1176. 11) Rheinhard, Reinhard, Richard, Reginhard, dritter Sohn Rapoto's, Biſchof zu Würzburg und Liebling K. Friedrich's I., ſtarb zu Rom den 15. Juni 1184. Er war vorher Propſt am Stifte Neumünſter zu Würzburg, wurde 1171 wegen ſeiner Klugheit und Gunſt bei dem Kaiſer vom Domcapitel gewählt und 1181 vom neuen Papſte Luzius III. zur Befeſtigung der Eintracht mit dem Kaiſer nach Rom eingeladen. Urkundlich erſcheint er noch den 19. April 1172 für das Kloſter Scheftersheim, den 15. Juli 1179 für das Kloſter Wechterswinkel, den 15. Nov. 1182 für das Kloſter Amorbach u. ſ. w. [1]).

12) Friedrich II., Sohn Friedrich's I. und letzter Advocat des Bisthums Bamberg, hat 1189 den Biſchof Otto II. und deſſen Domcapitel um Rückzahlung ſeines Darlehns von 400 Mark Goldes, und erhielt dieſe unter der Bedingung, daß er die Schutzvoigtei über das Bisthum und die ihm verpfändeten Städte, Flecken, Dörfer und Güter abtrat. Er bezeugte ferner 1188 die Stiftung des Kloſters St. Theodor zu Bamberg und 1191 eine andere Urkunde. Mit ihm erloſch 1199 auf der männlichen Seite die gräfliche Familie von Abenberg und Frensdorf zwar, aber ſie pflanzte ſich durch die weibliche Seite in den Burggrafen von Nürnberg fort, von welchen Konrad III. das Schloß Abenberg im J. 1296 an den eichſtädter Biſchof Reimboto verkaufte. 13) Eberhard I. und II. von Frensdorf, Vater und Sohn, waren nur Miniſteriale des Herzogs Otto I. von Meran im Anfange des 13. Jahrh. Ebenſo kommen 14) Herdegen, der Vater und Sohn, von Frensdorf, und deſſen vier Töchter in einer Urkunde vom 23. Juni 1305 für die Burg Rabenſtein (in deren Beſchreibung von Öſterreicher) vor [2]). (*Jaeck.*)

FRENSDORF, VRENSDORF, in Oberfranken, das gräfliche Gut, lag an der rauhen Ebrach in einer ſchönen und fruchtbaren Ebene, auf der Grenze des Radenzgaues gegen den Gau Volkfeld, iſt nach bamberger Stiftungsurkunden des 11. Jahrh. durch Archivar Heyberger's topographiſche Karte anerkannt, und hatte vor vielen Jahrhunderten eine hohe Straße in ſeiner Nähe, welche ſich von der Überfahrt über die Regnitz bei dem Rittergute Saſſanfahrt, über Schlüſſelfeld, Wieſenthaid und Kitzingen nach Würzburg zog. Über das Alter der Grafen von Frensdorf, wie über die Bauzeit des erſten Schloſſes daſelbſt, iſt durch Urkunden noch nichts Gewiſſes ermittelt worden; wol aber, daß letzteres nach dem 1248 erfolgten Tode des Herzogs Otto II. von Meran, aus Bosheit gegen das miterbende Bisthum Bamberg, 1250 durch die Burggrafen von Nürnberg und durch die Grafen von Truhendingen erobert und zerſtört wurde. Im J. 1253, unter dem Fürſtbiſchof Heinrich von Schmiedefeld, wurde es zwar wieder mit Mauern und Gräben hergeſtellt; allein die früheren Gewaltthätigkeiten der Burggrafen und Truhendinger an zu beraubenden Nachbarn, Viehheerden und Reiſenden ebenſo ungehindert ausgeübt. Deswegen brachte das Fürſtbisthum Bamberg am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrh., beſonders unter den Biſchöfen Leopold I. von Grundlach und Wulfing von Stubenberg, ſo viele Beſchwerden an den kaiſerlichen Hof, daß die neue Eroberung und Zerſtörung des Schloſſes durch den Grafen von Kaſtell, als Feldmarſchall oder Reichsvoigt von Franken und Schwaben, 1353 auf Befehl K. Albert's vollzogen wurde. Erſt von dieſer Zeit

1) Müller's würzburger Chronik bei Fries v. Ludewig S. 366 ſage zwar, Rheinhard ſei ein Graf von Henneberg geweſen, und beruft ſich auf Spangenberg's Hennebergiſche Chronik. Allein daſelbſt ſteht blos, daß Poppo ihn eingeführt und um die Einweihung zweier Kirchen gebeten habe. Schultes (Geſchichte von Henneberg) erwähne Nichts, und das königl. Archivariat zu Würzburg verſicherte, daß Rheinhard's Geſchlecht nicht zu hiſtoriſcher Gewißheit ermittelt werden könne.

2) Script. Bamberg. c. *de Ludewig* p. 124. 129. 140. *Ussermann*, Episc. wirceburg. p. 70 et bamberg. p. 113. *Falkenstein*, Cod. prob. IV, 14. 24 und Nordgauiſche Alterthümer II, 260. *Hoffmanni* Annal. bamberg. ap. *Ludewig* p. 140 et 1147. *Hansiz*, Archiepisc. Salisburg. p. 202. *Harzheim*, Concil. germ. III, 341. 351. Godeau, Kirchengeſchichte XVII, 125. Biedermann, Geſchlechtsregiſter. *De Lang*, Regesta Bavar. I, 277—349. *Pertz*, Monum. Germ. IV, 104.

Digitized by Google

kam Bamberg in den wirklichen Beſitz der Rechte deſſelben und genoß die Einkünfte. Bald hernach verlieh der gelehrte Fürſtbiſchof Leopold III. von Bebenburg, unter Einwilligung des Domcapitels, den durch Graben umgebenen Schloßraum mit den dahin gehörigen Rechten und Gütern als ein 5 Pf. Heller eintragendes Mannlehen unter der Bedingung des Wiedereinlöſes um 50 Pf. Heller den Rittern und Brüdern Konrad und Hermann Tewcher, welche das Schloß im J. 1365 wieder herſtellten, um dem Fürſtbisthume Bamberg als ihrem rechtmäßigen Herrn ebenſo zu dienen, wie andere Lehengüterbeſitzer. Am 24. Juni 1364 beſtätigte der Fürſtbiſchof Friedrich II. Graf von Truhendingen, mit Einwilligung des Domcapitels, den zwei Rittern Tewcher den Beſitz des Burgſtalls Frensdorf, und 1365 dem Sigbot von Wichſenſtein die Früchte des nürnberger Bürgers L. Steininger als Leibgeding an einem Hofe zu Frensdorf. Unter dem Fürſtbiſchofe Lambert von Brunn wurde der Lehnbrief den 4. Juli 1375 an dieſelben erneuert. Unter dem Fürſtbiſchofe Anton von Rotenhan (1431—1456) wurde Frensdorf mit vielen andern Ortſchaften an Matthias von Lichtenſtein und deſſen Verwandte um 3600 Fl. zwar verpfändet, allein 1448 wieder eingelöſt, und zugleich vom Domcapitel beſchloſſen, daß jeder neu zu wählende Fürſtbiſchof und jeder aufzunehmende Domherr ſchwören ſollte, daß von dieſen Gütern nie mehr etwas verpfändet oder veräußert werden ſollte.

Die Tewcher'ſche Familie blieb in ruhigem Beſitze bis zu ihrem Erlöſchen im J. 1507 durch den Tod Johannes von Tewcher, welcher für ſein Begräbniß in der Pfarrkirche einen Jahrstag mit vier feierlichen Meſſen ſtiftete. Nach zehnjähriger Verwaltung der Schloßrechte für die fürſtbiſchöfliche Kammer verkaufte der Fürſtbiſchof Georg Schenk von Limburg den 23. Febr. 1517 dieſelben an den Ritter Alweg von Hemmenhofen, welcher ſie theils eigenthümlich, theils lehnbar unter der Bedingung erwarb, daß das Patronat und die geiſtliche Gerichtsbarkeit der Pfarrei dem Fürſtbisthume Bamberg blieben, was auch alle folgende Beſitzer des Schloſſes unterzeichneten. Nach dem Tode Alweg's von Hemmenhofen ſtellte deſſen Schwager, Fr. Gottfried von Seinsheim, als Vormund der vier hinterlaſſenen Söhne, den 5. Oct. 1524 dem Fürſtbiſchofe Weigand von Redwitz einen gleichen Revers aus. Nach der Zerſtörung des Schloſſes im Bauernaufruhre 1525 veräußerte der Vormund, mit Genehmigung des bamberger Lehnhofes, einen zur Burg Frensdorf gehörigen Hof, nebſt Äckern und Wieſen zu Knetzgau, das Burggut Ebersberg und zwei Weingärten bei Zeil; allein weder er, noch einer ſeiner Söhne konnten das Schloß wieder erbauen. — Am 8. Jan. 1538 reverſirte der ältere Sohn, Hans Kaspar von Hemmenhofen, nach deſſen Tode, den 12. Mai 1542, Hans Burkhart von Hemmenhofen, welcher auch den 11. Nov. d. J. 20 Fl. jährlich Zins für 400 Fl. Darlehn dem Dr. Paul Neudecker verſchrieb. Dennoch wurde dieſer durch viele Schulden zur Einleitung veranlaßt, daß das Rittergut den 12. Aug. 1545 an ſeinen Schwager, den Ritter Thomas Truchſeß von Reichmannsdorf und Pommersfelden, als Amtmann zu Höchſtadt übertragen wurde. Dieſer reverſirte zwar nach Biſchof Weigand's Tode deſſen Nachfolger, Biſchof Georg IV. Fuchs von Rügheim, verkaufte aber den Sitz Frensdorf als frei eigen am 23. Jan. und 27. Juni 1559 um 6700 Fl. an ſeinen Schwager, Siegmund Fuchs von Rügheim. Dieſer überließ das Burggut den 2. Juni 1561 durch Tauſch an ſeinen Bruder Matern Fuchs, und reverſirte dem Fürſtbiſchofe Georg IV. ſchon am 17. Juli d. J. Am 18. Dec. 1570 vereinigte derſelbe ſich als Amtmann zu Senftenberg mit Fürſtbiſchof Veit II., Hrn. von Würzburg, daß er ſeinen eigenen Hof Frensdorf ihm lehnbar machte und von ihm wieder als Mannlehn zurückempfing. Nach deſſen Tode kam das Gut 1571 an Joachim Fuchs von Wonfurt um gleichen Preis bei der Übernahme der bambergiſchen Mannleben auf das Schloß Frensdorf; allein keiner dieſer Beſitzer konnte die Pflicht des Wiederbaues des Schloſſes im Verlaufe von mehr als 30 Jahren erfüllen. Am 29. Juli 1572 willigte der Fürſtbiſchof Veit II. in den Übergang des Mannlehns auf Joachim Fuchs ein. Am 5. Aug. 1581 reverſirte dieſer dem Fürſtbiſchofe Martin von Eyb, am 5. Sept. 1583 dem Biſchofe Ernſt von Mengersdorf, am 19. Aug. 1592 dem Biſchofe Neithard von Thüngen, und am 12. Febr. 1594 verſchrieb er das Gut an ſeinen Schwager, Siegmund, und an deſſen Brüder, Veit Ulrich und Michael Marſchall zu Ebnet, welche gegen die Zahlung von 7000 Fl. und 100 Kronenthaler Weingeld in deſſen Beſitz am 10. März 1594 eingewieſen waren. Nachdem beide Letztere ihren Antheil an Veit Ulrich 1597 abgetreten hatten, ließ dieſer die Ruine abbrechen und 1598 ein neues Schloß mit Umgebung aus dem Grunde errichten. Zum Beweiſe dient noch die Inſchrift ſeines Namens, wie ſeiner Hausfrau Urſula, Geborne von Rotenhan, die Jahreszahl, ſein gefärbtes Wappen und jenes ſeiner Agnaten am linken noch übrigen Flügel ſichtbar. Auf dem rechten Flügel iſt noch ein Thürmchen mit einer Glocke für den einſt zugeſtandenen proteſtantiſchen Privatgottesdienſt an Buß-, Sterbe-, und Abendmahlstagen. Ein breiter, mit Quellwaſſer gefütterter Fiſchgraben zog ſich um das ganze Schloß, und Spuren der Zugbrücke erhielten ſich bis auf dieſes Jahrhundert. Eine genaue Abbildung findet ſich noch im Archive der Familie von Marſchall; doch ſcheint dieſes dritte Schloß nicht ſo groß geweſen zu ſein, als die beiden erſten, oder es wurde zum Theil auf einem andern Platze errichtet, indem eins der ehemaligen Ökonomiegebäude, welche jetzt in Wohnhäuſer verwandelt ſind, einen langen und gut gewölbten Keller neben einer 7 Fuß dicken Mauer hat. Nach dem Tode des Fürſtbiſchofs Neithard reverſirte Veit Ulrich Marſchall am 27. April 1600 dem Fürſtbiſchofe Joh. Philipp von Gebſattel, wie am 11. Sept. 1606 über ein Gut zu Wingersdorf, welches er von der Familie von Stiebar erworben hatte. Am 7. Mai 1610 reverſirte er dem Fürſtbiſchofe Joh. Gottfr. von Aſchhauſen, den 21. Oct. 1623 dem Fürſtbiſchofe Johann Georg II. Fuchs von Dornheim. Nach dem Tode Veit Ulrich's Marſchall reverſirten deſſen Neffen Georg Chriſtoph, Hans Eytel und Hans Hieronymus Marſchall, Söhne Siegmund's Marſchall zu Weingartsgereuth, am 12. Febr. 1628 dem Fürſtbiſchofe Joh. Georg II. Fuchs von Dornheim. Am

Digitized by Google

26. Oct. 1635 reverſirte Hans Eytel Marſchall von Ebnet zu Wildenberg und Frensdorf dem Fürſtbiſchof Franz Grafen von Hatzfeld und am 10. März 1649 dem Fürſtbiſchof Melchior Otto Voit von Salzburg. Nach deſſen Tode reverſirten die Söhne Wilh. Heinrich, Hans Hieronymus und Adam Ernſt Marſchall dem Fürſtbiſchof Philipp Valentin Voit von Rieneck und am 13. Jan. 1673 dem Fürſtbiſchof Peter Philipp von Dernbach. Nach dem Hinſcheiden derſelben trat Philipp Friedrich Marſchall von Ebnet unter dem nämlichen Fürſtbiſchofe am 27. Juli 1682 und Adam Ernſt Marſchall unter dem Fürſtbiſchofe Marquard Sebaſtian von Stauffenberg ein. Nach dem Tode deſſelben kam am 14. Dec. 1691 unter dem nämlichen Fürſtbiſchofe die Reihe an Georg Chriſtoph Marſchall von Ebnet, welcher auch am 23. Jan. 1694 dem Fürſtbiſchofe Lothar Franz von Schönborn reverſirte. Im J. 1728 ſtarb Wilhelm Georg Friedrich von Marſchall ohne männliche Erben, was den Lehnhof zu Bamberg veranlaßte, die zwei erledigten Rittergüter, Frensdorf und Ebnet, in Beſitz nehmen und erſteres mit dem nahen fürſtbiſchöflichen Amte Schlüſſelau vereinigen zu laſſen. Gegen dieſen Schritt erhoben die Marſchalle zu Weingartsgereuth und die Fr. von Redwitz, welche gleichen Schild und Helm in ihren alten Wappen mit jenen führten, Beſchwerden am Reichskammergerichte zu Wetzlar. Während des vieljährigen Rechtsſtreites ermüdeten die Gegner, und das Fürſtbisthum blieb bis zur Säculariſation von 1803 im ungeſtörten Beſitze aller Güter und Rechte. Das Schloß hatte zwei Flügel, einen großen Hinterbau und mehre Nebengebäude für die Ritter, die Verwalter, Jäger, die Dienſtboten, verſchiedenes Vieh, Getreide, Heu und Stroh, 15 Tagw. Garten, 95 Tagw. Wieſen, 150 Tagw. Äcker, 28 Tagw. Fiſchteiche, 168 Tagw. Waldung, 585 Fl. fränkiſch an jährlichen Erbzinſen und Steuergefällen, 195 Simmer Giltkorn, 11 S. Gerſte, 15 S. Weizen, 106 S. Hafer von 51 Unterthanen und 200 Lehnleuten, nebſt Schäferei und Pferchrecht auf der ganzen Flur des nahen Dorfes Vorra; dann Zehnt von 50—60 Simmer verſchiedener Getreideſorten, Fiſchrecht in der rauhen Ebrach von Vorra bis zum Stege der reundorfer Mühle, Jagdrecht in der ganzen Flurmarkung Frensdorf, nebſt den angrenzenden Waldungen, Schenk- und Braurecht, nebſt einem großen und guten Felſenkeller, endlich vier Gemeinde- und drei kämmeriſche Laubgerechtigkeiten und die hohe Rüge bis zur Übergabe der Verbrecher an das fürſtliche Amt Burgebrach. Alle Schloßbeſitzer übten die Dorfs- und Gemeindeherrſchaft, den Kirchweihſchutz aus, ordneten den Markt, nahmen Standgeld ein und erhoben Abgaben vom Kegel-, Würfel- und anderem Spiele. Unter der fürſtbiſchöflichen Verwaltung war das Pachtgeld des frensdorfer Gutes bald auf 1000 Fl. fränkiſch geſtiegen. Im J. 1750 ließ der Fürſtbiſchof Philipp Anton Fr. von Frankenſtein die letzte Ausbeſſerung des Schloſſes für ſeinen jährlichen kurzen Sommeraufenthalt mit einigem Hofperſonale vornehmen. Allein nach ſeinem baldigen Tode erſchien keiner ſeiner Nachfolger mehr, daher die Gebäude wieder in Verfall geriethen; deswegen gab der Fürſtbiſchof Franz Ludwig von Erthal 1786 die Weiſung zum Verkaufe der Nebengebäude und aller jener Grundſtücke, welche bisher auf Rechnung des Hofes verwaltet, zum Unterſchleife dienten. Im J. 1787 kam das Schloß mit den vorzüglichſten Gütern in den Privatbeſitz, welcher 1802 wechſelte, bis 1805—1807 eine gänzliche Vereinzelung eintrat. Durch dieſe gewann der Staat eine jährliche Einnahme von beiläufig 8000 Fl., welche 200 Jahre früher der ganze Kaufſchilling waren, und die umliegenden Bewohner einen beſſeren Vieh- und Feldbeſtand. (*Jaeck.*)

FRENSDORF, katholiſche Pfarrei, ſüdlich im Dekanat Burgebrach, breitet ſich in dem Landgerichte Bamberg II. und Burgebrach, wie im Patrimonialgerichte Buttenheim aus, liegt zwiſchen den Pfarreien Stegaurach, Reundorf, Herrnsdorf und Burgebrach, iſt durchſchnitten von der rauhen Ebrach, umfaßt ſechs Dörfer, eine Kirche, 1200 Seelen, unter welchen 95 Juden ſind, zwei Schulen und einen Todtenacker. Schon ſeit dem 11. Jahrh. mag das gräfliche Schloß eine Kapelle gehabt haben, in welcher die umliegenden Bewohner ihren Gottesdienſt geſucht haben. Da aber das Schloß nach der Mitte des 13. Jahrh. und im Anfange des 14. wiederholt zerſtört worden iſt, ſo wurden jene Bewohner des privaten Gottesdienſtes verluſtig; deswegen ließ der Fürſtbiſchof Leopold III. von Bebenburg aus einem Theile der heimgefallenen Schloßgüter 1353 eine Pfarrei ſtiften und zugleich eine öffentliche Kirche bauen, welche beide der fürſtbiſchöflichen Gewalt vorbehalten wurden, als die übrigen Schloßgüter an die ritterlichen Brüder Konrad und Hermann Tewcher verliehen wurden. Im J. 1713 wurde das Gebäude der Kirche verlängert, neu bedacht und mit Seitenaltären verſehen; 1779 die ehemalige Orgel der Domkirche zu Bamberg dahin verſetzt. Die Pfarrerswohnung wurde auf Weiſung des Fürſtbiſchofs Joh. Georg Fuchs von Dornheim 1630 durch den Baumeiſter Bonanino errichtet. Die Pfarrei gehörte vor der Reformation zu jenem Archidiakonate, welches mit dem Dekanate der Domkirche zu Bamberg verbunden war. Sie wurde gewöhnlich von einem bamberger Collegiatherrn als Oberpfarrer an einen Miethprieſter verliehen, bei deſſen geringem Einkommen während des Interims auch Nachſicht ſtattfand, daß der katholiſche Pfarrmiether Lorenz Weigel beweibt war und ſieben Kinder hatte, als er 1575 ſtarb; wie ſein 1617 verſchiedener Sohn, Philipp Weigel, als Pfarrmiether auch vier Kinder hinterließ. Die jüdiſchen Familien, welche durch Begünſtigung der ehemaligen Gutsherrſchaft, des Freiherrn von Marſchalk, ſich nach und nach anſiedelten, haben eine Synagoge mit einem Häuschen für den Rabiner *). (*Jaeck.*)

FRENTANI, ein altitaliſches Volk ſamnitiſchen Stammes, wohnte theils in der jetzigen neapolitaniſchen

---

*) Pfarreiregiſtratur von Frensdorf. Koppelt's Beſchreibung des ehemaligen geiſtlichen Fürſtenthums Bamberg. *Hoffmann*, Annal. Bamberg. c. *J. P. de Ludewig*. *Ussermann*, Episcop. Bamberg. Biedermann, Geſchlechtsregiſter der Rittercantone Steigerwald, Baunach und Gebürg. Haas, Geſchichte des Slawenlandes an der Aiſch. 2. Th. S. 108 und 412. Öſterreicher, Urkunden zur Geſchichte der Burg Rabenſtein und des Herzogs Otto II. von Meran.

Digitized by Google

Provinz Abruzzo citeriore, theils in Moliſe, zwiſchen den Flüſſen Sagrus (Sangro), welcher ſie von den Pelignern trennte, und Frento (jetzt Fortore), welcher die Grenze gegen die Apulier bildete (*Strab.* V. p. 242), obwol Plinius (III, 17 [12]) die Frentaner ſüdlich nur bis an den Tifernus ſitzen läßt; doch ſcheint der Name des Fluſſes ſelbſt auf die wenigſtens urſprünglichen Sitze des Volkes hinzudeuten (vergl. *Strab.* V. p. 283. 285). Das Land iſt gebirgig (*Strab.* p. 241), doch fruchtbar. Ortona, Buka, Hiſtonium und Larinum nennen Strabon und Plinius als Städte der Frentaner. Sie waren, wie alle Samniter, ein tapferes, freiheitliebendes Volk, welches aber im J. 435 v. St. R. vom Conſul Q. Aulius beſiegt und gezwungen wurde, den Römern Geiſeln zu geben als Unterworfene (*Livius* IX, 16). Späterhin, als ſich die Samniter mit den Etruskern gegen die Römer in Verbindung zu ſetzen ſuchten, zugleich aber die Äquer und Herniker der römiſchen Übermacht erlagen, ſo ſuchten die Marſer, Peligner, Marruciner und Frentaner eiligſt Frieden und Freundſchaft mit den Römern, und erhielten ſie im J. 449 (*Livius* IX, 45. *Diodor.* XX, 101). Daraus geht hervor, daß die Frentaner die 14 Jahre vorher mit Rom eingegangene Verbindung wieder aufgelöſt haben müſſen, wahrſcheinlich, wie es denn ſehr nahe liegt, durch die Samniter gedrängt, welche ſich nur durch ihr Land die Verbindung mit den Etruskern eröffnen konnten. Nach dieſer Zeit begegnen wir den Frentanern nur noch im zweiten puniſchen Kriege (*Livius* XXVII, 43), in welchem ſie von Rom nicht abgefallen zu ſein ſcheinen; denn als der Conſul C. Claudius dem Hasdrubal aus Unteritalien nach Umbrien in Eilmärſchen entgegenzog, ſchickte er auch an die Frentaner Boten voraus und ließ von ihnen Lebensmittel zur ſchnelleren Verpflegung ſeiner Truppen an die Heerſtraße liefern. Im marſiſchen oder Bundesgenoſſenkriege nennt Livius (Epit. 72) die Frentaner zwar nicht unter den aufgeſtandenen Völkerſchaften; allein Appianus (Bel. civ. I, 39) läßt ſie ſich ebenfalls erheben; und eine hohe Wahrſcheinlichkeit ſpricht für die Wahrheit dieſer Angabe, da wir alle Völkerſchaften rings um ſie herum im Kriege gegen Rom begriffen finden. Darauf bezieht ſich auch Strabon (V. p. 241). (*L. Zander.*)

FRENTO, jetzt Fortore, iſt ein Fluß, welcher auf den Apenninen entſpringt und im adriatiſchen Meere mündet, den ehemaligen Diomedeiſchen (jetzt Tremiti) Inſeln gegenüber. Er machte daher die Grenze zwiſchen Samnium und Apulien. Plinius (III, 16 [11]) nennt ihn portuosus. (*L. Zander.*)

FRENULUM, das bei den Claſſikern, wie es ſcheint, nicht vorkommende Diminutivum von frenum (Zaum, Zügel), iſt der anatomiſche Kunſtausdruck zur Bezeichnung kurzer Falten, Lamellen oder Streifen, durch welche ein beweglicher Theil an einen feſten Theil wirklich oder doch ſcheinbar angeheftet wird. Hauptſächlich in der Mittellinie des Körpers kommt an dieſem oder jenem Eingeweide ein Frenulum vor.

a) Frenulum labii, Lippenbändchen. Von der Mitte der Kiefern tritt eine Schleimhautfalte an die Innenfläche der obern ſowol, wie der untern Lippe. Das Bändchen der Oberlippe iſt das längere. Bei manchen Operationen, z. B. bei einſeitiger Haſenſcharte, beim Lippenkrebſe, muß das Lippenbändchen vorläufig durch einen Querſchnitt getrennt werden, damit die Lippe leichter hin und her bewegt werden kann.

b) Frenulum linguae, Zungenbändchen, heißt die ſenkrechte Schleimhautfalte, welche von der Mitte der Innenfläche des Unterkiefers zur Unterfläche der Zunge verläuft. Im normalen Zuſtande läßt dieſe Falte etwa die vordere Hälfte der untern Zungenfläche frei, ſodaß ſich die Zunge bequem nach Oben und nach den Seiten bewegen kann. Reicht die Falte weiter gegen die Zungenſpitze oder bis zu dieſer ſelbſt, ſo kann die Zungenbewegung etwas gehindert, das Saugen, das Sprechen erſchwert werden. In einem ſolchen Falle iſt das Zungenbändchen eigentlich länger, als im Normalzuſtande. Weil aber die Wirkung die nämliche iſt, als würde die Zunge gegen den Unterkiefer hin mehr oder weniger ſtraff angezogen, ſo bezeichnet man dieſen Zuſtand auf entgegengeſetzte Weiſe als ein zu kurzes Zungenbändchen. Derſelbe erfodert eine mit einiger Vorſicht vorzunehmende kleine Operation, die ſogenannte Löſung des Zungenbändchens.

c) Frenulum praeputii s. glandis, Vorhautbändchen, Eichelbändchen, iſt die Hautfalte, welche der Länge nach an der Unterfläche der Eichel, zwiſchen deren beiden ſogenannten Hügelchen, anſitzt und zu beiden Seiten in das die Eichel umhüllende Praeputium übergeht. Normal bleibt zwiſchen dem vordern Rande des Eichelbändchens und der Harnröhrenmündung eine freie Strecke übrig, und die Falte iſt ſo ſchlaff, daß die ganze Vorhaut über die Eichel zurücktreten kann, ohne Zerrung oder Spannung ihrer Unterfläche. Bei manchen Individuen reicht aber das Eichelbändchen weiter nach Vorn bis gegen die Harnröhrenöffnung, und es iſt dabei ſo kurz und ſtraff, daß die Vorhaut nur unvollkommen oder gar nicht über die Eichel zurückweichen kann.

d) Frenulum clitoridis, Kitzlerbändchen. Von der Eichel des Kitzlers verläuft eine rechte und eine linke Schleimhautfalte zu den innern Schamlippen.

e) Frenulum vulvae s. pudendi, Schambändchen, Schamlippenbändchen, Schiffbändchen, franzöſiſch la Fourchette. Die beiden großen Schamlippen vereinigen ſich Vorn und Hinten durch eine ſogenannte Commiſſur. Auf der hintern Commiſſur erhebt ſich aber noch eine beſondere quere Schleimhautfalte von einigen Linien Breite und 1—1½ Linie Höhe, welche ſich ſpannt, wenn die Schamlippen aus einander gezogen werden. Zwiſchen dieſen Bändchen und dem Scheideneingange befindet ſich eine Vertiefung, die ſogenannte kahnförmige Grube, Fossa navicularis. Gewöhnlich zerreißt das Schambändchen bei der Geburt, und damit verſchwindet auch die Fossa navicularis.

f) Frenulum heißt auch ein kleiner Gehirntheil, nämlich das mittlere, dickere, markige Gebilde der Gehirnklappe oder des vordern Markſegels (Valvula cerebri, Velum medullare anterius), wodurch dieſe in der Furche zwiſchen den hintern Vierhügeln angeheftet iſt.

g) Das Lig. glosso-epiglotticum medium iſt auch wol Frenulum epiglottidis genannt worden.

Digitized by Google

h) Auch unterſcheidet man wol an der Synovialkapſel des Schultergelenkes, da wo die Sehne des Biceps aus ihrer Höhle heraustritt, ein Frenulum tendinis musculi bicipitis. (*F. W. Theile.*)

FRENZEL, 1) Joachim, ein Arzt und Anatom des 17. Jahrh., der unter dem Namen Frencelius bekannter iſt. Im J. 1611 zu Camenz in der Oberlauſitz geboren, beſuchte er das Gymnaſium zu Görlitz; von dort aber begab er ſich, um den Kriegsunruhen auszuweichen, im J. 1632 nach Franeker und ſtudirte Medicin. Beſchränkte Vermögensumſtände veranlaßten ihn, die Stelle eines Erziehers zweier adeliger Herren, Willem und Ernſt van Haren, anzunehmen. Mit einem derſelben bereiſte er ſeit 1647 zwei Jahre hindurch Frankreich, und als dieſer durch den Tod des Vaters nach Holland zurückgerufen wurde, ging Frenzel nach Padua, hörte hier noch Vesling und Rhodius, und wurde dann Doctor der Medicin in Padua. Er kehrte nun in die Niederlande zurück und ließ ſich in Grave an der Maas als Arzt nieder; bald aber erhielt er einen andern Wirkungskreis. Sein früherer Zögling, Willem van Haren, benutzte nämlich ſeinen Einfluß als friesländiſcher Deputirter, und ließ ihn 1651 als Profeſſor der Medicin und Anatomie nach Franeker berufen an van der Linden's Stelle, welcher nach Leyden ging. Als van der Linden 1664 in Leyden ſtarb, wurde deſſen Stelle Frenzel'n angetragen. Durch Verbeſſerung ſeiner Stelle ließ er ſich in Franeker zurückhalten; er ſtarb jedoch wenige Jahre nachher, am 27. März 1669 in Gröningen, wohin er zu einer angeſehenen Kranken berufen worden war. Frenzel hat nur eine einzige kleine anatomiſche Schrift herausgegeben: Exercitationes anatomicae in historiam Mesenterii. (Franeker. 1660. 4.)

2) Johann Samuel Traugott, Arzt und Privatdocent in Wittenberg, wurde zu Schönau in der Oberlauſitz im J. 1743 oder 1746 geboren, und ſtarb in Wittenberg am 8. Nov. 1807. Er hat ſich durch mehre Schriften bekannt gemacht, deren einige zum zweiten Male aufgelegt worden ſind: De torpedine veterum genere raja. (Viteb. 1777. 4.) — Gerichtlich-polizeiliche Arzneiwiſſenſchaft, für alle Stände und zum Gebrauche meiner akademiſchen Vorleſungen beſtimmt. (Wittenberg 1789. Leipzig 1794.) — Unterricht für Wehmütter auf dem Lande. (Leipzig 1791. Ebendaſ. 1794.) — Verzeichniß wildwachſender Pflanzen und ihres Standortes in der Nähe um Wittenberg. (Wittenberg 1799.) — Von dem Unvermögen zur Fortpflanzung in Hinſicht auf beide Geſchlechter, nebſt Heilmitteln. (Wittenberg 1800.) — Beſchreibung der Vögel und ihrer Eier in der Gegend von Wittenberg. (Wittenberg 1801.)

3) Johann Theodor Gottlob, Thierarzt, Bruder von Johann Samuel Traugott. Über ſeine nähern Lebensumſtände habe ich Nichts in Erfahrung bringen können. Er ſoll 1789 Lehrer der Veterinairkunde in Dresden geweſen ſein. Dagegen datirt er im J. 1793 die Vorrede zu ſeinem „Praktiſchen Handbuche" von ſeinem Geburtsorte Schönau in der Lauſitz, und dies führt auf die Vermuthung, daß er damals wenigſtens als Thierarzt und Landwirth dort lebte. Er ſchrieb: Skizze über die Thierarzneiwiſſenſchaft. (Wien 1788. Ebendaſ. 1789.) — Praktiſches Handbuch für Thierärzte und Ökonomen, nach alphabetiſcher Ordnung in drei Theilen. 3 Thle. (Leipzig 1795 [nach der Vorrede 1793] bis 1797.) — Über die Franzoſenkrankheit des Rindviehes. (Leipzig 1799.) — Sammlung für praktiſche Thierärzte und Landwirthe, als Zuſätze zum Handbuche für Thierärzte und Ökonomen. 2 Thle. (Leipzig 1800—1801.) — Hausbuch für Landwirthe, ihre kranken Hausthiere ſelbſt zu heilen. (Leipzig 1806.) (*F. W. Theile.*)

FRÉRET (Nicolaus), bekannt und ausgezeichnet durch ſeine ſcharfſinnigen Forſchungen auf dem chronologiſch-hiſtoriſchen Gebiete, war Mitglied und Secretair der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, Mitglied der daſigen Akademie der Malerei, ſowie der gelehrten Geſellſchaften zu Bordeaux und Cortona. Geboren am 15. Febr. 1688 zu Paris, wo ſein Vater, Karl Anton Fréret, Parlamentsanwalt war, entwickelte ſich in ihm von zarter Jugend an ernſter Sinn, Gleichgültigkeit gegen das Vergnügen, wenn auch nicht Abneigung gegen das Frivole, dagegen ſchnelle Ausbildung ſeiner Verſtandeskräfte mit ſo eifrigem Fleiße, daß das Lernen und Studiren ſein einziger Genuß, ſeine Leidenſchaft wurde, ihn aber ohne Geſchmeidigkeit des Charakters ließ und demſelben einen äußerlich wilden, rauhen und abſchreckenden Ton aufprägte. Unter der Pflege Rollin's, der ſich alle Mühe gab, das Genie ſeines Zöglings zu leiten, machte er reißende Fortſchritte in der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, während er in der Lehranſtalt du Pleſſis, wo er Philoſophie ſtudirte, durch Antworten und Einwendungen ſeinem Lehrer merken ließ, daß er einen Schüler vor ſich hatte, welcher, in den Schriften Plato's, Descartes' und Mallebranche's bewandert, nie mit einer oberflächlichen Prüfung zufrieden war, ſondern in Alles tief eindrang und in den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen ſich gewöhnte. Daher entwickelte ſich durch ſeinen unermüdeten Forſchungstrieb ſehr bald Liebe zur Wahrheit und unerſchütterlicher Eifer zur Bekämpfung irriger Meinungen, womit er nicht gern ſchonte, ſondern eine an Unduldſamkeit erinnernde Reizbarkeit gegen jeglichen Widerſpruch verrieth. Dieſe Eigenſchaften traten in ſeinen reiferen Jahren ſo deutlich hervor, daß man zu glauben verſucht war, er verfahre in gelehrten Streitigkeiten immer feindſelig, was jedoch häufig nicht der Fall war, weil er da, wo er anzugreifen ſchien, ſich nur vertheidigungsweiſe verhielt, und nur nach reifer Überlegung zur Partei griff, wenn ſeine Anſichten verfochten werden ſollten; denn er traute der Größe ſeines Verdienſtes in der That zu wenig und fürchtete auch das Schickſal der Hypotheſen zu ſehr, obſchon er ſtets aus eigener, auf erworbene Kenntniſſe begründeter Überzeugung ſprach und ſchrieb. Gleichwol ſagten ihm Widerſacher nach, er habe immer recht, ſobald er nur zuerſt rede. Seine Streitſucht, ſeine ernſte Miene und ſeine Kälte gegen geſellige Heiterkeit erregten indeſſen oftmals Misfallen; jedoch hatte er auch wahre Freunde und verdiente, ſie zu beſitzen. Denn trotz ſeiner Empfindlichkeit beſaß dieſer Stoiker Edelmuth und Uneigennützigkeit, Tugendhaftigkeit aus Grundſatz und Achtung vor

Digitized by Google

dem Verdienſte, während die ihm eigenen freundſchaftlichen Gefühle ſich in wahren, wohlthuenden und biedern Geſinnungen bewährten und ſeine ausgebreiteten gelehrten Kenntniſſe allen denjenigen, welche von ihm Belehrung ſuchten, nicht verſchloſſen blieben.

Die philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſtudirte Fréret unter großem Beifalle vorzugsweiſe mit Eifer, weil ſie ihm einen beſondern Reiz gewährten, und blieben, ohne doch dabei andere gelehrte Dinge, wie die alten und neuen Sprachen, zu vernachläſſigen, ſein Hauptſtudium, namentlich die Geſchichte und deren Hilfswiſſenſchaften. Schon in ſeinem 16. Jahre hatte er die Werke von Scaliger, Dodwell, Marsham, Uſſerius, Pétau und anderer bedeutenden Chronologen geleſen und Auszüge aus ihnen gemacht. Auch fing er frühzeitig an, ſich mit der Mythologie zu beſchäftigen und für ſeinen Gebrauch ein mythologiſches Wörterbuch auszuarbeiten, das man nach ſeinem Tode noch unter ſeinen Papieren fand. So ſetzte er aus voller Neigung ſeine wiſſenſchaftlichen Studien fort und trat zu Ende des Jahres 1707 in ſeinem 19. Jahre in einen ziemlich zahlreichen Gelehrtenverein, der ſich zwar vorgenommen hatte, nur der heiligen Schrift ſeinen Fleiß zuzuwenden, aber gar bald zur allgemeinen Geſchichte überging. Fréret hielt in dieſer Geſellſchaft unter Aufſehen erregendem Beifalle Vorträge über die griechiſche Religion, beſonders über den Dienſt des Bacchus und Apollo, der Ceres und Cybele. Waren dieſe Arbeiten noch nicht reif zu nennen, ſo verriethen ſie doch ausgezeichnete Anlagen und ſeltene Kenntniſſe ihres Verfaſſers. Indeſſen trat ihm der Wunſch ſeiner Ältern, die ganz andere Plane mit ihm im Sinne hatten, bald hemmend entgegen. Sie verlangten, daß er ſich dem Rechtsfache widmen ſollte, und weil er ein folgſamer Sohn war, entſchloß er ſich wider ſeine Neigung, der Rechtswiſſenſchaft, die ihm bereits nicht fremd geblieben war, ſeinen Fleiß zu opfern, und führte auch als Anwalt einige Rechtshändel aus; ja er ſchrieb ſogar Commentarien über das alte Herkommen zu Paris, verließ aber alsdann mit Zuſtimmung ſeiner Ältern, die er nur mit großer Mühe erlangen konnte, dieſen Beruf wieder, und widmete ſich, von der geräuſchvollen Welt abgeſchloſſen, mit unwiderſtehlichem Drange den Studien des Alterthumes wieder, obſchon er immer mit Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, die ſeine Geduld auf die Probe ſetzten. Sein Umgang beſchränkte ſich von nun an auf Gelehrte vom Fache, und unter dieſen wird der Graf von Boulainvilliers genannt, welcher die Beſtrebungen des jungen Fréret ſchätzen lernte. Dieſer vollendete in wenigen Jahren die Lectüre aller Schriftſteller des claſſiſchen Alterthums, las daneben alle wiſſenſchaftlichen Journale und eine anſehnliche Menge von Schriften verſchiedener Art, arbeitete überdies noch ein chronologiſches Syſtem aus, und hatte bereits ein Urtheil über faſt alle wiſſenſchaftliche Gegenſtände gewonnen, die er nachmals als Akademiker behandelte.

Durch den gelehrten Abt Sevin, zu dem ihn verwandte Studien hingezogen hatten, wurde Fréret zu Ende 1713 mit dem Abte Bignon bekannt, welcher, über die ausgebreiteten Kenntniſſe des jungen Mannes entzückt, ihn für die Akademie geeignet fand, und bewirkte, daß er am 23. März 1714 in der damals noch geltenden Eigenſchaft eines Eleven in gedachte gelehrte Geſellſchaft aufgenommen wurde; ſeine Antrittsrede aber hielt er erſt am folgenden 13. Nov. in einer öffentlichen Sitzung. Jedoch war dieſer Discours sur l'origine des Français in einer ſo kecken Sprache abgefaßt, daß das Miniſterium darin nicht allein eine Verletzung des Nationalruhms, ſondern auch eine unziemliche Rüge der damals obwaltenden Streitigkeiten zwiſchen den Prinzen vom Geblüte und dem Regenten finden zu müſſen glaubte. Fréret wurde verhaftet und ein halbes Jahr in die Baſtille geſetzt. Hier hatte er faſt keine Unterhaltung weiter, als Bayle's hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch, welches er ſo oft durchlas, daß er es faſt auswendig wußte, daraus aber auch ſich eine Freigeiſterei in religiöſen Dingen aneignete, die ſich nie wieder verwiſchte, ſondern in mehren Schriften deutlich hervortrat, wie weiter unten gezeigt worden iſt. Nach ausgehaltener Strafzeit zog er ſich wieder in die Einſamkeit zurück, arbeitete ſich Wörterbücher über verſchiedene Sprachen, deren man 32 angibt, aus, las den größten Theil der griechiſchen und römiſchen Claſſiker nochmals durch und ſchrieb eine Abhandlung über Xenophon's Cyropädie. Inzwiſchen hob eine königliche Verordnung 1716 die Claſſe der akademiſchen Eleven auf, und Fréret wurde nun wirkliches Mitglied dieſer Geſellſchaft. Von jetzt las er dort mehre merkwürdige Abhandlungen vor, von welchen die über den Urſprung des Schachſpieles die wichtigſte iſt [1]). Dieſelbe trug er den 24. Juli 1719 in Gegenwart des jungen Königs vor. Um dieſelbe Zeit übernahm er die Aufſicht über die Erziehung der Kinder des Marſchalls Noailles, entzog ſich aber dabei ſeinen akademiſchen Arbeiten nicht und ſchwächte ſeine Geſundheit dadurch dergeſtalt, daß er jenen Beruf wieder abgeben und ernſtlich an Erholung denken mußte. Er bezog das Haus des Oratoriums bei Paris, ſtärkte hier ſeine Geſundheit und kehrte zu Anfange 1723 geſund in das Haus ſeiner Ältern zurück. Der Öffentlichkeit und dem geſelligen Vergnügen faſt ganz entzogen, ſetzte er nun ſein einförmiges Leben fort und widmete ſeine volle Zeit ganz ſeinen gelehrten Studien, ſeinen Freunden, deren er eine kleine Anzahl hatte, und der Akademie, wo er 1736 in die Claſſe der Penſionaire hinaufrückte. Er hatte von Jugend an ſich gewöhnt, bei Tage und bei Nacht zu ſtudiren, brach ſich den Schlaf ab, und um ſich vor Ermüdung zu ſchützen, trank er täglich vier bis fünf Male Kaffee, wodurch er freilich möglich machte, daß er ſich einen ungeheuren Schatz von Kenntniſſen ſammelte und in keiner Wiſſenſchaft ein Fremdling blieb, aber auch ſeine Geſundheit ſchwächte, da dieſe Lebensart den Lauf ſeines Blutes ſtörte und ihn vielen körperlichen Unfällen unterwarf. Daher kam es, daß er das akademiſche Secretariat, das ihm an Boze's Stelle den 8. Jan. 1743 übertragen wurde, nicht in der Maße verwalten konnte, als es die Umſtände ver-

1) Dieſe Abhandlung: sur l'origine du jeu des échecs, iſt erſt lange nach ſeinem Tode in Druck gekommen. Baſtien nahm ſie 1792 in ſeine Ausgabe von Fréret's oeuvres philosophiques auf.

Digitized by Google

langten. Schon 1744 bekam er Anfälle von Schmerzen in allen ſeinen Gliedern, die ſich immer wiederholten, wenn er ſie durch anhaltendes Arbeiten zu betäuben geſucht hatte; denn dieſe Anſtrengungen vermehrten die krankhaften Zufälle, und weil man Alles ſeiner Neigung überließ, und er ſich mehr zu eigenen Arbeiten, als zum Geſchäfte der Redaction der **Mémoires de l'académie royale des inscriptions etc.**, angetrieben fühlte, ſo wurde die Fortſetzung dieſes Werkes ſehr geſtört. Die Herausgabe des 14. und 15. Bandes dieſer Denkwürdigkeiten durch den altersſchwachen Boze half der ſeit 1741 fühlbar gewordenen Stockung von acht Jahren nicht ab, da auch mit dieſer Arbeit ein Referat über die Leiſtungen der Akademiker und ſonſt noch Berichterſtattungen verbunden waren. Fréret übernahm in dieſer Zeit blos die Gedächtnißreden auf die verſtorbenen Mitglieder der Akademie und hielt deren auch 16, welche in den 16., 18. und 21. Band gedachter akademiſchen Denkſchriften aufgenommen worden ſind[2]). Da ſein körperlicher Zuſtand immer bedenklicher wurde, ſo ſtarb er endlich an einer langwierigen ſchmerzhaften Krankheit am 8. März 1749 zu Paris unverheirathet, nachdem er blos mit einer Familie in engem Verhältniſſe gelebt hatte, deren großer Wohlthäter er geweſen ſein ſoll.

Als Fréret ſtarb, war erſt ein geringer Theil ſeiner Arbeiten gedruckt worden, eine große Maſſe davon hinterließ er in Handſchrift. Bei ſeinen vortrefflichen Geiſtesanlagen, ſeiner raſtloſen Thätigkeit und ſeinem äußerſt glücklichen Gedächtniſſe war es ihm leicht geworden, nicht nur einen erſtaunlichen Vorrath von Kenntniſſen ſich zu ſammeln, ſondern auch mit großer Leichtigkeit zu arbeiten. Seine wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind faſt alle im Gewande der Diſſertationen geſchrieben und verrathen durch die Maſſe und Mannichfaltigkeit ihres Stoffes den großen Polyhiſtor, welcher in den alten und neuen Sprachen, in der Mythologie, Literatur, Geſchichte und Geographie des Alterthums der mittlern und neuern Zeit, ſowie in der Naturgeſchichte, Phyſik und Philoſophie trefflich bewandert war und große Überlegenheit vor ſeinen Fachgenoſſen entfaltete, ſobald es galt, auf der Stelle eine gelehrte Darſtellung zu entwerfen. Es fehlte aber dieſen Abhandlungen zuweilen an Genauigkeit und an bündigem Zuſammenhange, wie er denn ſich auch nicht immer einer planvollen Lecture befleißigte. Dieſer Umſtand und der große Vorrath von fremden mannichfaltigen Gedanken, die er ſich zu eigen gemacht hatte, verſenkten ihn zuweilen in eine peinliche Ungewißheit, während ſeine Schriften eher durch die große Maſſe von Kenntniſſen, als durch claſſiſchen Werth, eine Berühmtheit bekamen. Sein Hauptverdienſt beſteht darin, daß er ſich beſtrebte, Ordnung und Sicherheit in die Chronologie der alten Geſchichte zu bringen, die Mythen vom reinhiſtoriſchen Thatbeſtande auszuſondern und über die Hypotheſen von der Bildung des Univerſums Klarheit zu verbreiten. Indeſſen haben ſeine, wie Sevin's und de Broſſe's Bemühungen neuere Forſchungen nicht unnöthig gemacht, da er zumal den Fehler beging, die Nachrichten von Schriftſtellern verſchiedener Nationen auch dann zu einem Ganzen zu ordnen, wenn ſie ganz verſchiedenen Perioden angehörten, wie es z. B. mit den jüdiſchen und griechiſchen Geſchichtſchreibern und dem Beroſus der Fall iſt. Nach der ihm eigenen Methode brachte Fréret durch mühſame Forſchungen heraus, daß die ägyptiſche Geſchichte, als die älteſte von allen Völkern, erſt mit 2900 vor Chriſtus anfange, mithin um mehre Jahrhunderte jünger ſei, als die Zerſtreuung der Menſchen, wie ſie in der Bibel bemerkt wird, und als die Epoche der Bildung verſchiedener Menſchengeſchlechter. Die Methode, nach welcher er combinirte und rechnete, findet man in ſeinen **Réflexions sur l'étude des anciennes histoires, et sur le degré de certitude de leurs preuves**, welche Abhandlung im 6. Bande der akademiſchen Denkwürdigkeiten zu finden iſt und als Einleitung zu Allem betrachtet werden kann, was er über das hohe Alterthum geſchrieben hat. Da er keine Schwierigkeit ſcheute, das Alter der Völker und Staaten in der grauen Vorzeit zu erforſchen, ſo wagte er ſich auch an die Geſchichte des chineſiſchen Reiches. Um ſich hierin Sicherheit und Klarheit zu verſchaffen, entſchloß er ſich 1714, ſelbſt nach China zu reiſen, um die Geſchichte dieſes merkwürdigen Landes an den Quellen zu ſtudiren; allein Familienverhältniſſe hielten ihn von dieſem Vorhaben ab. Indeſſen half er ſich, ſo gut er konnte, durch die Bekanntſchaft mit dem gelehrten Chineſen Arcadio Hoangh, welchen der Biſchof Lionne 1712 nach Paris gebracht und durch deſſen lehrreichen Umgang er ſich ſeit 1713 die Bahn zu dem chineſiſchen Alterthume gebrochen hatte. Überdies unterhielt er mit den gewandteſten franzöſiſchen Miſſionairen fleißige Correſpondenz, und verdankte namentlich dem gelehrten Pater Gaubil große Aufſchlüſſe für ſeine Forſchungen. Das Reſultat dieſer Studien war, daß die chineſiſche Geſchichte nicht über das Jahr 2575 vor Chr. hinausreiche, und von da ab mit der Moſaiſchen Erzählung übereinſtimme. Er legte ſeine Ergebniſſe in der Abhandlung: **De l'antiquité et de la certitude de la chronologie chinoise en trois mémoires**, nieder, **dont le second contient des éclaircissements sur le premier, et le troisième une suite.** Sie iſt abgedruckt im 10., 15. und 18. Bande der mehrerwähnten Denkwürdigkeiten. Und wenn er auch der chineſiſchen Sprache nicht ganz mächtig wurde, ſo glaubte er doch ein Syſtem in ihrer Schrift entdeckt zu haben und eine Theorie über ihre Buchſtaben und Schriftzüge aufſtellen zu können, womit er in jener Zeit allerdings Aufſehen erregte. Die darüber ausgearbeitete Abhandlung: **Réflexions sur les principes généraux de l'art d'écrire, et en particulier sur les fondements de l'écriture chinoise** betitelt, trug er im November 1718 in der Sitzung der Akademie vor, und ſie wurde auch im 6. Bande der hiſtoriſchen Mémoires dieſer pariſer Körperſchaft aufgenommen.

Während Fréret glaubte, mit ſeiner Methode die ge-

2) Es ſind die Eloges über Labaſtie, P. Banduri, den Cardinal von Fleury, den Abt Bignon, von Chambors, die Äbte Rothelin, Gédoyn, Mongault und Souchet, über den Marquis von Caumont, den ältern und jüngern Fourmont, Burette, Valois, Danchet und Mandajors.

Digitized by Google

rechte Mitte gefunden zu haben, wornach das chimäriſche Alterthum gewiſſer Völker und Staaten zerſtört werden müſſe, verfielen andere Chronologen in ein entgegengeſetztes Extrem, indem ſie den Beſtand und die Dauer ſolcher alten Staaten zu ſehr verkürzten. Dies ſchien ihm in geradem Widerſpruche mit der wahren Geſchichte zu ſtehen, und er erſtaunte namentlich, als er vernahm, daß ſich Newton für die abgekürzte Zeitrechnung laut erklärte. Dieſer Erfinder eines neuen Syſtemes verkürzte die Dauer der hiſtoriſchen Zeiten gradezu um 500 Jahre, und gründete ſein Verfahren dabei theils auf eine ganz neue Schätzung der Generationen, theils auf die Epoche Chiron's, welche ſich mittels einer aſtronomiſchen Methode dem Ptolemäiſchen Zeitalter näherte. Newton ſuchte dies in einer umfangreichen Arbeit nachzuweiſen, woraus er für die Prinzeſſin von Wales einen Auszug machte, welcher dem gelehrten Franzoſen abſchriftlich in die Hände gerieth. Dieſer überſetzte und gab ihn mit widerlegenden Bemerkungen unter dem Titel: **Abrégé de la Chronologie de M. le chevalier Isaak Newton, traduit de l'anglais, 1725** heraus. Newton antwortete nicht allein ſehr heftig, ſondern nach ſeinem Tode nahm ſich auch Halley gegen Fréret ſeiner an. Zuletzt griffen dieſen auch der gelehrte Aſtronom Whiſton und der Pater Souciet an. Fréret antwortete ihnen Allen theils in einzelnen nachher bemerkten Abhandlungen, theils in einer größern Schrift über die alte Zeitrechnung, welche allerdings auch zum Drucke beſtimmt war, aber noch in Handſchrift an ſeinen Freund Bougainville vererbt wurde, der ſie 1758 zu Paris in 4. unter dem Titel: Défense de la Chronologie fondée sur les monuments de l'histoire ancienne, contre le système chronologique de Newton, mit einem Vorworte herausgab. In dieſem Werke entwickelte Fréret eine ungewöhnliche Kenntniß der alten und neuen Aſtronomie, wovon auch z. B. ſeine Dissertations sur les Calendriers des Chaldéens, des Perses, des Romains und einiger andern Völker auffallendes Zeugniß ablegen. Die Verſchiedenheit der Jahresrechnung bringt er ſämmtlich auf einen Vereinigungspunkt, nämlich auf das Maß, wornach man die Dauer der Zeit durch die Revolutionen des Mondes und der Sonne abmißt, oder auch durch die Vereinigung dieſer Geſtirne mit andern Himmelskörpern in den begrenzten Punkten ihrer Ekliptik. Dieſe aſtronomiſchen Kenntniſſe brachte er auch zu ſeinen geographiſchen Studien, denen er für das Alterthum und Mittelalter gleichfalls großen Fleiß mit Erſchöpfung aller zugänglichen Hilfsmittel zuwendete. In ſeiner Abhandlung: sur l'origine des Grecs, entfaltete er namentlich ſeine Kenntniſſe in der alten Geographie; und weil ihm die damals vorhandenen Karten nicht zuſagten, ſo entwarf er ſelbſt für die alte Welt und für das Mittelalter neue, und man fand nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren nicht weniger als 1357 ſolcher geographiſchen Karten von ſeiner Hand, welche der Geograph Buache ſorgfältig prüfte und ſie für verdienſtvoll erklärte. Die auf dieſe Studien zielende Schrift ſchrieb Fréret unter dem Titel: Observations générales sur la Géographie ancienne, in drei Abtheilungen. Dieſe Forſchungen brachten ihm eine hohe Meinung von den philoſophiſchen Verdienſten der Alten bei, und grade aus dieſem Geſichtspunkte lernte er das Alterthum ſchätzen. Selbſt Willens und aufgefodert, eine Geſchichte der Philoſophie zu ſchreiben, da er die Syſteme der Alten, Neuern und Neueſten kannte, kam er wieder davon ab, weil ihn vorzugsweiſe gern das Studium der verſchiedenen Hypotheſen über die Bildung des Univerſums beſchäftigte. So finden wir in ſeinen Schriften die vornehmſten Kosmogonien der Alten entwickelt. Ebenſo gern beſchäftigte er ſich mit der Natur der verſchiedenen Religionen und Mythen der alten Völker, und ſuchte hierin Licht zu verbreiten. In ſeinem Mémoire de l'ancienne année des Perses; de l'intercalation qui leur est propre, et de l'usage qu'on en peut faire pour confirmer, ou pour déterminer quelques dates de leur histoire (tom. XVI der akademiſchen Denkwürdigkeiten), beſonders aber in ſeinen Observations sur les fêtes religieuses de l'année persanne, et en particulier sur celles de Mithra, tant chez les Persans que chez les Romains (in demſelben Bande gedachter Memoiren), entwickelt er die Dogmen der Zoroaſtriſchen Lehre; desgleichen erklärt er in ſeiner Denkſchrift sur les antiquités de Babylone die Theogonie der Chaldäer. Anderwärts thut er daſſelbe über die indiſchen Religionen, während ſein traité sur l'origine des Grecs ſich umſtändlich über die Religion dieſes Volkes verbreitet. Man findet dieſe Abhandlung unter dem Titel: Observations générales sur l'origine et sur l'ancienne histoire des premiers habitants de la Grèce, mit einer Karte, im 47. Bande gedachter Memoiren. In ſeiner Streitſchrift gegen Newton findet man auch das religiöſe Syſtem der Ägypter entwickelt. Ähnliche philoſophiſche Aufmerkſamkeit ſchenkt er dem Bacchusdienſte und der Götzenverehrung bei den Galliern und germaniſchen Völkern, wie ſeine Recherches sur le culte de Bacchus parmi les Grecs (in tom. XXIII) und ſeine Observations sur la religion des Gaulois, et sur celles des Germains (in tom. XXIV) verrathen. Noch andere Schriften von ihm, die ins Gebiet der philoſophiſchen Behandlung des Götzendienſtes, der Sündfluthen und Wunder der Alten einſchlagen und in den verſchiedenen Theilen der Mémoires historiques de l'académie royale des inscriptions et belles-lettres gefunden werden, ſind ſeine Recherches sur le Dieu Endovellicus et sur quelques autres Antiquités Ibériques (in tom. III), Réflexions sur les prodiges rapportés dans les anciens (tom. IV), ſeine Réflexions sur un ancien phénomène céleste observé au temps d'Ogygès (in tom. X), ſeine Observations sur les deux déluges ou inondations d'Ogygès et de Deucalion (in tom. XXIII) und ſeine Observations sur les Oracles rendus par les ames des Morts (ebendaſ.), nebſt ſeinen Observations sur les recueils de prédictions écrites, qui portaient le nom de Musée, de Bacis et de la Sibylle (ebendort) und den Recherches sur les Cabires et sur le mystère de Samothrace (in tom. XXV).

Überdies ſchrieb Fréret noch eine Menge anderer Abhandlungen über das Alterthum, die ſeine geographiſchen,

Digitized by Google

chronologiſchen und hiſtoriſch-kritiſchen Kenntniſſe vortheilhaft bezeugten. Dahin gehören ſeine Observations sur la Cyropédie de Xenophon, principalement par rapport à la géographie (in tom. IV und VII), Recherches sur la chronologie de l'histoire de Lydie (in tom. V), Essai sur l'histoire et la chronologie des Assyriens de Ninive (ebendaſelbſt), Remarques sur la bataille donnée à Tymbrée entre les armées de Cyrus et de Crésus (in tom. VI), Observations sur le temps auquel a vécu Bellérophon (in tom. VII), Recherches sur l'ancienneté et sur l'origine de l'art de l'équitation dans la Grèce (ebendaſelbſt), Observations sur la généalogie de Pythagore, et sur l'usage chronologique que l'on en a tiré pour déterminer l'époque de la prise de Troie (in tom. XIV), Recherches sur le temps auquel le philosophe Pythagore, fondateur de la secte italique, a vécu (ebendaſelbſt), Observations sur les années employées à Babylone, avant et depuis la conquête de cette ville par Alexandre (in tom. XVI), De l'Ère des Grecs de Syrie, nommée plus ordinairement Ère des Séleucides (ebendaſelbſt), Réflexions sur l'opinion dans laquelle on prétend que Jules César, lors de la réformation de l'année Romaine, n'a fait autre chose qu'adapter à cette année la forme de celle qui était employée depuis 280 ans dans l'usage civil par les Grecs d'Alexandrie (ebendaſelbſt), De l'accroissement ou élévation du Sol de l'Égypte par le débordement du Nil (ebendaſelbſt), Observations générales sur l'étude de la philosophie ancienne (in tom. XVIII), de l'année vague cappadocienne, in zwei Abtheilungen (in tom. XIX), de l'année Arménienne, ou Suite des Observations sur l'année vague des Perses (ebendaſelbſt), Observations sur l'histoire des Amazones (in tom. XXI), Observations sur l'époque d'une ancienne inscription grècque, apportée de Tripoli d'Afrique en Provence, et placée dans le cabinet de M. le Bret, avec un supplément (ebendaſelbſt), Eclaircissement sur l'année et sur le temps précis de la mort d'Hérode le Grand, roi de Judée (ebendaſelbſt), Observations sur plusieurs époques de la chronique de Paros (tom. XXVI), Eclaircissement sur la nature des années employées par l'auteur de la chronique de Paros (ebendaſelbſt), Remarques sur le canon astronomique qui se trouve dans les manuscrits de Théon d'Alexandrie, et dans lequel la suite des rois de Babylone, de Perse et d'Égypte, et celle des Empereurs romains sont marquées par les années égyptiennes de l'ère de Nabonassar (in tom. XXVII), Observations sur les causes et sur quelques circonstances de la condamnation de Socrate (in tom. XLVII), Observations sur la situation de quelques peuples de la Belgique, et sur la position de quelques places de ce pays lors de sa conquête par les Romains (ebendaſelbſt). Daneben ſchrieb er noch: Essai sur les mesures longues des anciens und Observations sur le rapport des mesures grècques et des mesures romaines (in tom. XXIV); ferner de la poésie des Chinois (in tom. III) und Observations sur le nom des Mérovingiens (in tom. XX). Mehre andere Abhandlungen und Schriften von ihm ſind blos im Auszuge abgedruckt in der hiſtoriſchen Abtheilung der Mémoires de l'académie des Inscriptions; auch gibt der Baron von Sainte-Croix in dem Magasin encyclopédique, Jahrgang 2. Band 5 ein langes Verzeichniß von ſeinen Schriften, deren die gedachten Memoiren nicht erwähnen. Noch verdient bemerkt zu werden, daß Fréret der Akademie auch einen Verſuch über die Chronologie der heiligen Schrift vortrug, welcher in eine umfangreiche Arbeit aufgenommen werden ſollte, aber nicht vollendet wurde.

Wie ſehr er bei allen dieſen Forſchungen, vielleicht die Folge von ſeiner Vorliebe für Bayle, wenn nicht die Frucht ſeines Studiums der neuern franzöſiſchen Philoſophie, von den wahren chriſtlichen Principien ſich entfernte, davon zeugt ſeine Schrift: Lettre de Thrasybule à Leucippe, ouvrage posthume de *M. F.* (London ohne Jahr, erſchien aber dort 1768 in 12.) Ebenſo atheiſtiſch iſt ſein Examen critique des apologistes de la religion chrétienne (Paris 1767.); allein Foncemagne und andere ſeiner gelehrten Genoſſen haben behauptet, daß dieſe Schrift nicht von ihm herrühre; ſie wurde übrigens auch unter des bekannten Hiſtorikers und Journaliſten Burigni Namen gedruckt, wiewol ſpäter unter Fréret's geſammelte Schriften aufgenommen. Erſt in neuerer Zeit hat man mit Beſtimmtheit nachgewieſen, daß ſie nicht von Fréret verfaßt iſt. Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Examen critique du Nouveau Testament avec le Supplément [3]). Man theilt ihm übrigens mehre frivole Schriften zu, die ohne ſeinen Namen erſchienen ſein ſollen, unter andern auch die Überſetzung des ſpaniſchen Romans „Tyran-le-Blanc," der mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet zu London und Paris 1773 in 3 Bänden in 12. erſchien. Indeſſen geſtehen ſeine eigenen Freunde, daß er eine große Romanenkenntniß beſaß und mit den Fäden und Intriguen faſt aller Theaterſtücke vertraut war; auch wußte er auf der Stelle Stücke aus der dramatiſchen Literatur der Franzoſen, Engländer, Spanier und Italiener zu analyſiren. Des bekannten italieniſchen Theaterdichters Marcheſe Maffei Trauerſpiel Mérope überſetzte er ins Franzöſiſche und gab es 1718 heraus. Wie Leſſing ſich mit Ludwig Riccoboni's Theaterſtücken beſchäftigte, ebenſo that's auch Fréret, der deſſen Sampſon in einer Überſetzung ſeiner Nation zugänglich machte. Dieſes Theaterſtück erſchien 1717 unter dem Titel: Sanson, tragi-comédie, traduite de l'italien.

In die Sammlungen ſeiner philoſophiſchen Schriften, welche nach ſeinem Tode erſchienen, iſt Vieles eingeſchlichen, was er gar nicht geſchrieben hat, ſo in ſeinen Oeu-

3) Vergl. hierüber das Dictionnaire des Anonymes. Die Lettre de Thrasybule wurde ſpäterhin von Naigeon durchgeſehen, verbeſſert und an mehren Stellen vervollſtändigt und ſo wieder abgedruckt in dem Dictionnaire de la philosophie ancienne et moderne in der Abtheilung Encyclopédie méthodique unter dem Worte Fréret.

Digitized by Google

vres philosophiques, die zu London 1776 in 5 Bänden in 8. erſchienen, wie in demſelben Werke unter demſelben Titel, welches der gelehrte Buchhändler Joh. Franz Baſtien zu Paris in 8., 4 Bände ſtark, 1792 herausgab. Beſſer iſt die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, welche 1799 (nicht 1796) 20 Bände ſtark in 12. zu Paris erſchienen, unter dem Titel: **Oeuvres complètes, nouvelle édition, considérablement augmentée de plusieurs ouvrages inédits, et précéd. de l'éloge de Fréret par** ***Le Clerc de Septchènes***, und nach deſſen Tode von M.... vollendet. Gleichwol iſt dieſe Ausgabe nicht vollſtändig, da hierin nicht einmal Alles, was bis dahin ſchon gedruckt war, aufgenommen worden iſt, am wenigſten die kleinen Abhandlungen, welche von ihm verſchiedenen literariſchen Zeitſchriften gewidmet worden waren. Daher übernahm in neueſter Zeit der berühmte Archäolog Joh. Joſeph Champollion-Figeac eine vollſtändige Ausgabe von Fréret's ſämmtlichen Schriften in 8 Bänden in 8. zu beſorgen, die ſchon 1825 angekündigt wurde, wovon aber erſt 1829 der erſte Band erſchien. Dem Herausgeber wurden hierzu alle Handſchriften Fréret's zur Verfügung geſtellt, darunter befanden ſich manche noch gar nicht bekannt gewordene Arbeiten deſſelben Gelehrten, als ſeine **Recherches relatives à la chronologie romaine**, ſein **Mémoire sur l'origine des Francs et leur établissement dans les Gaules** und ſeine Abhandlung: **sur les états-généraux et sur les finances, leur origine et leur administration en France**. Der Titel dieſer neuen Ausgabe von Fréret's Werken iſt: **Oeuvres complètes, mises dans un nouvel ordre, augmentées de plusieurs Mémoires inédits et accompagnées de notes et d'éclaircissements historiques, publiées par M.** ***J. Jos. Champollion-Figeac***, **avec une notice sur la vie et les ouvrages de** ***Fréret.*** Als beſonderes Verdienſt dieſer Ausgabe wird gerühmt, daß die Fortſchritte und Entdeckungen in den Zweigen der Literatur, welche Fréret bearbeitet hat, in einem Anhange mit hiſtoriſchen Beleuchtungen beigegeben und dieſelben mit Fréret's Leiſtungen verglichen worden ſind, während Abel de Rémuſat die China betreffenden Schriften unſeres Akademikers einer Prüfung unterworfen und ſeine beleuchtenden Bemerkungen dazu, wie über das chineſiſche Volk ſelbſt hinzugefügt hat. Ein allgemeines Regiſter erhöht die Brauchbarkeit des Werkes, ſowie die Zugabe von Landkarten bei denjenigen Denkſchriften, deren Verſtändlichkeit ſie nöthig macht [4]). (*B. Röse.*)

FRERICHS (Johann Heinrich Friedrich), geb. am 1. Febr. 1805 zu Schortens in der Herrſchaft Jever, wo ſein im J. 1813 zu Heppens geſtorbener Vater damals Prediger war, zeigte ſchon früh eine entſchiedene Neigung zum geiſtlichen Stande, auf den ſich ſelbſt ſeine jugendlichen Spiele bezogen. Mit einem gewiſſen Pathos hielt er als Knabe allerhand Reden, die er aus bibliſchen Geſchichten und lehrreichen Sprüchen zuſammengeſetzt hatte. In der Stadtſchule zu Jever, wohin ſich ſeine Mutter begeben hatte, erhielt er den erſten Elementarunterricht. Sein mütterlicher Oheim Reuter, der an jener Schule als Lehrer angeſtellt war, ertheilte ihm Privatunterricht im Franzöſiſchen und Engliſchen. Er fand auch Gelegenheit, die italieniſche Sprache zu lernen. Durch ſeinen hellen Kopf und durch das unabläſſige Streben nach höherer Ausbildung that er ſich unter ſeinen Mitſchülern ebenſo rühmlich hervor, als durch ſein ſittliches Betragen. Durch Privatunterricht, den er einigen Schülern ertheilte, erleichterte er ſeiner Mutter die Sorge und die Koſten ſeiner Erziehung. An wohlwollenden Gönnern, die ihn unterſtützten, als er 1824 die Univerſität Halle bezog, fehlte es ihm nicht. Ein Freund ſeines Vaters, der verſtorbene Paſtor Miaſſen in Wadwarden, nahm ſich vor Allen ſeiner an. In Halle beſuchte er die Collegien von Geſenius, Wegſcheider und Gerlach. Die beiden zuletzt genannten Profeſſoren ſchätzte er vorzüglich, ohne deshalb dem von ihnen begünſtigten Rationalismus unbedingt zu huldigen. Bedeutenden Gewinn für ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung brachte ihm, wie er in ſpätern Jahren ſelbſt geſtand, ſein Aufenthalt in Jena. Unvergeßlich blieb ihm Luden's geiſtreiche Darſtellung der Geſchichte. Den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine theologiſche Anſicht und Geiſtesrichtung gewann Baumgarten-Cruſius. Unter den Auſpicien dieſes vielſeitig gebildeten Gelehrten verſuchte ſich Frerichs, nach gründlichen Vorſtudien, in der Beantwortung einer von der theologiſchen Facultät geſtellten Preisfrage über die Lehre Abälard's. Dieſe gekrönte Abhandlung, die er aus Dankbarkeit dem früher erwähnten Paſtor Miaſſen in Wadwarden gewidmet hatte, erſchien unter dem Titel: **Commentatio theologico-critica de P. Abaelardi doctrina dogmatica et morali. (Jenae 1827. 4.)** Außer dem Zuwachs an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, den ihm dieſe Arbeit brachte, verſchaffte ſie ihm auch die Mittel zu einer Reiſe durch Thüringen und Franken. Von Intereſſe war für ihn die Bekanntſchaft Jean Paul's, den er in Baireuth beſuchte. Einen auffallenden Contraſt mit ſeinem bisherigen Leben, das durch den Umgang mit gleichgeſtimmten Freunden erheitert ward, bildete die Zurückgezogenheit im älterlichen Hauſe zu Jever, wohin er um dieſe Zeit (1827) zurückgekehrt war. Er lebte dort als Candidat ſeinen theologiſchen Studien. Nach rühmlich beſtandenem Examen mußte er zunächſt an eine Verſorgung denken. Zu einer Lehrerſtelle wies ſich ihm weder in Oldenburg, noch in Jever eine nahe Ausſicht. Er nahm daher zur Ertheilung von Privatunterricht ſeine Zuflucht. Neben der Beſchäftigung mit den ältern und neuern Sprachen, mit der Geſchichte und Literatur, wozu ihm ſein Unterricht Anlaß gab, widmete er ſich mit Eifer ſeinen theologiſchen Studien. Im J. 1829 erhielt er eine Pfarrſtelle auf der Inſel Wangeroge. In ſeiner Antrittspredigt ſtellte er Chriſtus als den Grundpfeiler der Kirche und als Centralpunkt in allen Lebensverhältniſſen dar. Bald gewann er die Liebe und das unumſchränkte Ver-

4) Benutzt wurden außer den **Mémoires historiques de l'académie royale des inscriptions et belles-lettres**, worin auch **tom. XXIII, 314—337** des Akademikers **Bougainville** Gedächtnißrede auf Fréret zu finden iſt, noch **Dictionnaire universel, historique, critique et bibliographique VII, 198**, ***Beauvais***, **Dictionnaire historique I, 1144** und ***Quérard***, **France littéraire III, 209** und **210**.

Digitized by Google

trauen ſeiner Gemeinde. Es gelang ihm, dadurch manche Vorurtheile einzelner Mitglieder zu beſeitigen, und manche Streitigkeiten zu ſchlichten, die ſich über den gemeinſchaftlichen Grundbeſitz erhoben. Seine Vermittelung in geiſtlichen und weltlichen Dingen war bei Vielen von günſtigem Erfolge. Eine beſondere Sorgfalt widmete er dem Jugendunterrichte, den er theils ſelbſt übernahm, theils durch eine ſtrenge Aufſicht über die Schullehrer förderte. In Mußeſtunden ſtudirte er mit Eifer beſonders Herder's und Schleiermacher's Schriften, unter denen der Letztere einen entſchiedenen Einfluß nicht blos auf ſeine theologiſche Denkart, ſondern auch auf ihn als Kanzelredner gewann. Minder faßlich und auf das praktiſche Leben anwendbar ſchienen ſeitdem ſeine Predigten. Vorzüglich war dies der Fall, wenn er vor den zahlreich herbeiſtrömenden Fremden, die zur Badezeit nach der Inſel Wangeroge ſtrömten, die Kanzel betrat. Ein eigenthümliches Intereſſe gewährte ihm das Studium der altfrieſiſchen Sprache, deren Überreſte er ſorgfältig ſammelte, um ſie in einem Idiotikon herauszugeben. Er beabſichtigte zugleich die Mittheilung ſprachlicher Vergleichungen zwiſchen dem Altfrieſiſchen im Saterlande und in Weſtfriesland, nebſt einer hiſtoriſchen Nachweiſung der Veränderungen ſeit der Zeit des Aſeghabuchs. Zu dieſem Zwecke ſtudirte er fleißig die Geſchichte und Literatur Frieslands. Bei der geringen Muße, die ihm gegönnt war, konnte ein ſo umfangreiches Werk nur langſam fortſchreiten. Faſt völlig aufgegeben ward die Arbeit, als er gegen körperliche Leiden, beſonders einen oft heftig wiederkehrenden Kopfſchmerz, vergebens Hilfe in dem fortgeſetzten Gebrauche der Seebäder ſuchte. Sehnlich wünſchte er eine Veränderung ſeiner Lage. Zu Jever war ihm das Conrectorat an der dortigen Schule angetragen worden. Er gab indeſſen der Stelle eines Paſtors zu Oſternburg den Vorzug. Dies Amt erhielt er im Juli 1834. Er war dadurch in einen neuen und fremdartigen Wirkungskreis getreten, in welchem er ſich den verſchiedenartigſten Fähigkeiten und Anfoderungen einer Gemeinde accommodiren mußte, die aus ſchlichten Landleuten und Handwerkern, doch auch zugleich aus fein gebildeten Städtern, Hof- und Staatsbeamten beſtand. Seine Amtsgeſchäfte wurden noch vermehrt durch die ihm obliegende Prüfung der Candidaten des Predigtamts und als Mitglied einer Commiſſion für die Verbeſſerung der Volksſchulen. Er berückſichtigte zu wenig den Zuſtand ſeiner Geſundheit, als er der Auffoderung genügte, in der 1835 für Töchter aus angeſehenen Familien errichteten Cäcilienſchule den Religionsunterricht zu übernehmen. Im J. 1836 folgte er einem Rufe nach Oldenburg als Hof- und Garniſonprediger mit dem Charakter eines Conſiſtorialaſſeſſors. Er hatte noch nicht die Kanzel betreten, als er von einem heftigen Bluthuſten befallen ward, der ſeine Kräfte völlig erſchöpfte. Er ſtarb am 14. Jan. 1837. An ſeinem Grabe ſprach der geheime Kirchenrath Dr. Böckel wenige, aber gehaltvolle Worte. Nach ſeinem Tode erſchien zu Oldenburg 1837 eine Auswahl ſeiner Predigten. (*Heinrich Döring.*)

FRÉRON (Elias Katharine), ein berühmter Journaliſt und Kritiker des 18. Jahrh., ſtammte aus einer guten, wie es ſcheint, bemittelten Familie zu Quimper in der Bretagne, und war daſelbſt 1719 geboren worden. Frühzeitig in die Hände der Jeſuiten gerathen, erwachte unter deren, beſonders Brumoi's und Bougeant's, Leitung ſein Studieneifer und die Entfaltung ſeiner geiſtigen Kräfte, welche zuvor ſo feſt geſchlummert hatten, daß ihn ſeine Ältern, wie er ſelbſt erzählt, nur zur Beaufſichtigung ihrer Truthühner im Viehhofe hatten gebrauchen können. Er war auch eine Zeit lang Lehrer an der Schule Louis-le-Grand, verließ dieſelbe aber ſchon 1739 wieder, um mitten unter Hohn und Kriecherei, Fanatismus und Freigeiſterei, despotiſcher Willkür und Ungebundenheit ein behagliches literariſches Leben zu führen, ohne jedoch der Geſellſchaft Jeſu, viel weniger ihren Grundſätzen, ganz untreu zu werden. Ob er jetzt eine geiſtliche Pfründe ſuchte und erlangte, wie mehre Gleichgeſinnte ſeiner Zeit, iſt zwar ungewiß; allein er erſchien eine geraume Zeit hindurch zu Paris, jedoch in der Tracht eines franzöſiſchen Abtes, und ſchrieb ſich auch Abbé Fréron. Unter ſolchen Verhältniſſen ſchloß er ſich dort dem bekannten Journaliſten und Gegner Voltaire's, dem Abbé und Exjeſuiten Guyot Desfontaines, und ſomit der Schule eines höhnenden, beißenden Scherzes, welche ſich die Vertheidigung des Fanatismus und der despotiſchen Willkür zur Aufgabe ſtellte, an, und wurde unter deſſen Leitung Mitarbeiter an den Observations sur les écrits modernes, welche jener Gelehrte ſeit 1735 in Paris erſcheinen ließ. Nachdem aber dieſe Zeitſchrift 1743 unterdrückt worden war, trat Desfontaines mit einer andern unter dem Titel: **Jugements sur quelques ouvrages nouveaux**, hervor, an welcher Fréron gleichfalls Theil hatte. Desfontaines ſtarb jedoch im December 1745, und ſein Schüler glaubte nun fähig zu ſein, ſelbſt ein periodiſches Werk regieren zu können. Dies geſchah denn auch in ſeinen **Lettres de Madame la Comtesse de *** sur quelques écrits modernes** (Genf und Paris 1746. 12.); weil er aber die berühmteſten Schriftſteller, die der neuen philoſophiſchen Schule angehörten, darin herabzog und zerfleiſchte, ſo wurde die Schrift ſchon im erſten Jahre ihres Beſtehens unterdrückt, wiewol ihr ſonſt guter Geſchmack, Geiſt, Witz und Satyre nicht abzuſprechen und große Theilnahme zugewendet worden war.

Um ſich in Zukunft vor ähnlichen Unfällen zu ſchützen, ſuchte Fréron nun hohe Protection, die ihm auch nicht fehlen konnte; denn er war ein Mann von trefflichen Anlagen, beſaß große Geiſtesgewandtheit, Heiterkeit, ſichern Geſchmack, Fruchtbarkeit in der Wendung, Mannichfaltigkeit in der Einkleidung und Reichthum in Erfindung der Gedanken, glänzende Einbildungskraft, eine lebhafte, bilderreiche Sprache und die ſeltene Gabe, die Fehler Anderer, wenn es zumal der Vortheil gebot, in ein günſtiges Licht zu ſtellen; und ob er wol ſeit Desfontaines' Tode ſein geiſtliches Kleid abgelegt hatte und ſich gern, da er durch ſeine Mutter von der Familie de Malherbe abzuſtammen glaubte, ſo lange mit dem adeligen Titel eines chevalier ſchmeicheln ließ, bis ihm dieſe Eitelkeit verleidet wurde, ſo blieb der Narr im Grunde doch ein verkappter Jeſuit, war eifriger Vertheidiger der königlichen

Digitized by Google

Regierung, des alten Princips und heftiger Gegner der neuen Philoſophie und aller literariſchen Erſcheinungen, welche durch ihre Lehren eine Erſchütterung im Staate, wie in der Literatur hervorzurufen ſchienen. Hohe Beſchützer fand er bald in dem gebildeten Exkönige von Polen, Stanislaus Lesczynski, und in deſſen frommer Tochter Marie, der Gemahlin Königs Ludwig XV., ſpäterhin noch in dem Dauphin Ludwig, deſſen Gemahlin und in dem Kanzler, und als dieſe ihm abgeſtorben waren, in einigen Prinzeſſinnen von Geblüte und den Frommen, die jedoch eine ſchwache Partei bildeten. Dieſe Gunſt hatte er urſprünglich dem alten Könige Stanislaus Lesczynski ausſchließlich zu verdanken, weil derſelbe ſeine Schriften gern las, ſeiner Perſon überhaupt wohlwollte, mit ſeiner Familie von den Vätern der Geſellſchaft Jeſu beherrſcht wurde, und in ſich ſelbſt das Bedürfniß fühlte, einen Vertheidiger gegen ſeine eigenen Verfolger haben zu müſſen. Unter ſolchen Umſtänden trat Fréron 1749 abermals als kritiſcher Journaliſt auf in ſeinen Lettres sur quelques écrits de ce temps, die er unter mancherlei Mishelligkeiten, verdrießlichen Händeln und zuweilen ſogar mit Gefängnißſtrafe, ſobald der Einfluß ſeiner Gegner ſeine erlauchte Protection bei Hofe überwog, in Verbindung mit dem Abte de Laporte bis 1754 fortſetzte und davon 13 Bände zu London und Paris in 12. erſcheinen ließ. Und als auch dieſes Anfangs ſehr beliebte Werk unterdrückt worden war, oder richtiger zuletzt an Beifall verloren hatte, ſetzte er es ohne langes Bedenken in größerer Ausdehnung unter dem Titel: Année littéraire, fort. Von dieſer periodiſchen Schrift, die auch nach ſeinem Tode ihren Fortgang behielt, erſchienen 1754 noch ſieben Bände und in jedem der folgenden Jahre, mit mehr oder weniger Unterbrechung, regelmäßig acht Bände bis an ſeinen Tod. Neben demſelben arbeitete er noch an dem Journal étranger, deſſen Redaction er nach des Abbé's Prevot Tode ganz übernahm, doch bald auch wieder abgeben mußte, weil er aus Trägheit und Wolluſt, oder aus Mangel an tüchtigen Mitarbeitern zweien Werken nicht vorzuſtehen vermochte. An Mitarbeitern von Verdienſt fehlte es ihm zwar nicht, allein keiner hatte das Talent, welches Fréron in der Journaliſtik auszeichnete. De Laporte, der eine Zeit lang mit ihm die Arbeiten theilte, war allerdings thätig, genau und zergliederte ziemlich gut, es fehlte ihm aber an Wärme, Leichtigkeit und Glätte des Ausdrucks; er konnte ſich neben ſeinem Genoſſen nicht halten, und man machte folgendes Epigramm auf beide:

Fréron de la Porte diffère,
Voici leur devise à tous deux:
L'un fait bien, mais est paresseux;
L'autre est diligent à mal faire.

Der Abt du Port du Tertre hatte dagegen mehr Talent, das Chaos ſtarker Werke zu entwirren; es fehlte ihm jedoch an Annehmlichkeit und Witz, und war unfähig, Fréron im Fache der leichten Literatur zu helfen, während Paliſſot und der Abt Grozier von allen dieſen Fehlern eines Journaliſten frei waren, gleichwol aber ihre Grobheit und Bosheit vor ihren literariſchen Schlachtopfern nicht ſo ſehr verſchleiern konnten, als Fréron, der darin ein Meiſter war. Gaſtel Dudoyer endlich, ein guter Logiker, war zu wortreich, weitſchweifig, trocken und im Scherze nicht fein. Auch Dorat kam Fréron nicht gleich; dieſer im Grunde kein gründlich gebildeter wiſſenſchaftlicher, am wenigſten ein philoſophiſcher Kopf, und ebenſo wenig fähig, Werke von geiſtiger Anſtrengung zu liefern, als ſeinen berühmten Gegnern an Talent und Kenntniſſen überlegen, zeichnete ſich durch Geſchmack, leichte, gefällige Kritik, artigen Scherz und ganz beſonders durch ſeinen ironiſchen Ton, der auch wol, wie es bei Sprudelköpfen dieſer Art zu geſchehen pflegt, in Myſtification überging, vortheilhaft aus; daher ſeine Rachgierde und Bosheit, wenn er durch hämiſche Angriffe dazu gereizt war, durch die ihm eigene muntere Laune und durch große Feinheit gemildert, niemals ſtark und grell hervortrat; allein fürchterlich war er durch das geheime Gift, welches er in höflicher, heuchleriſcher und beſcheidener Sprache gegen ſeine Widerſacher in ſeinen Schriften ausſtreute. Kurz er zeigte in der Journaliſtik nach den Anfoderungen ſeiner verdorbenen Zeit bei Leuten, die ſich auf ſein Urtheil verließen, eine Überlegenheit, die Erſtaunen erregte, ſeinem Charakter aber in den Augen aller Beſſern keine Ehre machte. Seine geiſtreichen literariſchen Gaunerſtreiche verdarben in ihm alles ſolide Ehrgefühl und alle ſittliche Scham, die er auch öffentlich zu verletzen keinen Anſtand nahm. Indeſſen wurde er durch die groben Mishandlungen ſeiner Gegner, wie durch die über ihn verhängten Strafen der franzöſiſchen Regierung, welche er in der That doch gegen ihre Feinde öffentlich in Schutz nahm, nach und nach abgeſtumpft, gemein, unempfindlich, lüderlich und niederträchtig, ein Beweis, daß ihm das ſittliche Gefühl eines Boileau abging, vielmehr ſich, ohne auszuweichen, muthwillig der despotiſchen Gewalt, wie der Privatrache preisgab und mishandeln ließ ſowol von denen, welche er angriff, als von denen, welche ihn eigentlich in Schutz nehmen ſollten. Er begriff in ſeiner eiteln Verblendung und Verdorbenheit nicht, daß damals alle ausgezeichnete Männer ſich von der Regierung, welcher doch alle edle Grundſätze fehlten, entfernt hielten. Um das Unglück der Verfolgungen, welchen er oftmals ausgeſetzt war, nicht zu fühlen, ergab er ſich allerlei Ausſchweifungen, beſonders dem Trunke, und war oft Tage lang nicht nüchtern; hatte er aber alle Gegenwart des Geiſtes zur Arbeit wieder, ſo ſetzte er dieſe in dem gewohnten Tone fort, um wieder ins Gefängniß zu kommen. Auf dieſe Weiſe machte er Bekanntſchaft mit Kerkern verſchiedener Art, und zog in ſeiner Gemeinheit die Kritik zum Handwerke und die Feder zur Verkäuflichkeit herab. Während er alle Werke der Partei, welche er haßte, ſchlecht fand und heruntermachte, war er bereit, diejenigen zu preiſen, bei deren Verfaſſern er ſeine Rechnung zu finden hoffte, oder er ließ ſich auch wol ſoweit herab, daß er einen und denſelben Schriftſteller in ſeinem Journale lobte und gleichzeitig in einem andern beſchimpfte. Ein ſolcher Redacteur konnte nur Mitarbeiter von demſelben Schlage haben; Leſer aber, die ſich auf ſein Urtheil verließen, vermochten die Verdorbenheit ſeiner feilen Geſinnungen nicht zu entſchleiern; doch entging er der Gefahr nicht, von Schalken betrogen zu werden, wo-

Digitized by Google

fern er ſelbſt nicht, abſichtlich zuweilen, den Wolf aus dem Schafspelze hervorſchimmern ließ, um ſich unter dem Scheine der Heuchelei für erlittene Strafen an der höchſten Staatsbehörde zu rächen. So nahm er 1763 in ſeine Blätter eine ihm zugeſandte Satyre auf das franzöſiſche Miniſterium in dem Gewande eines Briefes über eine großmüthige Handlung, deren Schilderung Thränen erweckte, auf, unter dem Vorwande, den wahren Sinn der Sache und dieſe ſelbſt nicht gekannt, und in der Meinung, ſeinem Journale eine große Bereicherung verſchafft zu haben. Die beißende Satyre betraf den Coloniſationsverſuch in Cayenne mit fremden Familien, welche unter lockenden Verſprechungen herbeigezogen worden waren, aber vor der Einſchiffung meiſtens verhungerten. Das Pamphlet ward übel genommen, und Fréron mußte zur Strafe in die Baſtille wandern.

Ob er ſich bei dem Empfange des königlichen Privilegiums für ſeine kritiſchen Blätter hatte verbindlich machen müſſen, die Regierung, wie behauptet wird, gegen die neue Philoſophie und die Encyklopädiſten in Schutz zu nehmen und dieſe zu vernichten, iſt nicht entſchieden gewiß; indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß ſein unbedingter Haß gegen dieſelben, ſo ſehr er auch in vielen Dingen Recht hatte, aus keiner lautern Quelle floß, ſich in ſeinen Kämpfen zu lächerlichen Ungerechtigkeiten und gegen die wahren Vorzüge ſeiner Gegner zur Blindheit hinreißen ließ. Er war übrigens, wie ſie, dem behaglichen Leben, den Genüſſen der Sinne und des Geiſtes, der ausgelaſſenen Geſelligkeit und der gemeinen Luſt ergeben. Voltaire, das Haupt der Encyklopädiſten, war einer ſeiner erſten bedeutendſten Gegner, obſchon er anfänglich große Verehrung gegen den berühmten Dichter heuchelte. Voltaire's Überlegenheit im literariſchen Rufe brachte ihm zuweilen empfindliche Streiche bei. Züchtigte er ihn nicht mit ſeiner Grobheit und mit ſeinen injuriöſen Ausfällen in öffentlichen Blättern, ſo wußte er ſeine Schreibfreiheit durch den Einfluß ſeiner Nichte zu Paris, Fräulein Denis, zu unterbrechen, wie z. B. im J. 1752, als ihn Fréron im erſten Briefe des ſechsten Bandes ſeiner periodiſchen Blätter durch beißende Perſiflage hart mitgenommen hatte; allein Voltaire ſelbſt, ſagt man allgemein, habe die Strafe ſeines Gegners durch Fürbitte großmüthig wieder aufgehoben, wiewol dieſer den Erlaß der Strafe lediglich der Gunſt des Exkönigs Stanislaus zu verdanken vorgab. Dies widerlegte jedoch das beliebte Blatt le contrepoison des feuilles, worauf Fréron Voltaire'n von Neuem läſterte, und dieſem dadurch die verächtliche Äußerung entlockte: Que me veut donc le ver sorti du cadavre de l'Abbé Desfontaines? Gewöhnlich ſuchte Fréron gegen ſeinen gefährlichen Feind, deſſen Fehler er fortfuhr ſtets aufzudecken, in beißenden Spottgedichten die größte Ruhe zu erheucheln, wurde aber gleichwol oftmals von ihm beunruhigt und wol gar ſeinetwegen aus Geringſchätzigkeit des Miniſteriums ins Gefängniß geſetzt, obwol bekannt war, daß Voltaire den Hof und die Großen der Monarchie ebenfalls verläſterte. Beide blieben 30 Jahre lang in offener Feindſchaft mit einander, während welcher Voltaire's Verfolgungsſucht zuweilen einen erſtaunenswerthen Grad von Frechheit erreichte. In ſeinem pauvre Diable entwarf der Philoſoph von Ferney ein Bild von dem pariſer Journaliſten, das eher von der Hand der Furien, als der eines Schriftſtellers gezeichnet worden zu ſein ſcheint. Dieſe Schilderung lautet:

Je m'accostai d'homme à sourde mine,
Qui sur la plume a fondé sa cuisine,
Grand écumeur des bourbiers d'Helicon,
De Loyola chassé pour ses fredaines,
Vermisseau né du cul de Desfontaines,
Lache Zoile, autrefois laid Giton,
Cet animal se nommait Jean Fréron.

Der größte Schimpf aber, der ihm von Voltaire aufgedrückt ward, wird immerdar, wenn auch alle ſeine Kritiken ſollten vergeſſen werden, merkwürdig bleiben, als ihn der rachgierige Dichter zum Hohne jener überfeinerten Zeit in ſeinem Schauſpiele l'Ecossaise im J. 1760 öffentlich ſpielen ließ. Zwar hat man geglaubt, daß dieſer Exceß von Unverſchämtheit eine Gegenbeſchuldigung wider Paliſſot's Theaterſtück les Philosophes ſein ſollte; allein der Dichter hatte es ja dabei nicht auf den Verfaſſer dieſes Stückes abgeſehen, und man wußte nicht, ob ihm Fréron Muth oder Unverſchämtheit entgegenſetzen wollte, als derſelbe der erſten Vorſtellung der Schottländerin beiwohnte, und ſah, wie ſeine Perſon die Rolle eines Schurken und nichtsnutzigen Böſewichtes vor den Augen des Publicums ſpielen mußte. Er ſprach darüber in ſeinen Blättern mit einer Mäßigung, die ihm Ehre gebracht hätte, wenn ſie nicht auf Rechnung einer ſchlauen und überdachten Eigenliebe geſtützt geweſen wäre, die auf eine gute Gelegenheit zur Rache lauerte. Die Schauſpieler, und insbeſondere die berühmte Clairon, welche ſchon öfters ſeine heftigen Kritiken empfunden hatten, waren nicht böſe, daß ſie in dieſem Theaterſtücke Gelegenheit zu ſeiner Demüthigung fanden, und ſo oft ſie ſich über ihn zu beklagen hatten, ſchlugen ſie die Schottländerin an und nannten dieſe Rache: dem Fréron die Peitſche geben. Demoiſelle Clairon, welche in den Voltaire'ſchen Theaterſtücken ihre Talente ganz beſonders entfaltete, mit dem großen Dichter überdies noch, wie mit etlichen Encyklopädiſten, in Verbindung ſtand und wider Fréron Partei genommen hatte, behandelte dieſer ſtets ſchlecht, und hatte deshalb zuweilen die Wirkungen ſeiner hohen Protection nöthig. So hatte er ſie Eingangs des Jahres 1765 in ſeinem Journale Nr. 2 entſetzlich geläſtert, weshalb ſie in Gemeinſchaft der Schauſpieler der Comédie française auf exemplariſche Strafe bei Hofe antrug und der König auch auf den Vortrag des Marſchalls von Richelieu, welcher Voltaire's Protector war, ihm eine harte Gefängnißſtrafe im For-l'Evèque zugedacht hatte. Fréron aber, damals krank, benutzte dieſen Umſtand zur Fürſprache bei der Königin Marie, mittels deren Verwendung die Strafe in die Drohung verwandelt wurde, für ähnliche Vergehen künftig des Königs Ungnade unvermeidlich erdulden zu müſſen [1]. Zwar wollte ſich die Clairon dabei nicht beruhigen, ſondern verlangte, unter Drohungen, das Theater zu verlaſſen, volle Genugthuung; indeſſen wurde die

1) Revue rétrospective. 2. Série X, 1436—1446.

mächtige Schauſpielerin durch einen Taugenichts auf dem Theater, der große Gönner hatte, bald darnach geſtürzt und ſelbſt ins Gefängniß abgeführt. Nach ihrer Befreiung ging ſie als Geliebte des letzten Markgrafen von Ansbach mit dieſem nach Teutſchland.

Außer den Schauſpielern zu Paris, und außer Voltaire, hatte Fréron noch mit d'Alembert, Marmontel, Laharpe und vielen andern Händel und literariſche Streitigkeiten, zeigte ſich aber ihnen gegenüber ſtets mit einer Kaltblütigkeit, die äußerlich das ſichere Zeichen für ihn abgab, daß das Recht immer auf ſeiner Seite ſtehe. In der That zog das große Publicum ſeine Spöttereien gewöhnlich den Schmähungen ſeiner Feinde vor. Dies bewies nicht allein der große Vertrieb ſeiner periodiſchen Schriften, welcher erſt dann geringer wurde, als er ſie vernachläſſigte, ſondern auch der Vorzug, welcher ihnen vor allen andern Journalen eingeräumt wurde und dieſe niederdrückte [2]). Was aber ſeinen Triumph vollkommen machte, war ſeines größten Feindes eigenes Geſtändniß, daß er ihm unter Umſtänden doch auch volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte. So wird nämlich von Voltaire erzählt, er habe dem Marquis de Prié auf deſſen Frage, wer wol in Paris ſeine Schriften am beſten zu beurtheilen verſtehe, Niemanden, als Fréron empfohlen, und auf deſſen geäußertes Erſtaunen, da er alle Schmähungen Voltaire's gegen Fréron kannte, geantwortet: „Ja, ja, der iſt der einzige Mann, welcher Geſchmack beſitzt. Ich bin gezwungen, dies zu geſtehen, ob ich ihn gleich nicht liebe, und gute Gründe habe, ihn zu verabſcheuen."

Nicht die Journale allein, die er redigirte, brachten ihm Anfechtung, Misgunſt und Verfolgung, ſondern auch einzelne Pamphlete, die er mit ſatyriſcher Laune über gewiſſe Vorfälle verfaßte und durch den Druck ins Publicum brachte, um ſich deſſen Gunſt ſtets rege zu erhalten. So ſchrieb er 1760 eine oraison funèbre auf den Marquis von Bacqueville, der, durch ſeine Ausſchweifungen berüchtigt, ſo eben das Opfer ſeiner thörichten Hartnäckigkeit geworden war, weil er ſein Haus, das in Flammen ſtand, nicht verlaſſen wollte, und darum verunglückte, unter dem Titel: Éloge prononcé par la folie, welche Broſchüre zu Paris öffentlich verkauft wurde. Fréron hatte darin ſeinen Helden zwar nur mit den Anfangsbuchſtaben bezeichnet, und aus Vorſicht deſſen Sohn mit Lobe überſchüttet, damit dieſer über das Lächerliche ſeines Vaters, was gerügt wurde, hinwegſehen ſollte; allein er mußte deſſenungeachtet ins Gefängniß For-l'Évêque wandern.

Im Übrigen war dieſer gefürchtete Kritiker, der ſeine Feinde auf das Abſchreckendſte zu ſchildern wußte, allen Nachrichten ſeiner Zeitgenoſſen zufolge der angenehmſte und liebenswürdigſte Geſellſchafter von der Welt. Wer ihn perſönlich nicht gekannt, fand im Umgange mit ihm zu ſeinem Erſtaunen das Gegentheil von dem, was er ſich in ihm vorgeſtellt hatte. So glaubte die Präſidentin von Aligre ſich ihn als eine Art von Ungeheuer denken zu müſſen, wurde aber gewaltig enttäuſcht, als einer ſeiner Freunde ihn einſt unter einem fremden Namen bei ihr eingeführt und ſie durch die verabredete Erſcheinung eines Dritten plötzlich von ſeinem wahren Namen Kenntniß erhalten hatte. Sie unterdrückte ohne langes Bedenken den Verdruß über den ihr geſpielten Streich, und äußerte dann zu Fréron: „Meinetwegen mögen Sie der Teufel oder Fréron ſelbſt ſein, ich muß Ihnen wol Gerechtigkeit widerfahren laſſen und Sie recht ſehr lieben." Freilich ließ er in Geſellſchaften niemals den Gelehrten, ſondern, wie Viele ſeines Schlages, dahin auch die Exjeſuiten Greſſet und Lamettrie gehörten, den Weltmann blicken, der den Wein, die Weiber und das Spiel liebte und die ernſthafteſten Dinge leichtfertig zu behandeln verſtand. Gute Honorare der Buchhändler hatten ihm die Mittel verſchafft, die Rolle eines eleganten Lebemannes zu ſpielen. Der Buchhändler Duchesne gab ihm für den Bogen ſeiner Lettres sur quelques écrits modernes zehn Karolin oder Louisdor und 30 Freiexemplare; Lambert hingegen zahlte ihm für den Bogen ſeiner Lettres sur quelques écrits de ce temps 15 Louisdor, und als dieſe herabgekommen waren, brauchte er folgendes Schelmſtück, um ſich wieder empor zu helfen. Er kündigte ſeine Année littéraire auf das Jahr 1754 anonym an und proteſtirte in ſeinen Lettres sur quelques écrits de ce temps wiederholt und feierlich, daß er keinen Antheil an dieſem neuen Journale habe. Kaum aber war dieſes von gutem Abſatze begleitet, ſo erklärte er ſich auch öffentlich in einem Avis au Public au Sujet du nouvel ouvrage périodique intitulé l'Année littéraire, par Mr. *Fréron*, des Academies d'Angers, de Montauban et de Nanci, für den Herausgeber deſſelben. Auch dieſes Blatt wurde ihm ebenſo gut, wie das vorige, bezahlt, und ſeine Mitarbeiter ſollen ihm faſt Nichts gekoſtet haben. So lange er neben dieſer Zeitſchrift noch das Journal étranger redigirte, zog er jährlich 40,000 Livres Honorar; dennoch ſparte er Nichts, weil er ein Verſchwender war. Auch in ſchlechtern Zeiten hatte er mehr Einkünfte, als ein anſtändiges Leben foderte, allein er kam nie aus; denn er überließ ſich Thorheiten, die auch ein anſehnliches Vermögen aufgerieben haben würden. So ließ er ſich einſt ein Zimmer herrichten, in welchem die Vergoldungen allein mehr als 30,000 Livres an Koſten betrugen und der Kamin darin auf 20,000 Franken geſchätzt wurde, ohne die andern Meubeln zu rechnen. Er bezog ein Landhaus vor den Thoren von Paris, ſchaffte ſich Kutſche und Pferde an und hielt offene Tafel für Schmeichler und Luſtigmacher. Seine Nachteſſen ſollen wahre Orgien geweſen ſein. Ausgelaſſenheit, Reiz und Witz waren die Elemente ſeiner Geſellſchafter, die ſich nicht ſcheuten, manchen Gaſt zum Gegenſtande ihres frivolen Scherzes und ihrer Ungezogenheiten zu machen. Natürlich mußte Jeder, der in dieſe Geſellſchaft aufgenommen ſein wollte, etwas ertragen, und am Schlimmſten kam dabei der Schriftſteller Poinſinet weg, der bei ſeiner Aufnahme Fréron's Hintern küſſen mußte. Kurz, der Ton, der die ganze Geſellſchaft belebte, paßte nicht zu der Heuchelei, mit der Fréron als

2) So z. B. kamen vor Fréron's Journale nicht auf: der Observateur littéraire, der Censeur hebdomadaire, die Renommée littéraire, die Observations sur la littérature und der Avant-Coureur.

Digitized by Google

Rächer des guten Geſchmackes, der beleidigten Religion und der guten Sitten in ſeinen periodiſchen Blättern auftrat. Dieſe Lebensart, der Trunk, den er ſich allmälig angewöhnt hatte, und die Ausſchweifungen in der Geſchlechtsliebe zerrütteten natürlich ſeine Geſundheit, wie ſeine äußern Verhältniſſe. Um das Jahr 1768 heirathete er als Witwer eine Frau aus der Familie Royou, deren Brüder der gelehrte Abt und der Parlamentsadvocat Royou, jener als Journaliſt, dieſer auch als Schriftſteller und dramatiſcher Cenſor bekannt waren. Mit ihr bekam er eine Mitgabe von 20,000 Franken, die aber ſchon vor Ablauf von drei Jahren verjubelt waren. Das Weib wurde gemishandelt und aus dem Hauſe geſchickt, worüber er ſich zwar von ſeinem Schwager, dem Advocaten Royou, Zurechtweiſungen zuzog, allein gegen denſelben aus Rache und Verleumdung einen Verhaftsbefehl auswirkte, ſich nicht ſchämte, ihn an der Spitze von Polizeiſchergen zu überfallen und ihn gefeſſelt in einem Wagen nach dem Gefängniſſe For-l'Evêque zu begleiten. Dieſe nichtswürdige That machte Royou nachmals im Journal étranger vom 6. März 1770 bekannt.

In Schulden verſunken, wurde Fréron von ſeinen Gläubigern aufs Äußerſte verfolgt, endlich aller ſeiner Mobilien beraubt, und genöthigt, auf Stroh zu ſchlafen. Seine hohe Gönnerſchaft war bis auf etliche Prinzeſſinnen von Geblüte abgeſtorben, und es fehlte ihm zuletzt an Credit, an Geſundheit und an Luſt zur Arbeit. Sein Journal erſchien in der letzten Zeit unregelmäßig und verlor auch an der öffentlichen Theilnahme, die man demſelben zuvor freigebig zu ſchenken gewohnt war. Als ſeine Geſundheit endlich, wie man ſagt, durch Gicht ſchon ſehr zerrüttet war, ſtürzte ihn der Miniſter Miromesnil vollends ins Verderben. Dieſer hob, wie es heißt aus Schwäche und Nachſicht gegen Verleumdungen, oder aus gerechten Gründen, das Privilegium für ſein Journal plötzlich auf, und ſchnitt ihm ſomit die Mittel zu ſeiner und ſeiner Familie Exiſtenz ab. Auf die Nachricht hiervon äußerte er: Je suis victime de l'ingratitude; c'est un malheur particulier qui ne doit détourner personne de la défense de la monarchie: le salut de tous est attaché au sien. Der Schreck aber wirkte ſo ſehr auf ihn, daß ſich zu den Gichtſchmerzen ein Schlag geſellte, der ihn plötzlich tödtete. Seine Gattin war inzwiſchen nach Verſailles geeilt, um das Verbot des Miniſters rückgängig zu machen. Ein Fußfall vor den Prinzeſſinnen erweckte Mitleiden, und ſie kehrte mit dem erneuerten Privilegium nach Hauſe zurück, fand aber ihren Mann ſchon todt. Er ſtarb den 10. März, wenn nicht etliche Tage ſpäter, 1776, viele Kinder hinterlaſſend.

Fréron hatte ſich ſpät verheirathet, nachdem er bei dem Gatten ſeiner Schweſter, einem armen Muſiklehrer, Namens Duché, gewohnt und mit demſelben gemeinſchaftlich gewirthſchaftet hatte, dafür aber hintennach Verdruß, Undank und Proceſſe einerntete[3]). Von ſeiner erſten, nicht namhaft gewordenen, Gattin hatte er unter andern einen Sohn, Ludwig Stanislaus (ſ. d. Art.), welchen der abgeſetzte König Stanislaus von Polen aus der Taufe gehoben hatte und der dem Vater an Niederträchtigkeit der Geſinnung vollkommen ähnlich war. Seine Witwe ging zur Zeit der Revolution in des Fürſten Radzivil Dienſte und leitete die Erziehung der Töchter deſſelben.

Mit den bereits genannten periodiſchen Schriften und Broſchüren ſchließt ſich übrigens die literariſche Thätigkeit Fréron's noch nicht ab: er gab auch 1753 zu Amſterdam und Paris in 12. ein drei Bände ſtarkes Werk, die Opuscules de Mr. F***, contenant des critiques de quelques ouvrages littéraires, heraus, in welchem man unter andern viele ſeiner gelungenen Dichtungen, ſeine Lettres de Madame la comtesse de *** und einen Abdruck von Karl Batteux's parallèle de la Henriade et du Lutrin und von Franz Véron de Forbonnais' Extrait du libre de l'Esprit des lois, chapitre par chapitre, avec des observations wiederfindet. Ferner gab er mit dem Abte von Marſy eine Histoire de Marie Stuart, reine d'Ecosse et de France (London und Paris in 12.), zwei Bände ſtark, heraus, wozu Marſy noch einen dritten Band aus den überſetzten Memoiren Melville's lieferte. Hieran ſchließen ſich die Lettre à Mr. l'abbé Guyot-Desfontaines sur son ode intitulée: La convalescence du Roi (Paris 1774. 4.), ſodann ein ſatyriſches Pamphlet gegen die franzöſiſche Akademie, unter dem Titel: Lettre de l'abbé Cottin à Moncrif, dem Günſtlinge Ludwig's XV., in 4., die Vie de Thomas Koulikan in 12., zwei Bände ſtark, und les Vrais plaisirs, ou les Amours de Vénus et d'Adonis (1748. 12.), welches Werk eine Überſetzung des berühmten italieniſchen Heldengedichtes Adone von Giambattiſta Marini enthält, und deſſen Verfaſſer in mehrfacher Hinſicht ein Schickſalsgenoſſe Freron's geweſen war. Eine Überſetzung des Lucretius unterdrückte er, weil ſie nicht gelungen war, und von einer beſſern damals im Drucke erſchienenen übertroffen wurde. Réponse du public à l'auteur d'Acajou (London und Paris 1751. 12.), Plan et statuts d'une nouvelle Académie, avec des éclaircissements in 4., Description du catafalque exécuté pour le service de la feue reine d'Espagne (1761. 4.), Description du mausolée érigé dans l'église de Saint-Denis, pour les obsèques de Monsgr. le Duc de Bourgogne (1761. 12.) gehören ſämmtlich ſeinem Fleiße an. Auch gab er von des Paters Joſeph de la Barre's bekanntem Geſchichtswerke über Teutſchland einen Auszug unter dem Titel heraus: Histoire de l'empire d'Allemagne et principalement de ses révolutions, depuis son établissement par Charlemagne jusqu'à nos jours (Paris 1771. 12.), 8 Bände, der aber ebenſo wenig Glück machte, als das Original. Dagegen erntete ſeine Ode sur la bataille de Fontenoi (1745. 4.) vielen Beifall ein, und in neuerer Zeit noch wurden Strophen daraus gern wiederholt. Endlich iſt Fréron auch Verfaſſer von der Vie de Lafontaine, die ſeiner Ausgabe von deſſen Contes 1757 vorgeſetzt und von der Histoire de Louis IX., roi de France, welche in der 1760 erſchienenen Histoire des Dauphins von Lequien

3) Vergl. hierüber den Aufſatz: Fréron et sa famille, in der Revue rétrospective. 2. Sér. Tom. X. p. 449 sq.

Digitized by Google

de la Neufville abgedruckt worden iſt, während ihn die Royer'ſche Überſetzung der damals noch ſehr geleſenen **Lettres du Comte de Tessin**, 1755, und Labeaumelle's **Commentaire sur la Henriade**, 1775, zum Herausgeber gehabt haben.

Viele Zeitgenoſſen dieſes merkwürdigen Gelehrten und Schriftſtellers waren gewohnt, ſeinen Charakter, ſeine Sitten und Talente zumeiſt nach Voltaire's Sarkasmen und groben Injurien zu beurtheilen, und dieſe waren gegen ſeine Kritiken ſo hart, ſtrafbar und herrſchend geworden, daß diejenigen, welche des Philoſophen von Ferney Unparteilichkeit nicht bezweifelten, hätten glauben müſſen, er ſei wirklich zur Galeerenſtrafe verurtheilt, oder ſein Name doch zum Schimpfworte bei der franzöſiſchen Nation geworden. Ein gleiches Schickſal hatte auch ſein Freund Labeaumelle, der ebenfalls ein giftiger Widerſacher Voltaire's war. In neuerer Zeit aber iſt man von dieſer Rohheit zurückgekommen, und man hält dieſen charakterloſen und ſchlüpfrigen Journaliſten für einen der edelſten und liebenswürdigſten Männer, die zwar furchtbar in Ausübung der Kritik waren, doch niemals die Grenzen des Anſtandes dabei überſchritten, und ſtets weiſe Mäßigung und Faſſung beobachteten. Allerdings hatte Fréron auch unter ſeinen Zeitgenoſſen Freunde und Schmeichler, die ihn trotz aller Verleumdungen und Beſchimpfungen ſogar auf Koſten der Wahrheit für einen edelmüthigen, braven, hochherzigen und liebenswürdigen Schriftſteller erklärten, während gerechte Richter dieſes Lob beſchränkten und ſeine Narrheiten und Laſter, ſeine charakterloſe Jovialität und ſeinen Stumpfſinn in das hellſte Licht ſetzten, ja ſein eigener Schwager ihn als Spion öffentlich brandmarkte. Und ſo konnte Fréron von einer bereits moraliſch geſunkenen Regierung, wie die Ludwig's XV. war, keinen beſondern Gewinn ziehen und ihr ſeine Schutznahme, wenn er ſie auch niemals in Verlegenheit geſetzt hätte, nicht hoch anrechnen. Sie war in der That nicht dankbar für den Muth, mit welchem er ſich gegen ihre Feinde erhob, ſondern mishandelte ihn zuweilen ebenſo ſtark, als ihre wirklichen Gegner, durch die größte Geringſchätzung ſeiner Perſon und ſeiner Verdienſte. Man dichtete eine Grabſchrift, die aber nicht auf ſeinen Leichenſtein geſetzt wurde. Sie heißt:

Ci gît Fréron, et le Diable en enrage,
Il ne veut pas qu'il y soit davantage! [4])

(*B. Röse.*)

FRÉRON (Ludwig Stanislaus), Sohn des Vorhergehenden aus erſter Ehe und politiſcher Journaliſt. Geboren zu Paris 1757 und vom Exkönige Stanislaus von Polen aus der Taufe gehoben, wurde er im Collège Louis-le-Grand unentgeltlich erzogen, und ſtand in ſeinem 20. Jahre, als ſein Vater ſtarb, war aber noch nicht fähig, deſſen Journal **Année littéraire**, welches die Regierung der Familie fortzuſetzen erlaubt hatte, ſelbſt zu redigiren. Daher übernahmen zu ſeinem und der Seinen Beſten der Abt Royou, Bruder ſeiner Stiefmutter, hernach der gelehrte Abt und Exjeſuit Grozier, welcher ſchon früher Mitarbeiter an dieſer periodiſchen Schrift geweſen war und 1779 ein eigenes kritiſches Journal gründete, und endlich der Profeſſor Julian Ludwig Geoffroy dieſes Amt und ſetzten im Geiſte des verſtorbenen Kritikers dieſe Blätter fort, bis Geoffroy, welcher durch ſeine Aufſätze über die Reiſe des jüngern Anacharſis dem bereits tief geſunkenen Journale einen bleibenden Werth zu geben verſtand, beim Ausbruche der Revolution mit dem Abte Royou den **Ami du roi** zu ſchreiben begann, beide aber bald wieder davon abſtehen mußten, weil ſie Gegner dieſer neuen Bewegungen waren.

Inzwiſchen hatte der junge Fréron nur ſeinen Namen zur Herausgabe der **Année littéraire** hergegeben und war nach erlangter Reife zwar in die Reihe der Mitarbeiter dieſes Journals getreten, lieferte aber lieber in den **Almanac des Muses** und in andere ähnliche Werke belletriſtiſche Aufſätze und **poésies fugitives**, welche von ſeinen Geiſtesanlagen ein günſtiges Zeugniß ablegten. Doch bildete ſich keine Feſtigkeit des Charakters und der Geſinnungen in ihm aus; er liebte leichtfertige Geſellſchaften und die ſinnlichen Genüſſe, zog die Unterhaltungsliteratur ſchweren wiſſenſchaftlichen Arbeiten vor und wählte den Petrarca zu ſeinem Lieblingsſchriftſteller, aus welchem er auch mehre Stücke überſetzt hat. Indeſſen beſorgte er daneben unter dem Titel: **Éloge historique de Louis XIV.**, eine neue Ausgabe der **Campagne de Louis XIV.**, welche unter Péliſſon's Namen erſchien, in der That aber Racine und Boileau zum Verfaſſer hat. Bei Hofe hatte Fréron des Königs Baſe, Madame Adelaïde, zur Beſchützerin; allein weder dieſe Gunſt, noch die Ehre, vom Großvater dieſer Prinzeſſin aus der Taufe gehoben worden zu ſein, hielten ihn vom plötzlichen Übergange zu den neuen politiſchen Grundſätzen ab, die er beim Ausbruche der Revolution mit Wärme und Eifer zu vertheidigen begann. Die Veranlaſſung hierzu ſoll folgendes Ereigniß gegeben haben.

Als er die literariſche Laufbahn ſeines Vaters betrat, erſchienen ſeine Geſinnungen und Anſichten in demſelben Lichte, in welchem ſich ſein Vater gezeigt hatte. Die Regierung erneuerte alſo gegen ihn mehrmals dieſelben Acte der Willkür, welche gegen jenen angewendet worden waren, und als er einſt wegen einer Kritik über das Talent eines Schauſpielers vom Polizeilieutenant zur Rechenſchaft gefodert und ihm unter Androhung der Gefängnißſtrafe im Bicêtre ein demüthigender Widerruf vorgeſchrieben worden war, ſo gehorchte er zwar mit Zähneknirſchen, blieb aber in Aufwallung, und in dieſer leidenſchaftlichen Gereiztheit ging er zu den Volksbewegungen über, welche ſein Vaterland zu erſchüttern begannen. Er wurde in ſeinem gemeinen Fanatismus eine Hauptſtütze der Demokratie. Seit 1789 gab er ein politiſches Journal: **l'Orateur du peuple**, heraus, und zeigte darin mehr Aufregung, als Talent, weniger gediegene Aufklärung, als die Gabe, das Feuer der Freiheitsſchwärmerei anzuſchüren

4) Benutzt wurden: Dictionnaire universel, historique, critique et bibliographique VII, 198—200; *Beauvais*, Dictionnaire historique I, 1144 sq.; *Quérard*, La France littéraire III, 210 sq.; Hoffmann's Kurze Biographien II, 137—168; Wetzelin's Chronologen IV, 201—222 und V, 197 fg., nebſt dem bereits angeführten periodiſchen Werke.

und den Monarchen den Beſchimpfungen des Pöbels preiszugeben. Er und Marat, dieſer in ſeinem Ami du peuple, machten beiſpielloſen Eindruck auf das Volk. Sie wetteiferten mit einander in Schmähungen und verleumderiſcher Lügenhaftigkeit, und Fréron überbot dieſen wol noch darin. Sobald er ſah, daß die niedere Volksclaſſe die Gerechtigkeitspflege mit roher Fauſt übte und die Rolle des Richters, wie des Henkers, zugleich übernahm, bearbeitete er dieſe, und gebrauchte die Hefe des Volkes, die Maſſe der in Paris ſich ſammelnden Verbrecher, die Frevler und Armen, um die alte Ordnung der Dinge mit der Wurzel zu vertilgen und der neuen einen freien Spielraum zu verſchaffen. Er foderte ſie zur Vertilgung der Volksfeinde, zur Auflöſung aller geſelligen Bande der alten Zeit und zur Ausrottung Aller auf, welche den herrſchend gewordenen Fanatismus für das Neue nicht theilten. Er wollte Güter und Stellen an die Freunde der neuen Ordnung der Dinge bringen und vermuthlich erſt dann zum Geſetze wieder zurückkehren, wenn die Vernichtung der alten Ordnung vollendet und überall die Unterſten die Oberſten geworden wären. So wirkte Fréron durch ſeinen Volksredner, ſo der ſchreckliche Marat durch ſeinen Volksfreund, ſo mehre andere Gleichgeſinnte in ihren Tagesblättern und endlich Robespierre durch ſeine öffentlichen Reden in allen Zuſammenkünften. Natürlich nahm Fréron an allen Begebenheiten und Erſcheinungen Theil, beſprach Alles in ſeinem Blatte nach dem Tone ſeiner Charlatanerie. Dabei ſtanden Materialismus des Lebensgenuſſes und wilde Anarchie in engem Bunde mit ihm. Er war neben Marat das Hauptorgan für die heftigſte Claſſe der Jacobiner, die Cordeliers. Er tadelte Mirabeau in den pöbelhafteſten Angriffen, ſchmähte auf die neue Conſtitution, die ihm als ein neues Bollwerk der Ariſtokratie erſchien, verbreitete über die Flucht des Königs die ſchändlichſten Lügen und ergoß ſich in die gemeinſten Schmähreden über ihn und ſeine Gemahlin. Seine Anklagen, Schmähungen und Verhetzungen vergifteten die öffentliche Meinung. Doch zogen ihm und ſeines Gleichen der Auflauf am 17. Juli 1791 und die gleichzeitigen Vorfälle auf dem Marsfelde Unterſuchungen zu, vor welchen er ſich durch die Flucht rettete. Er ſchloß nun, wie Desmoulins, eine Zeit lang ſein Journal, zeigte ſich aber nach der verſchwundenen Gefahr in aller Unverſchämtheit wieder und vereinte ſich zuletzt mit Marat zur gemeinſchaftlichen Herausgabe des Volksfreundes, ſein eigenes Blatt aufgebend. Zur Bergpartei endlich übergegangen, machte er mit Robespierre, der im Collège Louis-le-Grand ſein Mitſchüler geweſen war, gemeinſchaftliche Sache, und wüthete in den Septembertagen 1792 gegen die gefangenen Royaliſten, obſchon man ihm und Marat, ſo z. B. Barère in ſeinen hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten, irrigerweiſe ſchuld gab, daß ſie im Solde der ausgewanderten Prinzen ſtänden und von deren Agenten Calonne geleitet würden. Ihr wilder, blutgieriger Fanatismus brachte ſie in den Nationalconvent, wo Fréron die Rednerbühne jedoch ſelten beſtieg, wiewol ihm die Gabe der Beredſamkeit nicht abgeſprochen werden konnte. Hier ſtimmte er für des Königs Tod, wirkte fortwährend zu Gunſten der Schreckens- und Gewaltherrſchaft, ſchmeichelte brutalen Leidenſchaften, um den niedrigen Pöbel in den Waffen zu erhalten.

Als der Sturz der Gironde zu Paris eine begeiſternde Theilnahme in den ſüdlichen Provinzen, namentlich in deren Städten, erweckte und dieſe zumeiſt einen royaliſtiſchen Charakter in ihrer reactionairen Erſcheinung verrieth, der Nationalconvent aber Anſtalten traf, dieſe Elemente niederzudrücken, den Gehorſam gegen die Gewaltherrſchaft wieder herzuſtellen und die Diſtricte zu organiſiren, ſo wußte ſich Fréron im J. 1793 nebſt Barras, einem ehemaligen Landjunker und Glücksritter der Revolution, welchen der Strom der Demagogie ebenfalls in die Verſammlung der Volksvertreter geſchwemmt hatte, die Vollmachten der Regierung zur Sendung in das reiche Departement der Rhonemündungen zu verſchaffen. Dort begingen beide durch ihre Raſerei die gräuelhafteſten Ausſchweifungen der Barbarei. Fréron errichtete in Marſeille ein Revolutionstribunal ohne Geſchworne und nahm den Auswurf der Menſchheit, die wegen grober Vergehungen zur Galeerenſtrafe verurtheilten Verbrecher, zu Richtern, die zuvor aus cannibaliſchem Vergnügen Unſchuldige gemordet hatten. Die Hinrichtung und unſinnige Zerſtörung währte Monate lang, ſodaß es ſchien, als ſollte die Stadt gänzlich vernichtet werden. In der That datirte Fréron ſeine Briefe von da an den Convent nicht nach dem Namen der Stadt, ſondern er nannte ſie die *Gemeinde ohne Namen*. Tallien, der Herausgeber des Ami des citoyens, wüthete ebenſo gräßlich in Bordeaux und Grancé in Lyon, nachdem dieſe Stadt ſich ergeben hatte. Hierauf wandten ſich Fréron und Barras nach Toulon, ſammelten Truppen zur Belagerung dieſer Stadt, wohnten derſelben bei, wo der Erſtere Feigheit bewieſen haben ſoll, und hielten nach Einnahme derſelben Gericht über ſie, wie es die blutigen Geſetze des Wohlfahrtsausſchuſſes vorſchrieben. So lockten ſie ſämmtliche Einwohner der Stadt, welche Vermögen beſaßen, aufs Marsfeld vor eine verhüllte Batterie, die aufgedeckt wurde und Kartätſchen auf die Unglücklichen feuerte. In Betreff der andern dort vorgenommenen Hinrichtungen klagt ſich Fréron durch die Entſchuldigung, die er ſeinen zahlreichen Anklägern ſpäterhin entgegenſetzte, ſelbſt am härteſten an, wenn er ſagt, er habe von 10,000 Menſchen nur 800 hinrichten laſſen. Gleichwol verbreitete er zu Toulon ein ſolches Schrecken unter der Bevölkerung, daß von den 28,400 Seelen der Stadt alle bis auf 7000 flüchtig wurden. Die gänzliche Vernichtung der Stadt unterblieb, obwol ſie aus der Reihe der Städte geſtrichen werden ſollte. Barras hielt unter den daſigen Einwohnern blos die Galeerenſklaven für ehrliche Leute; er und Fréron aber hatten ſich in dieſer Commiſſion der Verſchwendung und des Unterſchleifes von 800,000 Franken, die der Staatscaſſe gehörten, verdächtig gemacht, und zurück nach Paris gerufen, brachten ſie zu ihrer Verantwortung von einem Ortsvorſtande an der Straße von Marſeille nach Paris das Protokoll mit, wornach ihr Wagen auf der Rückreiſe in einen ſumpfigen Graben geſtürzt, ihr Gepäck dabei beſchädigt worden und alle ihre Aſſignaten verloren gegangen wären. Cambon, wenngleich

Digitized by Google

ein wüthender Republikaner, doch ein getreuer, ehrlicher Finanzverwalter, unterſuchte nebſt Ramel den Hergang der Sache, und fand, daß Fréron und Barras Betrüger waren. Er berichtete darüber mit Beiſchluß der Acten an den Wohlfahrtsausſchuß, der ſich jedoch ihrer, da ſie ſich zur Verantwortung erboten, annahm und ſie auch gegen Robespierre's Drohungen ſchützte. Dieſer ließ ſie, nebſt 16 andern Deputirten, welche ihre Vollmachten auf der Sendung in die Provinzen überſchritten hatten, auf die Proſcriptionsliſte ſetzen, und Fréron, ungeachtet die Jacobiner denſelben bei ſeiner Rückkehr als den Retter des Südens ausgerufen hatten, als einen Verdächtigen aus ihrem Club ſtoßen. Doch fand er bei Frau de Saint-Brice, wo er ſich mit ſeinen Schickſalsgenoſſen verborgen hielt, bei den zahlreichen Gegnern Robespierre's und bei dem Wohlfahrtsausſchuſſe, beſonders bei Barère, wie dieſer ſelbſt verſichert, die gewünſchte Sicherheit und Ermunterung, um als eine Hauptperſon unter den Verſchworenen zu Robespierre's Sturze hervortreten zu können. Er, Tallien und andere Verfolgte ließen durch Lecointre aus Verſailles eine Anklagerede gegen Robespierre ausarbeiten, und halfen die Begebenheiten des 9. Thermidor (27. Juli 1794) vorbereiten. Fréron wurde dem Befehlshaber der bewaffneten Macht, Barras, zugeordnet, um Robespierre im Stadthauſe, wohin ſie ihre Truppen führten, gefangen zu nehmen. Als dies gelungen war, fand er ſich von aller Anklage frei, bemächtigte ſich der Acten, die ihn des Unterſchleifes und der Spitzbüberei beſchuldigten, und nannte ſich mit Allen, welche Robespierre geſtürzt hatten, Thermidoriſten. Dieſe waren aber nicht alle einerlei Meinung, ſondern es befanden ſich unter ihnen Gemäßigte, aber auch gewaltthätige, ruchloſe Schergen der Schreckensherrſchaft, wie Fréron, Tallien und Barras, deren Genoſſenſchaft jene wol ertragen lernen mußten. Sie wollten Gegner und Bekämpfer der Terrorismus ſein, dem ſie kurz zuvor ſelbſt noch angehört hatten, und ſtellten ſich dem Verdachte bloß, die eine Partei zu verfolgen, um an der Spitze einer andern, weit blutdürſtigern, zur Herrſchaft zu gelangen. Fréron und Tallien wurden die eifrigſten Wortführer derſelben.

Fréron zog für ſeine Zwecke einen jungen Gelehrten, Namens Johann Joſeph Duſſault, welcher ſich ſeit dem Beginne der Revolution verborgen gehalten hatte, aus dem Dunkel hervor und beſoldete ihn als Journaliſten [1]; ſodann beſtürmte er den Nationalconvent, um die unbedingte Preßfreiheit, welche während der Schreckenszeit gezügelt worden war, zu erlangen, und als dieſe in der beſten Abſicht ertheilt worden war, trat er mit ſeinem Orateur du peuple wieder hervor, während ihn Tallien mit ſeinem Citoyen français (Ami des Citoyens) unterſtützte, um fortan gemeinſchaftlich die öffentliche Freiheit und perſönliche Sicherheit durch die Aufſtellung eines neuen Syſtemes zu untergraben. Bei Leuten, wie Barère, kam Fréron jetzt in Verdacht, er empfange monatlich 12,000 Franken aus London, um damit die Koſten ſeines Journals zu decken und den Wohlfahrtsausſchuß zu vernichten. Duſſault, der ſeinen Volksredner ſchrieb, empfing für jede Nummer 24 Franken, und durch Lecointre, den er ebenfalls bezahlte, ließ er die berüchtigte Schmähſchrift: Dénonciation des anciens membres du Comité de salut public, ſchreiben, welche gedruckt in 10—12,000 Exemplaren verbreitet wurde. Hierin wurden Barère, der Retter ſeines Lebens, Collot, Billaud und Vadier angegriffen, während im Volksredner die abgeſchmackteſten Erzählungen und die nichtswürdigſten Erdichtungen gegen dieſe Glieder des Wohlfahrtsausſchuſſes auf die Bahn gebracht und unaufhörlich gegen ſie geſchrieen wurde: tuez-les, ou ils vous tueront. Fréron blieb natürlich in den Formen des Schreckensſyſtemes, das er doch verfolgte, und berief ſich ſogar gern auf das Beiſpiel des ermordeten Marat, auf deſſen ehemalige vertraute Freundſchaft er ſich viel zu Gute that. Er half die vorhin genannten Männer des Wohlfahrtsausſchuſſes ſtürzen. Ebenſo erlangte er, obſchon ſein Antrag zur Niederreißung des Stadthauſes keinen Beifall fand, die Anklage und Verhaftung Fouquier-Tinville's, wüthete im heftigſten Tone gegen den ſogenannten Schweif Robespierre's, d. h. den Reſt der Terroriſten, und trat dem Sansculottismus in ſeiner äußern Erſcheinung der Zerlumptheit und des Schmutzes mit der Eleganz des Lebens plötzlich entgegen, worin ihn die Salons dorés unter Tallien's Leitung unterſtützten. Er ſammelte nämlich um ſich die jungen, noch nicht entnervten, Söhne vornehmer und wohlhabender Familien und bildete aus ihnen eine Gegenmacht gegen den Pöbel, deſſen Verführer er zuvor Jahre lang geweſen war. Dieſe jungen Leute mit gepuderten Köpfen, in grauen Röcken mit ſchwarzen oder grünen Aufſchlägen und Kragen und mit Knitteln in den Händen nannte man Muscadins, oder die goldene Schar Fréron's (la jeunesse dorée de Fréron). Ein anderer Bundesgenoſſe des Jugendverführers, Despaze aus Bordeaux, dichtete das berüchtigte, allenthalben hin verbreitete, Lied: Réveil du peuple; und mit den Nummern des Volksredners, worin die Jugend mit den Worten: Les armes vous manquent, creusez la terre sur les places publiques, vous y trouverez les os de vos parents! angeredet wurde, verfehlten dieſe unentgeltlich ausgetheilten Feuerbrände ihre Wirkungen nicht. Die vergoldete Jugend verſammelte ſich nach Fréron's Anleitung im Palais Royal, durchzog die Straßen und Plätze der Stadt und ſetzte, unterſtützt von gedungenen handfeſten Kerlen, den Fäuſten der Jacobiner und Hoſenloſen ihre neumodiſchen Knittel, der Marſeillaiſe der Terroriſten ihr Lied vom Erwachen des Volkes entgegen [2]. Es kam unter ihnen zu Prügeleien und Aufſtänden, während Fré-

1) Dieſer junge Mann, welcher, 1769 geboren, Journaliſt blieb, ſeit dem 18. Brumaire, da das Journal des Débats gegründet wurde, an demſelben mitarbeitete und den 14. Juli 1824 zu Paris als königlicher Bibliothekar an St. Geneviève ſtarb, iſt nicht zu verwechſeln mit Johann Duſſaulx, welcher zu Chartres 1728 geboren und 1799 geſtorben, im J. 1796 einige Lettres au citoyen Fréron richtete, die auch im gedachten Jahre zu Paris im Drucke erſchienen.

2) Dieſes Lied findet man vollſtändig bei Wachsmuth, Geſchichte Frankreichs im Revolutionszeitalter II, 378 fg., worin unter andern folgende Strophe vorkommt:

Digitized by Google

ron mit den Leuten ſeiner Farbe bei den Jacobiniſchen Hoſenloſen, deren eifriger Wortführer er einſt geweſen war, alles Anſehen verlor, und auch aus ihrem Club verſtoßen, dieſer aber hinterdrein geſchloſſen wurde. Seine Jugend vergriff ſich auch an Marat's Büſte, und er ſelbſt nahm, mit Berufung auf die Preßfreiheit, ſogar royaliſtiſche Schriftſteller in Schutz. Er galt nun für einen Gemäßigten und Ariſtokraten, und ſein Syſtem wurde vorübergehend eine Zeit lang vom Convente gebilligt. Dieſe von ihm geleitete Reaction erregte auch in den Provinzialſtädten, wie zu Avignon, Tarascon, Toulouſe, Nimes, Lyon, Marſeille und Nantes, die blutigſten Auftritte. Es bildeten ſich hier, wie die vergoldete Jugend zu Paris, Banden von jungen Leuten unter verſchiedenen Namen und machten auf die Terroriſten Jagd. Das Lied vom Erwachen des Volkes war ihre Loſung. Auch hier miſchten ſich royaliſtiſche Elemente mit unter; allein dieſer reactionaire Geiſt wurde dem Nationalconvente denn doch allgemach zu gefährlich, und weil auch prieſterliche Umtriebe ſich einmiſchten, ſo ward Fréron ſelbſt genöthigt, ein ſtrenges Decret zu beantragen und durchzuſetzen, welches die Prieſter, die zur Deportation beſtimmt waren, zwar dieſer entzogen, dagegen aber zur Verbannung verurtheilt wurden. Mittlerweile hatte der Convent Abgeordnete zur Stillung der Unruhen in die Provinzen geſendet, und ſpäter folgte ihnen auch Fréron nach, welcher, da es im Grunde ſeine Partei galt, in Marſeille und andern Städten diesmal mit mehr Schonung verfuhr, als zwei Jahre zuvor. Nach ſeiner Rückkehr verwickelte er ſich mit Maximin Isnard (ſ. d. Art.) in einen heftigen Streit über das Verfahren, welches beide nach einander zur Dämpfung jener Unruhen befolgt hatten, und Fréron ſchrieb, als die Sache im Frühjahre 1796 mit aller Leidenſchaft erneuert wurde, zu ſeiner Rechtfertigung das bekannte Mémoire historique sur la réaction royale et sur les massacres du Midi, avec des pièces justificatives, welches ſofort in 8. zu Paris im Druck erſchien und nachmals (1824), obſchon nur eine Abtheilung davon vorhanden iſt, in die Collection des Mémoires relatifs à la Révolution française aufgenommen wurde. Dieſer mit ärgerlichen Auftritten verbundene Handel führte zu keiner gerichtlichen Entſcheidung, da man ſich inzwiſchen Fréron's zu entledigen wußte, wiewol er bei der Umwandlung der Dinge im Herbſte 1795 ſeinem Freunde Barras treulich an die Hand gegangen war.

Man hatte gar wohl gemerkt, daß ſein fanatiſcher Eifer aus keiner lautern Quelle floß, ſondern dem Einfluſſe fremder Beſtechungen verdächtig geblieben war. All' ſein Toben, Schreien und Verleumden und ſeine Manöver mit der vergoldeten Jugend brachten ihm bei Auflöſung des Nationalconventes ſo wenig Credit zu Wege, daß man ihn nicht einmal in den Rath der Fünfhundert aufnehmen wollte. Seine Wahl für die ſüdamerikaniſche Colonie Cayenne wurde nicht anerkannt. Verlaſſen von ſeinen ehemaligen Freunden verlor er ſeine politiſche Bedeutung und mußte ſich in die Verborgenheit zurückziehen, wo er, wie behauptet wird, ſeine Feder an die Journale verſchiedener Farben verkaufte. Auch ſoll er um die Verſchwörung Babeuf's und der pariſer Anarchiſten gegen das Directorium 1796 gewußt und dieſelbe begünſtigt haben.

Nach den Vorfällen am 18. Brumaire (den 9. Nov. 1799) riß Bonaparte den unſeligen Politiker aus dem Elende und verſchaffte ihm die Verwaltung der pariſer Spitäler. Fréron hatte die Familie des erſten Conſuls 1793 zu Marſeille, wohin ſie ſich aus Corſica geflüchtet hatte, und dieſen ſelbſt vor Toulon kennen gelernt. Deſſen zweite Schweſter, Carletta, nachmals Marie Pauline genannt, verliebte ſich in ihn, und war eben im Begriffe, ihm die eheliche Hand zu reichen, als ein anderes Weib ſie verdrängte, welches Fréron auch heirathete. Dieſer bewahrte gleichwol noch Anhänglichkeit an Napoleon Bonaparte, ſprach von deſſen Verdienſten im Nationalconvente, als derſelbe hilflos und von ſeinem militairiſchen Poſten entfernt 1795 nach Paris gekommen war, und verhalf ihm auch zu einer Anſtellung bei der Artillerie, woraus jedoch Nichts wurde, weil ihn Barras unmittelbar darnach zu einem wichtigern Poſten bei den Conventstruppen berief. Fréron aber, der als Spitalverwalter nicht auf die gewünſchte Weiſe aus der Noth geriſſen worden war, ließ Bonaparte'n keine Ruhe, bis er beſſer verſorgt wurde. Der Conſul machte ihn, um ſeiner los zu werden, zum Unterpräfecten in St. Domingo, wohin er auch zu Ende des Jahres 1801 mit dem Generale Leclerc, der Napoleon's Schweſter Carletta geheirathet hatte, abreiſte, dort aber zwei Monate nach ſeiner Ankunft, 1802, ſtarb, ſei es an den Folgen des ſchädlichen Klima's, oder aus Gram, da er, wie man ſagt, dieſe Verſetzung als eine Verbannung aus ſeinem Vaterlande anſah[3]).

(*B. Röse.*)

Frescomalerei, ſ. Malerei.

FRESENBURG, ein adeliges Gut in Holſtein, im Kirchſpiele Oldesloe. Im 16. Jahrh. wohnten hier Menoniſtiſche Frieſen, die ſpäter nach Altona und Hamburg zogen. Hier ſoll 1561 Menno Simonis geſtorben ſein.

(*v. Schubert.*)

Fresenia *Cand.*, ſ. Diplopappus.

FRESENIUS, 1) Johann Philipp, war den 22. Oct. 1705 zu Niederwieſen in der Pfalz, unweit Kreuznach, geboren, wo ſein Vater Johann Wilhelm Freſenius, früher Schullehrer zu Merrheim auf dem Hundsrück, damals eine Pfarrſtelle bekleidete[1]). Seine Mutter, Marie Margarethe, war die Tochter des Oberſchultheiß Metz zu Merrheim. Den erſten Unterricht verdankte Freſenius ſei-

---

Manes plaintifs de l'innocence
Apaisez-vous dans vos tombeaux,
Le jour tardif de la vengeance
Fait enfin pâlir vos bourreaux.

3) Benutzt wurden außer dem angeführten Werke von Wachsmuth noch die Mémoires de *Barère* (Paris 1842—1844.), in vier Bänden; Dictionnaire universel, historique, critique et bibliographique VII, 200 sq.; *Beauvais*, Dictionnaire historique I, 1145 und Biographie des Contemporains VII, 344—348, nebſt *Quérard*, La France littéraire III, 211. Auszüge aus Fréron's Volksredner findet man in der Histoire parlementaire de la révolution française von Buchez und Roux.

1) Er ſtarb zu Niederwieſen am 25. Mai 1727; ſ. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 167.

Digitized by Google

nem Vater. Späterhin ſorgte der Prediger Hofmann in Merrheim für ſeine höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung. In Strasburg widmete er ſich ſeit dem Jahre 1723 dem Studium der Theologie. Die Profeſſoren Silber und Lorenz waren ſeine Hauptführer im Gebiete jener Wiſſenſchaft [2]). Mangel an Unterſtützung verſetzte ihn während ſeiner akademiſchen Laufbahn oft in die drückendſte Lage. Unverändert aber blieben ſein Fleiß und das Streben nach einer vielſeitigen gelehrten Bildung. Den Plan, zu ſeiner höhern Ausbildung noch eine andere Univerſität zu beziehen, mußte er aufgeben. Er übernahm 1726 eine Hauslehrerſtelle bei dem Rheingrafen zu Grumbach. Der Herzog von Zweibrücken eröffnete ihm Ausſichten zu einer Feldpredigerſtelle in franzöſiſchen Dienſten. Er zog es jedoch vor, ſich in ſeine Heimath zu begeben, wo er in ſeinem Geburtsorte Niederwieſen 1727 der Amtsnachfolger ſeines Vaters ward. Dieſe Stelle bekleidete er bis zum Jahre 1734, wo ihn die damals am Rhein ausgebrochenen Kriegsunruhen nöthigten, in Darmſtadt ein Aſyl zu ſuchen. Noch im J. 1734 folgte er dem Rufe zum zweiten Burgprediger nach Gießen. Im J. 1735 erhielt er auch eine Lehrerſtelle an dem dortigen Pädagogium. Er las philoſophiſche und theologiſche, vorzüglich aber exegetiſche und aſketiſche Collegien. Im J. 1736 ward er Diakonus bei der Hofgemeinde in Darmſtadt und 1738 Director des dort errichteten Proſelyteninſtituts [3]). Im J. 1742 ging er wieder nach Gießen zurück, wo man ihm die Stelle eines außerordentlichen Profeſſors der Philoſophie und zweiten Stadt- und Burgpredigers angetragen hatte [4]). Er bekleidete dies Amt nur kurze Zeit. Bereits im Mai 1743 folgte er dem Rufe zum Prediger an der St. Peterskirche in Frankfurt am Main. In ſeiner daſelbſt 1743 gedruckten Antrittsrede ſprach er von der apoſtoliſchen Lehrart, als dem beſten Muſter, nach welchem ein Prediger des Evangeliums ſich einzurichten habe. Neben ſeinem Amte an der St. Peterskirche übernahm Freſenius zugleich die Mittwochspredigten in der Hauptkirche zu den Barfüßern. Er vicarirte auch mit andern Pfarrern ſeit 1744 für den damals ſchwer erkrankten Prediger Pfefferkorn an der St. Katharinenkirche, bis er an derſelben 1747 als Sonntagsprediger angeſtellt und nach Walther's Tode (1748) Senior, Conſiſtorialrath und ordentlicher Sonntagsprediger an der Hauptkirche zu den Barfüßern ward [5]). In dieſen Verhältniſſen fühlte er ſich ſo glücklich, daß er mehre Anträge zu auswärtigen Beförderungen ablehnte. In Meiningen hätte er Generalſuperintendent werden können. Eine gleiche Stelle war ihm in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein angetragen worden, ſo auch eine ordentliche Profeſſur der Theologie zu Helmſtedt, mit der Würde eines Abtes zu Marienthal und Michaelſtein. Im J. 1749 erhielt er von der theologiſchen Facultät zu Göttingen die Doctorwürde [6]).

Freſenius ſtarb am 4. Juli 1761, im 56. Lebensjahre. Er war einer der eifrigſten Verfechter der reinen evangeliſchen Lehre, die er mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Waffen gegen die Angriffe der römiſchen Kirche zu vertheidigen ſuchte. In eine frühere Periode fällt ſeine literariſche Fehde mit dem katholiſchen Prieſter Johann Nicolaus Weislinger zu Capell im Breisgau. Durch eine unter dem ſeltſamen Titel: Friß Vogel, oder ſtirb! herausgegebene Schrift dieſes Mannes, den Freſenius in Strasburg perſönlich kennen gelernt und über Religionsangelegenheiten ſich mit ihm beſprochen hatte, ward Freſenius zu einer gründlichen Widerlegung veranlaßt, die er 1731 ohne Angabe des Druckortes bekannt machte [7]). Weislinger ſetzte den Streit fort, und erlaubte ſich ſo heftige und unwürdige Angriffe gegen die Lutheriſche Kirche, daß Freſenius es unter ſeiner Würde fand, ſich dagegen zu verantworten [8]). Auch mit den Herrnhutern verwickelte ihn ſein Eifer, über die Reinheit des evangeliſchen Lehrbegriffs zu wachen, in mancherlei Streitigkeiten. Im J. 1745 erſchien von ihm zu Frankfurt ſeine vorläufige Antwort, die er denen zu ertheilen pflege, die ihn fragten, ob ſie zu der herrnhutiſchen Gemeinde übergehen, oder in derſelben bleiben ſollten. Ausführlicher handeln von dieſem Streite ſeine „Berühmten Nachrichten von herrnhutiſchen Sachen" [9]). Als Seelſorger und Kanzelredner war er allgemein geſchätzt. Durch ſeinen ſanften, eindringenden Vortrag wußte er die Herzen ſeiner Zuhörer für ſich zu gewinnen und manchen aus den Feſſeln des Unglaubens und einer verkehrten Sinnesart zu retten [10]). Zu

2) Unter dem Vorſitze des zuletzt genannten Gelehrten vertheidigte Freſenius ſeine Theses de Justificatione. (Argentor. 1725. 4.) 3) Vergl. ſeine Kurze Nachricht von den neuen Proſelytenanſtalten zu Darmſtadt, nebſt einer wohlgemeinten Einladung zu einem milden Beitrag für dieſelben (Darmſtadt 1738. Fol.); auch abgedruckt in dem Heſſiſchen Hebopfer. 21. St. S. 57 fg. — Zu dieſer Schrift fügte Freſenius noch eine Ausführliche Beſchreibung der neuen Proſelytenanſtalten in Darmſtadt. (Darmſtadt 1739. 4.) Vergl. Sammlung von alten und neuen theologiſchen Sachen. 1744. S. 443 fg. Neuwieder gründliche Nachrichten von politiſchen und gelehrten Sachen. 1739. S. 1563 fg. 4) Seine Abſchiedspredigt, die er in der Schloßkirche zu Darmſtadt am 23. Sonntage nach Trinitatis hielt, iſt betitelt: „Die Freudigkeit eines Lehrers, der bei dem Abſchiede von ſeiner Gemeinde mit Wahrheit ſagen kann, daß er rein ſei von Aller Blut." (Darmſtadt 1742.) Vergl. Frankfurter gel. Zeitung. 1742. Nr. 95. S. 657 fg. 5) Seine Abſchiedspredigt in der Katharinenkirche und ſeine Antrittspredigt in der Barfüßerkirche findet man in den von Freſenius herausgegebenen „Heilſamen Betrachtungen über die Sonn- und Feſttagsevangelien, nebſt einem Anhange von Caſualpredigten." (Frankfurt und Leipzig 1750. 4.) S. 1525 fg. 1541 fg.

6) Seine Inauguraldiſſertation iſt betitelt: De prudentia pastorali ad signa hujus temporis composita (Gotting. 1749. 4.); auch gedruckt in ſeinen Paſtoralſammlungen. 16. Th. S. 195 fg. Vergl. Kraft's Theologiſche Bibliothek. 36. St. S. 575 fg. Göttinger gel. Zeitung. 1749. 108. St. S. 857 fg. 7) ſ. die Recenſion dieſes Werkes in der Sammlung von alten und neuen theologiſchen Sachen. 1740. S. 191 fg. 8) Die Hauptangriffe Weislinger's enthält die von ihm 1738 zu Strasburg herausgegebene Schrift unter dem ſonderbaren Titel: Auserleſene Merkwürdigkeiten von alten und neuen theologiſchen Marktſchreiern, Taſchenſpielern, Schleichern, Winkelpredigern, falſchen Propheten, Blindenführern, Splitterrichtern u. ſ. w. 9) Frankfurt 1747—1751. 4 Bände. Vergl. Kraft's Theologiſche Bibliothek. 19. St. S. 733 fg. 27. St. S. 579 fg. 49. St. S. 779 fg. 69. St. S. 771 fg. 10) ſ. ſeine Merkwürdige Nachricht von der wunderbaren Bekehrung eines großen Naturaliſten (G. C. von Dyhern), Frankfurt 1759., auch gedruckt in den von Freſenius herausgegebenen Paſtoralſammlungen. 24. Th. S. 47 fg. Sieg der Wahrheit über den Unglau-

Digitized by Google

dieſem Zwecke ſuchte er als aſketiſcher Schriftſteller zu wirken. Sein Beicht- und Communionbuch, zu Frankfurt am Main 1746 gedruckt, erlebte 1770 die ſechſte Auflage. Auch ſeine zu Frankfurt 1755 herausgegebenen Reden über die epiſtoliſchen Texte wurden noch im J. 1782 neu gedruckt. Eins ſeiner umfangreichſten Werke waren ſeine Paſtoralſammlungen, von denen in den Jahren 1748—1760 zu Frankfurt 24 Octavbände erſchienen [11]). Mehre Aufſätze von ihm enthält das „Heſſiſche Hebopfer." Er ſetzte dieſe von J. J. Rambach herausgegebene theologiſche Zeitſchrift nach deſſen Tode mit C. F. Neubauer fort. Verdient machte ſich Freſenius noch durch die Herausgabe mehrer Schriften von J. J. Rambach, J. G. Walch u. a. berühmten Theologen [12]).

2) **Johann Friedrich**, geb. am 27. Jan. 1717 zu Niederwieſen, unweit Kreuznach, in der Pfalz, widmete ſich zu Gießen der Theologie und beendete ſeine Studien in Straßburg. Er übernahm hierauf eine Hauslehrerſtelle bei dem geheimen Rath von Wieger in Darmſtadt. Als Gehilfe bei den dort errichteten Proſelytenanſtalten reiſte er im April 1739 durch einen großen Theil von Ober- und Niederſachſen nach Dänemark. Sein Bruder, Johann Philipp, war Director der erwähnten Anſtalten in Gießen geworden. Dorthin begab ſich Freſenius 1742 und blieb für dieſelben unermüdet thätig. Zugleich beſchäftigte er ſich mit theologiſchen und philoſophiſchen Studien. Im J. 1743 ward er Pfarrer zu Rimbach in der Grafſchaft Erbach, 1745 Stadtprediger in Erbach und bald nachher dort zum Hofprediger und Conſiſtorialaſſeſſor ernannt. Seit 1748 bekleidete er die Stelle eines Conſiſtorialraths, Inſpectors und Oberpfarrers in Schlitz. Er ſtarb am 12. Febr. 1783. Seine mannichfachen körperlichen Leiden, die ſeine letzten Lebensjahre trübten, ertrug er mit wahrhaft chriſtlicher Geduld. Geſchätzt war er wegen ſeines evangeliſchen Lebenswandels und wegen der treuen Verwaltung ſeines Predigtamts. Um das Kirchen- und Schulweſen machte er ſich vielfach verdient. Als Schriftſteller ward er, außer einer Genealogie Chriſti, vorzüglich bekannt durch ein Werk über Rechtfertigung eines Sünders vor Gott. Zu dieſem Werke, das 1747 zu Frankfurt am Main erſchien und ebendaſelbſt, zu zwei Theilen erweitert, neu aufgelegt ward [13]), ſchrieb ſein älterer Bruder, Johann Philipp, eine leſenswerthe Vorrede. Auch mehre einzelne Predigten von Freſenius erſchienen im Druck [14]).

3) **Friedrich Anton**, geb. am 25. Sept. 1745 zu Erbach, wo ſein Vater, Johann Friedrich Freſenius, ſpäterhin Conſiſtorialrath und Oberpfarrer zu Schlitz, damals Stadtprediger war. Neben der Theologie beſchäftigte ſich Freſenius vorzüglich mit philologiſchen Studien. Er ward Rector zu Schlitz und bekleidete dort zugleich die Stelle eines dritten Geiſtlichen. Späterhin ward er Prediger zu Queck bei Schlitz und 1783 Stadtpfarrer in Schlitz. Nach vieljähriger treuer Amtsverwaltung ſtarb er dort am 11. Juni 1815. Seit 1777 war er correſpondirendes Mitglied der caſſeler Geſellſchaft der Alterthümer. Seinem Vater ſetzte er ein biographiſches Denkmal in der Schrift: „Der Lebenslauf aus Kindespflicht, oder die Schickſale und der Tod des Herrn Joh. Friedrich Freſenius, geweſenen Conſiſtorialis" u. ſ. w. (Hersfeld 1783. Neue Ausgabe ebendaſ. 1789.) Zu den „gemeinnützigen Kalenderleſereien," die er zu Frankfurt 1786—1789 in vier Octavbänden herausgab, fügte er ſpäterhin noch die erſte und zweite Probe eines „allgemeinen teutſchen Muſterkalenders" [15]). Über die bekannte, allgemeines Aufſehen erregende Prophezeiung des Predigers Ziehen vom nahe bevorſtehenden Untergange der Welt theilte Freſenius in einer 1786 erſchienenen Schrift intereſſante Bemerkungen mit, vorzüglich über die muthmaßlichen Folgen jener Prophezeiung für die Bewohner der Schweiz, der Rhein- und Maingegenden und anderer teutſchen Provinzen. Von ſeinem Nachdenken über Gegenſtände der Pädagogik zeugte eine Schrift, in welcher er auf einige Hinderniſſe bei der Erziehung und Ausbildung der Kinder aufmerkſam machte. In ſeinem Volkskatechismus gab er einige Vorſchriften, das menſchliche Leben zu verlängern. So ſchrieb er auch eine aus mehrjährigen Erfahrungen geſchöpfte „praktiſche Wetterkunde," vorzüglich für Ökonomen und Landleute beſtimmt. Dies Werk, zu Gotha 1799 gedruckt, ſcheint ſein letztes geweſen zu ſein [16]).

4) **Johann Christian Ludwig**, jüngerer Bruder von Friedrich Anton Freſenius, geb. am 20. März 1748

---

den, den die Barmherzigkeit Gottes offenbar werden laſſen an dem Herrn Baron von Wunſch, dem Herrn General von Dyhern u. ſ. w. (Frankfurt 1760. Neue Ausgabe ebendaſ. 1766.) Vergl. Allgem. teutſche Bibliothek. 7. Th. 1. St. S. 259 fg.

11) Vergl. Kraft's Theologiſche Bibliothek. 36. St. S. 554 fg. 43. St. S. 226 fg. 52. St. S. 98 fg. 105. St. S. 437 fg. Göttinger gel. Zeitung. 1752. 13. St. S. 127 fg. 116. St. S. 1146. 1753. 23. St. S. 206 fg. Jenaiſche gel. Zeitung. 1753. 75—79. St. Tübinger Berichte. 1758. 19—21. St. Hamburger freimüthige Nachrichten. 1758. 53. St. S. 419 fg. 12) Vergl. Neubauer's Nachrichten von den jetztlebenden Theologen. S. 214 fg. Moſer's Beitrag zu einem Lexico der jetztlebenden Theologen. S. 210 fg. Schmerſahl's Geſchichte jetztlebender Gottesgelehrten. 1. St. S. 16 fg. Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtſchaffener Prediger. 4. Th. S. 225 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 166 fg. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 479 fg. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutſchlands. 1. Bd. S. 431 fg.

13) Der vollſtändige Titel lautet: Abhandlung von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, worin dieſelbe in ihren wahren Gründen vorgeſtellet, dabei auch der richtige Weg, dazu zu gelangen, die Beſtätigung in derſelben, ſammt den herrlichen Früchten, welche daraus erwachſen, deutlich gezeiget, und das ganze evangeliſche Chriſtenthum daraus hergeleitet wird. (Frankfurt und Leipzig 1766—1767.) 2 Thle. 14) Vergl. die von ſeinem Sohne, Friedrich Anton Freſenius, verfaßte Biographie: Der Lebenslauf aus Kindespflicht, oder die Schickſale und der Tod des Herrn Joh. Friedr. Freſenius u. ſ. w. (Hersfeld 1783. Neue Ausgabe ebendaſ. 1789.) Luck's Kirchengeſchichte der Grafſchaft Erbach. S. 94 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 168 fg. Adelung's Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 478 fg. 15) Weißenburg in Franken 1789—1790. 2 Hefte. 16) Vergl. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 160 fg. Meuſel's Gelehrtes Teutſchland. 2. Bd. S. 423 fg. 9. Bd. S. 376. 11. Bd. S. 240. 17. Bd. S. 619.

Digitized by Google

zu Schlitz, erhielt den erſten Unterricht im älterlichen Hauſe. Seit 1761 beſuchte er das Gymnaſium zu Weilburg. Oſtertag und Köſter waren dort ſeine vorzüglichſten Lehrer. Er war damals erſt 13 Jahre alt. Durch Talent und Fleiß zeichnete er ſich unter ſeinen Mitſchülern vortheilhaft aus. Mathematik und Naturgeſchichte waren ſeine Lieblingsſtudien. Auch an den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten fand er viel Geſchmack. Raſche Fortſchritte machte er beſonders in der Muſik und im Zeichnen. Nur die Nothwendigkeit, ſich ein Brodſtudium zu wählen, brachte ihn von dieſen Beſchäftigungen wieder ab. Er entſchied ſich für die Jurisprudenz. Im J. 1768 eröffnete er ſeine akademiſche Laufbahn in Jena. Das Studium der Rechte betrieb er dort mit großem Eifer. Eine Hofmeiſterſtelle, die er 1770 in Regensburg angetreten hatte, gab er bereits nach einem halben Jahre wieder auf. Im J. 1771 ward er Advocat und Procurator bei der mittelrheiniſchen Reichsritterſchaft und kaiſerl. Burg Friedberg. Seine gründlichen Rechtskenntniſſe erwarben ihm eine ausgebreitete Praxis und das beſondere Zutrauen des Grafen von Görz, der ihn 1774 zum Rath und Conſulenten ernannte. Dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt verdankte er 1776 den Charakter eines wirklichen Raths. Im J. 1779 ward er als Rath und Syndicus der mittelrheiniſchen Ritterſchaft nach Friedberg berufen. Den Charakter als Regierungsrath, den er dem gräflich Iſenburgiſchen Hauſe verdankte, behielt er bei. Im Juni 1785 legte er ſeine bisherige Stelle nieder und trat in heſſen-homburgiſche Dienſte als wirklicher geheimer Rath, doch mit der Erlaubniß, in Friedberg zu wohnen und mit der Reichsritterſchaft ferner in Verbindung zu bleiben. Bereits 1777 hatte ihn die heſſen-caſſelſche Geſellſchaft des Ackerbaues und der Künſte zu ihrem Mitgliede ernannt. Sein Todesjahr iſt nicht auszumitteln.

Seine literariſche Laufbahn eröffnete er mit einer Abhandlung über die Verjährung in Schuldſachen [17]. Gleichzeitig ſchrieb er über die Rechtmäßigkeit der Steuern [18], über eine neue Geſetzgebung in Teutſchland [19] und andere juriſtiſche Materien. In den von ihm herausgegebenen Meditationen für Rechtsgelehrte [20] lieferte er mehre Abhandlungen aus dem Civil-, Lehn- und Staatsrechte. Einen Anhang zu jenen Meditationen bilden ſeine Betrachtungen über verſchiedene Rechtsfragen bei Einziehung der Jeſuitengüter [21]. Die Veranlaſſung zu dieſem Werke boten ihm ein Streit zwiſchen den Häuſern Naſſau-Oranien und Wied-Runkel über die Güter des Kloſters und nachherigen Hoſpitals Beſelich. Gleichzeitig (1779) machte er den Entwurf eines neuen Gerichtsverfahrens bekannt. Anonym und ohne Angabe des Druckorts erſchien 1785 in Fol. ſeine Schrift: Die unumſtößlichen Rechte und die Gerichtsbarkeit des Hauſes Solms über das Kloſter Arnsburg, und die klöſterliche völlige Unterwürfigkeit mit den daraus fließenden Verbindlichkeiten und übrigen echten Verhältniſſen.

Seine politiſchen und philoſophiſchen Schriften ſammelte Freſenius zum Theil in dem von ihm herausgegebenen Werke: „Für Regenten und Staatsmänner“ [22], in der abwechſelnden Form von Reden, Briefen und Dialogen über eine neue Geſetzgebung in Teutſchland, über die Ehrenauszeichnungen in teutſchen Staaten, über die Staatsbereicherung, über die Mittel, den gefallenen Preis der Grundſtücke zu ſteigern, über die Schädlichkeit und Unſchädlichkeit der Monopole [23] u. a. Gegenſtände. Beweiſe ſeiner Freimüthigkeit als politiſcher Schriftſteller gab er in der Broſchüre: „Über Teutſchland, dem Genius des Vaterlandes und ſeinem großen Kaiſer gewidmet“ [24], und in einer andern, ohne Angabe des Druckorts herausgegebenen, Schrift unter dem Titel: „Das Jahr 1783, eine politiſche Vorleſung auf der königl. Akademie zu Boſton im Jahre chriſtlicher Zeitrechnung 2050.“

Auch als Dichter verſuchte ſich Freſenius in „Empfindſamen Launen“ [25]. Dieſe Sammlung enthält theils proſaiſche Aufſätze, theils Gedichte, unter andern den ſchon früher zu Frankfurt 1775 beſonders gedruckten Dialog: „Polemon und Kentas, oder über den Werth der Liebe,“ und das ebenfalls ſchon beſonders erſchienene Epos: „Nereis,“ in vier Geſängen [26]. Freſenius widmete das genannte Werk der Landgräfin von Heſſen-Homburg. Ein anderes poetiſches Werk, „Zwillinge fürs Theater“ betitelt [27], enthält zwei Schauſpiele: „Mariane,“ und: „die Gefangenen, oder der Aufſtand in Peru.“ Beide Stücke haben eine moraliſche Tendenz durch die darin dargeſtellte Belohnung der Tugend und Beſtrafung des Laſters. Sein vaterländiſches Schauſpiel „Hermann“ [28] ward in Wien mit Beifall aufgeführt und von dem dortigen Nationaltheater mit dem Preiſe gekrönt. In dem Charakter Hermann's ſoll Freſenius ſich ſelbſt geſchildert haben [29].

5) Philipp Joseph, geb. am 13. April 1752 zu Frankfurt am Main, ein Sohn von Johann Philipp Freſenius, verdankte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Appelmann, Willemar und Zink waren dort ſeine vorzüglichſten Lehrer. Er war kaum neun Jahre alt, als ihm der Tod (1761) ſeinen Vater entriß. In der Schule zu Homburg vor der Höhe, wohin ihn ſeine Mutter um dieſe Zeit ſandte, ſorgte der Rector Flick für die weitere Ausbildung ſeines

17) Frankfurt a. M. 1773. 4. Vergl. Frankf. gel. Anmerk. 1773. 35. St. S. 332 fg. 18) Frankfurt a. M. 1773. 19) Ebendaſ. 1774. 20) Das erſte Stück erſchien zu Gießen 1776, nebſt drei Fortſetzungen in 2 Bänden. (Frankfurt 1777—1779.) Es ſind 13 Abhandlungen in dieſer Sammlung enthalten. Vergl. Allgem. teutſche Bibliothek. 33. Bd. S. 116 fg. Anh. vom 25—36. Bde. 5. Abth. S. 2814. Anh. vom 37—52. Bde. 1. Abth. S. 121 fg. v. Selchow's Juriſtiſche Bibliothek. 4. Bd. S. 500 fg. Gothaiſche gel. Zeitung. 1778. 94. St. 1780. 37. St. 21) Frankfurt und Leipzig 1779. Vergl. Lemgoer auserleſene Bibliothek. 19. Bd. S. 412 fg. Frankf. gel. Anz. 1779. Nr. 36.

22) Frankfurt 1776. Vergl. Frankf. gel. Anz. 1777. Nr. 5. Allgem. teutſche Bibliothek. 29. Bd. S. 112 fg. 31. Bd. S. 274 fg. 23) Auch gedruckt in dem Hanauiſchen Magazin. 1778. S. 399 fg. 24) (Wien) 1781. Vergl. Frankf. gel. Anzeigen. 1782. Nr. 19. 25) Frankfurt und Leipzig 1777. Vergl. Allgem. teutſche Bibliothek. 35. Bd. S. 495 fg. 26) Vergl. a. a. O. 32. Bd. S. 464 fg. 27) Hersfeld 1780. 28) 1782 (ohne Angabe des Druckorts). 29) Vergl. Weidlich's Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 202 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 170 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 424 fg. 9. Bd. S. 376.

Digitized by Google

Geiſtes. Im J. 1771 bezog er die Univerſität Gießen. Er widmete ſich dort der Theologie. Böhm, Schulz, Bahrdt, Benner, Duvrier und Rambach waren ſeine Hauptführer im Gebiete der genannten Wiſſenſchaft. Im J. 1774 übernahm er das Vicariat für ſeinen Oheim, den Inſpector Freſenius in Schlitz, der durch Kränklichkeit an der Beſorgung ſeiner Amtsgeſchäfte verhindert worden war. Für ihn übernahm Freſenius namentlich den Unterricht in den ſämmtlichen Gymnaſialdisciplinen. Von Frankfurt am Main, wo er im Sommer 1775 nach einem eingereichten ſehr gründlichen Specimen über Joh. 14, 18—21 das Tentamen beſtanden hatte, kehrte er nach Schlitz zurück. Er blieb dort bis zum Frühjahre 1779. Um dieſe Zeit begab er ſich nach Frankfurt am Main, wo er in die Reihe der Candidaten des Predigtamts trat. In einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben erging an ihn im Juli 1783 der Ruf zum Rectorat und der Adjunctur des Miniſteriums zu Homburg vor der Höhe. Freſenius wäre gern in ſeiner Vaterſtadt geblieben. Gleichwol dünkte ihm der erwähnte Antrag zu ehrenvoll, um ihn abzulehnen, da mit demſelben zugleich die Ernennung zum Inſtructor der Prinzen von Heſſen-Homburg verbunden war. Kurz vor ſeiner Ordination erkrankte er jedoch ſo gefährlich, daß er dem Rathe ſeiner Ärzte nachgeben und auf die ihm angetragene Stelle verzichten mußte. Der frankfurter Senat wählte ihn im December 1783 zum Lehrer der ſechsten Claſſe des Gymnaſiums. Im Januar 1784 trat er ſein Amt an, und am 16. December des genannten Jahres wurde er zum Schulcollegen der fünften Claſſe ernannt. Durch ſeine gründlichen Kenntniſſe, wie durch die Lebendigkeit und Wärme ſeines Vortrags übte er einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf die Bildung der ihm anvertrauten Jugend aus. Mit ſeinen öffentlichen Lehrſtunden verband er einen ausgebreiteten Privatunterricht in mehren Familien. Was er, durchdrungen von der Wichtigkeit ſeines Berufes, in einer am 6. April 1784 gehaltenen Rede geäußert hatte, erfüllte er, ungeachtet ſeiner oft leidenden Geſundheit, aufs Pünktlichſte. Als Lehrer vereinigte er Ernſt und Feſtigkeit mit Nachſicht und Milde. Von ſtarrem Pedantismus war er ebenſo frei, als von Verzärtelung der Jugend. Er gewann dadurch die allgemeine Achtung und Liebe ſeiner Schüler, die ihm dieſelbe auf vielfache Weiſe bethätigten. Bei der neuen Organiſation des frankfurter Gymnaſiums im J. 1812 ward er zum Profeſſor der zweiten Claſſe für das Studium der lateiniſchen und teutſchen Sprache ernannt, und 1818 ertheilte ihm die philoſophiſche Facultät zu Gießen honoris causa den Doctorgrad. Das ihm überſandte Ehrendiplom charakteriſirt ihn mit den Worten: Doctrina, muneris tuendi religione et probitate conspicuo, de juventute erudienda, virtutis studio imbuenda, et in subsidiis ingenii excolendi parandis adjuvanda per triginta et quod excurrit annos optime merito. Im September 1818 ward er, mit gerechter Anerkennung ſeiner Verdienſte, in Ruheſtand verſetzt; doch verſah er noch ſeine bisherigen Amtsfunctionen bis Oſtern 1819, wo K. Ritter, der nachherige Profeſſor in Berlin, als Lehrer an ſeine Stelle trat. Für das Wohl ſeiner Anſtalt blieb Freſenius deſſenungeachtet noch immer thätig, unter andern durch eine von ihm geſtiftete Caſſe für dürftige Gymnaſiaſten. Auch durch einige ſchriftſtelleriſche Arbeiten beurkundete Freſenius ſeine Amtsthätigkeit, durch ein von ihm herausgegebenes „Genußbüchlein" und durch ein Oſterprogramm, in welchem er 1823 die Geſchichte der frankfurter Witwencaſſe erzählte. Er ſtarb am 29. Sept. 1830. Einer ſeiner Schüler rief ihm an ſeinem Grabe die Worte nach: „Die Quelle aller der Tugenden, die ſein Leben ſchmückten, war ſein frommer Sinn. Sein Führer war Gottes Wort, ſein Troſt das Gebet, ſein Vertrauen der Erlöſer und ſeine Hoffnung das Vaterhaus" [30]).

6) **August**, geb. 1790, ſtudirte zu Heidelberg die Rechte, beſchäftigte ſich aber zugleich viel mit der ſchönen Literatur. Sein früher Tod im J. 1813 unterbrach die höhere Ausbildung ſeines poetiſchen Talents. Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien zu Darmſtadt 1812 [31]). Nach ſeinem Trauerſpiele „Thomas Aniello," das Fouqué 1818 zu Frankfurt am Main herausgab, ſchien Freſenius beſondere Anlagen zum Dramatiſchen zu beſitzen. Auf den erſten Theil ſeiner hinterlaſſenen Schriften, der die genannte Tragödie enthält, iſt kein zweiter gefolgt [32]).

(***Heinrich Döring.***)

FRESNAY LE VICOMTE, Hauptſtadt eines Cantons im Bezirke Mamers des Departements der Sarthe, unweit der Sarthe, im alten Ober-Maine, 260 Häuſer und 2500 Einwohner. Die Bewohner fertigen treffliche Hanfleinwand und kleine Servietten (Turlaux); Viehhandel. Der Ort hatte in früheren Zeiten den Titel einer Baronie und gehörte dem Hauſe Froulay. (***Daniel.***)

FRESNEDA, bemauerte Villa in der Provinz und Subdelegation Saragoſſa, unweit der cataloniſchen Grenze, mit 2500 Einwohnern, vier Thoren, Caſtell, zwei Pfarrkirchen, Hoſpital, zwei Schulen. Der Ort war früher etwas befeſtigt; allein weil er ſich im Erbfolgekriege für Karl III. erklärt, ließ ihn Philipp V. 1706 zerſtören.

(***Daniel.***)

Fresnelia ***Mirb.***, ſ. **Thuia**.

FRESNOY (Charles Alphonse du), geb. 1611 zu Paris, war der Sohn eines dortigen Apothekers, dem er eine ſorgfältige Erziehung verdankte. Der väterliche Wunſch, daß er ſich der Medicin widmen möchte, harmonirte nicht mit ſeinen Neigungen. In den Schulen ſeiner Vaterſtadt zeichnete er ſich durch Fähigkeiten und Fleiß aus. Die Liebe zur Dichtkunſt verdrängte jedoch in ihm das Intereſſe an den Wiſſenſchaften. Seine erſten poetiſchen Verſuche berechtigten zu nicht gewöhnlichen Erwartungen in der Zeit einer reifern Entwicklung ſeines Talents. Dichtkunſt und Malerei beſchäftigten ihn faſt ausſchließlich. Aber ſein Entſchluß, die letztere zu ſeinem Lebensberuf zu wählen, ſtand, ungeachtet des Widerſpruchs

30) Vergl. ein von dem Rector und Profeſſor Bömel in Frankfurt am Main 1831 herausgegebenes Programm. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 181 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. VIII. 2. Th. S. 703 fg. 31) Mehre ſeiner Gedichte enthält das Heidelberger Taſchenbuch auf das Jahr 1812. 32) Vergl. Meuſel's Gel. Teutſchland. 22. Bd. Liefer. 2. S. 216. Raßmann's Literariſches Handwörterbuch der verſtorbenen teutſchen Dichter. S. 383.

ſeiner Ältern, unerſchütterlich feſt. Bei Porier und Vouet nahm er Unterricht im Zeichnen. Zu ſeiner höhern Ausbildung ging er 1634 nach Italien. Da ſeine Ältern und Verwandten, die ſeinen Entſchluß misbilligten, ihn ohne alle Unterſtützung ließen, ſo kämpfte er in Rom oft mit dem Mangel an den nöthigſten Bedürfniſſen. Einigermaßen verbeſſerte ſich ſeine Lage durch ſeinen Jugendfreund Mignard, der ihn 1636 in Rom aufſuchte. So trübe Erfahrungen unterdrückten nicht in ihm die Liebe zur Malerei. Er copirte mehre Gemälde Rafael's und anderer Meiſter. In die Myſterien der Kunſt ſuchte er durch fortgeſetzte Studien immer tiefer einzudringen und ſammelte darüber mehre Notizen, die er in lateiniſchen Verſen niederſchrieb, und dieſelben zum Entwurf eines Gedichts über die Malerei (De arte graphica. [Paris 1757. 12.]) benutzte. Eine franzöſiſche Überſetzung dieſes Gedichts von de Piles erſchien zu Paris 1658 unter dem Titel: L'art de peinture de *du Fresnoy*, mit hinzugefügten Anmerkungen. Dieſer poetiſche Verſuch, der ihm nach ſeinem eigenen Geſtändniß viele Mühe und manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet, fand im Allgemeinen weit weniger Beifall, als die Ausübung ſeiner Kunſt, durch die er ſich viele Freunde und Gönner erwarb. Das erwähnte Gedicht hat einzelne ſchöne Züge und zeugt von einem fein gebildeten Geſchmack. Es ermüdet jedoch durch ſyſtematiſche Trockenheit im Entwurf und ſelbſt in der poetiſchen Einkleidung. Fresnoy ſtarb 1665 in einem bei Paris gelegenen Dorfe, im 54. Lebensjahre *).

(*Heinrich Döring.*)

FRÉTEAU (Jean Maria Nicolas), Arzt und Wundarzt, geb. zu Meſſac bei Rennes in der Bretagne im J. 1765. Er genoß die wiſſenſchaftliche Vorbildung in Rennes, wo ſein Vater Advocat beim Parlament war. In Rennes begann er auch das Studium der Medicin und ſetzte es dann in Paris fort. Nachdem er einige Jahre in Nantes prakticirt hatte, wurde er 1793 zum Regimentschirurgen bei den ambulanten Hoſpitälern der Armee an der Küſte von Breſt ernannt, und 1802 erwählte man ihn zum Wundarzte beim Bataillone der Freiwilligen von der untern Loire.

Fréteau hatte nicht Geldmittel gehabt, um nach Beendigung ſeiner Studien den Doctorgrad zu nehmen; er holte dies 1803 in Paris nach. Er blieb fortwährend in Nantes, und war beſonders als Geburtshelfer und Wundarzt geſucht. Er trug viel zur Ausbreitung der Vaccination in Nantes bei. Auch nahm er thätigen Antheil an der Cultur der Orthopädie. Fréteau wurde Mitglied und ſpäter Präſident der Société royale académique de Nantes, ſowie Mitglied mehrer mediciniſcher und anderer gelehrter Geſellſchaften. Auch berief ihn das öffentliche Vertrauen in das Conseil général de la Loire-Inferieure, und hier war er beſonders thätig für die Ausbreitung der Methode des wechſelſeitigen Unterrichts. Ein Schlagfluß machte ſeinem Leben am 9. April (Auguſt?) 1823 ein Ende. Sein Eloge nebſt einem Verzeichniß der ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen wurde von einem Neffen, dem Arzte Priou, veröffentlicht. (Nantes 1823.) Über Agricultur und Magnetismus finden ſich einige Aufſätze Fréteau's in dem Feuille Nantaise. Mehre mediciniſche Beobachtungen und Abhandlungen ſtehen in mediciniſchen Journalen, beſonders in Sedillot's Journ. gén. de Médecine. Außerdem ſchrieb er: Mémoire sur les moyens de guérir facillement et sans danger les vieux ulcères des jambes, même chez les vieillards. (Paris 1803.) (Er empfiehlt den Druckverband.) — Thèse: Essai sur l'asphyxie de l'enfant nouveau-né. (Paris 1803.) — Considérations pratiques sur le traitement de la gonorrhé virulente et sur celui de la vérole; ouvrage mentionné honorablement par la société de Médecine de Paris et de Besançon, dans lequel on prononce l'identité de nature entre le virus blennorrhagique et le virus syphilitique. (Paris 1813.) (Die mediciniſche Geſellſchaft in Beſançon hatte 1809 die Identität des Trippergiftes und des ſyphilitiſchen Giftes zum Gegenſtande einer Preisfrage gemacht. Der Preis wurde Dr. Hernandès in Toulon zuerkannt, der die Identität leugnete; Fréteau, der die Identität behauptete, erhielt blos eine Mention honorable. Die pariſer mediciniſche Geſellſchaft ließ ſich von Cullerier über Fréteau's Arbeit Bericht erſtatten, und foderte ihn in Folge dieſes Berichtes auf, dieſelbe drucken zu laſſen.) — Traité élémentaire sur l'emploi légitime et méthodique des émissions sanguines dans l'art de guérir, avec application des principes à chaque maladie. (Paris 1816.) (Eine im J. 1814 von der pariſer mediciniſchen Geſellſchaft gekrönte Abhandlung.) — Considérations sur l'asphyxie de l'enfant nouveau-né. 1816.

(*F. W. Theile.*)

FRETELA, ein gothiſcher Geiſtlicher, der unter den Gothen die Bibelkunde verbreiten half. Er war einer der Gothen, welche durch ihre wiſſenſchaftliche Bildung und Gelehrſamkeit die Bewunderung der Griechen und Römer erregten, und zwar zunächſt in Beziehung auf ihr gründliches Studium der Bibel. Fretela und Sunnia hatten, da die griechiſche und die lateiniſche Überſetzung der Pſalmen nicht mit einander übereinſtimmt, ſich an Hieronymus gewendet. Hieronymus ſagt in ſeinem Schreiben an Fretela und Sunnia: Dudum callosa tenendo capulum manus, et digiti tractandis sagittis aptiores, ad stilum calamumque; mollescunt et bellicosa pectora vertuntur in mansuetudinem Christianam. Hieronymus ſagt dieſes nicht blos in Beziehung auf Fretela und Sunnia, ſondern überhaupt auf die chriſtlich gewordenen Gothen. Schriftliche Arbeiten in ihrer Mutterſprache mußten ihnen daher ſehr angenehm ſein. Fretela's Blüthezeit fällt nach dem Tode des Ulfilas (388) und vor dem Abſterben des Hieronymus (420). (*Ferd. Wachter.*)

FRETUM SICULUM, wurde der Sund zwiſchen der Südweſtſpitze Italiens und der Inſel Sicilien genannt. Die ſchmalſte Stelle deſſelben wird bei den alten Schriftſtellern meiſtens auf 12—13 Stadien angegeben.

*) Vergl. Eloge de du Fresnoy in den von de Piles herausgegebenen Vies des Peintres. Niceron's Nachrichten von berühmten Gelehrten. 10. Bd. S. 421 fg. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 746.

Digitized by Google

So nennen Skylar und Polybios (I, 42) zwölf Stadien; Timäos bei Diodor (IV, 22) 13; Plinius (III, 10 [5]) **duodecim stadiorum intervallum**; (IV, 14 [8]) eine und eine halbe Millie; Agathemeros (I, 5) hat nur eilf Stadien. Mit dieſen Angaben ſtimmt Bartels (Reiſe II. S. 5) überein, welcher zwei Miglien anführt. Nach Plinius fand ſich die ſchmalſte Stelle zwiſchen dem italiſchen Vorgebirge Cänys und dem ſiciliſchen Pelorum. Es iſt auffallend, daß gegen alle dieſe Zeugniſſe Strabon (II, p. 122, VI. p. 257) die Breite dieſer Meerenge nur auf ſieben Stadien angibt. Daß die Durchfahrt durch das Fretum Siculum bei den Alten ſehr gefürchtet war, wird uns häufig, unter andern auch von Strabon (I. p. 25. VIII. p. 378) bezeugt, und Eratoſthenes ſuchte die Gefahren, welche Scylla und Charybdis dort den Schiffern drohten, aus der Strömung der höhern Waſſerfläche des tyrrheniſchen Meeres in das ſiciliſche zu erklären (*Strab.* I. p. 55); eine Anſicht, welche Strabon mit Recht beſtreitet. Auch noch in unſeren Tagen iſt die Durchfahrt durch die ſiciliſche Meerenge zuweilen mit Gefahren verbunden, doch werden in Meſſina ſo geſchickte Lootſen gehalten, daß, wenn dieſelben nur zu rechter Zeit durch Nothſchüſſe benachrichtigt werden, jedes Schiff in Sicherheit gebracht wird. Obwol nämlich Ebbe und Fluth im Mittelmeere faſt unmerklich ſind, ſo zeigen ſie ſich doch in der ſchmalen Meerenge ſtark genug; wenn dazu dann Strom und Wind einander entgegenſtreben, ſo kommen die Schiffe leicht in Gefahr an die felſigen Ufer geworfen zu werden. (*L. Zander.*)

Freude, ſ. Vergnügen.

FREUDENSTADT, 1) Oberamt im würtembergiſchen Schwarzwaldkreiſe, 10,1 □Meilen mit 30,000 Einwohnern. — 2) Hauptſtadt darin, 26° 7′ 5″ L., 48° 27′ 55″ Br., 2280 Fuß über dem Meere, auf der Waſſerſcheide zwiſchen der Murg und dem Neckar, auf einem weſtwärts gegen die Murg ſteil abfallenden Berge, in einer finſtern Gegend des Schwarzwaldes, unweit des Kniebispaſſes, wo ſich jedoch an hohe, kahle Felſen ſchöne waldige Berge und liebliche Wieſenthäler anreihen. Die Stadt iſt regelmäßig gebaut, mit verfallenen Feſtungswerken umgeben, hat einen geräumigen Marktplatz in der Mitte der Stadt gelegen und mit Bogengängen umgeben, 2070 □Ruthen groß. Die Kirche, welche aus zwei zuſammengeſetzten Flügeln beſteht, in denen in einem die männlichen und im andern die weiblichen Zuhörer ſich zum Gottesdienſte verſammeln und doch einander nicht ſehen können, ſowie die zweckmäßig in der Spitze des Winkels angebrachte Kanzel und die Orgel mit ihrem Hängwerke und ihren Schrauben verdienen bemerkt zu werden. Freudenſtadt hat 4400 proteſtantiſche Einwohner. Silber-, Kupfer- und Eiſenwerke, Stahl- und Senſenfabriken, auch gibt es viele Tuchmacher, Nagelſchmiede, Metzger und Granatenſchleifer. Anſehnlicher Korn- und Viehhandel nach Frankreich. In der Umgegend wird viel Salmiak, Scheidewaſſer, berliner Blau, Pech, Theer, Terpenthinöl, Sauerkleeſalz und Potaſche bereitet. Im Chriſtoph- und Friedrichsthale findet man röthlichen Marmor. Der Ort ward 1599 vom Herzog Friedrich von Würtemberg für die aus den öſterreichiſchen Erblanden vertriebenen Proteſtanten angelegt *) und ſollte urſprünglich Friedrichsſtadt heißen. Die Exulanten, froh früherer Bedrückung los zu ſein, wandelten ſeinen Namen in den noch jetzt beſtehenden um. Die Stadt hat ſeit ihrer Gründung durch Peſt und Krieg harte Schickſale erlitten. Im J. 1632 litt ſie großen Brandſchaden und wurde 1634 ſo verwüſtet, daß ſie über ein Jahr öde war. Im J. 1667 ward ſie mit regelmäßigen achteckigen Feſtungswerken und einer Citadelle verſehen. (*Daniel.*)

FREUDENTHAL, 1) Eine freie Minderherrſchaft im öſterreichiſch-ſchleſiſchen Fürſtenthume Troppau, zwiſchen den Fürſtenthümern Neiße, Jägerndorf und Mähren. Sie hat 13⅛ □Meilen und iſt ſehr gebirgig. Hier ragen der Altvater, der Peterſtein, die große Heide, der Inſtenkamp, der Wieſenberg, Hoheberg, Grützeberg u. a. Gewäſſer: Mora und Schwarzwaſſer. Zu Karlsbrunn ſind die Mineralquellen Maximilians- und Antonsbrunnen mit der Karlsquelle. Die Herrſchaft enthält 17,000 Einwohner in drei Städten (Freudenthal und die Bergſtädtchen Engelsberg und Würbenthal), 16 Dörfern und zwei Colonien in etwa 2200 Häuſern. Viele Eiſenwerke. Freudenthal gehörte von 1163—1263 den Herzogen von Teſchen, dann den Herzogen von Troppau, bis es Herzog Ernſt 1454 an den Herrn von Wrbna verkaufte. Nach der Schlacht bei Prag 1620 flüchtete Hans von Wrbna in das Ausland und Ferdinand II. zog Freudenthal an, er ſchenkte es aber hernach dem Hoch- und Teutſchmeiſter Erzherzog Karl ſeinem Bruder; dieſer gab es hernach dem Orden als beſtändiges Eigenthum des Ordens. Im J. 1639 den 12. März wurde Freudenthal zur freien Minderſtandesherrſchaft, 1682 zum Fürſtenthum erhoben. Es wollte nämlich Kaiſer Leopold den Hochmeiſter von Auſpeningen zum Landeshauptmann in Schleſien beſtellen, was nur ein Fürſt ſein konnte. So galt dieſe Erhebung nur für deſſen Lebenszeit. Der Orden hat hier einen Landcommenthur und die Ordenskanzlei über ſeine ſämmtlichen Beſitzungen in Böhmen, Mähren und Schleſien. 2) Freudenthal oder Brunnthal, ummauerte Hauptſtadt der Herrſchaft am Schwarzwaſſer, 3¾ Meilen weſtlich von Troppau, mit drei Vorſtädten, 470 Häuſern, 3000 Einwohnern. Viceſtatthalter mit Regierung, großes Schloß mit Park, katholiſche Dechanatskirche, Collegium der Piariſten mit der Hauptſchule, Hoſpital, Alumnat, Tuch- und Leinwandfabriken, Leder- und Roſogliofabriken, Strumpffabriken, Eiſenwerke. Die Stadt wurde 1645 von dem ſchwediſchen General Königsmark geplündert und erlitt am 11. Nov. 1764 großen Brandſchaden. 3) Markt-

*) M. Zeiller: H. Friedrich hat im Jahr 1600 mitten auf dem Schwarzwald und gleichſamb im Wagrecht und Centro deſſelbigen, da ſich das Geländ des Hoch-Teutſchlands von einand ſcheidet und der eine Trauff des Wetters in den Rhein, der ander in den Necker fället, ein ſolch rauhe, dicke und finſtere Wildnuß, da man vor Tanen, für den verfallenen Bäumen und Windbrüchen ſchwärlich und Winterzeit gar nicht ſo mit fortkommen können, auf die dritthalb tauſend Morgen groß außreuten, eine luſtige Stadt dahin bauen unnd den ungeſchlachten Boden zu Äckern u. Wieſen zurichten unnd alſo zahm machen laſſen, daß ſich folgends auf die 350 Bürger und über 2000 Seelen daſelbſt aufhalten u. ſ. w.

Digitized by Google

flecken im Oberamte Beſſigheim des würtembergiſchen Neckarkreiſes, 800 Einwohner, worunter faſt die Hälfte Juden. Königl. Luſtſchloß und Park. Früher ein herzogl. Kammerſchreibereigut, das Herzog Ulrich 1504 an ſich gebracht und das fürſtliche Haus 1732 feſt erworben hatte. (*Daniel.*)

FREUDENTHAL. (Mineralquelle) *). Im öſterreichiſchen Schleſien, zwei Meilen von Freudenthal, 2300 Fuß über dem Meere, am Fuße des Altvater, kommen in einem Thalkeſſel mehre Quellen hervor, die zuſammen unter dem Namen des freudenthaler Bades, des Bades Hinnewieder, und jetzt ſehr gewöhnlich unter dem Namen Karlsbrunn bekannt ſind. Der letzte Name bezieht ſich auf den Erzherzog Karl. Das Klima iſt wegen der hohen Lage rauh und veränderlich; am beſtändigſten iſt der Monat September. Das Waſſer der fünf verſchiedenen Quellen (Maximiliansquelle, Karlsquelle, Antonsquelle, Quelle an der Straße nach dem Hochofen, Quelle an dem Philoſophengange) hat eine ziemlich gleichartige Zuſammenſetzung; es iſt ſehr reich an Kohlenſäure, enthält vorwaltend kohlenſaure Erden und Eiſen, und ſteht in der Mitte zwiſchen den erdigen Eiſenwaſſern und den eiſenhaltigen Säuerlingen. Seit 1768 wurde den bereits früher benutzten Quellen mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die nach dem Erzherzog Maximilian benannte Quelle wurde 1780 gefaßt, und ſpäterhin wurden auch die nöthigen Gebäude aufgeführt. Seit 1833 iſt auch eine Molkenanſtalt errichtet worden. Die Quellen wurden früher von Scholz, ſpäter von Meißner analyſirt. In 16 Unzen Waſſer ſind in Granen enthalten:

1) Maximiliansquelle.

	Scholz		Meißner
Schwefelſaure Kalkerde	0,46	—	0,42
„ „ Natron	0,20	—	. . .
Chlornatrium	0,07	—	. . .
Kohlenſ. Kalkerde	2,17	—	4,12
Chlorcalcium	. . .	—	0,16
Kohlenſ. Talkerde	1,53	—	1,18
„ „ Eiſenoxydul	0,36	—	0,50
Kieſelerde	0,15	—	0,53
Mangan und organiſche Stoffe	. . .	—	Spuren
	4,94	—	6,91
Kohlenſ. Gas	58,3 C. Z.	—	44,92 C. Z.

2) Karlsquelle.

	Scholz		Meißner
Schwefelſ. Kalkerde	0,15	—	0,30
„ „ Natron	0,20	—	. . .
Chlornatrium	0,15	—	. . .
Kohlenſ. Kalkerde	0,76	—	4,51
Chlorcalcium	. . .	—	0,07
Kohlenſ. Talkerde	3,98	—	1,99
„ „ Eiſenoxydul	0,30	—	0,50
Kieſelerde	0,15	—	0,51
Mangan und organiſche Stoffe	. . .	—	Spuren
	5,69	—	7,88
Kohlenſ. Gas	53,3 C. Z.	—	43,07 C. Z.
Schwefelwaſſerſtoffgas	. . .	—	Spuren

*) Phyſikaliſch-chemiſche Unterſuchung des freudenthaler Sauerbrunnens in Schleſien. Unternommen auf Verlangen des Erzherzogs Maximilian. (Wien 1782.) F. J. Preiß, Der Sauerbrunnen und die Schlackenbäder in Karlsbrunn. (Breslau 1807.) J. N. Klemm, Der Sauerbrunn und die Schlackenbäder in Karlsbrunn. (Wien 1826.) Ant. Aug. Malik, Die Stahlquellen zu Karlsbrunn. (Troppau 1837.)

3) Antonsquelle.

	Scholz		Meißner
Schwefelſ. Kalkerde	0,30	—	0,16
„ „ Natron	0,15	—	. . .
Chlornatrium	0,07	—	. . .
Kohlenſ. Kalkerde	0,50	—	2,69
Chlorcalcium	. . .	—	0,06
Kohlenſ. Talkerde	0,77	—	0,62
Chlortalcium	0,07	—	. . .
Kohlenſ. Eiſenoxydul	0,22	—	0,61
Kieſelerde	0,21	—	0,31
Mangan und organiſche Stoffe	. . .	—	Spuren
	2,29	—	4,45
Kohlenſ. Gas	48,07 C. Z.	—	34,67 C. Z.
Schwefelwaſſerſtoffgas	. . .	—	Spuren

4) Quelle an der Straße.

	Scholz		Meißner
Schwefelſ. Kalkerde	0,15	—	0,20
„ „ Natron	0,15	—	. . .
Chlornatrium	0,15	—	. . .
Kohlenſ. Kalkerde	0,30	—	0,80
Chlorcalcium	. . .	—	0,07
Kohlenſ. Talkerde	0,60	—	0,23
„ „ Eiſenoxydul	0,15	—	0,58
Kieſelerde	0,15	—	0,32
Mangan und organiſche Stoffe	. . .	—	Spuren
	1,65	—	2,20
Kohlenſ. Gas	28,0 C. Z.	—	26,4 C. Z.

5) Quelle am Philoſophengange.

	Meißner
Schwefelſ. Kalkerde	0,20
Kohlenſ. Kalkerde	1,36
Chlorcalcium	0,13
Kohlenſ. Talkerde	0,57
„ „ Eiſenoxydul	0,28
Kieſelerde	0,57
Mangan und organiſche Stoffe	Spuren
	3,11
Kohlenſ. Gas	27,96 C. Z.

Das freudenthaler Waſſer wird zum Trinken und Baden benutzt bei Schwäche des Nervenſyſtems, bei Verdauungs-, Uterin- und Harnbeſchwerden, Schleimflüſſen,

Digitized by Google

veralteten Geſchwüren u. ſ. w. Zum Trinken dienen die Maximiliansquelle und die Karlsquelle; letztere wirkt ſtärker auf den Stuhl. Zu Bädern benutzt man das Waſſer der drei übrigen Quellen, welches theils durch die Schlacken des nahen Hochofens, theils durch Zuſatz des vierten Theils von kochendem ſüßem Waſſer erhitzt wird. Das Waſſer der Maximiliansquelle wird auch verſendet.

(*F. W. Theile.*)

FREUDWEILER (Daniel), geb. am 18. Dec. 1793 zu Zürich, der Sohn eines armen Schuhmachers, erlag in ſeiner Jugend faſt dem Kampfe mit körperlichen Leiden. Dürftig war die Erziehung, die ihm ſeine Ältern geben konnten. Früh zeigte er ein entſchiedenes Intereſſe an Kunſtgegenſtänden. Er kannte keinen höhern Wunſch, als ſich der Malerei zu widmen. Seine natürlichen Anlagen und die Luſt und Liebe zu ſeinem Beruf förderten den Unterricht im Zeichnen, den ihm Pfenninger ertheilte. Seine Fortſchritte erregten die Aufmerkſamkeit ſeiner Mitbürger, und mehre derſelben gaben ihm Beweiſe ihres Wohlwollens. Durch die Unterſtützung kunſtliebender Freunde fand er ſogar die Mittel zu einer Reiſe nach Rom, die ſchon längſt zu ſeinen Lieblingsideen gehörte. Höhere Ausbildung in der Kunſt galt ihm als Hauptaufgabe ſeines Lebens, und er glaubte ſich ſtark genug, alle phyſiſchen und ökonomiſchen Hinderniſſe zu überwinden, die ſich der Ausführung ſeines Plans entgegenſtellten. Im Vertrauen auf ſein Talent und ſeine Genügſamkeit zweifelte er nicht, überall ſeinen nothdürftigen Lebensunterhalt zu finden. In ſolcher Stimmung ſchrieb er an ſeine Mutter im September 1817 aus Winterthur, wo er ſich während eines mehrmonatlichen Aufenthalts mit Portraitmalen beſchäftigte: „Ich bin munter und guter Dinge; wenn ich auch von körperlichen Leiden nicht frei bin, finde ich doch in meiner lieben Kunſt reichen Erſatz."

Im Mai 1818 war er in Rom angekommen. Seinen Kunſtſtudien widmete er ſich dort mit raſtloſem Eifer. Die Morgenſtunden von fünf bis acht Uhr brachte er täglich in der Akademie zu, wo er ſich damit beſchäftigte, nach dem Leben zu zeichnen. Ununterbrochen arbeitete er dann bis Abends ſechs Uhr im Vatican. Rafael war ſein Vorbild, und die Manier dieſes Künſtlers ſuchte er ſich vorzugsweiſe anzueignen. Aber auch die Werke anderer Meiſter wußte er nach Verdienſt zu würdigen und ſie für ſeine höhere Ausbildung zu benutzen. Dem Trefflichen und Schönen, wo es ihm irgend in Kunſtgebilden entgegentrat, zollte er die reinſte Anerkennung. Nichts war ihm mehr verhaßt als die einſeitige Anhänglichkeit an eine beſondere Schule. Er eifert darüber in mehren ſeiner damaligen Briefe. „Es iſt närriſch zu ſehen," ſchrieb er, „wie grauſam hier die Maler gegen einander zu Felde ziehen. Jeder will ſeine eigne Manier, jeder glaubt die beſte zu haben. Aus Patriotismus glaubt der Teutſche die teutſche Manier annehmen, und um dies recht zu können, auf Dürer zurückgehen zu müſſen. Der Italiener will auch ſeine eigene Manier haben, und die Franzoſen meinen vollends die alleroriginellſte zu beſitzen, und ſinnen Tag und Nacht, wie ſie wol neue und verkehrte Stellungen zuwege brächten."

Durch richtige Zeichnung, durch Reinheit und Zartheit des Colorits empfehlen ſich Freudweiler's eigene Compoſitionen ſowol, als ſeine zahlreichen Copien. Für die letzteren wählte er vorzugsweiſe Rafael's Gemälde. Die Transfiguration copirte er zweimal ganz. Aus Maria's Krönung wählte er einzelne Figuren, ſowie die Apoſtelköpfe. Auch an anderen bedeutenden Gemälden übte er ſeine Kunſtfertigkeit. Nach Perugino copirte er den ſchlafenden Wächter am Grabe Jeſu, nach Titian eine Danae, nach Guido Reni die Entführung der Europa, nach Correggio eine Madonna mit dem Kinde, nach Julio Romano eine lebensgroße Venus. Am 26. April 1821 verließ Freudweiler Rom. Mehre ſeiner damaligen Briefe zeigen, wie ſchwer es ihm geworden war, ſich von einer Stadt und einem Lande zu trennen, in welchem ihm für die Kunſt ein neues Leben aufgegangen war. Seine Verhältniſſe geſtatteten ihm jedoch dort keinen längern Aufenthalt. In ſeiner Vaterſtadt fühlte er ſich faſt fremd, da ſeine Mutter, an der er mit der ganzen Innigkeit ſeines Gefühls hing, während ſeiner Abweſenheit geſtorben war. Seine mit unglaublicher Anſtrengung erworbenen Kenntniſſe ließen ihn in Zürich eine günſtigere Lage hoffen, als ihm ſein dortiger Wirkungskreis als Künſtler gewährte. Um ſich ſeine Subſiſtenz zu ſichern, beſchäftigte er ſich vorzüglich mit Portraitmalerei. In ſeinen Bildniſſen gelang es ihm meiſtens, für die Darſtellung des Individuums den glücklichſten Moment zu wählen, den er oft erſt der Natur ablauſchen mußte. Nicht blos um den Geſammteffect und die Ähnlichkeit im Allgemeinen war es ihm zu thun. Auch jeden einzelnen Theil der Phyſiognomie arbeitete er auf das Sorgfältigſte aus, um auch den Anfoderungen der Kunſtkenner möglichſt zu genügen. In der correcten Modellirung aller Formen war Rafael ſein Muſter. Dem Portraitmalen, ungeachtet es ſeine Hauptbeſchäftigung blieb, widmete er ſich nicht ausſchließlich. Einige ſeiner einzelnen Compoſitionen und Copien älterer Meiſter aus der Zeit ſeines ſpätern Aufenthalts in Zürich ſind Beweiſe ſeines gründlichen Studiums der Antike. Sein Unterricht war in jeder Beziehung fördernd. Wenige Lehrer übertrafen ihn an Talent, Gewiſſenhaftigkeit und Ausdauer. Literariſche Bildung hielt er für eine unerläßliche Bedingung des echten Künſtlers, und eben jene Bildung empfahl er ſeinen Schülern aufs Dringendſte. Seine oft wiederkehrenden körperlichen Leiden ertrug er gefaßter, ſeit er eine in jeder Beziehung ſeiner würdige Lebensgefährtin gefunden hatte. Er ſtarb am 30. April 1827. Nicht blos als Künſtler, auch als Menſch war er allgemein geſchätzt wegen ſeines beſcheidenen, anſpruchsloſen und in moraliſcher Hinſicht untadelhaften Charakters *).

(*Heinrich Döring.*)

FREUND (ſprachlich), gothiſch Frijonds [1]), ohne Zeichen des Nominativs Frijond, althoch- und mittelhochteutſch Friunt, altfriſiſch Friond, altſächſiſch Friund,

---

*) Vergl. Kunſtblatt zum Morgenblatt. 1827. Nr. 64. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. V. 1. Th. S. 441 fg.

1) Die Bildung der weiblichen Form iſt Frijondja, Freundin, φίλη: Luc. 15, 9.

Digitized by Google

niederſächſiſch Frund, angelſächſiſch Freond, zuſammengezogen Frynd, engliſch Friend, holländiſch Vriend, altnordiſch Fraendi [2]), ſchwediſch Frände, däniſch Fraende. Daß das Wort ein als Subſtantiv gebrauchtes Participium, und ſeine urſprüngliche Bedeutung Liebender iſt, wird durch das Gothiſche veranſchaulicht. Hier wird ſowol Frijonds als Subſtantiv gebraucht, und das griechiſche φίλος [3]) damit ausgedrückt, als auch kommt als Participium von frijon [4]), φιλεῖν [5]), lieben, frijonds liebend vor, nämlich 2 Tim. 3, 2: sik frijonds, φίλαυτος, ſelbſtliebend, und 2 Tim. 3, 4: frijonds guth, φιλόθεος, Gott liebend, und frijonds viljan seinana, φιλήδονος, ſeinen Willen liebend, eigenwillig. Feind, der Gegenſatz zu Freund, iſt gleichfalls ein als Subſtantiv gebrauchtes Participium, wie ebenfalls das Gothiſche veranſchaulicht. Durch fijan und in anderer Form fian, wird nämlich das griechiſche μισεῖν und durch das Participium fijands, und in anderer Form fiands (ohne Zeichen des Nominativs fijand, fiand) ἐχθρός ausgedrückt, und durch Fijathva, Fiathva ἔχθρα [6]), Feindſchaft ausgedrückt, woraus die urſprüngliche Bedeutung von Feida, Fehde, erhellt. *Fijathva* iſt nämlich Gegenſatz zu Frijathva, ἀγάπη [7]), Liebe. Hieraus erhellt, daß in Freund die urſprüngliche Bedeutung Liebender (amicus), und die andere Bedeutung, nämlich die von cognatus, Blutsfreund, die abgeleitete iſt. Wenn Tacitus [8]) bei Schilderung der Sitten der Germanen ſagt: Suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui, quam amicitias, necesse est, ſo geht daraus hervor, wie Freund, Liebender, die abgeleitete Bedeutung von Blutsverwandter erhielt. Es bildete nämlich jedes Geſchlecht eine Verbindung unter ſich, welche mit einander in Freundſchaft leben mußte, und daher geſchah, daß Freundſchaft die Bedeutung von Verwandtſchaft erhielt. Hierbei wirkte natürlich auch das Naturgefühl. Daher hat man für genügend gefunden, die Erklärung Joh. Georg Wachter's, welcher im Glossar. Germ. aufführt: 1) *Freund*, amicus, wozu er bemerkt: Contractum ex participio verbi *freyen*, amare, diligere. Sic et Latinis ab *amo* fit *amicus* et a φιλέω φίλος apud Graecos; 2) *Freund*, cognatus mit der Erklärung des Grundes: Der Sinn iſt von den Freunden (amicis) auf die Cognaten übergetragen, weil die Cognaten unter Anführung des Blutes und der Natur meiſtens Freunde (amici) und ſich gegenſeitig am theuerſten ſind, wenn nicht andere Gründe vorhanden ſind, welche ſie anders beſtimmen. Krünitz dagegen ſtellt bei den Bedeutungen von Freund an die Spitze: Eine Perſon, welche durch die Bande der Verwandtſchaft mit uns verbunden und uns folglich zu lieben verbunden iſt, ein Verwandter, eine Verwandte, Fr. Parent. Im Gothiſchen, wenigſtens ſoweit deſſen Denkmäler reichen, kommt Frijonds nur in der Bedeutung von φίλος vor. Durch Kuni (althochteutſch Kunni, altſächſiſch Kunni, mittelhochteutſch Küne, holländiſch Kunne, altnordiſch und angelſächſiſch Kyn, engliſch Kin, Kind, däniſch Kjön, ſchwediſch Kön, altfriſiſch Ken) wird in der gothiſchen Überſetzung des neuen Teſtamentes ausgedrückt: γένος, γενέα, γέννημα, συγγένεια, φυλή [9]). Im Betreff des Althochteutſchen bemerken wir aus Kero's [10]) Gloſſen über den Worten: Amice ad quod venisti: friunt za ziwiu. In Tatian's Evangelienharmonie [11]) iſt friunta (Freunde) und fijanta (Feinde) gegen einander geſtellt. In dem 37. [12]) Pſalm iſt V. 12: Amici mei et proximi mei adversum me appropinquarunt gegeben durch: Mine friunt unde mine gelegenen nahten sih wider mir. Die Dichter des Mittelalters brauchen Friunt (amicus) gern in der Bedeutung von Geliebter, Gatte und die Friundin (amica) in der Bedeutung von: die Geliebte, die Gattin, wobei ungewiß bleibt, ob ſie dieſes dichteriſch thun, oder ob ſie ſich der Abſtammung des Wortes deutlich erinnern, nämlich ob ſie es in Rückſicht darauf thun, daß es das Participium von *frien*, lieben iſt, oder endlich, ob ſie es in Nachahmung des Franzöſiſchen thun. Als Beiſpiele führen wir aus Wirnt von Gravenberg an, welcher im Wigalois [13]) Frouwe'n Florie in Beziehung auf Gawein ſagen läßt Z. 1327: Ouwe, daz ich in ie erkos mir ze friunt! sit ich in verlos so wunderlichen, ichn weiz wie, Z. 1395: Ich han verlorn den tiursten man, den wip ze friunde je gewan, dar zuo min einiges kint; Z. 1755 läßt Wirnt die von den verſammelten Rittern für die Schönſte erklärte Jungfrau ſagen: Ichn weiz, ob irz habt vernomen warumbe sie alle dar sint komen jeglicher mit siner friundin? Ungewiß bleibt, ob Wirnt und andere friunt und friundin in dieſer Bedeutung dichteriſch auf eignen Antrieb, blos in Beziehung auf die teutſche Sprache brauchen, oder ob es eine Überſetzung oder wenigſtens Nachahmung des franzöſiſchen amis und amie ſein ſoll, denn dieſes war ihnen ſo geläufig, daß ſie es auch unüberſetzt brauchen. So z. B. läßt Wirnt Larie'n, als ſie Wigalois'n auffodert, die Krone und das Land und ihren Leib in ſein Gebot zu nehmen, Z. 9391 ihn anreden: Her Wigalois, min amis, u. ſ. w.; Z. 2763 ſagt er von dem rothen Ritter, Hoyer von Mansfeld: Vil grozzer hochverte er pflac. Er bet sich hoveschliche uf einen kulter riche in siner amien schoz geleit. Da er den rothen Ritter ungünſtig ſchildert, ſo

2) *Finn Magnusen*, Specimen Glossarii zum 2. Theile der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 630 ſtellt zu *Fraendi* außer den Formen der übrigen germaniſchen Mundarten oder rückſichtlich Sprachen noch: Zend. *Frêm* Cfr. Sanscr. *Prema*, amicitia. Helwig leitet Freund von βροτός, mortalis, ab. 3) ſ. die Nachweiſungen bei *de Gabelentz* et *Loebe*, Ulfilas. Vol. II. P. I. Glossarium p. 210. 4) Woher frijon (altnordiſch fria) abzuleiten; ſ. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 48. Th. S. 324. 5) ſ. die Nachweiſungen bei *de Gabelentz* et *Loebe* p. 209. 6) ſ. ebendaſelbſt S. 204. 7) ſ. ebendaſelbſt S. 210. 8) Germ. 21.

9) ſ. die Nachweiſungen bei *de Gabelentz* et *Loebe* p. 101. 10) Regula S. Benedicti Cap. 60 (bei *Schilter*, Thesaurus. T. I. p. 55). 11) Cap. 196 (bei demſ. T. II. p. 81) iſt: Et facti sunt amici Herodes et Pilatus in die illa, gegeben durch: Inti warun tho giwortun *friunta* Herodes inti Pilatus in themo tage, wo ſich auch zugleich der Gegenſatz findet: ai warun ér untarzuisgen *fijanta*, nam antea inimici erant ad invicem. Otfrid (Buch V. Cap. 2. V. 3) ſagt, daß wir uns mit des Kreuzes Segen, mit den Worten Chriſti ſelbſt ſchützen ſollen widar fianton (wider Feinde). 12) Hebräiſch 38 (bei *Schilter* T. I. p. 83). 13) Herausgegeben von Benecke S. 52. 54. 95. 104. 291. 345.

Digitized by Google

könnte man annehmen, er habe amie abſichtlich wegen des verächtlichen Sinnes, den das Wort in der Proſa, namentlich in Rechtsbüchern, z. B. im Sachſenſpiegel [14]), nämlich von Concubine hat, gebraucht. Doch wird auch in den Minneliedern amis und amie für Geliebter und Geliebte, ohne daß die Minneſänger [15]) einen verächtlichen Sinn damit verbinden, gebraucht. Namentlich thut dieſes auch Wirnt von Gravenberg, wenn er in Beziehung darauf, daß Wigalois das Abenteuer zwar beſtanden, und Larie'n und ihr Land gewonnen, aber in Ohnmacht geſunken wie ein Todter daliegt, Z. 7906 ſingt: Wa (wo) ist nu der minne solt, des wunsches amie, diu schone Larie? Hie lit ir *friunt*, her Wigalois, u. ſ. w. Friunt iſt hier in derſelben Bedeutung genommen, wie das franzöſiſche Amis in der Bedeutung von Geliebter. Doch kommt Friunt auch bei den Dichtern, namentlich bei Wirnt, in der gewöhnlichen allgemeinen Bedeutung vor, ſo z. B. auch im Wigalois Z. 1755: Ir friunde ir daz rieten, daz si helfe suochte hie. Hier ſind unter: Friunde ſowol ihre Blutsfreunde (cognati) als ihre Freunde in urſprünglicher Bedeutung (amici) begriffen. Für Freund in Bedeutung von Verwandter iſt merkwürdig im Schwabenſpiegel Cap. 142 mit der Überſchrift: Wie ain Richter uber sin *friund* [16]) richten sol, und mit dem Inhalt: Der Künig und ain ieglich Rihter mugen wol rihten nit reht uber sinen mak [17]) und uber sinen man [18]), und uber siniu kint, uber ir lip und uber ir libez ain tail, und tunt wider got nit, noch wider ir truwe, noch wider reht. Er mag niht gerihten uber sin elich wip, noch uber vater, noch uber muter. Im Nibelungenliede, in welchem Friunt auch in ſeiner urſprünglichen Bedeutung von amicus häufig vorkommt, ſagt König Günther zu den Rittern, welche er, um ſeinen Schwager und ſeine Schweſter zu ſich nach Worms einzuladen, abſendet, Z. 2960: saget ouch miner swester, daz si niht lasse daz, si ne rite zuo z'ir vriunden (d. h. Blutsfreunden), wobei ſie freilich zugleich auch ihre alten Freunde (amicos), die nicht mit ihr verwandt waren [19]), ſah. Als Chriemhild ſich wieder im Burgundenlande befindet, und ihr Schwäher Siegmund, als er abreiſet, ſie mitnehmen will, bittet ihr Bruder Giſelher ſie bei ihrer Mutter Ute, auch dieſe fleht darum, und Gernot ſagt Z. 4344: belibt bi den vriunden, daz wirt ju werlichen gut, und Chriemhild ſpricht zu Siegmund (Z. 4353): mir ratent di vriunde min, swaz ich han getruwen (nämlich diejenigen, welche nicht Sigrid'a haben durch Hagen ermorden laſſen, wie Günther), ich sul' hie bi in sin, ich habe nimen mage in Nibelunge lant. Da Friunt zugleich auch Freund (amicus) bedeutet, dergleichen Chriemhild ſicher auch in Siegmund's Reiche, und namentlich dieſen hatte, ſo läßt der Dichter Chriemhild'en den beſtimmten Ausdruck für Blutsverwandter, nämlich Mage, brauchen, ſo wie auch ſogleich darauf (Z. 4358) Siegmunden ſagen: vor allen minen magen sult ir diu Chrone tragen. Chriemhild entgegnet (Z. 4367): ich muoz hie beliben, swaz halt mir geschiht, bi den minen magen, di mir helfen chlagen. Wenn es Z. 2964 heißt: mit chüniges vriunde rate di boten huoben sich dan, ſo bedeutet dieſes nach der Berathung und der Zuſtimmung der Magen und Mannen des Königs. Der Kurfürſten Freunde wurden, wie aus Wencker (Praesidia p. 359) zu erſehen, die Geſandten der Kurfürſten (legati Electorum), und der Städte Freunde, wie ebendaſelbſt S. 361 zu finden, die Abgeordneten der Städte aus dem Stande der Rathsglieder, ſowie Raths-Freund, collega Senatus hieß, genannt. Im Receß der Städte vom J. 1409 (ebendaſelbſt S. 367) heißt es: dass wir unser erber Freunde und Rathsgesellen dicke und viel geschickt hant zu unserm gnedigen Herren u. ſ. w., und Z. 4783: ane vriunde rate, ohne vorhergehende Berathung mit den Magen und Mannen. Die abgeleitete Bedeutung Freund, nämlich die von Verwandter, hat ſich vornehmlich in der gewöhnlichen Sprache des Lebens erhalten, z. B. in den Redensarten, ein naher Freund, ein weitläufiger Freund (d. h. Verwandter). Seine Freunde (d. h. Verwandten) wollten die Heirath nicht zugeben. Beſonders auch in den Mundarten der Volksſprache z. B. im Hennebergiſchen: mine Frönn [20]), meine Verwandten. Mit Freund in dieſer Bedeutung ſtimmt auch die Redensart, ſeine Freundſchaft will es nicht zugeben (d. h. ſeine Verwandten); er hat eine zahlreiche Freundſchaft (d. h. viele Verwandte). Eben ſo hat im Niederſächſiſchen Frund die beiden Bedeutungen: 1) Freund [21]), Ver-

14) Buch III. Art. 46 (Gärtner'ſche Ausgabe) S. 424, wo im teutſchen Texte amye und im lateiniſchen concubina ſteht; für erſteres iſt eine andere Lesart: amyechen. 15) ſ. Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch. S. 7. 16) Gibt Scherz (bei *Schilter*, Thesaurus p. 85) durch: Quomodo Judex de cognatis vel conjunctis judicare possit. 17) mâk, Genitiv mâges, ſpeciell Sohn, in weiterer Bedeutung Ahn, Vetter, Neffe, Enkel; Swertmagen, Verwandte von väterlicher Seite, machen den Gegenſatz zu Spindelmagen. Im Annoliede heißt es in Beziehung auf die trojaniſche Abkunft der Franken Z. 346 (Ausgabe von Goldmann S. 102): Cesar bigonde nahin zu den sinen altin *magin*, cen Franken diu edilin. Iri beidere vderin quamen von Troie der alten u. ſ. w. Im Altnordiſchen bedeutet Maugr, Mögr, Sohn, und Mâgr, Schwager, Schwiegerſohn, Schwiegervater. 18) Vaſall. 19) z. B. Z. 240 ſagt Sigmunt zu ſeinem Sohne Sigfrit, welcher in das Land Günther's reiten will: Wilt aber du mit rechen riten in daz lant, ob' wir iht haben *vriwende*, die werdent schiere besant. Z. 492 ſagt Gernot, welcher Ortwin'en und Hagene'n von Feindſeligkeiten gegen Sigfrit abmahnt: wir en mugen's noch wol scheiden mit zühten, — — unt haben in ze vriuwende. Z. 635 bemerkt Sigfrit: man sal staeten *vriuwenden* chlagen herzen not, und Z. 639: welt ir *vriuwent* suochen, der sol ich einer sin. Als Beiſpiel der vorkommenden Gegenſätze führen wir Z. 1275 an: und' daz di rechen edele mere vol bewarn *vientliches* riten her in iuwer lant. Z. 1278: den sinen vinnden wart daz chunt getan u. ſ. w. Z. 1280: da heime ir lieben vriuwenden was nach den hermâden we. Wenn es Z. 2118 von Brunhilden heißt: In tugentlichen zühten si ruomten ir eigen lant; si chunt' ir vriunt di nahen, di si bi ir vant, ſo iſt dieſes wol nicht blos, wie Fr. H. v. d. Hagen (Der Nibelungen Lied. [Breslau 1816.] Wörterbuch S. 60) thut, auf Freunde in urſprünglicher Bedeutung zu beziehen, ſondern es ſind zugleich auch die Verwandten gemeint.

20) Das ö zwiſchen eu und ö ausgeſprochen. Vergl. Reinwald, Hennebergiſches Idiotikon S. 37. 21) z. B. im Sprüchwort: En Frund in der Nood, een Frund in dem Dood, een

Digitized by Google

wandter [22]), Blutsfreund, desgleichen im Holländiſchen für 1) führen wir an z. B. min waarde vriend, mein werther, lieber Freund; vrienden en magen, Freunde und Anverwandte, zig vervrienden für zig vermaagschappen, ſich in Blutsfreundſchaft (bloedvriendschap) einlaſſen, d. h. ſich durch Heirath mit einer Familie, mit der man nicht verwandt iſt, verbinden; für 2) op de bruiloft isser niemand geweest als de vrienden aan weerkanten, auf der Hochzeit iſt niemand geweſen, als die Anverwandten von beiden Seiten. So auch im Engliſchen bedeutet Friend nicht blos Freund [23]) (amicus), Handelsfreund, Correſpondent [24]), ſondern auch Blutsfreund, und Friendship nicht nur Freundſchaft, Gunſt, Hilfe [25]), ſondern auch Verwandtſchaft. Im Altnordiſchen iſt in Fraendi der Begriff von Verwandter ſo ausgebildet, daß es in der Regel nur in dieſer Bedeutung vorkommt. Hätten wir blos das Altnordiſche, ſo würden wir in Fraendi die Bedeutung von Blutsfreund für die urſprüngliche halten müſſen. Doch kommt es hier noch bisweilen in der urſprünglichen Bedeutung von amicus vor [26]); nicht ſo im Neunordiſchen, namentlich im Schwediſchen Frände, Verwandter, Frändskap, Verwandtſchaft, Frändsämja, Eintracht unter Verwandten, im Däniſchen Fraende, Blutsfreund, Verwandter, Fraenke, Blutsfreundin, Verwandtin, Fraendskal, Blutsfreundſchaft, Verwandtſchaft. Hier hat es blos dieſe Bedeutung. Zur Veranſchaulichung, wie im Isländiſchen auch dieſelbe vorherrſcht, führen wir aus Biörn Haldorſon's isländiſchem Wörterbuche [27]) an: Fraendskard n. diminutio, detrimentum familiae, einer Familie Verringerung, Fraendsemispiöll, n. pl. incestus, violatio cognationis, Blodskam (Blutſchande), Fraendsemi f. propinquitas; cognatio, Slaegtskab (Verwandtſchaft); 2) nexus consanguinitatis, Svogerskab (Schwägerſchaft; Fraendmargr, latae consanguinitatis, som har stor Slaegt, mange Slaegtninger, der ein großes Geſchlecht, zahlreiche Verwandtſchaft, viele Verwandte hat, Fraend-bálkr, m. familia, prosapia, Slaegt, Stamme, Fraenda-skömm f. degener, dedecus familiae, som er sin Slaegt til Vanaere, der ſeinem Geſchlecht (Familie, Verwandtſchaft) zur Unehre gereicht, Fraenda-flet n. domus propinquorum, Fraenders Bolig (Wohnſitz der Blutsfreunde), Fraend-hagi m. propinquitas amicorum, den Egn, hvor man har sin Slaegt og Venner, die Gegend, wo man ſein Geſchlecht (ſeine Blutsfreunde) und Freunde (amicos) hat, Fraendi, c. cognatus, propinquus, Fraende, Slaegtning; 2) amicus, fortrolig ven (vertraulicher Freund), fraendsamlega amice, ut propinquos decet, venlig (freundlich), broderlig (brüderlich), fortroligen (auf vertrauliche Weiſe). Bei manchen Stellen, z. B. in dem Stabreime:

Deyr fé, deyja fraendor,
Deyr sealfr it sama.

Es ſtirbt das Vieh (Reichthum), es ſterben Bluts-Freunde, er ſelbſt ſtirbt desgleichen, könnte man Fraendor vielleicht, wie auch geſchehen [28]), durch „Freunde" überſetzen wollen, doch iſt die Überſetzung durch cognati [29]) oder Blutsfreunde [30]) ſicherer. Vornehmlich bedeutet Fraendor in Proſa Blutsfreunde, z. B. wenn Snorri Sturluſon ſagt: Haraldr Grenscі fraendi hans, ſein (nämlich Olaf's Tryggwaſon's Blutsfreund) [31]) und an vielen andern Stellen [32]), vornehmlich, wenn er, nachdem er die vier Söhne Hördakari's und deren Nachkommen aufgezählt hat, fortfährt: Thessi aettbogi, dieſer Geſchlechtsbogen (Geſchlechtskreis) war der größte und anſehnlichſte auf Hördaland. Enn er their fraendor spurdo, aber als die Blutsfreunde hörten u. ſ. w., und weiter unten: Their fraendor gerdo, die Blutsfreunde machten [33]) u. ſ. w. Freund in urſprünglicher Bedeutung wird durch Winr (amicus), ſchwediſch Wän [34]), däniſch Wen [35]), Freund

Frund agter Ruggen (hinter dem Rücken), dat sunt dre starke Bruggen (Brücken). Vergl. die hochteutſchen Reime: „Freund' in der Noth und hinter'm Rücken ſind fürwahr zwei ſtarke Brücken," und: „Ein treuer Freund, drei ſtarke Brücken, in Freud', in Leid und hinter'm Rücken."

22) Vergl. (Tiling) Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 5. Th. S. 456. 23) z. B. many kindred, few friends, viele Anverwandte, wenig Freunde; friends may meet, but mountains never greet, Freunde kommen wol wieder zuſammen, aber Berg und Thal nicht; a friend in need, is a friend indeed, ein Freund in der Noth, iſt ein Freund in der That. Vgl. „In Nöthen erkennt man den Freund." Vgl. Ulrich von Hutten im Schreiben bei Franz von Sickingen (die Stelle bei Körte, Die Sprüchwörter und ſprüchwörtlichen Redensarten der Teutſchen S. 115), wo S. 112—117 die Freund und Freundſchaft betreffenden Sprüchwörter und ſprüchwörtlichen Redensarten zuſammengeſtellt ſind. 24) Auch im Teutſchen pflegen die Kaufleute ihre Correſpondenten und Bekannte Freunde zu nennen, welche Benennung aus dem gemeinen Leben genommen iſt, wo man nicht ſelten ſolche Perſonen, mit welchen man in entfernten Verbindungen der Handlung ſteht, Freunde nennt. Vgl. Krünitz, Ökonom. Encykl. 15. Th. S. 30. 25) Vgl. to friend, ſich befreunden, beiſtehen, unterſtützen, begünſtigen, und die teutſche Redensart: „Wollen Sie mir nicht die Freundſchaft erzeigen?" wo es die Bedeutung von freundſchaftliche Hilfe oder Liebesdienſt hat. So z. B. ſagt der Biſchof Magnus von Hildesheim in einer Urkunde vom J. 1437 (bei *Lauenstein*, Hist. Episc. Hild. P. I. p. 99) vom Rathe zu Hildesheim: hebben se uns durch Vrundtschup, und sunderlicke Gunste willen, thei se tho uns hadden, und nicht durch Pflicht, dat se uns des pflichtig wären, eine *vrundschup* gedaen, des wie öhne goetlicken dancken u. ſ. w. Undt düse *Vrundschup*, de uns de Radt tho Hildensem dartho geschencket hefft, en schall öhne und den öhren neyn Pflicht wesen, und wy noch unse Nahkömlinge en willen des ock nun affte hierunch vor neine Rechtigkeit effte Pflicht hebben eder bereden u. ſ. w. 26) *Finn Magnusen*, Specimen Glossarii zum 2. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 630: *Fraendi*, m. cognatus (olim interdum amicus).

27) Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. pag. 252. 28) von Studach, Sämund's Edda des Weiſen. 1. Abth. S. 44. 29) Die lateiniſche Überſetzung in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 3. Bd. S. 100. 30) Ferd. Wachter a. a. O. S. 106. 31) ſ. den Zuſammenhang in der Olafs-Saga Tryggva-Sonar Cap. 59 bei Ferd. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 301. 32) z. B. ebendaſelbſt Cap. 68. S. 306 ſagt Olafr Tryggva-ſon: „Nicht werde ich gehen von dem Glauben, den ich vorher gehabt habe, und meine Blutsfreunde (fraendor minir) vor mir. 33) ſ. ebendaſelbſt Cap. 60. S. 297. Vergl. Cap. 62. 63. 64. S. 301. 302, wo fraendi (Blutsfreund) und Fraendor (Blutsfreunde) oft vorkommt. 34) Wänskap, Freundſchaft, wänlich, wänskapsfull, freundſchaftlich. 35) Wendinde, Freundin, Wenskab, Freundſchaft, Liebe, wenlig, freundlich, wenskabelig, freundſchaftlich, Wenskabelighed, Freundſchaftlichkeit.

Digitized by Google

ausgedrückt. So z. B. ſagt Snorri Sturluſon [36]): That redo Haralldi fraendor hans ok winir, das riethen Harald'en ſeine Blutsfreunde und Freunde. Derſelbe [37]) bemerkt in Beziehung auf Odin's Fertigkeiten: Er war ſchön und ſtattlich von Antlitz da, wenn er bei ſeinen Freunden ſaß (er hann sat med winum sinum) daß allen die Seele dabei lachte. Aber da, wenn er im Heer war, da erſchien er grimmig ſeinen Unfreunden (thá syndiz hann grimmligr sinum ówinum [38]). Der beliebteſte poetiſche Ausdruck für Feind iſt dólgr, hostis, bellator, percussor, von dólg, hostilitas, pugna, proelium, mit welchem man [39]) in Vergleichung ſtellt das angelſächſiſche Dolg, vulnus, das alemanniſche (althochteutſche) Dolg, pernicies). Beiſpiele, wo Dólgr vorkommt, bieten dar die Sigurdhar, Quidha Fafnisbana III. Str. 21 [40]) huê hans um dólgr, collapsus est ejus hostis etc., und die Helga-Quidha Hundingsbana II. Str. 49, alle todte Feinde (allir dauthir dolgar) werden in den Nächten ſtärker, als an den lichten Tagen [41]). Der in der Überſchrift des 30. Capitels der Ynglinga-Saga vorkommende Bezeichnungsname Tunna dólgr, Tunni's Freund, für den Schwedenkönig Egil war vielleicht urſprünglich eine ſkaldiſche Umſchreibung, wahrſcheinlich in Thiodolf's von Hwin Ynglingatal, ähnlich wie er in demſelben den König Onund durch Eistra-dólgr, der Ehſten Feind, umſchreibt, und unter Thor's Kenningar'n ſich findet Jötna-dólgr, Feind der Rieſen unter Loki's Godha-dólgr, unter Heimdall's Loka-dólgr, Loki's Feind [42]). Dólgr macht den ſchärfſten Gegenſatz zu Winr, Freund, Wina [43]), Freundin. Winsaell, (buchſtäblich freundſelig, freundglücklich) bedeutet beliebt, die Volksgunſt beſitzend [44]). Man findet bemerkt [45]), daß Winr, amicus, vielleicht daſſelbe ſei, als das poetiſche unnr (buchſtäblich Gönner) von (at) unna, favere. Das angelſächſiſche Wine, der Freund, der Geliebte, findet man unter *Wyn*, Wynn, Wunn, fem., die Wonne und die daraus gebildeten Wörter geſtellt [46]), daran ſelbſt Wune, die Gewohnheit und die daraus gebildeten geknüpft [47]). Wie verbreitet das Wort Win im Geſammtteutſchen war, zeigen die vielen auf *win* endenden Eigennamen [48]), deren Aufführung uns zu weit führen würde. Aus dem Althochteutſchen bemerken wir aus Otfrid Bch. II. Cap. 9. V. 61: Druthin kos imo einan wini untar worolt menigi, der Herr erkor ſich einen Freund (Geliebten) unter der Welt Menge, nämlich den Abraham. Im hohen Liede [49]) wird von Willeram dilectus meus durch min wine, und amica [50]) mea durch friuntin min gegeben. Z. B. Cap. 2. V. 2: Sicut lilium inter spinas: sic amica mea inter filias, ***Also diu lilia ist unter den dornen: samo bist du friuntin min unter anderen tohteron.*** V. 3: Sicut malum inter ligna silvarum: sic dilectus meus inter filios; ***Min wine ist unter anderen luiten: samo affaltera unter andremo waltholza.*** Im Eingange des Annoliedes heißt es: Wi sich libin *winiscefte* [51]) schieden, wie ſich liebe Freundſchaften ſchieden; häufiger kommt jedoch Friundschapft vor, ſo z. B. im Nibelungenliede Z. 3036: man sold' iuch dicher sehen hie in disem lande, welt ir uns *vriuntschepfte* [52]) ichen. Doch bezieht es ſich zugleich auch auf die Verwandtſchaft, die Siegmund vorausſchickt: sit daz Chriemhilde ze wibe gewar Sivrit der min sun, man sold' iuch u. ſ. w., nämlich die Man-

36) Saga af Haraldi Gráfelld Cap. XI. Frá Haraldi Grenska bei Ferd. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 143. 37) Ynglinga-Saga Cap. VI ebendaſelbſt 1. Bd. S. 21. 38) Nominativ ówinir, Form der Einzahl ówinr, Unfreund, Feind. Ein anderer Ausdruck hierfür iſt fiandmadhr, Mehrzahl fiandmenn. So z. B. ſagt Snorri Sturluſon (Ynglinga-Saga Cap. 44 ebendaſelbſt 1. Bd. S. 111): Ingiald'en Illradi'n habe das ſein Loos geſchienen, daß, wenn er ſich auf die Flucht legte, von allen Seiten ſeine Feinde (fiandmenn hans) hinzuſtrömen würden. 39) Vergl. *Finn Magnusen*, Specimen Glossarii zum 2. Bde. der Edda Saemundar p. 601. 40) Ebendaſelbſt S. 222. 41) ſ. das Helgilied bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 136. 42) Skaldskaparmál Cap. 8 und 15, Snorra-Edda, Ausgabe von Rask, S. 104. 106; ebendaſelbſt iſt eine Umſchreibung Loki's: Sleipnis-fraendi, Sleipnir's Blutsfreund (d. h. dier Vater). 43) Oddrúnar-grátr Str. 4 (große Ausgabe der Edda Saemundar p. 339), wo bemerkt iſt: *Wina*, svave vocabulum, sed rari usus, nennt: Wina thin, dein Freund, ſich Borgny in Beziehung auf Oddrun, und ſagt Str. 10 (S. 344): Aber ich folgte dir auf der Erde (á fiörgynio), als wenn wir beide von zwei Brüdern geboren (gezeugt) wären. Vergl. *Tacitus*, Germ. 20: Sororum filiis idem apud avunculum, qui apud patrem honor, quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur etc. 44) ſ. Ferd. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla). I. Bd. S. 35. 45) *Finn Magnusen*, Specimen Glossarii l. l. Vol. II. p. 841. *Joh. Georg. Wachter*, Glossar. Germ. col. 1906 ſagt unter *Win*, amicus et dilectus, da der gemeine Haufe die Freundſchaften blos nach der Nützlichkeit abſchätze und die nur Freunde nenne, welche ſeinen Vortheilen dienen, ſo ſei möglich, daß *Win* von den erſten Erfindern aus dem griechiſchen *ὀνᾶν*, juvare, gemacht ſei. Doch wolle er es lieber von minnen, lieben, ableiten, da die Veränderung des M in W nicht ohne Beiſpiel ſei.

46) Von Heinrich Leo, Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter zu deſſen Sächſ. und angelſächſ. Sprachproben S. 259. 47) Lifwinne, Lebensfreude; wynlic (wunlic), adj., wonnig; wynsum, wonneſam; Wynsumnis, die Wonnigkeit; wynleás, wonnelos, freudlos; wynful, wonnevoll; Wyne, masc., der Freund, der Geliebte; wynedrihten, der geliebte Herr; wyneleás, freundlos; Wune, fem., die Gewohnheit; wunjan, verb. 1. ſchw. wohnen; Wunung, das Wohnen, die Wohnung; gewunjan, gewohnen; gewunelic, gewöhnlich; unwyendlic, unbewohnbar; thurhwunjan, ganz und gar wo ſich aufhalten, bleiben. 48) *Hucbaldus*, Vita S. Lebuini Cap. 1 erklärt Lebuinus durch *Carus Amicus:* Fertur enim a peritis suae *Liefwin* patriotice sit vocatus, quod Romanis sonat *Carus Amicus*. *Ratbodus*, Traject. Episc., Ecloga de S. Lebuino: Nam si vertatur *Liawuin*, quod cuna sonabant, Carus amicus erit. Vergl. *Eccardus*, Hist. studii etymologici p. 39. 49) z. B. Cap. 1. V. 13: Fasciculus myrrae dilectus meus mihi, *Min wine ist mir also ein gebuntelin myrron* u. ſ. w. V. 14: Botrus cypri dilectus meus mihi, *Min wine ist mir wordan edele wintrubo vone cypro.* V. 16: Ecce tu pulcher es dilecte mi et decorus, *Sino scone bist tu wine min, unt erlich.* Cap. 2. V. 16: Dilectus meus mihi, et ego illi, *Min wine ist mir hold, unt ih imo.* Cap. 1. V. 7: Indica mihi quem diligit anima mea, ubi pascas, *Sage mir wine min, wa du dine scaf weidenes.* 50) z. B. Cap. 1. V. 9: Equitatui meo in curribus Pharaonis assimulavi te amica mea, *Ih habo dih friuntin min geebenmazzot minemo reithgesinde an den reithwagenon pharaonis.* 51) Altnordiſch bedeutet *Winadhr* Freundſchaft, Winátta ebenſo, Wingan desgleichen, Winſengi ebenſo (ſ. z. B. Snorri Sturluſon's Weltkreis, überſetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd.), Wingótt gute Freundſchaft. Im Betreff des Altteutſchen iſt zu bemerken: Hymn. 8, 8: *Kihalte frido winiscaf, ni kalichisotin minna*, conservet pacis foedera. Non simulata caritas. 52) Beugung von vriuntschapft.

Digitized by Google

nen Günther's, des Schwagers Sigfrid's. Rüdiger, als Etzel's Brautwerber, ſagt Z. 4942: Er enbintet iu innechlichen minne ane leit, staeter vriuntschefte der si er iu bereit, als' er e taet vroun Helchen, diu im ze herzen lag, und weiter unten Z. 4950: Waz mag ergetzen leides wan vriuntlichin liebe? Giſiler ſagt Z. 8862: Swenne ir und' inwer rechen mit strite mich bestat, wie rehte unvriuntliche ir daz schinen lat, daz ich iu wol getruwe für alle ander' man davon ich z' einem wibe, iuwer tohter mir gewan, und Z. 8871: di hohen mine mage di noch hir inne sint, suln die vor iu ersterben, so muoz gescheiden sin diu vil staete vriuntschapft zu dir und' ouch der tohter din. Auch in Urkunden wird Freundſchaft in Beziehung auf das Band der Verheirathung und der Verſchwägerung gebraucht. So z. B. ſagt Graf Johann von Werthheim in einer Urkunde vom J. 1402[53]): ein *Fruntschafft* beinget und gemacht haben schwischen uns und dem Edeln Graven Fridrich von Henneberg, also daz wir einen sinen Sone geben sullen die edlen Cathrin unsere libe Dochter zu einer elichen Hausfrauwen und gemahlen. Kaiſer Karl IV. ſagt in einer Urkunde vom J. 1375[54]): das wir mit dem Hochgeborn Friderich Burggraven ze Nüremberg um eine gute rechte Freundschafft und Ee geredt, geteidinget und übereyn kommen seyn u. ſ. w. Derſelbe in einer Urkunde vom J. 1373[55]): Is ist ouch by namen gered, gelobt und gesworen in guten truwin ane geverde, dass dyselbe fruntschaft mit unser tochter Annen und Marcgraf Friderichen deme lungen y vorgang haben sullin u. ſ. w., und hierauf wird in Beziehung auf den Fall, daß eins der Kinder mit Tode abginge, geſagt, datz dy fruntschaft nicht vorgang hette u. ſ. w. Die Gebrüder Friedrich, Balthaſar und Wilhelm bemerken in einer Urkunde vom J. 1374[56]): Waz ouch sint der Zcyt daz unser Fruntschafft mit der egenanten Frowen Katherin unser Wirtynnen[57]) und Swester[58]) u. ſ. w.

(*Ferdinand Wachter.*)

FREUNDLICH, freundlicher Tag, Freundſchaft (in der Rechtswiſſenſchaft), friuntilih, zuſammengezogen friuntlich, kommt ſchon bei Otfrid[1]) vor, und ſehr häufig im Mittelhochteutſchen[2]) friuntlich, friuwentlich, wo es theils in Beziehung auf verwandtliche Verhältniſſe[3]), theils aber, und vornehmlich als Gegenſatz zu gewaltſam[4]) gebraucht wird. In Beziehung auf Rechtsſtreitigkeiten macht freundlich, ſoviel wie gütlich bedeutend, den Gegenſatz zu dem Verfahren, nach welchem der Rechtsſtreit nach dem Gange und der Strenge des Rechts entſchieden wird. *Friuntlich Reht*[5]) bedeutet einen ſchiedsrichterlichen Spruch. Im Compromiß des Biſchofs Johann von Würzburg und der Landgrafen von Thüringen, Friedrich und Wilhelm, Gebrüder, und des Grafen Friedrich von Henneberg vom J. 1403[6]) heißt es: und was die funff ader der merer teyl unter in umb iglichen gebrechen und pruche finden und uberkumen in einer *Fruntligkeyt*[7]) mit Wissen ader mit einem *friuntlichen Rehten*, daz sal van beiden teylen volzogen und gehalden werden. Im Vergleich des Erzbiſchofs Konrad von Mainz vom J. 1430[8]) wird geſagt: *freundlich* und gutlich darumb ubertragen, geslacht und geracht. In einer Urkunde der Herzoge Albert und Otto von Öſterreich vom J. 1330[9]): das sullen wir gen einander *freundlich* und liplich beidenthalben ausstragen. Der Kurfürſt Friedrich von Sachſen thut in einer Urkunde vom J. 1428[10]) kund, dass wir Friederich Hertzog zu Sachsen, uns mit dem obgenannten Herrn Heinrichen von Plauen,

53) Bei Schannat, Samml. alter Docum. I. Th. S. 51. 54) Bei *Jungius*, Miscell. T. IV. p. 31. 55) Bei Horn, Lebens- und Heldengeſchichte Friedrich's des Streitbaren. S. 648. 56) Bei demſelben S. 12. 57) Bezieht ſich auf den Landgrafen Friedrich den Strengen, deſſen Gemahlin oder Hausfrau, wofür hier Wirthinn gebraucht wird, Katharina war. 58) d. h. Schwägerin, nämlich in Beziehung auf die Brüder Friedrich's des Strengen, Balthaſar und Wilhelm.

1) Buch V. Cap. 1, wo Otfrid von dem großen Myſterium handelt, das in Chriſti Kreuze verborgen ſei, kommt wiederholt als Formel vor: thaz friuntlich giloube, thes mannilih giwissi, das glaube freundlich, das jeder wiſſe, und in der Umſtellung: thaz mannilih giloube, thes friuntlih giwissi, das glaube jeder, das freundlich wiſſe (d. h. nehme dieſes Wiſſen in Freundſchaft an). 2) z. B. im Nibelungenliede; ſ. v. d. Hagen, Wörterbuch zu der Nibelungen Lied. (Breslau 1816.) S. 61.

3) ſ. den Art. Freund (ſprachlich). 4) z. B. im Nibelungenliede Z. 230 ſagt Sigfrid: swaz ich vriuwentliche niht ab' in erbit, daz mach ous erwerben mit ellen da min hant. 5) ſ. *Oberlin*, Glossar. p. 445. 6) Bei Schannat, Samml. alter Docum. S. 58; bei Horn, Lebens- und Heldengeſchichte Friedrich's des Streitbaren. Nr. 102. S. 718. 7) Im Schreiben der verbündeten Städte an den König Sigismund (bei *Mencker*, Contin. de Usburg) heißt es: das wir aber an unsern Herren des Marggrafen Reten nit vinden nach habent kundent, das si der *Fruntlicheit* also nach gan woltent wie uwer Kunigl. Gn. Brief des innhalt. Freundlichkeit bedeutet hier modus compositionis amicabilis. Auch hat es die Bedeutung von induciae ad amicabilem compositionem tentandam, „gütlich Stehen," wie der andere Ausdruck iſt, z. B. in einer Urkunde von 1414 (bei Horn, Lebens- und Heldengeſchichte Friedrich's des Streitbaren. Nr. 201. S. 803), wo Friedrich, Wilhelm und Friedrich, Gebrüdere und Gevettern, Landgrafen in Thüringen, und Ludwig, Landgraf zu Heſſen, kund thun, das der hochgeborn Furste Her Heinrich zcu Brunswig und Luneborg unser liber Vater Bruder Ohem und Schwager zcwischen uns eine gutlichkeit und *fruntlichkeit* geteidinget hat in aller masse als hirnach geschrebin stet; zcum erstin daz die gutlichkeit und fruntlichkeit angehin sal uff datum dises briefs und vorbaz stehin und weren drye gancze Jar allernehist nach einander volgende also daz unser eyne parthie nach Irre besessin mann der andern Irre lande, lute und besessen manne fihend nicht (werden), vehden, angriffen nach beschedigen sal u. ſ. w., und weiter unten (S. 805): Geschegin abir binnen disser gutlichkeit und *frundlichkeit* eynche ancgriffe ader oberfarunge darumb solden der Heren Amptlute und *frunde* die die Heren unvorczogelichen darczu gebin sollen, wenn yr einer von dem andern des ermant wurde uff einen nemelichen tag, den man darczu bescheiden sal, uff den houg acu hoende ryten und die von beiden syten richten und keren. Konden die der Karunge nicht eyn werden, so solden der Heren *frunde*, die denn also darczu gegebin weren, eyns ubirmannie ubirkommen, was der denn erkennte und sproche, daz solde von den Heren uff beyde syten gehalden werden ane geverde. 8) Bei *Joannis*, Rer. Mogunt. III. p. 461. 9) Bei *Gewold*, Defensio Ludovici IV. Imp. p. 109. 10) Mantissa diplomatum historiae Comit. Leisnic. inserviens No. 50 bei *Mencke*, Scriptt. T. III. col. 1057.

Digitized by Google

Burggrafen zu Meissen, umbe alle Schelunge, Zweytracht und Irrnüsse freundlichen und gütlich geeinet, und vertragen haben; Und auf dass solche Gütligkeit und freundlich Vertragen stete gantz und unverbrüchlichen gehalten werde, und uns und unsern Brüdern der genannte Herr Heinrich förderlichen dienen möge, so haben wir u. ſ. w. (er führt nun das auf, mit was er ihn belehnt hat). Die Gebrüder Friedrich und Wilhelm, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen und in dem Oſterlande, ſagen in dem Vergleiche zwiſchen dem Abt Gottſchalk und deſſen Capitel und den Schuhgewerkern zu Pegau vom J. 1387 [11]). Queme ouch ymand czu yn, als ir Morginsprache uz ist: und bete den Meister, daz er yme riete czu eyne irme gewercken umme syne gebrechin und schult: daz yme dorumme wandel widerfure: dorumme mag der Meister und die gewerckin wol redin und vorsuchin: daz sy daz in *fruntlichin dingin hinlegin und genizin ane gerichte*. In einer hannöverſchen Urkunde vom J. 1455 [12]) heißt es: Und alse de Parte to beydent siden so den schell und tosage by den Rad in rechte to vorscheden do gesath hadden, ward twischen ön doch in *fruntlichen* Dingen bespraken und vor dem Rade uthe secht. König Sigismund ſagt in einem Schreiben an Friedrich und Wilhelm, Landgrafen zu Thüringen, vom J. 1414 [13]): Uns hat vorgebracht der Ehrwürdige Albrecht, Biſchof zu Bamberg, unſer Fürſt und lieber Andächtiger, wie ihr ihm und ſeinem Stift etliche Einfälle thut, daß ihr auf etliche ſein und ſeines Stiftes Dörfern „uff den eigen zu Towschiz“ etliche Läger meint zu haben, das ihr nach ſeiner Meinung von Rechts wegen nicht haben ſollet, „wan“ er und ſein Stift in ſolcher Maß gefreiet und herkommen ſeien, daß er ſolcher Sachen billigen entladen ſein ſolle, darum er viel zu Tage und „Tedunge“ (Unterhandlung auf dazu beſtimmten Tagen) gekommen ſei, „und doch bisher zu fruntlichen Ende nicht kumen mochte und in doch *fruntlichen rechten*, wer in sunst anrede, darum nicht mocht, vor uns wol bemugen solt.“ Darum begehren wir von euwer Liebe mit ernſtlichem Fleiße, daß ihr bequemlich in den Sachen „gein den von Bamberg in der fruntschafft getun muget, und on clag oder ander ernstlich varen lassen,“ daß ihr das thut uns und dem Reich zu Ehren und zu Liebe, „wan“ wir ihn und ſein Stift in unſern beſonderen Schirm genommen, wollt ihr aber das nicht thun, daß ihr denn zu Tage kommet vor uns, ſo wollen wir „die Sachen verhoren und flissig sin zu richten *in der Fruntschaft ader mit den Rechten*, daran in wol begnugt, und ouch sin darzu wol mechtig sin, und daz daruff sulche sache swischen euch beyderseyt in *fruntlichen* Dingen beshe. In einem Vergleiche um das J. 1440 [14]) heißt es: welcher schulde unn ansaghe by uns, Reimbertus Deken to Goslar unnd Wilhelmo proveste — — in *fruntliken* Dingen, doch *deme Rechten ghelyk* to vorscheden, ghebleven sin. Dieſes wird auch ausgedrückt auf die Weiſe, wie z. B. in einer Urkunde der Großen von Niederbaiern vom J. 1425 [15]) geſchieht: und machen der Sachen ausstrag und endt, inn gütlicher Freundschafft oder gleichem Rechten — — inner Jars frist. In einer Urkunde des Königs Georg von Böhmen vom J. 1465 [16]) heißt es: begehren gutliche Austrag oder billigen Rechten Verfolg zu thun. Die Sache wird, wie man bemerkt [17]) findet, durch die ſchöne Formel in einer Urkunde vom J. 1393 [18]) ausgedrückt: Sollen uns richten, *keinem zu nahe:* Wäre es aber, dass sie mit Freundschaft nicht gerichten, — — so mögten sie und sollen uns mit ihme rechten, keinen der genanten zu nahe. Dieſe ſehr natürliche Art und Weiſe zu richten kam leider vorzüglich unter Privaten außer Gebrauch. Eine proceßſüchtige Zeit wollte lieber nach dem höchſten Rechte und durch Umſchweife und Weitläufigkeiten der Proceſſe ſtreiten, als nach billigem Rechte kurz und freundlich die Sachen abthun. In den alten Denkmälern dagegen ſieht man nicht ohne Vergnügen und Bewunderung, mit welcher Mäßigung die Schiedsrichter auch in den ſchwierigſten Rechtsſachen verfahren ſind, und wie glücklich ſie durch einen keiner Partei herben Spruch, ſondern zur Zufriedenheit beider Parteien die Rechtsſtreite abgemacht haben. Die Formel der Schiedsrichter war dieſe: Sprechen wir zu einer Freundſchaft u. ſ. w [19]). Freundſchaft macht nämlich den Gegenſatz [20]) zu dem Recht vor den Gerichten. So z. B. heißt es in einer Urkunde vom J. 1414 [21]): Wenn si inen semlich oder besundern hernach ichts zusprechen gewönen, solten sie recht oder freuntschafft nemen und geben vor dem Rade zu Frankfurt. In einer Urkunde des Markgrafen Ludwig von Brandenburg vom J. 1414 (bei Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. II. IV. Abth. III. Abſ. S. 8): und man dieselbe (Zweiung) mit Freundschaft nicht richten möchte, sol man dieselb mit den Rechten austragen. Der Rath zu Lüneburg ſagt im J. 1453 [22]): baven (über) vele erbe-

11) Bei Horn a. a. O. Nr. 43. S. 673. 12) Bei Grupen, Antiqu. Hanov. p. 265. 13) Bei Horn a. a. O. Nr. 212. S. 406. 14) Bei *Harenberg*, Antiqu. Gandersh. p. 886.

15) ſ. Privilegia Ducat. Bav. p. 163. 16) Bei Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. II. IV. Abtheil. III. Abſ. S. 965. 17) Von *Haltaus*, Glossar. Germ. col. 492. 18) ſ. Analect. Hass. Coll. II. p. 419. 19) ſ. *de Senckenberg*, Selecta Juris. T. II. p. 334. 20) Im Allgemeinen macht Freundſchaft den Gegenſatz zu Pflicht oder Verbindlichkeit. So z. B. ſagt der Biſchof Magnus von Hildesheim in einer Urkunde vom J. 1437 (bei *Lauenstein*, Hist. Epiac. Hildes. P. I. p. 99): Und düse *vrundschup* de uns de Radt tho Hildensem dartho geschencket hefft, en schall öhne und den öhren neyn Pflicht wesen u. ſ. w. Kurfürſt Ruprecht der Ältere von der Pfalz ſagt in einer Urkunde vom J. 1389 (bei *Schilter*, Exerc. ad ff. XLVII. §. LXXIV): als der Edel unser lieber Swager und *getrewer* Johan Grave zu Spanheim uns das Dorff Enkerich mit seinen Zugehörungen in *Fruntschafften* ingeben hait, des bekennen wir vor uns und unser *Erben*, welich Zut (Zit) er oder sine erben dasselbe dorffe mit sinen Zugehor wider han wollen, das sie es dann wider nemen mogen ane Widerrede unser, unser erben u. ſ. w. 21) Bei *de Senckenberg* l. l. T. II. p. 60. 22) Bei *Lünig*, De Jure Salinar. Docum. p. 140.

dinge to ere, to rechte und to witliker [23]) fruntschupp vor Heren and steden u. ſ. w. Kaiſer Ludwig der Baier ſagt in einem Schreiben an die Stadt Goſlar vom J. 1331 [24]): dummodo coram dignis et honestis personis *strictam justitiam* vel *aequam amicitiam* exhibeatis. Die Gebrüder Balthaſar und Wilhelm, Landgrafen in Thüringen, die Gebrüder Bernhard und Heinrich, Herzoge zu Braunſchweig und Lüneburg, Friedrich, Herzog zu Braunſchweig, Hermann, Landgraf zu Heſſen, die Gebrüder Friedrich und Wilhelm, Markgrafen zu Meißen, Otto, Herzog zu Braunſchweig und Friedrich der Junge, Landgraf in Thüringen, Balthaſar's Sohn, thun in einem Briefe vom J. 1402 [25]) kund: Wäre auch, daß nun hinfürder mehr einige Zwietracht oder „Schelunge“ zwiſchen uns Herren, die in dieſem Bunde ſind, oder noch darin kommen werden, auferſtanden, ſo ſollen die zwei, die ſo zwieträchtig geworden wären, einen unter uns andern Herren kieſen, und der, den ſie alſo kieſen würden, ſollte ſich der Sache annehmen, und ſich deſſen nicht wehren, „und volmacht habin di mit fruntschaft mit der beider partie wissen und willen, adir mit rechte zou scheiden und zeu richten.“ Könnten aber dieſelben zwei nicht ein (einig) werden um einen unter uns, ſo ſollte ihrer jeglicher einen unter uns kieſen und nehmen, und die zwei, die ſich alſo beiderſeit kieſen würden und nehmen, ſollten ſich der Sache annehmen und ſich deſſen nicht wehren, „und ganeze und vole macht habin, die mit fruntschaft mit der beider partie wissen und willen adir mit rechte ezu richten und hin ezu legen.“ In einer würtembergiſchen Urkunde vom J. 1410 [26]) heißt es: dass sie sich an Glich oder an Recht begnügen, die Sachen fruntlich ubertragen und gerichten. Möchte das nit gesin, so sullen sy ein *fruntlich Recht* darüber sprechen.

Freundlicher Tag hieß ein Convent, um die Herſtellung der Eintracht auf freundliche Weiſe zu verſuchen, und wurde lateiniſch durch amicabilis dies ausgedrückt. So z. B. heißt es in einer Urkunde um das J. 1185 [27]): *amicabili die* constituta in loco qui dicitur Stapelhuthe ad placitandum super quaestione bonorum etc. In einem Compromiß des Erzbiſchofs Heinrich von Mainz und der Gebrüder Albert, Wilhelm, Konrad und Lüder von Braunſchweig vom J. 1287 [28]): feria secunda post Dominicam *Exurge* Anno Domini MCCLXXXVII. continuata in feriam quartam subsequentem, *Die amicabili* apud *Mulehusen* ad hoc collecta, spontanea voluntate in Strenuos Viros Gotschalcum de Pleise, Ludwicum de Rosdorp, Heinricum de Heimberg et.. Advocatum de Grune, Milites, tamquam in Arbitros, arbitratores, seu *amicabiles Compositores*, compromisimus et compromittimus in his scriptis. Kaiſer Friedrich ſagt in einem Schreiben an Herzog Albert von Öſterreich vom J. 1448 [29]): haben wir mit ihm reden laſſen, und eines freundlichen Tages allhie zu Wien — — — ſchierſt künftig zu halten, zu erfolgen und zu verſuchen, ob wir die Sachen zwiſchen Euch ohne Recht und andere Mühe möchten hinlegen. In ſtraßburger Acten vom J. 1419 [30]) heißt es: Als noch solichen vil grossen geschriften so zu beiden siten gangen sient, sient sie beider site zu früntlichen tagen komen von der vorgeschribenen Spenne wegen fur den hochgebornen Fürsten und Hern Hern Bernhart Marggraven zu Baden der inen auch soliche tag für sine gnode bescheiden hatt. (*Ferd. Wachter.*)

FREUNDSCHAFT (Orden der treuen, oder vom goldenen Armband). Im Januar 1692 beſuchte der Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich III., ſpäter Friedrich I., König von Preußen, den Kurfürſten Johann Georg I. von Sachſen in Torgau. Die zwiſchen ihnen beſtehenden freundſchaftlichen Verhältniſſe veranlaßten Letztern, am 25. jenes Monats, als ein Zeichen der feſten Freundſchaftsdauer Beider, einen Orden zu ſtiften, der obige Benennung erhielt, und in welchen ſogleich von den Hofſtaatsdienern Beider zwölf Ritter aufgenommen wurden. Auf dem Ordenszeichen ſah man vorn zwei geharniſchte, feſt in einander geſchloſſene Hände, von Palmzweigen umgeben, und drei kreuzweis gelegte Schwerter, mit den Worten: Unie pour jamais; und hinten die Namenszüge beider Fürſten, verſchlungen mit den Worten: Sincère amitié. Ganz gegen die gewöhnliche Art des Tragens eines Ordenszeichens wurde dieſes an einem rothen Bande am rechten Arm befeſtigt. Von langer Dauer ſcheint er nicht geweſen zu ſein. (*F. Gottschalck.*)

FREUNDSCHAFTSINSELN nannte Cook auf ſeiner dritten Reiſe eine zu Auſtralien gehörige, etwa aus 150 größeren und kleineren Inſeln beſtehende, Gruppe, weil er bei den Einwohnern eine ſehr gaſtfreundliche Aufnahme fand. Von dieſen Inſeln ſind die höheren, gebirgigen vulkaniſchen Urſprungs, die niedrigen haben Korallengrund. Die meiſten ſind mit Korallenriffen umgeben, und die Schiffahrt zwiſchen ihnen iſt daher gefährlich. Das Klima auf ihnen iſt mild, groß ihre Fruchtbarkeit und ihr Reichthum an Produkten, und Brodfrüchte, Piſang, Sago, Pompelmuſen, Kokus und andre Früchte werden in großer Menge erbaut. Aus dem Thierreiche gibt es vorzüglich Schweine, Hunde, Hühner, Tauben, Papageien, wilde Enten, Reiher; der Tropikvogel wird ſeiner ſchönen Federn wegen zu künſtlichem Schmucke verbraucht. Reich ſind die Inſeln an Fiſchen, Schildkröten, Auſtern. Die Einwohner, deren Anzahl man auf 200,000 rechnet, ſind hellbraun von Farbe, gut gewachſen, fleißige Ackerbauer, und beſitzen große Kunſtfertigkeit. Ihre ganz kunſtloſen Wohnungen beſtehen aus verbundenen Pfoſten in Querbalken, worauf das mit Blättern bedeckte Dach ruht,

23) wiſſentlich, kund. 24) Bei *Heineccius*, Antiqu. Goslar. Lib. IV. pag. 132. 25) Bei Horn Nr. 96. S. 708. 26) Bei Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. II. IV. Abtheil. III. Abſ. S. 648. 27) Bei *Grupen*, Orig. Pyrmont. p. 23. 28) *Gudenus*, Cod. Diplom. Vol. I. No. 390. p. 833.

29) Corpus Juris Feudalis. T. I. p. 196. 30) Acta und Handlungen zwischen der Stadt Strassburg und der damahls ausgewichenen Ritterschaft ergangen, An. 1419. 20 u. ſ. w., bei Schilter zu Jacob's von Königshofen Elſaſſer und ſtraßb. Chron. S. 815.

Digitized by Google

und von den Frauen geflochtene Matten aus Kokoszweigen, woraus auch ihre Kleidung beſteht, bilden die Seitenwände. Ungeachtet ihrer freundlichen Charaktere iſt ihre Religion doch nicht frei von Menſchenopfern; jedoch eſſen ſie kein Menſchenfleiſch. Dieſe Opfer finden indeß, ſeit Miſſionare das Chriſtenthum hier zu verbreiten angefangen, wenig mehr ſtatt. Die Verfaſſung iſt monarchiſch-ariſtokratiſch, unter dem Könige ſtehen Häuptlinge; die meiſten Inſeln gehorchen dem Könige von Tongatabu (die heilige Tonga), und man hat daher die Freundſchaftsinſeln auch den Tonga-Archipelagus benannt. Die größte dieſer Inſeln iſt Wawau, die fruchtbarſte Liſuga, die bedeutendſte aber Tongatabu, die einen ſehr ſichern Hafen hat. Seit 1826 iſt hier eine engliſche Miſſion. (*H.*)

FREVEL (etymologiſch und als Rechtswerth), lautet altteutſch Fravili, Frafili. Otfrid [1]) ſingt in Beziehung auf den durch unſere Sünden verſchuldeten Kreuzestod des Heilandes:

Wio thu thultos wizi [2]), thaz honlicha kruzi,
In managfaltan wunton bi unseron sunton,
Thuruh unser ubili, ioh managfalto frauuili [3]),
Thar wir analagun ioh hartis sein wagun.

Notker [4]) ſagt: Thaz was anderiu temptatio (chorunga) eniu was ignorantiae (unwizzo) disiu praesumtionis (frafali). Althochteutſche Gloſſen [5]) erklären procax durch fravaler, wobei das er Declinationsendung des Nominativs eines Adjectivs iſt. Otfrid [6]) ſingt:

Zellet thio gimeiti minera dumpheiti,
Mines selbes ubili, thaz ih io ward so fravili,
Joh minera argi filu fram, thaz ih es gouma ni nam;

und an einer andern Stelle [7]) läßt er den Heiland in Beziehung darauf, daß er ſeinen Jüngern die Füße, um ihnen ein Beiſpiel der Demuth zu geben, gewaſchen, ſagen:

Wizit, quad er, thesa dat, thaz si in iuch gigat,
Thaz ir ni sit zi [8]) fravili, thaz zeigot iu thiz bilidi.

Altteutſche Gloſſen [9]) erklären procaciter durch fravlliho und Kero [10]) proterve durch frafallihho. Hieraus folgert man nicht mit Unrecht, daß das althochteutſche Fravali temeritas, protervia, bedeutet habe [11]). Aus Fravali iſt im Mittelhochteutſchen Frevele, Verwegenheit, Kühnheit, ſowie auch Frevelheit, Frevenheit, temeritas [12]) bedeutet, und Frevel, gefährlicher Muthwille, böſe Abſicht, ungebührliches Wageſtück, Trotz, geringes Vergehen, und in abgeleiteter Bedeutung die Strafe, welche auf Übertretung eines Geſetzes geſetzt iſt, gebildet, welche Bedeutungen wir weiter unten näher betrachten. Die Adjective lauten im Mittelhochteutſchen *frevele*, *frevel*, *verebele*, *freven* [13]) und frevellich, ausgelaſſen, verwegen, unerſchrocken, getroſten Muthes, muthvoll, und das Adverbium frefel, frevellich, frevellichen, muthwillig [14]), kühn, herzhaft. So z. B. ſingt Konrad von Würzburg [15]): ich wene daz nie man geritte kein orse also vrefel so er têt, und an einer andern Stelle [16]): ir bruoder ist Achilles, der vrefel ist und ellentrich. Wirnt von Gravenberch [17]): Und waz im daz vil ungenmach, daz er disen riter sach so fraevelich da riten. Daz er wolde striten mit im, des gedahte er; und an einer andern Stelle [18]) von dem Boten des Königs Wigalois von Korentin, welcher an den Fürſten Lion von Namur geſandt ward, um ihm Krieg anzukündigen: Wider in er fraevelichen sprach: Herre, dir widerbietent die, die ich dir benenne hie, ir dienest und ir friuntschaft (nun folgt die Aufzählung der Namen der Könige und Fürſten, welche dem Fürſten Lion widerſagt haben). Die Stadt Augsburg ſagt im J. 1537 [19]): wol seind sy ye lenger, ye mer hierinne dest frevelicher unn unverschembter gewesen. Das alte ſtrasburger Stadtrecht Cap. 11 [20]): Swer siner burger (d. h. Mitbürger) ane den richter oder sinen botten inwendig des ringes sines huses oder hoves vreveliche anegrifet, umbe den vrevel so wettet [21]) er dem richter drisig schillinge, und dem, an dem er gevrevelt het, bessert er sine missetat drivaltichliche. Für frevelich kam nach und nach die Form freventlich auf und ward ſpäter allgemein. In Beziehung auf den erſten Zeitraum dieſer Form führen wir an aus dem würzburger Diplom des Königs Ruprecht vom J. 1407 [22]): wer solchen zoll wissentlich oder *freventlich* verfahren u. ſ. w.; aus dem Mandat des Kaiſers Karl V. an den Rath zu Hildesheim vom J. 1543 [23]): *freventlich* und gar vermessentlich vergriffen; aus dem Vergleiche des ſchwäbiſchen Landgerichts mit dem Abte von Kempten vom J. 1545 [24]): wo er unsers Landgerichts Botten — — — *freventlich* und ohnrechtlich in ihrem Amte irrete u. ſ. w. Item, welche die Personen, so das Landgericht suchen, — — — — *freventlich* und muthwillig aufhielten und verhinderten u. ſ. w. Als Beiſpiele für das Beiwort frevel, temerarius, procax, prorumpens in excessus, dienen aus der Rathgebung der ſächſiſchen Theologen vom J. 1530 [25]): Auch ſiehet man, was ſich in dieſer Spaltung zugetragen, wie der pofel (Pöbel) frevel worden u. ſ. w.; aus einer Urkunde des Kaiſers Karl IV. vom J. 1357 [26]):

1) III. Buch. Cap. 1. V. 89. 2) Strafe. 3) fravili. 4) Psalm. 106, 17 bei *Schilter*, Thes. I. p. 208. 5) Glossae Francicae a *M. Z. Boxhornio* editae hinter Schilter's Glossarium Teut. p. 904. 6) V. Buch. Cap. 25. V. 62. 7) IV. Buch. Cap. 11. V. 87. 8) nimis. 9) Glossarium theotisco-latinum ex antiquis Codicibus Bibliothecae Regiae Monacensis concinnatum von Mone in deſſen Miscellaneen. 1. Bd. S. 212. 10) Regula S. Benedicti Cap. 3 (bei *Schilter*, Thesaurus. Tom. I. pag. 23). 11) Jacob Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer S. 624. 12) Vergl. Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 587. 13) Im Schweizeriſchen abgekürzt fraev; ſ. Stalder, Schweizeriſches Idiotikon. 1. Bd. S. 394.

14) Urkunde von 1293 in den Monum. Boicis. Vol. III. pag. 1293. 15) Trojaniſcher Krieg Z. 12553 bei Müller, Sammlung. 3. Bd. S. 92. 16) Ebendaſelbſt Z. 1560. 17) Wigalois Z. 6619 (Ausgabe von Benecke S. 245). 18) Z. 10063. S. 369. 19) Bei *Spalatin*, Annales Reformat. p. 325. 20) Bei Schilter, Die zwölfte Anmerkung zu Jacob's von Königshoven Chronik S. 704. 21) Zahlt als Strafe. 22) Vergl. *Haltaus*, Glossar. Germ. col. 490. 23) Bei *Lauenstein*, Hist. Eccles. Hildes. P. IX. p. 90. 24) Bei *Lünig*, Spicil. Eccles. Contin. III. Fortſ. S. 77. 25) Bei *Spalatin*, Annal. Reform. p. 230. 26) Bei Hocker, Supplement zu dem haylsbronner Antiquitätenſchatz S. 136.

Digitized by Google

Wer aber daz yeman so *frevel* wurde, daz er dise vorgen. des Apts und Convents fribait und privilegie uberſure, krenckte u. ſ. w. In einer Urkunde vom J. 1359[27]) kommt vor: aus *freveler* Getrüstigkait, womit der Ausdruck: frevele Hand, zu vergleichen. So z. B. in der Reform. Nor.[28]): So die kinder oder Enigklin *frefle Hand* an die Eltern gelegt, und sie geschlagen heten u. ſ. w. Für frevele Hand ward häufiger gebraucht Frevel-Hand. So z. B. ſagt Tengler im Laienſpiegel[29]): wölche Kind *Fraevel-Hand* an sein öllter gelegt. Eine ſtrasburger Chronik ſagt zum J. 1415[30]) in Beziehung darauf, daß die Strasburger den Biſchof gefangen genommen: Doch so kame die Stat ouch umb gross jelt so sy dem Bobest und Keysser geben musten, uff das sy usser acht und Bann kommen, desshalben das sy *Frevel-Hand* an den Bischoff geleit hatten. Wolfram von Eſchenbach[31]) braucht Frevel-mann für: kühner Mann, indem er von Parzival ſingt: dô der kiusche vrävel man durch zuht sin swert von im bant. Das mittelhochteutſche Zeitwort frevelen wird im guten Sinne für verwegen ſein, verwegen handeln[32]) gebraucht, welches wahrſcheinlich die abgeleitete Bedeutung iſt; in eigentlicher Bedeutung hat es den Sinn: temeritate aliqua excedere, injuriam aut violentiam committere[33]), und wird, wie man annimmt, im Latein des Mittelalters ausgedrückt durch temeritatem facere, kann jedoch auch einen Frevel thun (begehen, verüben) ausdrücken ſollen. So z. B. in einer Urkunde vom J. 1296[34]): pignora licebit accipere et contra eos nullam *temeritatem facient* in hac parte. In Beziehung auf den teutſchen Ausdruck dienen als Beiſpiele folgende Stellen. In der Berathung der Städte zu Nürnberg vom J. 1338[35]) heißt es: die da Vehde und Vigendschafft nit abtun wollent, sunder wider Recht *freveln* woltent; in dem lichtenſteiger Statut vom J. 1400[36]): welcher burger also verr *freſneti*, dass er einen andern burger oder gast liblos[37]) tete und machte u. ſ. w.; im Dinghof- oder Salbuch des Kloſters Ebersheim vom J. 1320[38]): Wissent alle die diz Gotzhuses recht sprechint oder hörent sprechin, das disse Stat und diz Closter hant Twing und Bann also verre, so Ylle und Brunne berinnet, und Münchetich unz an twerch tich. Swer do zwischent *gevrevelet*, der wettet dem Abbete ein phunt, dem Vogte zehen Schilling. In dem Geſetze der Stadt Speier[39]), welches das beſchriebene (geſchriebene) Gericht (Recht) genannt wird, ſagen die Richter, der Rath und die Bürger Nr. 53: Under diesem Gericht sollent sin alle unsere Burgere, unnd alle die in unser Statt wohnent fur sich dar, die under unser Gerichte hörent, unnd ihr Gescheſſt hie ubent, die sesshaft sind in ihr eigen oder gelehnten Herbergen oder Cammern, die sie bewisen sollent, und die also biderbe sind, das man billig an ihn frevelt. König Adolf ſagt in der Urkunde vom J. 1297[40]), in welcher er den Bürgern von Worms und Speier ihre Privilegien beſtätigt und ſie zu beſchirmen und ihnen zu helfen gelobt: Wer auch, dass sie sunder oder samet jeman angrieffe, oder häte anegriffen, an Leibe oder an Gute, varent oder ilent sie deme nach, in dess Riches oder in andere Herren Landen, dass sie ihn gerne begrieffen, unnd suchen sie den in Hüsern, unnd Thüren nach dem uff, und was sie darzu thunt, darane sollent sie nit *freveln* an dem Landtfrieden, noch gegen uns, noch gegen andern Herren. Jacob von Königshoven ſagt vom Kaiſer Octavianus Auguſtus: und was doch nit one bresten (Gebrechen); wanne er treip vil unküscheit und *frevelle* vil Jungfrowen. Von frevelen iſt gebildet Freveler, durch welches Luther 2 Tim. III, 4 προπετής gibt. Im Latein des Mittelalters wird Freveler durch temerarius, excessor und praesumtor[41]) gegeben, und man[42]) nimmt an, daß in der Lex Wisigothorum Lib. VI. Tit. IV, 2, wo davon gehandelt wird, wenn einer mit gezücktem Schwerte oder irgend einer Art Waffen verſehen, frevelhafter Weiſe, nämlich nach dem Ausdrucke des Geſetzes praesumptivo modo in ein fremdes Haus dringt und daſelbſt Mord oder Raub übt, oder ſonſt Schaden thut, oder auch Nichts darin verübt, durch praesumptor[43]), Frevler, ausgedrückt werde. Doch iſt un-

27) *Meichelbeck*, Hist. Frising. T. II. p. 175. 28) T. XIX. p. 179. 29) Bl. 47. 30) Bei *Wencker*, De Uspurg. p. 224. 31) Parzival Z. 1306 bei Müller, Sammlung. I. Bd. S. 106, bei Lachmann, Wolfram von Eſchenbach S. 210. 32) Ziemann a. a. O. S. 587. 33) *Haltaus* l. l. col. 439. 34) Bei *Koppius*, Specimen de Jure pignor. p. 16. 35) Bei *Wencker*, Praesid. p. 353. 36) Bei *Tschudi*, Chron. Helv. I. P. p. 607 a. 37) Leiblos, d. h. todt. 38) Bei *Schilter*, Cod. Juris Alemannici p. 580. 39) Bei Lehmann, Chronica der Freyen Reichs-Statt Speyer. (Frankfurt 1612) S. 329.

40) Bei Lehmann V. Buch. Cap. 123. S. 662. Hierzu iſt zu bemerken, daß Lehmann die Urkunde überſetzt gibt, ſowie auch die in voriger Anmerkung angeführten Statuten; doch bedient er ſich der paſſenden teutſchen Redensarten. So z. B. V. Buch. Cap. 122, deſſen Überſchrift beginnt: Der Geiſtlichen Geſinde frevelt an den Burgern Speier u. ſ. w., wo er (S. 658) von der Schlägerei zwiſchen etlichen Bürgern und dem Geſinde der Kleriſei in der Nacht bei dem Unweſen der Faſtnacht im J. 1296 nach einer lateiniſch verfaßten Beſchreibung handelt. Aus ſeiner Darſtellung bemerken wir hier: hernach die Sach beſchwerlich beim Rhat anbracht und umb der Freveler Beſtraffung gebetten. Als man darauff dieſelben vor den Mantrichtern zu ſtellen und den Frevel zu teidigen beym Thombprobſt geſucht, hat er ſolchem Begehren kein ſtatt geben u. ſ. w. Dagegen der Rhat fürbracht, daß der Geiſtliche Richter oder jemand anders in der Statt (Stadt) der Beſtraffung der Weltlichen in Frevel und Burgerlichen Sachen nicht befugt; und obſchon die Freveler der Thomb-Herren Haußgeſinde, ſo waren ſie doch Leyen u. ſ. w. Weiter heißt es von der Kleriſei, welche erklärt, daß ihr Geſinde der geiſtlichen Freiheit theilhaftig wäre, „darumb sie (die Diener) vor die Richter zum Frevel (zur Büßung des Frevels) anzuhalten standthafftig abgeschlagen." Der Rath umſtellt nun mit einer ſtarken Anzahl ſeiner Soldaten und Bürger die Behauſung des Dompropſtes, ſendet den halben Rath, nämlich ſechs deſſelben, hinein, und dieſe reden mit dem Dompropſte ſoviel, „daz er mit Handtgegebener Trew, die Freveler, under denen dess Thombsaengers Diner der fürnembste, einem Rhat zu lieffern versprochen, und als sie erschienen, haben sie den Frevel im Gefaengnus abgebüst." 41) Siehe z. B. bei *de Westphalen*, Monum. inedit. T. IV. p. 3311. 42) *Haltaus* l. l. col. 490. 43) Die Überſchrift lautet: De praesumptoribus et operibus praesumptorum, und der Anfang: Si quis evaginato

gewiß, welcher gothiſche Ausdruck durch praesumtor gegeben wird. Im Teutſchen in engerer Bedeutung wäre es Freveler, da Frevel, freveln, und Frevelei bald umfaſſenderer, bald in weniger umfaſſender Bedeutung gebraucht wird. Zur Erläuterung dient z. B. in einer alten Bibelüberſetzung [44]), Deuteron. c. XXVIII: Allezeit mussestu *Frevel* un gewalt liden und werdest von *Frevel* und gewalt nydder gedrucket, und Buch der Könige II. Cap. 6: und slug in umb de geturstekeit oder *Frevel*. Frevel und Vorſatz werden einander entgegengeſetzt. So z. B. in den goßlariſchen Geſetzen. Zwar könnte Buch II. in Nr. 87 [45]): Schüder eme schade up der alreden vor des Keysers hus, alse begoten were an spotte eder an spele alse men dar pleget, dar ne geyt nein gerichte over, off seck de sackewolde vreveles unde vorsate entshüldige alse recht is, Frevel und Vorſatz vielleicht blos neben einander geſtellt ſcheinen. Aber an einer andern Stelle [46]) heißt es: We deme anderen mit vrevele in torne mit hastmude sunder vorsatte wat dede, eder up on spreke, dichtede eder bethege, das an ſeinen Leib (Leben), Ehre und gutes Gerüchte (Ruf) ginge, das er auf ihn nicht vollbringen könnte, „alse“ (wie) recht wäre, und ſich „Vorsate“ daran entledigen wollte, ob (wenn) man das von ihm heiſchte, der ſollte dem Kläger büßen dreißig Schillinge, und dem Vogte „wedden“ (als Strafe zahlen) ſechzig Schillinge „lüttiker“ (kleiner) Pfennige. We aver in hate eder mit vorsate, unde mit vorbedachten mode weme wat dede eder up on spreke, dichtede oder bethege, das an ſeinen Leib, Ehre und gutes Gerüchte ginge, das er auf ihn nicht vollbringen könnte, „alse“ recht iſt, und „der Vorsate“ ſich daran nicht entledigen mochte, der ſollte dem Kläger büßen mit dreißig Schillingen, und dem Vogte „wedden“ ſechzig Schillinge „lüttiker“ (kleiner) Pfennige. Haß, wenn Jemand ihn mit vorbedachtem Muthe ausübt, macht den Gegenſatz zu Frevel. So z. B. ebenfalls in den goßlariſchen Geſetzen, Van Overhore (Widerſpenſtigkeit), Nr. 33 [47]): Welde eyn sinen overhorigen (widerſpenſtigen) man up (holden) [48]), de seck des nicht werede, unde mit willen mit ome ginghe, wundede eder schloge he deme dar en boven, dorch vrevel eder dorch hat, darum ſollte er antworten, „alse“ recht iſt, ob (wenn) man das heiſchet, und das ſollte dem „overhorigen“ (widerſpenſtigen) Manne zu „der Orweyde“ (Urfehde) nicht ſchaden, ob (wenn) er oder ſeine Freunde (Verwandten) das heiſchten, daß man darum antwortete, möchte (könnte) man aber beweiſen mit zwei biederen Männern, daß der „overhorige“ (überhörige, d. h. widerſpenſtige) Mann ſich zu Wehr geſetzt hätte mit Unfuge, mit Schwerte oder mit Meſſer, und jener das „Gerocht“ (Geſchrei um Hilfe) gerufen hatte, und ihn dann gewundet oder geſchlagen hätte, dar ne dochte nene not umme liden. Frevel wird in einer Urkunde des Königs Johann von Böhmen vom Jahre 1331 [49]) auf folgende Weiſe umſchrieben: ut si quis ex ipsorum concivibus vel alterius cujuscunque conditionis *ausu temerario excessus* seu *insolentias* aut *enormitates* aliquas perpetrare praesumpserit vel movere, quod de hoc nostri Consules etc. corrigendi et cohercendi etc. plenam et omnimodam habeant potestatem. In weiteſter Bedeutung umfaßte der Ausdruck Frevel alle Vergehen, und zwar auch ſchwere Verbrechen, auf welche Todesſtrafe ſtand, wenn ſie nur mit Unbeſonnenheit, oder an einem gefreiten (geheiligten) Orte begangen wurden. So z. B. heißt es in dem Zeugniſſe der Zentſchöpfen des Landgerichts zu Wertheim vom J. 1422 [50]): Was Frevels in der Freyunge der Stadt zu Wertheim geschicht, es sey mit Diebstall, mit Mord, mit Brand, oder wie der *Frevel* anders hiess, oder Namen gewonne, ohngefehrde, denselben *Frevel* — — beyde gross oder kleine u. ſ. w. Abgeſehen von dem Orte, wo die Verbrechen geſchahen, hatte Frevel in den meiſten Fällen keine ſo weite Bedeutung, als in dieſer zuletzt angeführten Stelle, und es waren namentlich darin die Mordthaten nicht begriffen. So z. B. heißt es im Schwabenſpiegel Cap. III (a). §. 4 [51]): So sol ein vogt rihten uber den totslag und alle *fraevel* und wunden und swertzucken und haimsuchen und swaz *fraevel* und *unzucht* heisset. Godefrid, Herr von Eppenſtein, bekennt in einer Urkunde vom J. 1254 [52]): quod Capitulum Maguntinum habet plenum jus, instituendi et destituendi Scultetum in Villa sua *Birgestat:* Ad cujus officium spectat judicare de bonis proprietariis et hereditariis, debitis, aliisque causis civilibus quibuscunque. Nosque in ipsa ha-

---

gladio, vel quolibet genere armorum munitus, praesumptivo modo in domum alienam intraverit, cupiens dominum domus occidere, si ipse fuerit occisus, mors ejus nullatenus requiratur. Erſchlägt er den Hausherrn, ſoll er ſogleich ſterben. Verübt er keine Criminalſchuld (d. h. hier Mord), ſo ſoll er nach der Verordnung der Geſetze den in dem Hauſe gethanen Schaden erſetzen, namentlich dasjenige, was er aus dem Hauſe genommen, mit eilffacher Satisfaction componiren. Hat er Nichts, womit er componire, ſo werde er, um als Sklave zu dienen, übergeben. Hat er in dem Hauſe keinen Schaden gethan, noch etwas daraus entwendet, ſo ſoll er dafür, daß er in das Haus gegangen, zehn Schillinge geben und mit 100 Geißelhieben öffentlich geſchlagen werden. Hat er Nichts, womit er componire, erhalte er 200 Geißelhiebe. Si vero, heißt es weiter, aliqui ab ingenuis, cum eo in eadem domo, non ab illo jussi, neque in ejus obsequio vel patrocinio constituti, unanimes tamen vel consentientes *praesumptori* ingressi fuerint, unusque eorum simili damno et poenae subjaceant. Quod si non habuerint unde componant, CL flagella suscipiant: nam testimonium non amittant. Quod si in patrocinio vel obsequio *praesumptoris* retenti, ab illo hoc facere jussi fuerint, vel cum eo hoc eos fecisse constiterit, solus patronus ad omnem satisfactionem et poenae et damni tenentur obnoxius.

44) Vergl. *Haltaus* l. l. col. 487. 45) Bei *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. III. p. 502. 46) Ebendaſelbſt S. 527.

47) Bei *Leibnitz*, Brunsvic. Script. T. III. p. 509. 48) Vgl. die vorhergehende Nr. 32: Wel eyn synen overhorigen man uphodden, unde weret seck des der overhorige man, also dat he one stecke eder houwe: So rope he dat gerochte und were seck der vredebracke u. ſ. w. 49) Bei Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. IV. P. II. Fortſ. S. 239. 50) Acta Wertheim (1618). P. II. p. 223. 51) Bei *Schilter*, Thesaurus. T. II. p. 5. 52) Bei *de Gudenus*, Cod. diplom. No. 275. Vol. I. p. 649.

Digitized by Google

bere debemus Cintgravium, ad quem de causis sanguinis, et eis, quae vulgo dicuntur *Vrevel*, in eadem Villa pertinet judicare. Der Ritter Johann der Trepler, welcher nebſt andern Commiſſären in die Stadt Speier geſandt war, ihre Freiheitsbriefe und Handfeſten zu leſen und verhören, thut in einer in dem Landgerichte des Kaiſers Ludwig zu Neuſtadt im J. 1333 ausgeſtellten Urkunde [53]) kund, daß die Stadt und Bürger gemeinlich zu Speier von Römiſchen Kaiſern und Königen ſind gefreiet, daß ſie um alle Sache, Schuld, Frevel, Brand, Heimſuch, Nothzog und Mord an keinem Gericht vor niemand zu Rechte ſtehen ſollen, denn (als) zu Gericht in ihrer Stadt zu Speier. Ungemein häufig findet man neben einander geſtellt Düb, Dube, Deube (furtum) und Frevel, und zwar nicht als gleichbedeutend, oder als Erweiterung, ungeachtet Frevel die ganz enge Bedeutung von Diebſtahl erhalten hat, z. B. in dem Forſtausdrucke „Frevel, Holzfrevel, welcher Holzdiebſtahl iſt" [54]). Was bei der Nebeneinanderſtellung Dube und Frevel zu verſtehen, erhellt aus der Urkunde des Kaiſers Heinrich IV. [55]), welche er im J. 1075 dem hirſauer Kloſter gab, und in der er ſagt, es ſei dem Voigte geſtattet, **tantum tertius bannus et consuetudinaria justitia et lex, quam caeteri Advocati in aliis liberis Monasteriis habent, super *fures*, *protervià* et censualibus etc.** In einem Rentenbuche vom J. 1300 [56]) heißt es: **Habet etiam dictus Episcopus in utraque curia, in S. videlicet et in V. merum imperium, h. e. sicut vulgariter dicitur *Düb und Frevele*.** In der Urkunde über die Schlöſſer, Städte und Dörfer des Königs Rudolf vom J. 1299 [57]): Ze Spreitenbach richtet die Herschafft, von der Graffschafft wegen von Habspurg, ***Düb und Fraevel***, zu vergleichen mit der ebendaſelbſt befindlichen Stelle: Die Herrschafft hat da ze richten ***Düb und Fraefel.*** **Es sprechent aber die Halwil, sie habend da alle Gericht, ane *Dub* allein.** Hierher gehört auch die Stelle aus dem dachsweiler Weisthum vom J. 1507 [58]): so weisen wir mit Recht, vor unser oberste Herren aller Obrigkeit, mit namen u. s. w. Gebott und Verbott, uber Halss, Haupt und Halsbein (Halspein), uber ***Dieb und Diebin***, Bruch und ***Freffel*** u. ſ. w.; und aus dem bretzenheimer Weisthum [59]): Erkennen die Abtisin vor einen obristen Herrn über Halss und über Haubt, uber ***Dieb und Diebinn*** wo die wären, die solchs verdient hätten, die hat — — — zu binden und zu entbinden nach ihren Gnaden — — — so weit dieselben Gemarcken keren und wenden, zu aller Gewalthsamkeit, uberbracht Heyl und Heylgeschrey, Klag, Straffbarkeit, Fröche, Frevel und Busen.

In einem Theile der Gerichte, namentlich in einigen oberteutſchen Gerichten, wurden die Verbrecher in den großen Frevel, welcher vor die höhere Gerichtsbarkeit, und in den kleinen Frevel, welcher vor die niedere Gerichtsbarkeit gehörte, getheilt. Ja, man unterſchied: „groß, mittel und klein Frevel," ſo in der adelsberger Gerichtsordnung vom J. 1562 [60]), welche das Nähere darüber aufführt. Die kleinen Frevel, d. h. geringe Vergehen, z. B. Scheltworte, Backenſtreiche u. ſ. w., wurden zum Unterſchiede von den höheren Verbrechen häufig blos ſchlechthin Frevel genannt; daher die Ausdrücke Frevelſache, eine ein geringes Verbrechen betreffende Rechtsſache, Frevelgericht, ein nur geringe Verbrechen richtendes Gericht, Frevelrichter, der Richter eines ſolchen Gerichtes. Daher wurde, namentlich in Franken, ein Unterſchied zwiſchen ***Frais*** und ***Frevel*** gemacht, worüber wir im Art. Frais S. 134 das Nähere angegeben, und namentlich aus dem Vergleiche zwiſchen dem Biſchofe von Bamberg und dem Markgrafen von Onolsbach angegeben haben, was als Frevelſache und nicht als Fraisfall angeſehen werden ſollte. Hier bemerken wir noch eine Stelle aus der Urkunde [61]), welche der Landgraf Hermann der Jüngere im J. 1294 der Stadt Caſſel ertheilte: **Quod nec civis civem, nec de extra civitatem manentibus quisquam aliquem — — civium pro verbis contumeliosis vel aliis insaniis, quae quasi *frivolae* habendae sunt, evocare poterit.** Im Betreff der Frevelbußen [62]) führen wir zuerſt Stellen aus lateiniſchen Urkunden an. Kaiſer Heinrich II. ſagt in einer Urkunde vom J. 1015 [63]): **quibus (procuratoribus ecclesiae S. Michaelis Bambergensis) etiam placationes offensarum, *satisfactionum vel emendas excessuum*, vel injuriarum in omnibus causis civilibus, tam in tribus placitis Maji, autumni et Februarii, quam in omnibus plane negotiis, ab universis ecclesiae colonis volumus exhiberi.** Kaiſer Heinrich IV. in einer für das Kloſter Tegernſee gegebenen Urkunde vom J. 1193 [64]): **haec subscripta in usus Advocatorum sunt deputata, videlicet *satisfactio temeritatum* etc.** Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen ſagt als Herr des Oſterlandes in dem altenburger Privilegium [65]): **de planis et simplicibus emendis recipiet (Scultetus) duos pedes porcinos vel duos pullos; de gravioribus et *temerariis emendis* quid vel quantum recepturus sit, duodecim jurati secundum culpae taxabunt qualitatem.** In der Aufzählung der Gerechtſame des Kloſters Honowe zur Zeit, als es noch auf der gleichnamigen Rheininſel beſtand, wird No. XIV. [66]) aufgezählt: **Emendarum punitio, *ffrevellarum* [67]) *diurnalium* et *nocturnalium emenda-***

53) Bei Lehmann a. a. O. IV. Buch. Cap. 9. S. 286. 54) Vollſtändige Forſt- und Jagdterminologie, in der Diana. (Leipzig 1795.) S. 204. 55) Bei *Heider*, Ded. Lind. p. 932. 56) Bei *Schilter*, Glossar. p. 323. 57) Bei *Herrgott*, Geneal. Dipl. Habsburg. Vol. III. p. 567. 579. 580. 58) Bei *Meichsner*, Decis. Camer. T. II. Lib. II. p. 902. 59) Bei *Koppius*, Specim. de Jure pignor. convent. ap. Germ. in Supplem. p. 73.

60) Bei *Besold*, Docum. Wurtenb. Monast. pag. 63 sqq. 61) ſ. Anal. Hass. Coll. IV. p. 283. 62) ſ. *Mörfelder*, Cent-Weistum §. 1 bei *Lud. Boehmer*, Exerc. de Centena Sublimi, Append. p. XIII sq. 63) Diplomatum Bambergensium Codicillus No. III. bei *Ludewig*, Rer. Bamberg. Scriptt. col. 1116. 64) Bei *Hund*, Metrop. Salisb. Tom. III. p. 275. 65) Bei Herm. Ulrich von Lingen, Kleine teutſche Schriften. 1. Th. S. 125. 66) Bei Schilter zu Jacob von Königshofen, Anhang S. 1156. 67) In einigen Gegenden ſagt man nämlich ſtatt *der Frevel die Frevel*.

tio. König Adolf ſagt in einer Urkunde vom J. 1294 [68]): quicunque *ausu temerario* earundem Sanctimonialium claustrum intraverit, et infra septa ipsius *excessum* commiserit, quod vulgariter dicitur *Froevel*, teneatur eisdem Sanctimonialibus solvere decem libras pro *emenda*. Der Schwabenſpiegel beſagt Cap. 64: *Wer drier buz schuldig wirt:* Ez mag ain man umb *fraevel* drier buz schuldig werden: Tut er ain *fraevel* in der kirchen oder in dem frithof, er muz gaistlichem geriht büssen und weltlichem geriht und jenem, an dem er *gefraevelt* hat, daz sin dri buz. Mit Frevel hat man mehre Zuſammenſetzungen, als Markfrevel, Feldfrevel, Holzfrevel, Jagdfrevel, welche durch Geld gebüßt wurden. Als abgeleitete Bedeutungen erhielt Frevel die Bedeutung von dem Rechte, das der Gerichtsherr oder Richter auf die Frevelbußen hatte, und die Bedeutung von der Summe Geldes, welche für den Frevel gezahlt werden mußte. So z. B. heißt es in einer Urkunde der Grafen von Eberſtein vom J. 1276 [69]): nos adstringimus — — — quod ipsos Monachos (*de Alba*) cum suis in claustro, grangiis, curiis, molendinis — — et villis specialiter nullo modo gravabimus, in postulatione, ablatione vel extorsione frumenti, vini, animalium, canum, pullorum, denariorum, feni, pabuli, Howptrecht, Hertrecht, Dube, *Frevel*, Stewre, Bethe, Vogte-habern etc. Die Gebrüder Heinrich und Otto, Grafen von Zweibrücken, ſagen in einer Urkunde für das nämliche Kloſter vom J. 1296 [70]): vendimus — — — curiam ibidem dictam Fronhof et jus Advocatiae, Dube, *Frevel*, betde, census, redditus, ususfructus, Landacht. Markgraf Rudolf von Baden verkauft durch eine Urkunde vom J. 1319 [71]) dem Biſchofe Gerhard von Baſel: Strazberg die burgke, die statt ze Burren — — — zölle, vogteye, besserunge, Dube und *Frevel*, mit allen nutzen u. ſ. w. In einem Theilungsvertrage zwiſchen dem Grafen von Caſtell und dem Schenken von Limburg vom J. 1414 [72]) wird geſagt: und an demselben gemeinem Gerichte sullen alle *Frevel* und Busse unser beeder Teil gleich gemein sein. Das Recht des Hofes zu Gruſſenheim [73]) beſtimmt: Wer och das jeman uf ein verbotten gut füre, der *frevelt* [74]) drissig schilling phenninge, und also dicke er drus vert, so *vrevelt* er. Es iſt auch zu wiſſen, wer ſeine Zinſe nicht gibt auf den Tag, ſo ein Abt „Gedinge“ (Gerichtsverſammlung) hat, und ſeine Zinſe fodert, der ſoll ſie geben über acht Tage mit der Beſſerung (Buße). Und wer *vreveliche* von dinge got (aus der Gerichtsverſammlung geht) us dem hofe, der *frevelt* [75]) drissig schillinge. Man ſoll auch wiſſen, daß die Vrevel, die da vallent in dem hofe durch das jar, die zweiteil horent eim Appet an, und ein dritteil eime Vogte. Die adelsberger Gerichtsordnung vom J. 1502 beſtimmt S. 63 (bei *Besold*, Docum. Monast. Wurt.): Zutrinken ſoll mit einem großen Frevel gebüßt und geſtraft werden, und S. 65: Welcher auch ſich im Rechten unterſtehet, oder außerhalb in Mißhandlung oder Frevel zu entſchuldigen, dergeſtalt, er ſeie voller Weins geweſen, hab einen guten Trunk gehabt u. ſ. w., daß ſolch Entſchuldigung nicht ſoll angenommen werden, beſonder in der Urſach ſein gebührend Straf aufgeſetzt, und darzue um ſein bekannte Trunkenheit um einen Mittel-Frevel gebüßet und geſtraft werden, und ein Jeder trinken ſoll, damit er wiß, was er thue u. ſ. w. Der Schwabenſpiegel beſagt Cap. 177: Und fället ein Mann einen Baum zu (im) Walde dem Wege ſo nahe, daß er an den Weg fallen mag (kann), ſchlägt der Baum den Menſchen zu Tode, man ſoll ihm das Haupt abſchlagen, ſchlägt er ein Vieh zu Tode, er sol ez gelten alz ez wert waz, und soll dem Rihter *wettun ain fraevel*. Das rheingauer Weisthum vom J. 1324 [76]) beſagt im Betreff der Jagdfrevel: Wer in dem vorgenannten Wildbann einen Hirzen fienge, der ſal unſerme Herrn einen falen Ochſen geben und hait zwo Mark verbrochen zu Frevel, und wer eine Hinde fienge, der ſal unſerme Herrn geben eine falbe Kuwe und hait auch zwo Mark verbrochen; wer ein Rehe fienge, der ſal unſerme Herrn geben eine falbe Geiß, und hait auch zwo Mark verbrochen; und wer eine Kolemeiſe finge mit Limen [77]) aber mit Slagegarn, der ſal un-

68) Bei *Besold*, Monum. Virg. Sacr. p. 386. 69) Bei demſelben, Docum. Monast. Würtenberg. p. 142. 70) Ebendaſelbſt S. 147. 71) Bei *Herrgott*, Gen. Dipl. Habsb. Vol. III. p. 613. 72) Bei Lünig, Reichsarchiv. Spicil. Sec. T. I. p. 59. 73) Bei *Schilter*, Cod. Jur. Alem. Feud. p. 592. 74) Der neuere Codex hat verfelt (verfällt); man könnte vielleicht annehmen, daß das ältere frevelt eine Buchſtabenverſetzung ſei, nämlich fre-velt für verfelt. Aber dies würde unrichtig ſein. Sowie nämlich Frevel Freventhat, und in abgeleiteter oder übertragener Bedeutung die Geldſtrafe für die Frevelthat, oder mit anderem Ausdrucke die Frevelwette, die Frevelbuße bedeutet, ſo bedeutet auch freveln einen Frevel begehen, und in abgeleiteter oder übertragener Bedeutung in die Geldſtrafe durch Verübung des Frevels verfallen. Wenn in einer Urkunde (bei *Besold*, Monum. Monaster. Virginum p. 367) bemerkt wird: si aliquid fecerint, unde incidant in *emendam*, quae vulgo dicitur *fraevilin*, ſo iſt nicht ganz klar, ob fraevilin die Verkleinerungsform von Fraevil, alſo Frävelein, ein kleiner Frevel (Geldſtrafe für einen kleinen Frevel), oder aber wahrſcheinlicher das Zeitwort frevelen in der das l liebenden mundartlichen Veränderung fraevilin für fraevelen, freveln, in die Geldſtrafe durch Begehung eines Frevels verfallen, ſein ſoll.

75) Hierfür hat der neuere Codex: der bessert (d. h. zahlt als Buße). 76) Bei Bodmann, Rheingauiſche Alterthümer S. 285. 77) Mit Leim; hieraus läßt ſich ſchließen, daß in folgender Stelle des lorſcher Wildbanns vom J. 1423 bei Dahl, Beſchreibung von Lorſch, wie dieſer meint, Meiſe kein bildlicher Ausdruck ſei, und darunter ein Auerhahn oder Feldhuhn zu verſtehen ſei, wenn auch hier des Fanges mit Leim nicht gedacht wird, nämlich: Wör aber iemand anders der in dem Wildbann jegte ane des Bischofs Leube (Erlaubniß) von Meinz, und fienge der ein Hirsh, der ist schuldig für den Hirsch dri Pund pündiger Penninge und einen zindelstin Ochsen mit offrichten Hörnern, und für eine Hinde eine Kube und drei Pfund des vorg. Geldes dazu, und für ein Rehe ein Geiss und drei Pfund des vorg. Geldes; vor ein Bock ein Bock und des vorg. Geldes 3 Pf. dazu und vor ein Baummeise ein hubenrechte (haubichte, d. h. koppichte) Henne mit 12 Hinkeln und 3 Pf. pündiger Penninge dazu. Da eine haubichte (koppichte) Henne gegeben wird, ſo kann man vermuthen, daß unter Baummeise Haubenmeiſe (parus cristatus) zu verſtehen ſei, wiewol dieſe gern in den niedrigſten Äſten der Bäume und in Gebüſchen, vorzüglich Wachholderbüſchen, herumkriecht. Jedoch iſt ſie wichtig für den Vogelfang, weil ſie die Anführerin von Trup-

Digitized by Google

ſerme Herrn geben eine falbe Henne mit ſieben Hünkeln, und hait auch zwo Mark verbrochen zu Frevel. Das dreieicher Weisthum vom J. 1338 beſagt: Und wer einen Hirſch finge, der ſoll ihn antworten auf die nächſte Wildhube, der Hubner ſoll die vier Stück, das Haupt und die Haut antworten zu Hof, thäte er das nicht, ſo ſoll er büßen „sechzig Schilling geber Pfenninge und einen Helbeling“ und einen fahlen Ochſen mit „ufgerachten“ (aufgerichteten) Hörnern, und mit „einem zinnelechten zaile“ (aus einander gekämmtem Zagel, d. h. Schwanze), und 60 Schill. Pfen. u. 1 Helb.; wär es aber eine Hindinn, ſo ſoll er geben eine fahle Kuh mit „ufgerachten“ (aufgerichteten Hörnern), und mit einem „zinnelechten zaile“ (aus einander gekämmten Schwanze) und 60 Schill. Pfen. u. 1 Helb.; für ein Reh ſoll man geben 60 Schill. Pfen. u. 1 Helb. und eine fahle Gais; iſt es ein Bock, ſoll er geben einen fahlen Bock, 60 Schill. Pfen. u. 1 Helb.; wer da fähet eine Bermeisen[78]), der ſoll geben eine „koppechte“ Henne, und zwölf „Hinkeln“ (Hühnchen) und 60 Schill. Pf. u. 1 Helb. Die 60 Schillinge ſind der Königsbann[79]); daher kommt es, daß die Frevelbuße für das Fangen eines kleinen Vogels ebenſo viel beträgt, als für das Fangen eines großen Wildes. Eine Gloſſe ſetzt in der Lex Alamannorum[80]) zu pro fredo als Erklärung h. e. frevele, und das fredum beträgt 60 Schillinge. Vadianus[81]) glaubt, daß Frevel aus Fredel, d. i. Fredum, verdorben ſei. Zwar iſt die Redensart richtig: „Er muss den Frevel, das ist die Buss oder die Straf oder den Friden zalen;“ denn Frevel bedeutet in ſeiner abgeleiteten Bedeutung die Geldſtrafe für den frevelhaften Friedensbruch, oder Fredum in abgeleiteter Bedeutung; aber Frevel, althochteutſch *Fravali*, iſt nicht aus Fredum verdorben. Großer Streit iſt, ob das einzig in dem Decrete des Königs Childebert vorkommende *Farfalius* zu Frevel gehöre. Joh. Georg Wachter[82]) zweifelt; denn obgleich das Wort dem Klange nach mit Fraevel übereinkomme und ohne Schwierigkeit daraus gebildet werden könne, ſo ſcheine es doch dem Sinne nach unterſchieden zu ſein. Die um das Jahr 695 gegebene Decretio Childeberti Regis ſagt L. 7: De *farfalio*[83]) ita convenit, ut quicunque in mallo praesumpserit *farfalium* minare, sine dubio suum Weregildum[84]) componat, quia omnino volumus, ut *farfalius* reprimatur. Et si forsitan, ut adsolet, judex hoc consenserit et fortasse adquiescet, justum *farfalium* custodire, vitae periculum per omnia incurrat[85]). Joh. Georg Eccardus[86]) gibt folgende Erklärung. Vor der Lex de farfalio ſtehe die Lex de raptu[87]), und dann unmittelbar davor die Lex de homicidio[88]), und es folge nach der Lex de farfalio[89]) die Lex de furibus et malefactoribus[90]). Daher ſei nur die Lex *de adsalitione inimica* übergangen. Daß dieſe durch farfalius bezeichnet werde, ſei nicht ungereimt; denn er habe oben[91]) gezeigt, daß in Leg. Sal. Tit. XVI. leg. 4 et Tit. XVIII. leg. 1 et 2 durch Alafacis, Alacfalthio und Falchio in der malbergiſchen Gloſſe ausgedrückt ſei. *Fal* in den Glossis Rabani Mauri „*casus*“ ſei daher irruitio, adsalitio, wofür wir Fall ſagen. *Far* werde bei den Alten oft, vornehmlich in Compoſition, für *for* oder *vor* gebraucht. So haben Kero und Andere *farworfan*, projici, *farakisiit*, perspexerit, und hundert dieſem Ähnliches. Wie aber forbattutus vorher geweſen ſei, *qui prius percusserat*, ſo bedeute hier *farfalius prius factam adsalitionem sive assultum inimicum*. Hinc autem, fährt Eccardus fort, cum turbae multae ex vindicta sequantur, praesertim si authorem adsultationis eam publice minntum fuisse, atque ita cogitanter perpetrasse constet, weregildum ille suum merito componere seu vitam redimere aut mortem subire cogebatur. Eccardus möchte nun farfalius durch „forfall“ wiedergeben. Als ein Wort mit Feevel nimmt jedoch Eccardus Farfalius nicht an. Dieſes thut jedoch Haltaus[92]). Er glaubt, daß Frevel durchaus aus *for* oder „far“ pro zuſammengeſetzt ſei; „vorfallen“ bedeute „irruere, prorumpere.“ Ohne Zweifel haben die Älteſten „for-

pen von Tannenmeiſen und Goldhähnchen macht. Auch kann Baummeise vielleicht für Baumelmeise gebraucht ſein, und dieſes würde dann am beſten auf die Blaumeiſe (parus caeruleus) paſſen, und dem ſteht auch nicht entgegen, daß für den frevelhaften Fang einer ſolchen eine haubige (kuppige) Henne gegeben werden ſoll, da die Blaumeiſe die Kopffedern ſo oft ſträubt. Doch thun dieſes auch andere Meiſenarten im Zorne; deshalb paßt die koppige Henne auch auf die Kohlmeiſe des rheingauer Weisthums. Doch war natürlich die Buße nicht blos gegen den frevelhaften Fang einer beſtimmten Meiſenart verhängt und beſchränkt, ſondern galt für den Vogelfang überhaupt; aber dieſer war nicht immer in dem Wildbanne begriffen. So z. B. beſagt das büdinger Weisthum vom J. 1338 nur: Und wo einer jagte auf dem Büdinger Wald, der nicht darauf jagen ſoll, der ſoll büßen von einem Hirſche einen bunten Ochſen und zehn Pfund Pfennige, und jedem Förſter fünf Schillinge Pfennige und von einem Haſen drei Pfund Pfennige und jedem Förſter 20 Pfennige.

78) Jac. Grimm (Deutſche Rechtsalterthümer S. 598) ſetzt zu Bermeise fragend (Bergmeise?), welches noch jetzt übliche Benennung für die Schwanzmeiſe (parus caudatus) iſt. Nehmen wir das Wort als unverderbt an, ſo kann Bermeise ſoviel als Baermeise ſein, welche jetzt nicht übliche Benennung am wahrſcheinlichſten auf die kleine Kohlmeiſe, Tannenmeiſe (parus ater) gehen würde, oder Beermeiſe bedeuten ſollen, welche Benennung am beſten auf die Blaumeiſe (parus caeruleus), welche alle Art Beeren, namentlich Hollunder- und Ebereſchbeeren, aufſucht und in der Noth, im Winter vornehmlich, von Hartriegelbeeren lebt, paſſen. 79) ſ. die Nachweiſungen in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 46. Th. S. 362. 80) Cap. I. Leg. 2 in der Recenſion bei Schilter zu Jacob von Königshofen XII. Anmerk. S. 623: Et si aliqua persona, res malo ordine ab Ecclesia subtraxerit, quae manu potestiva prius contrach-te (contractae? oder beſſer contraditae) ad Ecclesiam fuerunt, secundum legem Alamannorum multa, quae in carta commemorata est, in fisco solvant sexaginta solidos pro *fredo* (h. e. *frevele* GC.) Res autem ad Ecclesiam permaneant, cum emendatione hominis, qui eas malo ordine subtrahere voluit. Hoc est cum supradicto debito res reddat, et XXXX solidos ad Ecclesiam solvat.

81) De Colleg. Lib. I. p. 27. 82) Glossar. German. col. 469. 83) Nach anderer Lesart *farfaltis*. 84) Nach anderer Lesart Widrigildum. 85) Nach anderer Lesart sustineat. 86) Leges Francorum Salicae p. 188. 87) Nämlich L. 5. 88) L. 6. 89) L. 7. 90) L. 8. 91) p. 39. 92) *Haltaus*, Glossar. Germ. col. 486. 487 leitet den Artikel ein: „*Frevel* vox creberrimi usus ac non ignoti sensus, sed cujus (quantum scio) a nemine satis tentata est derivatio.“

fal“ geſchrieben, was wir aus dem Decrete des Königs Childebert lernen, wo „farfalium und farfalius“ vorkomme. Weiter legt Haltaus „farfalium“ mit Eccardus durch „assultus inimicus“ aus. „Inde translatio,“ fährt Haltaus fort, „facta est ad omnem (ut *Cicero* ait) *proruptam audaciam*.“ Näher dem Urſprunge nach ſei das Wort vorevel nach bäuerlicher Mundart in einer nimptſcher Urkunde des 14. Jahrh. [93]), ebenſo *fravallihho*, proterve, in den Gloss. Keron., und *fravaler*, procax, in den Gloss. Boxh. Otfrid ſchreibe *frawili*, wodurch ſich zeige, daß ſchon damals eine Buchſtabenverſetzung geſchehen ſei, und der Gebrauch mit einer gewiſſen zufälligen Schönheit Frevel, eine über Hals und Kopf ſtürzende Sache über Hals und Kopf ſtürzend [94]) ausgeſprochen habe; denn Frevel ſei *προπέτεια*, praecipitantia, temeritas, sive quaelibet injuria, delictum quodvis inconsultum, praeceps ac temerarium, in quod effrenata quis prorumpit cupiditate ac audacia. Nach Haltaus haben auch Andere farfalius mit Frevel zuſammengeſtellt [95]). Jacob Grimm [96]) thut dieſes zwar in ſprachlicher Beziehung, gibt aber doch dem Worte farfalius eine auf einen Frevel bezügliche Auslegung. Er ſagt nämlich im Abſchnitte „*Khaſten*“ (legitima impedimenta): Ein anderer [97]) altnordiſcher Ausdruck forfall (neut. impedimentum), ſchwediſch förfall [98]), däniſch forfald, ſcheine auch in Franken nicht unbekannt, da es in der Decretio Childeberti von 595 heiße: de *farfaliis* ita convenit, ut quicunque etc.; etwas Proceſſualiſches müſſe dieſer *farfalius* ſein, wie auch minare (franzöſiſch mener) und custodire zu erkennen geben; aber nach der ſchweren Strafe könne es kein geſetzliches impedimentum ſein, ſondern nur eine muthwillige, frevelhafte Hemmung des Gerichtes. Heinrich Leo [99]) bringt im Betreff des Angelſächſiſchen [1]) in Beziehung: „frôfor (frêfer, fem., der Troſt; frôforgâst. spiritus consolator; frêfrjan, tröſten (ſ. fräfele),“ wo er ſagt: „fräfele, adj., wer getroſten Muthes iſt, kühn, munter; fräfelic, kühnlich (mit frôfor verwandt); ein altes verlorenes Zeitwort: frafan, frôfan, frafen, liegt zu Grunde.“ (*Ferd. Wachter.*)

93) Die Urkunde hat Haltaus (col. 1369) unter *Mul-Metze* mitgetheilt. Nach dieſer Urkunde haben die Bauern in dem Dorfe „czu der groyzin (großen) Parde“ bei dem Gerichte der Äbtiſſin zu „Nympschen“ über ungerechte Mühlmetze in den beiden Mühlen in dem oben genannten Dorfe geklagt. Die Sache wurde gerichtlich unterſucht und die Metze eines Ungerechten überkommen (überführt), und die Müller konnte dieſes nicht entkräften, „sundern,“ heißt es in der Urkunde weiter, „von kraft der orteyl unde noch gerichtes ordnunge wordin dye vorbenantin mulnere mit denselben mollin und ungerechten meczin der dickingenantin vrowen der Eptischinne czu gnaden umme den *vorefel* geteyld“ (zuerkannt). 94) „pronuncisse *Frevel*, rem praecipitem praecipitanter.“ 95) z. B. Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 587: „vrevel stm. frevel (farvalius)“ u. ſ. w. 96) ſ. deſſen Teutſche Rechtsalterthümer S. 624 und 848. 97) Nämlich als syn. (fem. impedimentum), naudsyn (legitimum impedimentum). 98) 1) Verfall, 2) geſetzliche Urſache. 99) Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter, in deſſen Angelſächſ. Schriftproben S. 133 und 140.

1) *Somner*, Dict. Anglosax. „*fraefele, fraevol*, procax, *fraevelnesse*, procacitas.“ wozu Joh. Georg Wachter (Gloss. Germ. col. 468) bemerkt: „Forte a Gr. *παράβολος*, audax, temerarius.“

FREY, 1) **Johann Jacob**, ein theils wegen frühzeitiger Entwickelung, theils wegen des Beifalls und der Gunſt, die er, obgleich Ausländer, in England fand, bemerkenswerther Gelehrter. Er wurde geboren zu Baſel den 6. Juni 1606, beſuchte dort die öffentlichen Schulen, wurde, noch nicht völlig 15 Jahre alt, zum Beſuche der Univerſität reif gefunden, erhielt nach drei Jahren den philoſophiſchen Doctorgrad, ſtudirte dann zwei Jahre theils zu Baſel, theils zu Genf Theologie, und reiſte hierauf im Juni 1626 nach Paris, wo er mit den dortigen Gelehrten Verbindungen anknüpfte und die öffentlichen Bibliotheken benutzte. Im April 1627 ging er nach England. Von London und Cambridge begab er ſich nach Oxford, wo er einige Zeit ſeine Studien fortſetzte, dann von Richard Boyle, Grafen von Cork, als Erzieher ſeines erſtgebornen Sohnes berufen, und, da ihn auch der Vicekönig von Irland zu befördern wünſchte, im Mai 1630 von dem Biſchof der Inſel Man zum Diakonus der anglicaniſchen Kirche geweiht wurde. Als er im nämlichen Jahre eine Reiſe nach Baſel machte, wurde er ſogleich an die vacante Pfarrſtelle an einer dortigen Stadtkirche berufen. Auf einer zweiten Reiſe, die er im J. 1631 nach England machte, beſuchte er auch Irland wieder, wo der Graf von Cork ihn zum Begleiter ſeines Sohnes auf einer Reiſe durch England und Frankreich zu gewinnen, und durch ein Schreiben an den Rath zu Baſel deſſen Einwilligung zu erhalten wußte. Während ſeiner Reiſe wurde die Profeſſur der griechiſchen Sprache an der baſeler Univerſität erledigt. Frey verzichtete nun auf die glänzenden Ausſichten in Irland; er folgte dem Rufe ſeiner Vaterſtadt und trat das neue Amt im Auguſt 1635 an. Einen Ruf, den er bald nachher aus England erhielt, als Erzieher des jüngern Sohnes des Herzogs von Buckingham, lehnte er ungeachtet der lockenden Anerbietungen ab. Als ihn dann aber der berühmte Jacob Uſher, Erzbiſchof von Armagh, zum Dechanten an der dortigen Kathedralkirche ernannte, und der Vicekönig von Irland ſelbſt den Rath zu Baſel um ſeine Entlaſſung bat, entſchloß er ſich, dem Rufe zu folgen. Allein während er mit den Anſtalten zu der Reiſe beſchäftigt war, verfiel er in ein hitziges Fieber, welches ihn den 21. Aug. 1636, im dreißigſten Altersjahre, wegraffte. — Frey hat ſich zwar nicht durch Schriften bekannt gemacht; allein das Beſtreben des großen Gelehrten Uſher, ihn in ſeine unmittelbare Nähe zu ziehen, gibt neben Einigem, was er in Handſchrift hinterließ, ein genügendes Zeugniß von der gründlichen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit des jungen Mannes, der bei längerem Leben in der angebotenen günſtigen Stellung ohne Zweifel Ausgezeichnetes geleiſtet hätte.

2) **Johann Ludwig**, ein gelehrter Orientaliſt zu Baſel, geboren daſelbſt den 16. Nov. 1682. Er war der Urenkel des Vorigen, deſſen Vorbild, ſowie dasjenige ſeines mütterlichen Großvaters, Lucas Gernler, und ebenfalls von Seite der Mutter die Verwandtſchaft mit dem Orientaliſten Buxtorf ein mächtiger Sporn der Nacheiferung für den Knaben war. Eine außerordentliche Lernbegierde zeichnete ihn früh aus; ſie beſchränkte ſich nicht blos auf dasjenige, was ihm die öffentlichen Lehran-

Digitized by Google

ſtalten boten. So als ihm in ſeinem zehnten Jahre eine hebräiſche Grammatik in die Hände fiel, erlernte er ohne Lehrer aus derſelben die Elemente dieſer Sprache. Seine Begierde, ſich einen guten Bücherſchatz anzulegen, wurde durch günſtige ökonomiſche Verhältniſſe unterſtützt, und die zweckmäßige Auswahl war für die Seinigen ein Beweggrund, ihn wenig darin zu beſchränken. Dies war der Anfang der ausgewählten Bibliothek, die bei ſeinem Tode ungefähr 8000 Bände enthielt. Auch die arabiſche Sprache ſtudirte er ohne Lehrer, die übrigen orientaliſchen Sprachen unter Buxtorf. Eine Probe ſeiner Fortſchritte gab er 1703, als er nach Vollendung ſeiner theologiſchen Studien die Ordination erhielt; ſeine Diſſertation: de Mohammedis de Jesu Christo sententia, iſt nach arabiſchen Quellen abgefaßt. Im September deſſelben Jahres ging er nach Genf und von da Anfangs Mai's 1704 nach Paris, vorzüglich um ſich hier im Arabiſchen zu vervollkommnen. Ohne weitere Empfehlung als das Zeugniß der theologiſchen Facultät zu Baſel, worin ſeine Kenntniß der orientaliſchen Sprachen gelobt war, begab er ſich zu dem berühmten Ludwig Dufour, Herrn von Longuerüe. Dieſer legte ihm einen arabiſchen Schriftſteller vor, und da der Jüngling mit Fertigkeit überſetzte, ſo bot ihm der erſtaunte Gelehrte ſeine Hilfe an. Longuerüe hatte ſich damals vorgenommen, des Arabſchah von Damaskus Lebensgeſchichte Timur's aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche zu überſetzen. Frey brachte nun täglich den ganzen Vormittag bei ihm zu. Er las den Autor vor und überſetzte, wobei Longuerüe die Überſetzung verbeſſerte. Sie findet ſich bis zum 43. Capitel (ſo weit kam er in dieſen Stunden), nebſt einer Fortſetzung, die Frey ſpäter machte, unter ſeinen Manuſcripten. Außer Longuerüe gab ſich damals kaum Jemand zu Paris mit den orientaliſchen Sprachen vorzugsweiſe ab. Dagegen war häufiger Umgang mit Montfaucon, Mabillon, de la Rüe, Huet, Malebranche, Arnauld, Nicole für Frey in anderen Beziehungen höchſt bildend. Nach einem Aufenthalte von ungefähr vier Monaten ging er nach Holland, wo er bis in den März 1705 meiſt zu Leyden blieb. Dann kehrte er nach Baſel zurück und hielt einige Jahre Privatvorleſungen, beſonders über orientaliſche Sprachen; die Ertheilung des nachgeſuchten Titels eines außerordentlichen Profeſſors wurde aus Eiferſucht verweigert. Im J. 1710 wurde ihm die neuerrichtete Pfarre zu Klein-Hüningen übertragen. Im folgenden Jahre entſtand nach dem Tode des Profeſſors der Theologie, Joh. Rud. Wettſtein, ein heftiger Parteikampf um ſeine Stelle; denn bei Erledigungen von Staats-, Kirchen- und Schulämtern fanden damals zu Baſel die auffallendſten Wahlintriguen ſtatt. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem der Profeſſor der Geſchichte, Jacob Chriſtoph Iſeli, die erledigte Stelle, Frey dagegen die Profeſſur der Geſchichte und eine außerordentliche Profeſſur der Theologie erhielt. Bald nachher wurde er auch in den akademiſchen Senat gewählt. In dieſer Stellung blieb Frey bis 1737, wo er nach Iſeli's Tode zum ordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt wurde. Sein Hauptbeſtreben blieb immer die durch die Buxtorfe begründete orientaliſche Schule zu Baſel neu zu beleben und fortzupflanzen. In dieſer Abſicht machte er auch eine teſtamentliche Verordnung, nach welcher ein gelehrter Theolog freie Wohnung in ſeinem Hauſe, die Hälfte des Ertrages von dem dazu gehörigen Grundſtücke, die Benutzung der von ihm hinterlaſſenen Bibliothek, und den Genuß der Zinſen eines Capitals von 4000 Gulden, welches ſein Freund, Johann Grynäus, dazu ſchenkte, haben ſollte, gegen die Verpflichtung, den Studirenden wöchentlich einige Stunden theologiſche Vorleſungen, beſonders über orientaliſche Sprachen, zu halten. — Für die Abſchaffung der formula consensus (ſ. Helvetischer Consensus) wirkte Frey thätig mit und zeigte auch in anderen Beziehungen einen ziemlich freien Blick. Deſto auffallender und tadelnswürdiger iſt die Rolle, die er bei den Verfolgungen gegen den gelehrten Herausgeber des Neuen Teſtaments, Joh. Jac. Wettſtein, ſpielte, der 1730 unter dem Vorwande Socinianiſcher und anderer ketzeriſcher Lehren auf unregelmäßige Weiſe ſeiner Predigerſtelle zu Baſel entſetzt wurde. Frey erſcheint in dieſem häßlichen Handel als leidenſchaftliches und unverſöhnliches Parteihaupt [1]). — In ſpätern Jahren hatte er viel mit körperlichen Leiden zu kämpfen. Er ſtarb den 28. Febr. 1759. — Neben mehren Diſſertationen hat man von ihm eine vermehrte Ausgabe von *Casp. Suiceri* Thesaurus ecclesiasticus. (Amst. 1728 fol.) 2 Vol.; ferner viele Beiträge, beſonders über orientaliſche Literatur, in Iſeli's Allgemeinem Lexikon. (Baſel 1744 fg.) — Excerpta nonnulla ex Comment. inedito. *R. Aharonis ben Joseph*, Judaei Caraitae, cum Vers. lat. et not. (Amsterd. 1705.) — Epistolae SS. Patrum Apostolicorum, Clementis, Ignatii et Polycarpi, atque duorum posteriorum Martyria; gr. et lat. cum Var. Adnotatt. (Basil. 1742.) — Auf die Wettſteiniſche Angelegenheit bezieht ſich: Epistola ad *V. C. Jac. Krighout*, Remonstrantium Amstel. Professorem, Stricturas nonnullas ad Sermonem funebrem, quem suo nuper Collegae, *Joh. Jac. Wetstenio*, habuit, continens. (Basil. 4) [2]). (*Escher.*)

3) Johann Nicolaus, geb. am 2. Mai 1679 zu Darmſtadt, der Sohn eines Handelsmannes, war in ſeiner Jugend ſo ſchwächlich, daß man für ſein Leben fürchtete. Mit den wachſenden Kräften entwickelten ſich ſchnell ſeine Geiſtesfähigkeiten. Aus der öffentlichen Stadtſchule trat er in das Pädagogium, wo Dreuden, Seiz und Gorre ſeine vorzüglichſten Lehrer waren. In Wittenberg beſuchte er ſeit 1695 die philoſophiſchen Vorleſungen von Tiezmann, Planer und Michaelis. Geſchichte hörte er bei Wernsdorf. Seine philologiſchen Kenntniſſe erweiterte und berichtigte Panätius. In der Theologie, die er zu ſeinem Lebensberuf wählte, unterwieſen ihn Löſcher, Neumann und Daſſov. Im J. 1697 begab er ſich nach Jena und von da nach Gießen. Auf der zuletzt genannten Univer-

1) Vergl. Wettſtein's Prolegomena zu ſeiner Ausgabe des N. T. — Leonh. Meiſter's Helvetiſche Scenen der neuern Schwärmerei und Intoleranz. (Zürich 1785.) 2) De vita et Meritis Joh. Lud. Frey: Oratio funebris habita a *Jac. Christoph. Beckio.* (Basil. 1760. 4.) — Nova Acta Historico-Ecclesiastica. 3. Bd. 21. Th. S. 660.

Digitized by Google

ſität war Vegetius ſein Lehrer in der Mathematik, Kempfer in der Philologie, Hedinger im Naturrecht und Rüdiger in der Metaphyſik. Theologiſche Collegien hörte er bei Bielefeld und May. Unter dem Vorſitze des zuletzt genannten Gelehrten vertheidigte er ſeine Abhandlung de justificatione hominis coram Deo. Im J. 1698 erlangte er die Magiſterwürde durch Vertheidigung ſeiner Disp. inaug. de libertate entis liberrimi. In Darmſtadt, wohin er ſich um dieſe Zeit begeben hatte, hätte er unter vortheilhaften Bedingungen eine Hauslehrerſtelle übernehmen können. Die Neigung zum akademiſchen Leben beſtimmte ihn jedoch, nach Gießen zu gehen, wo er den Sohn des Kanzlers Nitſch und einen Baron von Rabenau unterrichtete. In Gießen ließ Frey ſeine Diss. de nullitate actionum hominis indifferentium drucken, die jedoch einigen Anſtoß fand. Er durfte dieſe Abhandlung, ungeachtet ſie ſchon die Cenſur paſſirt war, nicht öffentlich vertheidigen. Doch erhielt er durch fürſtliche Gnade den dadurch bezweckten Grad eines Licentiaten der Theologie. In allerlei verdrießliche Händel gerieth er durch ein öffentliches Collegium metaphysico-juridicum. Er ward dadurch bewogen, die Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauſchen. Bei Nitſch hörte er das Staatsrecht, bei Mollenbeck die Inſtitutionen. In ſeinem Vaterlande ſchienen ſich ihm wenig Ausſichten zu raſcher Beförderung zu zeigen. Er übernahm daher eine ihm angetragene Hofmeiſterſtelle bei den Söhnen des Barons von Limbach, der ſich als kurfürſtlich hanoveriſcher Geſandte in Regensburg aufhielt. In der Hoffnung, ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe zu erweitern, ſah er ſich getäuſcht, da der erwähnte Geſandte durch den Widerſtand der Fürſten und Stände nicht zu Sitz und Stimme auf dem Reichstage gelangte, und daher auch keine eigene Kanzelei hielt. Den Antrag des däniſchen Geſandten von Levenbrunn, ihn nach Dänemark zu begleiten, lehnte Frey unter dem Vorwande ab, daß er der Theologie noch nicht gänzlich entſagt habe, und auf dieſe Weiſe jenem Studium zu ſehr entfremdet zu werden fürchte. Er fand Gelegenheit, dasſelbe mit neuem Eifer zu betreiben, als ein reicher Kaufmann in Regensburg ihm den Antrag machte, ſeinen Sohn nach Leipzig zu begleiten. Im J. 1704 erhielt er die Stelle eines Feldpredigers bei dem Generalſtabe der Kreistruppen am Oberrhein. Dies Amt bekleidete er bis zum Jahre 1706. Um dieſe Zeit ernannte ihn der Landgraf Ernſt Ludwig von Heſſendarmſtadt zum Hofdiakonus in Darmſtadt. Er ſtarb als zweiter Prediger an der dortigen Stadtkirche im März 1727. Geſchätzt war er wegen ſeiner gründlichen theologiſchen Kenntniſſe und ſeines Eifers für die Reinheit der evangeliſchen Lehre. Noch als Hofdiakonus war er mit dem Profeſſor der Theologie zu Mainz, Johann Renninger, in eine literariſche Fehde gerathen wegen der von dieſem Manne in einem Schreiben an den ehemaligen Subprior des Auguſtinerkloſters J. J. Spengler ausgeſprochenen Behauptung, daß es beſſer wäre, ein Jude, beſſer ein Calviniſt, als ein Lutheraner zu ſein. Aus Darmſtadt vom 22. Mai 1716 iſt die Vorrede zu der ohne Angabe des Druckorts erſchienenen Schrift datirt, in welcher Frey jene Behauptung zu widerlegen ſuchte. Der Titel lautet: *M. Jo. Nic. Frey*, Eccl. Aul. Darmstad. Diac., Justa animadversio in Rever. Patris *Jo. Renningeri* Ord. Erem. S. August. apud Mogunt. Lectoris sive Professoris Theol. Zelum Dei non secundum scientiam, quem habuit in literis d. 2. Octobr. A. C. 1715, ad clariss. et doctissim. *Jo. Jac. Spenglerum*, hactenus praedicti Ordinis Eremit. S. Aug. apud Mogunt. Sub-Priorem et Concionatorem celeberrimum, nunc vero per Dei gratiam conversum Lutheranum, et acerbissimis his verbis evomuit: eligibilius foret, esse Judaeum quam Lutheranum, eligibilius quoque foret, esse Calvinistam quam Lutheranum *). *(Heinrich Döring.)*

4) Jacob, geb. zu Luzern 1681. Seit ſeiner frühern Jugend zeigte er eine große Neigung für die Kunſt, worin ihn ſein Vetter, ein Künſtler in Meſſing und Elfenbein, unterſtützte, aber eine Reiſe des Letztern nach Italien raubte dem Knaben jeden fernern Unterricht, deſſenungeachtet folgte dieſer ſeiner Lieblingsneigung, zeichnete und ſchnitzte in Holz, bis die dürftigen Umſtände ſeiner Ältern ihn nöthigten, bei einem Wagner in die Lehre zu gehen. Bei des Vetters Rückkunft aus Italien war deſſen erſtes Geſchäft, den jungen Frey aus einer Lage zu befreien, in die er unfreiwillig verſetzt war. Dieſer wackere Mann nahm ſich jetzt ganz des Jünglings an, unterrichtete ihn ferner im Zeichnen, und machte ihn mit den Vortheilen des Grabſtichels bekannt. Durch das Wohlwollen mehrer Freunde, die ſeine Talente erkannten, gelang es ihm endlich, in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre nach Rom zu reiſen. Um hier nicht ganz mit dem Mangel zu kämpfen, legte er ſich einzig auf die Kupferſtecherkunſt, und war ſo glücklich, die Bekanntſchaft einiger wackern Geiſtlichen zu erlangen, für welche er einige Heiligenbilder ſtach. Zufrieden mit ſeinen Leiſtungen, empfahlen ſie ihn dem berühmten Arnold von Weſterhout aus Antwerpen; dieſer redliche Mann nahm ihn zu ſich, machte ihn nicht nur mit allen Vortheilen des Grabſtichels und der Radirnadel bekannt, ſondern empfahl ihn auch dem Maratti. Dieſer große Meiſter, der ihn im Zeichnen weiter unterrichtete, leitete auch das fernere Studium von Frey; auf deſſen Rath mußte er ſich mit der Radirnadel noch vertrauter machen, weil dieſe mehr Maleriſches als der Stichel mit ſich führte. Er befolgte dieſen Rath, und brachte es bald ſo weit, daß ſelbſt Bernhard Picart von ihm ſagte, daß ſeine Arbeiten mehr gemalt als geſtochen ſchienen. Da er ſich um dieſe Zeit viel mit kleinen Arbeiten beſchäftigen mußte, um ſich eine erträgliche Exiſtenz zu verſchaffen, verbreiteten ſeine Neider, er beſitze nicht die Fähigkeit, etwas Großes hervorzubringen. Der Künſtler wußte dieſes Gerücht nicht beſſer zu widerlegen, als daß er die berühmte Madonna von Edelingk heimlich nachſtach; dieſe treffliche Arbeit erregte, als ſie bekannt wurde, allgemeine Bewunderung und beſchämte ſeine Feinde. Aber auch

*) Vergl. Unſchuldige Nachrichten. 1717. S. 1004 fg. J. J. Schudt's Jüdiſche Merkwürdigkeiten. 4. Th. S. 182 fg. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 196 fg.

ſein Ruhm war von jetzt an gegründet; mehre bedeutende Männer erſuchten ihn, die Kupfer und das Bildniß zu dem Predigtbuche des Cardinals Caſſini zu ſtechen, wobei die Stiche aber mit dem Grabſtichel ganz ausgeführt werden ſollten. Sobald er dieſe zeitraubende Arbeit beendigt hatte, kehrte er wieder zu ſeinem Lieblingsgeſchäft, wo er das Meiſte in ſeinen Platten radirte, und dieſe Radirungen dann mit dem Grabſtichel vereinigte, zurück. Es würde zu weitläufig ſein, alle die vielen und trefflichen Arbeiten hier anzuführen, wir verweiſen daher auf Kaspar Füßli, der ſie vollſtändig aufgezeichnet hat [1]). — Da er in Rom allgemein geachtet wurde und überall die freundlichſte Aufnahme fand, glaubte er auch in ſeinem Vaterlande nicht weniger Anerkennung ſeiner Verdienſte zu finden, fand aber hier eine nur kalte Aufnahme; er beſchloß daher, ſein Vaterland nicht wieder zu ſehen, kehrte nach Rom zurück, ließ ſich daſelbſt häuslich nieder und beſchloß ſein ruhmvolles Leben im Jahr 1752. — Aus allen den Werken großer Meiſter, nach welchen er ſtach, wußte er den Charakter treu wieder zu geben, und ohne dieſen zu ſchaden, verſtand er, wo es nöthig war, dieſelben noch mehr zu veredeln. In ſeiner Behandlung iſt er zart und kräftig, und in ſeiner Wirkung nie verlegen; ja er wußte dieſe noch zu erhöhen, um ſich des maleriſchen Reizes zu verſichern. Mag auch ein neuerer Schriftſteller [2]) Mängel an ſeinen Werken hervorſuchen, vermuthlich waren es ſchlechte Abdrücke ſeiner Platten, nach welchen er dieſen ausgezeichneten Meiſter beurtheilte. (*A. Weise.*)

5) **Johann Rudolf**, geb. 1727 zu Baſel, widmete ſich der militairiſchen Laufbahn, und trat 1742 als Fähndrich in franzöſiſche Dienſte. Als Hauptmann erhielt er 1756 eine Compagnie. In mehren Feldzügen, bei Belagerungen und Schlachten gab er Beweiſe ſeiner Tapferkeit und ſeines Muthes. Er erhielt den Orden pour le mérite und ward im Mai 1783 in dem Regiment Salis-Samade zum Major ernannt mit dem Range eines Oberſtlieutenants. Er ſtarb 1800. Als Krieger beſaß er gründliche Kenntniſſe in der Taktik. Er war aber zugleich ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann. Lebhaft intereſſirte er ſich beſonders für phyſikaliſche und naturhiſtoriſche Forſchungen. Ein von ihm geſammeltes Naturaliencabinet war vorzüglich reich an allen Gattungen von Seethieren. Auch als Schriftſteller zeigte er ſich in dieſem Fache thätig, indem er mehre teutſche Werke naturhiſtoriſchen Inhalts ins Franzöſiſche überſetzte. Unter ſeinen Schriften ſind vorzugsweiſe zu erwähnen: Voyage en Sicile et dans la grande Grèce, traduit de l'Allemand du Baron *de Riedesel* (Lausanne 1773.) und die zu Bern 1779—1786 in ſechs Octavbänden erſchienene Histoire des decouvertes, faites par divers savans voyageurs dans plusieurs contrées de la Russie etc., relativement à l'histoire naturelle. Die naturforſchende Geſellſchaft zu Zürich und die ökonomiſchen Geſellſchaften zu Bern und Hanover ernannten ihn zu ihrem Mitgliede [3]).

6) **Franz Andreas**, geb. am 20. Juli 1763 zu Bamberg, trat nach vollendeten Gymnaſial- und Lycealſtudien in den Weltprieſterſtand. Am 13. März 1787 erhielt er die Prieſterweihe. Im J. 1788 übernahm er eine Hofmeiſterſtelle, die er aber bald wieder aufgab. In Bamberg, ſpäterhin in Würzburg, ſtudirte er die Rechte. Dort waren Schott, Gönner und Reider, hier Gregel und Semhaber ſeine vorzüglichſten Lehrer. An dem Stift St. Stephan in Bamberg erhielt er hierauf ein Kanonikat. Er ward Doctor der Theologie und der Rechte. An der Univerſität bekleidete er ſeit 1795 eine ordentliche Profeſſur des Kirchenrechts, mit dem Charakter eines wirklichen fürſtbiſchöflichen geiſtlichen Raths. Im J. 1801 ward er zum Syndicus des biſchöflichen Generalvicariats ernannt. Als die Univerſität Bamberg aufgehoben ward, erhielt er an dem dort neu organiſirten königlichen Lyceum eine Profeſſur des Kirchenrechts und der Kirchengeſchichte. Dieſen Poſten verwaltete er mit rühmlichem Eifer, unter oft überhäuften Geſchäften, die durch ſeine beibehaltenen Ämter als Vicariatsrath und als Syndicus ſeine Zeit und Kräfte vielfach in Anſpruch nahmen. Er ſtarb am 24. Jui 1820 an einer Hirnentzündung. Seine ſehr bedeutende Bibliothek hatte er durch eine teſtamentariſche Verfügung theils dem biſchöflichen Seminar, theils dem Gymnaſium vermacht. Seinen Verwandten legirte er 2000 Fl., eine gleiche Summe dem Domcapitel in Bamberg. Ein Grundzug ſeines Charakters war ſein allgemeines Wohlwollen und ſeine rege Theilnahme an Leidenden und Hilfsbedürftigen. Arme Kranke wurden von ihm täglich mit Koſt und Arznei, arme Studirende mit Büchern, Koſt, Geld und Kleidung unterſtützt. Den Hausarmen verſchaffte er Holz, und bezahlte oft für ſie die Wohnungsmiethe. Landgeiſtliche, die nach Bamberg kamen, fanden eine gaſtfreie Bewirthung an ſeinem Tiſche. Mit ſo liebenswürdigen Eigenſchaften und ſeinem Charakter als Menſch vereinigte er gründliche Kenntniſſe und eine umfaſſende Gelehrſamkeit. In den einzelnen Zweigen des theologiſchen Wiſſens war ihm keiner ganz fremd geblieben. Vorzüglich bewandert war er im Kirchen- und Staatsrecht. Zu ſeinen früheſten Schriften gehören ſeine Theses theol. de religione, nec non de principiis theologicis. (Bamb. 1787. 4.) und die Theses ex Theologia exeget. dogmatica, morali, nec non ex historia ecclesiastica. (Ibid. 1788. 4.) [4]). Großentheils vom religiöſen Standpunkte aus betrachtete er in ſeinen ſpätern Schriften die verſchiedenartigſten Rechtsmaterien. Zu ſcharfſinnigen Erörterungen veranlaßte ihn das von Joh. Philipp Gregel herausgegebene Werk: „Das landesherrliche Patronatrecht nach den verſchiedenen Verhältniſſen der biſchöflichen Gerechtſame betrachtet." Frey's Schrift, in der er dieſen Gegenſtand näher erörterte, erſchien zu Bamberg 1805 [5]). Auf die reinen Principien des Staats-

1) 3. Th. S. 53—58. 2) Winkelmann und ſein Jahrhundert S. 277. 278. Vergl. auch Bartſch, Anleitung zur Kupferſtecherkunde. 1. Th. S. 223.

3) Vergl. M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. (Aarau 1812.) S. 155 fg. 4) Vergl. Auserleſene Literatur des katholiſchen Teutſchland. 1. Bd. 4. St. S. 392 fg. 5) Vergl. Ober-

Digitized by Google

rechts und der Staatsökonomie gründete er ſeine frühzeitig (1805) zu Bamberg herausgegebene Abhandlung von dem Rechte der Staatsgewalt über das Kirchengut. Ähnliche Ideen entwickelte er in einer Schrift über das Eigenthum an den Stiftswohnungen der Kanoniker in Teutſchland (Bamberg 1806.) Zu dem von ihm herausgegebenen „Allgemeinen Religions-, Kirchen- und Kirchenſtaatsrecht" (Bamberg 1809., n. A. Kitzingen 1822.) fügte er ſpäter noch einen vorzüglich ſchätzbaren kritiſchen Commentar, bearbeitet für Katholiken und Proteſtanten [6]). In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte ihn hauptſächlich die Feſtſtellung der Verhältniſſe ſeiner Kirche und ihrer neuen Organiſation durch den Abſchluß eines Concordats zwiſchen dem Papſt und den Fürſten, als ihren geiſtlichen und weltlichen Oberhäuptern. Ein Wort zu ſeiner Zeit ſprach er in einer den Fürſten des Rheinbundes gewidmeten Schrift über das denſelben zugeſprochene Recht, ihren Staaten eigene Landesbiſchöfe und eine biſchöfliche Diöceſaneinrichtung zu geben. Die erwähnte Schrift erſchien zu Bamberg 1813. Einen nicht unwichtigen Beitrag zu einem künftigen Concordat lieferte Frey auch in den 1815 zu Bamberg herausgegebenen Bemerkungen zu der Schrift: „Ideen zu der Organiſation der deutſchen Kirche." In einer andern Broſchüre ſtellte er die Frage auf, ob der weſtfäliſche Friede vom Jahre 1648 den Beſtimmungen des Artikels V. nach, in Bezug auf den Religionszuſtand der chriſtlichen Hauptconfeſſionen in Teutſchland durch die rheiniſche und wiener Bundesacte abgeſchafft und aufgehoben ſei [7]). Unter dem angeblichen Druckort Rom machte er zu Bamberg 1816 eine Schrift bekannt über die Ernennung des damaligen Generalvicars von Weſſenberg zum Coadjutor des Biſthums Conſtanz [8]).

7) Konrad, geb. 1764 zu Bamberg, vollendete dort ſeine Studien und widmete ſich dann dem Weltprieſterſtande. Als Alumnus des Erneſtiniſchen Seminars erhielt er 1791 die Stelle eines Bibliothekars. In den Jahren 1793—1794 beſuchte er die Univerſität Würzburg, wo er vorzüglich die dortigen Vorleſungen über Naturgeſchichte und Chemie fleißig benutzte. An dem Lyceum zu Bamberg erhielt er ein Lehramt der Mineralogie und Zoologie. In den Jahren 1803 und 1804 las er dort hauptſächlich Collegien über Encyklopädie und Literärgeſchichte. Seine bibliographiſchen Kenntniſſe befähigten ihn zu der Stelle eines königlichen Bibliothekars, die er bis zu ſeinem am 17. Sept. 1813 erfolgten Tode bekleidete. Außer einer zu Bamberg 1795 gedruckten Rede über die Naturgeſchichte lieferte er mehre Aufſätze in mehren Zeitſchriften, unter andern „Rückblicke auf die Geſchichte des Biſthums Bamberg, von der Errichtung im Jahr 1007 bis zu deſſen Auflöſung im J. 1802" [9]). In von Aretin's „Neuem literariſchen Anzeiger" (1807. Nr. 32. S. 497 u. f.) ſteht von ihm ein Aufſatz unter dem Titel: „Phalaena Bibliothecaria, der Bücher-Minirer, oder Beſchreibung eines ſeltenen Inſekts, aus dem Lepidopterngeſchlecht der Phalaena Tinea, wie ſolches ſich 1803 häufig im ſüdlichen Teutſchland, und ſeitdem nicht mehr hat ſehen laſſen. Für die „Würzburger gelehrten Anzeigen" lieferte Frey Recenſionen [10]).

8) Friedrich Wilhelm, geb. am 12. Jan. 1797 zu Darmſtadt, erhielt den erſten Unterricht in einem Inſtitute des Lectors Beauclair und beſuchte dann das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Durch Fleiß und muſterhaftes Betragen zeichnete er ſich vortheilhaft aus. Im J. 1816 bezog er die Univerſität Gießen. Seine dort begonnenen theologiſchen Studien ſetzte er 1818 in Heidelberg fort. Er fand dort Freunde, die ſeine durch den teutſchen Freiheitskampf geweckte Begeiſterung für Wiſſenſchaft, Religion und Vaterland theilten. Im J. 1819 vollendete er ſeine akademiſche Laufbahn. Rühmlich beſtand er das zwiefache theologiſche Examen zu Gießen und Darmſtadt. Familienverhältniſſe nöthigten ihn, ſich ſofort um das Vicariat der reformirten Gemeinde zu Walldorf zu bewerben. Er erhielt dies Amt im Febr. 1820. Bereits im December des genannten Jahres ward er definitiv als Pfarrer angeſtellt, eilf Jahre ſpäter jedoch (1831) zum erſten reformirten Prediger in Umſtadt bei Darmſtadt ernannt. Er ſtarb am 26. April 1843 zu Darmſtadt, wo er nach einem viermonatlichen Krankenlager vergebens von der Hilfe geſchickter Ärzte Geneſung gehofft hatte. Ein feierliches Begräbniß ehrte ſein Andenken. Die ſämmtlichen Geiſtlichen und viele ſeiner Freunde folgten dem Sarge. Der Stadtpfarrer Stüber und der Oberpfarrer Neuenhagen hielten ergreifende Reden an ſeinem Grabe.

In ſeiner dreiundzwanzigjährigen Wirkſamkeit als Prediger und Seelſorger hatte ſich Frey durch ſeinen unermüdeten Eifer für Kirche und Schule unbeſtrittene Verdienſte erworben. Was er für wahr, recht und gut erkannt, führte er aus, ungeſchreckt durch alle Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten. Seine populären Kanzelvorträge verſchafften ihm ein großes Publicum. Nach ſeiner Ernennung zum Dekan im Jahre 1833 machte er ſich beſonders verdient durch die Gründung eines Predigervereins und einer damit verbundenen Bibliothek für die beiden

---

teutſche Literaturzeitung. 1805. I. S. 852 fg. Jenaiſche Literaturzeitung. 1809. II. S. 437 fg.

6) Bamberg 1812—1820. 3 Thle. Vergl. Felder's Literaturzeitung. 1814. I. S. 129 fg. Maſtiaux's Literaturzeitung. 1819. I. S. 305 fg. 1821. I. S. 225 fg. Eine verbeſſerte und vermehrte Ausgabe des oben erwähnten Werkes, durch den Bibliothekar J. H. Jäck zu Bamberg beſorgt, erſchien zu Kitzingen 1823—1824 in drei Octavbänden. 7) Bamberg 1816. Vergleiche Felder's Literaturzeitung. 1817. I. Bd. S. 225 fg. 3. Bd. S. 89 fg. 8) Vergl. Jäck's Pantheon der Literaten Bambergs. Heft 2. S. 287 fg. Heft 7. S. 2103 fg. Felder's Gelehrtenlexikon der katholiſchen Geiſtlichkeit. 1. Bd. S. 243 fg. 3. Bd. S. 490 fg. Maſtiaux's Literaturzeitung. 1820. 3. Bd. Intelligenzblatt Nr. 8. S. 125 fg. 4. Bd. Intelligenzblatt Nr. 10. S. 159 fg. Meuſel's Gelehrtes Teutſchland. 17. Bd. S. 619 fg. 22. Bd. Liefer. 2. S. 218. Oken's Iſis. 1821. S. 224 fg. Baader's Lexikon verſtorbener baier. Schriftſteller. 2. Bd. 1. Th. S. 53 fg.

9) In den Bamberger Quartkalendern 1802—1804. 10) Vgl. Felder's Literaturzeitung für katholiſche Religionslehrer. 1816. I. Intelligenzblatt Nr. 4. S. 39 fg. Jäck's Pantheon der Literaten Bambergs. Heft 2. S. 289 fg. Heft 7. S. 2103. Meuſel's Gel. Teutſchland. 17. Bd. S. 620 fg. 22. Bd. Liefer. 2. S. 219.

Digitized by Google

Dekanate Umſtadt und Babenhauſen. Mit gründlichen theologiſchen und philoſophiſchen Kenntniſſen und einer vielſeitigen Bildung vereinigte er große Gewandtheit im mündlichen Vortrage. Er hatte ein richtiges und treffendes Urtheil über jede bedeutende literariſche Erſcheinung, beſonders im Gebiet der Theologie und Pädagogik. Auch als Schriftſteller zeigte er ſich von einer vortheilhaften Seite in mehren, ihren Gegenſtand gründlich erſchöpfenden Aufſätzen. Dahin gehört unter andern das in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" (1842, Nr. 133) von ihm mitgetheilte „Gutachten eines Süddeutſchen über die erſte Zuſammenkunft des Vereins zur Unterſtützung proteſtantiſcher Gemeinden in Leipzig." In den von ihm herausgegebenen „Gedanken über Lutherthum und Union" beſchäftigte ihn die Idee einer Vereinigung der geſammten proteſtantiſchen Kirche im Glauben und in der Liebe. Für die Realiſirung dieſer Idee, die ſeine ganze Seele erfüllte, ſuchte er mit allen Kräften zu wirken. Strenge Moralität und unbeſcholtene Rechtlichkeit waren die Begleiterinnen auf ſeinem Lebensgange. In ſeinen Familienverhältniſſen zeigte er ſich von einer ſehr achtungswerthen Seite. Seine Mutter, die er zu ſich genommen hatte, genoß bei ihm bis zu ihrem Tode die ſorgſamſte Pflege. Mit ſeiner Gattin, einer Tochter des Geh. Raths Ludwig in Darmſtadt, lebte er ſeit 1828 in einer ſehr glücklichen, durch mehre Kinder geſegneten Ehe. Ungeachtet ſeiner vielfachen Amtsgeſchäfte und ſeiner Neigung zu literariſchen Beſchäftigungen übernahm er einen Theil des Unterrichts ſeiner Kinder, und ſorgte auf dieſe Weiſe für die Entwickelung ihrer Fähigkeiten. Raſtloſe Thätigkeit war ihm Bedürfniß. Mit ſtiller Ergebung ertrug er manche phyſiſche Leiden und den Schmerz über den Verluſt geliebter Kinder [11]).

9) Johann Rudolf, geb. am 9. Mai 1797 zu Baſel, wo ſein Vater, Remigius Frey, früher Lieutenant in dem Schweizerregimente Salis-Samade in Frankreich, damals helvetiſcher Platz- und Garniſonscommandant war. Seine Mutter, Anna Margarethe, war eine Schweſter des durch ſeine Reiſen nach Nubien bekannten Schriftſtellers Johann Ludwig Burckhardt. Seit einer Reihe von Jahren hatten die Mitglieder der Familie Frey ſich dem Militairſtande gewidmet und in der franzöſiſchen Schweizergarde gedient. Frey widmete ſich den Wiſſenſchaften. Berechtigt ſchien er dazu durch ſeine Geiſtesanlagen, die ſich ſchon früh in den Schulen ſeiner Vaterſtadt und in einem Inſtitute zu Münnedorf am Zürcherſee entwickelt hatten. Ausgerüſtet mit gründlichen Elementarkenntniſſen bezog er in ſeinem 16. Jahre die Univerſität Bern. Er ſtudirte dort von 1813—1817 Philoſophie, Philologie und Theologie. Durch eine Analyſe von Cicero's de natura Deorum Lib. I erwarb er ſich die von der Regierung zu Bern für dieſe Aufgabe beſtimmte goldene Preismedaille. Seine gekrönte Abhandlung bezeichnete das Motto: Cogitatio coeli munimenta perrumpit, nec contenta est id quod ostenditur scire. Mit Beifall betrat Frey auch einige Male die Kanzel. Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt Baſel erlangte er dort den Grad eines Doctors der Philoſophie. In Tübingen, unter Bahnmaier's Leitung, ſetzte er ſeine theologiſchen Studien fort; bald aber überzeugte er ſich, daß die von ihm gewählte Wiſſenſchaft ihn in das Gebiet des Skepticismus führte und ſeinem nach Licht und Wahrheit ſtrebenden Geiſte nicht genügte. Er vertauſchte das Studium der Theologie mit der Jurisprudenz. Der ebengenannten Wiſſenſchaft widmete er ſich in den Jahren 1819—1822 Anfangs zu Göttingen, dann zu Heidelberg mit raſtloſem Eifer. Seit dem Herbſte 1822 arbeitete er als Volontair in der Cantonskanzlei zu Baſel. Im J. 1823 erhielt er, nach rühmlich beſtandenem juriſtiſchen Examen, eine Anſtellung bei dem Criminalgerichte zu Baſel. Seine gründlichen Kenntniſſe und ſein Scharfſinn bewährten ſich in der ſchwierigen Unterſuchung einer Reihe von Strafrechtsfällen, die ihm, der in dem Rufe eines geſchickten Inquirenten ſtand, übertragen worden waren. Im J. 1824 erhielt er den Grad eines Doctors beider Rechte. Er vertheidigte bei dieſer Gelegenheit eine von gründlicher Gelehrſamkeit zeugende Abhandlung über das Wiedervergeltungsrecht. Sie erſchien unter dem Titel: Diss. historico-juridica de primordiis juris criminalis apud varias antiquas et recentiores gentes etc. (Basil. 1824. 4.) Die Stimme warnender Freunde überhörte Frey, als er um dieſe Zeit mit dem Herzoge Calvello in Verbindung trat, der eine Capitulation zwiſchen Neapel und der Cantonsregierung betrieb. Mit der letztern, die die Anträge jenes gewandten Diplomaten verwarf, gerieth Frey in einen gefährlichen Conflict. Außer pecuniären Verluſten verſcherzte er ſeine Lebensruhe und jede Ausſicht auf weiteres Fortkommen in ſeinem Vaterlande. Getäuſcht in der Hoffnung, durch ſeinen Gönner eine ehrenvolle und einträgliche Stelle zu erhalten, reifte in ihm der Entſchluß, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, wo er, zerfallen mit der Cantonsregierung, auf keine Beförderung rechnen zu können glaubte. Er wandte ſich nach Rußland und ſchiffte ſich am 7. Aug. 1828 in Lübeck ein. Nach kurzem Aufenthalte in Petersburg begab er ſich nach Moskau. Eine freundliche Aufnahme fand er dort in dem Hauſe ſeines Landsmannes, des ſchweizeriſchen Handelsconſuls Lucas Burckhardt, durch den er eine Anſtellung als Hauslehrer und Sprachmeiſter erhielt. Mehrfachen Auffoderungen, in den ruſſiſchen Staatsdienſt zu treten, gab er kein Gehör. Seinen geraden Charakter ſchreckten die Gerüchte von der Beſtechlichkeit der ruſſiſchen Civilbeamten, mit denen er in keine collegialiſche Verbindung zu kommen wünſchte. Mit ruſſiſchen Sitten und ruſſiſcher Lebensweiſe war er allmälig vertraut geworden; dennoch regte ſich oft in ihm die Sehnſucht nach einem andern Himmelsſtriche. Schon ſeine leidende Geſundheit und der Rath ſeiner Ärzte foderten ihn auf, ein milderes Klima zu ſuchen. Im Herbſt 1831 trennte ſich Frey von den „ſchaurigen Steppen und Eisfeldern," wie er ſeinen bisherigen Aufenthalt in ſeinen Briefen zu nennen pflegte. Über Pultawa wandte er ſich nach Odeſſa. Auf der Reiſe ſchützte ihn ſeine durch frühe Übungen geſtärkte Körperkraft gegen die räuberiſchen Angriffe eines ruſſiſchen Poſtillons auf ſeine Börſe und ſein

11) Vergl. Allgem. Kirchenzeitung. 1843. Nr. 173. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XXI. 1. Th. S. 330 fg.

Digitized by Google

Leben. Auch bei der Überfahrt von Odeſſa nach Conſtantinopel entging er mit Mühe den Gefahren eines heftigen Seeſturmes. Er ſoll damals, obgleich der proteſtantiſchen Kirche angehörend, das Gelübde einer Pilgerreiſe nach dem heiligen Grabe gethan haben. In der Türkei ſicherte er während eines drittehalbjährigen Aufenthaltes ſeine Subſiſtenz durch Jugendunterricht; doch war er auch ein thätiger Mitarbeiter an dem von Blaque zu Conſtantinopel herausgegebenen Moniteur Ottoman. Als Hauslehrer lebte er längere Zeit auf dem romantiſchen Eilande Principi. Im J. 1834 beſuchte er Paläſtina, wo er zufällig Ibrahim Paſcha's Vater, den „aufgeklärten Frankenfreund," wie er ihn in einem ſeiner Briefe nennt, kennen lernte. Er machte auch einen Ausflug nach Ägypten, durchſtreifte dies Land nach den verſchiedenſten Richtungen und ſammelte reiche Materialien zu einer Beſchreibung der dortigen Zuſtände und Sitten. In Kairo traf er mehre Bekannte ſeines vor 17 Jahren dort als Muſelmann verſtorbenen mütterlichen Oheims, Scheik Ibrahim, aus deſſen Grabe er etwas Erde in eine Todtenurne ſammelte. Er nahm ſie mit in ſeine Heimath, als er nach einem kurzen Aufenthalte in Alexandrien auf Cypern ſich nach Venedig einſchiffte. Im December 1834 traf Frey, nachdem er auf der Durchreiſe die vorzüglichſten Städte Italiens beſucht hatte, in Baſel ein. Das Wiederſehen ſeiner Verwandten und Freunde und der allgemeine Jubel, den ſeine unvermuthete Heimkehr veranlaßte, rührten ihn tief; doch vermochte keine Bitte ihn an ſeine Vaterſtadt zu feſſeln, die keinen Reiz mehr für ihn zu haben ſchien. Er konnte den Wunſch nicht unterdrücken, die Schweiz abermals zu verlaſſen. In dieſem Entſchluß ward er noch beſtärkt durch die feindlich einander gegenüberſtehenden Parteien, die nach den blutigen Zerwürfniſſen zwiſchen Stadt und Land in den Jahren 1830—1833 ſich in dem Canton Baſel gebildet hatten und keine ſocialen Berührungspunkte geſtatteten. Unter dieſen Verhältniſſen ergriff Frey abermals den Wanderſtab. Seine Reiſe ging zunächſt nach dem mittägigen Frankreich. Von Marſeille, wo er ſeinen Bruder, einen dort ſeit 20 Jahren anſäſſigen Kaufmann, beſuchte, ging er nach Bordeaux; dort ſchiffte er ſich nach Mexiko ein. Weder im Süden von Amerika, noch in Newyork fand er ein ſeinen Wünſchen entſprechendes Unterkommen. Bereits im Winter 1835 landete er wieder in Bremen, und traf bald nachher in Baſel ein. Seiner Vaterſtadt entlockte ihn wieder die Ausſicht auf eine vortheilhafte Anſtellung zu Brouſſa in Kleinaſien bei einem dort als Kaufmann etablirten Verwandten. Am 18. Juli 1836 reiſte Frey nach der Levante ab, ſah ſich aber in ſeinen Hoffnungen ſo völlig getäuſcht, daß er, um ſich eine Subſiſtenz zu ſichern, eine Lehrerſtelle in einem Knabeninſtitute zu Chalki annahm. Als ſich dieſe Anſtalt bald nachher auflöſte, wandte er ſich nach Conſtantinopel. Bitter getäuſcht und betrogen durch fränkiſche Landsleute, die ſich ihm unter der Maske der Freundſchaft genähert hatten, faſt aller Subſiſtenzmittel beraubt und von der Peſt ergriffen, grenzte ſeine Lage an die äußerſte Verzweiflung. In Arlesheim bei Baſel, wo er im November 1837 eintraf, genas er unter ſorgfältiger Pflege nur langſam durch die Hilfe geſchickter Ärzte. Den vielfachen Auffoderungen, ſeine erlebten Reiſeabenteuer in einem umfaſſenden Werke zu ſchildern, gab Frey kein Gehör. Selbſt ein ſehr ſchmeichelhafter Brief eines vieljährigen Freundes ſeines Vaters, des bekannten Schriftſtellers Heinrich Zſchocke[12]), dem Frey ein Fragment ſeines Werkes mitgetheilt hatte, vermochte nicht, ihn zur Ausarbeitung und Herausgabe deſſelben zu beſtimmen. Einzelne Bruchſtücke theilte er jedoch in der von Dr. Widemann herausgegebenen Zeitſchrift „das Ausland" mit. Unter der allgemeinen Überſchrift: „Aus dem Tagebuche eines Schweizers," befinden ſich dort die Aufſätze: Chalki; erſte Reiſe dahin; die angetragene Lehrerſtelle (a. a. O. 1838. Nr. 316 und 317). Aufenthalt daſelbſt; Rückreiſe nach Galata (Nr. 347—351). Die Fahrt nach Conſtantinopel (1839. Nr. 13—18). Sein ruheloſer Geiſt, der ihn der fortgeſetzten Beſchäftigung mit jenem Werke, aller Auffoderungen ſeiner Freunde ungeachtet, immer wieder entzog, ließ ihn auch in den Kreiſen eines ſtillen Familienlebens keine Befriedigung finden. Mit Unmuth äußerte er oft, daß es ihm in der Schweiz nicht mehr gefalle, und ein längerer Aufenthalt daſelbſt ihm die größte Pein bereiten würde. Aller Gegenvorſtellungen ungeachtet blieb er bei ſeinem Entſchluſſe, nach der Walachei zu ziehen. Mit ungewöhnlicher Heiterkeit trennte er ſich im März 1839 von ſeiner Heimath. Über Wien ging er nach Buchareſt. Als Advocat oder Lehrer gedachte er ſich dort die Mittel zu ſeiner Subſiſtenz zu verſchaffen. In Buchareſt lebte er in beſcheidener Zurückgezogenheit. Am 25. Aug. 1839 fand ihn ſein Hauswirth, der ihn ſcheinbar völlig wohl verlaſſen hatte, Abends 9 Uhr todt in ſeinem Bette. Über die Urſache ſeines ſo plötzlichen Todes herrſcht ein bisher unaufgeklärtes Dunkel. Wahrſcheinlich endete ein apoplektiſcher Anfall ſein Leben. Einem ähnlichen Übel war er wenigſtens während ſeines Aufenthaltes in Conſtantinopel mehrmals ausgeſetzt geweſen.

Nach dem faſt einſtimmigen Zeugniſſe Aller, die ihn näher gekannt, vereinigte ſich in dem Charakter dieſes durch ſeine ſeltſamen Schickſale merkwürdigen Mannes Biederkeit und loyale Geſinnung, ein unverdorbenes, allem Guten und Edlen offenes Herz, das keine Falſchheit kannte. Seine Geiſtesanlagen waren früh durch raſtloſen Fleiß und ein treffliches Gedächtniß unterſtützt worden. Durch fortgeſetzte Studien hatte ſein Geiſt eine ſeltene Reife erlangt. Als Juriſt, beſonders im Civilrechte, würde er ſich noch mehr ausgezeichnet haben, wenn er ſich mit größerer Ausdauer ſeinem Fache gewidmet und ſeine Praxis nicht blos auf das Criminalrecht beſchränkt hätte. Im Gebiete der Philoſophie waren Kant und Fichte ſeine Hauptführer geweſen. Beider Syſteme hatte er fleißig ſtudirt, und ſie dienten ihm bei ſeinen metaphyſiſchen Beſtrebungen zum Leitſtern und Vorbilde. Auch an philologiſchen Kenntniſſen fehlte es ihm nicht. Seine genaue Bekanntſchaft mit den griechiſchen und römiſchen Claſſikern bereitete ihm zeitlebens und noch im höheren Alter einen

12) ſ. dies Schreiben im Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrgang XVIII. 1. Th. S. 47 fg.

Digitized by Google

immer neuen Genuß. Für Sprachkunde blieb ihm fortwährend ein entſchiedenes Intereſſe. Außer dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen beſaß er auch gründliche Kenntniſſe im Ruſſiſchen, Türkiſchen und Arabiſchen. Mit dieſen Geiſtesvorzügen vereinigte er eine rühmliche Beſcheidenheit. Er war weit davon entfernt, Andern ſeine geiſtige Überlegenheit fühlen zu laſſen. Überhaupt haßte er jede Eitelkeit und Anmaßung. Ein Geſpräch mit ſchlichten Landleuten ſchien ihm mehr zu behagen, als die Unterhaltung in gelehrten Geſellſchaften. Er galt nicht ſelten für einen Sonderling, weil ſeiner einfachen Natur das widerſtrebte, was von Andern als Urbanität und feine Weltſitte geprieſen ward. Seinen Freunden empfahl er ſich durch ſeine Treuherzigkeit und ſeinen unverwüſtlichen Witz und Humor. Selbſt ſeine mannichfachen Unfälle und Widerwärtigkeiten vermochten dieſe Stimmung in ihm nicht ganz zu unterdrücken. Auch unter den Stürmen ſeines vielfach bewegten Lebens ſuchte er ſich immer den Blick in eine leidliche Zukunft, oder, wie er ſich auszudrücken pflegte, „auf den dritten und letzten Abſchnitt ſeines Erdenwallens" frei zu erhalten. Leugnen läßt ſich gleichwol nicht, daß ſein früheres, faſt kindliches Vertrauen gegen Jedermann in den letzten Jahren ſeines Lebens einer düſtern Verſtimmtheit wich, die ihn immer mehr dem geſelligen Umgange entzog [13]). (*Heinrich Döring.*)

FREYCINET (Louis Claude Desaulses de), franzöſiſcher Schiffscapitain und Weltumſegler, geboren am 7. Aug. 1779 zu Montélimart (Departement der Drôme), ſtammte aus einer angeſehenen, ſehr gebildeten Familie [1]), und trat, nachdem er die nöthige Schulbildung erlangt hatte, bereits am 29. Jan. 1794 in die Marine der Republik. Im J. 1796 machte er die Züge der franzöſiſchen Flotte nach dem Mittelmeere mit und wurde im J. 1797 Schiffsfähndrich. Von nun an widmete er ſich mit beſonderer Vorliebe und mit unermüdlichem Eifer naturwiſſenſchaftlichen Studien, weshalb er vor vielen Andern von der Regierung geeignet befunden wurde, an der von Napoleon im J. 1800 nach der Südſee unter dem Capitain Nicolaus Baudin [2]) abgeſchickten Expedition Theil zu nehmen. Auf der Inſel Timor ward er am 20. Oct. 1801 zum Schiffslieutenant ernannt und befehligte in dieſer Eigenſchaft die Goelette Caſuarina, welche man in Port Jackſon auf Neuholland als Begleitungsſchiff kaufte und ausrüſtete, vom 23. Sept. 1802 bis zum 29. Aug. 1803, an welchem ſie auf Iſle de France abgetakelt wurde. Freycinet gebührt ein nicht geringer Antheil an den geographiſchen und nautiſchen Arbeiten der Expedition, und ganz beſonders verdienen ſeine Bemühungen zur näheren Kenntniß des Buonapartearchipels (von 13° 15′ bis 14° 47′ 50″ ſüdl. Br. und von 123° 40′ bis 121° 40′ L.), der Küſtenſtrecke Neuhollands, welche den Namen Napoleonsland führt, und der Sharks- oder Haienbai hervorgehoben zu werden. Baudin ſtarb auf der Rückfahrt am 2. Sept. 1803 auf Iſle de France, und auch François Péron [3]), der Naturforſcher der Expedition, welchem nach der Heimkehr die Herausgabe des Reiſeberichts übertragen worden war, wurde nach der Beendigung des erſten Bandes (1807) vom Tode hinweggerafft. Freycinet beſorgte nun den zweiten Band der Relation historique du Voyage de découvertes aux terres australes (Paris 1816. 4. Neue Aufl. Paris 1825. 8.), ſowie den dazu gehörenden, meiſterhaft gearbeiteten Atlas, nachdem er bereits ein Jahr früher die von ihm auf dieſer Reiſe geſammelten nautiſchen Bemerkungen unter dem Titel: Voyage de découvertes aux terres australes, exécuté par ordre du gouvernement (Paris 1815. 4.), nebſt einem Atlas, veröffentlicht hatte. Nach der Zurückkunft von ſeiner Reiſe war Freycinet fortwährend thätig, ſeine Kenntniſſe durch umfaſſende Studien im Felde der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften zu erweitern [4]) und Erfahrung und Theorie mit einander zu verbinden. Die von ihm erdachte Methode, den Stich der Seekarten auf Kupferplatten zu erleichtern, ward ſpäter mit Erfolg angewendet; auch die von ihm und dem bekannten Chemiker Clement erfundene Maſchine zur Trinkbarmachung des Seewaſſers durch Deſtillation zeichnet ſich durch Bequemlichkeit und geringen Bedarf an Brennmaterial aus [5]), findet aber jetzt, ſowie auch andere zur Entſalzung des Seewaſſers vorgeſchlagene Mittel, bei der ſoweit gediehenen Vervollkommnung der Nautik, keine Anwendung. Seine Bemühungen zur Verbeſſerung der Schiffahrt hatten indeſſen im J. 1811 ſeine Beförderung zum Capitain und im J. 1813 ſeine Ernennung zum Correſpondenten in der geographiſchen Section des Inſtituts, zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften, des Bureaus der Längen, der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte zu Rochefort, der philomathiſchen Geſellſchaft und anderer gelehrten Vereine, ſowie ſpäter ſeine Erhebung zum Ritter des heiligen Ludwig und der Ehrenlegion zur Folge. Im J. 1817 erhielt er von Ludwig XVIII. den Befehl, mit der Corvette Urania eine Reiſe um die Welt zu meiſt wiſſenſchaftlichen Zwecken zu unternehmen, und unterzog ſich demſelben mit vielverſprechendem Eifer. Nach den mit großer Umſicht getroffenen nöthigen Vorbereitungen ging die Corvette mit 20 Kanonen, mit einer Bemannung von 120 tüchtigen Leuten und einem hinreichenden Vorrathe trefflicher Lebensmittel an Bord, am 17. Sept. 1817 zu Toulon unter Segel. Da die Hauptaufgabe der Expedition darin beſtand, genaue Forſchungen über die wahre Geſtalt der Erde und die Intenſität der magnetiſchen Kraſt

13) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XVIII. 1. Th. S. 41 fg.

1) Sein Vater, Louis de Freycinet (geb. zu Lyon im J. 1751, geſt. zu Freycinet bei Loriol im Departement der Drôme im J. 1827), machte ſich durch ſeinen Essai sur la vie, les opinions et les ouvrages de B. Faujas de St. Fond (Valence 1820. 4.) als Schriftſteller bekannt. 2) ſ. d. Art. 1. Sect. 8. Bd. S. 156.

3) ſ. d. Art. 3. Sect. 17. Bd. S. 192. 4) Zu dieſer Zeit veröffentlichte er auch ſein Mémoire sur la géographie et de la navigation de l'ile de France. (Paris 1812. 4.), einen nur in wenigen Exemplaren gedruckten Auszug aus J. G. Milbert's Voyage pittoresque à l'île de France. (Paris 1812.) 2 Voll. 5) Vergl. Freycinet's und Clement's „Mémoire sur la distillation de l'eau de mer et sur les avantages qui en résultent pour la navigation" in den Annales de Chimie. Tom. IV. p. 225. Annales des Mines. Tom. III. p. 147. Vergl. den Moniteur vom 18. Mai 1817.

anzuſtellen, ſo hatte man alle dazu erfoderlichen Inſtrumente, eine große Menge Karten und eine ausgewählte Bibliothek naturwiſſenſchaftlicher Werke eingeſchifft. Die Akademie der Wiſſenſchaften hatte der Expedition überdies die Löſung einer langen Reihe meteorologiſcher Fragen anempfohlen; die Geographie mußte demnach etwas in den Hintergrund treten; man nährte jedoch die gerechte Hoffnung, manche zweifelhafte Punkte feſtſtellen und berichtigen zu können. Freycinet berührte Teneriffa, Rio-Janeiro und das Cap, ſtellte an den beiden letzteren Orten die ſorgfältigſten Beobachtungen an und lief am 5. Mai 1818 in Port Louis auf Isle de France ein, um ſeiner Mannſchaft eine längere Erholung zu gönnen und die Beſchaffenheit und die Zuſtände dieſer während der Revolutionskriege von den Briten eroberten und jetzt wieder an Frankreich zurückgegebenen Inſel genau zu ermitteln. Am 16. Juli lichtete die Corvette wieder die Anker und erreichte am 12. Sept. die Sharksbai auf der Weſtſeite Neuhollands. Die dürren, traurigen, von elenden, auf der niedrigſten Stufe der Cultur ſtehenden Bewohnern dünn bevölkerten Küſten, ſowie die davor liegenden Eilande, beſonders Dirk Hartig, wurden genau durchforſcht. Angenehmer war der Aufenthalt in der von einer üppigen Vegetation bekränzten Bai Coupang auf der Inſel Timor, wo man am 18. Oct. ankam. Während man hier die magnetiſchen und aſtronomiſchen Beobachtungen eifrigſt fortſetzte, vernachläſſigte man keineswegs, nähere Erkundigungen über die natürliche Beſchaffenheit und die Bewohner der Inſel einzuziehen, und noch jetzt gehören die über ſie in dem Reiſeberichte niedergelegten Bemerkungen zu den zuverläſſigſten und werthvollſten. Nicht minder ſchätzbar ſind die auf der weiteren Fahrt geſammelten Nachrichten über die an der nordweſtlichen Küſte Neuguinea's liegenden Eilande Waigiu, Mauauaran und Rawak, über die Marianen, den Sandwicharchipel und Port Jackſon in Neuſüdwales auf der öſtlichen Küſte Neuhollands. Auf der Fahrt nach dem letzteren Hafen entdeckte man öſtlich von dem Schifferarchipel ein Inſelchen, und legte dieſer Entdeckung, der einzigen geographiſchen, auf welche die Expedition Anſpruch machen kann, den Namen Roſe bei. Am 25. Nov. 1819 verließ die Urania Port Jackſon und nahm ihren Weg nach der ſüdlichen Küſte des Feuerlandes; hier wurde ſie von einem ſo fürchterlichen Sturme überfallen, daß ſie in großer Eile Schutz bei den Falklandsinſeln ſuchen mußte, wo ſie aber am 15. Febr. 1820 in der Pernettibai ſcheiterte. Es ging indeſſen bei dieſem Schiffbruche kein Menſchenleben verloren, und es gelang ſogar den Anſtrengungen der Mannſchaft, die Inſtrumente, die Tagebücher und die werthvollſten Gegenſtände zu retten. Zum Glücke lag ein amerikaniſches Fahrzeug in derſelben Bai, welches Freycinet, nachdem er auf ihm mit ſeinen Leuten nach Rio Janeiro gelangt war, kaufte. Er legte ihm den Namen la Phyſicienne bei und lief mit ihm am 30. Nov. 1820 in Havre ein. Alle Mühſeligkeiten dieſer ſchwierigen Fahrt theilte ſeine Gattin, welche ſich ohne ſein Vorwiſſen in Mannskleidern an Bord des Schiffes begeben hatte, und ſich erſt zu erkennen gab, als dieſes bereits auf offener See war. Die Reiſe, welche drei Jahre und zwei Monate gedauert hatte, trug nicht wenig zur Bereicherung der Wiſſenſchaften bei; beſonders ſind die auf ihr angeſtellten Beobachtungen über den Magnetismus von bleibendem Werthe. Sie beweiſen, daß auf der ſüdlichen Halbkugel eine der nördlichen diametral entgegenlaufende Bewegung ſtattfindet. Die auf der ganzen Fahrt emſig fortgeſetzten Pendelmeſſungen zur Beſtimmung der Geſtalt der Erde ergaben als Reſultat, daß die Abplattung der ſüdlichen Halbkugel ſich nicht merklich von der der nördlichen unterſcheide, daß beide größer als $1/305$ ſeien, und daß die mittlere Abplattung des Erdballes $= 1/286{,}2$ anzunehmen ſei. Nicht unerwähnt dürfen hier bleiben die Verſuche zur Beſtimmung der ſpecifiſchen Schwere des Seewaſſers, die meteorologiſchen Beobachtungen, die Beiträge zur Naturgeſchichte und die hydrographiſchen Arbeiten. Mehre Küſtenſtriche von Timor und einige nahe liegende Eilande wurden genauer beſtimmt, viele Punkte in der Meerenge zwiſchen Borneo und den Inſeln Amboina und Ceram berichtigt und zum erſten Male zuverläſſige Angaben zur Entwerfung einer genügenden Karte der Marianen geliefert. Freycinet legte die handſchriftlichen Bemerkungen über ſeine Expedition in 31 Quartbänden in dem Archive der franzöſiſchen Akademie nieder, und daraus entſtand ſpäter das Prachtwerk: Voyage autour du monde, fait par ordre du Roi sur les corvettes l'Uranie et la Physicienne, pendant les années 1817—1820. (Paris 1824—1844. 4.) 9 Voll., mit vier Bänden Kupfern und Karten in Folio. Das ganze Werk zerfällt in folgende Abtheilungen: Histoire du Voyage. 3 Vol. 4. Atlas in fol. Zoologie, 1 Vol. 4. Atlas in fol. Botanique, 1 Vol. 4. Atlas in fol. Figure du globe et observations du pendule, 1 Vol. 4. Magnétisme terrestre, 1 Vol. 4. Navigation et hydrographie, 1 Vol. 4. Atlas de 22 cartes. Météorologie, 1 Vol. 4. — Berichte über dieſelbe Reiſe um die Welt gaben auch noch zwei Theilnehmer an der Expedition, der Zeichner J. E. V. Arago (Promenade autour du monde pendant les années 1817—1820 sur les corvettes du roi l'Uranie et la Physicienne, commandées par M. Freycinet. [Paris 1822.] 2 Voll. 8. Atlas in fol.) und der Marinechirurg P. Gaimard (in dem Journal de la marine, 1833 und 1834). — Da Freycinet Schiffbruch gelitten hatte, ſo wurde er, wie es Gebrauch iſt, vor ein Kriegsgericht geſtellt, aber nicht nur von dieſem unter Anerkennung ſeiner Leiſtungen gänzlich freigeſprochen, ſondern auch von Ludwig XVIII. in einer beſondern Audienz ehrenvoll empfangen. „Sie ſind," ſprach der König zu ihm, „als Fregattencapitain hier eingetreten, Sie verlaſſen das Zimmer als Schiffscapitain; danken Sie mir aber nicht dafür, ſagen Sie vielmehr, was Jean Bart zu Ludwig XIV. ſagte, als er ihn zum Befehlshaber eines Geſchwaders ernannte: Sire! das haben Sie recht gemacht!" — Freycinet ſtieg von nun an in der Hofgunſt immer höher und Karl X. ſchickte ihn im J. 1829 als Gouverneur nach Martinique. Seine Amtsführung muß indeſſen nicht ganz unparteiiſch oder allzu ſtreng geweſen ſein, denn ſie veranlaßte von Seiten der Farbigen vielerlei Beſchwerden, welche ſo gewichtig gefun-

Digitized by Google

den wurden, daß die Regierung ſich veranlaßt ſah, ihn im J. 1830 nach der Julirevolution zurückzuberufen. Er beſchäftigte ſich von nun an faſt nur noch mit den Wiſſenſchaften und lebte ſehr zurückgezogen, meiſtens auf ſeinem Landgute Freycinet bei Loriol (Departement der Drôme), wo er auch am 18. Aug. 1842 ſtarb [6]). (*Ph. H. Külb.*)

FREYCINETIA. So nannte Gaudichaud nach dem Befehlshaber des Schiffes, auf welchem er die Reiſe um die Welt machte, dem franzöſiſchen Fregattencapitain Claude Louis Deſaulſes de Freycinet, eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 23. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Pandaneen. Char. Die polygamiſch-diöciſchen, mit einer zuweilen gefärbten Scheide verſehenen, einfachen Blüthenkolben ſind dicht mit nackten Geſchlechtstheilen bedeckt; jeder Staubfaden trägt eine Anthere; der Fruchtknoten iſt kantig, mit aufſitzender, ſcheibenförmiger Narbe; die Frucht iſt beerenartig, einfächerig, mit ſehr kleinen, ſpindelförmigen, an den Wandungen ſitzenden Samen. Die acht bekannten Arten wachſen als pandangartige Sträucher oder Bäume mit meiſt ſchwachem, kletterndem oder wurzelndem Strunke auf den Inſeln des indiſchen und ſtillen Meeres. 1) Fr. arborea *Gaudich.* (*Freycin.* voy., Bot. p. 431. t. 41), auf den Sandwichinſeln; 2) Fr. scandens *Gaud.* (l. c. p. 432. t. 42), auf den Molukken; 3) Fr. radicans *Gaud.* (l. c. t. 43), ebenda; 4) Fr. strobilacea *Blume* (Rumphia p. 156. t. 39, Pandanus funicularis *Rumph.* amb. p. 153. t. 82), auf Amboina; 5) Fr. imbricata *Blum.* (l. c. p. 157. t. 40), auf Java; 6) Fr. javanica *Blum.* (l. c. t. 41), ebenda; 7) Fr. insignis *Blum.* (l. c. p. 158. t. 42), ebenda; 8) Fr. angustifolia *Blum.* (l. c. p. 159. t. 43), ebenda. (*A. Sprengel.*)

FREYER (Hieronymus), ein in ſeinem Zeitalter und in ſeinem Wirkungskreiſe ausgezeichneter Schulmann. Geboren zu Gantkau in der Priegnitz 1675, ſtudirte er ſeit 1697 zu Halle, ward 1698 Lehrer am königlichen Pädagogium daſelbſt und 1705 von deſſen Stifter, A. H. Franke, zum Inſpector deſſelben ernannt. Von 1698—1747 lebt er in dieſer Anſtalt, wie Wenige ſeines Standes, und kann wegen ſeiner mannichfaltigen Verdienſte um ſie in ihrer, wie überhaupt in der Geſchichte des teutſchen Schulweſens, nie vergeſſen werden. Zu einer gründlichen Gelehrſamkeit geſellte ſich ein praktiſcher Verſtand, dem die Anſtalt eine Menge durch die Erfahrung bewährter Einrichtungen zu danken hat, und die ihm das hohe Zutrauen Franke's erwerben mußten. Sehr viele Ideen, welche in der Periode der Baſedow'ſchen Reformen und bei der Anlegung der Philanthropine als neu ausgegeben, auch wol von Baſedow, der immer das teutſche Schulweſen nur nach den Schulen, die er kannte, beurtheilte, dafür gehalten wurden, waren längſt durch Freyer ausgeführt. Auch er hatte eine Neigung, mehr Realien mit dem bloßen Sprachſtudium zu verbinden, aber er hütete ſich wol, dieſes dadurch zu beſchränken; vielmehr übte er ſeine Schüler ſo unabläſſig, beſonders im Lateinſchreiben, daß man kaum glauben würde, daß ſoviel in einem Semeſter von den fleißigſten Schülern geleiſtet werden könnte, wenn nicht noch jetzt dieſe Arbeiten in dem Schularchiv vorhanden wären. Mit ſo gewiſſenhafter Treue er das Amt eines Aufſehers der Zöglinge verwaltete, ſo vielen Antheil er auch immer noch ſelbſt am Unterricht nahm, ſo ſparte er dennoch Zeit, um nützliche Schulbücher zu liefern. Sein Fasciculus poematum graecorum, ſeine Anweiſung zur teutſchen Orthographie, Geographie, Oratorie, ſeine Colloquia Terentiana, und beſonders ſeine Vorbereitung zur Univerſalhiſtorie (über welche noch Erneſti in Leipzig Vorleſungen hielt) haben, ſo ſtark man auch damals die Auflagen machte, doch zum Theil 8—12 Ausgaben erlebt, und ſind eine lange Zeit als Lehrbücher in ſehr vielen Schulen gebraucht worden. Sie tragen die Farbe und den Roſt ihrer Zeit; aber ſie gehörten in ihr zu den beſten. Vorzüglich bildete er in ſeinen Schülern das Talent der Beredſamkeit; daher zu ſeiner Zeit faſt monatlich öffentliche und Privatredeübungen angeſtellt wurden; daher ſehr Viele, welche um jene Zeit im Pädagogium ſtudirt haben, die Fertigkeit, mit Freimüthigkeit, Gewandtheit und ſelbſt ohne längere Vorbereitung reden zu können, Freyer'n zu danken pflegten. Er ſtarb am 24. Sept. 1747, faſt bis an ſein Ende arbeitſam und thätig in ſeinem Berufe. (*A. H. Niemeyer.*)

Freyera *Reichenb.*, ſ. Myrrhus.

Freyera *Leop.*, ſ. Mayopia.

FREYLINGHAUSEN (Johann Anastasius), am 2. Dec. 1670 zu Gandersheim im Fürſtenthume Wolfenbüttel geboren, war der Sohn eines dortigen Kaufmanns, der zugleich die Stelle eines Bürgermeiſters bekleidete. Seiner Mutter, der Tochter eines Predigers, verdankte Freylinghauſen den erſten Religionsunterricht, für den er ſchon in jugendlichem Alter ſehr empfänglich zu ſein ſchien. Einen tiefen Eindruck machten auf ihn, nach ſeinem eigenen Geſtändniß [1]), die Schilderungen des jüngſten Gerichts und der Qual der Verdammten. „Ich ward," ſchreibt Freylinghauſen, „in die äußerſte Furcht geſetzt, wenn ich Jemand fluchen hörte; weinte auch zuweilen, wenn ich nicht einſchlafen konnte, wegen der ewigen Pein der Gottloſen in der Hölle." Seit ſeinem zwölften Jahre beſuchte er die Stadtſchule zu Eimbeck und genoß zugleich den Privatunterricht ſeines Großvaters mütterlicher Seite, des Seniors und Paſtors Polenius, bei welchem er Koſt und Wohnung hatte. Dieſer vielſeitig gebildete und dabei fromme Mann empfahl ihm das Leſen der heiligen Schrift. Zugleich mußte er die Pſalmen und die evangeliſchen und epiſtoliſchen Texte auswendig lernen. Dabei blieb aber ſein Religionsunterricht, ſelbſt in den obern Claſſen der Stadtſchule, höchſt mangelhaft. „Meine erſten Lehrer," geſtand er in ſpätern Jahren, „ließen es alle an gehörigem Fleiß, gutem Exempel und nöthiger Aufſicht fehlen." Vor ſittlichen Verirrungen, zu denen ihn die Rohheit mancher ſeiner Mitſchüler hätte verleiten können, bewahrten ihn nur die frühen Jugendeindrücke und die Warnungen ſeiner frommen Mutter.

6) Nach dem Moniteur (27. Aug.); nach dem Journal des Débats (27. Aug.) ſtarb er zu Saulces bei Vienne (Departement der Iſère).

1) In einer Art von Selbſtbiographie, die ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren vorfand.

Digitized by Google

Im J. 1689 bezog Freylinghauſen, nachdem er ſich ein halbes Jahr im älterlichen Hauſe aufgehalten hatte, die Univerſität Jena. Nach damaliger Sitte hörte er dort zuerſt den ganzen philoſophiſchen Curſus und hierauf philologiſche, exegetiſche und theologiſche Collegien, vorzüglich Dogmatik bei Johann Wilhelm Baier, der 1695 als Oberhofprediger und Generalſuperintendent in Weimar geſtorben. In mehrfacher Hinſicht wichtig ward für Freylinghauſen die in der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes angeknüpfte Bekanntſchaft mit einem jungen Manne, Namens Homayer, der ſpäterhin eine Pfarrſtelle zu Lebendorf erhielt. Der genannte Freund, der früher in Erfurt ſtudirt hatte und mit Breithaupt in Briefwechſel ſtand, empfahl ihm Arnd's, Spener's und Luther's Schriften, aus denen er, nach ſeinen eigenen Worten, „einigen Aufgang des Lichts und manche gute Bewegungen in ſeinem Herzen verſpürte." Verſtärkt wurde dieſer Eindruck noch durch ſeinen Freund Homayer, der ihm viel von Breithaupt's Gelehrſamkeit und dem exemplariſchen Lebenswandel jenes berühmten Theologen erzählte und ihm einzelne Stellen aus ſeinen Briefen vorlas. Seit auch Auguſt Hermann Franke, der nachherige Stifter des halle'ſchen Waiſenhauſes (1690), ſeinen bisherigen Aufenthalt in Leipzig mit Erfurt vertauſcht hatte, und dort als Diakonus durch ſeine „ernſtlichen Predigten," wie man ſie nannte, großes Aufſehen erregte, trat der Wunſch, nach Erfurt zu reiſen, immer lebhafter vor Freylinghauſen's Seele. Um Oſtern 1691 begab er ſich dorthin mit einigen jenaiſchen Freunden, zu denen, außer Homayer, auch ſein nachheriger Amtsgehilfe, M. Wiegleb, gehörte. Sie brannten vor Begierde, Franke und Breithaupt ſprechen und predigen zu hören und in ihnen die merkwürdigen Männer perſönlich kennen zu lernen, welche die neue, damals übel berüchtigte, Lehre des Pietismus zu verbreiten ſtrebten.

Aus ſeinem eigenen Geſtändniß in ſpäteren Jahren geht hervor, daß Freylinghauſen jene Reiſe weniger aus eigenem Antriebe, als auf Zureden ſeiner Freunde unternommen hatte. „Wir gingen," erzählt er, „bald nach unſerer Ankunft in Erfurt zu M. Franke'n, der zwar eben nicht viel redete; doch war Alles, was er ſagte, mir als eine neue Sprache ganz annehmlich zu hören, daß ich es auch, ſobald ich in mein Quartier zurückkam, mir pro memoria aufſchrieb. Und ſo ging mir's auch bei Dr. Breithaupt. Die Predigten, die ich von ihnen hörte, gingen mir gar ſehr ſüß ein, ſodaß ich den Unterſchied zwiſchen denſelben und denen, ſo ich bisher in Jena gehört, gar wohl merkte. Doch war ich nie gewillet, daß ich um deswillen Jena verlaſſen und mich nach Erfurt begeben wollte; ſondern war zufrieden, daß ich die Leute, deren künftig in der Kirchenhiſtorie, und zwar nicht im Beſten, gedacht werden würde, nun ſelbſt geſprochen hätte und mein Judicium von ihnen geben könnte."

Der Eindruck, den Freylinghauſen auf Breithaupt machte, muß ſehr günſtig geweſen ſein. Als er einige Wochen ſpäter eine abermalige Reiſe nach Erfurt unternahm, um dort die Pfingſtferien zuzubringen, bot ihm Breithaupt Koſt und Wohnung in ſeinem Hauſe an. In einen Zuſtand von Unentſchloſſenheit verſetzte ihn der Antrag, in Erfurt zu bleiben und dort eine vortheilhafte Hofmeiſterſtelle zu übernehmen. „Ich wollte," äußerte Freylinghauſen in ſpätern Jahren, „mich nicht gern aus der bisherigen Freiheit herausbegeben, noch eine berühmte Univerſität, als Jena war, verlaſſen." Er machte daher die Annahme jener Stelle von der Einwilligung ſeiner Ältern abhängig. In der Antwort auf ſeinen nach Gandersheim geſendeten Brief ward er jedoch ernſtlich gewarnt vor dem Umgange mit den „irrigen und verführeriſchen Männern in Erfurt." Seine Ältern legten ihm die Bitte an's Herz, nicht durch Ungehorſam eine künftige Beförderung in ſeinem Vaterlande und zugleich ſein Lebensglück für immer zu verſcherzen. In ſeiner Verlegenheit ſandte er den Brief ſeiner Ältern an Breithaupt, mit der Bitte, ihn durch ſeinen Rath zu unterſtützen. Bald nachher aber fühlte er, wie er ſich ſelbſt darüber äußert, „großen Trieb und Freudigkeit, bei ſeinem einmal gefaßten Entſchluß zu bleiben und ihn ſogleich auszuführen." In Erfurt, wohin er, aller Gegenvorſtellungen ſeiner Freunde ungeachtet, ſich begeben hatte, widerrieth ihm zwar Breithaupt die Annahme der vorgeſchlagenen Hofmeiſterſtelle; Freylinghauſen trat ſie jedoch deſſenungeachtet an, und es gelang ihm, wenn auch nicht ohne Mühe, ſeine Ältern über dieſen Schritt zu beruhigen. In ſeinem neuen Verhältniß fühlte er ſich ſehr glücklich, beſonders in dem Umgange mit ſeinen beiden Lehrern. Er benutzte fleißig ihre Vorleſungen, Predigten und Erbauungsſchriften. Die neue Lehre, die ſie zu verbreiten ſtrebten, hatte indeſſen zahlreiche Gegner gefunden. Unter den ſogenannten Prophetenkindern und Pietiſtenſchülern, von denen eine in Erfurt an den Galgen geheftete Schmähſchrift ein langes Verzeichniß enthielt, war auch Freylinghauſen genannt. Sein deshalb beſorgter Vater ſchickte ſeinen älteſten Sohn nach Erfurt, um den verirrten Bruder von dort abzuholen. Jener faßte aber, nach einer nähern Bekanntſchaft mit Franke und Breithaupt, eine ſo günſtige Meinung von jenen übelberüchtigten Männern, daß er ſie bei der Heimkehr nach Gandersheim kräftig in Schutz nahm und die beſorgten Ältern völlig beruhigte. „Sie legten," ſchreibt Freylinghauſen ſelbſt, „ihre bisherigen Vorurtheile ziemlich ab und reinigten ihr Haus von verſchiedenen unchriſtlichen Gewohnheiten, daß daſſelbe auch als pietiſtiſch überall berufen wurde. So gering und ſchwach mein damaliger Anfang des Guten war, ſo ſegnete ihn doch Gott zur Erweckung und Aufmunterung einiger Andern in meiner Vaterſtadt."

Die veränderte Anſicht ſeiner Ältern begünſtigte auch den von Freylinghauſen entworfenen Plan, ſeine Studien auf der neugeſtifteten Univerſität Halle fortzuſetzen. Seinen geliebten Lehrern Breithaupt und Franke, die dorthin berufen worden waren, folgte er um Oſtern 1692 nach Halle, wo er faſt alle theologiſchen Collegien hörte, die damals geleſen wurden, und ſich in praktiſchen Vorträgen übte. In ſeinem Privatfleiß war er unermüdet. Vorzüglich beſchäftigten ihn *Chemnitii* Loci theologici, die er in Tabellen brachte und die wichtigſten Bemerkungen excerpirte. In Gandersheim, wohin er zu Ende des Jahres 1693 zurückgekehrt war, blieb ſein Fleiß ſich gleich.

Digitized by Google

Er las Luther's Schriften und andere theologiſche Werke. Über den Religionsunterricht, den er in einigen angeſehenen Familien ertheilte, äußerte er in ſpätern Jahren: „Er meine davon wol ſoviel Nutzen verſpürt zu haben, als von irgend einem akademiſchen Collegio." In dieſen Verhältniſſen überraſchte ihn im December 1694 Franke's Antrag, nach Halle zu kommen, um ihn als Gehilfe im Predigtamte zu unterſtützen. Freylinghauſen ſtand in ſeinem 23. Jahre, als er jenem Rufe folgte. Noch eh' er ordinirt war, hielt er die gewöhnlichen Nachmittagspredigten in der glauchaiſchen Kirche. Eine raſtloſe Thätigkeit bewies er auch bei vielfach verzweigten Unternehmungen ſeines von ihm hochverehrten Lehrers Franke. Behilflich war er ihm vorzugsweiſe bei der Einrichtung der Armenſchulen, der Freitiſche für die Studirenden und des Pädagogiums. Eine freudige Überraſchung war es für ihn, in den erſten Zöglingen des zuletzt genannten Inſtituts Kinder aus ſeinem Geburtsorte Gandersheim zu erblicken, die dort ſeinen eigenen Unterricht genoſſen hatten. Als Prediger gewann er erſt nach und nach die Liebe ſeiner Gemeinde, die ſich ſelbſt ſeiner Ordination widerſetzte, und dieſelbe bis zu Anfange des Jahres 1696 verzögerte [2]).

Um dieſe Zeit begann ſeine volle Thätigkeit, die ſich die Förderung gemeinnütziger Zwecke zur Hauptaufgabe machte. Unausgeſetzt hielt Freylinghauſen die ſonntäglichen Nachmittagspredigten, die Wochenpredigt, die öffentlichen und Privatkatechiſationen, die Erbauungsſtunden in der Kirche, oft auch im Waiſenhauſe. Häufig übernahm er auch die Vormittagspredigten in der Univerſitätskirche. Den Wünſchen der theologiſchen Facultät entſprach er durch ein homiletiſches Collegium, das er für die ältern Studirenden unentgeltlich las. Bei der theoretiſchen Anweiſung, die er ihnen gab, ließ er es nicht bewenden. Sie mußten auch in ſeiner Gegenwart predigen, und er machte ſie auf die Fehler aufmerkſam, die ſie ſich dabei zu Schulden kommen ließen. Seinem hochverehrten Lehrer Franke, dem Stifter des Waiſenhauſes, war er behilflich bei ſeiner weitläufigen Correſpondenz. Er unterſtützte ihn bei dem Miſſionsgeſchäft und vielen andern Arbeiten. Aus dem Religionsunterrichte, den er während der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Halle in dem dortigen Pädagogium ertheilte, entſtand ſeine „Grundlegung der Theologie" [3]). Alle ſeine Beſtrebungen concentrirten ſich, wie er ſelbſt äußert, in dem Wunſche: „ſich ſelbſt und die ihn hörten, ſelig zu machen." Mit dieſem unabläſſigen Trachten, das Reich Gottes unter den Menſchen zu fördern, verband er eine ſeltene Uneigennützigkeit und Selbſtverleugnung in Bezug auf die Freuden der Welt und alle irdiſchen Genüſſe. Er fand darin eine Art von Beruhigung und volle Zufriedenheit mit ſeinen Lebensverhältniſſen. „Gott ließ meine Arbeit," ſchreibt er, „nicht ohne Segen ſein, und wiewol ich davon weder Salarium, noch Accidenzen zu genießen hatte, nämlich ganzer 20 Jahre lang (von 1695—1715), ſo war ich doch mit den damaligen Umſtänden ſehr wohl zufrieden, und kann Gott zum Preiſe ſagen, daß darin keine Begierde, ein Mehres zu haben, oder zu anſehnlichern und einträglichern Dienſten zu gelangen, mich angefochten habe, ſondern daß ich darin wol gern bis an mein Ende geblieben wäre."

An Gelegenheit, ſeine äußern Umſtände, die nicht die glänzendſten waren, zu verbeſſern, fehlte es ihm nicht. Er lehnte jedoch 1711 den Ruf zum erſten Prediger zu Eſens in Oſtfriesland und auch ſpäterhin mehre nicht unvortheilhafte Anträge entſchieden von ſich ab. Was ihn dazu bewog, war der Wunſch, die vielfachen Geſchäfte, denen ſich Franke unterziehen mußte, ihm zu erleichtern. Dieſe Arbeit dünkte ihm eine ſegensreiche, und es ward ihm leicht, auf jeden Gewinn dabei zu verzichten. „An einem gewiſſen Salario," ſchreibt er, „hätte es der liebe Profeſſor Franke wol nicht fehlen laſſen; aber er hatte ſelbſt von den Paſtoraleinkünften nicht ſoviel, als die nöthigen Koſten der Haushaltung erfoderten. Das Beichtgeld hätte zwar den übrigen ſchlechten Gehalt in etwas erſetzen können: deſſen wir uns aber bald begaben; und von der Profeſſion hatte er mehre Jahre weder Heller, noch Pfennig einzunehmen. In der erſten Zeit meines Amtes empfing ich auch die Kleider von meinen Ältern. So habe ich auch bei Niemand Schulden machen dürfen, ſondern immer ſoviel übrig gehabt, daß ich andern Nothleidenden etwas zuwerfen können. Eine große Verſüßung und Erleichterung des Amtes aber war mir, daß ich ſolche Collegen und Gehilfen hatte, mit denen ich und ſie mit mir ein Herz und eine Seele waren." Zu dieſen Gehilfen gehörte vorzüglich auch ſein früher erwähnter jenaiſcher Univerſitätsfreund Wigleb, der 1701 durch Franke als Diakonus an der glauchaiſchen Kirche nach Halle berufen worden war und zugleich das Rectorat an der dortigen Schule verwaltete. Gewöhnlich pflegte eine Morgenſtunde die genannten Freunde zu vereinigen, die dann nach gemeinſchaftlichem Gebet über die Tagesgeſchäfte ſprachen und ſie unter ſich vertheilten.

Eine Verbeſſerung ſeiner äußern Lage, deren Druck er nicht zu fühlen ſchien, trat für Freylinghauſen erſt mit dem Jahre 1715 ein. Um dieſe Zeit hatte Franke das Paſtorat an der Ulrichskirche erhalten, und Freylinghauſen ward ihm adjungirt. Er ſtand in ſeinem 45. Jahre, als er ſich mit Franke's einziger Tochter verheirathete, die er aus der Taufe gehoben. Aus dieſer Ehe hatte er einen Sohn, Gottlieb Anaſtaſius, der ſpäterhin Profeſſor der Theologie in Halle ward, und zwei Töchter. Es geſchah auf ſeines Schwiegervaters Verwendung, als er nach Herenſchmidt's Tode (1723) durch ein königliches Patent zum Subdirector des Pädagogiums und des Waiſenhauſes ernannt ward. Er hätte auch Profeſſor der Theologie werden können. Aus anſpruchsloſer Beſcheidenheit, die ihn immer klein von ſich ſelbſt denken und die Kenntniſſe Anderer überſchätzen ließ, lehnte er jedoch die durch

2) Nach ſeiner früher erwähnten Selbſtbiographie ſchob Freylinghauſen jene Widerſetzlichkeit weniger auf die glauchaiſche Gemeinde, als auf die damaligen Gerichtsperſonen, von denen die meiſten, wie er ſich darüber äußert, „lieber gar keinen, als zwei Prediger, die ſich ihrer Seelen ernſtlich annähmen, gehabt hätten."
3) Oder: Fundamenta Theologiae christianae. (Halae 1732.) Späterhin ſchrieb Freylinghauſen noch: Definitiones zur Grundlegung der Theologie (ebendaſ. 1733.) und Fundamenta theologiae historicae. (Ibid. 1734.)

Digitized by Google

Herenſchmidt's Tod erledigte theologiſche Lehrſtelle ab. Nicht blos das Urtheil ſeines Schwiegervaters, auch ſeine Schriften ſchienen dafür zu ſprechen, daß er hinſichtlich ſeiner Kenntniſſe den meiſten damaligen Theologen in Halle ſich ohne Anmaßung hätte an die Seite ſtellen können. Beſondern Fleiß hatte er ſeit früher Jugend auf das Studium der Exegeſe und Dogmatik gewandt und die damals vorhandenen Hilfsmittel fleißig benutzt. Ein ſo brauchbares theologiſches Compendium, wie ſeine bereits früher erwähnte „Grundlegung der Theologie,“ war, wenigſtens in teutſcher Sprache, bis dahin noch nicht vorhanden. Für die obern Claſſen des Pädagogiums und der lateiniſchen Schule des Waiſenhauſes hatte Freylinghauſen dies nützliche Werk geſchrieben, das ſich durch Faßlichkeit und durch den bibliſch-praktiſchen Vortrag der darin enthaltenen Religionswahrheiten empfahl. Im Allgemeinen hatte er bei der Abfaſſung dieſes Compendiums Spener's Glaubenslehre zum Grunde gelegt, und die meiſten Glaubensartikel in derſelben Ordnung vorgetragen, doch mit Hinzufügung mancher gehaltvollen Stellen aus Luther's Schriften. Durch Buddeus, dem er den handſchriftlichen Entwurf ſeines Lehrbuchs mitgetheilt hatte, ward er zur Herausgabe deſſelben ermuntert. Selbſt Baumgarten legte dies Werk in ſeinen dogmatiſchen Vorleſungen zum Grunde[4]). Einen Auszug aus jenem Lehrbuche, zunächſt für die mittlern Claſſen des Pädagogiums und für die obern Claſſen der Bürgerſchulen des Waiſenhauſes beſtimmt, lieferte Freylinghauſen in ſeinem „Compendium der chriſtlichen Lehre“[5]). Zum Gebrauche in den untern Schulclaſſen ſchrieb er ſeine „Ordnung des Heils in Fragen und Antworten,“ die dem erwähnten Compendium als Anhang beigefügt, doch auch einzeln erſchienen iſt. Wie ſehr die von Freylinghauſen verfaßten Lehrbücher ehemals verbreitet und geſchätzt waren, beweiſen die zahlreichen, mitunter ziemlich ſtarken Auflagen, die ſie erlebten. In gleichem Grade ward er durch ſeine Vorleſungen den Studirenden nützlich, bei denen er in großer Achtung ſtand.

Die Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit, mit welcher Freylinghauſen ein ihm angetragenes theologiſches Lehramt von ſich gewieſen hatte, war ein Grundzug ſeines Charakters, der ſich in ſeinen Handlungen und Worten offenbarte. Er arbeitete gern geräuſchlos und ohne irgend Aufſehen zu erregen. Gegen fremdes Lob war er nicht blos gleichgültig, es war ihm ſogar zuwider. Minder heiter, als Franke, und mehr in ſich gekehrt, war er doch nicht verſchloſſen, finſter und zurückhaltend. Wohlwollen und Freundlichkeit, beſonders in jungen Jahren, beſeelte ſeinen Umgang. Durch lehrreiche Geſpräche wußte er Perſonen von dem verſchiedenſten Alter und Stande für ſich zu gewinnen. In geſelligen Cirkeln ließ er ſelten die Gelegenheit unbenutzt, das Geſpräch auf religiöſe Gegenſtände zu lenken, um dadurch zur Beſſerung der Menſchen und ihrer Befeſtigung im Guten beizutragen. Nicht blos Mitglieder ſeiner Gemeinde, auch fremde Perſonen ſuchten in zweifelhaften Fällen bei ihm Rath. Er beſaß eine ſcharfe Beurtheilungskraft, und auf ſeine Treue und Verſchwiegenheit konnte ſich Jeder verlaſſen. Sein gefühlvolles Herz blieb nicht gleichgültig bei der Noth irgend eines Hilfsbedürftigen, und er brachte oft Opfer, die ſeine Kräfte überſtiegen. Von leidenſchaftlicher Aufwallung war er völlig frei. Ruhig und bedachtſam in allen ſeinen Handlungen, ließ er ſelten eine begonnene Arbeit unvollendet. Die Hinderniſſe, auf die er dabei ſtieß, ſchreckten ihn nicht. In dem, was er nach reifer Überlegung für gut und heilſam erkannt hatte, machte ihn ein Urtheil Anderer nicht leicht irre. Unerſchütterlichen Gleichmuth und ausharrende Geduld bewies er unter mannichfachen körperlichen Leiden. Die heftigſten Schmerzen bekämpfte er oft durch angeſtrengte Thätigkeit. Erzählt wird, daß er unter furchtbarem Zahnweh die trefflichſten ſeiner geiſtlichen Lieder gedichtet[6]). In ſeinem vorſichtigen, ſanften und gelaſſenen Benehmen lag auch der Hauptgrund, weshalb es ihm mehrmals gelang, Verirrte, an denen die Bemühungen ſeiner Freunde geſcheitert waren, vom Verderben zu retten. Ihr Zutrauen zu gewinnen, hielt er dabei für das wirkſamſte Mittel. Er geſtand aber zugleich, daß er erſt, durch die Erfahrung belehrt, dieſen einzigen richtigen, aber gewöhnlich verfehlten, Weg betreten habe. So hatte er einſt einem wegen ſeines unſittlichen Lebenswandels übelberüchtigten Bürger, der ſich bei ihm zum Genuß des Abendmahls gemeldet hatte, eine ſcharfe Strafpredigt gehalten, war aber deshalb von einem ſeiner Freunde, einem bejahrten Schulmanne, hart getadelt und beſonders darauf aufmerkſam gemacht worden, daß er jenen Mann vielmehr hätte bemitleiden ſollen, um ſein Zutrauen zu gewinnen. „Das befremdete mich Anfangs,“ ſchreibt Freylinghauſen, „denn ich glaubte es ſehr gut gemacht zu haben; aber ich merkte mir's. Der Freund urtheilte ganz recht; ich habe es in der Erfahrung immer ſo befunden.“

Zur Belehrung und Widerlegung der Irrenden benutzte Freylinghauſen vor allem die Bibel. Auf die heilige Schrift gründete er ſeine ganze Theologie, und forſchte beſonders unabläſſig in den apoſtoliſchen Schriften. Die darin enthaltenen Ausſprüche wußte er ſo geſchickt und glücklich anzuwenden, daß er den Einzelnen in zweifelhaften Fällen oder über ſchwierige Fragen völlig beruhigte. Daher galt ihm auch als Maßſtab für den Werth theologiſcher Werke und Vorträge hauptſächlich ihre Übereinſtimmung mit dem Sinne und Geiſte der bibliſchen Schriftſteller. „Was nicht bibliſch iſt,“ pflegte er zu ſagen, „und jede Methode, die nicht nach apoſtoliſcher Krafteinfalt ſchmeckt, iſt mir von Herzen zuwider.“ Daher eiferte er gegen den Einfluß der Sektenphiloſophie, beſonders der Wolfiſchen, auf die öffentlichen Religionsvorträge. Er wünſchte, daß es „dieſer verderblichen Miſchung ſo gehen möchte, wie Pſ. 129, 6—8 geſchrieben ſtehe.“ Un-

4) Späterhin ſchrieb Baumgarten darüber ſeine Theses theologicae. (Halae 1746.) 5) Es erſchienen von dieſem Werke mehre Auflagen, die letzte Halle 1734.

6) Unter andern die Lieder: „Mein Herz, gib dich zufrieden,“ und: „Geduld iſt noth, wenn's übel gehet.“ Von ſeinen Liedern wurden mehre in die bekannteſten Geſangbücher aufgenommen. Vgl. Wezel's Hymnopögraphie. 4. Th. S. 145 fg. Heerwagen's Literaturgeſchichte der evangeliſchen Kirchenlieder. 1. Th. S. 173 fg.

Digitized by Google

erſchütterlich feſt ſtand in ihm der Glaube an Jeſus Chriſtus als Heiland und Verſöhner der Welt. Daß dieſer Glaube ſich durch die Liebe thätig beweiſen müſſe, galt ihm als der weſentlichſte Theil ſeiner religiöſen Überzeugung, oder nach ſeinen eigenen Worten: „als Grund und Wurzel aller Tugenden.“ Immer berückſichtigte er in ſeinen Religionsvorträgen beſonders das Praktiſche. Sie waren ſorgfältig durchdacht, klar und fließend, und dabei frei von allem rhetoriſchen Schmuck. Die Art und Weiſe ſeines Vortrags lernt man aus ſeinen aſketiſchen Schriften kennen, vor allen aus ſeiner „Einleitung zum heilſamen Gebrauch des Leidens Chriſti in 26 Betrachtungen über das hoheprieſterliche Gebet Jeſu“ [7]). Ohne ſeine Predigten [8]) memorirt zu haben, trug er ſie, nachdem er ſein Thema ſorgfältig durchdacht hatte, mit ſeltener Präciſion vor. Er band ſich nicht immer ſtreng an den vorgeſchriebenen Text. Oft waren ſeine Kanzelvorträge Homilien, in denen er längere Abſchnitte der Bibel praktiſch durchging. Daß er, beſonders in den Wochenpredigten und Erbauungsſtunden, ſelbſt ganze Bücher der heiligen Schrift erläuterte, zeigt ſeine im Druck erſchienene Erklärung des erſten Johanneiſchen Briefes. Auch Schriften von Luther, Arnd und Spener, die er dem Volke als nützliche, das Nachdenken fördernde Bücher empfahl, bildeten bisweilen die Grundlage zu ſeinen Predigten. Zu Breithaupt's feierlichem Ernſte konnte er ſich ebenſo wenig erheben, als zu der Fülle des Ausdrucks und der lebhaften Darſtellungsgabe in Franke's Kanzelvorträgen. Was ihm in dieſer Hinſicht abging, erſetzte er durch Gründlichkeit, durch das ſichtbare Intereſſe, womit er ſprach, und durch die unwiderſtehliche Sanftmuth und Milde, die ihm alle Herzen gewann. Nicht unpaſſend pflegte Franke ſeines Schwiegerſohns Predigten mit anhaltenden, ſanften und tief eindringenden Regen zu vergleichen, während er von ſeinen eigenen Kanzelvorträgen behauptete, ſie wäſſerten zwar, wie ein ſtarker Regenguß das Land, flöſſen aber auch um ſo ſchneller wieder ab. Eine wahrhaft rührende Innigkeit verrieth Freylinghauſen in ſeinen Gebeten, und an den Katechiſationen, die er mit den um ihn verſammelten Kindern in der glauchaiſchen Kirche hielt, nahmen nicht ſelten auch Erwachſene Theil, und ſchämten ſich nicht, ſeine Fragen zu beantworten.

Kein geringes Verdienſt erwarb ſich Freylinghauſen durch die Einführung vieler neuen und verbeſſerten geiſtlichen Lieder. Die von ihm veranſtalteten Sammlungen zeichneten ſich vor den bisher erſchienenen Geſangbüchern vortheilhaft aus. In der Auswahl hätte Freylinghauſen vielleicht ſtrenger ſein können. Zur Entſchuldigung gereicht ihm der damals ziemlich allgemeine Mangel an guten Geſängen. Zur Aufnahme einiger Lieder, die er ſelbſt kaum billigen konnte, da er ein vorzüglicher geiſtlicher Dichter war, beſtimmte ihn wahrſcheinlich das Anſehen, in welchem jene Lieder bei einem großen Theile des Publicums ſtanden. Der erſte Theil der von Freylinghauſen veranſtalteten Sammlung erſchien 1704 im Verlage des halle'ſchen Waiſenhauſes unter dem Titel: „Geiſtreiches Geſangbuch, den Kern alter und neuer Lieder, wie auch die Noten unbekannter Melodien in ſich enthaltend“ [9]). Von dieſer Sammlung, die über anderthalb tauſend Lieder enthält, veranſtaltete Freylinghauſen einen Auszug von 1056 Liedern, die von ihm zunächſt für den Gebrauch bei kirchlichen Verſammlungen beſtimmt, ſpäterhin auch im Waiſenhauſe, in der glauchaiſchen Kirche und in vielen auswärtigen Gemeinden eingeführt wurden. Freylinghauſen ſelbſt hat einige vierzig geiſtliche Lieder gedichtet.

In Dingen, die nicht zum Weſentlichen der Religion gehörten, war nicht leicht Jemand vorurtheilsfreier, als Freylinghauſen. Große Senſation erregte unter der Geiſtlichkeit ein königliches Reſcript vom J. 1736, nach welchem mehre kirchliche Ceremonien, die Lichter beim Abendmahl, die Chorröcke u. ſ. w., abgeſchafft werden ſollten. Als die Sache bei dem halle'ſchen Miniſterium zur Sprache kam, äußerte Freylinghauſen zwar manche Bedenklichkeit über dieſe Neuerung, fügte aber hinzu: „ſelbſt dem Befehle ſeines Landesherrn, einen rothen Rock zu tragen, würde er ohne Weiteres gehorchen, wenn derſelbe ihm nur nicht dabei verböte, die reine Lehre des Evangeliums zu predigen.“ Für die Aufnahme und Verbeſſerung der Einrichtungen des Waiſenhauſes blieb er unermüdet thätig, wie ſeine in dem dortigen Archiv noch aufbewahrten Tagebücher und andern Schriften beweiſen. Nach Franke's Tode (1727) hatte er gemeinſchaftlich mit deſſen Sohne, Gottlieb Anaſtaſius, die Direction des Waiſenhauſes und Pädagogiums erhalten. Schon früher (1720) waren beide von der Geſellſchaft der Fortpflanzung der Erkenntniß Chriſti in London zu Mitgliedern ernannt worden. Noch wird in dem Archive des halle'ſchen Waiſenhauſes ein Theil des Briefwechſels aufbewahrt, den Freylinghauſen ſeit 1727 mit Friedrich Wilhelm I. über Angelegenheiten des Kirchen- und Schulweſens geführt hatte. Der König hatte ihn während ſeines damaligen Aufenthaltes in Wuſterhauſen mehrmals zu ſeiner Tafel gezogen und ihm bei ſeiner Abreiſe ein anſehnliches Geſchenk für das Waiſenhaus einhändigen laſſen. Ungeachtet aber die ebengenannte Anſtalt durch den Verkauf von Arzneien und andern neueröffneten Quellen immer mehr in Aufnahme kam, entſprach ſie doch nicht ganz den von Freylinghauſen früher gehegten Erwartungen. Er pflegte ſich gegen ſeine Freunde oft darüber mit den Worten zu äußern: „Das Beſte im Lande iſt gegeſſen!“

Durch raſtloſe Anſtrengung und überhäufte Geſchäfte war ſeine Geſundheit längſt ſehr geſchwächt worden. Zu dem Schmerz über den Verluſt ſeines Schwiegervaters traten noch neue Amtsarbeiten und Sorgen zu einer Zeit, wo ihm im höheren Alter die Abnahme ſeiner Kräfte be-

---

7) Halle 1725. 8) Predigten über die Sonn- und Feſttagsepiſteln. (Halle 1728. 4. Neue Ausgabe ebendaſ. 1735. 4.) Betrachtungen von der Gnade des neuen Teſtaments, in drei Pfingſtpredigten. (Ebendaſ. 1728.) Bußpredigten. (Ebendaſ. 1734.) Katechismuspredigten (Ebendaſ. 1734.); außerdem mehre einzeln gedruckte Caſualpredigten. Vergl. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutſchlands. 2. Th. S. 444 fg.

9) Im J. 1734 ward dies Werk bereits zum 17. Male aufgelegt. Die erſte Ausgabe des zweiten Theiles erſchien 1714. Beide Theile wurden von G. A. Franke zuſammen in Einem Bande herausgegeben. (Halle 1741.)

Digitized by Google

[illegible] 1739 [illegible]

[illegible] Döring.

Freylinghausen [illegible]

Freylinghausen [illegible]

FREYREISS (Georg Wilhelm), [illegible] zu Frankfurt a. M. [illegible] Ein paar Jahre ſpäter wurde er in das [illegible] vergeblich, denn Meyer [illegible] Im J. 1804 [illegible] Geſellſchaft naturforſchender Freunde an, welche [illegible] eine kleine Bibliothek naturwiſſenſchaftlicher Werke und eine Sammlung von Naturalien angelegt hatten. Im J. 1807 kam er nach Offenbach, um die ſchöne Sammlung ausgeſtopfter Vögel des ausgezeichneten Naturforſchers Meyer anzuſehen; dieſer wohlwollende Gelehrte war erſtaunt, in dem jungen Manne, deſſen äußeres Anſehen gerade nicht viel verſprach, nicht gewöhnliche Kenntniſſe zu entdecken, und erkundigte ſich näher nach ſeinen Verhältniſſen. „Ich heiße Freyreiß," erwiederte dieſer, „bin der Sohn eines Schuhmachers und Lehrling einer Handlung in Frankfurt. Dieſes Fach ſpricht mich aber nicht an, und gern widmete ich mich ganz der Naturgeſchichte, wenn ich nur die Mittel dazu hätte. Abends und Sonntags ſtopfe ich Vögel aus, ſuche dieſe zu verkaufen und ſchaffe mir dafür Bücher an." Meyer verſprach dem freudig überraſchten Freyreiß, ihn in ſeinem Streben nach Kräften zu unterſtützen, und fand auch bald darauf Gelegenheit, ſein Verſprechen zu verwirklichen, als der bekannte von Langsdorf ihn erſuchte, ihm für eine naturwiſſenſchaftliche Reiſe nach der aſiatiſchen oder ſogenannten großen Tatarei und Perſien einen Diener zu verſchaffen, der einige Kenntniſſe beſäße und mit dem Einſammeln und Zubereiten von Thieren umgehen könne. Freyreiß ergriff, da man ihm eine gute Behandlung gewährleiſtete, begierig die ihm dargebotene Gelegenheit, ſich weiter auszubilden, gab ſeine Stelle auf und zog auf einige Zeit nach Offenbach, um daſelbſt bei dem in ſeinem Fache bekannten [illegible] im Abziehen und Ausſtopfen der Thiere und bei Meyer Unterricht in der Ornithologie zu nehmen; dann hielt er ſich noch einige Monate zu Göttingen auf, wo er von Blumenbach nützliche Andeutungen und trefflichen Rath, von Oſiander Anleitung zu Queckſilbereinſpritzungen und andern Präparationen erhielt. Im Jahre 1809 reiſte er mit Langsdorf nach Petersburg; da aber die beabſichtigte Reiſe wegen der zwiſchen Rußland und Perſien ausgebrochenen Feindſeligkeiten unterblieb, ſo zog er, um ſeinem Gönner nicht länger läſtig zu fallen, einige Zeit zu dem als Naturforſcher bei der Kruſenſtern'ſchen Weltumſegelung rühmlichſt bekannten Tileſius, und beſchäftigte ſich immer noch mit der Ornithologie, welches Studium ihm aber durch den Mangel an guten Sammlungen ſehr erſchwert wurde. Er machte häufige Ausflüge zum Beobachten und Erjagen von Vögeln, und erwarb ſich durch den Verkauf der von ihm ausgeſtopften Exemplare nicht nur ſeinen Unterhalt, ſondern legte ſich auch das nöthige Geld zurück, um ſeinen im J. 1811 gefaßten Entſchluß, auf einer ruſſiſchen Univerſität Medicin und Naturwiſſenſchaften gründlich zu ſtudiren, auszuführen. Vorher beſuchte er aber ſeinen Bruder, der das Geſchäft des Vaters erlernt hatte und in Jena arbeitete, zu [illegible] um ihn im Ausſtopfen zu unterrichten und den vorhandenen Handel [illegible]. Später wurde dieſer in ein kaiſerliches Inſtitut aufgenommen und erhielt, nachdem er den erforderlichen Unterricht genoſſen hatte, die Stelle eines Forſtmeiſters zu Ekatarinoslaw am Dniepr. Leider gab Freyreiß ſeinen wohlüberlegten Plan, eine Univerſität zu beziehen, wieder auf, und nahm, weniger der Klugheit, als ſeinem Hange zu naturgeſchichtlichen Forſchungen folgend, die Einladung des im J. 1812 zum ruſſiſchen Generalconſul in Braſilien ernannten Langsdorf, ihn zu begleiten und bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu unterſtützen, an. Man ſchiffte ſich noch im Herbſte 1812 ein, mußte aber des ſtürmiſchen Wetters wegen in den ſchwediſchen Hafen Karlshamn einlaufen und daſelbſt überwintern. Freyreiß benutzte dieſen gezwungenen Aufenthalt, um Stockholm und Upſala zu beſuchen und im Umgange mit den dortigen ausgezeichneten Naturforſchern ſeine Kenntniſſe zu erweitern, welcher Bekannſchaft er ſeine ſpätere Aufnahme zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften in Stockholm verdankte. Im Mai 1813 ging man wieder in See und landete nach einer glücklichen Fahrt am 29. Auguſt in Rio de Janeiro. Schon bald nach ſeiner Ankunft aber trennte er ſich in Folge eingetretener

[illegible] wie hier und da angegeben wird; ſ. [illegible] 2. Th. S. 730. 11) Vergl. [illegible] Ehrengedächtniß. (Halle 1740. Fol.) [illegible] Hiſtorie der Gelahrtheit. S. 621 fg. [illegible] Nachrichten von dem Charakter und [illegible] Prediger. (Halle 1776.) 5. Th. S. [illegible] Stiftungen. 2. Th. S. 305 fg. G. Ch. [illegible] einiger gelehrten und frommen Männer [illegible] Die gelehrten Theologen Teutſchlands [illegible] Analecta hymnica. Tom. II. [illegible] 4. Th. S. 145 fg. [illegible] S. 14. Heerwagen's [illegible] der evangeliſchen Kirchenlieder. 1. Th. S. 173 fg. [illegible] geiſtlicher Liederdichter.

Digitized by Google

Misverſtändniſſe von Langsdorf, der den von ihm, wie es ſcheint, nicht ſehr würdig behandelten Mann ſogar mehre Jahre hindurch in teutſchen Zeitſchriften mit falſchen Beſchuldigungen und niedrigen Schmähungen verfolgte, wogegen ſich dieſer jedoch ruhig und befriedigend vertheidigte. Aus großer Verlegenheit zog ihn damals der ſchwediſche Generalconſul Ritter von Weſtin in Rio de Janeiro, der ihm ein Jahrgeld von 1000 Cruſaden (gegen 1500 Gulden) auswarf, um dafür Naturalien und naturgeſchichtliche Beobachtungen an die Akademie in Stockholm einzuſenden. Nachdem er ſich während eines neunmonatlichen Aufenthaltes in Rio de Janeiro mit den Zuſtänden des Landes vertraut gemacht hatte, trat er im Juli 1814 mit dem Baron von Eſchwege, damals Oberſtlieutenant und Verwalter des Bergweſens in portugieſiſchen Dienſten, ſeine erſte Reiſe nach dem Innern von Braſilien, und zwar in die Provinz Minas-Geraes, an, und durchwanderte eine Strecke von 150 teutſchen Meilen, emſig beſchäftigt mit dem Einſammeln von Vögeln, Inſekten und Pflanzen. Im Januar 1815 kam er nach der Hauptſtadt zurück und ſendete einen Theil ſeiner naturhiſtoriſchen Ausbeute und einen Bericht über ſeine Reiſe an die Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm, welche Auszüge aus dem letzteren in ihre Verhandlungen aufnahm; leider iſt aber der ganze, vielfach wichtige Reiſebericht noch nicht gedruckt. Alsbald nach ſeiner Zurückkunft nach Rio de Janeiro wurde Freyreiß durch die Fürſprache ſeines Gönners, des Staatsminiſters d'Aranjo, Conde de Barca, zum Naturforſcher des Königs mit einem lebenslänglichen Gehalte von 1000 Cruſaden und dem Range und der Anwartſchaft einer Profeſſur der Zoologie ernannt. In dieſer Eigenſchaft unternahm er am 4. Auguſt 1815 mit dem Fürſten Maximilian von Wied-Neuwied eine zweite Reiſe an der Oſtküſte Braſiliens bis zur Villa St. Joa di Mucuri (18° ſüdlicher Breite), wo er ſich am 3. Februar 1816 von ſeinem fürſtlichen Gefährten trennte, um eine andere Richtung einzuſchlagen. Anfangs Mai trafen ſie bei der erwähnten Villa wieder zuſammen und durchſtreiften gemeinſchaftlich die Gegend bis Villa Vicoza, bis ſie am 15. Juni abermals Abſchied von einander nahmen, da der Fürſt nordwärts ging, Freyreiß aber am Mucuri zurückblieb, um Ausflüge nach verſchiedenen Seiten hin zu machen. Auf einem ſolchen traf er zu Bahia zum dritten Male Maximilian von Wied-Neuwied, welcher ſich hier nach Europa einſchiffte. Dieſer erwähnt in ſeiner Reiſebeſchreibung öfter des ihn begleitenden Freyreiß mit den ehrendſten Ausdrücken, und nannte eine von demſelben entdeckte neue Fledermaus ihm zu Ehren Diclidurus Freyreisii; einen von ihm aus Braſilien geſchickten ausgezeichneten neuen Käfer nannte der bekannte Inſektenkenner von Heyden, um ſein Andenken in der Wiſſenſchaft zu verewigen, Lucujus Freyreisii. Freyreiß hielt ſich gewöhnlich um Bahia auf, von wo aus er ſtets nach allen Seiten Ausflüge machte, um ſeine Sammlung zu bereichern, von welcher er ſtets Exemplare nach Moskau, Stockholm, Leyden, Berlin und andern Städten ſchickte. Er hatte ſich dadurch ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, welches er aber, als er im J. 1818 von einem Beſuche bei den Botocuden zurückkehrte, auf einer Seefahrt von Ilheos nach Caravelhas durch Schiffbruch größtentheils, nebſt einer bedeutenden Sammlung, verlor. Im J. 1818 ward er Mitglied der neuentſtandenen Senkenberg'ſchen naturforſchenden Geſellſchaft in Frankfurt a. M. und machte ſich dem Muſeum derſelben durch mehre bedeutende Sendungen von Thieren aus allen Claſſen ſehr nützlich. Eine große Ausbeute verſprach er ſich von einer Reiſe, die er den Amazonenfluß hinauf in das Innere von Braſilien zu unternehmen beabſichtigte; die Vorbereitungen waren bereits getroffen, die verwickelten Angelegenheiten der teutſchen Colonie Leopoldina, die er im Einverſtändniſſe mit der Regierung zwiſchen dem 18. und 19. Breitengrade am Fluſſe Peruipe, nicht weit von Vicoza, mit Umſicht und Sach- und Ortskenntniß geſtiftet hatte, ſchoben aber ſtets die Ausführung ſeines Plans hinaus; als er endlich alle Hinderniſſe beſeitigt zu haben glaubte, ereilte ihn am 1. April 1825 ein frühzeitiger Tod auf der von ihm mit ſo unſäglicher Mühe gegründeten Pflanzung, wo er nach ſeinen unruhigen, ſorgenvollen Jugendjahren ein fröhliches Alter hinzubringen gedachte. Er hatte ſich mit einer in Braſilien geborenen Portugieſin verheirathet und hinterließ ein Kind. Um ſeinen auswanderungsluſtigen Landsleuten eine genaue Schilderung Braſiliens zu geben, verfaßte er ſeine „Beiträge zur näheren Kenntniß des Kaiſerthums Braſilien, nebſt einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina und der wichtigſten Erwerbzweige für europäiſche Anſiedler, ſowie auch einer Darſtellung der Urſachen, wodurch neue Anſiedelungen misglückten," von denen aber nur der erſte Band (Frankfurt 1824) erſchien. Er enthält allgemeine Bemerkungen über Braſiliens geographiſche Lage, Gebirge und Flüſſe, Beobachtungen über das Klima und das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, ſowie auch über die Landesbewohner, und liefert den Beweis ſcharfſinniger Beobachtungsgabe und klarer Urtheilskraft. (Vergl. Mappes, Gedächtnißrede auf Freyreiß, in der „Iris, Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen." [Frankfurt 1827. 4.] Nr. 46. „Neuer Nekrolog der Teutſchen." Vierter Jahrgang. 1826. [Ilmenau 1828.] 1. Bd. S. 1—14.) (*Ph. H. Külb.*)

FREYTAG, 1) Friedrich Gotthilf, achtzehnter Rector der Landesſchule Pforta, ein gelehrter und vielfach verdienter Schulmann. Er war zu Burkhardtsdorf im damaligen Kurfürſtenthume Sachſen am 18. Nov. 1687 geboren und hatte ſeine Bildung auf der Landesſchule Meißen empfangen, welche er 1706 verließ, um in Leipzig Theologie zu ſtudiren. Hier erlangte er 1708 die Magiſterwürde und machte ſich bald unter den jüngern Univerſitätsverwandten durch ſeine Fertigkeit im Disputiren ſehr bekannt. Nachdem er einige Jahre lang mit jungen Leuten als Hofmeiſter ſich auf den Univerſitäten zu Wittenberg und Frankfurt an der Oder aufgehalten hatte, kehrte er nach Leipzig zurück, ward hier Aſſeſſor in der philoſophiſchen Facultät, las fleißig Collegia und arbeitete an den Actis Eruditorum, ließ ſich aber auch

Digitized by Google

unter die Zahl der theologiſchen Candidaten aufnehmen. Es geſchah dies vermuthlich, weil die Ausſichten zu einer akademiſchen beſoldeten Lehrerſtelle in Leipzig im Anfange des 18. Jahrhunderts eben ſo ſchlecht waren als ſie es noch im Anfange des 19. geweſen ſind [1]). Doch ward er ſchon im Jahre 1722 von dieſer Noth befreit, indem er als Tertius nach Pforta berufen ward, wo er ſich jedenfalls in einer einträglichern Stellung befand und auch im folgenden Jahre (1723) ſeine eheliche Verbindung mit Johanna Sophia Winckler, der Tochter eines angeſehenen Kaufmanns in Leipzig, vollziehen konnte. Nach neunjähriger Verwaltung dieſes Amtes fiel nach dem Abſterben des Rectors Schreber im J. 1730 die Wahl der Behörden auf Freytag, und obwol dieſer ſich auf alle Weiſe wehrte, um nicht dem um die Anſtalt verdienten Conrector Schramm vorgeſetzt zu werden, ſo beharrte doch der Kirchenrath zu Dresden bei ſeiner Wahl und Freytag ward am 6. Nov. 1731 unter den damals herkömmlichen Feierlichkeiten in das Rectorat eingeführt.

Freytag, ein Mann von ſtattlichem Anſehen und tönender, wohlklingender Stimme, beſaß neben großer Gelehrſamkeit alle Eigenſchaften eines vortrefflichen Schulmanns. Zuvörderſt zierte ihn eine gründliche und vielſeitige Kenntniß der beiden alten Sprachen, ohne die ein Rector von Pforta auch gar nicht gedacht werden kann; er verſtand in einem für damalige Gymnaſiallehrer ungewöhnlichen Grade das Franzöſiſche und Engliſche, und zeichnete ſich durch eine große Sicherheit in allen Fächern der Literaturgeſchichte aus, die durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß beſtens unterſtützt wurde. Als Lehrer vermochte er durch gute Methode, leichten Überblick und glückliches Maß im Loben und Tadeln, im Anſpornen und Zurückhalten, auf ſeine Schüler einzuwirken und viele vortreffliche Leiſtungen hervorzurufen, ſodaß ſeine mehr als dreißigjährige Verwaltung des Rectorats zu den blühendſten Zeitabſchnitten jener berühmten Schule gerechnet werden muß. Ein Zeugniß dafür hat einer ſeiner größten Schüler, Joh. Aug. Erneſti, hinterlaſſen, der Freytags beſondere Geſchicklichkeit bei Leitung der lateiniſchen Schreibübungen gerühmt und durch ſein eignes Beiſpiel die Richtigkeit dieſer Grundſätze auf das Deutlichſte dargethan hat [2]). Nicht minder lobt er die Gefälligkeit ſeines Rectors in allen literariſchen Angelegenheiten und bekennt dankbar, von ihm mit Büchern fortwährend unterſtützt worden zu ſein; denn Freytag beſaß nicht allein ſelbſt eine erleſene Privatbibliothek, ſondern hatte auch für die Vermehrung der Schulbibliothek auf ſehr einſichtsvolle Weiſe Sorge getragen. Zwei andere dankbare Schüler waren G. Chr. Teubner und M. Stübel, von denen ihm der erſtere ſeine Ausgabe der Ovidiſchen Fasti, der andere die des Kallimachus gewidmet haben. Die letztere Angabe fanden wir bei dem gleich zu erwähnenden Hübſch: es iſt uns aber nicht gelungen, dies durch Einſicht in die genannte Ausgabe, über welche wir keine Notiz haben finden können, nachzuweiſen.

Im Umgange bezeigte ſich Freytag nach dem Zeugniſſe eines pfortaiſchen Zeitgenoſſen, des Mathematikus Hübſch [3]), „zwar gar retiré, doch raillirte er gern nach leipziger Weiſe," das heißt wol, er ging nicht offen mit der Sprache heraus, ließ aber doch in allerhand Scherzreden oder ſatyriſchen Bemerkungen, wie ſie die leipziger Feinheit geſtattete, ſeine eigentliche Anſicht hervortreten. Freilich leidet der geſellige Verkehr ſehr durch eine ſolche Zurückhaltung, namentlich in kleinern Kreiſen, wo das engere Zuſammenleben eine herzliche Offenheit der Einzelnen um ſo nothwendiger macht. Mit ſeinem Amtsgenoſſen, dem als Kanzelredner und Gelehrten berühmten Am-Ende, der von 1744—1748 in Pforta geiſtlicher Inſpector war [4]), lebte er in dem beſten Vernehmen und zeigte ſich auch ſonſt gutthätig und mitleidig gegen Arme.

Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit und Pflichttreue veranlaßte viele Auswärtige, ihn für ſich zu gewinnen. So ward er abwechſelnd nach Eisleben, Merſeburg, Leipzig, Naumburg und Weißenfels berufen, lehnte jedoch alle dieſe Stellen ab und blieb zufrieden in ſeiner Wirkſamkeit, bis er hochbejahrt am 9. Juli 1761 an Altersſchwäche ſtarb. Noch ein Jahr vor ſeinem Tode ſah er die ihm ſo werthe Anſtalt den augenſcheinlichſten Gefahren ausgeſetzt, da grade im Jahre 1760 die Drangſale des ſiebenjährigen Kriegs die Pforta und ihre Umgegend auf das Übelſte heimſuchten. Sein Tod veranlaßte allerhand Gedichte und Schriften von nah und fern. Charakteriſtiſch für den Geſchmack der Zeit iſt eine im Auftrage der kurfürſtlich ſächſiſchen Societät chriſtlicher Liebe und Wiſſenſchaft durch den Rector zu Schneeberg, Dan. Traug. Müller, verfaßte und in Friedrichsſtadt bei Dresden gedruckte Schrift unter dem Titel: „Der Todestag als derer Schullehrer beſter Freytag betrachtet, an dem Beiſpiel des weil. Hochedelgebornen u. ſ. w. Herrn M. Friedr. Gotth. Freytag — dargeſtellt."

Als Schriftſteller iſt Freytag wenig bekannt geworden. Es war das nicht die Art der damaligen ſächſiſchen Schulmänner — mit einigen großartigen Ausnahmen — noch weniger der Lehrer an den Land- oder Fürſtenſchulen. Erſt die ſpätern Verhältniſſe haben gezeigt, daß ſich die emſige, treue Sorge für den nächſten Beruf mit der Erheiterung und Erholung durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten wohl vereinigen ließ, was zu Freytag's Zeit die übertriebene

1) Zu dem alten Lipsia vult exspectari liefert Burdach's Selbſtbiographie (Leipzig 1848.) den neueſten Beweis. Man ſehe z. B. S. 148 oder 216. 2) Er ſagt in der Narratio *de Gesnero* (Opuscul. Orator. p. 466 der leydener Ausgabe): Freytagius primum orationem meam limae suae severitate expolivit, intra justos fines redigere et numerosam efficere docuit. Et habebat admirabile artificium effingendae orationis puerilis, non modo iis, quae scripta essent, castigandis pro cujusque ingenii et facultatis modo, sed etiam actum ipsum et quasi nisum scribendi et elaborandae orationis adjuvans praecipiendo, admonendo, cavendo. Man vergl. A. W. Erneſti's Elogium J. A. Ernestii hinter deſſen Opuscul. Orator. Volum. novum p. 260.

3) Deſſen handſchriftliche Collectanea ad historiam scholae Portensis in dem Rectoratsarchive zu Pforta aufbewahrt werden. 4) Man ſ. über ihn Schmieder's ſchätzbare Commentarii de vitis Pastorum et Inspectorum Portensium. (Naumburg 1838.) p. 49—51.

Digitized by Google

ängſtliche Bevormundung des Kirchenrathes in Dresden gänzlich in Abrede ſtellte. Schon ſeine nächſten Nachfolger und Amtsgenoſſen in Pforta, Barth und Weiske, haben das bewieſen, um hier die Verdienſte der Spätern nicht zu erwähnen. Wir kennen von Freitag nur einige kleine Abhandlungen und Aufſätze, antiquariſchen und theologiſchen Inhalts, von denen die eine: „de sudario S. Veronicae in templo Portensi depicto.“ (Numburg. 1726. 4.) jetzt ſehr ſelten iſt [5]), eine andere „de Diis deabusque κουροτρόφοις ex antiquitate Graeca“ war die Einladungsſchrift zu dem zweihundertjährigen Jubiläum der Schule am 1. Nov. 1743. Denn dieſer Tag ward damals noch fälſchlich als Stiftungstag der Schule angenommen und iſt erſt nach der ſorgfältigen Beweisführung des Dr. Kirchner, des ſechsten Nachfolgers Freytag's im Rectorate [6]), im J. 1843 dem 21. Mai gewichen. Endlich hat Freytag noch die „Hymni Portenses“ im J. 1747 zu Naumburg neu herausgegeben.

Sein lebensgroßes Bruſtbild befindet ſich in der Bibliothek zu Pforta.

2) Friedrich Gotthilf, ein durch ſeine bibliographiſchen Werke ausgezeichneter Gelehrter des vorigen Jahrhunderts. Geboren zu Pforta im J. 1723, als der Sohn des nachmaligen Rectors dieſer Schule (ſ. d. Art.), erhielt er ſeine vollſtändige Bildung daſelbſt und konnte ſich unter günſtigen Verhältniſſen und ohne alle Beſchränkung durch einen Lections- oder Studienplan, den man in jener berühmten Anſtalt in jener Zeit nicht kannte, ausſchließlich den wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, wie ſie ihn grade anzogen, hingeben. Dieſe beſtanden beſonders in claſſiſcher Literatur und Bücherkenntniß, wozu er in der pfortaiſchen Bibliothek einen guten Grund legen konnte. In Leipzig, wo er ſich dem Studium der Rechte widmete, blieb dieſe vorherrſchende Neigung, und da er hier noch mehre Bibliotheken beſuchen und ſich fleißig in den Wohnungen und Buchläden der Antiquare aufhalten konnte, außerdem auch den Auctionen beizuwohnen und Bücherkataloge nach Herzensluſt zu leſen oder auszuziehen nicht verhindert war, ſo erwarb er ſich bald ſchätzbare bibliographiſche Kenntniſſe. Nach Verlauf von drei Jahren beſtand er die gewöhnlichen juriſtiſchen Prüfungen und ward Doctor der Rechte, worauf er dann mit ungetheilterer Luſt den bibliographiſchen Arbeiten oblag und mit den ausgezeichneten Kennern dieſes Faches, Schelhorn, Walch u. A., in Verbindung trat, auch die Bekanntſchaft des Cardinals Querini, eines der gelehrteſten Geiſtlichen Italiens in einer an großen Gelehrten reichen Zeit, machte. Dies und der Briefwechſel mit demſelben verſchaffte ihm bei der Seltenheit eines ſolchen literariſchen Verkehrs zwiſchen Italien und Teutſchland in jener Zeit große Achtung bei ſeinen Landsleuten. Was Freytag's äußere Verhältniſſe anlangt, ſo ward er, trotz ſeiner Bücherliebe, dem praktiſchen Leben nicht untreu und war längere Zeit als Advocat thätig, bis er zum Bürgermeiſter in Naumburg an der Saale, alſo in der unmittelbaren Nähe ſeines Geburtsorts, erwählt wurde. Seine Lebensumſtände müſſen ſehr einfach geweſen ſein, indem ſelbſt ein ſehr gelehrter Kenner der naumburgiſchen Geſchichte darüber hat keine Nachrichten auffinden können. Um ſo beſſer ſind wir von ſeinen gelehrten Arbeiten unterrichtet, für welche ihm ſein Amt, das er in behaglicher Ruhe, ohne Hetzen und Drängen oberer Behörden, verwalten konnte, hinlängliche Muße geſtattete. Gelehrte Bürgermeiſter waren in den ſächſiſchen Städten damals nicht ſelten; eine tüchtige Schulbildung, das fortgeſetzte Studium der alten Claſſiker und das damit verbundene der eleganten Jurisprudenz gaben ihnen, als deren letzten Repräſentanten man aus unſerer Zeit noch den gelehrten Bürgermeiſter Haupt in Zittau nennen könnte, hinlängliche Mittel zur Betreibung gelehrter Arbeiten. Unter denen Freytag's ſtehen oben an die analecta literaria de libris rarioribus (Leipzig 1751) und der bald darauf folgende Apparatus literarius, ubi libri partim antiqui, partim rari recensentur (ebend. 1752—1756. 3 Bde.), eine zur Bücherkenntniß nützliche und jetzt noch geſchätzte Schrift, in welcher an 700 Bücher beſchrieben ſind [7]) und in deren zweitem Bande eine früher verfaßte kleine Schrift über die pfortaiſche Handſchrift des Auguſtinus de civitate Dei wieder abgedruckt iſt. Leider unterliegt, weil der Verfaſſer die alphabetiſche Ordnung nicht befolgt hat, der Gebrauch dieſes Buches trotz der beigefügten Regiſter einiger Unbequemlichkeit. Gleich nach ſeinem Tode erſchien noch: „Nachrichten von ſeltenen und merkwürdigen Büchern.“ (Gotha 1776), deren Fortſetzung Freytag beabſichtigt hatte [8]). Von einer Anzahl theils literarhiſtoriſcher, theils antiquariſcher Abhandlungen ſind die bedeutenderen: Specimen historiae literariae, quo memoria virorum feminarumque μητροδιδάκτων recolitur (Leipzig 1765), die decas oratorum et rhetorum Graecorum (Perikles, Andocides, Gorgias, Iſokrates, Lykurgus, Iphikrates, Demoſthenes, Phocion, Damochares), quibus statuae honoris causa positae fuerunt. (ebend. 1752), welche dem Cardinal Querini zugeeignet iſt, und die disputatio, quid sit musice vivere. (Jena 1750. 4.) Außerdem hat Freytag mehre ſchönwiſſenſchaftliche Schriften aus dem Franzöſiſchen überſetzt, unter ihnen Prevot d'Exile's bekannten Roman, unter dem Titel: „Geſchichte der Manon Lescaut und des Ritters des Grieux. (Leipzig 1756), und war thätiger Mitarbeiter an den älteren erfurtiſchen gelehrten Zeitungen, an dem „Schriftſteller nach der Mode,“ an dem „Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften,“ an dem „Naturforſcher,“ an dem „Hamburger Magazin,“ an den „Schriften der leipziger Geſellſchaft der freien Künſte“ und an den „Dresdniſchen gelehrten Anzeigen.“ [9]). So

5) Nach Puttrich's Katalog ſeiner Kunſtbibliothek und Kunſtſammlung. (Leipzig 1848.) 1. Abth. S. 33. 6) In der Vorrede zu der Einladungsſchrift zur Säcularfeier der Landesſchule Pforte am 21. Mai 1843.

7) Man ſ. Siegm. Jac. Baumgarten's Nachricht von merkwürdigen Büchern. 1. Bd. S. 456—458 und 2. Bd. S. 452 fg. 8) Disputatio gratulatoria de codice in membran. exarato bibliothecae Portensis publicae, qui Augustini libros de civitate Dei complectitur. (Lips. 1747. 4.) Vergl. *Grubitz*, Emendationes Orosianae p. 2 et 3. 9) Die Titel dieſer Überſetzungen, ſowie der übrigen Schriften Freytag's, ſtehen in Saxe's Onomasticon Literar. T. VII. p. 114 sq. und in Meuſel's Lexikon

Digitized by Google

ſehen wir ihn fleißig an den verſchiedenen literariſchen Beſtrebungen ſeiner Zeit betheiligt, außerdem wollte er auch in dem engern Kreiſe ſeiner Mitbürger zu Naumburg thätig ſein und begann im J. 1768 ein Intelligenzblatt unter dem Titel einer „Wochenſchrift ohne Namen.“ Aber er mußte ſchon nach einem Vierteljahre dies Unternehmen wieder aufgeben, indem die von ihm verfaßten Aufſätze zu gelehrt und zu trocken waren [10]), als daß ſie hätten ein wirkliches Bedürfniß im Volke ausfüllen können. Freytag ſtarb zu Naumburg am 14. Febr. 1776.

(*K. G. Jacob.*)

3) Johann Heinrich, geb. am 21. Juni 1751 zu Tennſtädt, verdankte der dortigen Schule den erſten Elementarunterricht. Neben den ältern Sprachen regte ſich in ihm ein lebhaftes Intereſſe für naturhiſtoriſche Forſchungen. Auf der Univerſität Leipzig widmete er ſich dem Studium der Arzneikunde. Er erwarb ſich den Grad eines Doctors der Medicin durch Vertheidigung ſeiner Disp. inaug. utriusque femoris fracti atque sanati historiam cum epicrisi. (Lips. 1780. 4.) Nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn wandte er ſich nach Chemnitz, wo er als Stadtphyſikus angeſtellt ward. Seine ärztlichen Kenntniſſe und beſonders ſeine Geſchicklichkeit in chirurgiſchen Operationen erwarben ihm dort eine ausgebreitete Praxis, die ihm wenig Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten geſtattete. Zu Leipzig 1778 erſchien von ihm eine Abhandlung unter dem Titel: Glandulae thyroideae partim meliceridis speciem referentis exstirpatio. (Lipsiae 1778. 4.) Am bekannteſten ward er durch die von ihm zu Chemnitz 1810 herausgegebene Schrift: „Beſchreibung einer von ihm erfundenen Maſchine, mit welcher nöthigenfalls ein einziger Wundarzt alle, ſelbſt ſchwere und veraltete Verrenkungen des Oberarms und Achſelgelenks, leichter, für den Kranken minder ſchmerzhaft und überhaupt zweckmäßiger als bisher einrichten kann. Mit Beobachtungen und andern erläuternden Bemerkungen; nebſt einem Kupfer. — Freytag ſtarb im 68. Lebensjahre am 4. Jan. 1820 als Stadtphyſikus von Chemnitz *).

(*Heinrich Döring.*)

FREYTAG. Zwei Wundärzte dieſes Namens in Zürich, Vater und Sohn, haben ſich in der Lehre vom grauen Staare einen Namen erworben. Der Vater, Johann Freytag, hat in der neuern Zeit zuerſt die Extraction des grauen Staares verſucht. Er operirte im J. 1694 drei Staare, indem er erſt einen Einſchnitt in die Hornhaut machte, und dann die Linſe mittels eines Häkchens durch die Pupille herauszog. Er machte ſo die Entdeckung, daß die Cataracta oftmals in einer Verdunkelung der Kapſel beſteht. Jedoch kam dieſe Entdeckung des Kapſelſtaares erſt ſpäter durch Prof. Johann Muralt von Zürich zur öffentlichen Kenntniß, als dieſer in der zweiten Auflage ſeiner Schriften von Wundarznei (Baſel 1711.) 21 chirurgiſche Krankheits- und Heilungsgeſchichten Freytag's mittheilte, deren einige auch die angeborne Cataracta betrafen. Der Sohn Johann Heinrich Freytag ſetzte den vom Vater nachgewieſenen Kapſelſtaar in ſeiner Inauguralabhandlung (De Cataracta. Argent. 1721. Abgedruckt in *Halleri* Diss. chir. Vol. 2. p. 66) außer Zweifel, und beſchrieb Fälle von Extraction mittels des Häkchens, ſowie Fälle von plötzlich entſtandenen Cataracten und von Milchſtaaren. Derſelbe verwarf in einer andern Schrift über Hernien (De oscheo-entero- et bubonocele Helvetiae morbis frequentibus. [Argent. 1721. 4.] in: *Halleri* Diss. chir. Vol. III. p. 65) das damals in der Schweiz noch häufig geübte Verfahren, bei Darm- und Netzbrüchen zu caſtriren, und den Bruchſack mit einem Golddrathe zu unterbinden.

(*F. W. Theile.*)

FREZIER, Amédée François, ein ausgezeichneter franzöſiſcher Ingenieur und Reiſender, im J. 1682 zu Chamberi in Savoyen geboren, ſtammte aus einem Zweige der ſchottiſchen Familie Frazer, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts religiöſer Bedrückungen wegen ſein Vaterland verlaſſen und Zuflucht in Savoyen geſucht und gefunden hatte. Nach dem Wunſche ſeiner Ältern widmete er ſich zuerſt der Jurisprudenz, fühlte aber alsbald eine ſo unüberwindliche Abneigung gegen dieſe Wiſſenſchaft, daß er das Studium derſelben aufgab und bei einem franzöſiſchen Infanterieregimente Dienſt nahm. „Der Bau des Weltalls,“ ſagt er ſelbſt [1]), „welcher natürlich jeden Menſchen zur Bewunderung hinreißen muß, war auch ſtets der Gegenſtand meiner Wißbegierde; alles, was mir nähere Kenntniß davon verſchaffen konnte, machte mir von Jugend auf das größte Vergnügen, und Weltkugeln, Karten und Reiſeberichte hatten für mich einen unwiderſtehlichen Reiz.“ Jede Stunde, welche ihm ſein Dienſt frei ließ, verwandte er emſig zur Erlangung mathematiſcher und techniſcher Kenntniſſe, und unternahm zu ſeiner weitern Ausbildung eine Reiſe durch Italien und einen Theil Frankreichs. Um dieſe Zeit verfaßte er auch ſeinen Traité des feux d'artifice pour les spectacles. (Paris 1706. 12. av. figg. La Haye 1741. N. verbeſſ. Ausg. Paris 1747. av. figg.), teutſch unter dem Titel: „Der kleine Feuerwerker“ (Leipzig 1803.) und die trefflich gearbeiteten, auf die großartige Architektur der Peterskirche in Rom bezüglichen Remarques sur le Traité d'architecture de Cordemoy (in den Mémoires de Trévoux, 1709 Sept., 1711 Sept.) und andere Verſuche, welche ihm im J. 1707 eine Stelle in dem königlichen Ingenieurscorps verſchafften, wodurch einer ſeiner ſehnlichſten Wünſche erfüllt wurde. Als Ingenieurofficier ging er nach Saint Malo, um bei den zur Vergrößerung dieſer Stadt unternommenen Arbeiten thätig zu ſein. Die Umſicht, mit welcher er ſich der ihm gewordenen Aufträge entledigte, lenkte die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ihn, und der König, welchem ſeine Reiſeluſt bekannt geworden war, ertheilte ihm auf ſeine wiederholten Bitten die Erlaubniß, an einer

der vom J. 1750–1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Th. S. 493 fg.

10) Mündliche Mittheilung des Geheimerath Lepſius in Naumburg.

*) Vergl. Meuſel's Gel. Teutſchland. 17. Bd. S. 622. 22. Bd. Liefer. 2. S. 222.

1) Relation du voyage de la mer du Sud. T. I. p. I.

von dem Capitain Duchêne Battas befehligten Expedition zur Unterſuchung der ſpaniſchen Colonien in Südamerika Theil zu nehmen. Am 23. Nov. 1711 lichtete der St. Joſeph, ein Fahrzeug von 36 Kanonen, in dem Hafen von Saint Malo die Anker, berührte die canariſchen und capverdiſchen Inſeln und erreichte nach einer durch widrige Winde häufig aufgehaltenen Fahrt am 30. März die Inſel Santa Catarina an der Küſte von Braſilien, welche man aber alsbald, nachdem man die nöthigen Erfriſchungen eingenommen hatte, wieder verließ, um noch vor dem Eintritt der ſchlechten Jahreszeit an dem Cap Horn, wo die heftigſten Stürme während des Winters wüthen, vorüberzukommen. Am 8. Mai befand man ſich vor der Lemaireſtraße, welche man bei ſehr ungünſtigem Wetter, aber unter fortgeſetzten Beobachtungen über die Richtung und Beſchaffenheit der Küſten und über die Strömungen durchfuhr. Ein Sturm brachte ſchneller, als man erwartet hatte, die Expedition um die Südſpitze Amerika's, und man lief am 16. Juni in die Bai Concepcion an der Küſte von Chili ein. Von hier ſegelte ſie langſam längs der Küſte nach Norden, beſuchte Valparaiſo, von wo Frezier einen Abſtecher nach Sant Jago, der weiter im Innern liegenden Hauptſtadt Chili's, machte, und überwinterte dann in der ſichern Bai von Coquimbo. Da ſich der Capitain Duchêne, um ſeine Waaren mit dem möglichſt großen Gewinn abzuſetzen, in allen Häfen ſo lange aufhielt, daß ſeine Küſtenfahrt mindeſtens zwei Jahre dauern konnte, ſo ging Frezier, der nur zwei Jahre Urlaub hatte, zu Coquimbo auf ein mit Getreide befrachtetes ſpaniſches Schiff und ſetzte am 30. Mai 1713 auf dieſem und andern Fahrzeugen ſeine Reiſe fort nach Copiapo, Arica, Ylo, Piſco und Callao. Von hier aus beſuchte er Lima, die Hauptſtadt Peru's, und trat am 9. Oct. ſeine Rückreiſe an. Nach einem Aufenthalte von drei Monaten zu Concepcion umſegelte er in einer ziemlich hohen Breite die Südſpitze Amerika's, berührte die Inſel Aſcençao, die Bai de todos Santos und St. Salvador de Bahia in Braſilien und die Azoren, und kam am 17. Aug. 1714 wohlbehalten in dem Hafen von Marſeille an. Die Reiſe, welche beinahe drei Jahre gedauert hatte, blieb nicht ohne erklecklichen Gewinn für die Wiſſenſchaft überhaupt; beſonders aber leiſtete Frezier als Ingenieur ſehr Anerkennenswerthes; die Karten und Plane der von ihm beſuchten Baien und Häfen zeichnen ſich durch Genauigkeit vortheilhaft aus und die Karte der ſüdlichen Küſten der Falklandsinſeln, des Staatenlandes und des Feuerlandes wurde bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts als die beſte betrachtet. Auch andere Küſtenpunkte wurden von ihm berichtigt, ſeine Behauptung aber, daß die der braſiliſchen Provinz Eſpiritu ſanto gegenüberliegende kleine Inſel Aſcençao (20⅓° S. Br.), mit der Inſel Trinidade, welchen Namen Aſcençao ebenfalls führt, nicht eine und dieſelbe, ſondern eine ganz verſchiedene ſei[2]), beruht auf einem durch die falſchen Angaben anderer Reiſenden, welche Trinidade beſuchten, veranlaßten Irrthume. Noch immer werthvoll ſind dagegen Frezier's Bemerkungen über die Beſchaffenheit, die Producte, die Induſtrie (beſonders die Ausbeutung der Bergwerke), den Handel und die Regierungsform der von ihm beſuchten Länder und die Sitten und Gebräuche der Bewohner derſelben. Unbemerkt wollen wir nicht laſſen, daß Frezier die jetzt in unſern Gärten einheimiſche ſaftige Chilierdbeere (fragaria chilensis) zuerſt nach Europa brachte[3]). Frezier's Reiſebeſchreibung: Relation d'un voyage de la mer du Sud aux côtes du Chili, du Perou et du Brésil, fait pendant les années 1712, 1713 et 1714. (Paris 1716. 4. Amsterdam 1717. 2 Voll. 12. avec figg.) iſt eben ſo belehrend als anziehend geſchrieben, weshalb ſie auch alsbald in andere Sprachen überſetzt wurde, in die teutſche von Ludw. Friedr. Viſcher (Reiſe nach der Südſee und den Küſten Chili, Peru und Braſilien. [Hamburg 1718.] Zweite Aufl. nebſt einem Anhang aus Anſon's Reiſen um die ganze Welt (Hamburg 1749. mit Kupfern), in die engliſche von Edm. Halley (Voyage to the South-sea and along the Coast of Chili, Peru and Brasil,... with a postscript and an Account of the Settlement, Commerce and Riches of the Jesuits in Paraguai. (London 1718. 4.) und in die holländiſche von Iſ. Verburg (Reis door de Zuid-Zee, langs de Kosten van Chili, Peru en Brazil. (Amsterdam 1727. 4.) Einen Auszug findet man in A. F. Prevôſt's Histoire générale de Voyages. Tom. XI. (Paris 1753. 4. p. 92 sq.) Teutſche Überſ. Bd. XII. (Leipzig 1754. 4. S. 91—117) und in der Histoire des navigations aux terres australes par Ch. de Brosses (Paris 1756. 4. Tom. II. p. 204—219). Teutſche Überſ. von Joh. Chr. Adelung (Halle 1767. 4. S. 434—442). Der Franziskanermönch Louis Feuillée[4]), welcher um dieſelbe Zeit eine Reiſe nach dem ſüdlichen Amerika unternommen hatte, wird häufig von Frezier ſeiner ungenauen aſtronomiſchen Aufnahme wegen zurechtgewieſen, weshalb er eine ſehr heftige Erwiederung drucken ließ; Frezier vertheidigte ſich ruhig, aber mit deſto größerem Erfolg in der Reponse à la préface critique du livre intitulé: Journal des observations physiques etc. du P. Feuillée, contre la Relation du voyage de la mer du Sud (Paris 1727. 4.), welche auch der zweiten vermehrten Ausgabe ſeiner Reiſebeſchreibung (Paris 1732. 4.) beigefügt iſt. Frezier legte nach ſeiner Heimkehr dem Könige die Reſultate ſeiner Reiſe vor und gab ihm die dazu nöthigen Erklärungen; Ludwig XIV., welcher wirkliches Verdienſt zu würdigen verſtand, bezeugte ihm ſeine Zufriedenheit, gab ihm eine nicht unbedeutende Belohnung und beorderte ihn wieder nach Saint Malo, wo er noch

2) Relation du Voyage etc. (Amst. 1717. 12.) T. II. p. 515.

3) On y cultive (in Chili) des campagnes entières d'une espèce de Fraisier different du nôtre par les feuilles plus arondies, plus charnues et fort velues; ses fruits sont ordinairement gros comme une noix, et quelquefois comme un oeuf de poule; ils sont d'un rouge blanchâtre et un peu moins délicats au goût que nos fraises de bois. J'en ai donné quelques pieds à Mr. de Jussieu pour le Jardin Royal, où l'on aura soin de les faire fructifier. Relation du Voyage etc. Tom. I. p. 133. Vergl. Ducheſne's nähere Angaben in der Encyclopédie méthodique. Botanique. (Paris 1786. 4.) Tom. II. p. 537. 4) ſ. d. Art. 1. Sect. 43. Bd. S. 429.

Digitized by Google

drei Jahre lang an den Vergrößerungsarbeiten dieſer Stadt eifrigen Antheil nahm, bis im J. 1719 ſeine Ernennung zum Oberingenieur auf St. Domingo erfolgte. Er entwarf während ſeines Aufenthaltes daſelbſt eine Karte dieſer Inſel nebſt einem Plane der Stadt Domingo, welche im J. 1724 herauskam und jetzt noch, obſchon ſie in einem etwas zu kleinen Maßſtabe gearbeitet iſt, ihre Brauchbarkeit nicht verloren hat. Frezier mußte bald, da er fortwährend durch das Klima viel litt, um ſeine Zurückberufung bitten und wurde, als dieſe im J. 1726 erfolgt war, vorerſt als Oberingenieur zu Philippsburg und Landau und dann als Fortificationsdirector in der Bretagne verwendet. Die Zeit, welche ihm ſein Dienſt frei ließ, verwandte er faſt ausſchließend auf in ſein Fach einſchlagende literariſche Arbeiten, welche ſich bei ſeinen Zeitgenoſſen eines nicht gewöhnlichen Beifalls erfreuten. Es ſind folgende: Dissertation historique et critique sur les ordres d'architecture. (Strasbourg 1738. 4.) N. Ausg. (Paris 1769. 4. — Traité de stéréotomie, ou la Théorie et la Pratique de la coupe des pierres et des bois, pour la construction des voûtes, et autres parties des batiments civils et militaires. (Strasbourg 1738. 4. 3 Voll. av. figg. Neue, weit correctere und ſehr verbeſſerte Ausgabe, Paris 1754. 4. 3 Voll. und wiederholt 1769. 4. 3 Voll. av. figg.; beigefügt iſt auch die zuerſt angeführte Dissertation. — Élements de stéréotomie à l'usage de l'architecture, pour la coupe des pierres. (Paris 1759. 2 Voll. N. Ausg. Paris 1760. 2 Voll., ein Auszug aus dem vorhergehenden größeren Werke. — Lettre concernant l'histoire des tremblements de terre de Lima und andere Aufſätze in dem Journal de Verdun (Nov. 1755 und Apr. 1756). Lettre concernant les observations de M. Leblanc sur l'architecture des églises anciennes et modernes und andere Abhandlungen in dem Mercure de France (1734, 1750 und 1754) und noch nicht gedruckte Bemerkungen und Verbeſſerungen zu den erſten Bänden der Histoire générale des voyages von Prevoſt [5]). Im J. 1764 verlangte und erhielt Frezier ſeine Entlaſſung aus dem Dienſte und ſtarb zu Breſt am 26. Oct. 1773 in dem hohen Alter von 92 Jahren. Er hatte das Kreuz des h. Ludwig im J. 1728 erhalten, es aber nur bis zum Grade eines Oberſtlieutenants gebracht, da zu jener Zeit in Frankreich das Avancement des Ingenieurs von der Zahl der Belagerungen abhing, an denen er Theil nahm; Frezier, durch ſeine Reiſe und ſeine Anſtellung auf St. Domingo gehindert, hatte nur zweien beigewohnt [6]). (*Ph. H. Külb.*)

FREZIERA. Dieſe Pflanzengattung, aus der erſten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Ternſtrömieen, hat Swartz (Prodr. fl. Ind. occ. 85) zuerſt mit Solander Eroteum, dann aber nach Amadeus Frezier, franzöſiſchem Ingenieur-Capitain (geb. 1682, geſt. 1773), benannt, welcher in den Jahren 1712 und 1713 Südamerika bereiſte und dieſe Reiſe beſchrieb (Relation du voyage de la Mer du Sud aux côtes du Chili, du Pérou et du Brésil, 2 Voll. Amsterd. 1717, 12.). Char. Der Kelch ſtehenbleibend, mit zwei Stützblättchen verſehen, fünfblätterig; fünf eirundliche Corollenblättchen; die Staubfäden fadenförmig, unter dem Fruchtknoten eingefügt, meiſt büſchelweiſe beiſammenſtehend, mit elliptiſchen, angewachſenen Antheren; der Griffel fadenförmig, an der Spitze dreiſpaltig; die Beere ſaftlos, dreifächerig, vielſamig, mit ablangen, etwas zuſammengedrückten Samen. Die ſieben bekannten Arten ſind im tropiſchen Amerika einheimiſch als lorbeerartige Bäume mit abwechſelnden, lederartigen Blättern und in den Blattachſeln ſtehenden, geſtielten, weißen Blumen. 1) Fr. theoides *Swartz* (Fl. Ind. occ. 2. p. 972. t. 19) auf den Bergen von Jamaika; 2) Fr. undulata *Sw.* (l. c. p. 974) in den Wäldern der karaïbiſchen Inſeln; 3) Fr. nervosa *Humboldt* et *Bonpland* pl. aequin. 1. p. 31. t. 9), ſowie die folgenden Arten auf dem peruaniſchen Andesgebirge; 4) Fr. sericea *H.* et *B.* (l. c. p. 29. t. 8); 5) Fr. chrysophylla *H.* et *B.* (l. c. p. 27. t. 7); 6) Fr. canescens *H.* et *B.* (l. c. p. 25. t. 6., nov. gen. 5. p. 211. t. 463. f. 2); 7) Fr. reticulata *H.* et *B.* (l. c. p. 23. t. 5). (*A. Sprengel.*)

FREZZI (Federigo), aus Foligno in Umbrien gebürtig, trat in den Dominikanerorden und widmete ſich neben dem Studium der Philoſophie und Theologie auch der Jurisprudenz. Er erlangte den theologiſchen Doctorgrad und ward 1403 Biſchof zu Foligno. In dieſer Eigenſchaft wohnte er 1409 dem Concilium zu Piſa und ſpäterhin auch der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz bei. Dort ſtarb er 1416. Dante's göttliche Komödie diente ihm zum Vorbilde in einem allegoriſchen Gedicht, in welchem er eine Beſchreibung der vier Reiche, des Amor, des Satan, der Tugend und des Laſters, lieferte. Dies Werk erſchien zu Perugia 1481 in Folio unter dem Titel: Quatriregio del decurso della vita humana, diviso in quatro libri partiali secundo quatro regni. Für den Beifall, den dies Gedicht fand, ſprechen die wiederholten Ausgaben. Die letzte erſchien zu Foligno 1725 in zwei Quartbänden, con le annotazione di *A. G. Artegiani*, *G. Pagliarini* et *G. B. Boccolini*. Die meiſten italieniſchen Literatoren ertheilen dieſem Gedicht ein faſt übertriebenes Lob. In der von Quadrio verfaßten Storia e rag. d'ogni poesia wird das Quadriregnum des Frezzi eine Opera genannt, che non è punto indegna di gir dietro a *Dante*. Handſchriftlich hinterließ Frezzi noch ein poetiſches Werk unter dem Titel: La Dea che il sierzo ciel volgendo muove [*]).

(*Heinrich Döring.*)

5) ſ. Prevoſt's Histoire des Voyages. Tom. XI. p. 93.
6) Vergl. Biographie universelle. Tom. XVI. p. 61—63. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 216.

*) Vergl. über Frezzi die Nachrichten von ſeinem Leben vor der zu Foligno 1725 erſchienenen Ausgabe ſeines Quadriregio; die oben erwähnte Storia e rag. d'ogni poesia. Vol. IV. p. 262 sq. *Niceron*, Mémoires etc. p. 146. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 751 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 1. Bd. S. 225. Wachler's Handbuch der Geſchichte der Literatur. 2. Th. S. 171.

Digitized by Google

FRIANT (Louis, Graf), einer von den franzöſiſchen Generalen, die ſich durch kühne Thaten und Ausdauer in den Feldzügen von 1792 an bis 1815 beſonders ausgezeichnet haben, war am 16. Sept. 1758 zu Villers-Morcancourt in der Picardie (Sommedepartement) geboren und trat im J. 1781 in die franzöſiſche Garde, in der er ſchon nach 18 Monaten Inſtructionsunterofficier wurde. Da er aber damals als Nichtadeliger keine Ausſicht auf weitere Beförderung hatte, ſo erkaufte er im Februar 1787 ſeinen Abſchied. Die Revolution von 1789 weckte in ihm von Neuem ſeine angeborene Neigung zum Soldatenſtande. Er ließ ſich in die pariſer Nationalgarde aufnehmen, diente in ihr eine Zeit lang als Unterofficier und wurde 1792 einſtimmig zum Chef eines Bataillons erwählt. Daſſelbe erlangte unter ihm durch Fertigkeit in allen Übungen und gute Disciplin bald einen ſolchen Ruf, daß es 1793, nachdem es mit ihm ins Feld zur Moſelarmee gerückt war, viele Inſtructionsunterofficiere an andere Bataillone abgeben mußte. Bei der Armee nahm er Theil an vielen Gefechten und avancirte bald zum Oberſten. Im J. 1794 folgte er dem General Jourdan an die Sambre und that ſich in dem Treffen bei Arlon und den Schlachten bei Fleurus unter Lefèbre, ſowie unter Championet ſo hervor, daß er auf Empfehlung des Letztern zum Brigadegeneral ernannt wurde. Kleber, zu deſſen Corps er in demſelben Jahre verſetzt wurde, übertrug ihm den interimiſtiſchen Befehl über die vierte Diviſion während der Belagerung von Maſtricht. Im Feldzuge von 1795 wohnte er unter dem General Hatry der Belagerung von Luxemburg bei. Sein Verdienſt, zur Eroberung dieſer Feſtung viel beigetragen zu haben, wurde dadurch geehrt, daß er mit ſeiner Brigade zuerſt einrückte und Jourdan ihn als Gouverneur der Provinz Luxemburg und der Grafſchaft Chiny einſetzte, ein Poſten, den er jedoch, mehr zum Waffendienſte als zur Verwaltung geeignet, bald niederlegen mußte, weil er beſchuldigt wurde, ſeine Vollmachten überſchritten zu haben. Im Feldzuge 1796 gehörte Friant's Brigade abwechſelnd zu den Diviſionen Poncet und Marceau, welche in den Rheingegenden fochten, und rückte gegen Ende dieſes Jahres nach Italien mit der Diviſion Bernadotte zu Bonaparte's Armee. Als Letzterer im März 1797 aus den Winterquartieren zwiſchen der Piave und Brenta aufgebrochen war, um die Öſterreicher völlig aus Italien zu verdrängen, fand Friant mehrfache Gelegenheit, ſeine Tüchtigkeit als General zu beweiſen, beſonders bei der Vertreibung des Corps Hohenzollern vom Fluſſe Tagliamento am 13. und bei dem Sturme auf Gradisca am 19. März, der zwar nach wiederholten Anläufen abgeſchlagen wurde und viele Opfer koſtete, aber doch dazu führte, daß die Feſtung ſich noch am nämlichen Tage ergab. Gleiche Umſicht und Bravour zeigte Friant ſpäter bei der Eroberung von Laibach. Bonaparte, der mehrmals Zeuge ſeiner Leiſtungen geweſen war, wählte ihn als einen der bewährteſten Generale im J. 1798 zu der Expedition nach Ägypten aus. Der Diviſion Deſaix zugetheilt und mit ihr vor Malta angekommen, nahm er am 12. Juni an der Spitze einer Grenadiercompagnie perſönlichen Antheil an der Einnahme dieſer Inſel. In Ägypten entwickelte Friant ſchon im Laufe des erſten Feldzugs eine außerordentliche Thätigkeit. Er kämpfte in den Schlachten bei Schabreis und an den Pyramiden, in welcher die Mamelucken die erſten und wüthendſten Angriffe auf die neben einander ſtehenden Diviſionen Deſaix und Reynier machten, die beide unerſchüttert blieben, die Anſtürmenden zur Flucht nöthigten, und Bonaparten einen glänzenden Sieg erringen halfen. Dieſer theilte nach der Schlacht Friant einem Corps zu, das zur Unterwerfung Oberägyptens beſtimmt war. Durch raſtloſe Verfolgung der arabiſchen Reiterei unter ſeiner Leitung wurde ſie bewerkſtelligt. Dies anerkennend ernannte ihn Bonaparte, als er im September 1799 Ägypten verließ, zum Diviſionsgeneral und Kleber darauf zum Oberbefehlshaber in Oberägypten, wo er durch Organiſirung mobiler Colonnen, welche mit Dromedaren beritten gemacht wurden, die Angriffsverſuche der noch umherſchwärmenden Mamelucken und Araber fortwährend vereitelte. In der Schlacht bei Heliopolis, die Kleber am 20. März 1800 lieferte, um die in Ägypten gelandeten Türken zu vertreiben und die in Kairo ſtehenden Franzoſen zu retten, welche eine daſelbſt ausgebrochene Empörung zu erdrücken drohte, commandirte Friant den rechten Flügel der dazu verſammelten Truppen und eilte nach erfochtenem Siege nach Kairo, wo er großen Widerſtand fand und die Aufrührer erſt am 18. April nach drei Angriffen völlig überwältigen konnte. Nach Kleber's Ermordung am 14. Juni 1800 wurde ihm die Regierung der Provinzen Behira, Alexandrien und Roſette übertragen. Die Peſt war dort ausgebrochen, und es konnte nur ſeinen mit unermüdlichem Eifer durchgeführten, zweckmäßigen Anſtalten gelingen, ihr ein Ziel zu ſetzen. An allen fernern Kämpfen in Ägypten, namentlich gegen die Engländer bei Abukir, nahm er Theil und kam, da die Franzoſen in Folge einer mit Jenen abgeſchloſſenen Capitulation das ganze Land räumen mußten, mit dem letzten von Alexandrien abgegangenen Transporte im November 1801 glücklich nach Marſeille zurück. Hier hatte er die Freude, ein ſehr ſchmeichelhaftes Schreiben von Bonaparte als erſtem Conſul zu finden, aber ſeine Geſundheit war durch übermäßige Strapazen ſo angegriffen, daß er eine Zeit lang nicht im Stande war, ſich dem Dienſte zu widmen. Doch erholte er ſich wieder, erhielt den Poſten eines Generalinſpecteurs der Infanterie und befehligte im J. 1804 eine Diviſion im Lager bei Boulogne, wo Bonaparte, der nun als Napoleon I. zur Kaiſerwürde emporgeſtiegen war, ein ſtarkes Heer, ſcheinbar zur Bedrohung Englands, eigentlich aber um ſich zu einem neuen Continentalkriege in Bereitſchaft zu ſetzen, zuſammengezogen hatte. Er folgte ihm im J. 1805 nach Öſterreich und war Mitkämpfer in vielen Gefechten bis zur Eroberung von Wien. Nach derſelben war der Kaiſer mit ſeiner Hauptmacht bis in die Gegend von Brünn vorgerückt. Die ruſſiſch-öſterreichiſche Armee machte Bewegungen, welche die franzöſiſche in die Gefahr bringen konnten, von ihrer Operationslinie abgeſchnitten zu werden. Entſchloſſen, durch eine Schlacht den feindlichen Plan zu durchkreuzen, ſuchte der Kaiſer ſich durch Herbeiziehung von Truppen von allen

Digitized by Google

Seiten her noch möglichſt ſchnell zu verſtärken und auch Friant, der mit ſeiner Diviſion 17 teutſche Meilen weit von ihm entfernt ſtand, wurde beordert, zu ihm zu ſtoßen. Binnen 40 Stunden legte derſelbe dieſe Strecke zurück und überraſchte durch ſeine unerwartete Ankunft in der Nacht vor der am 2. Dec. bei Auſterlitz gelieferten Schlacht die ganze Armee, ſodaß Napoleon ſelbſt ſagte: „Dieſer Marſch iſt einzig in ſeiner Art!“ Er vereinigte ſich mit dem Corps von Davouſt auf dem rechten Flügel der franzöſiſchen Stellung. Friant hatte das Debouché bei Sokolnitz am Goldbache zu vertheidigen, wo am hartnäckigſten faſt den ganzen Tag über gekämpft und ihm mehre Pferde unter dem Leibe erſchoſſen wurden. Gegen Abend, als ſich der Sieg ſchon ganz auf die Seite der Franzoſen geneigt hatte und ſie in der Verfolgung begriffen waren, eroberte Friant auf der vorliegenden Höhe von Pratzen noch 20 Kanonen und machte 4000 Gefangene. Der Kaiſer belohnte die ganze Diviſion für ihre ungewöhnlichen Kraftanſtrengungen mit einem Geldgeſchenke und ihren Führer durch das Großkreuz der Ehrenlegion, ſowie ſpäter durch eine lebenslängliche Penſion von 20,000 Franken. Im Feldzuge von 1806 gehörte Friant's Diviſion wie im vorherigen zum Armeecorps des Marſchalls Davouſt, was am 14. Oct. einen glänzenden Sieg bei Auerſtädt (Haſſenhauſen) gegen ein noch zahlreicheres preußiſches erfocht. In der Schlacht befand ſich Friant mit gegen 12,000 Mann Infanterie und dem größten Theile der Reiterei vorwärts Spillberg auf dem rechten Flügel des Corps und hatte die Aufgabe, den linken Flügel der Preußen anzufallen, während die Diviſionen Gudin und Morand die Stellung bei Haſſenhauſen feſthalten ſollten. Nachdem er zwei Gegenangriffe zurückgeſchlagen hatte, gelang es ihm, die Weichenden zu umfaſſen und in Verwirrung zu bringen, was den allgemeinen Rückzug der Preußen und ſpäter ihre faſt gänzliche Auflöſung zur Folge hatte. Im fernern Laufe des Feldzugs nahm er, auf dem rechten Narewufer angekommen, an den Gefechten gegen die Ruſſen bei Czarnowo am 23. und bei Naſſielsk am 24. Dec., welche der Schlacht von Pultusk am 26. vorausgingen, rühmlichen Antheil und gleichen an der Schlacht bei Eilau am 8. Febr. 1807 unter Davouſt, in welcher dieſer den linken Flügel der Ruſſen aus den Stellungen bei Serpallen und Kleinſausgarten vertrieb, was, wenn ein preußiſches Corps unter Leſtocq ſeinen weitern Fortſchritten nicht noch am Abend ein Ziel geſetzt hätte, zu einem ganz entſchiedenen Siege für Napoleon geführt haben würde. Dieſer erhob Friant wegen der Verdienſte, die er ſich in beiden Feldzügen erworben hatte, in den Grafenſtand und verlieh ihm das Commandeurkreuz der eiſernen Krone. Im Jahre 1809 erwarb ſich Friant, immer noch Gefährte Davouſt's, neue Lorbeeren in der Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli. Am frühen Morgen des zweiten Schlachttags mit ſeiner Diviſion, der von Morand und drei Cavaleriediviſionen zu einer weiten Umgehung des linken Flügels der öſterreichiſchen Armee bei Markgrafneuſiedel entſendet, führte er dieſe Bewegung in der dafür von Napoleon berechneten Zeit nicht nur pünktlich aus, ſondern warf auch gegen 11 Uhr den hinter Oberſiebenbrunn ſich ihm entgegenſtellenden Feind nach einem hartnäckigen Kampfe, bei dem er verwundet wurde, über den Haufen, worauf die ganze zwiſchen Markgrafneuſiedel und Wagram hinter dem Rußbache aufgeſtellte öſterreichiſche Truppenlinie, auch in der Front hart bedrängt, bald den Rückzug antrat. Napoleon hatte auf den glücklichen Erfolg jener Umgehung nur gewartet, um 100 durch große Maſſen unterſtützte Geſchütze gegen die Mitte der Öſterreicher vorgehen zu laſſen. Sie wurde erſchüttert und zum Weichen gebracht, der Sieg war in Napoleon's Hand, und daß er von ihm erkämpft werden konnte, dazu hatte Friant weſentlich beigetragen. Während des Feldzugs von 1812 zeigte derſelbe ſeltenen Heldenmuth, beſonders in der Schlacht an der Moskwa (bei Borodino) am 7. Sept. Schon am 5. war er bei Erſtürmung einer großen Redoute bei dem Dorfe Schewardino, welche Kutuſow zum Schutze ſeiner weiter rückwärts genommenen Hauptſtellung hatte erbauen laſſen, thätig geweſen. Als am 7. früh die Schlacht begann und Davouſt mit ſeinem Corps zur Eroberung der bei dem Dorfe Semenowskoy aufgeworfenen Redans vorgegangen, war davon die Diviſion Friant auf Napoleon's Befehl bei ſeinen, hinter der erwähnten Redoute als Reſerve aufgeſtellten Garden zurückgeblieben. Nach zwei Stunden war es den vereinigten Corps von Davouſt, Ney und Junot gelungen, die Redans und das anliegende Dorf zu nehmen; ihre Behauptung wurde aber ſehr zweifelhaft, als bald darauf neue ruſſiſche Truppen in bedeutender Stärke vorrückten. Junot hatte ſich nach einer andern Richtung hin gewendet und Ney, deſſen Corps am meiſten gelitten hatte, wurde nun von einer demſelben überlegenen Truppenzahl ſo heftig angegriffen, daß er Napoleon dringend anging, ihm eiligſt Unterſtützung zu ſenden. Dieſer, wider ſeine Gewohnheit unentſchloſſen, ließ dazu erſt nach einer halben Stunde Friant mit ſeiner Diviſion abrücken. Inzwiſchen hatte ſich Ney's Lage noch verſchlimmert und Friant hatte einen um ſo ſchwereren Stand, als er bei ihm ankam. Dennoch gewann er durch wiederholte Angriffe das von Ney verlorene Terrain wieder und die Ruſſen wagten darauf nicht mehr gegen die Stellungen der Franzoſen in dortiger Gegend etwas zu unternehmen. Bei dem Gefechte, als es am hitzigſten war, erhielt Friant einen Schuß in die Bruſt und einen in den rechten Schenkel, und führte, obſchon ſo ſchwer verwundet, während deſſen Dauer auf einer Trage liegend in der Mitte eines Bataillons, gegen welches Cavalerie mehrmals anprallte, den Befehl mit der ihm eigenthümlichen Beharrlichkeit und Ruhe fort. Noch am nämlichen Tage wurde aber ſein Zuſtand ſo gefahrdrohend, daß er zurückgebracht werden mußte. Er ging nach Frankreich und traf erſt im Jahre 1813, während des Waffenſtillſtandes bei der Armee Napoleon's, in Schleſien wieder ein. Schon ſeit 1811 zum Oberſten aller Grenadiere ernannt, befehligte er nun eine Diviſion der jungen Garde, wohnte mit ihr den Schlachten von Dresden und Leipzig bei, und leiſtete Ausgezeichnetes in der von Hanau. In dem durch die kühnen Unternehmungen Napoleon's ſo merkwürdigen Feldzuge von 1814 begleitete ihn Friant auf allen ſeinen Zü-

Digitized by Google

gen, den er nicht von ſich ließ, weil er in ihm einen der zuverläſſigſten Generale erkannte. Nichts ſchien Friant unmöglich; er hatte ſtets ſeine Ehre darin geſucht, höhern Befehl, mochte die Ausführung auch noch ſo ſchwer ſein, unbedingt zu erfüllen. Bei der Todesverachtung und dem Muthe, womit er den Truppen immer voranleuchtete, bei dem Vertrauen und der Liebe, die er ſich unter ihnen zu erwerben verſtand, konnte er auf ihre Hingebung überall rechnen. Als der Kaiſer im März 1814 auf den franzöſiſchen Thron verzichten mußte und es nicht möglich ſchien, daß er ihn je wieder beſteigen werde, unterſchrieb auch Friant die betreffende Losſagungsacte, worauf Ludwig XVIII. ihm das Ritterkreuz des Ludwigsordens und zugleich das Commando der königlichen Grenadiere zu Metz gab. Nachdem jedoch im Jahre darauf Napoleon die Inſel Elba verlaſſen und Frankreichs Boden wieder betreten hatte, erwachte in Friant lebhafter als jemals die alte Anhänglichkeit an den Feldherrn, unter dem er in ſo vielen Schlachten Ruhm erworben hatte und dem er Dankbarkeit ſchuldig war. Er eilte ihm zu, wurde zum Pair erhoben und commandirte in der Schlacht von Mont St. Jean (Waterloo oder la Belle Alliance) am 18. Juni die alte Garde. Mit ihr machte er dem preußiſchen Corps unter dem General von Bülow von Nachmittags vier Uhr bis gegen Abend jeden Fuß breit ſtreitig, wurde dabei abermals verwundet und erſt bei einbrechender Nacht in die allgemeine Flucht der franzöſiſchen Armee mit fortgeriſſen. Ludwig XVIII. annullirte durch eine Ordonnanz vom 1. Auguſt ſeine Pairſchaft und ſetzte ihn ganz außer militairiſcher Thätigkeit, die er mit ſtiller Zurückgezogenheit auf ſeinem Landgute Gaillonet bei Meulan vertauſchte, wo er am 24. Juni 1829 ſtarb.

Sein einziger Sohn Jean François Friant, geb. zu Paris am 12. Juni 1790, war Page bei Napoleon, erhielt als ſolcher eine ſorgfältige Ausbildung, focht in Spanien und Portugal als Dragonerofficier, war 1813 Stabschef der alten Garde und 1815 bei der Diviſion ſeines Vaters Chef des Generalſtabes. Er wurde nicht nur nach der zweiten Reſtauration im Dienſte behalten, ſondern auch ſpäter von Louis Philipp begünſtigt. Nachdem er ſchon 1832 bis zum Marechal de Camp gelangt war und das Commandeurkreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, befehligte er nach dem Tode des Marſchalls Lobau im J. 1838 interimiſtiſch die Nationalgarde der Seine. (*Heymann.*)

FRIAUL, il Friuli. Im Noricum, im Gebiete der Carner, lag die Stadt Forum Julii oder Forum Julium; ſ. d. Art. 1. Sect. 47. Bd. S. 33. Ihr Name verſchmolz ſpäter in Friuli und gab der Landſchaft umher den Namen. Als nämlich Alboin 568 in Italien eindrang, war Friuli eine der erſten Städte, deren er ſich bemächtigte; er ſetzte dort ſeinen Neffen Graſulf als erſten Herzog ein, der bis 588 oder 580 regierte. Geaſulf's Sohn und Nachfolger war Giſulf[1]). Unter ihm brachen 611 die Avaren aus Pannonien in Friuli ein. Giſulf ging ihnen entgegen, verlor aber Schlacht, Heer und Leben. Nun belagerte der Khan die Hauptſtadt Friuli. Von den acht Kindern Giſulf's entkamen die vier Söhne: Tatto, Cacco, Rodoald, Grimoald, der jüngſte unter allerhand Fährlichkeit[2]), in ein feſtes Schloß. Die Avaren führten eine große Menge Einwohner aus Friaul fort, mit dem Verſprechen, ihnen Länder in Pannonien einzuräumen; aber an der Grenze hieben ſie die Männer nieder und führten Weiber und Mädchen in die Gefangenſchaft. Romilda, Giſulf's Witwe, ließ ſich von dem Barbaren, deſſen kräftige Geſtalt ſie entzündet, die Ehe verſprechen und verrieth die Stadt. Der Khan ſchlief eine Nacht bei ihr, ließ ſie aber dann die folgende Nacht durch zwölf Avaren ſchänden, endlich ſie auf ſchändliche Weiſe ſpießen; ſolchen Mann verdiene ſie. Im J. 621 traten nun Tato oder Taſſo und Cacco gemeinſchaftlich die Regierung an; da in ihnen aber zuerſt das Beſtreben ſichtbar ward, ſich zu dem Könige freier zu ſtellen, habe König Aribert ſie von dem Exarchen Iſaak nach Ravenna locken, dort ermorden laſſen und an ihrer Statt ihrem Oheime Graſulf II. die Herzogswürde verliehen. Paullus Diaconus erzählt die Sache anders. Der Patrizier Gregor, welcher das bei Friaul liegende byzantiniſche Gebiet regierte, hoffte ſich des ſchönen Herzogthums zu bemächtigen. Unter dem Vorwande, Taſſo zum Sohne anzunehmen, lud er ihn mit Cacco nach Optigerium (Oderzo), ließ dann aber gleich die Thore ſchließen und ſie treulos angreifen. Von Straße zu Straße wehrten ſich die Brüder, unterlagen aber mit ihren Leuten der Übermacht[3]). Nun wollte Gregor, der Jünglinge Rodoald und Grimoald wenig achtend, Friaul in Beſitz nehmen, mußte aber vor Graſulf zurücktreten, vor dem auch die Neffen zu Herzog Arichis von Benevent flohen[4]). Auf Graſulf, der 651 ſtarb, folgte Azo oder Aſſo, auf dieſen um

1) Zwar ſchreibt *Paullus Diaconus* II, 4: Rex Alboinus Gisulfum, ut fertur, suum nepotem, virum per omnia idoneum, qui eidem Strator erat, quem lingua propria Marpahis appellant, Foro Julianae Civitati et toti regioni illi praeficere statuit. — Allein ein Brief des Exarchen Romanus an den fränkiſchen König Childebert von 590 ſpricht beſtimmt aus, daß der Exarch den Herzog Graſulf von Friaul habe bekriegen wollen, da ſei aber grade ſein noch jugendlicher Sohn Giſulf zur Regierung gelangt, der die griechiſche Hoheit anerkannt habe.

2) Einer der Brüder habe befürchtet, Grimoald werde ſich ſeiner Jugend wegen nicht auf dem Pferde erhalten können, und habe ihn erſtechen wollen, um ihn vor Gefangenſchaft zu ſchützen. Der Knabe habe gerufen: „Erſtich mich nicht, ich will mich ſchon auf dem Roſſe halten!“ Da habe ihn der Bruder am Arm ergriffen und auf ein ungeſattelt Pferd geſetzt, das Grimoald dann zu regieren gewußt; doch aber holte ihn ein Avare wirklich ein, ſchonte aber den Knaben mit blauen Augen und blondem Haar, und wollte ihn fortführen: da tödtete Grimoald den arglos vorauf Reitenden und entkam zu ſeinen Brüdern. *Paullus Diaconus* IV, 38. Die vier Töchter benahmen ſich in der Gefangenſchaft ſolcher Mutter ſehr unähnlich. Sie behingen ſich mit Hühnerfleiſch, das an ihnen faulte, und die Avaren zurückhielt. Der gute Paullus Diaconus iſt in dem Allen aus perſönlichem Intereſſe ſo ausführlich. Sein Urgroßvater war mit Alboin gekommen und hatte ſich in Friuli niedergelaſſen. Seine fünf Söhne wurden von den Avaren fortgeführt; einer kam zurück, der Großvater des Hiſtorikers. 3) Da Gregor Taſſo eidlich verſprochen, ihn, wie üblich, durch Abſchneiden des Bartes zum Sohne anzunehmen, ließ er ſich den Kopf des Todten bringen und ſchnitt ihm feierlich den Bart ab. 4) Sie wurden ſpäter noch Herzoge von Benevent und Grimoald ſogar König der Langobarden.

663 **Lupus** (**Welf**). Da er ſeine Unterthanen erſchrecklich drückte, ſeine Nachbarn beunruhigte und die Kirche von Aquileja beraubte, ſo wollte ihn König Grimoald nach ſeiner Rückkunft aus Benevent in Pavia zur Rechenſchaft ziehen. Jetzt empörte ſich Lupus gradezu, und Grimoald, der nicht Lombarden gegen Lombarden führen wollte, rief den Khan der Avaren gegen ihn auf. Lupus, in mehren Treffen Sieger, wurde zuletzt geſchlagen und getödtet. Ganz Friaul ward von den Avaren überſchwemmt, und ſie wollten es, trotz der Mahnungen Grimoald's, nicht wieder räumen; „ſie hätten es mit ihren Waffen und ihrem Blute erobert." Endlich brachte ſie der König, mehr durch Liſt, als durch Gewalt, zum Abzuge. Nun wollte **Warnefried**, Lupus' Sohn, ſich mit Hilfe der Slawen des Herzogthums bemächtigen; aber Grimoald ſchlug die Slawen, tödtete Warnefried und erhob **Welcar** oder **Velcaris**, **Vettaris**, einen edeln Vicentiner, zum Herzoge; Lupus' Tochter, **Theodoreta**, verheirathete er an einen ſeiner Söhne (*Paullus Diaconus* V, 17—20). Velcaris regierte rühmlich und mit Gelindigkeit. Im J. 670 kamen die Slawen wieder und lagerten ſich in der Nähe von Cividal de Friuli; aber Vettaris, den ſie in Pavia glaubten, kam unvermuthet zurück und ſchlug ſie in die Flucht [5]). Im J. 678 ſtarb Vettaris und es folgte ihm **Landaris** oder **Laudaris**. Paullus Diaconus (VI, 24) weiß nichts Näheres von ihm und ſchließt gleich den **Rodoald** an. An dem Kriege, den König Cunibert 690 gegen den Uſurpator Alachis zu führen hatte, ſcheint ſich dieſer Herzog nicht betheiligt zu haben. Paullus Diaconus erzählt nur, wie Truppen aus Cividal de Friuli, Cunibert zur Hilfe beſtimmt, von Alachis überliſtet und zu ſeinem Heere gezogen ſeien; dafür hätten ſie aber in der entſcheidenden Schlacht doch nicht gegen den rechtmäßigen König gekämpft, ſondern ſich zurückgezogen. Als Rodoald ſich ſpäter einmal von der Hauptſtadt entfernt hatte, bemächtigte ſich ein gewiſſer Ansfried, Beſitzer des Schloſſes Reunia, der Stadt und des Herzogthums Friuli. Rodoald floh nach Iſtrien, dann nach Ravenna, und bat König Cunibert um Beiſtand. Aber auch gegen dieſen trat Ansfried im offenen Aufruhr auf. Endlich ward der Rebell in Verona gefangen und nach Pavia gebracht. Der König ließ ihm die Augen ausſtechen und ſchickte ihn ins Exil; aber in demſelben Jahre 693 nahm der König aus unbekannten Gründen auch Rodoald das Herzogthum und gab es ſeinem Bruder **Ado** oder **Aldo**, doch nur unter dem Titel eines Conservator loci. Nach Paullus Diaconus (VI, 24) ſaß Aldo nur ſieben Monate; Sigonius ertheilt ihm ſieben Jahre. Nach ihm wurde, etwa 694, **Fardulf** oder **Ferdulf** Herzog, ein Ligurer von Geburt und ein wilder, hochmüthiger Menſch. Nach dem Ruhme begierig, die Slawen wenigſtens ein Mal beſiegt zu haben, reizte er ſie ſelbſt durch Geld zum Einfall. Der Sculdais des erſten Dorfes, das ſie erreichten, Argaid genannt, griff ſie vergeblich an. Ihm zürnte der zu Hilfe kommende Ferdulf: „Man ſieht wol, daß ihr keine tapfere That verrichten könnt, weil ihr euren Namen von Arga bekommen habt." Das war für einen Langobarden eine große Schmach, und hatte ſogar K. Rotharis in ſeinen Geſetzen verboten, Jemand Arga zu nennen [6]). Argaid erwiederte: „Ich wünſche, daß weder Ihr, noch ich die Welt eher verlaſſen mögen, bis wir gezeigt haben, wer von uns Beiden verzagter iſt." Man traf darauf die Slawen auf einem Berge gelagert. Während der Herzog den beſten Angriffspunkt ſuchte, erinnerte Argaid an den alten Streit. „Der Zorn Gottes — ſo ſchrie er — komme über denjenigen von uns Beiden, der die Slawen zuletzt angreift." So ſpornte er ſein Roß den Berg hinan, Ferdulf ihm nach; aber der tolle Angriff brachte dem ganzen Heere den Untergang, mit dem auch der Herzog und Argaid fielen. Nur Munichis entkam; ſchwer an den Händen gefeſſelt, durchſtach er einen Slawen, und wälzte ſich dann den Berg hinab. Solches geſchah 706. **Corvulus** ward Herzog von Friaul, aber weil er den König (Aripert? Paullus Diaconus nennt ihn nicht) bald abgeſetzt, geblendet. Nach ihm wurde Herzog **Pemmo** von Belluno [7]), welcher ſich einer Streitſache wegen aus der Heimath nach Friuli begeben hatte. Paullus Diaconus berichtet von ihm Züge von Edelmuth und Großherzigkeit [8]). Im J. 723 rächte er die alte Schmach an den Slawen, welche bis Lauriana vorgedrungen waren. Drei Mal ſchlug ſie Pemmo mit den von ihm erzogenen Epigonen in die Flucht, ohne, wie die Sage geht, mehr als einen Mann zu verlieren, den Sigvald, der in der erſten Slawenſchlacht ſeine Söhne verloren und nun als Bluträcher wüthete. Erſchreckt, verſtanden ſich die Slawen zum Frieden; doch brachte ihm eine Streitſache mit der Kirche Verderben. Pemmo hatte dem in ſeinem Sitze von heidniſchen Völkern bedrängten Biſchof Fidentius von Villach (Julium Carnicum) erlaubt, in Friuli zu wohnen. Seine Nachfolger, Friedrich und Amator, blieben dort auch; aber ſchon lange hatte Calliſtus, Patriarch von Aquileja, dieſe Biſchöfe mit Unwillen in ſeinem Sprengel geſehen. Im J. 737 erſchien er in Friuli, verjagte den Amator und nahm ſeine Wohnung in deſſen bisheriger Behauſung. Der erzürnte Pemmo bemächtigte ſich des Calliſtus, ſetzte ihn auf das am Meere gelegene Schloß Pontio oder Netio gefangen, und hielt ihn hart. Nun ſchritt König Liut-

5) Das Nähere erzählt Paullus Diaconus (V, 23) ziemlich abenteuerlich. Nur mit 25 Reitern ſei Vettaris den Slawen an dem Fluſſe Natiſo bei Friuli entgegen geritten. Dieſe hätten ihn nicht gleich erkannt und geſchrieen: „Seht, da kommt der Patriarch mit ſeinen Prieſtern auf uns los!" Da habe der Herzog den Helm abgenommen und mit ſeiner kleinen Schar ein ſchrecklich Blutbad unter den Entſetzten angerichtet.

6) Spelmann u. A. leiten das fragliche Wort von curruca ab, und geben ihm andere Bedeutung, als Paullus Diaconus (VI, 24). Wachter in ſeinem Gloss. Germ. s. v. *arg* leitet es von ἀργός her; es ſoll ſoviel bedeuten als faul, Bärenhäuter. Wir brauchen für jetzige Zeit kaum zu bemerken, daß unſere Sprache ſelbſt die paſſende Ableitung bietet. 7) *de Rubeis* in Monument. Eccles. Aquil. c. 3 ſetzt Pemmo's Wahl ſchon 705. 8) So ließ Pemmo alle Söhne der in der Slawenſchlacht Gefallenen aufziehen und verſtieß ſeine bäuriſche, häßliche Gemahlin Ratberga nicht, ob ſie es gleich verlangte. Dafür gebar ſie ihm wackere Söhne: Rachis, Ratcait, Aiſtulf. Der Erſte und Letzte trugen ſpäter die lombardiſche Krone.

Digitized by Google

prand als Richter ein, ſetzte Pemmo ab und gab Friaul ſeinem Sohne Rachis. Der Vater wollte zu den Slawen flüchten, erſchien aber, da Rachis vom Könige Gnade ausgewirkt, mit den beiden andern Söhnen bei Hofe, wurde dann aber doch in langwieriger Gefangenſchaft gehalten. Calliſtus kehrte dagegen triumphirend nach Friuli zurück und hat dort die Kirche St. Johannis und den Patriarchenpalaſt erbaut. Bald nach dieſen Vorfällen (739) drang der tapfere Rachis nach Krain, in der Slawen Land, das er verheerend durchzog. Einſt von Slawen überfallen, ſchlug er, ſonſt unbewaffnet, den Erſten ſo blitzſchnell mit der Keule nieder, daß die Andern entwichen. Hernach treffen wir ihn mit Aiſtulf 741 in dem Kriege Heldenthaten verrichtend, welchen Liutprand mit Thraſimund von Spoleto geführt hatte. Die Brüder führten die Nachhut und beſtanden ruhmwürdige Einzelkämpfe, wie Rachis mit dem Spoletaner Berto, den er mit einem Streich vom Pferde warf, hernach aber mitleidig auf allen Vieren in den Buſch kriechen ließ. *Paull. Diac.* VI, 54 sq. Im J. 774 wurde Rachis König der Langobarden, Aiſtulf an ſeiner Statt Herzog von Friaul. Seine Thaten auf dem Königsthrone, den er 751 einnahm, ſind bekannt. Da jedoch die Chronik von Nonantula ſchon 747 Anſelmus als Herzog von Friaul anführt, ſo muß Aiſtulf ſchon früher auf ſein Herzogthum verzichtet haben. Der genannte Anſelmus, den die Kirche unter ihre Heiligen zählt, war Aiſtulf's Schwager; da er ganz in frommen Werken aufging (Stiftung von Fanano und Nonantula), gab er bald ſein Herzogthum auf, um ſich ganz dem Kloſterleben zu weihen (751). Nach ihm nennt man Petrus, einen Sohn des obenerwähnten Munichis, als Herzog von Friaul. Als das Langobardenreich ſich vor Karl dem Großen beugte — nicht ohne Einfluß des früheren Herzogsſtammes von Friaul [9]) — beſaß Rotgand oder Rodgauſus dies Herzogthum. Auch er hatte der Franken Hoheit anerkannt, ließ ſich aber ſpäter mit den Herzogen von Benevent und Chiuſi in eine Verſchwörung zu Gunſten des Adelgis, des Sohnes des Deſiderius, ein; eine griechiſche Flotte ſollte die Verbündeten unterſtützen. Aber im Lenz 776 fiel Karl in Friaul ein, nahm Friuli, bekam Rotgaud gefangen und ließ ihn enthaupten. Auch ſeinen Schwiegervater, Stabilinius, zwang er in Trevigi zur Übergabe. Das langobardiſche Herzogthum Friaul hatte ein Ende.

Friaul, in ſeiner älteſten Ausdehnung, erſtreckte ſich weſtlich vom Tagliamento (nach Andern von der Livenza), öſtlich bis an den Fluß Formio oder Riſano, während Meer und Alpen natürliche Grenzen bildeten. Muratori bemerkt zum Jahre 706, da Herzoge von Ceneda (in der Provinz Treviſo) erwähnt würden, ſo könne das Herzogthum Friaul nicht ſehr ausgedehnt geweſen ſein; doch liegt Ceneda außerhalb der oben beſtimmten Grenzen. Sie ſollten ſich durch die Beſtimmungen Karl's des Großen weſentlich erweitern.

Karl ſetzte den Franken Marcar in die neu errichtete Mark Treviſo ein, mit welcher Friaul verbunden wurde. Im J. 779 war Marcar noch am Leben, wie ein an ihn gerichteter Brief des Papſtes Hadrian III. beweiſt. Mindeſtens 795 hat ihn Heinrich (Erich, Hunrok) erſetzt; denn im genannten Jahre oder dem folgenden zog dieſer Herzog wider die Avaren und nahm einen Ring derſelben, mit unermeßlichen Schätzen, die er nach Aachen brachte [10]). Im J. 799 treffen wir den Herzog beſchäftigt, Liburnien für den großen Karl zu gewinnen; er kam aber hier bei einem Aufruhr in der Stadt Tarſatica ums Leben [11]). Ihm folgte als Herzog Markgraf oder Graf — denn dieſe Namen kommen damals wechſelnd vor — Cadalus oder Cadolaus. Im J. 805 wird er von Karl mit zum Richter über den Herzog Johann von Iſtrien beſtellt; ſpäter hatte er auch das fränkiſche Dalmatien unter ſich, und regulirt 817 mit griechiſchen Abgeſandten die Grenzen zwiſchen den beiden Reichen. Im J. 818 kamen Klagen von Liudewit, Herzog von Nieder-Pannonien, über Cadolaus' Härte und Übermuth vor Kaiſer Ludwig, doch ſtarb der Angeklagte ſchon 819 am Fieber. Sein Nachfolger war Balderich, welcher ſchon Kärnthen verwaltete. Sowol 819 als 820 mußte er gegen den unruhigen, auch ihm feindlichen Liudewit ausziehen, den er im erſten Feldzuge an der Drau ſchlug, und im zweiten, wo auch zwei Heere aus Teutſchland gegen den aufrühriſchen Herzog losbrachen, völlig beſiegte. Ganz Nieder-Pannonien wurde mit Kärnthen und Friaul vereinigt. Als indeſſen Balderich ſpäter ſich Angriffen der Bulgaren nicht mit gehöriger Kraft entgegenſetzte, wurde er 827 oder 828 auf dem Reichstage zu Aachen abgeſetzt, ſeine weitläufige Markgrafſchaft in vier Grafſchaften zerriſſen: Nieder-Pannonien, Kärnthen, Krain und Friaul mit Iſtrien. Nach der Theilung von Verdun fiel Friaul natürlich dem Kaiſer Lothar zu. Im J. 846 oder 848 treffen wir als Markgrafen Eberhard, einen Schwager des Kaiſers Lothar; denn er war mit Giſela, einer Tochter Ludwig's des Frommen, vermählt. Andreas Presbyter bemerkt: Multam fatigationem Longobardi et oppressionem a Sclavorum gente sustinuerunt, usque dum Imperator Forojulianorum Eberhardum Principem constituit. Kaiſer Ludwig II. nennt ihn 855 in einem Schreiben: Eurardus Illustris Comes dilectusque Compater noster. Sein Teſtament, geſchrieben „in Comitatu Tarvisiano in corte nostra Musiestro,“ iſt von Miräus bekannt gemacht, der es aber fälſchlich in das Jahr 837 ſetzt. Es fällt, ſowie der Tod Eber-

9) Schon Rachis hatte ſich der Thronbeſteigung des Deſiderius entgegenſetzen wollen. St. Anſelmus ſcheint gegen ihn die päpſtliche Partei gehalten zu haben, und wurde deshalb auch ins Elend gejagt. Karl verdankte dem Einfluſſe des heiligen Mannes eine große, ihm günſtig geſtimmte Partei.

10) Annal. Fuld. ad ann. 796: Cagam et Jugurro, principibus Hunnorum, civili bello et intestina clade a suis occisis, campus eorum, quem vocant Hringum, primum per Khericum, Ducem Foro-Juliensem, deinde per Pipinum, filium regis, captus et abductus est. Andere ſchreiben die Eroberung Pipin allein zu. Auch ein Slawenfürſt, Waromir, wird als Theilnehmer des Zuges erwähnt.

11) De Rubeis identificirt dieſen Herzog mit dem Hunrok, welcher der Vater oder Groſsvater des ſpätern Herzogs Eberhard von Friaul genannt wird.

Digitized by Google

hard's, wol 867. Seine Güter ſind unter ſeine vier Söhne getheilt, unter denen die älteſten Hunrok und Berengar waren. Der Erſte folgte ihm; aber mindeſtens 875 war ſchon Berengar Herzog von Friaul; er ſteht in den Streitigkeiten um den Kaiſerthron damals auf Seiten Karl's des Kahlen und ſeine Truppen verwüſten Bergamo. Später ſtand er auf der Seite Karl's des Dicken und führte für ihn 883 einen Krieg gegen Guido von Spoleto. In das Jahr 886 fallen die Streitigkeiten des Herzogs mit dem Biſchofe Luitward von Vercelli; um ſie für ſich günſtig zu wenden, erſchien 887 Berengar zu Weiblingen am Hoflager Karl's des Dicken. Wirklich ward der einflußreiche Biſchof durch Intriguen geſtürzt. Im folgenden Jahre nahm Berengar die italieniſche Königskrone, vertrug ſich aber mit Arnulf von Teutſchland, der damals durch das Friaul gezogen iſt. Die Freundſchaft zwiſchen Beiden brach wieder; 895 ſtürzte Arnulf Berengar und gab damals Friaul an Walfried. Dieſer ſtarb aber ſchon 896, und als Berengar 897 Italien wieder eroberte, ſetzte er Grimoald oder Grimald zum Markgrafen von Friaul ein. Die weiteren Verhältniſſe des hernach zur Kaiſerwürde gelangten Berengar gehören nicht hierher; ein abermaliger Verluſt von Verona und Friaul, das 900 von Ludwig von Provence dem Pfalzgrafen Siegbert von der Lombardei verliehen ward, war nur momentan. Im J. 900 kamen übrigens die Ungarn nach Friaul und drangen überhaupt bis Pavia vor; eine Schlacht an der Brenta ging für die Chriſten verloren. Im J. 906 und 932 wiederholte ſich der Einfall des wilden Volkes, das für Friaul eine ſchreckliche Geißel war. Die unruhigen Zeiten von Kaiſer Berengar's Tode (924) bis zur Herrſchaft Otto's I. mögen auch in Friaul die Immunitätsverhältniſſe bedeutend weiter gebildet haben. Unendlich wichtig wurde für Friaul das Jahr 952; denn im Vertrage mit dem beſiegten Könige Berengar behielt ſich Otto die Marken Verona und Friaul ausdrücklich vor, trennte ſie von Italien und ſchlug ſie zum teutſchen Herzogthume Baiern, dem ſein Bruder Heinrich vorſtand. Und in der That kann man dieſe Landſchaften nicht blos der äußern Lage, ſondern auch den innern Verhältniſſen nach als eine Übergangsbildung zu Teutſchland anſehen, wie ſie etwa Piemont zu Frankreich bildet. Als 976 Otto II. Kärnthen von Baiern trennte, ſchlug er auch Friaul dazu, indem ſich übrigens Iſtrien als eigene Markgrafſchaft getrennt hatte. Der ganze Strich öſtlich vom Mincio heißt damals Auſtria, daher die Hauptſtadt der Grafſchaft Friaul jetzt auch wol Cividale d'Auſtria. Im J. 1028 ſchenkte Kaiſer Konrad II. Friaul als Reichslehen dem Patriarchen Poppo von Aquileja, und dieſe Verbindung dauert bis 1415 fort. Wol hatten die geiſtlichen Herren an Venedig, Treviſo, den Grafen von Görz böſe und gefährliche Nachbarn, aber doch befand ſich Friaul zur Hohenſtaufenzeit in ſehr blühendem Stande. Das Land war mit anſehnlichen Städten und einer Menge von Caſtellen bedeckt, deren Beſitzer Caſtellanos hießen. Der Adel war zahlreich und angeſehen. Die Caſtellane und Städte hielten ihre Parlamente; unter den letzteren waren noch Cividale und das volkreiche, durch Handel blühende Gemona die bedeutendſten, doch kommt gegen Ende des 13. Jahrh. auch Udine empor. Die Streitigkeiten zwiſchen Welfen und Ghibellinen trugen zur Bevölkerung von Friaul bei; denn jeder vertriebene Edle glaubte in Friaul ſicher zu ſein; ſo hatte Gemona z. B. eine große Anzahl florentiniſcher Familien in ſeinen Mauern, innerhalb deren meiſtens auch Konrad III. geraſtet. Der ganze teutſch-italieniſche Handel in der Richtung auf Venedig wurde damals durch Friaul vermittelt. Innere Unruhen hatten beſonders gegen Ende des 14. Jahrh. das Glück Friauls gemindert, die Macht der Patriarchen war ſehr geſunken und ſchon lange hatte ſich eine venetianiſche Partei gebildet. Der großen Republik war Friaul wegen der Handelsverbindungen überaus wichtig. Der Patriarch Ludwig von Teck ſchloß 1415, als ſich ſchon die meiſten Stände mit Wahrung ihrer Privilegien an Venedig ergeben hatten, mit dieſem Staate einen Vertrag, nach welchem er Aquileja, St. Daniele und St. Vito behielt. Die Grafen von Görz wurden Vaſallen von Venedig, andere Striche wurden öſterreichiſch; eine ſchöne Landſchaft war für germaniſches Leben verloren, und Kaiſer Siegmund nicht der Mann, ſie zu erhalten, überdies den Venedigern 400,000 Thaler ſchuldig [12]).

Rechtlich unbeſtritten war für Venedig das Beſitzthum nicht; das Reich, das Erzhaus Öſterreich, der Papſt gaben ihre Rechte und Proteſte nicht auf. Aber gefährliche Zeiten kamen in Wirklichkeit erſt 1509 mit der Ligue von Cambray. Friaul ſollte nach Maximilian's Planen der Republik mit entriſſen und dem Erzhauſe erworben werden. Der Krieg wurde mit abwechſelndem Glücke geführt, nahm durchaus den Charakter von Brandſchatzungsunternehmungen an und verödete das Land auf ſchreckliche Weiſe. Das erfolgloſe Reſultat iſt bekannt; 1515 nahmen die Venetianer Friaul wieder in Beſitz [13]). Jedoch hörten auch ſpäter die Streitigkeiten zwiſchen Öſterreich und Venedig über Friaul nicht auf, wenigſtens wurde auch der Krieg zwiſchen beiden Mächten, 1615—1617, meiſt in Friaul geführt. Den langen Zwiſt über den Sprengel von Aquileja ſchlichtete Papſt Benedict XIV. 1751 alſo, daß jenes alte Patriarchat ganz aufgehoben, zu Görz ein Erzbisthum für das öſterreichiſche, zu Udine eins für das venetianiſche Friaul errichtet wurde. Zu Öſterrei-

12) „Die Herzoge von Baiern und ſpäter von Kärnthen waren lange zugleich die Fürſten dieſer welſchen Landſchaft, die ſich erſt allmälig von ihrer Gewalt eximirte; aber auch die eximirten Theile trugen frühre ein teutſcheres Gepräge, als irgend ein anderes geiſtliches Fürſtenthum in Italien. Noch lange richteten Grafen in Verona, als ſchon in der ganzen übrigen Lombardei die Biſchöfe Grafenrechte erworben hatten, und noch lange waren in der Mark Verona und Friaul ritterliche Geſchlechter mächtig und angeſehen, als in der Lombardei ſchon alle öffentliche Gewalt in die Hände ſtädtiſcher Behörden gekommen war. Erſt die venetianiſche Herrſchaft erzeugte ein uniformeres italieniſches Ausſehen auch in dieſen Gegenden." Leo, Ital. Geſchichte I. S. 14 fg. 13) P. Henterus ſagt über dieſen Krieg (VII, 3): maxime calamitosum gerebatur bellum, nunc Germani, nunc Veneti erant superiores, aliquando a propria nobilitate indignis tractabantur modis, ubique clades, moeror, luctus, caedes, direptiones, incendia, vis atque injuria conspiciebantur.

Digitized by Google

chiſch-Friaul, 1785: 67 □Meilen, 119,000 Einwohner, zum öſterreichiſchen Kreiſe gehörig, gehörten die Hauptmannſchaft Tolmino, die Grafſchaften Görz und Gradiſca und das Gebiet von Aquileja. Venetianiſch-Friaul, Patria di Friuli (1755: 342,158 Einwohner, 400,000 Dukaten Einkünfte), zerfiel in verſchiedene Grafſchaften, von denen einige in den Händen venetianiſcher Nobilis waren. Die Beſitzer der adeligen Güter hatten zum Theil die Civilgerichtsbarkeit; doch konnte man an den Staatsrepräſentanten in Udine appelliren, und die Criminaljuſtiz hatte ſich die Republik vorbehalten. Sie führte auch das Wappen von Friaul, einen goldenen gekrönten Adler im Blau, im Schilde.

Als das venetianiſche Gebiet in Folge des Friedens vom Campo Formio an Öſterreich überging, bildete dies aus dem größten Theile des venetianiſchen Friaul den Kreis Udine 1797. Schon 1805 fiel es an das Königreich Italien und wurde 1808 bei einem erfolgten Austauſch durch den im Weſten des Liſonzo liegenden Strich des öſterreichiſchen Friaul vergrößert. Das Ganze erhielt den Namen Departement Paſſeriano, von einem Schloſſe des letzten Dogen bei Codroipo. Es umfaßte 53 □Meilen, 365,000 Einwohner, und hatte Udine zur Hauptſtadt. Duroc führte bekanntlich den Titel: Herzog von Friaul. Im J. 1809 verlor Öſterreich auch das teutſche Friaul an die illyriſchen Provinzen, erhielt aber nach Napoleon's Falle das Ganze wieder. Jetzt bildet das früher venetianiſche die Delegation Udine im Gubernium Venedig des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs (ſ. d. Art. Udine), das teutſche bildet den Kreis Görz im trieſter Gubernium des Königreichs Illyrien.

Vergl. *Paolo Fistulario*, Della geografia antica del Friuli dalle età piu remote suio ai tempi di Constantino il grande. (Udine 1775.) Notizie delle cose del Friuli scritte secondo i tempi da Gian-Giuseppe *Liruti*, Signor di Villa fredda. (Udine 1777.) Die beſte Karte von Cima. (*Daniel*.)

FRICCO, der ſchwediſche Gott der Fruchtbarkeit, war der dritte der die Götterdreiheit bildenden Götter, welche im berühmten Tempel zu Upſala verehrt wurden. Von Fricco und ſeinem Verhältniſſe zu den beiden andern Gottheiten gibt Adam von Bremen folgende Auskunft. In dem ganz aus Gold bereiteten [1]) (d. h. wol überall vergoldeten) Tempel verehrt das Volk die Bildſäulen [2]) dreier Götter, ſodaß der mächtigſte derſelben, Thor, in der Mitte eine Bank für ſich hat (d. h. einen Hochſitz) hat. Auf dieſer und jener Seite haben ihre Stelle Wodan und Fricco. Ihre Bedeutungen ſind dieſer Art: Thor herrſcht in der Luft; er regiert über die Donner und Blitze, Winde, Regen und heitere Witterungen und Früchte. Der andere, Wodan, d. i. der Stärkere, leitet die Kriege (Schlachten) und ertheilt die Tapferkeit der Menſchen wider die Feinde. Der dritte iſt Fricco, welcher den Sterblichen Frieden und Vergnügen [3]) (Wolluſt) ſchenkt [4]). Auch geſtalten ſie ſein Bildniß mit einem ungeheuren großen Geſchlechtsgliede. Den Wodan aber bilden [5]) ſie bewaffnet, wie die Unſrigen, ſagt Adam von Bremen weiter, den Mars zu bilden pflegen [6]). Thor aber mit dem Scepter [7]) ſcheint den Jupiter auszudrücken. Sie verehren auch aus Menſchen gemachte Götter, welche ſie für ausgezeichnete große Thaten mit der Unſterblichkeit beſchenken, wie man in der Vita sancti Ansgarii lieſt, daß mit dem Könige Hericus (Erich) geſchehen [8]); allen Göttern ſeien nämlich Prieſter zugetheilt, daß ſie die Opfer des Volkes darbringen. Wenn Peſt und Hungersnoth droht, opfern ſie Thor'n, wenn Krieg dem Wodan, wenn Hochzeiten zu feiern ſind, dem Fricco. Aus dem, was Adam ſagt, geht hervor, daß Fricco nicht für einen nach ſeinem Tode göttlich verehrten Menſchen galt, ſondern erſt ſpäter dazu gemacht wurde [9]). Wenn alſo Freyr in der Ynglinga-Saga [10]) zu einem Menſchen gemacht iſt, ſo iſt dieſes in dem Geiſte geſchehen, wie ebendaſelbſt auch die Odhin's-, die Niörd's- und die Freya's-Sage in vermeintliche Menſchengeſchichte umgewandelt iſt. Daß der Fricco mit dem Freyr der Edda und der Ynglinga-Saga eine und dieſelbe Gottheit iſt, geht aus der Vergleichung beider hervor. Nach der Gylfaginning [11]) ſcheint Freyr zwar im erſten Theile, was ſie darüber enthält, von Fricco verſchieden; denn ſie ſagt, Freyr herrſche über Regen und Sonnenſchein, und damit über den Zuwachs [12]) (d. h. die Fruchtbarkeit) der Erde, welches die Schweden dem Thor zuſchrieben [13]); und es iſt, fährt die Gylfaginning fort, gut, ihn anzurufen um fruchtbares Jahr, wogegen die Schweden, wenn Hungersnoth drohte, dem Thor opfer-

1) Adam von Bremen (Historia Ecclesiast. Cap. 233. Lib. IV. §. 91—94 [ap. *Lindenbrogium*, Scriptt. Rer. German. Septt. p. 62]) ſagt: In hoc templo, quod totum ex auro paratum est etc. 2) statuas trium Deorum; da zur Verzierung des Tempels ſoviel Gold verwendet war, daß die Sage ging, er ſei ganz aus Gold gefertigt, ſo läßt ſich annehmen, daß wenigſtens die Bildſäulen aus Gold gefertigt waren.

3) Tertius est *Fricco*, pacem voluptatemque largiens. 4) Cujus etiam simulachrum fingunt ingenti Priapo. 5) sculpunt. 6) sculpere solent. 7) Dachten ſich die Schweden den Thor, wie die Nordmannen (in engerer Bedeutung, d. h. die Norweger) und ihre Abkömmlinge, die Isländer, ausgerüſtet; ſo war es eigentlich kein sceptrum, wie es Adam von Bremen nennt, ſondern ein Hammer (der Donnerhammer). 8) Eigentlich ſagt Adam von Bremen: sicut in vita sancti Ansgarii legitur Hericus Rex fecisse. Aber in der genannten Lebensbeſchreibung (Cap. 26 ap. *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. Tom. II. p. 711) wird erzählt, daß der längſt geſtorbene König der Schweden unter die Götter aufgenommen, ihm ein Tempel gebaut und bei ihm als einem Gotte Gelübde gethan und Opfer gebracht wurden. 9) Nach der Historia Norvagica apud *Olaum Wormium* in Mon. Dan. p. 11 war Fricco ein Skythe und ward von Odhin unter die aſiatiſchen Götter (die Aſen) verſetzt. Joh. Georg Wachter (Glossar. Germ. col. 486) hat hierüber folgende Vermuthung: *Fricco*, libidinis Deus apud Septemtrionales, forte in numerum Deorum receptus ob virilis membri magnitudinem, ut Priapus apud Lampsacenos. 10) Cap. 12 in Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla), überſetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 35. 11) Cap. 24 in der Snorra-Edda, Ausgabe von Rask S. 28. 12) raedhr fyri ragni ok skini sólar oc thar medh Awexti jarthar. 13) Adam von Bremen ſagt: *Thor*, inquiunt, praesidet in aëre, qui tonitrua et fulmina (über welche auch der norwegiſche Thor herrſcht), ventos (über den Gang des Windes herrſcht nach der Edda, Gylfaginning Cap. 23. S. 27 Niördhr, Freyr's Vater) *imbresque*, *serena et fruges* gubernat, welches bei den Norwegern Freyr thut.

Digitized by Google

ten, und um Frieden [14]), wie Adam von Bremen auch von Fricco ſagt: pacem — — largiens mortalibus. Die Gylfaginning ſchließt: „hann raedhr ok fésaelu manna, er (Freyr) herrſcht auch über die Reichthumglücklichkeit der Menſchen," welches aus dem fließet, daß Freyr über den Frieden herrſcht; denn im Kriege und auch durch innere Unruhen (denn fridhr bezieht ſich vornehmlich auf den Landfrieden) verlieren die Menſchen ihre Habe. Daß dieſes die richtige Auffaſſung, lehrt Snorri Sturluſon in der Ynglinga-Saga, indem er von Freyr als drittem Könige von Schweden, nämlich als dem Nachfolger ſeines Vaters Niördhr [15]), ſagt: In ſeinen (Freyr's) Tagen hob ſich Frodhi's Friede an; da war auch fruchtbare Zeit (ár) durch alle Länder. Die Schweden ſchrieben dieſes Freyr'n zu. Er ward um ſo mehr verehrt, als die andern Gottheiten, als in ſeinen Tagen das Volk des Landes reicher ward, als vorher, von dem Frieden und der fruchtbaren Zeit. Der Frodhafridhr (Frodhi's Friede) wird einem däniſchen Könige dieſes Namens zugeſchrieben, welcher dadurch den Bezeichnungsnamen Fridh-Frodhi [16]) erhalten hat. Er bewirkte den Frieden durch ſeine ſtrengen Geſetze. Er ließ goldene Armbänder von ſchwerem Gewicht an Kreuzwegen anſchlagen, und ſo groß war die Furcht vor ihm, daß kein Räuber und Dieb das Gold zu nehmen wagte [17]). Niemand ſchadete dem Andern, obgleich er den Tödter ſeines Vaters oder ſeines Bruders los oder gebunden vor ſich hatte [18]). Dichteriſch ward ein feſter oder heiliger Friede Frodha-Fridhr [19]) genannt. Urſprünglich hieß er, wie ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthen läßt, wol däniſch und ſchwediſch Frö-Fridhr (Frö's-Friede), norwegiſch und isländiſch Freys-Fridhr (Freyr's-Friede), ſchwediſch Frigga-Fridhr (Friggi's-, oder in teutſcher Namensform Fricco's-Friede), und war als geheiligter Friede von dem Gotte des Friedens genannt, und erſt ſpäter knüpfte man ihn an den König Frodhi und nannte ihn nach demſelben. Wenn Saxo Grammaticus [20]) ſagt, daß die Schweden das Opfer von ſchwarzen Opferthieren, welches von Hading, welcher Schiffbruch erlitten, dem Gotte Frö gebracht wurde, Fröbloth (Fröopfer) nennen, ſo muß man ſchließen, daß Frö und Fricco entweder zwei ganz nahe verwandte Götter, oder aber ein und derſelbe Gott in etwas verſchiedener Namensform waren. Die Verwandtſchaft Frö's mit Freyr ohne Zeichen des Nominativs Frey erhellt auch daraus, daß Freyr's Vater, Niördhr, nach der Edda über den Gang des Windes herrſcht und bei Seefahrten anzurufen iſt, und Hading, welcher durch ein Unwetter ſeine Flotte verloren, dem Gotte Frö ein Opfer von ſchwarzen Opferthieren bringt, welchen Opferbrauch er dann jährlich wiederholt und ſo auf die Nachwelt bringt. Wenn wir geſehen haben, daß Freyr und Fricco eine und dieſelbe Gottheit ſind, weil ſie beide den Sterblichen den Frieden ſchenken, ſo hat doch Fricco eine umfaſſendere Bedeutung, als Freyr, darin, daß Erſterer den Sterblichen die Wolluſt ſchenkte, und ihm bei der Feier von Hochzeiten geopfert ward. Warum dieſes im Betreff Freyr's nicht ſtatthat, kommt daher, daß Freyr in zwei Weſen erſcheint, nämlich als ſolcher und als ſeine Schweſter Freya, welche Liebes- und Hochzeitgöttin iſt, wie wir in dem Artikel Freia S. 428. 429 entwickelt haben. Was bei den Norwegern und ihren Abkömmlingen, den Isländern, dieſe war, war alſo bei den Schweden Fricco. Hierbei muß in Betrachtung gezogen werden, daß Freia und Frigg, wie wir ebendaſelbſt S. 418—424 gezeigt haben, urſprünglich ein Weſen waren. Da nun Freia und Fricco beide die Gottheiten, jene bei den Nordhmenn und dieſe bei den Swiar (Schweden) waren, ſo leitet uns dieſes auf die Namensform, welche im Altnordiſchen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Fricco hatte, nämlich Friggi, ſodaß eine Gottheit bei den Schweden Friggi, welcher ein Gott, und eine Gottheit bei den Nordhmenn Frigg, welches eine Göttin iſt, war [21]). Sowie wir im Teutſchen Frigg

14) ok á hann er gott at heita til árs ok frithar. 15) Snorri Sturluſon (Ynglinga-Saga Cap. 12 bei Ferd. Wachter a. a. O. S. 35) ſagt nämlich kurz zuvor: „Er (Freyr) war, wie ſein Vater, freundglücklich (winsaell) und glücklich durch fruchtbare Zeit (ársaell);" und Cap. 11 (S. 33): „In ſeinen (Niördhr's) Tagen war allguter Friede, und ſo große Erzeugnißfülle aller Art (allskonar ár), daß die Schweden glaubten, Niördhr walte über Erzeugnißfülle (ár) und über Reichthumsglück (fésaela) der Menſchen." Dieſes nach der Götterſage, wo in der Gylfaginning Cap. 21 (S. 97) geſagt wird: „Er (Niördhr) iſt ſo reich und güterglücklich (audhigr ok fésaell), daß er denen Ländereien (audhlönd) und bewegliches Gut (Schätze, Geld, lausafé) ertheilen kann, die ihn darum anrufen." Voraus geht: „Er herrſcht über den Gang des Windes und ſtillt See und Feuer; ihn ſoll man anrufen bei Seefahrten und beim Fiſchfang." Die Isländer brauchten den Ausdruck: audhigr sem Niördhr, reich, wie Niördhr (ſ. Vatnsdaela-Saga, Ausgabe von Werlauff, S. 692). Unter den dichteriſchen Bezeichnungen (Kenningar) oder Umſchreibungen werden in den Skáldskaparmál Cap. 6. S. 103 in Beziehung auf Niördhr aufgeführt: fégiafa-gudh, Gott der Geldgaben, der Geſchenke an Gold, Silber und andern Schätzen, und Cap. 7. S. 104: für Freyr: ár-gudh ok fégiafa, Gott der fruchtbaren Zeit und der Geldgaben, Geſchenke an Geld oder ſonſtigen Schätzen. In der Arinbiarnar-Drápa (Ehrengedicht mit Schaltverſen auf Arinbiörn) Str. 18 (in der Egils-Saga, kopenhagener Ausgabe von 1809. S. 669. 670) ſingt Egill Skalagrimsſon: En Griót-biörn um gaegdan hefir Freyr ok Niördhr at fiár-afli. Aber den Geſtein-Bären (d. h. den Bären des aus Steinen gebauten Herdes, welches Umſchreibung des Herd-Bär bedeutenden Namens Arinbiörn iſt) hat (haben) begnügt (d. h. zur Gnüge bereichert) Freyr und Niördhr an Geldes-Stärke (Vermögensmacht). 16) Snorri Sturluſon, Ynglinga-Saga Cap. 14 bei Ferd. Wachter a. a. O. S. 38. 17) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. V., Ausgabe von Stephanius S. 92. 95; Skáldskaparmál Cap. 43, Ausgabe der Snorra-Edda von Rask S. 116. 18) Skáldskaparmál a. a. O.

19) ſ. das I. Lied von Helgi dem Hundingstödter Str. 13 bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. I. Bds. 2. Abth. S. 108. 20) Lib. I. p. 16, wo Saxo Grammaticus den Frö Deus nennt; aber p. 42 drückt er ſich aus: Frö deorum satrapa, und ſagt, er habe ſeinen Sitz nicht weit von Upſala genommen, wo er den alten, von ſo vielen Völkern und ſo viele Jahrhunderte ausgeübten Opferbrauch (litationis morem) verändert und dafür Menſchenopfer eingeführt. 21) Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. I. Th. S. 253: Fricco ſei Freyr; in den Hauptzügen ſtimmen Adam und Snorri überein. Der Name aber erinnere an die Göttin Frigg, mit welcher zu Adam's Zeit Fricco irgend eine religiöſe Verbindung gehabt habe und eine Doppelnatur geweſen zu ſein ſcheine, da ſein Name ein Weib, ſein Phallus den Mann bezeichne." Aber er hat wol nicht Frigg, ſondern Friggi geheißen,

Digitized by Google

noch jetzt in der Namensform Frick [21]) (die alte Frich) finden, ſo muß man ſchließen, daß Fricco aus Friggi erſt im Teutſchen dieſe Bildung erhalten hat, ohne jedoch, wie Manche [22]) annehmen, eine Entſtellung aus Frey (mit dem Zeichen des Nominativs Freyr) zu ſein. Wo die altnordiſche Sprache gg zu haben pflegt, hat die angelſächſiſche cg und die althochteutſche cc oder kk, d. h. wenn nach g oder k ableitendes i im Spiel iſt; z. B. altnordiſch egg (acies), angelſächſiſch ecg, althochteutſch ekki; altnordiſch bryggia (pons), angelſächſiſch brycge, althochteutſch prukkâ; altnordiſch hryggr (dorsum), angelſächſiſch hrycg, althochteutſch hrukki, folglich altnordiſch Frigg, angelſächſiſch Fricg, althochteutſch *Frikka*, *Frikkia* [23]). Unter den männlichen Eigennamen im Catalogus nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati. Ex vetustissimo Codice Monasterii S. Galli ordine descriptus. Cap. I. [24]) De nominibus propriis masculinis in Alamannia Theutonica [25]) findet man als einen und denſelben Namen aufgeführt: Friccho, Fricho, Frich, Frih, welches erſtere Fricco, Frikko, auszuſprechen iſt. Die Form Frih, ſprich Frigg, kann auf die Ableitung von fri, in der Beugung frig (frei), führen, und dieſes iſt von Fro, Herr, abzuleiten und als mit dem gothiſchen frion, altnordiſch fria, verwandt anzunehmen [27]), ſodaß Fricco ſeinen Namen von der Liebe, als Gott der Geſchlechtsluſt, erhalten hat. Joh. Georg Wachter ſtellt zu Fricco, libidinis Deus [28]), das altnordiſche *frygd*, libido im Ind. Verel. (welches auch jetzt noch im Isländiſchen, bei Biörn Haldorſon: „*Frygd*, f., voluptas, Vellyst,“ Wolluſt bedeutet, und alſo auf Fricco in nordiſcher Form Friggi ganz paßt); ferner das angelſächſiſche friclan, appetere, *friclo*, appetitus [29]), das althochteutſche *frechi*, avaritia [30]), das gothiſche faihu-*frikai* [31]), avari, pecuniae cupidi, faihu-frikeins [32]), concupiscentiae, das niederländiſche vrek, avarus, habendi cupidus, vrekheit, avaritia.

(*Ferdinand Wachter.*)

FRICK, 1) Johann, geb. am 17. Oct. 1634, der Sohn eines Webers, zeigte früh Anlagen und Neigung zum gelehrten Stande. Den Schulen ſeiner Vaterſtadt verdankte er den erſten Elementarunterricht. Im J. 1644 ward er Zögling des Gymnaſiums zu Ulm. Der Cantor Bodenſtein unterrichtete ihn in der Muſik. Er machte darin raſche Fortſchritte, und erleichterte als Chorſchüler ſeinen unbemittelten Ältern die Sorge für ſeine Subſiſtenz. Im J. 1655 begab er ſich nach Straßburg. Seine dort begonnenen theologiſchen Studien ſetzte er ſeit 1660 in Tübingen fort. Durch Vertheidigung ſeiner Diſſertation: De quibusdam casibus conscientiae, hatte er in Straßburg die Magiſterwürde erlangt. Seit 1661 vicarirte er zu Ulm als Profeſſor der Logik. Eine ordentliche Profeſſur in der genannten Wiſſenſchaft erhielt er 1664. Von einer Pfarrſtelle in Jungingen, die er 1666 erhalten hatte, ward er zwei Jahre nachher zum Diakonus an der Dreifaltigkeitskirche zu Ulm befördert. Er ſtarb dort als Prediger am Münſter den 18. Sept. 1689. Materien der Logik und Metaphyſik bildeten den Inhalt des größern Theils ſeiner Programme, auf die ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beſchränkte. Er ſchrieb: De dicto de omni et nullo (Ulmae 1676. 4.); De causa formali (ibid. 1679. 4); De Enunciationibus exclusivis (ibid. 1680. 4.); De Demonstratione in practicis disciplinis (ibid. 1680. 4.); De Syllogismo Pseudographo (ibid. 1682. 4.); De Materia (ibid. 1684. 4.) u. a. m. Von beſonderer Wichtigkeit war ein von Fricke zu Ulm 1680 herausgegebenes Werk, in welchem er die angeblichen Irrthümer Jacob Böhme's aus deſſen eigenen Schriften, zugleich aber auch aus der Bibel zu widerlegen ſuchte. Dies Werk ſcheint großes Intereſſe erregt zu haben, weil es 1729 die vierte Auflage erlebte. Eine Art von Polemik, gegen den Magiſter Simon Bornmeiſter gerichtet, enthält das von Frick verfaßte „philoſophiſch-theologiſche Bedenken von den Kometen, nebſt gründlicher Erweiſung, daß ſie Vorboten der Strafe und göttliche Zornzeichen ſeien.“ Auch dies Werk, zu Ulm 1681 in Quart gedruckt, erlebte 1687 eine zweite Auflage. Seine zu Ulm 1689 erſchienene gründliche Ausführung, warum die evangeliſch-lutheriſche Lehre der reformirten und römiſch-katholiſchen vorzuziehen ſei, enthält in einem Anhange zwei Predigten, durch die er eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten zu bezwecken ſuchte [1]).

welches eine der gewöhnlichſten Formen für männliche Eigennamen iſt. Im Betreff des Gottes vergl. *Verelius*, Notae ad Herverar-S. p. 48 und Dalin, Geſchichte des Reiches Schweden, aus dem Schwediſchen überſetzt durch J. Benzelſtierna und J. K. Döhnert. I. Bd. S. 69: „Den Gott Frigi oder Frey hielt man für den Schutzgott aller Wikinger.“ Dieſes ſcheint dem Fricco oder Freyr als Gotte des Friedens zu widerſprechen. Da aber Freyr in den Stammbaum nordiſcher Herrſchergeſchlechter aufgenommen war, ſo mußte man ſich Freyr'n auch als den Helden günſtig denken. So z. B. wird von Thiodolf von Hwin im Ynglingatal (in der Ynglinga-Saga Cap. 33 bei Ferd. Wachter a. a. O. S. 88) König Adil's Freys âttungr, Freyr's Geſchlechtsling, Freyr's Blutsfreund, d. h. einer aus der Nachkommenſchaft Freyr's, genannt. Daher iſt nicht wahrſcheinlich, daß, wie Finn Magnuſen (Lex. Mythol. p. 371) annimmt, Fricco ein hermaphroditiſches Götzenbild geweſen. Wenn Fricco und Freyr auch urſprünglich ein Weſen mit Frigg und Freya waren, ſo nöthigt dieſes doch nicht, ſie als Zwitter anzunehmen, ſondern es wurden zwei Gottheiten von verſchiedenem Geſchlecht aus der einen früheren gemacht.

22) Die Frick lebt noch in der Ukermark im Volksglauben als des Teufels Großmutter und als böſes Zauberweib, wozu die Göttin durch chriſtlichen Einfluß gemacht iſt; ſ. das Nähere bei Kühn und Schwarz, Norddeutſche Sagen, Mährchen und Gebräuche. (Leipzig 1848.) S. XXIII. 66. 67. 319—321. 414. 415. 508. 23) Nach Ihre (Gloss. s. v. *Frigga*. I. T. p. 599) und darnach nach Rühs (Geſchichte Schwedens. 1. Th. S. 33) war der Name des zu Upſala verehrten Idols „vielleicht Frey, der durch Adam in Fricco entſtellt worden iſt.“ Nach Finn Magnuſen (Lex. Mythol. p. 371) iſt *Fricco* aus dem ſchwediſchen Frigod oder Freigod (Freyus Deus) verdorben. 24) Jac. Grimm, Deutſche Mythologie S. 190—191. 25) Macht den Gegenſatz zu Cap. II. De nominibus propriis masculinis in Alamannia Curiensi et Burgundionensi. 26) Bei *Goldast*, Rer. Alaman. Scriptt. T. II. Edit. III. p. 99. 27) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 48. Th. S. 324. 28) Glossar. Germ. col. 486.

29) Bei *Somner*, Dict. AS. 30) Gloss. Boxhorn. und bei *Notker*, Psalm. CXVIII. 31) Goth. Bibelüberſ. Luc. XVI, 14. 32) Ebendaſelbſt Marc. VII, 22.

1) Vergl. M. G. L. Strohmeyer's Leichenpredigt auf J. Frick. (Ulm 1689.) Hartenſtein in ſeiner Abhandlung: De fa-

2) **Johann**, Sohn des Vorigen, geb. am 30. Dec. 1670 zu Ulm, bezog 1689 die Univerſität zu Leipzig, nachdem er kurz zuvor in dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt unter dem Vorſitz des Profeſſors Strohmeyer eine philoſophiſche Abhandlung (De causa Morali. [Ulmae 1689. 4.]) vertheidigt hatte. Durch drei öffentliche Disputationen[2]) erwarb er ſich in Leipzig die Magiſterwürde, die Freiheit, Collegien zu leſen und die Stelle eines Aſſeſſors der philoſophiſchen Facultät. Mit großem Eifer widmete er ſich ſeinen theologiſchen Studien. Er trat in das Collegium Anthologicum und ward Mitglied der donnerstägigen großen Predigergeſellſchaft. Auch in literariſcher Beziehung war er thätig als fleißiger Mitarbeiter an den Actis Eruditorum. Förderlich war ihm dabei die Bekanntſchaft und das Wohlwollen der Profeſſoren Ittig und Carpzov, die ihm die freie Benutzung ihrer reichhaltigen Bibliotheken geſtatteten. Er ward dadurch veranlaßt, eine neue Ausgabe der Septuaginta zu beſorgen[3]). Einer ähnlichen Arbeit unterzog er ſich bei dem von Morhof herausgegebenen Polyhiſtor[4]). Auf Carpzov's Empfehlung ging Frick 1698 nach Weimar, wo er nach gehaltener Probepredigt von dem Herzog Wilhelm Ernſt zum Archidiakonus in Ilmenau ernannt, und bald nachher in Weimar examinirt und ordinirt ward. Ehe er ſein Amt antrat, begab er ſich mit Erlaubniß des Herzogs in ſeine Vaterſtadt Ulm zurück. Getrübt ward dort das Wiederſehen ſeiner Verwandten und Freunde durch eine lebensgefährliche Krankheit, die ihm die Rückkehr nach Sachſen unmöglich machte. Der Rath zu Ulm ernannte den wieder Geneſenen zum Pfarrer in Pfuhl. Im J. 1699 trat er dieſe Stelle an, nachdem er die Erlaubniß dazu von dem Herzoge von Weimar ausgewirkt hatte. Unter dem Namen Euſebius Pacianus gab er um dieſe Zeit (1701) zu Irenopoli (Frankfurt) eine polemiſche Schrift heraus unter dem Titel: Epistolae Irenicae, ad summos viros theologos Lipsienses missae, addita et ad Studiosos juvenes paraenetica. Um dieſe Zeit ward Frick Prediger im Münſter zu Ulm, 1712 Profeſſor der Theologie, und 1728 Senior des Miniſteriums und Scholarch. Er ſtarb am 2. März 1739.

In allgemeiner Achtung ſtand Frick wegen ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit und ſeines Rednertalents auf der Kanzel und dem Katheder. Er beſaß umfaſſende theologiſche und philoſophiſche Kenntniſſe. Bewandert war er vorzüglich in der Kirchengeſchichte und Patriſtik. Dabei war er ein Mann von raſtloſer Thätigkeit und ſehr gewiſſenhaft in der Erfüllung ſeines Berufs. Seine geregelte Lebensweiſe und die genaue Eintheilung ſeiner Zeit gönnten ihm noch Muße zu mannichfachen literariſchen Arbeiten. Als Schriftſteller war er nicht frei von einer Hinneigung zur theologiſchen Polemik. Eine heftige literariſche Fehde entſpann ſich zwiſchen ihm und dem helmſtedtiſchen Theologen Johann Fabricius. In einer eigenen Schrift, welche Frick 1707 ohne Angabe des Druckorts unter dem Namen Johann Warnefried herausgegeben hatte, ſuchte er die von Fabricius aufgeſtellte Behauptung zu widerlegen: daß zwiſchen der augsburgiſchen Confeſſion und der römiſch-katholiſchen Glaubenslehre kein weſentlicher Unterſchied vorhanden ſei, und daß die Anhänger beider Religionsparteien ſelig werden könnten. Als Antwort auf ein von Fabricius 1707 zu Helmſtedt herausgegebenes „Sendſchreiben an einen guten Freund über die Erörterung Johann Warnefried's" ſchrieb Frick noch ſeinen „Grund der Wahrheit von dem großen Hauptunterſchiede der evangeliſchen und römiſch-katholiſchen Religion. Dieſe Schrift erſchien 1707, ebenfalls ohne Angabe des Druckorts[5]). Gegen Fabricius, an den Leipziger Profeſſor Thomas Ittig gerichtet war auch das von Frick verfaßte Werk: Britannia rectius de Lutheranis edocta, seu de Fide Lutheranorum in Romanam minime prona, et de orta apud Britannos e libello Helmstadiensi scandale epistolica diatribe scripta. (Ulmae 1709. 4.)[6]). Einen entſchiedenen Gegner fanden an F. die Verſuche, den Urſprung des päpſtlichen Primats und den der despotiſchen Gewalt des heiligen Vaters in Glaubensſachen aus den Streitigkeiten des Papſtes Zoſimus mit der afrikaniſchen Kirche im fünften Jahrh. und aus einzelnen Beiſpielen in der Kirchengeſchichte und Patriſtik herzuleiten. Frick erörterte dieſen Gegenſtand in der Schrift: Inclementia Clementis examinata, h. e. Bulla Clementis Papae XI. adversus *P. Quesnelli* observationes etc. protrusa cum fulmine, nunc gemina dissertatione discussa. (Ulmae 1714.)[7]) Hierher gehört auch die von Frick verfaßte, eine Einleitung zur Geſchichte des Janſenismus enthaltende Vorrede zu der Schrift: „Die Bulla unigenitus oder Clementis XI. Conſtitution wider die Anmerkungen des Pater Quesnel zum Neuen Teſtament, mit vielen Stellen der heiligen Schrift und der alten Väter beleuchtet." (1714, ohne Angabe des Druckorts)[8]). Gegen dieſe Schrift richtete der Pater Bernhard Deſirant ſeinen Augustinus vindicatus. Auch erſchienen dagegen Dissertationes polemicae pro Bulla Unigenitus, verfaßt von dem Pater Leopold in Augsburg und daſelbſt 1717 herausgegeben. Den ebengenannten Jeſuiten, der das päpſtliche Primat in Schutz genommen hatte, widerlegte Frick in der Diss. solemn.

tis Logicae in Gymnas. Ulmens. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm S. 246 fg.

2) De tenebris tempore salutiferae passionis orbi suffusis. (Lips. 1692. 4.) De ortu Philosophiae Graecorum. (Ibid. 1695. 4.) De legione fulminatrice. (Ibid. 1696. 4.) 3) Biblia Vet. et Nov. Test. Graeca, cum Praefat. *Jo. Frickii* Historiam LXX Interpr. Vers. tradente, seu Prolegomena editioni Lipsiensi τῶν LXX Anno 1697 praemissa. (Lips. 1697.) 4) Interpretationes in *Morhofii* Polyhist. Litter. Libri IV posteriores, nempe IV. Grammaticus; V. Criticus; VI. Oratorius; VII. Poeticus. (Lips. 1698.)

5) Vergleiche darüber, wie über die ganze literariſche Fehde, Walch's Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. 1. Th. S. 369 fg. Unſchuldige Nachrichten u. ſ. w. 1707. S. 911 fg. 6) a. a. O. 1709. S. 46 fg. 7) Beigefügt iſt dieſer Schrift: Instrumentum Appellationis a Constitutione Unigenitus Clementis PP. XI ad Concilium generale futurum, per IV illustrissimos Galliae Episcopos interpositae in Comitiis sacrae facultatis Parisiensis, quae et ipsa appellatione adhaesit. 4. Insulis Flandrorum. Vergl. Acta Erud. Lips. Anno 1715, mense Jul. p. 292 sq. 8) Vergl. Zufällige Relationen u. ſ. w. 2. Th. S. 180 fg.

Digitized by Google

de Culpa Schismatis Protestantibus immerito imputata, in Jubilaeo II. Evangelico habita (Ulmae 1717. 4.) und die Abhandlung: Zosimus in Clemente XI. redivivus; contra Christoph. Leopoldium, Jesuitam Augustanum. (Ulmae 1719. 4.)[9]). Unter mehren einzeln gedruckten Predigten iſt vorzüglich eine über Galat. 5, 7—10 bemerkenswerth, weil Frick darin den durch die Schriften Johann Denhard's verbreiteten religiöſen Separatismus bekämpfte. Er hielt dieſe Predigt zu Gingen im Thal am 21. Sept. 1721. Viel Gelehrſamkeit und Scharfſinn bot Frick auf, um die durch Richard Simon, J. G. Voſſius, Maſſuet, Morini, Whiſton u. a. Theologen verbreiteten Irrthümer und ſchwärmeriſchen Anſichten zu widerlegen. Er that dies in der Schrift: De Cura Ecclesiae veteris circa Canonem S. Scripturae et ad conservandam Codicum puritatem. (Ulmae 1728. 4.) In einzelnen Diſſertationen behandelte er Materien der Dogmatik: De Justificatione et annexis capitibus. (Ulmae 1713. 4.) Divinitas Christi ex Oeconomia Gratiae. (Ibid. 1616. 4.) *Περὶ τοῦ λόγου*, sive de verbo aeterno Dei filio, ad proœmium Evangelii Joannis (ibid. 1725. 4.) u. a. m. Verdient machte er ſich noch als Herausgeber ſeiner Biblia Manualis Germanica, d. i. der ganzen heiligen Schrift Alten und Neuen Teſtaments. (Ulm 1712. N. A. ebend. 1714.) und durch die von ihm beſorgte Neue große teutſche Ulmer Bibel. (Ulm 1714. Fol. Mit Kupfern.) Er widmete ſie dem Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. Außer den Vorreden zu der in Ulm 1728 erſchienenen Ausgabe des Schilter'ſchen Thesaur. und zu mehren theologiſchen Werken lieferte er zahlreiche Aufſätze in den zu Ulm 1717 erſchienenen Relationen von alten und neuen denkwürdigen Geſchichten, Urkunden, Documenten u. ſ. w.

Frick's Bildniß iſt von A. M. Wolfgang nach einem Gemälde von C. Röſch zu Augsburg 1712 in Fol. geſtochen worden, ebendaſelbſt in Quart von J. A. Friedrich und von G. A. Wolfgang (1670); in Octav ohne Angabe des Jahres und des Künſtlers[10]).

3) Elias, Bruder von Johann Frick, geb. am 2. Nov. 1673 zu Ulm, bildete ſich in dem dortigen Gymnaſium, und bezog 1693 die Univerſität Leipzig. An Carpzov fand er dort einen Gönner, der Koſt und Wohnung für ihn bezahlte, aber auch zugleich durch Rath und Belehrung auf ſeine theologiſchen Studien nicht ohne Einfluß blieb. Er vollendete ſeine akademiſche Laufbahn in Jena. Im J. 1704 in ſeine Heimath zurückgekehrt, erhielt er 1704 eine Pfarrſtelle zu Böhringen und 1708 zu Bermaringen. Im J. 1712 ward er Prediger im Münſter zu Ulm, 1729 an dem dortigen Gymnaſium Profeſſor der katechetiſchen Theologie, 1739 Senior des geiſtlichen Miniſteriums, Scholarch und Protobibliothekar. Er ſtarb am 7. Febr. 1751. Als Theolog beſaß er vorzüglich gründliche Kenntniſſe in der Kirchengeſchichte, Patriſtik und im kanoniſchen Recht. Mit Klugheit, Ernſt und Würde verſah er ſeine Amtsgeſchäfte. Um das Kirchen- und Schulweſen erwarb er ſich entſchiedene Verdienſte. Seine Thätigkeit war unermüdet. Aus ſeinem Eifer für die Reinheit des evangeliſchen Lehrbegriffs floß auch die Strenge, mit der er über die Kirchendisciplin wachte. Schon früh, in ſeinem 19. Jahre, noch ehe er die Univerſität Leipzig bezogen hatte, trat er als Schriftſteller auf in ſeiner 1692 zu Ulm gedruckten Abhandlung: De studio pacis et benevolentiae omnium erga omnes. Bald nach dem Antritte ſeines Pfarramts in Böhringen (1704) gab er ſeine Diss. I. et II. de cura veterum circa haereses heraus. Eine zweite Ausgabe dieſer gegen Arnold gerichteten Abhandlungen erſchien zu Ulm 1736 in Quart, vermehrt mit ſeiner als Profeſſor der katechetiſchen Theologie gehaltenen Antrittsrede: De Catechisatione veteris et recentioris ecclesiae[11]). Die erwähnten Diſſertationen wurden einige Jahre nach Frick's Tode (1756) mit ſeiner Biographie vermehrt, von Albrecht Frick zum dritten Male herausgegeben. Zur Feier des Reformationsjubiläums ſchrieb er ſeinen „Unterricht, das andere evangeliſche Jubelfeſt 1717 erbaulich zu begehen." (Ulm 1717. 4.) Seine gründlichen Kenntniſſe in der Patriſtik bewies die von ihm verfaßte Schrift: „Hellleuchtende Wahrheit der Lehre vom heiligen Abendmahl, aus dem göttlichen Wort vorgetragen, wider irrige Einwürfe gerettet, mit dem Zeugniß der alten chriſtlichen Kirchenväter bekräftigt, und in ein Geſpräch verfaßt. (Ulm 1725.)[12]). Mit vielen Anmerkungen und Zuſätzen vermehrt gab Frick V. L. v. Seckendorf's Hiſtorie des Lutherthums zu Leipzig 1714 in Quart heraus und ſorgte dadurch für die allgemeine Verbreitung dieſes urſprünglich lateiniſch geſchriebenen Werks. Ähnliche Verdienſte erwarb er ſich durch die eine neue vielfach vermehrte Ausgabe von Schilter's bekanntem Thesaur. antiquitat. Teutonicarum, ecclesiasticarum, civilium etc. Der eigentliche Herausgeber dieſes Werks, das zu Ulm 1728 in drei Foliobänden erſchien[13]), war Frick's Bruder Johann, nach deſſen eigenen Äußerungen jedoch, ungeachtet Adelung dies leugnet[14]), auch Frick einen weſentlichen Antheil an dem genannten Werke gehabt zu haben ſcheint[15]).

9) Vergl. Acta Erud. Lips. Anno 1719. M. Aug. p. 371 sq.
10) Vergl. Götten, Gel. Europa. 2. Th. S. 48 fg. Acta hist. eccles. XXII. Art. VII. Vol. IV. p. 621 sq. Neue Zeitung von gel. Sachen. 1740. S. 471 fg. *Jo. Frickii* Meletemata, ed. *A. Frick.* (Ulmae 1755. 4.) Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 752 fg. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 247 fg.

11) Zu dieſer Schrift fügte Frick noch eine Oratio aditialis de Catechisatione veteris et recentioris ecclesiae. (Ulmae 1726. 4.)
12) Veranlaßt ward dieſe Schrift durch Sebaſtian Baader's Hellleuchtendes Licht von dem heiligen Abendmahl und allerheiligſten Sacrament des Altars. (Ulm [ohne Angabe der Jahrszahl].) — Baader war Chorherr in dem Auguſtinerkloſter zu den Wangen zu Ulm. Er ſtarb am 4. Mai 1755; ſ. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 30.
13) Auf dem Titel des zweiten Bandes befindet ſich die Jahrszahl 1727.
14) In der Fortſetzung und Ergänzungen des Jöcher'ſchen Gelehrtenlexikons.
15) In der Vorrede zum dritten Bande des Schilter'ſchen Thesaur. ſagt Johann Frick ausdrücklich: Laudatissimam hic operam posuit Editor, *Elias Frickius*, frater et collega meus; qui, ut et *Schilteriano* nomini consuleret, et publico prodesset pro viribus, instituto saluberrimo loca auctorum Teutonum allegata evolvit accurate, atque adposuit; tum et *Scherziana, Paltheniana, Diecmanniana, Arnoldiana, Reinesiana*, mille prae-

Digitized by Google

Von hiſtoriſchem Intereſſe iſt die von Frick herausgegebene Beſchreibung des Münſters zu Ulm [16]). Er war auch Verfaſſer der mit vieler Umſicht entworfenen „Ulmiſchen Kirchenordnung, die er nach dem Tode ſeines Bruders Johann Frick, von dem der erſte Entwurf herrührt [17]), vollendete. In den Actis ecclesiast. Tom. XII. p. 590 sq. findet man Auszüge aus dem genannten Werke [18]).

4) Johann Georg, ein Sohn des zu Ulm 1739 verſtorbenen Seniors und Scholarchen Johann Frick, war am 7. Oct. 1703 geboren. In dem Gymnaſium zu Ulm bildete er ſich unter der Leitung ſeines Vaters, der ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmte. Dieſer Beruf entſprach auch ſeiner eigenen Neigung. Im J. 1722 begann er ſeine akademiſche Laufbahn in Jena. Er ſetzte ſeine Studien in Altorf fort. Dort erlangte er die Magiſterwürde durch ſeine unter Feuerlin's Vorſitze vertheidigte Diss. de regulis generalibus, quibus Scripta supposititia et interpolata dignoscuntur. (Altd. 1726. 4.) Von einer Pfarrſtelle zu Pfuhl, die er 1731 erhalten hatte, ward er 1737 zum Diakonus an der Dreifaltigkeitskirche befördert. Er ſtarb wenige Wochen vor dem Tode ſeines Vaters am 17. April 1739. Die Zahl ſeiner Schriften iſt gering; doch ſind ſie Beweiſe ſeiner gründlichen theologiſchen Kenntniſſe. Außer der oben erwähnten Diſſertation, durch die er ſich die Magiſterwürde erwarb, ſchrieb er noch: De initiis eruditionis apud Romanos (Altenb. 1728. 4.); de studii poetici cum philosophia conjunctione. (Ulmae 1731. 4.) Observatio de *Joanne Marono* S. R. E. Cardinali etc. (in *Schellhornii* Amoenit. T. XII. p. 557 sq.) u. a. m. Mit vorzüglichem Beifall ward ſeine Schrift: De Druidis Occidentalium Populorum Philosophis (Ulmae 1731. 4.), von dem gelehrten Publicum aufgenommen [19]). Die teutſche Geſellſchaft in Leipzig ernannte ihn aus eignem Antriebe zu ihrem Mitgliede. Zu erwähnen iſt noch unter ſeinen Schriften die von ihm herausgegebene „Sammlung leſenswürdiger Nachrichten, betreffend den bekannten Baron Theodor Anton von Neuhof, König von Corſica." Dies Werk, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, erſchien 1736 ohne Angabe des Druckorts [20]).

5) Albrecht, geb. am 18. Sept. 1714 zu Ulm, ſtudirte zu Leipzig, wo er die Magiſterwürde erlangte und Aſſeſſor der philoſophiſchen Facultät war. Er vertheidigte bei dieſer Gelegenheit ſeine Diss. prior et posterior de traditoribus, oder von denen, welche unter Diocletian's Verfolgung die Bibel zu verbrennen übergeben haben. (Lips. 1737—1738. 4.) Um dieſe Zeit kehrte er in ſeine Vaterſtadt Ulm zurück. An dem dortigen Gymnaſium erhielt er eine Profeſſur der Poetik. Im J. 1743 ward er Pfarrer zu Jungingen, kehrte jedoch 1744 wieder nach Ulm zurück, wo er Stadtbibliothekar und 1748 Diakonus an der Dreifaltigkeitskirche ward. Gleichzeitig mit dieſem Amte bekleidete er eine Profeſſur der Moral. Im J. 1751 ward er Prediger am Münſter, 1763 Katechet an der Barfüßerkirche, und 1768 Protobibliothekar. Bereits 1754 war er von der teutſchen Geſellſchaft zu Helmſtedt, und 1760 von der lateiniſchen zu Jena zum Mitgliede aufgenommen worden. Er ſtarb am 30. Mai 1776, geſchätzt wegen ſeiner gründlichen theologiſchen und philoſophiſchen Kenntniſſe. Kein Zweig der Literatur war ihm gänzlich fremd. Er war Beſitzer der bekannten Frick'ſchen Bibliothek. Die Reichhaltigkeit dieſer Büchersammlung, die nach ſeinem Tode von dem Buchhändler Bartholomäi in Augsburg gekauft, ſpäterhin aber öffentlich verſteigert ward, zeigt das darüber 1778 gedruckte Verzeichniß. Außer einer Historia traditionum ex monumentis Ecclesiae Christianae (Ulmae 1740. 4.) ſchrieb Frick einzelne Diſſertationen und Programme. Dahin gehören ſeine Stromata nonnulla ad rem poëticam spectantia. (Ulmae 1741. 4.) Stromata poëtica Decas altera de eo, quod in poëmate pulchrum est. (Ibid. 1747. 4.) Progr. de Christo, filio hominis. (Ibid. 1758. 4.) De natura et constitutione Theologiae catecheticae Dissert. II. (Ibid. 1761—1764. 4.) u. a. m. Herausgegeben hat Frick ſeines Bruders Johann Georg Frick Commentatio de Druidis. (ibid. 1744. 4.), ſeines Vaters Johann Frick Meletemata varia, theologici, critici, historici argumenti (ibid. 1756. 4.), und ſeines Oheims Elias Frick Schediasma de cura veterum circa haereses. (Ibid. 1756. 4.) — Sein Bildniß iſt von Syſang geſtochen worden [21]).

6) Albrecht Philipp, geb. am 18. April 1733 zu Eßlingen, wo ſein Vater Johann Frick Syndicus war,

---

stantissima observata, suo quodque loco inseruit, ut et Glossas Monseenses magni ponderis, ab eruditissimo *P. Bernardo Pezio* primum erutos; tum *Keronis* integri, castigatis *Goldasti* glossis, voces omnes cum latina explicatione dedit: denique nihil omisit, quod ad ornandum opus pertinens omnino potuit reperire. Bona tibi fide, Lector, affirmo, plurimis vigiliis constitisse viro optumo laborem, noctes atque dies insumtos impigre, quod numerari nihil attinet; sed queis tamen judicium abs te non iniquum, et speramus, merebitur etc.

16) Templum parochialis Ulmensium, Ulmiſches Münſter, oder eigentliche Beſchreibung von Anfang, Vollendung und Beſchaffenheit des herrlichen Münſter-Gebäudes zu Ulm, mit eingerückter Nachricht, was ſich beſonders Merkwürdiges dabei ereignet; aus ſichern Urkunden zuſammengetragen u. ſ. w. (Ulm 1718. 4.) Mit Kupfern. (Ebendaſ. 1719. 4.) Aufs Neue vermehrt herausgegeben, mit angehängter Beſchreibung des jüngſt gehaltenen Jubelfeſtes. (Ulm 1731. 4.) Noch zwei ſpätere Ausgaben erſchienen 1766 und 1777, ebenfalls zu Ulm in Quart gedruckt. 17) Irrig wird Johann Frick hier und da als der Verfaſſer jenes Werkes genannt; ſ. unter andern Dietelmayer's Theologiſche Abhandlungen. S. 741. 18) Vergl. Schmerſahl's Nachrichten von jüngſt verſtorbenen Gelehrten. 2. Bd. 4. St. S. 767 fg. Beiträge zu den Actis hist. eccles. T. II. p. 549 sq. Unparteiiſche Kirchenhiſtorie. 4. Th. S. 124 fg. Adelung's Fortſetzung und Ergänzungen des Jöcher'ſchen Gelehrtenlexikons. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 244 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 498 fg. 19) Vergl. den Auszug aus dieſer Schrift in dem fünften Stück der 1744 von Albr. Frick herausgegebenen kritiſchen Beiträge.

20) Vgl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 754. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 252 fg. 21) Vgl. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. S. 242 fg. Adelung's Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750 — 1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 495 fg.

Digitized by Google

verdankte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung dem Gymnaſium zu Ulm. In den Jahren 1751—1756 widmete er ſich zu Helmſtedt und Göttingen der Jurisprudenz. Die von ihm zu Helmſtedt 1755 herausgegebene Commentatio de perennitate pacis religiosae ducentis abhinc annis initae war ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch [22]). In Helmſtedt erwarb er ſich den Grad eines Doctors der Rechte durch Vertheidigung ſeiner Diss. inaug. de testamento parentum inter liberos privilegiato jure civili sine scriptura invalido. (Helmstad. 1756. 4.) Der berühmte Gottfr. Ludwig Mencken war Präſes bei dieſer Disputation. Im J. 1761 ward Frick in Helmſtedt außerordentlicher und 1763 ordentlicher Profeſſor der Rechte. Gleichzeitig ward er vom außerordentlichen zum ordentlichen Beiſitzer der Juriſtenfacultät erhoben. Im März 1779 erhielt er den Charakter eines herzoglich braunſchweig-wolfenbüttelſchen Hofraths. Er ſtarb am 21. März 1798 im 64. Lebensjahre.

Als Rechtslehrer und beſonders als Civiliſt empfahl ſich Frick durch ſeine gründlichen Kenntniſſe und durch ſeinen klaren und anziehenden Vortrag. Auch in literariſcher Beziehung zeigte er ſich von einer beachtenswerthen Seite, wiewol der größere Theil ſeiner Schriften nur aus lateiniſchen Diſſertationen und Programmen beſteht. Er berührte darin die verſchiedenartigſten Rechtsmaterien. Zu erwähnen ſind unter ſeinen Schriften vorzugsweiſe: Flores sparsi ad jus caesareum de electione pontificis. (Helmstad. 1759. 4.) De fide antiquarum litterarum investiturae recentioribus majori. (Ibid. 1760. 4.) De jurisjurando per genium principis. (Ibid. 1768. 4.) De jure bonae fidei possessoris circa fructus e re aliena praeceptos. (Ibid. 1769. 4.) De juribus illius, qui alteri ad emendam credidit. (Ibid. 1771. 4.) De testamento nullo insequuto heredem ab intestato approbatione nunquam in formam testamenti validi reconvalescente. (Ibid. 1771. 4.) De indebitum solvente per ignorantiam juris civilis ad indebiti conditionem admittendo. (Ibid. 1778. 4.) u. a. m. Zu bemerken iſt noch in Beziehung auf Frick's Schriften, von denen Meuſel ein vollſtändiges Verzeichniß geliefert hat [23]), daß die Diſſertation: De ficto quodam Marchionato Slesvicensi et in illum inique praetenso S. R. O. Imperii jure (Helmstad. 1766. 4.) nicht von Frick herrührt, obgleich ſein Name als Präſes auf dem Titel ſteht, ſondern von F. D. Häberlin, der durch eine plötzliche Krankheit verhindert worden war, den Vorſitz zu führen [24]).

7) Johann Heinrich, geb. am 1. Nov. 1740 zu Wolfenbüttel, legte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in dem dortigen Gymnaſium. In Helmſtedt und Göttingen widmete er ſich der Jurisprudenz. Auf der zuletzt genannten Hochſchule ward er 1768 Univerſitätsactuar. Noch in dem genannten Jahre erwarb er ſich den Grad eines Doctors der Rechte durch Vertheidigung ſeiner Inauguraldiſſertation: Theses de foro Commendatoris Ordinis Teutonici. (Gotting. 1768. 4.) Umgearbeitet erſchien dieſe Abhandlung unter dem Titel: Disquisitio de Commendatorum Ordinis Teutonici qualitate civili, et foro eorum in actionibus personalibus. (Gotting. 1769. 4.) Er widmete ſich der Laufbahn eines Privatdocenten. Im J. 1770 folgte er einem Rufe nach Kiel. Er erhielt dort eine ordentliche Profeſſur der Rechte. Ein gleiches Amt bekleidete er ſeit dem Jahre 1773 zu Halle, wo er zugleich Aſſeſſor der Juriſtenfacultät ward. Er ſtarb dort am 9. Januar 1775, geſchätzt als akademiſcher Docent ſeiner gründlichen Kenntniſſe und ſeines anziehenden Vortrags wegen. Seine Collegien in Kiel eröffnete er durch Meditationes de moratorio. (Kilon. 1770. 4.) In einer im folgenden Jahre herausgegebenen Schrift nahm er die Rechte der Handwerker in Schutz. In den damals in Kiel obwaltenden Streitigkeiten über die Einführung des herzoglich mecklenburgiſchen Geſangbuches fand Frick den nächſten Anlaß zu ſeiner Abhandlung von dem proteſtantiſchen Kirchenrecht. (Roſtock und Leipzig 1773.) In die Zeit ſeines Aufenthalts in Kiel gehören noch die Observationes ex sententiis facultatis juridicae Kiloniensis. (Kilon. 1773. 4.) Sein Lehramt in Halle eröffnete Frick im November 1773 mit einer Commentatio de Noctambulis. In den wöchentlichen „Halliſchen Anzeigen" (1774. Nr. 37. S. 593 u. f. Nr. 38. S. 609 u. f.) hatte er einen Aufſatz über die Werbung drucken laſſen in Form eines an einen Werbeofficier gerichteten Schreibens. Als Druckfehler war in jenem Aufſatze (S. 609) bemerkt worden, in der Aufſchrift müſſe es heißen: „An einen würtembergiſchen Officier." Dies hinderte jedoch nicht, daß über dieſe Beurtheilung unwillkürlicher Werbungen bei Friedrich II. eine Klage eingereicht ward. Recenſionen lieferte Frick in den „Göttinger gel. Anzeigen," in der „Allgem. teutſchen Bibliothek, in der „Kieler Zeitung," in „Wieland's teutſchem Mercur" u. a. Journalen [25]). (*Heinr. Döring.*)

8) Melchior, latiniſirt Friccius, war ein ulmer Arzt am Ende des 17. und noch zu Anfange des 18. Jahrh. Über ſein Leben iſt ſonſt Nichts bekannt. Er hat

22) Die gleichzeitig (1755) zu Helmſtedt erſchienene Abhandlung: De Reservato ecclesiastico ex mente pacis religiosae ejusque effectibus et fatis usque ad Pacem Westfalicam, rührt nicht von Frick her, wie Weidlich (in ſ. Biograph. Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 205) irrig behauptet. Der Verfaſſer jener Diſſertation iſt Franz Dominicus Häberlin, unter deſſen Vorſitz Frick ſie nur als Reſpondent vertheidigte. Zu verwechſeln iſt dieſe Diſſertation übrigens nicht mit einer andern, welche Frick unter dem ähnlich lautenden Titel: De reservato ecclesiastico e mente pacis Westphalicae, zu Helmſtedt 1757 herausgegeben hat. Vergl. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 496 fg. 23) In ſ. Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 496 fg.

24) ſ. Weidlich's Biograph. Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 205 fg. Meuſel a. a. O. S. 496 fg. 25) Vergl. Pütter's Gelehrtengeſchichte von Göttingen. 2. Th. S. 69. Weidlich's Succeſſion der Rechtsgelehrten auf der Univerſität Halle, hinter ſeinem Verzeichniß der juriſtiſchen Disputationen zu Halle. Nr. XLVI. S. 65 fg. Adelung's Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 501 fg.

Digitized by Google

aber einige Schriften verfaßt, von denen jene über die Gifte in der Geſchichte der Arzneimittellehre eine nicht unrühmliche Stelle einnimmt; Frick ſucht nämlich den Ärzten die arzneiliche Anwendung der giftigen Subſtanzen ans Herz zu legen. Jetzt, wo die heftigſten Gifte längſt allgemein als die kräftigſten Heilmittel in Gebrauch ſind, würde es mindeſtens als geſucht erſcheinen, wenn ſich Jemand mit beſonderer Empfehlung dieſer Potenzen abmühte; damals bedurfte es aber eines gewiſſen Muthes hierzu, und nur ein ſo erfahrner Arzt, wie Frick, durfte es wagen, ſeine Stimme gegen ein ziemlich verbreitetes Vorurtheil zu erheben. Frick handelt aber nicht blos von den Giften im Allgemeinen, ſondern in beſonderen Capiteln beſchreibt er die Wirkungen der einzelnen Gifte, ihren Nutzen bei beſtimmten Krankheiten und ihre Antidota. So durchgeht er Arſenik, Queckſilber, Akonit, Canthariden und andere thieriſche Schärfen, Purgantia im Allgemeinen, Euphorbium, Esula, Elaterium, Coloquinten, Helleborus, Lapis Lazuli, Nicotiana, Blei, Opium, Hyoscyamus, Papaver, Cicuta, Mandragora, Solanum, Cynoglossum, Nux vomica, Crocus. In ſeinem Eifer, die Gifte zu Ehren zu bringen, ließ er ſich übrigens auch zu einzelnen durchaus falſchen Behauptungen verleiten. So ſuchte er z. B. in einer andern Schrift (Paradoxa medica etc.) zu beweiſen, daß der Biß der Vipern, der Stich der Skorpionen durch bloße Verwundung tödtet, und daß Nichts in das Blut der verwundeten Thiere übergeht. Frick's Schriften ſind: Historia et Consultatio medica pro podagrico. (Ulm. 1684. 4.) Diss. medica de peste, seu nova methodus cognoscendi et curandi pestem. (Ulm. 1684. 12.) Icon podagrae repraesentans morbi podagrici historiam, causas, prognosin et curationem. (Ulm. 1693. 12.) Tractatus medicus de virtute venenorum medica, in quo paradoxologice et contra communem medicorum opinionem experimentis, rationibus et celeberrimorum in arte medica virorum autoritatibus probatur, venena interne et externe usurpata non esse noxia, sed praestantissima remedia etc. (Ulm. 1693. 8. Ib. 1701. 12. Aug. Vindel. 1710. 8.) De colica scorbutica. (Ulm. 1696. 12.) Paradoxa medica, in quibus plurima curiosa et utilia contra communes medicorum opiniones pertractantur. (Ulm. 1699. 12.) (*F. W. Theile.*)

FRICKARD (Thüring), oder wol richtiger Fricker, wie er ſelbſt ſeinen Namen ſchrieb, ein berneriſcher Staatsmann und Geſchichtſchreiber, geb. zu Brugg im Aargau um das Jahr 1429, wo ſein Vater, Nicolaus, zuerſt Stadtſchreiber war, der dann 1446 an ebendieſe Stelle nach Bern berufen wurde. Das Amt eines Stadtſchreibers gehörte damals in den Städten zu den bedeutendſten, und man übertrug daſſelbe gern Männern, welche juriſtiſche Kenntniſſe beſaßen, auch wenn ſie von anderswoher berufen werden mußten. Wo Thüring Frickard ſeine Studien gemacht und den Doctorgrad erhalten hat, iſt unbekannt, wahrſcheinlich aber in Italien. Er erſcheint zuerſt 1469, in welchem Jahre ihm die Stadtſchreiberſtelle zu Bern übertragen wurde. Im folgenden Jahre begann dort der ſogenannte Twingherrenſtreit über die Befugniſſe der Regierung und ihrer Beamten an Orten, die zu adeligen Freiherrſchaften gehörten, deren Beſitzer in früheren Zeiten das Bürgerrecht zu Bern angenommen hatten. Die gewaltthätige Weiſe, wie dieſer Streit von dem Venner und dann Schultheißen, Peter Kiſtler, gegen die Adelsgeſchlechter geführt wurde, war die Urſache, daß der Streit über einzelne, vorher nie genau ausgeſchiedene, Rechte zu einem heftigen Parteikampfe wurde, in welchem Kiſtler und ſein Anhang den Adel möglichſt zu demüthigen ſtrebten. Frickard, der als Staatsſchreiber allen Verhandlungen beiwohnte, hat dieſelben mit einer in jener Zeit ſeltenen hiſtoriſchen Kunſt aufs Anſchaulichſte dargeſtellt in ſeiner Beſchreibung des Twingherrenſtreites. Die Hauptperſonen werden redend eingeführt, wahrſcheinlich nach Notizen, die Frickard während der Verhandlungen zu Papier brachte, und der Gang des Ereigniſſes entwickelt ſich wie ein Drama vor den Augen des Leſers. Zugleich gibt die Erzählung ein höchſt anſchauliches Bild von den damaligen innern und äußern Verhältniſſen der Republik Bern, und iſt auch für die allgemeine Geſchichte der Schweiz von hoher Wichtigkeit. Johannes von Müller nennt daher Frickard's Arbeit „claſſiſch," und allerdings zeugt dieſelbe von Kenntniß der Schriftſteller des Alterthums. Unglücklicherweiſe bricht die Schrift mitten in der heftigſten Bewegung ab, ſodaß ſogar eine Periode nicht vollendet wird. Ob Frickard ſein Werk nicht vollendet, oder ob die Fortſetzung ſich verloren habe, kann nicht entſchieden werden, da aller Bemühungen ungeachtet das Original nicht mehr aufgefunden werden konnte. Die Fortſetzung und der Ausgang des Kampfes müſſen daher aus anderen Quellen, vorzüglich aus Benedikt Tſachtlau's Chronik geſchöpft werden. Dieſer war während des Streites Mitglied des Rathes; ſeine Darſtellung erſetzt aber Frickard keineswegs. Des Letztern Geſchichte erſchien zuerſt gedruckt in der „Helvetiſchen Bibliothek." (Zürich 1735. 3. Stück.) Allein ſchon Haller machte in der Bibliothek der Schweizergeſchichte darauf aufmerkſam, daß ſich bedeutende Lücken in dieſem Abdrucke fänden. Eine vollſtändige Ausgabe erſchien unter dem Titel: Thüring Frickard's, Stadtſchreibers zu Bern, Beſchreibung des Twingherrenſtreites daſelbſt, im J. 1470. Neue Ausg. u. ſ. w. von Emanuel v. Rodt. (Bern 1837.) — Frickard erſcheint in der Folge bis zum J. 1511 bei allen wichtigen Ereigniſſen als berneriſcher Geſandter; ſo 1475 in Wallis zur Unterhandlung des Bundes gegen Savoyen, 1476 auf dem großen Tage zu Freiburg in der Schweiz für die Friedensunterhandlungen mit Savoyen und Genf; 1489 zu Zürich beim Waldmanniſchen Aufruhr, wo er aber als Freund von Waldmann ſelbſt große Gefahr lief und ſich entfernen mußte; 1498 auf dem Reichstage zu Freiburg im Breisgau wegen der Streitigkeiten mit Maximilian I., aus denen im Jahre nachher der Schwabenkrieg entſtand; 1499 auf dem Friedenscongreſſe zu Baſel, welcher dieſen Krieg beendigte; 1507 auf einer Tagſatzung zu Schaffhauſen, von wo er mit andern Geſandten nach Conſtanz, dann nach Kaufbeuren reiſte, zu Unterhandlungen mit Maximilian wegen der von Letzterem begehrten

Digitized by Google

Hilfe zum Römerzuge, die aber fruchtlos blieben; 1508 zu Rheinfelden wegen Grenzſtreitigkeiten mit Öſterreich; 1511 zur Vermittelung zwiſchen Solothurn und Georg von Pſirt. Auch an den päpſtlichen Hof wurde er drei Mal von ſeiner Regierung geſandt; 1472 zur Bewirkung einer Reformation des in empörende Sittenloſigkeit verſunkenen Kloſters Interlaken; 1475, um von Sixtus IV. für Erbauung des Münſters zu Bern den von dieſem Papſte je auf das 25. Jahr angeſetzten Jubelablaß auszuwirken; 1485 mit dem Domdekan von Sitten, Johannes Armbruſter, welcher die Vertreibung der teutſchen Ordensherren aus dem Beſitze des Münſters zu Bern und Errichtung eines Chorherrenſtiftes bei demſelben zu Stande brachte. — Nachdem Frickard das Stadtſchreiberamt ungefähr 26 Jahre bekleidet, erhielt er 1496 die gewünſchte Entlaſſung, wurde aber in den Rath aufgenommen, und damit er zu Bern bleibe und ferner Dienſte leiſte, mit einem Einkommen begabt. Noch im J. 1511, wo er alſo über 80 Jahre alt war, wurde ihm jene Vermittelung zu Solothurn aufgetragen; allein 1512 wurde er mit zwei andern 80jährigen Greiſen des Rathes entlaſſen „als Alters halb unbrüchlich (unbrauchbar) geachtet"[1]). Anshelm ſagt aber, „alle drei ſeien weiſe, erfahrene Männer geweſen, und nach Geſtalt ihres Alters geſund und guter Vernunft, daher dieſe Entlaſſung großes Misfallen erregt habe." Zwei Jahre nachher wurde Frickhard wieder in den Rath gewählt, jedoch ohne Verpflichtung zu Bern zu wohnen. Er war nach Brugg gezogen, wahrſcheinlich bald nach jener Entlaſſung. Indeſſen blieb er nicht unthätig. Anshelm[2]) erwähnt ein Schreiben, das er von einer Tagſatzung zu Baden 1513 an den Rath ſandte, um vor den hochverrätheriſchen Werbungen für Frankreich zu warnen, während die Eidgenoſſen gegen die Franzoſen ins Mailändiſche zogen. Frickard ſcheint während dieſer Tagſatzung von dem benachbarten Brugg nach Baden gekommen zu ſein, wo er unter den Geſandten manchen alten Bekannten finden mochte. Ebenderſelbe Chroniſt erzählt[3]), daß Frickard 1514 mit andern Rechtsgelehrten zu Berathung über Proceſſe, welche die fremden Penſionen betrafen, ſei nach Bern berufen worden. Damals war er ungefähr 85 Jahre alt, und nach Anshelm blieben ſeine Geiſteskräfte ungeſchwächt bis zu ſeinem Tode, welcher 1519 Dienſtags nach Palmarum zu Brugg erfolgte. Eine Tochter erſter Ehe ſoll die Mutter des berühmten berneriſchen Venners, Niclaus Manuel, geweſen ſein. Gewiſſer iſt, daß er erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens, nachdem er ſich zu Brugg niedergelaſſen hatte, mit einem Bauermädchen, dem er die Ehe verſprochen, wenn es ihm einen Knaben gebähre, ein Mädchen und dann einen Knaben erzeugte, und hierauf ſein Verſprechen erfüllte. Dieſer Sohn, Hieronymus (1542 Landvoigt zu Mendriſio, 1554 zu Nyon, ſtarb 1561), war ein Zögling von Pellikanus und eifriger Anhänger der Reformation[4]). Der Vater dagegen hing mit abergläubiſcher Gewiſſenhaftigkeit an Allem, was die römiſche Kirche lehrte. Anshelm[5]) erzählt beim J. 1505, wie Frickard zu Bern eine Stiftung von jährlich 40 Gulden gemacht habe, mit der Bedingung, daß der Kaplan und die Kaplanei ſolle „Aller Seelen Kaplan und Kaplanei" genannt werden, und daß der Kaplan wöchentlich fünf Seelenmeſſen auf dem Altar leſen ſolle, den er mit koſtbaren geſchnitzten und gemalten Bildern von Todten habe zieren laſſen, die für ſich, ihre Genoſſen und ihre noch lebenden Wohlthäter Meſſe laſen. Als dann aber über das Meßhalten der Todten zu Bern öffentlich von den Kanzeln geſtritten worden, und Anshelm auf Frickard's Frage, was er davon halte, geantwortet, „Meßhalten gebühre ſich allein den Lebendigen und nit den Todten," habe ihn Frickard nie mehr zu Tiſche gebeten. Ebenſo nahm Frickard, wahrſcheinlich mit voller Überzeugung, Theil an dem Bannfluche, der über die Larven der Maikäfer, welche die Gegenden von Bern verheerten, 1479 ausgeſprochen wurde[6]). Auch Frickard iſt daher ein warnendes Beiſpiel der Vereinigung kraſſen Aberglaubens mit großer Gelehrſamkeit. (*Escher.*)

FRICKE (Johann Karl Georg), Oberwundarzt des allgemeinen Krankenhauſes, Director der mediciniſch-chirurgiſchen Lehranſtalt in Hamburg, geb. zu Braunſchweig am 28. Febr. (Jan.?) 1790, geſt. zu Neapel am 4. Dec. 1841. Sein Vater, Dr. Joh. Heinr. Gottfried Fricke, war zuerſt Arzt, wurde aber dann Profeſſor der Phyſik und Chemie am Collegio Carolino in Braunſchweig. Schon früh erwachte bei Fricke die Liebe zum ärztlichen Berufe und bereits im 14. Lebensjahre beſuchte er die anatomiſche Lehranſtalt ſeiner Vaterſtadt. Er kam dann als 18jähriger Jüngling nach Göttingen, und ſchon 1810, erſt 20 Jahre alt, wurde er daſelbſt Doctor. Von Göttingen ging er nach Berlin, wo er unter Gräfe operirte, und hier lieferte er auch ſein erſtes literariſches Product, und zwar im Gebiete des Lebensmagnetismus. Ein Zufall führte ihn 1813 von Berlin nach Hamburg, wo er bald eine ſo ruhmvolle Laufbahn beginnen ſollte. Die Prinzeſſin von Oranien nämlich hatte ihm mehre wichtige Papiere übergeben, die er dem Herzoge von Braunſchweig nach England überbringen ſollte; in Hamburg erfuhr Fricke, daß der Herzog auf den Continent zurückkehre, und deshalb verweilte er in dieſer großen Handelsſtadt. Durch Empfehlung der genannten Gönnerin wurde er als Bataillonsarzt bei der ſich bildenden hanſeatiſchen Legion angeſtellt, und er machte den Feldzug von 1814 mit. Hierauf trat er als Oberſtabsarzt in braunſchweigiſche Dienſte, aber nur auf kurze Zeit; denn ſchon zu Ende des Jahres 1814 ließ er ſich in Hamburg nieder, das ihm von dem frühern Aufenthalte her lieb geworden war. Fricke wurde bald an dem dort befindlichen ruſſiſchen Spitale angeſtellt, und dieſer Anſtellung verdankte er ſeine raſche Ausbildung zum gewandten und vorſichtigen Operateur; denn an dieſem Spitale hat er in weniger als zwei Jahren über 60 Amputationen vor-

1) Valerius Anshelm's Bernerchronik. 4. Bd. S. 342. 2) Ebendaſ. S. 409. 3) Ebendaſ. S. 446. 4) ſ. Die evangeliſche Gemeinde zu Locarno von Ferdinand Meyer. (Zürich 1836.) 1. Bd. S. 159.

5) Anshelm III, 283. 6) Ebendaſ. I, 207. Joh. von Müller, Schweizergeſchichte V, 1, 200.

Digitized by Google

genommen. Von ſelbſt verſteht es ſich übrigens, daß er in dieſem Wirkungskreiſe nicht blos als Operateur, ſondern auch als Wundarzt überhaupt und als Arzt gefördert wurde; deshalb ſtieg aber auch raſch ſein ärztliches Anſehen in Hamburg, und in entſprechender Weiſe wurde er mit ärztlichen Beamtungen betraut. So wurde er 1815 Wundarzt an den Freimaurerkrankenhäuſern, 1817 Arzt bei der allgemeinen Armenanſtalt, ſowie Armenwundarzt der israelitiſchen Gemeinde, 1818 chirurgiſches Mitglied des neuerrichteten Geſundheitsrathes, 1823 zweiter Arzt und dirigirender Wundarzt am allgemeinen Krankenhauſe. Im J. 1826 wurde ihm von den hamburger Behörden der ehrenvolle Auftrag ertheilt, über das damals in Gröningen herrſchende epidemiſche Fieber Bericht zu erſtatten; er lieferte darüber zwei Berichte, welche der Geſundheitsrath zur Beruhigung des Publicums veröffentlichte.

Als im J. 1830 die Naturforſcher ſich in Hamburg verſammelten, fungirte Bürgermeiſter Bartels als erſter, Fricke als zweiter Geſchäftsführer. Im J. 1831 veröffentlichte er eine geſchichtliche Darſtellung des Ausbruchs der aſiatiſchen Cholera in Hamburg, kaum vier Wochen nachdem die verheerende Seuche in die Stadt eingedrungen war; ſo wußte der thätige Mann in dieſem kritiſchen Zeitraume mitten unter ſeinen Berufsarbeiten doch noch ſoviel Zeit zu erübrigen, um nach Acten und amtlichen Unterſuchungen dieſes Werkchen zuſammenzuſtellen. Im J. 1833 wurde ihm die Freude zu Theil, einen ſeiner Lieblingswünſche realiſirt zu ſehen. Schon ſeit Jahren hatte er die theoretiſche und praktiſche Bildung der niedern Wundärzte dadurch zu fördern geſucht, daß er gemeinſchaftlich mit ſeinem langjährigen Freunde Dr. Gerſon Vorträge über Anatomie und Phyſiologie hielt, und Anleitung zum Seciren gab; in dieſem Jahre wurde endlich von der Behörde eine anatomiſch-chirurgiſche Lehranſtalt begründet. Im J. 1836 vereinigte er ſich mit Oppenheim in Hamburg und Dieffenbach in Berlin zur Herausgabe der „Neuen Zeitſchrift für die geſammte Medicin,“ an der Stelle des „Magazins“ von Gerſon und Julius, und wenn er auch nur nominell an der Redaction Theil nahm, ſo lieferte er doch wenigſtens einige intereſſante Beiträge in die nun ſchon ſeit Jahren von Oppenheim allein redigirte Zeitſchrift.

Durch ärztliche und literariſche Anſtrengungen hatte Fricke's Geſundheit allmälig gelitten, zumal er an und für ſich mit keiner ſehr robuſten Conſtitution ausgeſtattet war. Nachtheilig wirkte auch auf ihn die längere Kränklichkeit ſeiner Frau, die er ſchon als Student geheirathet hatte, und die endlich im Spätjahr 1840 ſtarb. Seine Ehe blieb übrigens kinderlos. Bedenklicher wurde ſein Zuſtand im Winter 1840 auf 1841; Blutſpeien und andere Erſcheinungen verriethen den Kunſtgenoſſen, aber auch ihm ſelbſt, ein Lungenleiden. Er verkaufte Haus und Equipage, machte ſein Teſtament, und verließ im Sommer 1841 ſein liebes Hamburg, um es nie wieder zu ſehen. Er verweilte ohne Beſſerung in Heidelberg, in Ems, und zog nun nach dem Süden, in der Hoffnung, der milde italieniſche Winter werde vielleicht das ſchwache Leben wiederum erkräftigen. So kam er erſchöpft nach Neapel, wo ihm die Parze den Lebensfaden abſchnitt.

Fricke's Name wird in den Annalen der Chirurgie lange in gutem Andenken bleiben. Wie ihn ſeine Zeitgenoſſen ſchätzten, das läßt ſich ſchon aus der Anerkennung entnehmen, die ihm durch die Aufnahme in eine große Anzahl gelehrter Corporationen und durch Verleihung von Orden (däniſcher Danebrogsorden, ruſſiſcher Wladimirorden, ſchwediſcher Waſaorden) zu Theil wurde. Fricke hat die Kunſt mit einigen neuen Operations- und Heilmethoden bereichert; dahin gehört die Behandlung der Verbrennungen, die Behandlung der Orchitis mittels Druckes, die Operation der Episioraphie, deren Nützlichkeit freilich weit davon entfernt iſt, ganz erwieſen zu ſein. Ein anderes Verdienſt Fricke's beſteht darin, daß er durch das Gewicht ſeines Namens nützlichen Entdeckungen des Auslandes im Gebiete der Heilkunſt ſogleich Eingang zu verſchaffen wußte, z. B. der antiphlogiſtiſchen, nichtmerkuriellen Behandlung der Luſtſeuche, welche der von Petersburg geſandte Dr. Simon dann wieder unter Fricke's Leitung ſtudirte, Amuſſat's Torſion der Arterien u. ſ. w. Fricke erſtrebte Einfachheit des Heilmittelapparates, wie er ſich denn z. B. des Waſſers in großer Ausdehnung bediente; dies hinderte jedoch nicht, daß er neuempfohlene Mittel immer auch einer wiederholten genauen Prüfung unterwarf. Er erfreute ſich des Rufes, geſchickt, leicht und mit Kaltblütigkeit die chirurgiſchen Operationen auszuführen. Insbeſondere wurde aber ſein Wirken noch durch ſein ärztliches savoir faire unterſtützt. Darüber drückt ſich ſein Biograph Dr. Warburg (N. Nekrolog der Teutſchen für 1841. S. 1151—59) folgendermaßen aus: „Fricke wußte ein determinirtes und imponirendes Weſen mit einer ganz eigenthümlichen Freundlichkeit ſo glücklich zu vereinigen, daß er ſeine Patienten nicht ſowol für ſich einnahm, als gewiſſermaßen enthuſiasmirte und fanatiſirte, ſodaß von Manchem ſeine Ausſprüche einem Orakel gleich geachtet und den ſeinigen entgegengeſetzte wol gar als Ketzereien betrachtet wurden.“ Auch gereicht es ihm zum beſondern Ruhme, daß er ſich ſtets frei erhielt vor dem Übel der auri sacra fames, welches renommirte Ärzte ſo häufig beſchleicht.

Mit ganzer Seele hing Fricke an dem allgemeinen Krankenhauſe, dieſer Zierde Hamburgs, und dies wird um ſo eher begreiflich, wenn man bedenkt, daß Fricke die meiſten ärztlichen Einrichtungen deſſelben in den Jahren 1823 und 1824 ſelbſt angeordnet hatte. Mit unnachläſſigem Eifer beſorgte er Tag für Tag die Viſiten in den Krankenſälen, und es gewährte ihm beſondere Freude, fremden Kunſtgenoſſen die innern Einrichtungen und Apparate zu zeigen, ohne Rückſicht auf den damit verbundenen Zeitverluſt. Ich ſelbſt entſinne mich recht wol mehrer junger Ärzte, die gegen das Ende der zwanziger oder zu Anfange der dreißiger Jahre Wochen, ja Monate lang in Hamburg verweilten, und für eine mediciniſche Reiſe nach Paris in den Sälen des allgemeinen Krankenhauſes reichlichen Erſatz fanden in Fricke's Umgängen, deſſen freundliches Entgegenkommen und Hoſpitalität ſie nicht genug rühmen konnten. Dieſen Umſtand erwähne ich um

Digitized by Google

ſo lieber, da leider ein nicht wegzuleugnender Makel auf Fricke's Benehmen gegen ſeine hamburger Fachgenoſſen haftet. Nur wenigen der hamburger Ärzte war er wahrhaft befreundet. Dies hatte darin ſeinen Grund, daß er meiſtens ziemlich geringſchätzig über die Leiſtungen ſeiner Collegen urtheilte, und daß er, zu Conſultationen hinzugezogen, häufig kein Bedenken trug, etwanige Schwächen der behandelnden Ärzte ſchonungslos aufzudecken, und ſo das Vertrauen der Kranken zu ihren Ärzten zu lockern. Andererſeits war er dagegen höchſt achtenswerth in ſeinem Benehmen gegen die Hilfsärzte; dieſen leiſtete er allen möglichen Vorſchub, damit ſie ſich zu wirklichen Operateuren ausbilden könnten.

Fricke iſt der Verfaſſer mehrer Abhandlungen und Schriften, und wenn es auch wahr iſt, daß mancher unter ſeinem Namen gehende Aufſatz von befreundeter oder aſſiſtirender Hand verfaßt wurde (Fricke wußte allerdings das Meſſer beſſer zu führen, als die Feder), ſo bleibt er immer der geiſtige Vater derſelben. Aufſätze ſtehen in den verſchiedenſten medicinischen und chirurgiſchen Zeitſchriften der damaligen Zeit; die beſondern Werke aber ſind: Geſchichte einer durch den Lebensmagnetismus geheilten Epilepſie; mit Bemerkungen von C. Wolfart. (Halle 1812.) (Beſonderer Abdruck aus dem Asclepieion.) — In memoriam defuncti Jens Imm. Baggesen. Relatio de sectione iisque vitiis, quae in obducto defuncti corpore reperta sunt. (Hamb. 1826. 4.) — Bericht über das allgemeine Krankenhaus in Hamburg von 1825, von Fricke und Joh. Sandtmann. (Hamburg.) — Bericht über ſeine Reiſe nach Holland und den angrenzenden Gegenden, zur Erforſchung der in den gedachten Gegenden im Sommer und Herbſte dieſes Jahres geherrſchten Krankheiten. Bekannt gemacht von dem Geſundheitsrathe zu Hamburg, Ende December 1826. (Hamburg 1826.) — Zweiter Bericht u. ſ. w. Bekannt gemacht im März 1827. (Hamburg 1827.) (Überſ. ins Holländiſche: Berigten wegens de epidemische ziekten etc. (Amsterd. 1827), ſowie ins Franzöſiſche: De l'épidémie qui a regné en Hollande et dans les pays voisins en 1826. Trad. par *Jean Bapt. Monfalcon*. (Paris 1828.) — Annalen der chirurgiſchen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauſes in Hamburg. Bd. 1. (Hamburg 1828.) Bd. 2. (Ebend. 1833.) — Die Bildung neuer Augenlider (Blepharoplaſtik) nach Zerſtörungen und dadurch hervorgebrachten Auswärtswendungen derſelben. (Hamburg 1829.) — Amtlicher Bericht über die Verſammlung teutſcher Naturforſcher und Ärzte in Hamburg, im September 1830. Von J. H. Bartels und J. C. G. Fricke. (Hamburg 1831. 4.) — Geſchichtliche Darſtellung des Ausbruches der aſiatiſchen Cholera in Hamburg. Nach Acten und amtlich angeſtellten Unterſuchungen. (Hamburg 1831.) — Über die Errichtung einer anatomiſch-chirurgiſchen Lehranſtalt in Hamburg. (Hamburg 1833. 4.)

(*F. W. Theile.*)

FRICKTHAL (Geſchichte). Dieſes ſchöne, ſeiner Natur nach den flacheren Gegenden der Schweiz gleichende Land hat ſeinen Namen nach der Meinnng der Einen [1]) von dem Flecken Frick, nach unſerer Meinung dagegen wahrſcheinlicher von dem bei Benkenhof im Frickthale entſpringenden, bei Oberfrick zwei Bäche aufnehmenden und unterhalb der Stadt Seckingen in den Rhein fallenden Flüßchen Frick, und die Örter Frick haben den Namen von dem Flüßchen. Das Frickthal hat eine eigentliche oder engere und eine übertragene oder weitere Bedeutung. In eigentlicher Bedeutung umfaßte das Frickthal ungefähr 18—20 größere und kleinere Ortſchaften, in weiterer Bedeutung dagegen, außer dem Frickthale in engerer Bedeutung, auch die Herrſchaft oder den Bezirk Möhlinbach und den auf dem linken Rheinufer längs den ſchweizer Grenzen nach, gelegenen Theil der Herrſchaft Laufenburg, ſodaß das ganze, den Namen Frickthal tragende, aus den beiden k. k. vorderöſterreichiſchen Herrſchaften Rheinfelden und Laufenburg beſtehende Land ſich von dem Einfluſſe der Aar in den Rhein und von dem Bözberg zwiſchen dieſem Strome und den helvetiſchen Cantonen Aargau und Baſel bis an den ſich mit dem Ergetzflüßchen bei Augſt in den Rhein ergießenden Violenbach zog, und dem zufolge gegen Oſten an Baden und Aargau, gegen Weſten an das Baſelgebiet, gegen Süden an ebendaſſelbe und den Canton Solothurn und gegen Norden an das öſterreichiſche Rheinthal und an den Schwarzwald, von welchen beiden es der Rhein trennte, ſich erſtreckte [2]), und war von Oſten nach Weſten in gerader Richtung 8½ Stunden lang, aber nirgends über drei Stunden breit. Als älteſte Bewohner des Frickthals, welche geſchichtlich bekannt geworden ſind, werden die *Raurici*, ſpäter *Rauraci*, angenommen [3]). Da dieſe galliſche Völkerſchaft aber einen eigenen Artikel erheiſcht, ſo bemerken wir hier nur, daß nach der Meinung des Rhenanus der Name Frickthal aus dem Worte Raurika, Raurigthal, Rauriggow, herzuleiten ſein ſoll, weil das Frickthal als ein Haupttheil des ehemaligen Raurachs anzuſehen geweſen ſei, und daher leicht die Wörter *Ravriggow* in Vriggow, Frickgow, und *Ravrigthal* in Vrigthal, Frickthal, durch die Abſchneidung der beiden Anfangsbuchſtaben R und a haben verwandelt werden können. Aber dieſe Ableitung beruht lediglich auf dem alten, aber üblen Ge-

1) Marcus Lutz, Pfarrer zu Leufelfingen, Das vorderöſterreichiſche Frickthal in hiſtoriſch-topographiſcher Hinſicht. Als ein Beytrag zur näheren Kenntniß einer mit Helvetien befreundeten, nachbarlichen Landſchaft. (Baſel 1801.) S. 9 und 135. Anderwärts, z. B. im Allgem. hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-geographiſchen Handlungs-, Poſt- und Zeitungslexikon, angefangen von Ehrmann, fortgeſetzt von Schorch. 2. Bd. S. 222, wird die Ableitung ſo ausgedrückt: Das Frickthal habe ſeinen Namen von den Dörfern Ober- und Unter-Frick.

2) Die in der Homann'ſchen Officin herausgegebene Karte von dem Breisgau, zu welchem das Frickthal gehört, und von den vorderöſterreichiſchen Beſitzungen, bezeichnet zwar das Frickthal und ſeine namhaften Ortſchaften, aber nicht ſo richtig, als die Bruckner'ſchen und Büchel'ſchen Specialkarten des Cantons Baſel, welche die Landesgrenzen deſſelben gegen das Frickthal mit groſer Richtigkeit angeben. Ziemlich genau und brauchbar iſt die im J. 1798 von dem Erfinder des Landkartendruckes mit beweglichen Typen, Wilhelm Haas, Sohn, von Baſel entworfene und mit den genannten Typen geſetzte Karte von der Landſchaft Baſel und dem Frickthale. 3) Namentlich von dem baſeler Geſchichtſchreiber Wurſteiſen, nach deſſen Grenzbeſchreibung des rauracher Landes das Frickthal zu dieſem gehört.

brauche, das u durch ein v zu bezeichnen. Wäre die Ableitung des Rhenanus gegründet, dann hätte das Flüßchen Frick den Namen von dem Ländchen, und nicht dieſes von jenem. Die römiſche Colonie Augusta Rauricorum ging in der großen Völkerwanderung zu Grunde. Die Alemannen herrſchten im Frickthale, bis ſie im J. 496, durch die Franken überwunden, unter die Obergewalt derſelben kamen. Da das Frickthal im Breisgau liegt, kann der Frickgau nur ein Untergau geweſen ſein. Der Friccowe[4]) iſt für die Geſchichte der Raubzüge der Ungarn im 10. Jahrh. merkwürdig. Im Friccowe lebte nämlich im vierten Jahrzehend des genannten Jahres Irminger, ein zwar nicht ſehr mächtiger, aber durch Stärke und Tapferkeit gewaltiger Mann, und hatte ſechs Heldenſöhne. Die Ungarn übten in zwei durch den Rhein getrennte Heerhaufen diesſeit und jenſeit dieſes Fluſſes ihre Räubereien. Derjenige Heerhaufe, welcher am linken Rheinufer ſein Raubwerk trieb, und namentlich das Kloſter St. Gallen geplündert hatte, war von da bis in den Friccowe gekommen, und machte Anſtalten, eine Brücke über die Enge des Rheines zu bauen und Seckingen[5]) anzufallen, ſaß ruhig und wartete auf ihre Genoſſen am rechten Ufer, und fühlte ſich ganz ſicher, als dieſe erſchienen und ſie mit ihnen über den Fluß hinüber ſprechen konnten. Während deſſen ſammelte Irminger von überall her Truppen und griff mit ihnen und ſeinen Heldenſöhnen die Feinde in einer finſtern Nacht die von Schlaf und Wein begrabenen Feinde, die ſich Nichts verſahen, von drei Seiten an. Damit die Angreifenden Freund von Feind unterſcheiden konnten, zündeten Bauern, welche Kohlentöpfe auf dem nächſten Berge bereit hielten, als ſie den Lärm hörten, Fackeln an, hoben ſie in die Höhe und leuchteten auf dieſe Weiſe. Die Angegriffenen wurden faſt alle erſchlagen oder ertranken, nur wenige kamen ſchwimmend glücklich an das rechte Rheinufer. Der andere an dieſem befindliche Heerhaufe ſah die Niederlage ſeiner Genoſſen, ohne helfen zu können, lief, von Zorn entbrannt, wüthend an das Ufer des Stromes, warf, um der Wuth genug zu thun, eine Menge Geſchoſſe, und ſtieß ein fürchterliches Geheul aus; aber Irminger ſammelte mit den Seinigen im Angeſichte der Feinde die Spolien, trug ſie triumphirend in die Hauptkirche und vertheilte ſie ringsum durch alle Befeſtigungen. Da er außer den Schiffen, welche zur Vertheidigung der Hauptfeſtung hinweggeführt waren, keine auf dem Rheine wußte, beredete er die in der Feſtung befindlichen Männer, dieſe Schiffe zu Brücken zu verbinden und unter ſeiner Anführung die bewaffneten Scharen überzuſetzen, und mit den Feinden, deren Gebräuche in der Waffenführung er bereits kenne, ſobald als möglich ſich zu ſchlagen. Aber die Ungarn waren unterdeſſen bereits auf vielen Schiffen, die ſie aus dem Schwarzwalde gefertigt, über den Rhein in den Elſaß übergeſetzt, erlangten unter großem Verluſte einen blutigen Sieg wider Luitfrid, den Mächtigſten des Landes, drangen bis Besançon vor, und wurden dann weiter durch die Liſt des Königs Konrad von Burgund mit den Sarazenen von Frainet in einen beiden den Untergang bringenden Kampf verwickelt[6]). Ein großer Theil der drei Gaue, Augſtgau, Frickgau und Süßgau, kam in dem 10. und 11. Jahrh. durch königliche Verleihungen und auf andere Weiſe an das Haus der Grafen von Rheinfelden, und ein anderer Theil durch königliche Schenkungen und auf andere Weiſe an das Biſthum Baſel, welchem Kaiſer Heinrich II. im J. 1010 eine anſehnliche Schenkung machte, welche Kaiſer Heinrich III., als er ſie im J. 1048 beſtätigte, mit dem Dorfe Möhli, nebſt vielen andern, außer den frickthaliſchen Grenzen gelegenen, Beſitzungen erweiterte. Der Name der Grafen von Rheinfelden wird zum erſten Male bei der im J. 959 vorgenommenen Theilung des Herzogthums Lothringen genannt, indem Herzog Bruno, Erzbiſchof von Cöln, den Grafen Friedrich von Rheinfelden als Statthalter in Oberlothringen verordnete. Dieſes gräflich-rheinfeldiſche Haus erloſch mit Rudolf von Rheinfelden, dem Gegenkönige gegen Heinrich IV. Rudolf's Tochtermann, Berchtold III., Herzog von Zähringen, erhielt die Grafſchaft Rheinfelden. Die Stadt Rheinfelden verdankte einem der Fürſten aus dem Hauſe Zähringen ihre Uranlage, Bau und Befeſtigung, ihre Freiheiten und Rechte. Als mit Herzog Berchtold V. das zähringiſche Haus im J. 1218 erloſch, kamen Schloß, Stadt und Grafſchaft Rheinfelden unmittelbar an das Reich. Im J. 1243 finden wir Ulrich'en von Liebenberg, der ſich Burggraf von Rheinfelden und Dienſtmann des heiligen Reichs ſchrieb, als Verwalter dieſer Herrſchaft im Namen des Kaiſers und des Reichs. Nicht lange darauf erſcheint Graf Rudolf von Habsburg in verſchiedenen Urkunden als Beſitzer des Steins zu Rheinfelden (einer im Rheinſtrome gelegenen Burg). Man weiß nicht, ob er dieſe Burg von Kaiſer Friedrich II., an deſſen Hofe er erzogen worden war, zu Lehen erhalten, oder ob er ſie durch Waffengewalt an ſich geriſſen. Die Stadt Rheinfelden blieb bei dem Reiche, ſtand in dem Kriege zwiſchen dem Biſchofe Heinrich von Baſel und dem Grafen Rudolf von Habsburg in den Jahren 1271—1272 dem Erſteren bei, und half die Burg Rheinfelden erobern, welche aber der Biſchof bei der Ausſöhnung im J. 1273 wieder an Rudolf abtrat. Ihm als Könige unterwarf ſich auch die Stadt Rheinfelden, und er nennt die Bürger derſelben in einer Urkunde vom J. 1276 „ſeine lieben Bürger." Kurz darauf erklärte er die Töchter derſelben der Reichslehensfolge fähig, und gab den Bürgern ohne Ausnahme das Privilegium, daß ſie vor keinen fremden Richterſtuhl gezogen werden konnten. Die Stadt Rheinfelden ward im J. 1330 vom Reiche dem Hauſe Öſterreich verpfändet. Daß die Herrſchaft Laufenburg früher die Grafen von Baden im Aargau für ihre Herren erkannt habe, und daß im J. 1207 das Stift Seckingen dieſelbe dem Grafen Rudolf von Habsburg, dem Großvater des römiſchen Königs gleiches Namens,

4) in pago, quem *Friccowe* dicunt, ſagt Ekkehardus IV. (Casus S. Galli Cap. 3 [ap. *Pertz*, Monument. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 110].) 5) Sechingensem sanctae Crucis locum illi invasuri etc.

6) ſ. das Nähere in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 48. Th. S. 400.

Digitized by Google

übertragen habe, geht aus einer Urkunde des genannten Jahres hervor. Der Stifter der habsburg-lauenburgiſchen Linie, Rudolf, der zweite Sohn des Grafen Albrecht von Habsburg, war der Oheim des gleichnamigen römiſchen Königs. Graf Johann verkaufte im J. 1386 die beiden Städte Laufenburg ſammt der ganzen Herrſchaft und den Voigteien Mettau und Kaiſten an den Herzog Leopold III. von Öſterreich um 12,000 Fl., und ſtarb den 18. Mai 1408. Bei der großen Fehde zwiſchen Öſterreich und der Stadt Baſel im J. 1411 warf ſich Graf Hermann von Sulz mit ſeiner Mannſchaft in den in dem Rheinſtrome gelegenen Stein Rheinfelden, konnte von da aus ganz ſicher ſeine Streifzüge in das baſelſche Gebiet unternehmen, und plünderte theils, theils verbrannte er mehre Dörfer. Die Baſeler, durch die ihnen von Bern und Straßburg zugeſandten Hilfsmannſchaften verſtärkt, zogen ſowol vor die feindlich geſinnte Stadt Rheinfelden, als auch vor die obere und niedere Feſte Iſtein und zerſtörten dieſe beiden Schlöſſer. Ein ander Mal nahmen die Baſeler im Treffen bei Magden, einem Dorfe ganz nahe ob Rheinfelden, den öſterreichiſchen Truppen, welche ſich mit der in den Thälern Homburg und Waldenburg gemachten Beute wieder in ihre Stadt und Burg Rheinfelden ziehen wollten, den Raub wieder ab. Von Laufenburg aus hatte Hans von Rechberg die von Bern und Baſel viele Male beſchädigt. Es zogen daher dieſe beiden im J. 1443 vor Laufenburg und beſchoſſen den Ort zwölf Tage. Die Sache ward mit Geld vertragen und abgekauft um Laurentii 1443. Auf Palmabend 1444 ſagten Hans von Rechberg und andere Edle denen von Baſel ab. Dieſe ſuchten nun das Frickthal häufig durch Plünderung und Verwüſtung heim. Die gegen ihre Privilegien, Freiheiten und Vorrechte den Herzogen von Öſterreich vom Reiche verpfändete Stadt Rheinfelden benutzte den hilfloſen Zuſtand der öſterreichiſchen Partei, und ſchloß mit Baſel ein Schutzbündniß. Die Burg Rheinfelden dagegen blieb in den Händen der Truchſeſſe von Rheinfelden, welches Geſchlecht ſchon im 13. Jahrh. in dieſer Stadt geblüht. Jetzt hingegen feuerten die Beſatzungen des Schloſſes und der Stadt aus Büchſen und Handrohren täglich auf einander. Burg und Stadt Rheinfelden ergaben ſich den 19. Aug. 1445 an die bundesgenöſſiſchen Belagerer aus den drei Städten Baſel, Bern und Solothurn. Herzog Albert von Öſterreich hatte Rheinfelden zu entſetzen vergeblich verſucht. Jetzt, als die Feinde ſich zur Beſtürmung Seckingens gewendet, nahm er die Stadt Rheinfelden wieder ein. Die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen bekamen es jedoch im J. 1446 wieder in ihre Gewalt und ſuchten das Frickthal durch Streifzüge furchtbar heim. Wilhelm von Grünenberg, welchem zu dieſer Zeit der Stein Rheinfelden verpfändet war, Thomas von Falkenſtein und Hans von Rechberg nahmen die Stadt Rheinfelden durch einen Überfall ein. Die Bürger von Baſel, welche diejenigen, die aus Rheinfelden nun auswanderten, brüderlich aufnahmen, machten mehre, aber vergebliche, Verſuche, Rheinfelden mit Liſt oder Gewalt zu erobern. Durch den Frieden vom J. 1449 wurde den aus Rheinfelden Vertriebenen die Rückkehr nach Hauſe unter der Bedingung, daß ſie Öſterreich eine neue Huldigung leiſten mußten, geſtattet. Unter den acht verſchiedenen Bezirken und Landfahnen, in welche der dritte der Landſtände durch die vorderöſterreichiſche Regierung zu Breiſach getheilt war, erſcheint auch die rheinfelder oder frickthaler Fahne. In der Richtung und Schirmvereinigung, welche Erzherzog Siegmund von Öſterreich mit der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft errichtete, heißt es §. 18 und 19: Und ſonder, daß auch Mannsperſonen in den Städten Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut mit denen auf dem Schwarzwald und denen, ſo zu der Herrſchaft Rheinfelden gehören, Eid zu Gott und den Heiligen ſchwören ſollen, daß ſie und ihre Nachkommen dies Richtung getreulich gehalten wollend, und in 10 Jahren ſolche Eid von ihnen, ſo das erfodert wird, beſchehen und gethan werden. Und ſollen auch die genannten Eidgenoſſen nun und hiernach Öffnung haben derſelben vier Städten und Schlöſſern zu allen ihren Nöthen (d. h. die Eidgenoſſen ſollen ſich im Fall der Noth in dieſe Städte und Schlöſſer ziehen und ſie beſetzen dürfen). Zur Vergeltung des Artikels von Öffnung der Waldſtädte erbot ſich Kaiſer Maximilian im J. 1483, den Eidgenoſſen 10,000 Fl. zu bezahlen, ſofern die Vereinigung von allen Cantonen angenommen würde; aber die Schweizer wollten dieſen Antrag des Kaiſers Maximilian nicht annehmen. Bei dem Kriege des ſchwäbiſchen Bundes und der Schweizer wurde von den Letzteren das Frickthal mehr als ein Mal durch Raub heimgeſucht. Vor einem kleinen Streifcorps Schweizer, das ſich an den Grenzen des Aargaus und der Landſchaft Baden gebildet hatte, retteten die Bürger Laufenburgs ihre weidenden Viehheerden dadurch, daß ſie dieſelben von der linken auf die rechte Rheinſeite hinüber trieben. Nun verbarg ſich eine Abtheilung der Streifzügler nächſt Laufenburg im Gebüſche, während die andere den Zorn der Bürger durch Scheltworte reizte. Dieſe thaten einen Ausfall und erlitten, indem ſie von dem im Hinterhalte liegenden Feinde im Rücken angegriffen wurden, eine Niederlage. Als der Friede im September 1499 zu Stande kam, traten die Städte Zürich, Bern und die Länder und Thalſchaften von Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus zur Verſicherung der neuen Freundſchaft mit dem Hauſe Öſterreich in eine Erbvereinigung von gleichem Inhalte, wie die vormalige Richtung mit Herzog Siegmund. Jedoch wurde die Verpflichtung, daß die vier Waldſtädte am Rhein den Eidgenoſſen offen bleiben ſollten, hinweggelaſſen. Da der Ritter Ulrich von Habsburg, welcher Pfandherr des Steins zu Rheinfelden war, und ihn im Namen des Kaiſers beſaß, wegen der Grenzen immer einige Schwierigkeiten hatte, wurden im J. 1505 vom Kaiſer ſowol, als von den Eidgenoſſen, bevollmächtigte Commiſſarien nach Seckingen abgeordnet. Sie beſichtigten genau die ſtreitigen Punkte, und legten den Streit bei, indem in der am Clemenstage 1505 zu Rheinfelden gefertigten Urkunde der Violenbach als Grenzlinie zwiſchen der vorderöſterreichiſchen Herrſchaft Rheinfelden und der baſeliſchen Landgrafſchaft Sußgau angenommen ward. Dem Hauſe Öſterreich verblieb der größere Theil des Dorfes Olsberg, und der kleinere Theil wurde, nebſt dem Dorfe Maiſprach,

Digitized by Google

mit Nußdorf und Herrſperg an den Stand Baſel abgetreten. An der Empörung des breisgauiſchen Volkes im J. 1513 nahmen auch die Frickthaler Theil. Den die größten Gräuelthaten verübenden Inſurgenten brachte das Kriegsheer des ſchwäbiſchen Bundes unter Ulrich von Waldburg in zwei Feldſchlachten eine ſolche Niederlage bei, daß ſie von ihren Verirrungen zurückkehrten. Im 30jährigen Kriege, vornehmlich im J. 1633, wurde das Frickthal der Schauplatz der furchtbarſten Verheerungen. Das adelige Ciſtercienſerkloſter Olsberg allein ſchätzte ſeinen Verluſt in dieſem ſchrecklichen Kriege auf 100,000 Dukaten. Die Stadt Laufenburg gerieth in ſchwediſche Hände, wurde aber (im J. 1633) von den Kaiſerlichen wieder erobert. Dieſes geſchah (den 6. Oct. 1633) auch mit der Stadt Rheinfelden, welches nach einer harten Belagerung von den Schweden eingenommen war. Im J. 1634 hatte Rheinfelden wieder eine harte, 25 Wochen lang dauernde, Belagerung durch den Rheingrafen Johann Philipp zu erdulden, und mußte ſich wegen Mangels an Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen den 19. Aug. 1634 ergeben. Nachdem die Schweden den 27. Aug. des genannten Jahres die Schlacht bei Nördlingen verloren, mußte die ſchwediſche Beſatzung auch Rheinfelden räumen. Dieſes mußte ſich im J. 1638, nach einer Belagerung von vier Wochen, dem ſchwediſchen Generale, dem Herzoge Bernhard von Weimar, ergeben. Nun ſollte die ganze Herrſchaft Rheinfelden, das Frickthal und Breisgau als eine Eroberung ein Eigenthum des Herzogs Bernhard werden. Da aber dieſer den 3. Juni 1639 ſtarb, behielt die Krone Frankreich dieſe Landſchaften als Erſatz für die Kriegskoſten bis zum weſtfäliſchen Frieden, welcher beſtimmte, daß der König von Frankreich dem Hauſe Öſterreich die vier Waldſtädte Rheinfelden, Laufenburg, Seckingen und Waldshut mit allem ihrem Gebiete, ihren Voigteien, Weilern, Dörfern u. ſ. w. an beiden Rheingeſtaden zurückgeben ſollte. Die franzöſiſche Beſatzung zog ſich den 29. Juni aus dieſen Waldſtädten zurück. Als im J. 1677 die Franzoſen Freiburg im Breisgau eingenommen, wurden die Schweizer für die vier Waldſtädte beſorgt, welche ſie nicht gern in franzöſiſchen Händen ſehen wollten. Auf der deshalb im Januar 1678 nach Baden im Aargau ausgeſchriebenen Tagſatzung erklärte ſich der franzöſiſche Abgeſandte de Gravelle, daß ſein Herr, der König, in die von den Schweizern vorgeſchlagene Neutralität der vier Waldſtädte unter der Bedingung willige, daß die kaiſerliche Beſatzung völlig aus denſelben herausgezogen und dieſelben mit Schweizern beſetzt werden ſollen. Der kaiſerliche Abgeſandte, Graf von Ladron, aber beſtand darauf, daß dieſe Städte bald mit kaiſerlichen Truppen beſetzt bleiben ſollten. So zerſchlug ſich dieſes Neutralitätswerk, und die Franzoſen belagerten Rheinfelden, aber vergebens. Nach dem blutigen Treffen zwiſchen den Kaiſerlichen und den Franzoſen, den 6. Juli 1678, mußte Rheinfelden neuerdings eine Belagerung bis zum 18. Juli aushalten. Der nimweger Friede im J. 1673 machte, daß das Frickthal wieder einmal frei athmen durfte; aber nicht lange, denn Ludwig XIV. benutzte, daß der Kaiſer, mit den Türken in Kampf verwickelt, nicht im Stande war, die nöthigen Kriegsanſtalten am Rhein zu treffen. Der kaiſerl. Botſchafter, Baron von Landſee, erſuchte daher in einem Schreiben vom 12. Oct. 1685 die 13 Cantone der Eidgenoſſenſchaft, einige Truppen in die Nachbarſchaft zu poſtiren, um einen franzöſiſchen Angriff auf die vier Waldſtädte abtreiben zu können, und ſtützte ſich dabei vornehmlich auf die Erbeinigung. Die Cantone ſuchten nun die Stadt Conſtanz und die vier Waldſtädte, ſammt einem Striche des beiliegenden Landes, in Neutralität zu bringen, und ſchrieben den 17. Oct. (1688) ſowol an den Kaiſer, als an den König von Frankreich. Frankreich antwortete den 22. Oct. (1688), daß es dieſe angetragene Neutralität annehme, mit dem Vorbehalte, daß der Kaiſer der Hütung dieſer Plätze ſich gänzlich entziehe und ſie vollkommen in die Gewalt und Hut der Eidgenoſſenſchaft gäbe. Das kaiſerliche Beantwortungsſchreiben vom 3. Nov. (1688) war des Inhalts, daß den franzöſiſchen Neutralitätsverſprechungen durchaus nicht zu trauen ſei, weil Frankreich keine Verträge halte, deswegen müſſe man ſich über Truppenaufſtellung vergleichen. Nun ſtellte die Eidgenoſſenſchaft auch wirklich einige Truppen bei Baſel und in den Gegenden von Laufenburg und von Conſtanz auf; aber den 10. Dec. (1688) rückten franzöſiſche Truppen unter dem Grafen von Clermont gegen Seckingen, Laufenburg und Waldshut hinauf, bemächtigten ſich auch Waldshuts, erpreßten 7500 Fr. von der Bauerſchaft und ſchoſſen über den Rhein auf die daſelbſt eingerückten eidgenöſſiſchen Truppen, wobei zwei Mann tödtlich verwundet wurden. Jedem der übrigen verwundeten ſchweizer Soldaten ließ im Januar 1689 Graf von Clermont nach Anweiſung des franzöſiſchen Geſandten, bei welchem ſich die Eidgenoſſenſchaft beſchwerte, 100 Fr. zur Ergötzung bezahlen. Während deſſen (auch im Januar 1689) wurde in Baden im Aargau in den angeregten Neutralitäts- und Securitätswegen der vier Waldſtädte und Conſtanz weiter gearbeitet. Der kaiſerliche Botſchafter, Baron von Landſee, wies in einem Schreiben vom 22. Jan. die Neutralität wiederholt zurück, und drang dagegen auf Truppenwerbung. Jene nahm der franzöſiſche Geſandte in einem Schreiben vom 29. Jan. an, widerſetzte ſich aber dieſer, weil ſie dem Bunde mit Frankreich zuwider ſei, vermöge deſſen die Eidgenoſſen des Königs Feinden keine Hilfe geben können, zumal da die Erbeinigung mit Öſterreich keine thätliche Hilfe, ſondern nur ein treues Aufſehen importirte. Der Baron von Landſee erhielt die Inſtruction, daß er mit den Eidgenoſſen einen Tractat wegen Verpfändung oder Verkaufung des Frickthales errichten ſollte. Zu dieſem Zwecke wurde ein unvorgreifliches Project gemacht und dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich zugeſchickt. Dieſer erklärte zwar den 8. März (1689), daß er dieſem Tractat die Hand reichen wolle, ſofern Rheinfelden mit darin begriffen wäre. Aber von Seiten des Kaiſers blieb die Ratification aus. An ihn und den König von Frankreich ſchickten die Schweizer folgenden Vorſchlag, daß Ihro kaiſerl. Majeſtät die endliche Reſolution wegen des frickthaler Kaufs oder Pfandſchaft einſchicken, anbei beide Majeſtäten die ſichere Erklärung thun möchten, daß ſie das eidgenöſſiſche Territorium mit ihren Waffen allerdings unberührt

Digitized by Google

laſſen, noch Paß nehmen, in das Frickthal kein Volk legen, noch die Garniſonen in Rheinfelden und Laufenburg über 1000 Mann vermehren wollten. Hingegen wollten die Eidgenoſſen den genannten Städten und dem Frickthale gute Sicherheit, Schutz und Schirm gegen allen feindlichen An- und Überfall verſchaffen, und zu dieſem Zwecke ihre Mannſchaft zu Augſt und der Orten nicht nur ſtehen laſſen, ſondern auch vermehren, in dem Verſtand, daß ſolche auf des Kaiſers und des Königs gemeinſame Koſten verpflegt und unterhalten werden ſollten, ſo lange der Krieg währen würde. Der König von Frankreich ſchloß den 7. Mai (1689) mit der Schweiz eine Capitulation, kraft deren die Eidgenoſſen auf ſich nahmen, 3000 Mann an die Päſſe des Frickthales zu legen, der König aber ſich anheiſchig machte, für jeden Mann fünf Speciesthaler monatlich, zuſammt der gewöhnlichen Gratification, nämlich neun Mann für zehn zu bezahlen, wie auch den Fruchtpaß aus dem Elſaß zu deren Unterhalt zu öffnen. Dem Kaiſer wurde von der Schweiz zur Ratification der Termin bis zum letzten Juni ausgeſetzt und fünf Artikel hinzugefügt, von welchen der dritte beſagt, daß der Mannſchaft der freie Fruchtkauf im Frickthale erlaubt ſein ſolle. Der Kaiſer antwortete, daß man den Vorſchlag und die fünf angefügten Artikel dem Reichsconvent zur Begutachtung vorlegen wolle. Im März 1691 wurde von der Schweiz bei dem Kaiſer die Neutralität für Conſtanz und die vier Waldſtädte bedungen, und dem Kaiſer eine Werbung von 2000 Mann in ihren Staaten unter dem Oberſt Brücklin von Zürich geſtattet, um die vier Städte mit dem Frickthale vor allen feindlichen Anfällen ſicher zu ſtellen. Nach dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Öſterreich und Frankreich im J. 1733 wurde von Seiten des Erſteren eine Schatzung im Frickthale, ſowie in allen kaiſerlichen Vorlanden, von den beweglichen und unbeweglichen Gütern nach der ſelbſteigenen Angabe eines Jeden gemacht, und eine im Verhältniſſe derſelben ſtehende außerordentliche Kriegsſteuer gefodert. Bei Beziehung der Winterquartiere des ſiegreichen öſterreichiſchen Heeres im J. 1743—1744 hatten das Frickthal, die Waldſtädte und das nahe Breisgau die Reiterei in Cantonirung. Da aber im J. 1744 die Preußen in Böhmen einfielen und das ganze öſterreichiſche Heer ſich aus dem Elſaß dahin ziehen mußte, rückte das franzöſiſche Heer vor und nahm unter andern Laufenburg. Die aus 90 Mann beſtehende Beſatzung Rheinfeldens, das haltbare Befeſtigungswerke hatte, warf ſich in das Burgſtell, Schloß auf einem Felſen in der Mitte des Rheins, und trotzte den feindlichen Kugeln, bis Feuer ausbrach. Nun mußte ſie die weiße Fahne aufſtecken und ſich ergeben. Zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges (1756) wurden im Frickthale, ſowie in dem ganzen oberen Rheinviertel, alle Beſitzungen und Grundſtücke von einem vom wiener Hofe Beauftragten nach ihrem wahren Werthe zum Behufe einer Steuererhebung unterſucht. Der zweite Artikel des lüneviller Friedens vom 9. Febr. 1801 beſtimmt: „Das Frickthal und Alles, was dem Hauſe Öſterreich auf dem linken Rheinufer zwiſchen Zurzach und Baſel gehört, werden Se. k. k. Majeſtät der franzöſiſchen Republik abtreten. Die franzöſiſche Republik behält ſich vor, dieſen Landſtrich an die helvetiſche Republik abzutreten." Als Napoleon im J. 1803 den Schweizern eine Vermittelungsurkunde gab, kam das Frickthal an den Canton Aargau, bei welchem es noch jetzt iſt. Im J. 1800 betrug die Bevölkerung des Frickthales auf einer Fläche von 4¾ □Meilen 17,760 Seelen (3372 Familien), alſo auf der □Meile 3744 Seelen, nämlich in der Landſchaft Möhlibach in den Gemeinden[7]) Augſt, Olsberg, Magden, Möhlin, Walbach, Unter-Mumpf, Zeinigen, Zunzgen, Hellingen, Wegenſtetten, Rheinfelden auf einer Fläche von 25,272 Juchart 188 Ruthen in 1090 Häuſern 6548 Seelen (1251 Familien), in der Landſchaft Frickthal, oder dem eigentlichen Frickthal, in den Gemeinden Ober-Mumpf, Schupfart, Stein, Münchweiler, Eicken, Frick Flecken, Ober-Frick und Gipſe, Weittnau, Wölflisweil und Oberhof, Herznach und Üken und Ober-Zayen, Hornüſſen, Nieder-Zayen, Öſchgen auf einer Fläche von 24,458 Juchart 146 Ruthen in 957 Häuſern, 6523 Seelen (1224 Familien), in der Herrſchaft Laufenburg in den Gemeinden Siſſeln, Kaiſten, Laufenburg, auf einer Fläche von 6222 Juchart 308 Ruthen, in 390 Häuſern 2017 Seelen (409 Familien), in Sulzthal in den Gemeinden Ober-, Unter- und Mittel-Sulz und Lebiken, Rheinſulz, Etzgen, Mettau, Weil, Steinhof, Oberhof, Sanſingen, Galten, Büren, Schwatterlein und Leibſtatt auf einer Fläche von 11,798 Juchart 334 Ruthen in 402 Häuſern 2672 Seelen (488 Familien). Im 14. und 15. Jahrh. blüheten die Edeln von Frick. Hans von Frick und Werner von Frick, ſein Sohn, verkauften im J. 1400 das im nachmaligen Canton Baſel gelegene Dorf Zunzgen, ſowie ihr Seßhaus an der alten Homburg in Frickthal, nebſt der Leuten in der Gipſe bei Frick mit aller Zugehörde dem Edeln Heinzmann von Eptinger um 800 rheiniſche Gulden. Als im J. 1389 die verbrüderten Berner und Solothurner in das Frickthal einfielen, erſtürmten ſie den Kirchhof zu Frick, hinter deſſen hohen Mauern die beſte Habe des ihnen feindlichen Adels geflüchtet und verborgen lag. (*Ferdinand Wachler.*)

FRICTIO (Phyſik). Es iſt eine ſehr alte Erfahrung, daß zur Fortſchiebung eines Körpers, welcher auf einer horizontalen Fläche liegt, eine gewiſſe Kraft nöthig iſt. Die Schwerkraft an und für ſich ſetzt aber bekanntlich einem in der horizontalen Richtung ſich bewegenden Körper keinen Widerſtand entgegen; es muß alſo das bei dieſer Bewegung zu beſeitigende Hinderniß aus andern Umſtänden hergeleitet werden. Die Erfahrung lehrt ferner, daß dieſer Widerſtand bedeutend verringert werden kann, wenn die horizontale Fläche und die auf ihr liegende Fläche des Körpers durch Schleifen und Poliren zu möglichſt vollkommenen Ebenen gemacht werden. Der bei dem Übereinanderhingleiten auch der möglichſt vollkommen eben geſchliffenen und polirten Flächen noch übrigbleibende Widerſtand wird am einfachſten und naturgemäßeſten ſeine Erklärung wol darin finden, daß alle unſere Schleif- und Polirmittel nicht im Stande ſind,

7) Die Angabe der Fläche, der Seelen, der Familien, der Häuſer jeder einzelnen Gemeinde ſ. in der Tabelle bei Lutz a. a. O.: „Zuſtand der Bevölkerung des Frickthales im Jahre 1800."

Digitized by Google

eine vollkommene Ebene darzuſtellen, ſodaß auch auf den ſorgfältigſt behandelten Flächen ſtets noch kleine Erhöhungen und Vertiefungen in regelloſer Vertheilung ſich finden. Da nun die Materie aller Körper einen mehr oder weniger hohen Grad von Elaſticität beſitzt, ſo werden die Erhöhungen der untern Fläche des Körpers mehr oder weniger tief in die Vertiefungen der unter ihm liegenden Fläche eindringen und umgekehrt; beim Fortbewegen muß der Körper dann entweder ſich mit ſeinen Erhöhungen aus den Vertiefungen der Fläche (und umgekehrt) herausheben, oder er muß die hervorſtehenden Theile auf den beiden ſich berührenden Flächen umbiegen und niederlegen (wenn dieſelben hinlänglich elaſtiſch ſind), oder abbrechen (wenn ſie nicht hinlänglich elaſtiſch ſind). Das auf die ſo eben näher angegebene Weiſe bei der Bewegung eines Körpers über die Fläche eines andern hin entſtehende Hinderniß bezeichnet man mit dem Namen der Reibung oder Friction; und es läßt ſich dieſe Reibung, wie man ſogleich ſieht, in der Mechanik betrachten als eine Kraft, welche parallel mit der Richtung der ſich berührenden Ebenen in einer der Bewegung grade entgegengeſetzten Richtung wirkt. In dem bisher betrachteten Falle entſtand die Reibung dadurch, daß die Schwerkraft den gegebenen Körper gegen die horizontale Ebene drückte, und dann die Erhöhungen und Vertiefungen der Oberfläche in einander traten; daſſelbe wird natürlich überall ſtattfinden, wo die Flächen zweier Körper durch eine beliebige Kraft gegen einander gedrückt werden und an einander hingleiten, wie auch die Richtung der Bewegung beſchaffen ſein mag.

Die Reibung iſt nach dem Vorhergehenden alſo gleich zu achten einer Kraft, welche im Zuſtande der Ruhe nicht vorhanden iſt, ſondern erſt durch die Bewegung entſteht, und welche mit der Änderung der Richtung auch ihre Richtung ändert, da ſie ſtets der Richtung der Bewegung entgegenwirkt. Eine genauere Betrachtung führt aber auch zu der Überzeugung, daß die Reibung nicht nur einer ſchon begonnenen Bewegung ein Hinderniß entgegenſetzt, ſondern daß ſie auch einer erſt zur Ausführung gelangen ſollenden Bewegung hemmend entgegentritt, was man am leichteſten durch die Beobachtung eines auf einer ſchiefen Ebene liegenden Körpers erkennt. Nach den bekannten Geſetzen muß ein Körper, welcher auf einer ſchiefen Ebene liegt, über dieſelbe herabgleiten, wenn keine Reibung zwiſchen ihm und der ſchiefen Ebene ſtattfindet; ſobald aber letztere eintritt, ſo kann man den Neigungswinkel der ſchiefen Ebene bis auf eine gewiſſe Größe ſteigern, ehe der Körper anfängt, über dieſelbe herabzugleiten. Die Größe dieſes Neigungswinkels, bei welchem ſo eben die Bewegung beginnt, wird offenbar mit der Größe der Reibung zwiſchen beiden Körpern zuſammenhängen, und, wie ſich nachher zeigen wird, ſogar ein Mittel zur Beſtimmung der Größe der Reibung zwiſchen den in Berührung befindlichen Flächen gewähren. Ebenſo ſieht man deutlich den Widerſtand, welchen die Reibung einer erſt eintreten ſollenden Bewegung entgegenſetzt, wenn man auf die genau horizontal geſtellte Ebene eines Tiſches einen Körper mit einer ſeiner Flächen auflegt, und an demſelben eine Schnur befeſtigt, welche zuerſt genau parallel mit der Ebene des Tiſches geht, dann aber über eine an dem Rande des Tiſches befindliche Rolle herabläuft und eine Wagſchale zum Aufſetzen von Gewichten trägt. Man bedarf je nach der Beſchaffenheit des Körpers und des Tiſches verſchieden großer Gewichte, ehe die Bewegung eintritt; die Größe des aufgelegten Gewichtes, bei welchem ſo eben die Bewegung eintritt, kann ebenfalls ein Mittel zur Beſtimmung der Größe der Reibung liefern.

Man hat nun die gleitende Reibung von der ſogenannten rollenden oder wälzenden Reibung zu unterſcheiden. Die erſtere findet ſtatt, wenn ein Körper ſich ſo bewegt, daß alle Punkte deſſelben in parallelen Linien fortſchreiten, während die zweite eintritt, wenn jeder Punkt deſſelben fortſchreitend und drehend zugleich iſt, und die Entfernung zwiſchen zweien Punkten ſeiner Oberfläche, gemeſſen in der Oberfläche, genau gleich iſt der Entfernung der mit dieſen Punkten in Berührung geweſenen Punkte der unterliegenden Fläche, gemeſſen in dieſer Fläche. Die Zapfenreibung ſchließt ſich offenbar zunächſt an die gleitende Reibung an, weil auch hier die einander berührenden Theile der Körper an einander hingeſchoben werden.

Da es nur der ſenkrecht auf die Unterlage gerichtete Druck iſt, welcher die Ungleichheiten der Oberflächen in einander drückt, und zwar um ſo mehr, je ſtärker er iſt, ſo wird für die Größe der Reibung auch allein dieſer ſenkrecht gegen die Unterlage gerichtete Druck in Betracht kommen, und die einfachſte Annahme ſein, die Reibung proportional dieſem Normaldrucke zu ſetzen, womit auch (vielleicht bis auf zufällige, ſpäter zu erwähnende Abweichungen) die Erfahrung übereinſtimmt.

Die Erfahrung hat ferner gezeigt, daß (vielleicht bis auf zufällige, ſpäter zu erwähnende Abweichungen) die Größe der Reibung von der Ausdehnung der Berührungsflächen zwiſchen den ſich reibenden Körpern ganz unabhängig iſt, wenn nur der Druck genau derſelbe bleibt. Schon de la Hire ſuchte dieſe Erſcheinung dadurch zu erklären, daß er die oben erwähnten Unebenheiten der Berührungsflächen entweder als biegſam und elaſtiſch, oder als ganz hart und unelaſtiſch betrachtete. Die elaſtiſchen Unebenheiten vergleicht er kleinen biegſamen Federn, welche ſich bei der gleitenden Reibung biegen und niederlegen müſſen, und der Widerſtand wird um ſo größer ſein, je mehr dieſe Federn ſich biegen müſſen. Vergrößert ſich nun bei gleichbleibendem Druck die Oberfläche, ſo wird ſich die Biegung jeder einzelnen Feder umgekehrt wie die Anzahl ſämmtlicher Federn, alſo wenn ſie gleichmäßig über die Oberfläche vertheilt ſind, umgekehrt wie die Größe der Oberfläche verhalten, ſodaß der geſammte Widerſtand aller Federn bei jeder Größe der Berührungsflächen einerlei Werth behalte. Bei unelaſtiſchen Erhöhungen der Oberflächen müſſe der reibende Körper ſich etwas erheben, um über dieſelben hinwegzugleiten, und dann hange die Reibung wieder nur vom Druck allein ab; müſſen jedoch die Erhöhungen abgebrochen werden, ſo glaubt de la Hire die Behauptung gerechtfertigt, daß dann mit der Größe der Berührungsfläche die Reibung wachſen würde, weil bei der größern Oberfläche um ſo mehr Theile abzureißen wären. Unterſchiede, welche ſpäter Coulomb zwiſchen dem

Digitized by Google

Verhalten der Hölzer und der Metalle rückſichtlich der Erſcheinungen bei der Reibung fand, leiteten ihn zu der Anſicht, daß die Oberfläche des Holzes betrachtet werden könne als bedeckt mit kleinen, elaſtiſch biegſamen Faſern, welche borſtenartig hervorſtehen und nach jeder Richtung gleichmäßig eine Biegung geſtatten, wogegen die Oberfläche der Metalle mit eckigen oder ſphäriſchen Unebenheiten bekleidet ſei, welche hart und unbiegſam durch keine auf ſie einwirkende Kraft ihre Geſtalt ändern können.

Um die Größe der Reibung für verſchiedene Körper zu beſtimmen, kann man zweckmäßig einen der vorhin angegebenen Wege einſchlagen. Wählt man den erſten, wobei der Körper alſo auf eine ſchiefe Ebene gelegt wird, deren Neigung gegen den Horizont ſehr allmälig verändert werden kann, ſo wird der Körper nicht mit ſeinem ganzen Gewichte gegen die Ebene angedrückt. Man muß, um den Normaldruck gegen die ſchiefe Ebene zu finden, das Gewicht des Körpers in zwei Theile zerlegen, deren einer auf der ſchiefen Ebene ſenkrecht ſteht, alſo den verlangten Normaldruck gibt, während der andere mit derſelben parallel iſt. Bedeutet α den Neigungswinkel der ſchiefen Ebene gegen den Horizont, ſo iſt (wie aus dem Geſetze der ſchiefen Ebene bekannt iſt, ſ. den Artikel Schiefe Ebene) der Normaldruck gegen die Ebene, wenn P das ganze Gewicht des Körpers bedeutet, gleich $P \cos \alpha$, während der parallel mit der ſchiefen Ebene wirkende Theil, welcher als Zugkraft parallel mit dieſer Ebene ſteht, gleich $P \sin \alpha$ iſt. Iſt die Reibung nun dem Drucke proportional, und wird ſie, wenn der Druck die Gewichtseinheit beträgt, gleich f geſetzt, ſo wächſt ſie für den Druck $P \cos \alpha$ auf $f P \cos \alpha$. Dieſe Kraft ſteht alſo als Hinderniß der Zugkraft $P \sin \alpha$ entgegen; wird der Neigungswinkel α der ſchiefen Ebene nun erhöht, bis der Körper eben zu gleiten im Begriff iſt, ſo ſind beide Kräfte, die Zugkraft $P \sin \alpha$ und die Reibung $f P \cos \alpha$, im Gleichgewichte; alſo $P \sin \alpha = f P \cos \alpha$, und hieraus $f = P \operatorname{tg} \alpha$. Die Größe f, welche angibt, den wie vielſten Theil vom Drucke die Reibung beträgt, oder, was daſſelbe iſt, welche angibt, wie groß bei der Druckeinheit die Reibung iſt, nennt man den Reibungscoëfficienten für die auf einander liegenden Flächen. Der größte Winkel α, für welchen der Körper eben noch auf der ſchiefen Ebene liegen bleibt (ſodaß bei der geringſten Vergrößerung die Bewegung beginnt), heißt der Reibungs- oder Ruhewinkel.

Bei dem zweiten Verfahren liegt, wie ſchon angeführt, der reibende Körper auf der horizontalen Fläche eines Tiſches auf einer beſtimmten Unterlage; an ihm iſt eine Schnur befeſtigt, welche parallel über den Tiſch hingehend ſich über eine Rolle nach Unten wendet und hier eine Schale zur Aufnahme von Gewichten trägt. Man legt nun ſoviel Gewicht in dieſe Schale, bis der Körper eben in Bewegung zu gerathen im Begriffe iſt, ſodaß bei der geringſten Vermehrung des Gewichtes die Bewegung auch wirklich eintritt. Die Gewichte geben jetzt die Zugkraft, welche der Reibung zwiſchen den ſich berührenden Flächen das Gleichgewicht hält. Bei dieſer Art des Verſuches iſt es ſehr leicht, die Drucke zu vermehren, ohne an den berührenden Oberflächen etwas zu ändern, indem man nämlich noch Gewichte auf den obern reibenden Körper aufſetzt. Auf ſolche Weiſe hat man ſich nun von der Richtigkeit der beiden oben aufgeſtellten Geſetze, daß die Reibung dem Drucke proportional iſt, und daß ſie von der Größe der ſich berührenden Flächen unabhängig iſt, überzeugt.

Bekannt iſt, daß die Theilchen zweier in Berührung gebrachter Körper mit einer gewiſſen Kraft (Adhäſion, ſ. d. Art.) an einander haften. Wendet man bei dieſen Verſuchen für kleine Drucke ſehr ausgedehnte Flächen an, ſo können leicht die vorſtehenden Geſetze durch das Hinzutreten einer merklichen Adhäſion geſtört werden, und in ſolchen Fällen müßte bei der Berechnung der Reſultate auch auf dieſe Adhäſion Rückſicht genommen werden. Bei größern Drucken wird der Einfluß der Adhäſion unbeträchtlich im Verhältniß zu dem angewandten Druck und kann vernachläſſigt werden. Bei zu kleinen Flächen und großem Drucke werden obige Geſetze auch nicht gelten, ſobald die Fläche des reibenden Körpers ſo klein iſt, daß ſie bei der Bewegung in die Unterlage tief einſchneidet, wo man den Widerſtand dann nicht mehr als Reibung allein bezeichnen kann.

Die beiden bisher beſchriebenen Verfahrungsweiſen lehren nur die Reibung aus der Ruhe kennen, d. h. die Größe des Widerſtandes, welchen ein Körper darbietet, wenn er liegend auf einer Unterlage aus der Ruhe in Bewegung gerathen ſoll. Es fragt ſich, ob dieſe Reibung aus der Ruhe gleich iſt der Reibung, welche während der Bewegung ſtattfindet, und ob die Reibung während der Bewegung ſich nicht mit der Geſchwindigkeit ändert. Um die Reibung während der Bewegung zu beſtimmen, kann man das Gewicht (oder bei der andern Methode diejenige Neigung der ſchiefen Ebene) ſuchen, bei welchem der reibende Körper, wenn er etwas angeſtoßen, oder wenn der Tiſch (oder die ſchiefe Ebene) etwas erſchüttert wurde, in einer ſehr langſamen Bewegung bleibt. Durch ſolche Verſuche hat ſich ergeben, daß die Reibung aus der Ruhe meiſt ein wenig größer iſt, als die Reibung in der Bewegung; es genügt aber meiſt die bloße Erſchütterung des Tiſches (oder der ſchiefen Ebene), auf welchem der Körper liegt, um dieſen Unterſchied verſchwinden zu laſſen, ſodaß dann der Körper durch daſſelbe Gewicht (oder durch dieſelbe Neigung der Ebene) aus der Ruhe bewegt wird, welche ihn nachher in Bewegung zu erhalten vermag.

Um ſich zu überzeugen, daß die Geſchwindigkeit auf die Größe der Reibung ohne Einfluß iſt, läßt man den reibenden Körper auf einer längern Bahn des horizontalen Tiſches durch ein in die Wagſchale gelegtes Gewicht fortziehen. Wenn die Reibung dann bei jeder Geſchwindigkeit gleich groß iſt, ſo wird die Bewegung des reibenden Körpers auf der Unterlage eine gleichförmig beſchleunigte ſein müſſen. Der Zug des Gewichtes in der Wagſchale wirkt nämlich mit immer gleicher Stärke, und würde ohne Anweſenheit der Reibung eine gleichförmige Bewegung erzeugen; wirkt auch die Reibung als eine entgegengeſetzte conſtante Kraft, ſo wird das Reſultat beider Kräfte ebenfalls eine gleichmäßig beſchleunigte Bewegung ſein, bei welcher die Beſchleunigung nur um ſoviel geringer iſt, als

Digitized by Google

die Reibung eben ſie aufhält. Vince, Coulomb und Morin haben die Bewegung eines Körpers, der durch ein Gewicht auf einer horizontalen Unterlage fortbewegt wird, genauer beobachtet; ſie erhielten, namentlich der Letzte, durch ſorgfältige Meſſungen der in beſtimmten Zeiten zurückgelegten Räume das Reſultat, daß die Räume proportional den Quadraten der Zeiten wachſen, daß alſo die beobachtete Bewegung eine gleichmäßig beſchleunigte, mithin die Reibung von der Geſchwindigkeit unabhängig ſei.

Um die Reibung zu vermindern, müſſen die Flächen, welche zur Berührung kommen, möglichſt geebnet und polirt werden, wie oben ſchon angeführt wurde. Will man die Reibung noch weiter vermindern, ſo werden die ſich reibenden Flächen mit einer Schmiere, welche weder zu zähe, noch zu dünnflüſſig iſt, eingeſchmiert.

Der Reibungscoëfficient iſt für verſchiedene Subſtanzen und bei verſchiedenen Zuſtänden der Oberflächen auch bei denſelben Subſtanzen ſehr verſchieden. Es gibt kein Mittel, um ihn aus den ſonſtigen Eigenſchaften der Körper zu berechnen; er muß immer durch den Verſuch für jeden einzelnen Fall beſtimmt werden, wenn man ihn mit möglichſter Genauigkeit kennen lernen will; für die Praxis genügt oft ſchon eine annähernde Kenntniß, welche meiſtens durch Vergleichung des vorliegenden Falles mit bekannten Verſuchen gewonnen werden kann.

Die erſten Verſuche zur Meſſung der gleitenden Reibung ſcheint Amontons (Mémoires de l'Acad. royale des Sciences. An. 1699. p. 206) angeſtellt zu haben; er legte über Ebenen von Kupfer, Eiſen, Blei und Holz, welche mit Wagenſchmiere beſtrichen waren, andere Körper von verſchiedener Form, Gewicht und Subſtanz, drückte dieſelben durch eine geſpannte Feder an, und beſtimmte mittels einer Federwage die Kraft, welche nöthig war, um den Körper in Bewegung zu ſetzen. Er fand gleich die beiden Geſetze, daß der Reibungswiderſtand proportional dem Drucke und unabhängig von der Größe der Berührungsfläche ſei; er glaubte denſelben für alle Körper nahe gleich und ungefähr gleich $\frac{1}{3}$ des Druckes ſetzen zu müſſen. Zu der Annahme dieſer Gleichheit gab ihm wol das Einſchmieren der Oberflächen die Veranlaſſung. De la Hire (Hist. de l'Acad. An. 1699. p. 104) ſucht, wie oben ſchon mitgetheilt wurde, auf phyſikaliſche Weiſe die Reibungsgeſetze zu erklären, und beſtätigte das damals ſo ſonderbar erſcheinende Geſetz der Unabhängigkeit des Reibungswiderſtandes von der Größe der Berührungsflächen; man bildete ſich nämlich ein, derſelbe müſſe mit Vergrößerung dieſer Flächen auch wachſen. Parent ſuchte durch geometriſche Betrachtungen die Behauptung Amontons' zu ſtützen, daß die Reibung ungefähr = $\frac{1}{3}$ des Druckes ſei (er fand $\frac{7}{20}$); er beſtätigte, daß die Größe der Berührungsfläche ohne Einfluß iſt, und wendete zuerſt die ſchiefe Ebene zur Beſtimmung der Reibung an (Hist. de l'Acad. An. 1700. p. 145 und Mémoires de l'Acad. de Paris. An. 1704. p. 173 und 195). Leibnitz (Miscell. Berol. An. 1710. p. 307) ſpricht es zuerſt aus, daß die Reibungswiderſtände bei verſchiedenen Subſtanzen verſchieden ſind, und unterſcheidet zuerſt die gleitende und rollende Reibung, welche namentlich Amontons nicht trennt. De Camus (Traité des forces mouvantes. [Paris 1722.] p. 305) findet durch ſeine Verſuche die Verſchiedenheit der Reibungswiderſtände bei verſchiedenen Subſtanzen und Oberflächen; er bemerkt, daß unter kleinen Drucken die Reibungscoëfficienten bei eingeſchmierten Flächen größer werden (dies war wol eine natürliche Folge der Cohäſion der Schmiere, die für kleine Drucke merklich hervortritt), und zieht eben aus ſeinen Verſuchen mit kleinem Druck den wunderlichen Schluß, daß die fettige Schmiere zwiſchen den Berührungsflächen Nichts zur Verminderung der Reibung beitrage. Leupold (Theatr. machin. [Gen. 1724.] Cap. XVI. p. 87) macht Verſuche mit größern Belaſtungen, aber nur mit Holz auf Holz. Bülffinger (Comment. acad. sc. Imp. Petrop. T. II. An. 1727. p. 403) kommt wieder durch Verſuche auf der ſchiefen Ebene auf den Satz des Amontons zurück, daß der Reibungscoëfficient für alle Subſtanzen, mit und ohne Anwendung von Öl, gleich ſei, und zwar gleich $\frac{1}{4}$. Auch Deſaguliers (Course of experim. philos. 1734.) und Belidor (Architecture hydraulique, 1737.) ſtimmen dem Amontons bei. Deſaguliers machte Verſuche mittels einer kleinen Welle, welche mit einem kleinen Schwungrade verſehen war, und woran eine Uhrfeder ſo befeſtigt war, daß die Welle, wenn ſie um 90° aus ihrer Lage gedreht wurde, durch die Feder zurückgetrieben, wie die Unruhe einer Uhr hin und her ſchwang. Gegen dieſe Welle wurden die Körper, deren Reibung unterſucht werden ſollte, gedrückt, und aus der dadurch erfolgten Hemmung der Schwingungen die Größe der Reibung beſtimmt. Euler (Mémoir. de l'Acad. royale de Berl. 1748.) betrachtet als Grund der Reibung nur das Heraufſteigen des Körpers über die noch vorhandenen Ungleichheiten der Flächen; er glaubt die Reibung in der Bewegung nur halb ſo groß ſetzen zu müſſen, als die Reibung aus der Ruhe; was aber die Erfahrung nicht beſtätigt hat. Segner (Diss. de affrictu solidorum in motu constitutorum. [Halae 1758.]) führt die Benennungen der Reibung der Bewegung und der Ruhe ein. Muſſchenbroek (Essai de Physique, 1739; Introductio ad Philosophiam naturalem, 1762.) hat Verſuche angeſtellt, welche, wenn auch nicht in dem erwünſchten großartigen Maßſtabe ausgeführt, doch an Genauigkeit alle frühern übertreffen, und ſpricht ſich für die Verſchiedenheit des Reibungswiderſtandes je nach der Subſtanz und der Oberfläche aus. Er glaubt aber annehmen zu müſſen, daß die Reibung ſtärker als proportional dem Drucke wachſe. Er fand, daß zwei Metalle oder Hölzer derſelben Art ſich mehr reiben, als Körper verſchiedener Art. Die Größe der Berührungsfläche iſt nach ihm nicht gleichgültig; für jeden Körper ſoll es eine gewiſſe Berührungsfläche geben, auf welcher die geringſte Reibung ſtattfinde. Nollet (Leçons de physique exp. 1745.) erklärt die Größe der Berührungsfläche als Einfluß habend; bei ſeinen Verſuchen wandte er die von Deſaguliers angegebene Federmaſchine an. Boſſut (Traité élémentaire de mécanique. [Paris 1775.] §. 306. 307) unterſcheidet außer der gleitenden und rollenden Reibung noch die ſogenannte gemiſchte Reibung (die Zapfenreibung); er beſtätigt, daß gleichartige Stoffe ſich ſtärker reiben, und fin-

Digitized by Google

det, daß, wenn die Reibungsflächen längere Zeit in Berührung ſind, die Reibung beträchtlich größer iſt, als im erſten Augenblicke der Berührung. Den Satz, daß die Reibung mit dem Drucke proportional ſei, läßt er nur für Maſſen von mittlerer Größe gelten, nicht für Schiffe, die ſchon bei einer Neigung von 10—12 Linien auf den Fuß über die ſchiefe Ebene (beim vom Stapel laſſen) hinabgleiten. Er muthmaßt, daß die Reibung von der Geſchwindigkeit unabhängig ſein könnte, indem der reibende Körper bei größerer Geſchwindigkeit zwar auf mehr Unebenheiten träfe, aber dieſe vermöchten auch bei der größern Geſchwindigkeit weniger tief einzudringen. Vince hat 1784 Verſuche angeſtellt (Philosoph. Transact. Vol. LXXV for the year 1785. p. 165), wobei er die in beſtimmten Zeiten zurückgelegten Räume genau maß. Er fand in der That bei harten Körpern den Reibungswiderſtand unabhängig von der Geſchwindigkeit; bei weichem Tuch, Wolle u. ſ. w.) nähme derſelbe aber mit der Geſchwindigkeit zu. Auf der kleinſten Fläche eines Körpers ſoll nach ihm der geringſte Widerſtand ſtattfinden; die Reibungswiderſtände aus der Ruhe ſeien durch die Adhäſion vergrößert, die in der Ruhe größer ſei, als während der Bewegung. Die Belaſtungen bei ſeinen Verſuchen waren nur gering. Southern ſtellte in Birmingham in Mahlmühlen eine Reihe von Verſuchen im Großen an, der Druck ging bis 33 engl. Centner auf die Reibungsflächen; er fand die Reibung während der Bewegung als eine gleichförmig verzögernde Kraft. Zugleich ergab ſich dabei, daß in günſtigen Fällen die Reibung den 40. Theil des Druckes nicht überſteigt.

Verſuche im größern Maßſtabe wurden durch die für das Jahr 1779 geſtellte und bis zum Jahr 1781 nochmals prorogirte Preisaufgabe der pariſer Akademie veranlaßt. Coulomb gewann den Preis. Seine Verſuche ſtehen im 10. Bande der Mémoires des Math. et Physiq. présentés à l'acad. roy. des Sc. à Paris par divers Savants p. 163 und in ſeiner Théorie des machines simples etc. (Paris 1821.) Nouvelle édition und ein Auszug davon in der Preisſchrift von Metternich, vom Widerſtande der Reibung (1789). Zugleich wurden durch dieſe Aufgabe noch zwei Arbeiten hervorgerufen, Ximenes, Theoria e Pratica delle resistenze de' solidi ne' loro attriti. (Pisa 1782.), und *Delanges* experienze intorno alla resistenza dello sfregamento. Coulomb belaſtete den über einen Tiſch hinweggezogenen reibenden Körper (Schlitten) bis zu 1650 Pfund; unter dieſem Schlitten waren die zu unterſuchenden Körper befeſtigt. Im Allgemeinen fand er die Reibung proportional dem Drucke; Abweichungen ſind nach ihm dem Einfluſſe der Adhäſion zuzuſchreiben. Dieſe Adhäſion wächſt mit der Größe der Oberfläche, und wird erſt ſo gering, daß ſie vernachläſſigt werden kann, wenn der Druck auf den Quadratfuß drei Centner überſteigt. Auch bewirkt dieſe Adhäſion bei geringerem Drucke eine merkbare Änderung des Reibungscoëfficienten, weil die Adhäſion der Berührungsfläche proportional wächſt. Daß gleichartige Körper ſich ſtärker reiben, ſchien ſich zwar für Eiſen und Meſſing, nicht aber für die Hölzer zu beſtätigen. Nach Muſſchenbroek ſoll die Reibung der Hölzer bei gekreuzten Faſern größer ſein, als bei parallelen, Coulomb fand wenig Unterſchied. Er beſtätigte ferner die Beobachtung Boſſut's, daß die Reibung nach längerer Zeit der Berührung größer wird, aber nicht in allen Fällen. Trocken vergrößert ſich die Reibung zwiſchen Metallen nicht mit der Zeit, zwiſchen Hölzern mit parallelen Faſern erlangt ſie nach wenigen Minuten ihr Maximum, bei ungleichartigen Körpern, wie Holz und Metall, erſt nach mehren Tagen; Schmiermittel ändern dieſe Reſultate natürlich wieder ab. Gleitet Holz auf Holz, ſo findet er die Reibung während der Bewegung kleiner als die Reibung aus der Ruhe; dies findet nicht ſtatt für die Metalle, wo beide Reibungen gleich groß ſind. Gleiten Hölzer oder Metalle trocken über einander, ſo hat die Geſchwindigkeit nur einen ſehr unmerklichen Einfluß auf die Größe der Reibung, während dieſelbe zwiſchen Holz und Metall beträchtlich mit der Geſchwindigkeit wächſt. Zur Erklärung dieſer Erſcheinungen glaubte er die früher erwähnte Annahme über die Beſchaffenheit der Oberfläche der Hölzer und der Metalle hinreichend. Die faſerigen Hervorragungen der Hölzer ſenken ſich ſehr ſchnell bei der Ruhe, wie zwei Bürſten, in einander, wodurch der Widerſtand gegen eine eintretende Bewegung erhöht wird; bei der Bewegung von Holz auf Holz beharren dieſe Faſern in dem durch den Druck niedergelegten Zuſtande, und die Reibung erſcheint von der Geſchwindigkeit unabhängig. Bei den mit harten, unbiegſamen Erhabenheiten bedeckten Metallen kann ein Eindringen nicht ſtattfinden; durch die längere Berührung kann alſo die Reibung der Ruhe nicht vermehrt werden, und ebenſo kann ſie nicht von der Geſchwindigkeit abhängig ſein. Liegt Holz auf Metall, ſo ſucht bei längerer Berührung die faſerige Oberfläche des Holzes die Zwiſchenräume zwiſchen den Erhabenheiten der Metallfläche nach und nach auszufüllen, ſodaß die Reibung der Ruhe mit der Dauer der Berührung wächſt, aber erſt nach längerer Zeit ihr Maximum erreicht; bei der Bewegung müſſen ſich die Faſern des Holzes ſo oft biegen, als ſie über den Gipfel einer Erhabenheit des Metalles hinweggehen, während ſie ſich in Folge ihrer Elaſticität wieder aufrichten, wenn ſie auf eine Vertiefung treffen. Je größer nun die Geſchwindigkeit iſt, deſto öfter müſſen die Faſern in derſelben Zeit gekrümmt werden, was einen vergrößerten Kraftaufwand erfodere, ſodaß alſo die Reibung zwiſchen Holz und Metall während der Bewegung nach irgend einem Geſetze mit der Geſchwindigkeit ſteigen müſſe.

Neuere Verſuche über die Reibung wurden angeſtellt von Rennie (Philosoph. Transact. of the Royal Soc. 1829. Part. I; Dingler's Polytechniſches Journal. 34. Bd.; Wiener Jahrbücher des polytechniſchen Inſtituts. 17. Bd.); er unterſuchte die Reibung für Eis, Tuch, Leder, Holz, Steine, Metalle. Er berückſichtigte bei dieſen Verſuchen auch den Widerſtand, welcher durch die Abnutzung (durch das Losreißen der hervorſtehenden Theile) entſteht; es zeigt ſich eine gewiſſe Grenze der Belaſtung für den Anfang der Abnutzung, bis zu welcher der Widerſtand gegen die Bewegung ziemlich dem Drucke proportional wächſt; jenſeit dieſer Grenze (bei ſtärkeren Drucken)

Digitized by Google

nimmt er in beträchtlich ſtärkerem Grade zu. Bei faſerigen Subſtanzen vermehrt ſich nach Rennie die Reibung mit der Zeit und der Berührungsfläche, und vermindert ſich mit einer Zunahme des Drucks und der Geſchwindigkeit. Bei ungleichartigen Körpern wird die Reibung durch die Grenze der Abnutzung des weichern Körpers beſtimmt. Die durch Schmieren bewirkte Veränderung der Reibung hängt nur ab von dem Zuſtande der Schmiere, nicht von der Beſchaffenheit der gleitenden Körper.

Ausgezeichnet durch den Umfang und die Mannichfaltigkeit der geprüften Subſtanzen ſowol, als auch vor Allem durch die Genauigkeit der dabei nothwendigen Meſſungen ſind die in den Jahren 1831 bis 1835 von dem Artilleriecapitain Morin in Metz mit Unterſtützung der franzöſiſchen Regierung angeſtellten Verſuche. Morin hat die Beſchreibung der angewandten Apparate und der mittels derſelben erhaltenen Reſultate in drei Abhandlungen bekannt gemacht. (Nouvelles Expériences sur le Frottement, faites à Metz en 1831 par Arthur Morin, Capitaine d'Artillerie. [Paris 1832.]; die zweite Abhandlung hat denſelben Titel [Paris 1834.], und enthält die im Jahre 1832 angeſtellten Verſuche; die dritte Abhandlung iſt Nouvelles Expériences sur le frottement, sur la transmission du mouvement par le choc, sur la résistance des milieux imparfaits à la pénétration des projectils, et sur le frottement pendant le choc, faites à Metz 1833, par *A. Morin*. (Paris 1835.) Er wandte zu ſeinen Verſuchen einen ganz ähnlichen Apparat an, wie ihn Coulomb ſchon gebraucht hatte, fügte aber demſelben noch einige Theile hinzu, welche für die Genauigkeit der zu erlangenden Reſultate von der größten Bedeutung ſind. Auch war der Weg, welchen bei ſeinen Verſuchen der Schlitten zurücklegen konnte, bedeutend größer als bei den Verſuchen Coulomb's, er betrug wenigſtens 12 Fuß. Das Zugſeil war nicht an den Schlitten unmittelbar angeſchloſſen, ſondern mit der einen Feder eines Dynamometers verbunden, während die andere Feder an dem Schlitten befeſtigt war. Die erſtere Feder trug einen ſchreibenden Stift, welcher über einer mit Papier überzogenen Scheibe ſich befand, und beim Umdrehen der Scheibe eine Linie auf derſelben verzeichnete. Unterhalb der Scheibe war eine Rolle, welche eine über den Tiſch parallel mit der Richtung der Bewegung ausgeſpannte Schnur in ihren Schnurlauf aufnahm. Bewegte ſich die Rolle mit der Scheibe vorwärts, ſo drehte die mit ihren Enden feſtgeknüpfte Schnur die ſich geradlinig fortſchiebende Rolle und Scheibe um. Die Geſchwindigkeit der Scheibe ſtand durch dieſe Vorrichtung ſtets in einem und demſelben leicht angebbaren Verhältniſſe mit der Geſchwindigkeit des Schlittens. Blieb die Zugkraft conſtant, ſo behielten die beiden Federn des Dynamometers dieſelbe Entfernung von einander, und der ſchreibende Stift bezeichnete auf der ſich drehenden Scheibe einen Kreis; jede Abweichung von dieſem Kreiſe gab eine Änderung in der Kraft zu erkennen, und die Stellen der Bahn, an welchen dieſe Abweichungen ſtattgefunden hatten, waren leicht zu ermitteln. Um nun zu erfahren, ob die Bewegung des Schlittens wirklich eine gleichmäßig beſchleunigte war, brachte er an der Axe der Rolle, über welche das vom Schlitten aus horizontale Seil ſich nach Unten zur Aufnahme des Gewichtes wandte, eine Scheibe an, die ebenfalls mit Papier überzogen war. Dieſer Scheibe gegenüber befand ſich nun ein kleines Schwungrad, das von einem durch Windflügel regulirten Uhrwerke in gleichförmige Bewegung geſetzt wurde, ſodaß es in zwei Secunden einen Umlauf vollbrachte. Dieſes Schwungrad trug nun einen ſchreibenden Stift, der, wenn die Scheibe ruhig ſtand, auf der Scheibe einen Kreis beſchrieb, wenn aber die Scheibe durch das über die Rolle laufende Seil in Umdrehung geſetzt wurde, eine vielfach verſchlungene Linie (eine Art Epicykloide) verzeichnete. Aus dem Laufe dieſer Curven und der bekannten, ſich genau gleichbleibenden Geſchwindigkeit des ſchreibenden Stiftes ließ ſich dann die Bewegung der Scheibe und der Rolle, und damit auch des Seiles und des Schlittens, genau beſtimmen.

Mittels dieſes Apparates beſtätigte nun Morin den ſchon früher ausgeſprochenen Satz, daß die Reibung von der Geſchwindigkeit unabhängig ſei, vollſtändig; denn die Bewegung des Schlittens ſtellte ſich, wie es unter dieſer Vorausſetzung ſein muß, als genau gleichförmig beſchleunigt dar, indem die durchlaufenen Räume mit den Quadraten der Zeiten proportional waren. Es gilt dies Geſetz, die Flächen mögen trocken auf einander gehen oder mit irgend einer Schmiere verſehen ſein. Die Geſchwindigkeiten variirten von der geringſten bis zu 9½ Fuß in der Secunde. Ferner beſtätigte er den Satz, daß die Reibung von der Ausdehnung der reibenden Flächen unabhängig ſei. Erſchien in Widerſpruch hiermit die Reibung bei dem Gleiten einer abgerundeten Kante auf der Unterlage bei Anwendung von weichen Schmiermitteln größer, als die Reibung derſelben Subſtanzen bei Anwendung ausgedehnterer Oberflächen, ſo lag der Grund der vermehrten Reibung darin, daß die Schmiere unter der Kante ganz oder zum Theil ſeitwärts herausgedrückt wurde, wodurch die reibenden Körper dann in den Zuſtand der nur ſchwach fettigen Körper geriethen, und offenbar eine größere Reibung erzeugten. Die Größen der Oberflächen variirten in dieſen Verſuchen von 1 bis 84 (bis zu 3 □Fuß). Dann beſtätigte er auch das dritte Geſetz, daß die Reibung dem Drucke genau proportional; er variirte den Druck von 200 bis 5000 Pfund (durch in den Schlitten gelegte Kanonenkugeln).

Wie man ſieht, ſo beſtätigen dieſe Verſuche die von Coulomb gewonnenen Hauptgeſetze; von den Nebenhinderniſſen und Nebenbedingungen, welche Coulomb erwähnt, z. B. von der Adhäſion, zeigt ſich aber bei den Verſuchen Morin's kein irgend erwähnenswerther Einfluß, weder bei trockenen noch bei geſchmierten Flächen. Auch widerſpricht Morin der Angabe Coulomb's, daß bei der Reibung zwiſchen Hölzern und Metallen der Widerſtand mit der Geſchwindigkeit zunehme. Die Abhängigkeit des Maximums der Reibung der Ruhe, welches Coulomb je nach den Umſtänden erſt nach 5 bis 6 Tagen eintreten ſah, von der Zeitdauer der Berührung hat Morin nicht auf gleiche Weiſe finden können; waren die reibenden Flächen trocken, ſo trat das Maximum der Reibung aus der Ruhe ſchon nach 4 bis 5 Minuten ein. Befand ſich aber

Digitized by Google

Schmiere oder Schweinefett zwiſchen den Flächen, ſo ſchien bei Holz auf Holz, und Metall auf Metall das Maximum der Reibung dann einzutreten, wenn die Schmiere ausgepreßt war, ſodaß die Flächen ſich in einem Zuſtande befanden, als ob dieſelbe abgewiſcht worden wäre; ein Zuſtand, der gewöhnlich ſchon nach 20 Minuten eintrat. Bei Metall auf Metall (trocken oder blos fettig, oder auch ſelbſt mit Olivenöl geſchmiert, das ſich ſeiner Flüſſigkeit wegen leicht auspreßt), iſt die Reibung aus der Ruhe ebenſo groß als die Reibung in der Bewegung, was ſich ſogleich daraus ergab, daß, wenn die Zugkraft der Reibung in der Bewegung genau gleich war, der Schlitten von ſelbſt die Bewegung begann, ohne daß eine Erſchütterung nöthig oder nützlich geweſen wäre. Geht Holz trocken auf Holz, ſo genügt, wenn die Zugkraft der Reibung in der Bewegung gleich war, eine mäßige Erſchütterung des Apparates, um die Bewegung des Schlittens zu veranlaſſen. Bei Holz auf Holz, und Metall auf Metall beträgt bei Anwendung von Schweinefett oder Olivenöl als Schmiermittel, die Reibung für alle Körper zwiſchen 0,07 und 0,08 der Belaſtung, ſcheint alſo, wie Rennie auch angibt, unter der angegebenen Bedingung von der Natur der reibenden Flächen unabhängig zu ſein. Auch beim Gleiten von Holz auf Holz und Metall auf Holz bilden dieſe Zahlen noch die Grenzwerthe für Talgſchmiere, während die Reibung unter dieſen Umſtänden für Metall auf Metall gleich 0,1 der Belaſtung wird. Die Behauptung, daß gleichartige Körper ſich ſtärker reiben als ungleichartige, weiſt Morin als ganz unzuläſſig zurück.

Die Reſultate Coulomb's und Morin's weichen ſehr häufig und ſehr ſtark von einander ab, ſodaß die von dem einen angeführten Werthe oft das Zwei-, Drei- und Vierfache der Werthe des andern betragen. Beim Gleiten von Holz auf Holz glaubt Morin den Unterſchied dadurch zu erklären, daß die Flächen bei Coulomb's Verſuchen durch die vorhergehende Bearbeitung oder Benutzung in einem etwas fettigen Zuſtande geweſen ſeien. Er führt zur Begründung dieſer Erklärung an, daß bei ſeinen Verſuchen, wenn ganz trocknes Holz auf Holz oder auch Metall auf Holz gleitet, ſich die Oberfläche mit einer Menge kleiner Wärzchen von bräunlicher Farbe und ſo großer Härte überziehe, daß ſie 1 bis 2 Millimeter tiefe Furchen riſſen; dieſe Wärzchen mußten nach jedem einzelnen Verſuche ſorgfältig abgerieben werden. Wenn hingegen nur ſo wenig fettiger Überzug vorhanden ſei, wie ihn das Abreiben mit gegerbtem Leder erzeuge, ſo trete dieſe Erſcheinung nicht ein. Coulomb erwähnt ihrer nicht, daher ſind ſeine Flächen wahrſcheinlich in einem, wenn auch nur äußerſt wenig fettigen Zuſtande geweſen. Auch wenn Metalle trocken auf einander gehen, findet eine Abnutzung ſtatt, aber in anderer Weiſe. Faſerige Metalle, wie Schmiedeeiſen, zeigen die ſtärkſte Abnutzung, wenn ſie in der Richtung der Faſern über einander gleiten; es zeigten ſich, auch bei den ſorgfältigſt polirten Flächen des Schmiedeeiſens, lange Furchen, mit Gräten an den Rändern verſehen, ja einzelne Metallfaſern hatten ſich erhoben und ſich rückwärts umgelegt. Ging Gußeiſen über Gußeiſen, ſo bildete ſich ein feines ſchwarzes metalliſches Pulver, das bei Benetzung der Flächen mit Waſſer unter Erhöhung der Reibung bis auf das Doppelte zunahm. Ähnlich verhalten ſich die übrigen körnigen Metalle; auch dann, wenn ſie über Schmiedeeiſen fortgezogen werden.

Da es nicht möglich iſt, hier eine vollſtändige Mittheilung aller über die Reibungcoefficienten angeſtellten Verſuche zu geben, ſo möge wenigſtens eine Zuſammenſtellung der mittlern Werthe, wie ſie ſich aus den Verſuchen von Morin ergeben, hier mitgetheilt werden. (=) bedeutet, daß die Holzfaſern beim Gleiten parallel, (+) daß die horizontal liegenden Faſern des gleitenden Körpers auf der Richtung der Bewegung ſenkrecht waren, (⊥) bedeutet, daß ſich Hirnholz über Langholz nach der Richtung der Faſern bewegte. Linear bedeutet, daß die unter dem Schlitten befeſtigten Schienen die Unterlage nur in einer abgerundeten Kante berührten.

Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient für die Bewegung.	Reibungscoefficient für die Ruhe.
A. Verſuche vom Jahre 1831.			
Auf Eichenholz.			
Eichenholz (=)	Trocken	0,48	0,60
desgl. (+)	„	0,31	0,53
Ulmenholz (=)	„	0,43	0,69
desgl. (+)	„	0,45	0,57
Eſchenholz (=)	„	0,40	0,50
Kiefernholz (=)	„	0,36	0,52
Rothbuchenholz (=)	„	0,36	0,53
Wilder Birnbaum (=)	„	0,37	0,44
Sperberbaum (=)	„	0,40	0,55
Schmiedeeiſen (=)	„	0,61	—
Meſſing (=)	„	0,62	—
Schwarz zugerichtetes Leder (=)	„	0,26	0,740
Rindsleder flach (=)	„	0,51	0,593
„ hochkantig (=)	„	0,33	0,433
desgl. (=)	Vollſtändig mit Waſſer getränkt	0,29	0,80
Eichenholz (=)	desgl.	0,25	0,71
Hanfgurte	Trocken	0,52	0,64
Hanfgeflechte aus dünnen Seilen (=)	„	0,32	0,46
Altes Hanfſeil (=)	„	0,52	0,79
B. Verſuche vom Jahre 1832.			
a) Auf Eichenholz.			
Eichenholz (=)	Trockene Seife	0,16	0,44
desgl.	Talg	0,07	0,16
„	Schweinefett	0,07	—
„	Blos fettig	0,10	0,36
Eichenholz (+)	Trocken	0,34	—
desgl.	Talg	0,08	0,25

Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient für die Bewegung.	Reibungscoefficient für die Ruhe.
Eichenholz (+)	Schweinefett	0,07	—
desgl.	Blos fettig	0,14	0,31
Eichenhirnholz (⊥)	Trocken	0,19	0,27
Rothbuchenholz (=)	Talg	0,05	—
desgl.	Blos fettig	0,15	—
„	Schweinefett	—	0,33
„	Blos fettig	—	0,30
Ulmenholz (=)	Trockene Seife	0,14	0,41
„	Talg	0,07	0,14
„	Schweinefett	0,06	0,28
„	Blos fettig	0,12	0,42
Rindsleder, flach (=)	Trocken	0,29	—
Schmiedeeisen (=)	Wasser	0,26	0,65
„	Trockene Seife	0,21	—
„	Talg	0,08	0,11
Gußeisen (=)	Trocken	0,49	—
„	Trockene Seife	0,19	—
„	Wasser	0,22	0,65
„	Talg	0,08	0,10
„	Schweinefett	0,07	0,10
„	Olivenöl	0,08	0,10
„	Blos fettig	0,11	—
Kupfer (=)	Talg	0,07	0,10
„	Blos fettig	0,10	—
Hanfstrehnen (+)	Wasser	0,33	0,87
b) Auf Ulmenholz.			
Ulmenholz (=)	Blos fettig	0,14	—
„	Trockene Seife	0,14	0,22
Eichenholz (=)	Trocken	0,25	0,38
„	Trockene Seife	0,14	—
„	Talg	0,07	0,18
„	Schweinefett	0,07	—
„	Blos fettig	0,14	—
Gußeisen (=)	Trocken	0,19	—
„	Olivenöl	0,07	—
„	Talg	0,08	—
„	Blos fettig	0,11	—
„	Schweinefett u. Graphit	0,09	—
„	Blos fettig	0,14	—
Schmiedeeisen	Trocken	0,25	—
„	Talg	0,08	—
„	Schweinefett	0,08	—
„	Olivenöl	0,06	—
„	Blos fettig	0,14	—
c) Auf Gußeisen.			
Eichenholz (=)	Trocken	0,37	—
„	Blos fettig	0,17	—
„	Talg	0,08	—
Ulmenholz (=)	„	0,07	—

Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient für die Bewegung.	Reibungscoefficient für die Ruhe.
Ulmenholz (=)	Blos fettig	0,13	0,10
Weißbuchenholz (=)	Trocken	0,39	—
„	Talg	0,07	0,13
„	Schweinefett	0,07	0,14
„	Schweinefett u. Graphit	0,06	—
„	Olivenöl	0,07	—
„	Bergtheer	0,06	—
„	Wagenschmiere	0,09	—
„	Blos fettig	0,14	—
Guajakholz	Talg	0,07	—
„	Olivenöl	0,08	—
„	Blos fettig	0,12	—
Wilder Birnbaum	Trocken	0,44	—
„ „	Talg	0,07	—
„ „	Schweinefett	0,07	—
„ „	Blos fettig	0,17	—
Starkes gegerbtes Rindsleder, flach	Trocken	0,56	—
„	Wasser	0,36	0,62
„	Talg	0,16	—
„	Olivenöl	0,13	0,12
„	Blos fettig	0,23	—
„	Geschmiert u. mit Wasser benetzt	—	0,27
desgl. hochkantig	Wasser	0,24	0,61
„	Olivenöl	0,13	0,13
Gußeisen	Trocken	0,15	0,16
„	Wasser	0,31	—
„	Trockene Seife	0,20	—
„	Talg	0,10	0,10
„	Schweinefett	0,07	—
„	Schweinefett u. Graphit	0,06	—
„	Olivenöl	0,06	—
„	Blos fettig	0,14	—
Schmiedeeisen	Trocken	0,19	0,19
„	Talg	0,10	0,10
„ (linear)	„	—	0,12
„	Schweinefett	0,08	—
„	Olivenöl	0,07	0,11
„ (linear)	„	0,14	0,12
„	Wagenschmiere	0,12	—
Stahl	Trocken	0,20	—
„	Talg	0,10	0,11
„	Schweinefett	0,08	—
„	Olivenöl	0,08	—
„	Blos fettig	0,11	—
Messing	Trocken	0,19	—
„	Talg	0,07	—
„	Schweinefett	0,07	—
„	Olivenöl	0,07	0,10

Digitized by Google

Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient für die Bewegung.	für die Ruhe.
Meſſing	Wagenſchmiere	0,13	—
„	Blos fettig	0,11	—
Bronze	Trocken	0,22	—
„	Talg	0,09	0,11
„	Olivenöl	0,08	—
„	Blos fettig	0,10	—
Hanfſtrehnen (+)	Talg	0,19	—
„	Olivenöl	0,15	—

d) Auf Schmiedeeiſen.

Eichenholz (=)	Talg	0,10	—
„	Blos fettig	0,15	—
Guajakholz	Olivenöl	0,07	—
„	Blos fettig	0,17	—
Gußeiſen	Talg	0,10	0,10
„	Schweinefett	0,06	0,10
„	Olivenöl	0,06	—
„	Wagenſchmiere	0,15	—
„	Blos fettig	0,14	—
Schmiedeeiſen	Trocken	0,14	0,14
„	Talg	0,08	0,11
„ (linear)	„	0,11	—
„	Schweinefett	0,08	—
„	Olivenöl	0,07	—
„ (linear)	„	0,14	—
„	Blos fettig	0,18	—
Stahl	Talg	0,09	—
„	Schweinefett	0,08	—
Bronze	Trocken	0,17	—
„	Talg	0,08	—
„	Schweinefett u. Graphit	0,09	—
„	Olivenöl	0,08	0,16
„	Blos fettig	0,17	0,17

e) Auf Bronze.

Guajakholz	Talg	0,08	—
„	Olivenöl	0,05	—
„	Blos fettig	0,15	—
Rindsleder flach	Talg	0,24	—
„ „	Olivenöl	0,19	—
„ „	Leder fettig, Bronze mit Waſſer benetzt	0,29	—
Rindsleder hochkantig	Talg	0,14	—
„ „	Olivenöl	0,13	—
„ „	Leder fettig, Bronze mit Waſſer benetzt	0,24	—
Gußeiſen	Trocken	0,15	—
„	Talg	0,08	—

Reibende Körper.	Schmiere.	Reibungscoefficient für die Bewegung.	für die Ruhe.
Gußeiſen	Schweinefett	0,07	—
„	Olivenöl	0,07	—
„	Blos fettig	0,13	—
Schmiedeeiſen	Trocken	0,17	—
„	Talg	0,10	—
„	Schweinefett	0,07	—
„	Olivenöl	0,08	—
„	Wagenſchmiere	0,17	—
„	Blos fettig	0,16	—
Stahl	Trocken	0,15	—
„	Talg	0,06	—
„	Schweinefett u. Graphit	0,07	—
„	Olivenöl	0,05	—
„	Wagenſchmiere	0,17	—
Bronze	Trocken	0,20	—
„	Olivenöl	0,06	—
„	Blos fettig	0,13	—

C. Verſuche vom Jahre 1833.

a) Auf weichem Kalkſtein.

Weicher Kalkſtein	Trocken	0,64	0,74
„ „	Mörtel	—	0,74
Harter Kalkſtein	Trocken	0,67	0,75
Ziegelſtein	„	0,64	0,66
Eichenhirnholz (⊥)	„	0,37	0,63
Schmiedeeiſen	„	0,69	0,49

b) Auf hartem Kalkſtein.

Harter Kalkſtein	Trocken	0,38	0,70
Weicher Kalkſtein	„	0,65	0,75
Ziegelſtein	„	0,60	0,67
Eichenhirnholz (⊥)	„	0,38	0,64
Schmiedeeiſen	„	0,24	0,42
„	Waſſer	0,30	—

c) Auf Gußeiſen.

Gußeiſen	Schweinefett	—	0,10
Weißbuchen	„	—	0,09

d) Auf Eichenholz.

Eichenhirnholz (⊥)	Trocken	—	0,43

Eine ſehr gute Zuſammenſtellung der Verſuche über Reibung findet ſich von Brix in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. 16. und 17. Bd. Jahrg. 1837 und 1838.

Die Reibung der Zapfen wurde von Muſſchenbroek mittels ſeines ſogenannten Tribometers beſtimmt; es beſtand aus einer Rolle, über welche eine Schnur ging,

Digitized by Google

welche an beiden Seiten Gewicht trug. Durch die Rolle wurde eine Axe geſteckt, welche mit ihren gut abgedrehten Zapfen in genau horizontalen Lagern lief. Wurde nur auf der einen Seite der Schnur ein Übergewicht angebracht, ſo bewegte ſich die Rolle. Der Druck, welchen die Axen in ihrem Lager ausübten, ergab ſich aus dem Gewichte der Rolle und ihrer Axe und aus den an der Schnur befindlichen Gewichten; die Reibung wirkte an dem Radius der Zapfen als Hebelarme, und die Kraft, welche gleich dem Übergewichte der einen Seite war, in dem Radius der Rolle. Coulomb ſtellte ähnliche Verſuche an; er legte aber die Axe feſt, und ließ eine Aushöhlung der Rolle ſich auf dieſer Axe bewegen. Er ſchloß aus ſeinen Verſuchen, daß für praktiſche Zwecke, die Reibung der Zapfen als unabhängig von der Geſchwindigkeit betrachtet werden könne. Rennie's Verſuche ſowol über die gleitende Reibung, als auch über die Reibung der Zapfen haben einen zu kleinen Weg für die Bewegung dargeboten, um als hinlänglich zuverläſſig betrachtet werden zu können. Nach Morin ſind die Coefficienten der Zapfenreibung folgende:

Reibende Körper.	Trocken oder wenig fettig.	Fettig und mit Waſſer benetzt.	Geſchmiert und mit Waſſer benetzt.	Öl, Talg oder Schweinefett. Auf gewöhnliche Art.	Öl, Talg oder Schweinefett. Gut unterhalten.	Sehr weiche und gereinigte Wagenſchmiere.	Schweineſchmalz mit Graphit.	Fettig.
Glockengut auf Glockengut	—	—	—	0,097	—	—	—	—
Gußeiſen auf Glockengut	—	—	—	—	0,049	—	—	—
Schmiedeeiſen auf Glockengut	0,251	0,189	—	0,075	0,054	0,090	0,111	—
Schmiedeeiſen auf Gußeiſen	—	—	—	0,075	0,054	—	—	—
Gußeiſen auf Gußeiſen	—	0,137	0,079	0,075	0,054	—	—	0,137
Gußeiſen auf Glockengut	0,194	0,161	—	0,075	0,054	0,065	—	0,166
Schmiedeeiſen auf Guajakholz	0,188	—	—	0,125	—	—	—	—
Gußeiſen auf Guajakholz	0,185	—	—	0,100	0,092	—	0,109	0,140
Guajak auf Gußeiſen	—	—	—	0,116	—	—	—	0,153
Guajak auf Guajak	—	—	—	—	0,070	—	—	—

Coulomb hat auch über die Reibung, welche ein Körper bei der Drehung auf einer ſenkrechten unbeweglichen Spitze erleidet, Verſuche angeſtellt. Er legt den zu unterſuchenden Körper auf die Spitze auf, bringt durch an ihn unterhalb befeſtigte Maſſen den Schwerpunkt tiefer als den Unterſtützungspunkt, ſetzt die Vorrichtung in Drehung, beſtimmt aus den erſten 5—6 Umdrehungen die Anfangsgeſchwindigkeit und zählt die Anzahl der Drehungen bis zum Stillſtande. Hieraus berechnet er die Reibung. Der Einfluß der Luft war bei günſtiger Form des drehbaren Theiles zu vernachläſſigen, wovon Coulomb ſich durch Verſuche unter der Luftpumpe überzeugte. Er zieht aus ſeinen Verſuchen folgenden Erfahrungsſatz: Die Reibung eines Körpers, der ſich auf einer verticalen Spitze dreht, hängt nur von dem Druck ab, und nicht von der Geſchwindigkeit. Die Reibung des Granates iſt am geringſten; dann folgen der Ordnung nach Achat, Bergkryſtall, Glas, Stahl. Für leichtere Körper (z. B. Magnetnadeln) kann der Winkel der Spitze auf 10 bis 12° reducirt werden, für ſchwere Körper muß der Winkel 35 bis 40° betragen; die mehr oder minder ſpitze Form des obern Spindelendes wirkt auf die Größe der Reibung. Betrug der Winkel einer möglichſt harten Stahlſpitze 45°, ſo war das Moment der Reibung der $\frac{4}{3}$ Potenz des Druckes proportional; Aufhängehütchen mit ſphäriſchen Höhlungen ergaben ſtets eine bedeutend größere Reibung als gut polirte Ebenen derſelben Subſtanz.

Der ſogenannten wälzenden oder rollenden Reibung iſt beiweitem nicht ſoviel Aufmerkſamkeit gewidmet worden als der gleitenden; die Angaben über dieſelbe lauten deshalb noch ſehr verſchieden. Der erſte, welcher genaue Verſuche über dieſelbe anſtellte, war Coulomb, indem er eine genau cylindriſch abgedrehte Walze auf zwei parallele Holzſchienen legte; innerhalb dieſer Schienen wurde eine Schnur über die Walze gelegt, und auf der einen Seite mit einem etwas größern Gewicht als auf der andern verſehen, bis das Übergewicht die Walze in langſamer Bewegung erhielt. Coulomb zog aus ſeinen Verſuchen den Schluß, daß bei der rollenden Bewegung cylindriſcher Walzen auf horizontalen Unterlagen der Widerſtand ſich direct wie die Preſſung, und umgekehrt wie die Halbmeſſer der Walzen verhalte. Das Schmieren der Oberfläche erzeugte keine merkbare Veränderung des Widerſtandes. Die Verſuche Dupuit's (*Dupuit*, essai et expériences sur le tirage des voitures et sur le frottement de seconde espèce. [Paris 1837.] S. 63) ſcheinen zu einem Beweiſe, daß der Reibungswiderſtand ſich wie die Quadratwurzel aus den Durchmeſſern der Walzen verhält, ungenügend. Brix (Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. XVII. 1838. S. 81) ſtellt die Hypotheſe auf, daß dieſe ſogenannte rollende Reibung dadurch entſtehe, daß die cylindriſche Walze in Folge der mehr oder weniger großen Compreſſibilität der Körper ſich nicht nur ſelbſt abplatte, ſondern auch vertiefte Eindrücke in die Bahn hervorbringe, ſodaß die Theile der letztern an der vordern Seite des Cylinders nach einander niedergedrückt werden, während die an der hintern Seite befindlichen, ſobald ſie

Digitized by Google

vom Drucke des über ſie hinweggegangenen Cylinders befreit werden, allmälig wieder ſteigen und ihren frühern Ort einzunehmen ſtreben. Der Cylinder iſt daher in jedem Augenblicke ſeiner Bewegung ſo zu betrachten, als ſollte er unausgeſetzt eine Anhöhe hinauf gerollt werden. Mit Zugrundelegung dieſer Hypotheſe fand er durch die Rechnung, daß der Widerſtand bei der rollenden Reibung ſich unter übrigens gleichen Umſtänden verhält direct wie die $^4/_3$ Potenz der Belaſtung, aber umgekehrt proportional der $^5/_3$ Potenz des Radius, ſowie der $^1/_3$ Potenz der Bahnbreite. Brix vergleicht dieſes Rechnungsreſultat mit den Erfahrungen, und findet, daß es ſich immer innerhalb der durch die Erfahrung erhaltenen Abweichungen hält, oder wenigſtens nahe an dieſelben anſchließt.

Nach Coulomb waren bei einer mit 1000 Pfd. belaſteten cylindriſchen Walze aus Guajakholz von 6 Zoll Durchmeſſer, welche auf eichenen Schienen lagen, 6 Pfd. Übergewicht, bei einem Durchmeſſer von 2 Zoll aber 18 Pfd. Übergewicht nöthig, um eine langſame Bewegung der Walze zu erhalten. Bei 100 Pfd. Belaſtung erfoderte die Walze von 6 Zoll Durchmeſſer nur 0,6 Pfd. Übergewicht. Bei Walzen aus Ulmenholz mußten die Übergewichte um $^3/_5$ vergrößert werden.

Während die Reibung in allen Fällen, wo eine Bewegung erzeugt werden ſoll, ein unbequemes, nur auf Koſten eines Theiles der Betriebskraft zu überwindendes Hinderniß iſt, wird ſie für alle Conſtructionen, bei welchen jede Bewegung ausgeſchloſſen ſein ſoll, die nothwendige Bedingung ihres Beſtehens. (*Hankel.*)

FRICTIO (Medicin). Als diätetiſche und therapeutiſche Potenz nahm das Reiben der Hautoberfläche, das Frottiren, bei den Alten eine bedeutendere Stelle ein, als in der neuern Medicin, was ſich aus der bedeutſameren Ausbildung der Gymnaſtik bei den Griechen hinlänglich erklärt. Indeſſen iſt doch auch bei uns das Frottiren, namentlich als Volksmittel, noch ſehr verbreitet, obwol es in den mediciniſchen Syſtemen nicht mehr mit der gleichen Ausführlichkeit, um nicht ſagen mit der gleichen Haarſpalterei abgehandelt wird, wie bei Galenus und andern von ihm erwähnten Schriftſtellern. So wurde namentlich noch in neuerer Zeit der Nutzen des Frottirens in folgender kleinen Schrift eines angeſehenen londoner Wundarztes erläutert: *John Bacot*, Observations on the use and abuse of frictions, with remarks on motion and rest, as applicable to the cure of various surgical diseases. (Lond. 1822.) 40 pag. (Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch des Frottirens bei Rheumatismen, Gicht, chroniſchen Gelenkaffectionen und dergleichen Übeln; nebſt einigen Bemerkungen über Bewegung und Ruhe, in ſofern ſie bei der Heilung verſchiedener Krankheitsfälle anwendbar ſind. [Wien 1827.] 48 S. 12.)

Das kunſtmäßige Reiben der Haut bezeichnen die Griechen als *ἀνάτριψις* und als *τρίψις*. Galenus gibt nun (de sanitate tuenda. Libr. II. Cap. 3) ausdrücklich an, Anatripſis ſei bei den Alten gebräuchlicher, Tripſis bei den Neuern. Indeſſen kommen beide Wörter in den Hippokratiſchen Schriften vor. Nur ſteht allerdings Anatripſis in der zwar unechten, aber von Galenus den echten zugezählten Schrift De medici officina (Ed. *Kühn.* Vol. 3. p. 60), Tripſis dagegen in der ebenfalls unechten und von Galenus ſelbſt dem Polybius zugeſchriebenen Schrift De salubri victus ratione. Libr. II. (Ed. *Kühn*, Vol. 1. p. 301. 2). Galenus ſelbſt gebraucht immer nur das Wort Tripſis. Hingegen bedient ſich Aretäus beider Wörter ohne Unterſchied. Bei Celſus kommt das Hauptwort Frictio und das Zeitwort perfricare vor. Die gewöhnlich als Synonyma aufgeführten Wörter Fricatio und Perfrictio findet man aber nicht bei Celſus.

Sehr kurz handelt Hippokrates (De medici officina) über die Friction. Sie kann nach ihm eine vierfache Wirkung haben, nämlich die vim solvendi, adstringendi, carnem augendi, minuendi, je nachdem die frictio mollis, dura, mediocris, multa angewendet wird. Sehr umſtändlich handelte, wie Celſus berichtet, Aſklepiades in ſeiner Schrift De communibus auxiliis über die Friction; er führte neben ihr noch das Waſſer und die paſſive Bewegung (Gestatio) als die drei communia auxilia auf. Celſus widmet dem Frottiren ein ganzes Capitel. (Libr. II. Cap. 14.) Die vier von Hippokrates erwähnten Wirkungen ſucht er auf das Eine Princip zurückzuführen, daß nämlich an der Frictionsſtelle etwas entzogen wird, und er gibt dann allgemeine Indicationen für das Frottiren. Sehr umſtändlich handelt Galenus von den Frictionen im zweiten Buche der Schrift De Sanitate tuenda. (Ed. *Kühn.* Vol. 6. p. 91—133.) Die von Andern aufgeſtellten feinen Diſtinctionen, daß die Friction, je nachdem ſie im Freien, im Zimmer, im Schatten, in der Wärme, vor dem Bade, in der Kampfſchule u. ſ. w. vorgenommen wird, verſchiedenartig wirke, verwirft Galenus, und er hält ſich an die Hippokratiſchen Satzungen, glaubt aber noch zwei Zwiſchenſtufen zwiſchen den vier Hippokratiſchen einſchalten zu dürfen. Weiterhin nimmt er aber eine größere Anzahl von Frictionsarten an. Er unterſcheidet nämlich drei Hauptclaſſen nach der Qualität, nämlich Frictio dura, media und mollis, und in jeder Hauptclaſſe unterſcheidet er wieder drei Unterarten nach der Quantität, nämlich Frictio multa, media, pauca; woraus ſich alſo neun Frictionsarten ergeben.

Zur Ausführung der Friction wird bald die flache Hand benutzt, bald ein weicher Körper, wie Pelzwerk oder Flanell, bald ein mehr ſcharfer Körper, z. B. eine Bürſte, und hiernach, ſowie auch nach der Intenſität und Dauer des Reibens iſt natürlich auch die Wirkung eine graduell verſchiedene. Bei Perſonen, welche nicht daran gewöhnt ſind, ruft übrigens ſchon das Anlegen einer Flanellbinde oder das Tragen eines flanellenen Kleidungsſtückes auf bloßem Leibe bei den Körperbewegungen die Frictionswirkungen hervor. Die Richtung der Friction iſt zwar keineswegs ganz gleichgültig; jedenfalls gingen aber die Alten auch hier zu weit mit ihren Diſtinctionen. Galenus unterſcheidet z. B. neben der abſteigenden und aufſteigenden Richtung noch vier dazwiſchen liegende Richtungen. In ſehr häufigem Gebrauche iſt die kreisförmige Friction. Übrigens bedient man ſich nicht immer blos trockner Reibungen; manchmal gebraucht man auch ein Reibemittel, am beſten eine ölige, fettige Subſtanz, um die Berührungs-

Digitized by Google

ſtelle ſchlüpfrig zu erhalten und die Haut vor Verletzung zu ſichern. Aus Galenus' Schrift De simplicium medicamentorum temperamentis ac facultatibus. Libr. 2. Cap. 25. Ed. *Kühn*. T. II. p. 532) erfahren wir, daß man mit ξηραλειφεῖν das trockne Reiben, mit χυτλοῦσθαι das feuchte Reiben mittels Öles und Waſſers bezeichnete. Die feuchte Friction bildet den Übergang zu den Einreibungen, wobei das Reiben der Haut nur das Mittel iſt, um irgend eine Heilſubſtanz in die innigſte Berührung mit der Haut zu bringen und ihre Aufnahme durch dieſelbe möglich zu machen. In manchen Fällen, wo Oleosa eingerieben werden, ſcheint die Friction ebenſo wol als das Eindringen des Öles den heilſamen Erfolg zu bedingen. So wird man denn auch in beſonderen Fällen die Friction durch Beiziehung entſprechender Einreibungsmittel weſentlich unterſtützen können, gleichwie man auch die Wirkſamkeit der trocknen Frictionen mittels wollener Tücher in geeigneten Fällen dadurch ſteigert, daß man die Tücher mit beſondern Dämpfen durchräuchert.

Die unmittelbare Wirkung der Friction iſt ein mechaniſcher Druck auf den berührten Theil, der aber jeden Augenblick zu einem andern Punkte fortſchreitet, wodurch eine mehr oder weniger ſtarke Erſchütterung der frottirten Hautpartie entſteht. Das Frottiren wirkt ſomit als ein Reiz auf die peripheriſchen Nerven der betreffenden Gegend ein; es entſteht ein vermehrter Säftezufluß nach derſelben, eine Turgescenz und Röthe derſelben. Freiwerdende Elektricität dürfte wol ſelten eine Rolle dabei ſpielen. Bei anhaltendem und einigermaßen ausgedehntem Frottiren erſtreckt ſich die Wirkung aber auch auf die unter der Haut gelegenen Theile; auch in ihnen wird die vitale Thätigkeit geſteigert. So kann denn eine extenſiv oder intenſiv bedeutende Friction die Wirkung haben, die geſtörte Gefäß- oder Nerventhätigkeit an der berührten, oder auch an einer entfernten Körperſtelle in harmoniſches Gleichgewicht mit der geſammten organiſchen Thätigkeit zu bringen. Demnach werden Frictionen von einem doppelten Geſichtspunkte aus diätetiſche und therapeutiſche Anwendung finden können: einmal, um örtlich zu reizen und (bei wiederholter Anwendung) zu ſtärken; zweitens, um antagoniſtiſch oder ableitend auf entfernte Organe oder Gegenden einzuwirken, und die geſtörte Harmonie der Functionen gleichſam auszugleichen.

1) Die reizende, ſtärkende Wirkung der Frictionen wird in verſchiedenen Zuſtänden erzielt.

Ganz zweckmäßig iſt das tägliche trockene Frottiren des geſammten Körpers als ein Theil der allgemeinen Hautpflege, namentlich bei Individuen, die an einer Schwäche der Haut leiden, wenn ſich dieſe leicht erhitzt, mit Säften füllt und ſchwitzt, aber auch wieder ſchnell abkühlt. Das Frottiren geſchieht hier am beſten mit Flanell, je nach dem individuellen Bedürfniſſe gelinder oder ſtärker, und zwar vom Kopfe bis zu den Fingern und Fußſpitzen. Wer ſich dabei keiner fremden Hilfe bedient, der kann doch auch die Rückenpartie auf bequeme Weiſe mit etwas längeren Flanellſtücken erreichen. Statt des trocknen Frottirens benutzen jetzt Viele mit gutem Erfolge das feuchte, indem die zum Frottiren dienende Hand zwiſchendurch ins Waſſer geſteckt wird, ſodaß immer eine geringe Waſſerſchicht zwiſchen der Haut und der reibenden Hand ſich befindet. Denn man wird wol kaum im Ernſte behaupten wollen, daß es ſich in dieſem Falle nicht um eine Friction handle, ſondern um eine kalte Waſchung. — In gleicher Weiſe findet das Frottiren einzelner Hautpartieen eine paſſende Anwendung, wenn nämlich die Hände oder Füße leicht erkalten, oder wenn eine einzelne Gegend der Bruſt, des Rückens u. ſ. w. relativ ſchwächer iſt, ſodaß ſie theils leichter ſchwitzt, theils aber auch ſich leichter erkältet.

Frictionen mit einfachem Flanell oder auch mit harzig durchräuchertem Flanell wirken vortheilhaft zur Belebung der örtlichen Aufſaugung bei ödematöſen und emphyſematöſen Leiden, auch wol bei torpiden Hautausſchlägen; desgleichen bei Verdickungen und Verhärtungen im Stratum subcutaneum, bei Ekchymoſen, Varicoſitäten, Drüſenanſchwellungen, kalten Geſchwülſten. Bei den letztgenannten Zuſtänden wendet man zwar gewöhnlich ſpirituöſe, auflöſende Einreibungen an; die hierbei ſtattfindende Friction iſt aber ſicher ein ſehr beachtenswerthes Unterſtützungsmittel.

Ferner wirken Frictionen durch die Haut hindurch anregend auf unterliegende Behälter und Kanäle, ſodaß ſich dieſe contrahiren und ihren Inhalt austreiben. Bekannt ſind die Frictionen des Unterleibes, die man nach der Geburt des Kindes anwendet, um eine lebhaftere Contraction der Gebärmutter und ein raſcheres Ausſtoßen der Nachgeburt zu bewirken. Und wenn auch die Methode, durch lang fortgeſetzte Frictionen des Fundus uteri durch die Unterleibswandungen hindurch die künſtliche Frühgeburt herbeizuführen, zu den unſichern und deshalb von den Geburtshelfern aufgegebenen gehört, ſo bedient man ſich doch dieſer Frictionen wenigſtens noch häufig als eines Unterſtützungsmittels anderer Methoden, durch welche man die künſtliche Frühgeburt anzuregen pflegt. Nicht minder bewähren ſich Frictionen bei Flatulenz und trägem Stuhlgange, und zwar Frictionen des Unterleibes, oder auch je nach Bedürfniß und Gewohnheit der Kreuzgegend. Sehr erſprießlich wirken ſolche Frictionen bei jenen, welche durch ihren Beruf zu vielem und anhaltendem Sitzen gezwungen werden, auch wenn ſie nicht grade mit Hämorrhoidalleiden behaftet ſind. Kranke, welche an Fracturen oder andern die Bewegung hindernden Zuſtänden darniederliegen, ſind zu öſterem und anhaltendem Reiben des Unterleibes mit der Hand anzuhalten, um die mangelnde Erſchütterung des Körpers zu erſetzen, den Säfteumtrieb und die Thätigkeit des Darmkanales zu befördern.

Häufig wird auch durchs Frottiren eine örtliche Einwirkung auf die Nerven erzielt, bei Lähmungen, Neuralgien, Contracturen, bei rheumatiſchen und gichtiſchen Affectionen.

Bei allgemeinen Schwächezuſtänden, namentlich bei Reconvalescenten, wirkt die mäßige Hauterregung, welche durch ein allgemeines und gelindes, nicht zu lange fortgeſetztes Reiben hervorgerufen wird, vortheilhaft auf den Geſammtorganismus.

2) Die ableitende, antagoniſtiſche, ausgleichende Wirkung der Frictionen wird ebenfalls bei mancherlei Zuſtänden erzielt.

Digitized by Google

Bei Hypochondriſten, Hyſteriſchen, Chlorotiſchen können Frictionen geeigneter Körpergegenden darauf hinwirken, das Gleichgewicht in der Säftevertheilung und der Nervenenergie herzuſtellen.

Allgemeines und ſtarkes Reiben wirkt als ſtarker Reiz, der ſich dem geſammten Nerven- und Gefäßſyſteme mittheilt, bei Ohnmachten, bei Scheintod. Ebenſo nützen ſolche allgemeine Frictionen bei der Cholera orientalis, bei welcher man außerdem auch noch die ſchmerzhaften Wadenkrämpfe durch intenſive örtliche Friction bekämpft. Zur Erhöhung der reizenden Wirkung wird das Reibemittel wol noch mit ſcharfen Arzneiſtoffen benetzt, mit Tinct. capsici annui, mit Spir. camphoratus u. ſ. w.

Wohlthätig wirkt auch ein mäßiges, täglich wiederholtes örtliches Reiben bei Individuen mit ſchwacher Bruſt. Nur darf man nicht etwa erwarten, Schwindſuchten dadurch zu heilen.

Antagoniſtiſch wirkt das Reiben der Arme, der Fußſohlen bei Krämpfen und Schmerzen, auch wol bei Schwindel, bei Vomiturition, Schluchzen, Zittern, Betäubung u. ſ. w.

Als ableitendes Mittel können Frictionen der geeigneten Körpergegenden bei Congeſtionen und Blutflüſſen, als zuleitendes Mittel bei Amenorrhöe gute Dienſte leiſten. Ebenſo kann das Blut bei Stockungen in den Abdominalvenen durch oft wiederholtes Reiben des Rückens, der Extremitäten nach der Haut abgeleitet werden. Auch bei der Cholera orientalis kommt die ableitende Wirkung der Frictionen weſentlich mit in Betracht. (*F. W. Theile.*)

FRICTIONSRÄDER oder **FRICTIONSROLLEN** ſind Rollen, welche zur Verminderung der Reibung dienen, indem ſie eine gleitende Reibung in eine rollende verwandeln, und die gleitende Reibung erſt wieder an ihren Zapfen eintreten laſſen. (*Hankel.*)

FRIDERICI. 1) **Johann Arnold**, Arzt, wurde am 24. Juni 1637 in Altenburg geboren. Er ſtudirte Medicin in Jena und in Leipzig bis 1659, unternahm dann eine einjährige Reiſe durch Teutſchland, die Niederlande, England, Italien, und wurde 1661 in Jena Doctor. Er ließ ſich in Jena nieder, wurde alsbald außerordentlicher Profeſſor, und weiterhin ordentlicher Profeſſor der Medicin. Aber ſchon am 27. Mai 1672 wurde er der Univerſität durch den Tod entriſſen. Nahe an 60 jenaer Diſſertationen ſind von 1661—1672 aus ſeiner Feder hervorgegangen, oder wenigſtens unter ſeinem Präſidium vertheidigt worden. Sonſt hat die Literatur Nichts von ihm aufzuweiſen. (*F. W. Theile.*)

2) **Christian Konrad Wilhelm**, geb. am 22. Sept. 1722 zu Hildesheim, widmete ſich in den Jahren 1742—1754 zu Helmſtedt, Jena und Leipzig der Jurisprudenz. Während dieſer Zeit war er zugleich Hofmeiſter bei einigen jungen Studirenden. In Jena erlangte er den Grad eines Doctors der Rechte durch ſeine unter C. G. Buder's Vorſitze vertheidigte Diss. de dote et vitalitio filiarum illustrium et nobilium monialium. (Jenae 1755. 4.) [1]. Gleichzeitig ſchrieb er ſeine Abhandlung: De re funeraria, originem sepulturae et sepulturarum veterum atque nostrorum temporum differentiam, jus et religionem sistens. (Jenae 1755. 4.) Er habilitirte ſich in Jena als Privatdocent. Seit 1756 hielt er Vorleſungen zu Leipzig, wo er 1762 außerordentlicher Profeſſor der Rechte ward. Eine ordentliche Profeſſur erlangte er 1764, folgte jedoch um dieſe Zeit einem Rufe nach Greifswald. Er ward Aſſeſſor der dortigen Juriſtenfacultät und Vicedirector des Conſiſtoriums. Sein Tod erfolgte am 1. Januar 1769. Als Docent und Schriftſteller empfahl er ſich durch ſeine gründlichen Kenntniſſe in den einzelnen Zweigen der Jurisprudenz, unter denen ihm keiner ganz fremd geblieben war. Die meiſten ſeiner Schriften gehören in die Zeit ſeines Aufenthalts zu Leipzig. Dort ſchrieb er mit einem Aufwande von gründlicher Gelehrſamkeit ſeinen Apparatus Juris canonico-pontificio-ecclesiastici. (Gothae 1759—1760.) 2 Voll. Zum Gebrauche bei ſeinen akademiſchen Vorleſungen beſtimmte er ſeine 1760 zu Leipzig herausgegebene „Abhandlung von der Freiheit der teutſchen Kirche, derſelben beſonderm Recht und Verfaſſung, nach den Grundſätzen des heiligen römiſchen Reichs entworfen.“ Durch beigefügte Urkunden erläuterte er die Entſtehung des Münzrechts in Teutſchland in einer darüber zu Breslau 1762 herausgegebenen Abhandlung. Den praktiſchen Theil der Jurisprudenz berückſichtigte er vorzugsweiſe in einer Sammlung von Kriegsrechtsſprüchen, Erläuterungen zweifelhafter Fälle und Urtheile, zum Gebrauche der Richter, Auditeure, Beiſitzer in Kriegsgerichten u. ſ. w. (Leipzig 1762.) Er ſchrieb auch eine brauchbare Einleitung in die Kriegswiſſenſchaften aus dem Natur- und Völkerrecht. (Breslau 1763—1764.) 2 Theile. Eine ſeiner letzten Schriften war die zu Greifswald 1765 erſchienene Diss. juridica, veram legis 16 C. de donat. ante nupt. indolem, interpretationem atque usum practicum in foris Romano-Germanicis exhibens [2]. (*Heinrich Döring.*)

Fridericia *Mart.*, ſ. Tecoma.

FRIDERICUS A JESU, wie er ſich nach ſeinem Eintritt in den unbeſchuheten Karmeliterorden zu München nannte, hieß eigentlich Schelhorn und war in erwähnter Reſidenz am 6. Nov. 1721 geboren. Im J. 1758 ward er Prior des dortigen Karmelitenkloſters, und 1760 zu Regensburg. Im J. 1763 ward er zum Definitor der Karmeliterprovinz erhoben. In dem Augsburgiſchen bekleidete er dies Amt ſeit dem Jahr 1775. Seit 1778 war er zu Augsburg Präſes der bairiſchen Provinz. Er ſtarb am 16. Oct. 1788. Er war ein gelehrter und fleißiger Mann, der mehre größtentheils aſketiſche Schriften

1) Irrig wird dieſe Diſſertation dem Profeſſor Buder beigelegt. Daß ſie aus Frideríci's Feder gefloſſen, verſichert Schott in ſeinen Supplementen zu *Lipenii* Bibliotheca juridica pag. 121. Vergl. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 505.

2) Vgl. *J. W. Dietmari* Progr. de loco honorarii. Ministrorum in concursu. (Jenae 1754. 4.) *P. Ahlwardtii* Progr. invitatorium. (Gryphisw. 1764. fol.) Weidlich's Lexikon der jetztlebenden Rechtsgelehrten S. 63 fg. Adelung's Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 505 fg.

Digitized by Google

hinterließ. Zu den früheſten gehören die zu Augsburg in vier Octavbänden herausgegebenen Quaestiones sacrae, responsionibus concionatoriis pro omnibus anni Dominicis ac praecipuis festis, in utilitatem concionatorum explanatae. Heiliges Communionbuch für alle Sonn- und Feſttage des ganzen Jahres, zu Augsburg 1772 gedruckt, ward dort 1785 neu aufgelegt[1]). In einer zweiten Ausgabe erſchien auch 1790 ſein 1773 zu Augsburg herausgegebener „Chriſtlicher Seelenwecker, oder anmuthige Morgen-, Meß-, Beicht-, Communion-, Abend-, Lob- und Dankgebete.“ Begleitet von moraliſchen Vorſchriften aus der Bibel und den Kirchenvätern ließ Fridericus 1778 zu Augsburg in zwei Octavbänden ſeine „Kleine Hauslegende oder kurze Lebensbeſchreibung der Heiligen Gottes“ drucken. Verwandten Inhalts mit dieſem Werk war ſeine „Chriſtliche Tugendſchule.“ (Augsburg 1779.) Ein umfangreiches, mit großem Fleiß ausgearbeitetes Werk war ſeine Universa Theologia moralis tripartita, ex operibus Benedicti XIV. P. M. nec non casibus conscientiae, de mandato ejusdem propositis et resolutis collecta, ac doctrinis *Thomae Aquinatis* accommodata et illustrata. (Aug. Vindel. 1780. 3 Voll. Vielen Fleiß wandte Fridericius auch auf ein Lexicon scripturisticum[2]) und auf ein Lexicon theologicum[3]). Er überſetzte einige Schriften des heiligen Auguſtinus[4]), und das bekannte Werk des Thomas a Kempis von der Nachfolge Chriſti[5]). Mehre ſeiner Schriften ſind ungedruckt geblieben. Die ihm hier und da beigelegte Abhandlung: Quadratura circuli abstracte deducta etc. (Manhemii 1790. Fol.) hat wahrſcheinlich einen gleichnamigen Karmeliter zum Verfaſſer[6]).

(*Heinrich Döring.*)

FRIDIBALD, teutſcher Name, zuſammengeſetzt aus Frid, Liebe, Friede, und bald, kühn; es kommen vor: 1) Fridibald, König des Volkes der Wandalen, fiel in die Gewalt der Römer, nicht im Kampfe, ſondern von Conſtantius durch Liſt umſtrickt, und wurde dem Kaiſer Honorius zugeſchickt[1]). 2) Fridibald, Statthalter in Swevien (Rector Suavine), wurde hierzu von dem Könige der Oſtgothen, Theoderich, ernannt, und erhielt von ihm ſcharfe Befehle[2]), den unter den Sweven üblichen Diebſtählen und Räubereien Einhalt zu thun.

(*Ferdinand Wachler.*)

FRIDIGILD, teutſcher weiblicher Name, bedeutet Friedenszahlerin, Friedensgeberin, oder auch paſſiv, was für den Frieden gezahlt, gegeben wird, weil die Mädchen nicht ſelten zur Geiſel oder zur Frau als Friedenspfand gegeben wurden, ſowie im Norden Margaretha, die Tochter des Königs Ingi von Schweden, weil ſie bei dem Friedensvergleiche der drei Könige von Norwegen, Schweden und Dänemark dem Könige Magnus von Norwegen verſprochen ward, ſeitdem den Bezeichnungsnamen Fridlicolla[1]) erhielt[2]). Unter dem Namen Fridigild kommt vor: Fridigild, Königin der Markomannen[3]), hörte von einem Chriſten, welcher aus Italien durch Zufall zu ihr gekommen war, vom chriſtlichen Glauben, nahm ihn an, und erfuhr zugleich von dem Erzbiſchofe Ambroſius zu Mailand als eifrigem Diener deſſelben. Sie ſchickte daher durch Geſandte Geſchenke nach Mailand an die Kirche, und verlangte, daß ſie durch Schriften derſelben unterrichtet werden möchte, wie ſie glauben ſollte. Ambroſius verfaßte einen vortrefflichen Brief nach Art eines Katechismus. In dieſem Briefe ermahnte er ſie zugleich, daß ſie ihren Mann überreden möchte, den Römern den Frieden zu halten. Als ſie den Brief empfangen hatte, beredete das Weib den Mann (den Frieden den Römern zu halten), und ergab ſich mit ihrem Volke den Römern. Als ſie nach Mailand gekommen war, ſchmerzte es ſie ſehr, daß ſie den heiligen Prieſter, zu welchem ſie geeilt war, keineswegs fand, denn er war bereits aus dieſer Welt gegangen. Da Paulinus, welcher dieſes erzählt, ſo eifrig iſt, ſeines Heiligen Thaten groß zu machen, ſo iſt man, wie man bemerkt findet[4]), bei den Umſtänden ſeiner Erzählung kaum ſicher genug. Dieſe Unſicherheit wird um ſo größer, wenn man die Stelle: in qua (epistola) etiam admonuit (Ambrosius), ut suaderet (Fridigild) viro, Romanis pacem servare. Qua accepta epistola, mulier suasit viro, et cum populo suo se Romanis tradidit. Quae cum venisset Mediolanum, plurimum doluit etc. ſo verſteht, daß Fridigild ihren Gemahl dazu beredet habe, ſich mit ſeinem Volke den Römern zu unterwerfen. Aber Paulinus meint wol blos, Fridigild habe ihren Mann beredet, mit den Römern Frieden zu halten, und ſie habe ſich mit ihrem Volke (d. h. mit ihren Dienſt-

---

1) Späterhin ſchrieb Fridericus noch ein Kurzgefaßtes Communionbuch auf jeden Tag der Woche. (Augsb. 1788. 12.) 2) Multiplicem Sacrae Scripturae sensum ordine alphabetico exhibens. (Aug. Vind. 1782.) 3) Communiorem Theologorum sensum et mentem ordine alphabetico continens. (Ibid. 1784.) 4) Betrachtungen, einſame Geſpräche und Handbüchlein. (Augsburg 1775.) Bekenntniſſe in 13 Büchern. (Ebendaſ. 1783.) 5) Ebendaſ. 1777. 6) ſ. *Veithii* Bibliotheca Augustana. Alph. X. p. 123 sq. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 509 fg.

1) *Idatius*, Chron. ad A. Honorii XXII. ſagt von Conſtantius: *Fredibaldum* Regem gentis Wandalorum sine ullo certamine captum ad Imperatorem Honorium destinat. 2) Das Schreiben des Königs Theoderich iſt an die provinciales, *capillatos*, defensores et curiales in Svavia gerichtet, welchen er die Ernennung Fridibald's zum Rector Svaviae (Regenten Schwabens) meldet. Die Capillati ſind nach der Meinung der Einen (z. B. in den Anmerkungen über Caſſiodorus) die vornehmen Gothen, welche es voraus hatten, die Haare beſonders zu tragen. Nach der Meinung der Andern (z. B. in den Anmerkungen zur Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie, 18. Th., herausgegeben von Semler, S. 17) iſt mit Beziehung auf *Tacitus*, Germ. 38 der ſweviſche Adel zu verſtehen; denn der Inhalt des Befehls bringe es mit ſich, daß Eingeborene unter dieſen capillatis gemeint ſeien, welche Zeit her über einander das Fauſtrecht geübt hatten. Aber der ſweviſche Adel iſt wol unter den provincialibus begriffen, und die capillati, defensores et curiales ſind die Gothen, welche der oſtgothiſche König über die von ihm unterworfenen Sweven geſetzt hatte.

1) Von fridhr, Friede, und kolla, 1) Gefäß ohne Handgriff, 2) Thier (vornehmlich Schaf) ohne Hörner. 2) *Snorri Sturluson*, Saga af Magnusi Berfaetta Cap. 17 in der großen Ausgabe der Heimskringla. 3. Bd. S. 220. 3) *Fritigil* quaedam regina Marcomannorum, ſagt *Paulinus*, Vita S. Ambrosii: praefixa operibus Ambrosii. (Parisiis 1661.) T. I. p. 65. 4) Maſcou, Geſchichte der Teutſchen. 1. Th. 2. Aufl. S. 317.

Digitized by Google

leuten und ſonſtigen Anhängern) den Römern ergeben; denn wir finden, wie ſie nach Mailand geht.

(*Ferdinand Wachter.*)

FRIDSHAMMAR, ein Eiſenwerk nebſt Hochofen Bäcka in einem Thale am Fluſſe Ore, der $^1/_3$ Meile oberhalb dem See Skattunge entfällt, in Dalekarlien, Pfarrei Orſa; es hat Schmiedegerechtigkeit für ſechs Herde und vier Hammer auf 2250 Schiffspfund Stabeiſen und 300 Schiffspfund Manufacturarbeit, die auch durch Stabeiſen erſetzt werden darf. Es gewährt den Kirchſpielsbewohnern Gelegenheit zum Nebenerwerb. Dazu gehört das am Orſaſee anmuthig belegene Gut Bäcka. (*v. Schubert.*)

FRIED, 1) Georg Albert, Arzt und Geburtshelfer, Sohn von Johann Jacob Fried, wurde in Straßburg geboren, wo er auch ſtudirte und im J. 1760 promovirte. Er lehrte dann die Geburtshilfe, ſtarb aber ſchon 1773. Er ſchrieb: De jure obstetricum secundum statuta Argentoratensia. Pars I. II. (Argent. 1758. 1760. 4.) — Diss., qua foetum intestinis plane nudis intra abdomen propendentibus natum describit. (Argent. 1760. 4.) — Anfangsgründe der Geburtshilfe, zum Gebrauche ſeiner Vorleſungen. (Straßburg 1769. Ebend. 1787.)

2) Johann Jacob, bekleidete ſeit 1738 die Stelle eines Profeſſors der Geburtshilfe in Straßburg, und ſtarb 1769 in dem hohen Alter von 80 Jahren. Er erfreute ſich bei ſeinen Zeitgenoſſen eines ungemeinen Rufes als Geburtshelfer. Literariſch hat er ſich gar nicht bekannt gemacht. Doch ſoll des Thebeſius Hebammenkunſt ſo ziemlich nach ſeinen Vorleſungen entworfen ſein. (*F. W. Theile.*)

FRIEDBERG. 1) Friedberg (bei Älteren auch Friberg, Friburg), Stadt im Kreiſe Grätz des Herzogthums Steiermark, ſüdöſtlich vom großen Wechſelberge, an der Pinka (zur Raab), an einer öſtlichen Seitenſtraße von Grätz nach Wien, 8$^1/_2$ Meilen von Grätz, $^7/_8$ Meile von der öſterreichiſchen, 1$^1/_3$ Meile von der ungariſchen Grenze. Der Ort hat gegen 150 Häuſer mit 560 Einwohnern. (Zu Büſching's Zeit hatte die Stadt an ſich ſelbſt 64 Häuſer, die Vorſtadt Pinka 54, die Vorſtadt Ortgraben 25). Tuch- und Glasfabriken, Fundort von Bolus und Walkererde. Nach Lazius ſoll hier Cordobianca geſtanden haben und es finden ſich in der That in der Umgegend Alterthümer. Auf jeden Fall gehört Friedberg unter die älteſten Ortſchaften von Steiermark und iſt um 1200 gebaut. Das Schloß gehörte ſonſt dem Propſt von Vorau. 2) Landgericht in Oberbaiern (ſonſt zum Oberdonaukreiſe gehörig), 6$^1/_2$ □Meilen, 15,000 Einwohner. 3) Friedberg, Hauptſtadt des genannten Landgerichts, liegt eine Meile öſtlich von Augsburg auf der Straße nach München. Der freundlich gebaute Ort liegt auf einer Anhöhe, und da er auch einen hohen Thurm beſitzt, ſo iſt er weithin ſichtbar. Am weſtlichen Fuße der Anhöhe fließt die nicht weit von hier entſpringende Acha. Die Stadt hat gegen 400 Häuſer, 2000 Einwohner, ein Schloß, zwei Kirchen, Rentamt, Forſterpedition, Waſſerleitung, Uhrmacherei, Bandweberei, Hammerſchmiede, Acker-, Obſt- und Hopfenbau, auf dem Lechfelde ſtarke Viehmaſt, in der Nähe eine Wachstaffetfabrik. Friedberg wurde gegen die Ausfälle der Augsburger zur Zeit Friedrich's II. erbaut, das Schloß aber erſt 1266 von Herzog Ludwig von Baiern angelegt. Die Augsburger umlagerten es im 13. Jahrhundert zu wiederholten Malen. Auch in den Kriegen der bairiſchen Herzoge unter einander wird Friedberg öfter erwähnt. Im J. 1395 nahm es Herzog Hans mit ſeinem Sohne, Herzog Ernſt, von der münchener Linie, und zu Kaiſer Siegmund's Zeit lagen wieder die münchener Herzoge Ernſt und Wilhelm ſechs Monate vor Friedberg, das damals der Linie Ingolſtadt gehörte. Ein ſchrecklicher Tag war der 16. Juli 1632. Weil eine ſchwediſche Schutzwache in Friedberg ermordet ſein ſollte, zogen an dieſem Tage ſchwediſche Krieger und augsburger Bürger vor Friedberg, nahmen und plünderten die Stadt, und hieben deren Bewohner nieder. Sechs Tage währte das Feuer, welches auch Kirche und Schloß verwüſtete. Zu Augsburg aber ward ſtattliche Dult mit der friedberger Beute gehalten. Am 10. Oct. 1646 ward Friedberg abermals von den Schweden und Franzoſen genommen und geplündert. Am 24. Aug. 1796 wurde hier der öſterreichiſche General Latour von Moreau geſchlagen; er verlor 1500 Gefangene, 16 Kanonen und zwei Fahnen. Nach der alten Reichseintheilung bildete Friedberg ein eigenes Pfleggericht des Rentamts München in Oberbaiern. 4) Die gefürſtete Grafſchaft Friedberg-Scheer. Im J. 1463 erkaufte Graf Eberhard Truchſeß-Waldburg (ſtarb 1479) vom Hauſe Öſterreich die Grafſchaft Friedberg (Schloß und Dorf Friedberg zwiſchen Mengen und Saulgau, mit 400 Einwohnern), in demſelben Jahre von demſelben Beſitzer die Herrſchaft Scheer, ſ. d. Art. Beide wurden verbunden, aber 1786 für 2,100,000 Gulden an das fürſtliche Haus Thurn und Taxis verkauft. Der neue Beſitz wurde zu einer gefürſteten Grafſchaft erhoben und ihr Beſitzer erhielt Stimme auf der ſchwäbiſchen Fürſtenbank. Die jetzt mediatiſirte Grafſchaft liegt im Oberamte Saulgau des würtembergiſchen Donaukreiſes, hat 3$^1/_2$ □Meilen mit 12,000 Einwohnern, und iſt reich an Holz, Getreide und Flachs. Wappen: Ein goldener Löwe in Roth wegen Friedberg, eine Schneiderſcheere wegen Scheer. 5) Kreis in der Provinz Oberheſſen des Großherzogthums Heſſen, durch Enclaven in eine nördliche und ſüdliche Hälfte getheilt. 6) Friedberg, Hauptſtadt dieſes Amtes, liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße die Uſe oder Usbach fließt (von Uſingen, zur Wetter) in einer fruchtbaren Gegend der Wetterau [1]). Die Stadt iſt ummauert und hat zwei Thore. Sie beſteht aus der eigentlichen Stadt, wozu die Ufervorſtadt gehört, und der Burg nebſt der Vorſtadt zum Garten. Die auf einer felſigen Anhöhe liegende Burg ſchließt ſich zwar unmittelbar an die Stadt an, macht aber für ſich ein geſchloſſenes Ganzes mit beſonderer Burgpfarrei aus. Die Burggebäude werden theils als Caſerne, theils als

1) Merian: Umb die Stadt her hat ein ſchwarz friſtes und fruchtbares Erdreich, welches allerlei gute Winter- und Sommerfrüchte bringet. Nicht weit von Friedberg quillt auch ein guter Sauerbrunnen, der vielen Menſchen zum Durſt und Geſundheit wohl bekommet.

Local eines Schullehrerſeminars benutzt. Die Hauptſtraße der Stadt iſt von großer Breite [2]). Unter den Gebäuden Friedbergs ſind zu bemerken die Stadtpfarrkirche, die merkwürdigſte evangeliſche Kirche des Großherzogthums Heſſen, 200′ lang, 70′ breit, auf 12 verzierte Säulen ſich ſtützend, Orgel, Glasmalerei; die Burgkirche, das Rathhaus, die Synagoge für 253 Juden, welche eine beſondere Gaſſe bewohnen, das Judenbad in der Judengaſſe [3]). Ehedem befanden ſich einige Klöſter hier, ſowie auch einige verfallene Kapellen anzutreffen ſind. Friedberg hat 360 Häuſer und 2650 meiſt evangeliſche Einwohner (davon etwa 600 in 71 Häuſern auf der Burg), die Katholiken ſind in das nahe Ockſtadt eingepfarrt. In gewerblicher Beziehung ſind zu merken eine Tabakfabrik, eine Liqueurfabrik, mehre Leinweber, Wollenweber, viel Schuhmacher und Metzger (berühmte Würſte), auch Tiſchler, die ihre Profeſſion fabrikmäßig betreiben, ſowie mehre Apotheken. Außer wöchentlichen Fruchtmärkten hat die Stadt vier bedeutende Viehmärkte. (Ich bin ungewiß, ob dieſe mit den ſchon von Merian angeführten vier Märkten identiſch ſind, unter denen „der Spielmarkt," am dritten post Trinit. der bedeutendſte war, „von Alters her kamen die benachbarten Flecken und Dörfer mit beſonderer Solennität dort zuſammen und die Bürgerſchaft ſpielte die Paſſion oder eine andere geiſtliche Comödiam, von wegen der Kirchweihe oder Dedication des hohen Altars in den Pfarkirchen"). Durch die Stadt geht die Chauſſée von Frankfurt nach Gießen, zwiſchen denen Friedberg ſo ziemlich in der Mitte liegt; eine andere Kunſtſtraße führt von Friedberg nach Grünberg und Alsfeld. Friedberg iſt der Sitz eines Kreisrathes, eines Kreisbaumeiſters, eines evangeliſchen Dekanates, einer Bezirksſchulcommiſſion, eines Steuercommiſſair, einer Diſtrictsſteuereinnahme, eines Rentamtes, eines Nebenzollamtes, einer Poſterpedition. Ferner iſt Friedberg die Garniſon vom 2. Bataillon vom 4. Infanterieregiment. Zu erwähnen ſind endlich noch ein evangeliſches Predigerſeminar, Schullehrerſeminar für 60—70 Zöglinge, Taubſtummenſchule und Bildungsanſtalt für Taubſtummenlehrer, zwei Bürgerſchulen, ein Rabbinat, ein Militairlazareth, Freimaurerloge: Rudolf zu den drei Sternen. In der Nähe die weithin ſichtbare Friedberger Warte. — Die Stadt Friedberg, deren Namen die Alten bald von Frieden, bald von Friedrich II. ableiten, wurde 1211 von dem ebengenannten Kaiſer mit der Reichsfreiheit begabt. Sie war damals viel größer und blühender als jetzt, und reichte der Sage nach bis zur Kirche, welche unterhalb der Stadt bei dem Gutleuthaus ſtand. In der That fand man noch im 17. und 18. Jahrh. außerhalb der Stadt beim Ackern viele alte Gemäuer, Keller u. dgl. Zum Flor der alten Stadt trugen gewiß viel die Meſſen bei, welche Kaiſer Ludwig der Baier 1340 nach Frankfurt verlegte. Karl IV. verpfändete 1349 die Reichsſtadt an die Grafen von Schwarzburg für 10,000 Gulden, jedoch mit Vorbehalt ihrer Reichsfreiheit. Die Pfandſchaft kam im folgenden Jahrhundert an Kurmainz, die Herren zu Epſtein, die Grafen zu Iſenburg und die Stadt Frankfurt. Die drei erſten überließen wieder ihre Antheile an die über der Stadt liegende Reichsburg (von der unten), was der Kaiſer nicht nur beſtätigte, ſondern auch der Stadt Frankfurt befahl, ihren Antheil auch an die Burg zu übertragen. Hiermit wurde der Grund zu langwierigen Streitigkeiten gelegt, die im Grunde bis zu des Reiches Auflöſung dauerten. Die Stadt mußte jedem neuerwählten und vom Kaiſer beſtätigten Burggrafen auf einem offenen Platze, die Freiheit genannt, wegen ſeiner Pfandſchaft huldigen. Der Burggraf und die adeligen Sechſer waren auch Mitglieder des Rathes von Friedberg, und es mußte ſie derſelbe mit zuziehen, ſo oft Reichs- und Kreisſachen zu berathen waren. Der Burggraf präſidirte und hatte auch das Recht, einen Schulzen und Büttel zu ſetzen. Die Kaiſer Rudolf I. 1285, Albrecht I. 1306, Ludwig IV. 1335, Karl IV. 1349, Rupert 1410, Karl V. 1531 haben die Verhältniſſe der Burg und Stadt zu ordnen verſucht. Den Statum litis im 17. Jahrh. gibt Merian vorſichtig alſo an: „Der Author des Berichts deß Heil. Reichs Stadt Friedberg Stand, Regalien u. ſ. w. betreffend, thut der Stadt das Wort; hingegen hat die Kaiſerliche Burg beſagten Bericht nunmehr auch widerlegen und ſolche Refutation vor wenig Jahren in offnen Truck kommen laſſen: So können auch Herr Caspar Lerch von Dürenſtein de Ordine Equestri German. in fund. 2. summ. 135, ſo die Burg vertritt und andere geleſen werden: Und wird ein Unparteiiſcher dieſen Streit, ob nämlich die Stadt ein unmittelbarer Stand oder beſagter Burg Burggrafen und ſelbigen Ganerben unterworfen ſei aus den getruckten der Stadt Privilegien (die auch *Limnaeus* Lib. 7 de Jure publ. c. 17 n. 4. sq. ſetzet), und obigen Schriften erkennen können. Siehe auch *Christ. Besoldum* de Civit. Imp. p. 5, und Wehrmann in Pract. Observat. p. 197, daß ſie nemlich mit der Reichs-Vehde begnadet, ihre Krieg zu beſtellen, die Landſtraßen mit dem Geleyd zu verſehen, Zoll, Mahlgelt, Weggelt, Bruck-, Markt-, Huffgelt zu erheben, Ordnung und Satzung zu machen, zu ſtraffen, die Ämter und Gerichter zu beſtellen, Privilegia und Immunitates zu geben befreyet iſt." Im J. 1706 glaubte die Stadt einen glücklichen Hauptſtreich zu führen, ſie kündigte die Pfandſchaft auf und erbot ſich den

---

2) Merian: — „ein weite, ſchöne, durchgehende Gaſſen, als man in iegend einer Stadt finden mag, und neben andern gemeinen Brunnen mitten in den Steaſſen drei ſchöne und tiefe Brunnen, mit ausgehauenen breiten Brunnſchellen, Geſtellen und eiſernen Röslein wohl verſehen und gezieret, uff welches Brunnen-Geſchell einſtmals ein trunkener Schmiedknecht des Abends ſich geleget, entſchlaffen und im Umbwenden in den Brunnen gefallen, daß ihme das Waſſer über dem Kopf zuſammengeſchlagen, davon er erwacht iſt, und im Schrecken die Mauer mit den Händen ergriffen, geſchrieen und endlich von den Wächtern gehöret worden; welche vermeinet, es ſeie Feuersnoth vorhanden, haben angefangen zu blaſen und die Bürger aufzuwecken, welche dem Brunnen zugeloffen, Waſſer geſchöpfet, und ſich der Schmiedknecht an dem Brunnen-Seil gehalten, daß er ſchier den Schöpfer zu ſich hinabgezogen, der von ihme nichts gewußt; weil er aber heftiger geſchrieen und ſich zu erkennen geben, hat man ihn endlich rauß zogen, nachdem er ſchon drei gantzer Stunden in dem Brunnen geſtecket und wol gebadet hatte." 3) Auch in dieſer erwähnt Merian einen alten Brunnen, den die Juden „zu ihrer gewöhnlichen abergläubiſchen Reinigung brauchen."

Digitized by Google

Pfandſchilling zu bezahlen. Ein neuer, langwieriger Hader entſtand. Die Burg berief ſich auf einen Satz des weſtfäliſchen Friedens, daß fernerweit keine Reichspfandſchaft mehr eingelöſt werden ſolle; ſie beſtritt von Neuem die Unmittelbarkeit der Stadt. Dieſe legte dar und mit Evidenz, wie uns ſcheint: „ſie habe vom Kaiſer Richard 1257 und 1317 vom Kaiſer Ludwig ein Privilegium erhalten, daß ſie nicht verſetzt werden könne; es habe ſich auch Karl IV., als er ſie verſetzt, reverſiret, daß es ihr an ihrer Reichsfreiheit unvorgreiflich ſein ſolle. Nun könnten ja die Burgmänner, wenn es anders mit der Pfandſchaft ſeine vollkommene Richtigkeit habe, nicht mehr Recht als der erſte Pfandsinhaber haben, da ihr, der Stadt, denn zu Statten kommen müßte, daß eine Pfandſchaft eigentlich keine Hoheit und Landesherrſchaft ausmache. Daß die Stadt die ſechs Burgmänner in ihrem Rathe leiden müſſe, und der Burggraf des Reichs Amtmann bei ihr ſei, ſolches könne ihr ſo wenig an ihrer Reichsfreiheit ſchaden, als andern Reichsſtädten, welche ehemals und jetzo der Kaiſer Voigte zu ihren Verſammlungen zulaſſen mußten. Endlich übe ja die Stadt alle Hoheit und Regalien, ſo andern Reichsſtädten gehörten. Sie habe alle Reichsabſchiede bis 1641 unterſchrieben, habe ihren Anſchlag in Reichs-Matrikul, und ſchicke ihre Gelder unmittelbar in die Reichs-Caſſa ein." Wie bemerkt, zog ſich der Streit eigentlich bis zur Auflöſung des Reichs hin.

Wir führen noch einiges Andere aus der Geſchichte der Reichsſtadt an. Im J. 1346 ſchaffte Friedberg, wie andere Städte, die ſogenannten Pfahlbürger ab. Im J. 1383 war ein großer Brand, dann wieder 1447; ein Bürger, der an den andern drei Pfennige im Spiele verloren, zündete aus Rache deſſen Haus an. Der Mordbrenner wurde „zu wohlverdienter Straff in heißem Öl geſotten," die Stadt aber in ihrem jetzigen Umfange wieder gebaut. Daß Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige in Kaufungen's Proceß das Urtheil der Schöffen von Friedberg einholte, ſpricht für den Ruf dieſer Körperſchaft. Die Reformation fand in Friedberg Eingang. Am 15. Nov. 1565 wurde beſchloſſen, daß zwei Mal, Dinstag nach Trinitatis und Dinstag nach Gallus, geiſtliche Synoden in Friedberg gehalten werden ſollten. Dazu kamen die Pfarrer aus der Landgrafſchaft Heſſen, Grafſchaft Königſtein, Solms, Iſenburg. Der Stadtpfarrer von Friedberg hatte den Vorſitz. Im 30jährigen Kriege kamen die Synoden ins Stocken, wurden aber hernach wieder fortgeſetzt. Im J. 1600 fand in Friedberg eine Zuſammenkunft der Proteſtanten ſtatt. In jenem Kriege hat Burg und Stadt Friedberg viel gelitten, beſonders ſeit 1631, wo es die Schweden im December nahmen, und faſt beſtändig ſpaniſche, heſſiſche, ſchwediſche Einquartierung gehabt; die Schweden zogen erſt am 5. Juli 1650 ab. (Weitläufig erzählt das Schickſal der Stadt während des Krieges Mag. J. P. Götze in der 1650 auf der Burg gehaltenen Friedenspredigt, welche zu Gießen in Quart erſchien.) Im J. 1762 fiel in der Gegend von Friedberg ein Gefecht zwiſchen den Franzoſen und Alliirten zum Nachtheile der letzteren vor. Am 10. Juli 1796 Gefecht zwiſchen den Öſterreichern unter Wartensleben und den Franzoſen unter Jourdan, zum Vortheil der letztgenannten. Im Reichsdeputationsreceß kam die Reichsſtadt Friedberg als Entſchädigung an Heſſen-Darmſtadt.

Die Reichsſtadt Friedberg gehörte zum oberrheiniſchen Kreiſe, hatte ein Gebiet von einer □Meile mit einigen Dörfern, zwiſchen mainziſchen, heſſen-darmſtädtiſchen, hanauiſchen, ſolmſiſchen Gebietstheilen, etwa 3000 Unterthanen und 15,000 Gulden Einkünfte. Das Ritterſtift St. Alban zu Mainz, die Abteien Arnsburg und Ilbenſtadt hatten hier Höfe. Friedberg ſtellte zum Reichsheere 12 Mann zu Roß oder 48 zu Fuß, zahlte in 60 Monaten 2880 Gulden Reichsſteuern und für das Kammergericht jährlich 32 Gulden 32 Kreuzer — cum augmento 54 Gulden 10 Kreuzer 5 Heller. Wappen: Ein ſchwarzer Adler in Gold; auf ſeiner Bruſt ein rothes Schildlein, ein ſilbernes Caſtell mit drei Thürmen. Auf dem Reichstage hatte Friedberg auf der rheiniſchen Bank der Reichsſtädte die zwölfte Stelle, auch auf den oberrheiniſchen Kreistagen Sitz und Stimme.

Die Reichsburg Friedberg gehörte zu den ganerbſchaftlichen Örtern, welche von mehren Familien beſeſſen und regiert werden. Wahrſcheinlich gründete Kaiſer Friedrich II. zum Schutze der kaiſerlichen Kammergüter die hieſige adelige Burgmannſchaft. Alle diejenigen, welche von einem Burgmann, auch nur durch das weibliche Geſchlecht, abſtammten, waren zur Burgmannſchaft berechtigt. Die Burgmänner (deren Zahl ſich zu Zeiten auf 300 belief) wählten aus ihrer Mitte den Burggrafen, zwei Baumeiſter und zwölf Regimentsburgmänner, von denen ſechs mit dem Burggrafen im Rathe von Friedberg ſaßen. Im J. 1309 belehnte Kaiſer Heinrich VII. (nach Andern Albrecht I. für die ihm gegen Adolf von Naſſau bewieſene Treue) die Burg nach dem Ausſterben der letzten Grafen mit der Grafſchaft Kaichen, die hernach in die drei Cantone Karbem, Lüdesheim und Altſtadt zerfiel. Das größere Stück lag in der Gabel der zuſammenfließenden Nidda und Nidder, das kleinere etwas nordöſtlich davon an der Nidder zwiſchen hanauiſchen und ſolmſiſchen Landen. Außerdem wollte die Burg auch andere adelige Güter auf dem Weſterwalde unter ihre Gerichte ziehen, aber unter Proteſt von Naſſau-Siegen, Sayn u. a. Karl V. verlieh der Burg das Münzrecht, was Joſeph I. 1707 beſtätigte. Im J. 1768 ſtiftete Joſeph II. für die Burg Friedberg den Joſephsorden. Der teutſche Kaiſer war Großmeiſter, die Baumeiſter und Regimentsburgmannen Commandeure und die meiſten Burgmannen Ritter. Ordenszeichen: ein goldenes achtſpitziges Kreuz mit der Umſchrift: Virtutis avitae aemuli. Mit dem verzogenen Namen St. Joſeph wurde es an einem hellblauen Bande mit ſchwarzem Rande getragen. Die Burg wurde zu Reichstagen beſchrieben, pflegte aber nicht zu erſcheinen, gab auch keine Subſidien, ſondern war durch ein Privilegium Wilhelm's von Holland, das Maximilian I. beſtätigt hatte, von „allen Real- und Perſonal-Oneribus" frei. Was die dem Kaiſer zu entrichtenden Ritterſteuern oder Charitativgelder anbetraf, ſo hielt ſie ſich, wie dies 1577 auf das Neue beſtimmt wurde, zu der rheiniſchen Ritterſchaft wollte aber ſonſt nicht zu-

Digitized by Google

geben, daß ſie ein einverleibtes Mitglied des mittelrheiniſchen Cantons ſei. Die Burg gehörte zu keinem Reichskreiſe und galt als evangeliſcher Stand, obwol auch Katholiken Burgmänner, ja Burggrafen werden konnten; wie denn 1727 die katholiſchen Burgmänner die Burg für einen Status Mixtus ausgeben wollten. Die Burg kam mit Zubehör 1804 unter die Hoheit von Heſſen-Darmſtadt [4]); 1819 ſtarb auf ihr der letzte Burggraf. (*Daniel.*)

FRIEDE, innerer, äußerer Friede, Friedensantrag, Friedensboten, Friedensunterhandlung, Friedenscongreß, Friedensvermittelung, Friedenspräliminarien, Friedensſchluß, Friedensbruch. — Der allgemeine Begriff des Friedens iſt das ungeſtörte Daſein einer Erſcheinung, welcher man ein wirkliches oder ſcheinbares Leben beilegen kann. In dieſem Sinne ſpricht man von Frieden der Seele, von Frieden des Hauſes, von Frieden in der Natur u. ſ. w., und ſetzt dem Frieden den Streit gegenüber, welcher in einer Entzweiung, in einem Auseinandertreten verſchiedener Elemente beſteht, die entweder als eine Einheit bildend und in dieſer allein vorhanden, oder als neben einander exiſtirend gedacht werden können. So iſt die Seele ein Ganzes, aber ſchließt eine Mannichfaltigkeit von Functionen in ſich, die wir als Kräfte zu bezeichnen gewohnt ſind. Wo es ſich nun alſo verhält, muß der Friede in die ungeſtörte Entfaltung der mit einander verbundenen Elemente, und zwar auf Grund der durch die Eigenthümlichkeit des von ihnen gebildeten Ganzen urſprünglich vorhandenen Harmonie geſetzt werden. Wo dagegen blos von einem Nebeneinanderbeſtehen zweier oder mehrer Elemente die Rede iſt, wird der Friede als ein Zuſtand gedacht, worin ſich keine Störung der Bedingungen geltend macht, welche jenes Nebeneinanderbeſtehen begründen. Weil nun aber jene Bedingungen theils innere ſind — Anſichten, Meinungen, Gefühle — theils äußere — Beſitz, Eigenthum u. ſ. w. —, ſo kann auch die Störung auf zwei verſchiedenen Gebieten liegen.

Wir betrachten hier den Frieden ausſchließlich in Rückſicht der Völker und Staaten, mögen ſie nun entweder für ſich oder in Beziehung zu andern Völkern und Staaten gedacht werden, und erhalten demgemäß einen Zuſtand, den wir den innern, und einen andern, den wir den äußern Frieden nennen. — Beide Zuſtände werden durch den Streit aufgehoben, den wir aber, ſoweit von ihnen die Rede iſt, als Krieg bezeichnen. Den Krieg denken wir uns mithin als einen beſonders qualificirten Streit.

Die Genoſſen einer bürgerlichen Geſellſchaft oder eines Staates erſcheinen in einem doppelten Verhältniſſe. Sie haben theils eine Beziehung zu einander, theils zu dem Ganzen der Geſellſchaft. Iſt das Erſte der Fall, ſo beſteht der Friede in der Anerkenntniß der Gewohnheiten, Geſetze, Vorſchriften, Anordnungen und Einrichtungen, welche nicht blos die Lage der einzelnen Staatsgenoſſen, ſondern auch ihren Verkehr mit einander beſtimmen und regeln. Wird dieſer Friede bedroht, ſo kann es auf zweifache Weiſe geſchehen, indem entweder 1) zwei oder mehre Perſonen in ihren Anſichten, Meinungen, Vorſtellungen von einander abweichen und ſich demgemäß äußern und geltend zu machen ſuchen, oder indem ſie zugleich und alſo mit einander im Widerſpruche auf ein Äußeres (ein Object, eine Rechtsſphäre) einen Anſpruch erheben und darüber mit einander rechten; oder 2) indem ein Theil von einem andern in ſeinem Rechte gekränkt wird und auf eine oder die andere Weiſe zu einer Wiederherſtellung deſſelben zu gelangen ſucht.

Weil indeſſen der Rechtszuſtand Jemandes als aus einer Menge von Rechtsſphären zuſammengeſetzt betrachtet werden kann, und der Rechtsſtreit oder die Rechtsverletzung immer nur eine oder die andere von dieſen berührt, ſo ſieht man auch den Privatfrieden im Ganzen in einem Falle, wie der vorliegende, nicht als geſtört an, wenn da, wo es ſich um einen Rechtsſtreit handelt, die Streitenden ſich dem Ausſpruche eines Dritten unterwerfen, und dadurch die Herrſchaft des Rechts über ſich anerkennen, und da, wo eine Rechtsverletzung vorliegt, der Verletzte die Beſtrafung der Rechtsverletzung der dazu befugten Gewalt anheimgibt, oder ohne Ahndung läßt. Dagegen wird man allerdings von einer Unterbrechung des Privatfriedens ſprechen dürfen, wenn Jemand ſeinen Rechtsanſpruch mit Gewalt geltend zu machen, oder ſein vermeintlich oder wirklich verletztes Recht durch daſſelbe Mittel herzuſtellen ſucht. Die Möglichkeit eines ſolchen Misbrauchs der Gewalt und der daraus entſpringenden Privatfehden ſetzt immer ein noch wenig ausgebildetes oder doch ein nicht vollkommen durchgebildetes Rechtsleben im Staate voraus, indem die höchſte Aufgabe deſſelben die ungekränkte Geltung des Rechts, vornehmlich aber die Aufrechthaltung deſſelben, jeder gewaltſamen Äußerung der Privatwillkür gegenüber, iſt. In den europäiſchen Staaten des Mittelalters waren ſolche Fehden etwas ſehr Gewöhnliches, und da die Macht der Fürſten nicht ausreichte, ſie zu unterdrücken, ſo vereinigte ſich die Kirche mit ihnen, und drohte denen, welche ſich während einer gewiſſen Zeit der Gewaltthätigkeiten nicht enthalten würden, mit kirchlicher und göttlicher Strafe. Den ſo gebotenen, von Mittwoch Abend bis Montag Morgen dauernden Frieden nannte man den Gottesfrieden (Treuga Dei).

Iſt das Zweite der Fall, ſo beſteht der Friede in dem Zuſtande der Anerkenntniß der Geſetze, Rechtsgewohnheiten, Staatseinrichtungen und öffentlichen Gewalten von Seiten der Staatsgenoſſen. Unterbrochen kann dieſer Friede vorübergehend durch Widerſtand gegen die Organe des Staats, durch Aufruhr und Aufſtand werden, aber dauernd wird er nur durch Anarchie oder Bürgerkrieg geſtört; denn die Anarchie iſt die Auflöſung der Bande, welche die Bevölkerung eines Staats in den einzelnen Kreiſen des bürgerlichen und politiſchen Lebens zu einem Ganzen verbinden, wie der Bürgerkrieg die gewaltſame Erhebung eines Theils des Volks gegen einen andern iſt, ſei es nun, daß einer von ihnen die bisher gültige Staatsgewalt vertritt, oder daß er, wie der andere, — was eine völlige Anarchie vorausſetzt — dahin ſtrebt, ſich an die Stelle der bisherigen Staatsgewalt zu ſetzen. Der innere Friede wird daher in einem Staate nur dann

4) Augsb. Allgem. Zeitung. 1804. S. 157. 162. 167.

Digitized by Google

herrſchen, wenn das Volk ſich der herrſchenden Gewalt und ihren Organen, ſei es freiwillig, oder gezwungen, unterwirft. Das Erſte wird aber nur dann der Fall ſein, wenn das Volk ſeine Bedürfniſſe durch den bisherigen Rechtszuſtand und das Verfahren der höchſten Gewalt und der ihr untergeordneten Behörden und Beamten weſentlich befriedigt ſieht, oder aus Achtung vor der höchſten Gewalt die Unzufriedenheit unterdrückt, von welcher es bewegt wird. Die Achtung, welche eine ſolche Wirkung haben ſoll, ſetzt immer eine perſönliche Beziehung voraus, und iſt daher nicht wol anderswo, als in einer abſoluten Monarchie denkbar. — Das Andere nöthigt, um möglich zu ſein, anzunehmen, daß die höchſte Gewalt durch irgend ein Mittel in den Stand geſetzt wird, den ihr feindlichen Geiſt im Volke zu unterdrücken. — Die Geſchichte liefert eine Menge Beiſpiele von dieſen verſchiedenen Zuſtänden. Wenn wir auch von unſerem gegenwärtigen politiſchen Standpunkte geneigt ſein möchten, den Druck für unerträglich zu halten, welchen eine Menge von Regierungen europäiſcher Staaten im 18. Jahrh. ausübten, ſo war doch in der That die Unzufriedenheit der Völker, die darunter litten, nicht groß genug, um ſie zu auffallenden Widerſetzlichkeiten oder wol gar zum Aufſtande zu beſtimmen. Dagegen iſt es nicht zu bezweifeln, daß es vornehmlich die Achtung vor dem Staatsoberhaupte war, welche in Preußen von 1815—1840 den Ausbruch der unter dem Volke herrſchenden Unzufriedenheit verhinderte. In Frankreich war es aber keineswegs die Achtung vor der Regierung, welche das Volk nach dem Sturze Ludwig's XVI. in ſchmählicher Unterdrückung hielt. Dies bewirkten lediglich die terroriſtiſchen Maßregeln der Machthaber.

Fragt man nach den ſpeciellen Gründen, aus welchen der innere Friede geſtört werden kann, ſo wird man ſie in den bürgerlich-geſellſchaftlichen (ſocialen), in den politiſchen, den religiöſen und den nationalen Verhältniſſen zu ſuchen haben. Indeſſen iſt es begreiflich, wie es auch die Geſchichte lehrt, daß zwei, ja ſelbſt drei Gründe zugleich wirkſam ſein können, wenn ſich auch der eine oder der andere vorherrſchend zeigt. Die Sklavenkriege in Italien, die Bauernkriege in Teutſchland wurden von ſocialen Übelſtänden angefacht. Abſchüttelung des Jochs der Sklaverei, Befreiung von dem Drucke, worunter die teutſchen Bauern ſeufzten, waren die Urſachen jener Kriege. Nach politiſchen Bürgerkriegen oder Störungen des innern Friedens dürfen wir nicht lange ſuchen. Es gibt wenige Länder, welche nicht dadurch öfter erſchüttert worden wären. Wir weiſen nur auf England und Frankreich hin. Dort wiederholten ſie ſich ſo lange, bis die Verfaſſung eine gewiſſe Feſtigkeit erlangt, hier, bis das Königthum vollſtändig über den hohen Adel triumphirt hatte. Unterbrechungen des innern Friedens aus religiöſen Urſachen finden wir ebenfalls nicht ſelten. Sie wurden unter andern in Frankreich durch die Albigenſer und Hugenotten, in Teutſchland durch die Huſſiten und Proteſtanten hervorgerufen. — Endlich bieten ſich uns auch manche Beiſpiele von innern Friedensbrüchen aus nationalen Urſachen dar. So ſuchten die mit Germanen vermiſchten Urbewohner Spaniens das mauriſche Joch abzuſchütteln; in England erhob ſich die ſächſiſche Bevölkerung gegen die normanniſche, und in der neueſten Zeit ſind die Verhältniſſe Italiens durch das Streben nach nationaler Einheit zerrüttet worden.

Der äußere Friede iſt der Zuſtand, in welchem die Staaten ſich befinden, die einander in ihrem rechtlichen Beſtande ſtillſchweigend oder ausdrücklich anerkannt haben, und, wie ſie einander anerkannt haben, reſpectiren. Die ſtillſchweigende Anerkenntniß geht immer der ausdrücklichen voraus, welche einen beſtimmten Act verlangt, worin ſich klar ausſpricht, daß der eine Staat den andern in der rechtlichen Weiſe, worin er erſcheint, aufzufaſſen und zu behandeln Willens ſei. Iſt dieſer Friede noch auf keine Weiſe unterbrochen worden, d. h. hat jeder davon umfaßte Staat ſich bisher ohne Störung von Außen für ſich zu entwickeln vermocht, ſo ſtützt ſich der Friede auch lediglich auf dieſe Entwickelung, wogegen er, wenn er unterbrochen worden, zu der urſprünglichen Grundlage gewöhnlich noch eine andere erhielt, nämlich eine in den Verträgen beſtehende, durch welche die Staaten, welche der unterbrochene Friede feindlich von einander trennte, dieſen wiederherſtellten. So haben die Verträge der Mächte, welche den weſtfäliſchen Frieden ſchloſſen, eine außerordentliche Veränderung in ihrem rechtlichen Beſtande hervorgebracht, und dadurch ihrer gegenſeitigen Anerkenntniß eine weſentlich veränderte Grundlage gegeben. — Indeſſen folgen auf die Unterbrechung des Friedens nicht nothwendig ſolche Verträge. Rohe Völker, welche andere mit Krieg überziehen, begnügen ſich häufig mit dem Raube, den ſie wegſchleppen, oder legen höchſtens den Beſiegten einen Tribut auf, oder verlangen von denſelben, daß ſie ihnen ihre Entfernung abkaufen. Wir verweiſen auf die Züge der Hunnen, der Angelſachſen, der Normannen.

Die Urſachen, aus welchen Völker den äußern Frieden unterbrochen haben, ſind von jeher ſehr verſchieden geweſen. Raubzüge, um Menſchen, oder Heerden und andere Güter wegzuſchleppen; Feſtſetzung auf fremden Gebieten; Streitigkeiten über Jagdreviere oder Fiſchereibezirke; verſchiedenſeitige Anſprüche auf ein und daſſelbe Rechtsobject; Beleidigungen; Einmiſchung in die innern Angelegenheiten fremder Völker u. ſ. w., bietet uns die Geſchichte als ſolche Urſachen dar. Oft iſt aber der bloße Vorwand ſehr wohl von dem eigentlichen Grunde zu unterſcheiden.

Unter civiliſirten Völkern war es von jeher Sitte, den äußern Frieden nur nach vorhergegangener Kriegserklärung aufzuheben, wenn die Streitigkeiten, welche ſich zwiſchen zwei Staaten erhoben hatten, nicht auf friedlichem Wege ausgeglichen werden konnten. Inzwiſchen fehlt es doch nicht an Ausnahmen von dieſer Regel; ſie zeigen uns Unterbrechungen des Friedens in der Abſicht, gewiſſe Zwecke zu erreichen, ohne jedoch mit denen einen Krieg beginnen zu wollen, deren Friede geſtört wurde, aber auch den wirklichen Beginn eines Krieges ohne vorausgeſchickte Aufhebung des Friedens. So verletzte Napoleon im J. 1805 den Friedenszuſtand Preußens, als er eine Armee eigenmächtig durch das fränkiſche Gebiet deſſelben marſchiren ließ, um auf dieſe Weiſe ſeine Kriegs-

Digitized by Google

operationen leichter in Ausführung zu bringen; aber ſeine Abſicht war nicht Krieg mit Preußen. Dagegen kann man es als den Beginn eines Krieges mit Spanien betrachten, daß er mitten im Frieden, unter allerlei Vorwänden, franzöſiſche Truppen in jenem Lande anhäufte.

Wie civiliſirte Völker einander den Frieden förmlich aufzukündigen pflegen, ſo ſtellen ſie den durch Krieg unterbrochenen Frieden auch auf eine förmliche Weiſe wieder her. Dies kann aber nicht anders geſchehen, als ſo, daß die mit einander im Kriege begriffen geweſenen Staaten ſich über den ungeſtörten Rechtszuſtand verſtändigen, welcher fortan unter ihnen beſtehen ſoll. Das Unternehmen, eine ſolche Verſtändigung herbeizuführen, wird aber *Friedensunterhandlung* genannt. Ihr muß natürlich von der einen oder der andern Seite ein Antrag auf Frieden oder Einſtellung der Feindſeligkeiten und Anknüpfung von Verhandlungen vorausgehen. Ein ſolcher Antrag würde aber niemals mit Sicherheit gemacht werden können, wenn nicht die damit beauftragten Perſonen — die *Friedensboten* — als unverletzlich angeſehen, d. h. mitten im Kriege unter den Schutz und die Heiligkeit des Friedens geſtellt würden. Cicero ſagt deshalb mit Recht (In Verrem Lib. I.): Nomen legati ejusmodi esse debet, quod non modo inter sociorum jura, sed etiam inter hostium tela incolume versetur. — Selbſt die roheſten Völker haben eine, wenn auch nicht ganz klare, Vorſtellung von der Nothwendigkeit eines ſolchen unverletzlichen Charakters gezeigt. Es iſt deshalb auch ſehr begreiflich, daß da, wo Völker lange neben einander wohnen und mit einander verkehren, gewiſſe Formen gebräuchlich werden, unter welchen man den Wunſch, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, an den Tag legt, oder womit man die Friedensboten umgibt, um ſie als ſolche kenntlich zu machen. Im Kriege iſt es unter den modernen Völkern Europa's Sitte, die zum Parlamentiren mit dem Feinde beſtimmte Perſon von einem Trompeter oder Tambour begleiten zu laſſen.

Die *Friedensunterhandlungen* können von doppelter Art ſein, indem ſie ſich entweder nur auf die allgemeinen Grundlagen erſtrecken, worauf der Friedensſchluß geſtützt werden ſoll, oder die ins Einzelne gehenden Bedingungen ſelbſt zum Gegenſtande haben. In den meiſten Fällen verbindet man beide Arten von Unterhandlungen; wo dies nicht der Fall iſt, nennt man die allgemeinen und vorausgehenden — Friedenspräliminarien. So gingen die Friedenspräliminarien von Leoben, die vom 18. April 1797 zum Abſchluß kamen, den ſpeciellen Friedensverhandlungen voraus, welche den Definitivfrieden von Campo Formio zur Folge hatten (17. Oct. 1797).

Der *Friedensſchluß* iſt der Act, durch welchen kriegführende Mächte übereinkommen, aus dem Zuſtande des Krieges in den des Friedens überzugehen, und beſtimmen, auf welche Weiſe dieſer wiederhergeſtellt und aufrecht erhalten werden ſoll. Er iſt ein Vertrag und nach den Rechtsregeln zu beurtheilen, welche im Allgemeinen für Verträge beſtehen. Demnach kann der Friede nur von denen geſchloſſen werden, die dazu rechtlich die Befugniß haben. Es kommt alſo auf die Beſtimmungen an, welche in dieſer Hinſicht in den Staaten gelten, welche den Frieden zu ſchließen beabſichtigen. Wird der Friede von Bevollmächtigten verhandelt, ſo gilt er doch nur, wenn ihn diejenigen ratificiren, welche zu den Unterhandlungen zu bevollmächtigen das Recht haben, es ſei denn, daß die Vollmacht im Voraus das für bindend anerkennt, worüber die Bevollmächtigten übereinkommen. Daher iſt es nothwendig, daß jeder der unterhandelnden Theile ſich genau von der Vollmacht deſſen unterrichtet, welcher mit ihm den Frieden zu ſchließen beauftragt iſt. In den abſoluten Monarchien haben die Fürſten ohne alle Frage das Recht, den Frieden zu ſchließen, wie ſie das Recht haben, den Krieg zu führen. Auch in verfaſſungsmäßigen Monarchien pflegen beide Rechte im Beſitze des Staatsoberhauptes zu ſein. Inzwiſchen iſt das nicht nothwendig; die Verfaſſungsurkunde kann eine Beſchränkung des Einen oder des Andern, oder Beider feſtgeſetzt haben, wie es z. B. früher in Schweden der Fall war, wo bei der Unternehmung eines Krieges die Reichsſtände und bei der Abſchließung des Friedens der Senat zugezogen werden mußten. In Republiken können die Beſtimmungen wegen des Rechts, Frieden zu ſchließen, ſehr verſchieden ſein. In den nordamerikaniſchen Freiſtaaten darf ihn zwar der Präſident unterhandeln, aber, wenn er gültig ſein ſoll, muß der Senat ſeine Zuſtimmung dazu geben. — Wie aber zur Gültigkeit eines Friedensſchluſſes gehört, daß dem, welcher ihn ſchließt, die Befugniß, dies zu thun, zuſtehen müſſe, ſo gehört dazu auch, daß ebenderſelbe befugt ſein müſſe, das zu ſtipuliren, was er zur Bedingung des Friedensſchluſſes macht. Hier aber iſt eine doppelte Beſchränkung möglich. Entweder nämlich kann das, worüber die Contrahenten zu verfügen beabſichtigen, Eigenthum eines Dritten ſein, oder es iſt zwar ihr Eigenthum, aber doch nicht in der Weiſe, daß ſie darüber ſelbſtändig verfügen dürften. Der erſte Fall iſt in Teutſchland in einem Umfange vorgekommen, daß er das Zugrundegehen einer Menge von Staaten zur Folge gehabt hat, indem ſie dazu dienten, die Anſprüche anderer Staaten zu befriedigen. Der zweite Fall kommt unter anderem in England vor. Hier iſt der König nicht berechtigt, über irgend ein der Krone gehörendes Gebiet unabhängig zu verfügen. Soll daher ein ſolches durch einen Friedensvertrag abgetreten werden, ſo iſt die Zuſtimmung des Parlaments erfoderlich. — Abgeſehen hiervon, verſteht es ſich aber auch, daß nur dann ein *Friedensvertrag* rechtliche Gültigkeit haben kann, wenn die, welche ihn ſchließen, ſich in einem Zuſtande befinden, welcher ſie fähig macht, mit Bewußtſein, mit Freiheit zu handeln. Der erſte Fall ſcheint keine praktiſche Bedeutung haben zu können; allein dem iſt nicht ſo. Er kann offenbar nur vorkommen, wenn der Friede, wenigſtens von der einen Seite, von einem in Bezug auf Friedensſchlüſſe unabhängigen Fürſten ſtipulirt wird, und man könnte meinen, daß der mit ihm contrahirende Staat nicht verbunden ſei, ſich die Nichterfüllung des Friedensvertrags gefallen zu laſſen, wenn ſich ergeben ſollte, er ſei in Geiſtesabweſenheit von jenem Fürſten geſchloſſen worden, weil man es ja als Pflicht

Digitized by Google

der Regierung deſſelben annehmen müſſe, dafür zu ſorgen, daß das Land nicht durch die Geiſteskrankheit des Staatsoberhaupts gefährdet werde. Aber wenn dieſe Krankheit nur vorübergehend eintritt, es aber notoriſch iſt, daß ſie den Fürſten oft plötzlich des klaren Bewußtſeins beraubt, ſo läßt ſich um ſo eher gegen die Gültigkeit eines in dieſem Zuſtande von ihm vorgenommenen Actes proteſtiren, als er ihn unter Umſtänden vorgenommen haben kann, welche ſeine Verhinderung nicht geſtatteten. — Was die andere Foderung betrifft, nämlich daß die den Frieden Schließenden ſich im Genuſſe der Freiheit befinden müſſen, wenn derſelbe als gültig ſolle betrachtet werden können, ſo entſteht zuerſt die Frage, wenn Jemand als nicht im Genuſſe der Freiheit befindlich angenommen werden dürfe? Abgeſehen von dem Umſtande, daß die Freiheit da nicht vorhanden iſt, wo das Bewußtſein entweder als ein geſtörtes, oder als ein noch nicht vollkommen entwickeltes (bei den Unmündigen) erſcheint, fehlt ſie nur dann dem ſonſt zum Friedensſchluſſe Berechtigten, wenn er ſich in der Gewalt deſſen befindet, mit welchem der Friede geſchloſſen werden ſoll. Was das geſtörte Bewußtſein betrifft, ſo iſt davon hier nicht weiter die Rede; aber auch die Unfreiheit in Folge der Unmündigkeit kommt hier nicht in Betracht, da den Unmündigen nirgends das Recht eingeräumt wird, Verträge zu ſchließen. Iſt jedoch Jemand im Beſitze der Geiſteskraft, welche die Freiheit des Handelns bedingt, aber befindet er ſich in der Gewalt ſeines Gegners, ſo kann er in Bezug auf die Foderung, mit dieſem einen Frieden zu ſchließen, nicht als frei gedacht werden, vielmehr muß man annehmen, daß die Gefangenſchaft direct oder indirect einen Einfluß auf ſeine Willensäußerung ausüben werde. Steht der Friedensſchluß in irgend einer Beziehung zu der Gefangenſchaft, ſodaß dieſe dadurch abgekürzt oder verlängert werden kann, was gewiß der Fall ſein wird, oder hängt die Behandlung des Gefangenen mit ſeiner größeren oder geringeren Bereitwilligkeit zuſammen, auf die Foderungen ſeines Gegners einzugehen, ſo ſteht er unter dem Einfluſſe eines Zwanges, der ihn unfähig macht, ganz unabhängig von demſelben einen freien Entſchluß zu faſſen. Abgeſehen davon, darf aber auch nicht der Umſtand vergeſſen werden, daß dem Gefangenen die Beziehung mit ſeinem Staate abgeſchnitten iſt, welche vorhanden ſein muß, wenn er im Stande ſein ſoll, die Lage deſſelben genau zu beurtheilen und mit Rückſicht auf ſie einen Entſchluß zu faſſen. Mit Recht ſagt daher auch Vattel (Le droit des gens), daß Franz I. von Frankreich, als er in die Gefangenſchaft Karl's V. gerathen war, mit dieſem keinen für die Franzoſen rechtsgültigen Frieden ſchließen konnte. — Dagegen wird Niemand die Bedrängniß, worein ihn ſein Gegner im Kriege gebracht hat, als einen Grund geltend machen können, den Frieden, welchen er abgeſchloſſen, nicht zu halten. Wer die Entſcheidung eines Streits von dem Kriege abhängig macht, erkennt von Vorn herein das Kriegsgeſchick als Richter über ſich an, und mag ſich immerhin beklagen, wenn daſſelbe ſich gegen ihn erklärt, muß ſich ihm aber unterwerfen.

Iſt eine Macht von andern Mächten im Kriege, in Gemäßheit eines Bündniſſes, unterſtützt worden, ſo werden dieſe gewöhnlich in den Friedensvertrag mit eingeſchloſſen, wogegen, wenn mehre Mächte zugleich den Krieg an andere erklärten, jede einen Separatfrieden zu ſchließen pflegt. Nothwendig iſt jedoch eine ſolche Trennung der Friedensverhandlungen nicht, und oft verbietet auch ein beſonderer Vertrag der gemeinſchaftlich Kriegführenden, auf eine ſolche Trennung einzugehen, die in der Regel für den einen oder den andern Verbündeten zum Nachtheile ausſchlägt.

Häufig kommt es auch vor, daß eine dritte Macht ſich ins Mittel ſchlägt, um einen Frieden zwiſchen zwei kriegführenden Parteien herbeizuführen. Wir nennen ein Verfahren dieſer Art **Friedensvermittelung**, und begreifen leicht, daß es gewöhnlich dann eintritt, wenn die Kriegführenden aus Erbitterung gegen einander, oder um nicht eine Schwäche zu verrathen, einander mit Friedensanerbietungen entgegenzukommen nicht geneigt ſind, und daß ſich zur Vermittelung nur ſolche Mächte eignen, welche denen, deren Streit ſie vermitteln wollen, überlegen ſind, oder doch wenigſtens in Rückſicht auf Rang und Anſehen gleich oder nahe ſtehen. Nur wenn von Monarchien die Rede iſt, eignet ſich zum Vermittler auch ein ſolcher Fürſt, welcher durch ſeine Perſönlichkeit den ſtreitenden Parteien beſondere Achtung einflößt, durch ſie alſo die ihm fehlende Macht oder den ihm mangelnden hohen Rang erſetzt. — Die Friedensvermittelung kann von freien Stücken angeboten, oder aber auch von der einen oder der andern im Kriege begriffenen Macht, oder von beiden nachgeſucht werden. Wird ſie von beiden Theilen angenommen, was nothwendig iſt, wenn ſie überhaupt ſoll ſtattfinden können, ſo hat die vermittelnde Macht ein Recht, ihren Rath zu ertheilen und Friedensvorſchläge zu machen; aber es ſteht bei den andern Mächten, darauf einzugehen, oder nicht. Ein eigenes Verhältniß der Mediation entſtand dadurch, daß ſich Bonaparte 1802 in die Streitigkeiten der Schweiz miſchte. Er nannte ſich zwar nur Vermittler der Schweiz, aber ſtreng genommen trat er als ihr Dictator auf.

Man wird indeſſen nicht blos dann von Friedensvermittelung ſprechen dürfen, wenn ein Streit zweier Mächte ſchon in Krieg übergegangen iſt, ſondern auch dann, wenn er erſt in Krieg überzugehen droht.

Wenn mehre oder viele Mächte bei der Wiederherſtellung des Friedens betheiligt ſind, ſo pflegen ſich ihre zu Friedensunterhandlungen Bevollmächtigten zu gemeinſchaftlichen Berathungen zu vereinigen. Sie bilden alsdann einen **Friedenscongreß**, und es ändert natürlich Nichts an der Sache, mögen ſie ſich nun dabei der mündlichen oder der ſchriftlichen Verhandlungen (des Notenwechſels) bedienen. Nach den Umſtänden wird bald das eine, bald das andere Mittel in Anwendung kommen. Weil nun aber manche Vorfragen zu beantworten ſind, z. B. über den Ort des Congreſſes, über den Rang der dabei erſcheinenden Perſonen, über die Vollmacht derſelben, über die zu wählende Geſchäftsform u. ſ. w., ſo pflegt wol dem eigentlichen Friedenscongreſſe ein anderer vorherzugehen, welcher ſich mit der Beantwortung jener Fragen beſchäftigt, und welchen man, zum Unterſchiede von jenem,

Digitized by Google

oder dem Hauptcongreſſe, den Präliminarcongreß nennt. Auf ſolchen, wie den andern, können die Verhandlungen zugleich von Hauptbevollmächtigten und von Geſandten geführt werden, die einander auch vertreten dürfen; und neben den Verhandlungen, welchen alle Intereſſenten beiwohnen, können noch beſondere unter Einzelnen von ihnen ſtattfinden. Jene müſſen immer unter dem Vorſitze eines Bevollmächtigten vor ſich gehen.

Wenngleich auch ſchon im Alterthume Beiſpiele von Congreſſen vorkommen, ſo ſind ſie doch erſt in der neuern Zeit recht ausgebildet worden. Wir ſtellen hier die wichtigſten von denen zuſammen, deren Zweck die Wiederherſtellung friedlicher Verhältniſſe war. Kurz hinter einander folgten die Friedenscongreſſe von Cavi und von Cateau Cambreſis (Cercamp). Dort unterhandelte im J. 1557 der Herzog von Alba, damals Vicekönig von Neapel, im Namen Kaiſer Karl's V., mit dem Cardinal Caraffa, dem Bevollmächtigten des Papſtes, Paul's IV., unter Vermittelung Venedigs und des Herzogs Cosmus von Florenz, einen Frieden, der für den Papſt unerwartet günſtig ausfiel. Im folgenden Jahre begann der Friedenscongreß zwiſchen Spanien und dem mit England verbündeten Frankreich zu Cercamp in Artois am 17. Oct. Prinz Wilhelm von Oranien und der Herzog von Alba waren von Spanien bevollmächtigt, von Frankreich der Cardinal von Lothringen. Außerdem wohnten den Verhandlungen noch bei die verwitwete Herzogin von Lothringen, Kaiſer Karl's V. Schweſtertochter, drei Bevollmächtigte von England und Abgeſandte des Königs von Navarra und des Herzogs von Savoyen. Im November wurde aber der Congreß nach Cateau Cambreſis verlegt, wo der Friede am 3. April 1559 zwiſchen den drei ſtreitenden Mächten abgeſchloſſen wurde. Den im J. 1563 zwiſchen Friedrich II. von Dänemark und Erich von Schweden wegen Überſchreitung des bremſebröer Friedens entſtandenen Streit ſuchte zuerſt Kaiſer Ferdinand I. und dann Kaiſer Maximilian II. durch den Friedenscongreß von Roſtock, vom 27. Mai bis 18. Juli 1564, zu vermitteln, aber vergeblich. Es gelang erſt dem Congreß zu Stettin, der vom 1. Juli bis 13. Dec. 1570 dauerte, und auf welchem die Bevollmächtigten von Schweden und Dänemark, des Kaiſers, des Kurfürſten von Sachſen und des Königs von Polen erſchienen, den Frieden zu Stande zu bringen. — Der Friedenscongreß zu Cöln, vom 5. April bis Ende des Jahres 1579, welcher die Streitigkeiten zwiſchen Spanien und den von ihm abgefallenen niederländiſchen Provinzen beendigen ſollte, wurde unter Vermittelung des Kaiſers Rudolf II., welcher den Kurfürſten Jacob von Trier dazu abgeordnet hatte, abgehalten. Philipp II. von Spanien ward von Don Carlos vertreten, die Niederländer hatten eilf Abgeordnete geſandt, und im Namen des Papſtes war der Erzbiſchof von Roſſano erſchienen. Inzwiſchen führten die Unterhandlungen zu keinem Reſultate. Die Friedenscongreſſe zu Beuthen und Bitſchin (1588), zu Stolbowa (1617) und zu Bremſebrö (1645) beendigten reſpective die Streitigkeiten um den polniſchen Thron zwiſchen dem ſchwediſchen Prinzen Sigismund und dem Erzherzoge Maximilian von Öſterreich, den Krieg zwiſchen Schweden und Rußland und die Streitigkeiten zwiſchen Dänemark und Schweden. — Wichtiger war, mit Ausnahme des wiener, kein Congreß, als der, welcher den 30jährigen Krieg beendigte. Auf den Vorſchlag Kaiſer Ferdinand's III. und König Philipp's IV. von Spanien waren Cöln und Hamburg zu Congreßörtern beſtimmt. Es kamen auch an dem letztern Orte die Abgeordneten des Reichs und Schwedens 1638 zuſammen, und von ihnen, zu denen ſich noch franzöſiſche Geſandte eingefunden hatten, wurden am 25. Dec. 1641 die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Indeſſen wurde allgemein eine Verlegung des Congreſſes nach Münſter und Osnabrück verlangt. In Münſter ſollten, unter Vermittelung des Papſtes, die Bevollmächtigten des Reichs, Frankreichs, Spaniens und der andern katholiſchen Länder und in Osnabrück die des Reichs, Schwedens und der Proteſtanten, unter Vermittelung des Königs von Dänemark unterhandeln, und am 11. Juni 1643 ſollte der Doppelcongreß, den man als einen einigen anſah, beginnen. Ein neuer Krieg zwiſchen Schweden und Dänemark verhinderte aber den Anfang bis in den April 1645, und eine Menge diplomatiſcher Streitigkeiten über Rangverhältniſſe, ſicheres Geleit u. ſ. w. würden die Unterhandlungen noch weit länger aufgehalten haben, wäre nicht im November der öſterreichiſche Geſandte, Graf von Trautmannsdorf, erſchienen, der durch ſeine Geſchicklichkeit die vielen kleinen Hinderniſſe zu beſeitigen verſtand. Außer dem päpſtlichen Geſandten Chigi war noch der venetianiſche Contarini als Vermittler vorhanden. Ein däniſcher Vermittler war wegen des Krieges mit Schweden nicht zugelaſſen worden. Öſterreich vertraten der Graf von Trautmannsdorf, Dr. Volmar und Krane, Frankreich hatte den Grafen D'Avaux und Servien geſandt, Schweden den Sohn des Kanzlers Orenſtierna und Salvius, Spanien und die Niederlande je acht Abgeordnete, und auch von andern Staaten waren Geſandte zugegen. Bis zum 6. Aug. 1648 dauerte der Congreß in Osnabrück und bis zum 8. Sept. der in Münſter. — Dem pyrenäiſchen Frieden ging der Friedenscongreß voraus, welcher auf der Faſaneninſel im Bidaſſoafluſſe im J. 1659 von den Bevollmächtigten Frankreichs, Spaniens, Englands und Portugals gebildet wurde. Am 7. Nov. ward der Friede geſchloſſen. — Ein anderer zahlreich beſuchter Friedenscongreß war der zu Oliva bei Danzig, wo zunächſt der Friede von Oliva vom 23. April 1660 zwiſchen Schweden und Polen unter Vermittelung Frankreichs und der Seemächte verhandelt, dann aber auch die Einleitung zu den Friedensſchlüſſen von Kopenhagen zwiſchen Schweden und Dänemark und von Kardis zwiſchen Schweden und Rußland gemacht wurde. — Der Congreß zu Breda 1667 vermittelte theils den Frieden zwiſchen England und Frankreich, theils den zwiſchen Holland und Dänemark. Dagegen endigte der Congreß zu Aachen 1668 den Krieg Frankreichs gegen die ſpaniſchen Niederlande. — Von großer Wichtigkeit war der Friedenscongreß von Nimwegen, der im J. 1677 eröffnet wurde, dem 1673 zu Cöln begonnenen, aber ſchon im folgenden Jahre aufgelöſten folgte, und den von Frankreich in Verbindung mit England, Schweden und andern Mäch-

Digitized by Google

ten gegen die Staaten von Holland und deren Verbündete — Öſterreich, Spanien, Teutſchland, Brandenburg — geführten Krieg beendigte. — Der Friedenscongreß zu Altona 1687 führte, unter Vermittelung des Kaiſers und der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, denen ſich England und die Generalſtaaten beigeſellten, zur Vermittelung der Streitigkeiten zwiſchen Dänemark und dem Hauſe Holſtein-Gottorp. — Der Friedenscongreß zu Ryswick, welcher am 9. Mai 1697 begann, fand unter ſchwediſcher Vermittelung zur Beendigung des Krieges zwiſchen Ludwig XIV. auf der einen Seite und England, Holland, dem Kaiſer und dem Reiche auf der andern Seite ſtatt. Die dabei erſchienenen Abgeſandten des Kurfürſten-, des Fürſtencollegiums und der Städte des Reichs wurden zu den Verhandlungen nicht zugelaſſen. — Der Friedenscongreß zu Carlowitz ging dem am 26. Jan. 1699 theils zwiſchen der Pforte einerſeits und Öſterreich, Polen, Venedig andererſeits, theils zwiſchen der Pforte und Rußland abgeſchloſſenen Frieden vorauf. — Der ſpaniſche Erbfolgekrieg, welchen Frankreich gegen eine große Anzahl Feinde zu führen hatte, mußte durch einen Congreß aller Betheiligten beendigt werden, wenn ſie nicht einzeln benachtheiligt werden ſollten. Dieſer kam denn auch, nachdem er erſt in Gertruydenberg (1711) begonnen hatte, wo aber nur ein Theil der intereſſirten Mächte vertreten worden war, in Utrecht zu Stande. Hier fingen die Verhandlungen am 9. Jan. 1712 zwiſchen den franzöſiſchen, engliſchen und ſavoyiſchen Geſandten an, da ſich die des Kaiſers, der Niederlande, Preußens, Portugals, des Papſtes, Venedigs und der andern Mächte erſt ſpäter einſtellten. — Die Congreſſe zu Raſtadt (1713) und zu Baden (1714), wovon jener die Präliminarien feſtſtellte, vermittelten die noch zwiſchen dem Kaiſer und Reich und Frankreich fortdauernden Streitigkeiten. — Zu Paſſarowitz wurde 1717 der Friede von Carlowitz durch Congreßverhandlungen zwiſchen der Pforte und Öſterreich und ſeinen Verbündeten, unter engliſcher und holländiſcher Vermittelung, zu Stande gebracht. — Der Friedenscongreß zu Cambray (1724), wo Öſterreich, Spanien, Sardinien, Savoyen und Parma unter franzöſiſcher Vermittelung verhandelten, löſte ſich wieder auf, und der zu Soiſſons (1728), welcher die dort abgebrochenen Verhandlungen zu beendigen beſtimmt war und vom Kaiſer, England, Frankreich, Spanien, Hanover und andern beſchickt wurde, hatte keinen glücklicheren Erfolg. — Der Friedenscongreß zu Belgrad (1739) und der zu Åbo (1743) endigten — jener den Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte, und dieſer den Krieg zwiſchen Rußland und Schweden. — Auch dem Friedensſchluß, welcher den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg beendigte (1748), ging ein Congreß vorher, welcher erſt im Haag und dann in Aachen abgehalten wurde. Daſſelbe war der Fall mit dem hubertusburger Frieden vom 15. Febr. 1763, der dem ſiebenjährigen Kriege ein Ende machte. — Der bairiſche Erbfolgekrieg rief den Congreß von Teſchen 1779 hervor, auf welchem nicht nur Öſterreich, Preußen, Frankreich und Rußland, ſondern auch Kurpfalz, Kurſachſen und Zweibrücken durch Geſandte vertreten waren. — Um den Krieg, in welchen England und Frankreich Nordamerika's wegen verwickelt waren, beizulegen, wurde ein von jenen beiden Mächten, von Spanien, Holland und den nordamerikaniſchen Freiſtaaten beſchickter Congreß zu Verſailles gehalten, der 1783 zu mehren Separatfriedensſchlüſſen führte. — An demſelben Orte verſammelte ſich ein Congreß wegen der Streitigkeiten zwiſchen dem Kaiſer und der niederländiſchen Republik, unter Vermittelung Frankreichs (1784), und hatte den Frieden vom 8. Nov. 1785 im Gefolge. — Die Friedenscongreſſe von Reichenbach (1790), Sziſtové (1791) und der von Jaſſy (1792) ſtanden mit einander in Verbindung. Auf dem erſten wurden verſchiedene ſtreitige Angelegenheiten, wobei Öſterreich, die Pforte, welche beide mit einander im Kriege waren, Preußen und Polen als die Betheiligten vertreten wurden, verhandelt, und führten zu einem Vertrage; aber auch, um die Beendigung des gedachten Krieges, zu welcher es noch nicht kam, zu bewirken, zu dem zweiten Congreſſe, wobei England und Preußen die Rolle der Vermittler übernahmen. Der dritte Congreß ſchließt ſich in ſofern an den vorigen an, als die Pforte wieder als betheiligt erſchien und dieſelben vermittelnden Mächte thätig waren. Durch ihn kam es zum Frieden zwiſchen der Pforte und Rußland. — Der ſogenannte Mediationscongreß im Haag (1790), welchen Öſterreich, England, Preußen, Holland und ſpäter auch das vereinigte Belgien beſchickten, hatte keinen Erfolg. — Zur Verhandlung über die Anſprüche, welche Frankreich auf das ganze linke Rheinufer machte, und die zur Bewirkung der vielen Entſchädigungen nothwendige Säculariſation ſollte der Congreß zu Raſtadt dienen, welcher am 9. Dec. 1797 begann. Die Reichsdeputation, der kaiſerliche Plenipotentiarius und die franzöſiſchen Geſandten bildeten ihn. Er ward zwar, ohne zum Frieden geführt zu haben, aufgelöſt (8. April 1799), und erhielt ſich in einem ſchreckhaften Andenken durch die Ermordung der auf der Heimreiſe begriffenen franzöſiſchen Geſandten; aber die auf ihm gemachten Zugeſtändniſſe erleichterten doch den Frieden zu Luneville 1801. — Dem Frieden von Amiens (25. März 1802) gingen die Congreßverhandlungen zu London vorauf. Auf dem Friedenscongreſſe zu Buchareſt (eröffnet December 1811) vermittelten Großbritannien und Schweden den im folgenden Jahre zwiſchen Rußland und der Pforte abgeſchloſſenen Frieden. — Am 5. Febr. 1814 kam ein Congreß zu Chatillon-ſur-Seine zuſammen, welchen die Verbündeten und Napoleon beſchickten, um über den Frieden zu unterhandeln. Da es aber dem franzöſiſchen Kaiſer mit dem Frieden nicht Ernſt war, ſo gingen die Geſandten am 19. März wieder aus einander. Inzwiſchen hatten die vier Großmächte einen andern Congreß zu Chaumont gehalten, auf welchem ſie am 1. März einen Vertrag ſchloſſen, der den künftigen Weltfrieden zum Zwecke hatte. — In demſelben Jahre ſollte aber noch der Congreß in Wien zuſammenkommen, welcher alle bisherigen Congreſſe an Großartigkeit übertraf, mochte man nun auf die zu ordnenden politiſchen Verhältniſſe, oder auf die Menge der dabei betheiligten und vertretenen Staaten ſehen; denn es ſollten alle Mächte, welche bei dem Kriege zwiſchen Frankreich und den Verbündeten von der einen

Digitized by Google

oder andern Seite betheiligt geweſen waren, in der öſterreichiſchen Hauptſtadt erſcheinen. Viele Fürſten, wie die Kaiſer von Öſterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern, Würtemberg und Sachſen, fanden ſich perſönlich ein. Die Zahl der verſammelten Diplomaten, und darunter die berühmteſten jener Zeit, war außerordentlich groß, und verherrlichte die Anweſenheit der Fürſten nicht wenig. Die acht Mächte, welche den pariſer Frieden unterzeichnet hatten, nahmen die bedeutendſte Stellung ein; denn von ihnen ging der Entwurf der Geſchäftsordnung aus. Teutſche und europäiſche Angelegenheiten ſollten getrennt behandelt werden. Man kam nur langſam von der Stelle, und würde noch langſamer vorgerückt ſein, wenn nicht das plötzliche Wiedererſcheinen Napoleon's in Frankreich zur Eile gedrängt hätte. Am 9. Juni 1815 wurden die 121 Artikel der Haupt- und Schlußacte des Congreſſes von den Bevollmächtigten der acht Mächte unterzeichnet, welche den pariſer Frieden geſchloſſen hatten. Nur der ſpaniſche unterzeichnete nicht. — Dieſem folgte bald der Congreß zu Paris, in Folge des erneuerten Krieges mit Napoleon. Nachdem längere Zeit nur Miniſterialconferenzen gehalten worden waren, begannen die Verhandlungen und führten am 20. Nov. 1815 zu dem Frieden von Paris. — Der Congreß zu Aachen, der ſich am Ende des Septembers 1818 verſammelte, war gewiſſermaßen eine Fortſetzung des zu Paris abgehaltenen; denn, abgeſehen von einigen andern Aufgaben, hatte er vornehmlich die, das übrige Europa mit Frankreich vollſtändig auszuſöhnen. Am 21. Nov. ward er geſchloſſen. — Die Congreſſe von Karlsbad (1819), von Troppau-Laibach (1820. 1821) und von Verona (1822. 1823), wie wichtig ſie auch waren, ſind doch nicht als eigentliche Friedenscongreſſe zu betrachten, und gehören daher auch nicht hierher.

Von dem Standpunkte des Rechts kann die Frage erhoben werden, ob, abgeſehen von den oben in Rückſicht der Gültigkeit der Friedensſchlüſſe gemachten Foderungen, noch eine andere, die Art der Friedensbedingungen betreffende, aufgeſtellt werden müſſe, oder, ob es einen Maßſtab zur Beurtheilung der Gerechtigkeit eines Friedensſchluſſes gebe? Der Schein ſpricht für die Bejahung der Frage. Denkt man ſich nämlich den Krieg als einen Proceß, der über einen ſtreitigen Gegenſtand mit den Waffen ſtatt mit Gründen geführt wird, ſo ſcheint es, als ob dem Sieger das ſtreitige Object und außerdem ein Erſatz für den von ihm auf den Krieg gemachten Aufwand (gleichſam die Proceßkoſten) zu Theil werden müſſe. Iſt von einem beſtimmten ſtreitigen Objecte die Rede, ſo liegt dieſem Raiſonnement offenbar eine gewiſſe Wahrheit zu Grunde; nur wird man bei näherer Betrachtung darauf Verzicht leiſten müſſen, eine vollkommen gerechte Ausgleichung des Streites durch die Bedingungen des Friedensvertrags herbeizuführen. Denn wenn auch das ſtreitige Object keine Schwierigkeiten macht, ſo entſtehen nicht zu überwindende, wenn es ſich von den Kriegskoſten handelt. Nicht einmal die materiellen laſſen eine Berechnung zu, geſchweige denn die perſönlichen, d. h. der Aufwand von Menſchen, die im Kriege umkamen oder verſtümmelt wurden. Wo daher von dem Sieger nichts Anderes gefodert wird, als die Auslieferung des ſtreitigen Objects und die Erſtattung der Kriegskoſten, wird zu dieſen der Aufwand von Menſchen gar nicht gerechnet, und außerdem auf eine kleinliche Abwägung derſelben Verzicht geleiſtet. Wollte man nun aber auch eine ſolche Ausgleichung als eine gerechte gelten laſſen, ſo würde man doch zugeben müſſen, daß ſie eben nur in dem angeführten Falle zu erreichen ſei. Er iſt aber offenbar der ſeltnere. Im Allgemeinen haben die Kriege weit complicirtere Urſachen, oder doch ſolche, die ſich nicht auf ein nach einem äußern Maßſtabe abzuſchätzendes Gut zurückführen laſſen. Hält man ſich nur an die neueſte Zeit, ſo findet man genug Beiſpiele dieſer Art. Die meiſten Kriege, welche gegen die franzöſiſche Republik und gegen Napoleon geführt wurden, waren gegen die franzöſiſche Macht überhaupt, gegen ihre Anmaßungen und die willkürlichen Acte, welche ſie ſich gegen andere Staaten erlaubte, gerichtet. Wie iſt es in allen ſolchen Fällen möglich, den bei den Friedensverhandlungen aufgeſtellten Foderungen einen gerechten Maßſtab zu Grunde zu legen? Sie erſcheinen daher willkürlich und werden von dem Sieger bald mehr, bald weniger ausgedehnt. Seine Lage, ſein Charakter, ſeine Klugheit machen ſich auf die verſchiedenſte Weiſe geltend. Oft wird ein Beſiegter nur geſchont, um ihn aus einem Feinde zu einem Freunde zu machen; oft dagegen wird er faſt ganz vernichtet, weil man fürchtet, daß er ſich von Neuem erheben und Rache nehmen werde.

Der Friedensſchluß, über welchen ſich die bisherigen Gegner verſtändigen, erſtreckt ſich auf alle zwiſchen ihnen früher vorgekommenen Friedensſchlüſſe, wenn ſie nicht ausdrücklich aufgehoben oder modificirt werden, und iſt von dem Augenblicke an gültig, wo man unter den üblichen Formen über ihn übereingekommen iſt. Die in ihm ausgeſprochenen Bedingungen werden von da an für beide Theile verbindlich. Dagegen tritt die Verbindlichkeit für die Unterthanen der paciſcirenden Mächte erſt von dem Augenblicke an ein, wo der Friede ihnen publicirt wird.

Wenn wir hier auf eine hiſtoriſche Darſtellung der Friedensſchlüſſe eingehen, ſo werden wir uns auf die wichtigeren und unter dieſen wieder auf diejenigen beſchränken, welche vorzugsweiſe dazu beigetragen haben, die gegenwärtige Weltlage zu beſtimmen. Dem Alterthume wenden wir nur einige Bemerkungen, unſern Gegenſtand betreffend, zu.

Das Alterthum zeigt uns ein ſehr verſchiedenes Verfahren der Völker in Rückſicht der Beendigung ihrer Kriege. Die großen Despotien begnügten ſich gewöhnlich, wenn ſie nicht ſtark genug waren, ihren Gegner niederzuſchmettern, ſein Land auszuplündern, zu verwüſten und auch wol die Bevölkerung, ſoweit ſie es vermochten, fortzuſchleppen. Konnte ihnen aber der Feind keinen Widerſtand mehr leiſten, oder waren ſie nicht aus einer andern Urſache genöthigt, den Krieg aufzugeben, ſo endigten ſie ihn meiſt mit der Eroberung des feindlichen Landes, und da es ihnen nicht beikam, die Sitten, Geſetze, Religionen, Einrichtungen der Beſiegten zu vernichten, oder wol gar ihre Sprache zu unterdrücken, ſo war es möglich, unge-

Digitized by Google

heure Eroberungen zu machen und auch im Frieden zu behaupten. Nur wenn ein ſtarker Feind ein ſo zuſammengeſetztes Reich angriff, fiel es auch, da den einzelnen Theilen aller innere Verband fehlte, ebenſo leicht aus einander, als es entſtanden war.

Ganz anders verhielt es ſich mit den Griechen. Ihr Staatsleben foderte nationale Einheit. Sie waren daher gar nicht geeignet, Eroberungen in barbariſchen Ländern zu machen. Wenn ſie ſich weiter verbreiteten, ſo geſchah es durch Anlegung von Colonien. Führten ſie unter einander Krieg, ſo benutzten ſie den Sieg, um im Lande des Beſiegten Einrichtungen zu machen, die entweder dazu dienten, dieſen zu ſchwächen, oder ihn in der Folge zum Freunde zu haben. Nur wenige Ausnahmen davon laſſen ſich anführen, wie das Verfahren der Spartaner gegen die Meſſenier, die mit ihrem Lande Eigenthum der Sieger wurden.

Die Römer gewöhnte ihr Kriegsglück bald an den Gedanken, keinen Krieg zu führen, ohne ihn mit der Beſiegung des Feindes zu beendigen. In Italien benutzten ſie aber ihre Siege auf eine ſcheinbar ſchonende, in der That jedoch durch die Verhältniſſe ihres Staates bedingte Weiſe; ſie machten die Beſiegten zu ihren Bundesgenoſſen, d. h. ſie ließen ſie in ihren Verhältniſſen, legten ihnen aber die Verpflichtung des Beiſtandes im Kriege auf. Inzwiſchen bildete ſich doch allmälig zwiſchen ihnen und ihren Bundesgenoſſen ein dreifaches Verhältniß der Abhängigkeit aus. Nur ein Theil ward in wirkliche Unterthanen verwandelt. Bei den Eroberungen über Italien hinaus verfuhr man weniger ſchonend; man verwandelte die eroberten Länder in römiſche Provinzen.

Faſſen wir Europa im Mittelalter ins Auge, ſo begegnen wir nirgends der Idee einer Staatseinheit; die privatrechtlichen Begriffe herrſchten durchaus auf dem politiſchen Gebiete, oder es gab vielmehr kein beſonderes politiſches Gebiet. Selbſt da, wo man eine Ausnahme zu finden berechtigt zu ſein glauben ſollte, in den Republiken, tritt uns daſſelbe Princip entgegen. Dazu kam, daß man nirgends den Menſchen, als ſolchen, achtete, ſondern ihn nur als eine Zugabe zu dem Boden betrachtete, den er bewohnte, und daß man auf die Nationalität, der er angehörte, gar keine Rückſicht nahm. Dieſe beiden Verſtöße gegen Foderungen, welche ein Jeder vernünftigerweiſe zu machen berechtigt iſt, würden aber gar nicht möglich geweſen ſein, wenn nicht die privatrechtliche Anſicht vorgewaltet und der Begriff der Perſönlichkeit noch faſt gar nicht in das Recht eingedrungen geweſen wäre. Verbinden wir damit, daß ſpäter in den einzelnen Staaten das Bedürfniß der Einheit immer lebendiger hervortrat, ſo werden die Verwickelungen erklärlich, zu welchen die Friedensſchlüſſe Veranlaſſung gaben, Verwickelungen, von deren unglücklichen Folgen man ſich ſchon eine hinreichende Vorſtellung machen kann, wenn man nur die Lage betrachtet, worin ſich gegenwärtig (1848) Öſterreich befindet.

Wenn wir Teutſchland zum Mittelpunkte machen, ſo müſſen wir zuerſt des Friedensvertrags zu Verdun (843) gedenken, wodurch das eigentliche Teutſchland von dem großen Frankenreiche getrennt wurde, indem bei der Theilung der drei Söhne Ludwig's des Frommen Ludwig dem Teutſchen die Länder zufielen, die nachmals den Kern des teutſchen Reiches ausmachten. Zwar kehrten ſie noch ein Mal unter die Herrſchaft der fränkiſchen Könige zurück, aber nur bis 887. — Wenn auch die teutſchen Könige und römiſchen Kaiſer fortwährend in eine Menge Streitigkeiten verwickelt waren, ſo haben wir doch lange keines Friedensſchluſſes zu erwähnen, der für Teutſchland von wichtigen Folgen geweſen wäre. Auch war nirgends in Europa eine Macht vorhanden, die es gegen das teutſche Reich in die Schranken zu treten gewagt hätte. Allmälig aber nahm die Lage der europäiſchen Länder eine andere Geſtalt an. Die franzöſiſchen Könige hatten nicht vergeblich darnach geſtrebt, den immer bereiten Widerſtand ihrer großen Vaſallen zu unterdrücken, und waren ſo zu einer Macht gelangt, die es wagen durfte, der teutſchen die Spitze zu bieten, und ſeitdem die Türken Conſtantinopel erobert, erhob ſich auch von dieſer Seite eine Gefahr für das innerlich ſo zerriſſene Reich. In eine nähere und folgenreiche Beziehung mit Frankreich trat Teutſchland zuerſt durch die Vermählung Maria's, der einzigen Tochter Karl's des Kühnen, mit dem Erzherzoge von Öſterreich, Maximilian, einem Sohne des Kaiſers Friedrich III.; denn es kamen dadurch die burgundiſchen Lande an Öſterreich zum Verdruß Frankreichs, deſſen König Ludwig XI. ſie ſeinem Sohne Karl durch die Hand Maria's hatte zuwenden wollen, und ſie jetzt (1477) als eröffnetes franzöſiſches Lehen zugleich mit andern Ländern beanſpruchte und in Beſitz nahm. Den deshalb entſtandenen Krieg beendigte der Friede zu Arras (23. Dec. 1482), in welchem Maximilian dem Dauphin Karl ſeine dreijährige Tochter Margarethe verlobte und ihr die Grafſchaften Burgund, Artois und Charolois als Heirathsgut beſtimmte. Der Friede von Senlis (23. Mai 1493) hob aber dieſen ganzen Vertrag wieder auf, weil ſich Karl VIII. plötzlich mit Anna von Bretagne vermählt hatte, ungeachtet ſie ſchon durch Procuration mit Maximilian von Öſterreich vermählt war. — Die Anſprüche von Maximilian's I. Sohne, Philipp, von mütterlicher Seite auf das Herzogthum Burgund, für welche der Kaiſer die Waffen gegen Ludwig XII. ergriffen hatte, gab der Sohn ſelbſt in einem Vergleiche mit dem franzöſiſchen Könige (2. Aug. 1498) auf. — Neue Streitigkeiten Maximilian's mit Ludwig XII., welcher das Herzogthum Mailand in Anſpruch nahm, endigten mit einem Vertrage zu Blois (22. Sept. 1504), welchem (am 7. Sept. 1505) die Belehnung des franzöſiſchen Herrſchers mit jenem Herzogthume folgte. — Maximilian's I. Nachfolger, Karl V., ſchloß mit Franz I., der bei Pavia in ſeine Gefangenſchaft gerathen war, den Frieden von Madrid (14. Jan. 1526), wornach Franz Burgund an Karl abtreten, auf alle italieniſche Beſitzungen Verzicht leiſten, der Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois entſagen und ſich mit des Kaiſers Schweſter Eleonore vermählen ſollte. Mit dieſem Frieden ſtand der zu Cambray in Verbindung (5. Aug. 1529), weil er ihn beſtätigte; nur ſollte Karl ſeine Anſprüche auf Burgund gütlich oder im Wege des Rechts in Ausführung zu brin-

Digitized by Google

gen ſuchen. Im Frieden zu Creſpy (18. Sept. 1544) wiederholte Karl die Entſagung dieſer Anſprüche, die er ſchon früher erklärt hatte. — Mehr als 100 Jahre ſpäter ward der weſtfäliſche Friede geſchloſſen (1648), der, abgeſehen von den Beſtimmungen, welche er rückſichtlich der Religionsverhältniſſe und der Territorialrechte der teutſchen Fürſten enthielt, durch die Beſitzveränderungen mehrer Länder höchſt wichtig wurde. Frankreich erhielt die völlige Oberherrſchaft über die drei lothringiſchen Bisthümer (Toul, Metz, Verdun) und über Pignerol, das Elſaß, den Sundgau, die Feſtung Breiſach und das Beſatzungsrecht in Philippsburg; nur ſollten alle unmittelbaren Reichsglieder im Elſaß bei ihrer Reichsunmittelbarkeit gelaſſen werden. An Schweden ſollte Vorpommern mit der Feſtung Stettin, die Inſel Rügen, die Stadt Wismar und die ſäculariſirten Stifter Bremen und Verden abgetreten werden; auch ſollte es Sitz- und Stimmrecht auf Reichs- und Kreistagen erhalten. Kur-Brandenburg wurde durch die ſäculariſirten Erz- und Hochſtifter Magdeburg, Halberſtadt, Minden und Kamin, Mecklenburg durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, als weltliche Fürſtenthümer, und durch die Johannitercommenden Mirow und Nemerow entſchädigt, und an Heſſen-Caſſel wurden die Abtei Hersfeld, als ein weltliches Fürſtenthum, und die Ämter Schauenburg, Bückeburg, Sachſenhagen und Stadthagen gegeben. Das pfälziſche Haus ward nur zum Theil wiederhergeſtellt. Baiern bekam die Oberpfalz mit der Kurwürde und die Grafſchaft Cham, ſodaß es nunmehr acht Kurwürden gab. — Mit den Türken ſchloß das teutſche Reich (10. Auguſt 1664) zu Vasvar einen Frieden, oder vielmehr Waffenſtillſtand auf 20 Jahre, der ihnen Großwardein und Neuhäuſel überließ. — In dem mit Frankreich (5. Febr. 1679) geſchloſſenen nimweger Frieden gab dieſes das Beſatzungsrecht in Philippsburg auf, erhielt aber dafür die Stadt Freiburg von Öſterreich. Zwiſchen Brandenburg und Schweden, welches letztere mit Frankreich verbündet geweſen war, kam der Friede erſt am 29. Juni 1679 zu St. Germain en Laye zu Stande, welcher Brandenburg einzelne Gebietstheile von Pommern, die Schweden beſeſſen, verſchaffte. — Im carlowitzer Frieden, welcher von der Pforte mit Öſterreich, Rußland, Venedig und Polen abgeſchloſſen wurde (26. Jan. 1699), erhielt Öſterreich Siebenbürgen und das Land zwiſchen der Donau und der Theiß, Rußland Aſow, Venedig Morea bis an den Iſthmus und einige Plätze und Inſeln von Dalmatien und Polen das, was die Pforte von Podolien inne hatte. — Die Anmaßungen Ludwig's XIV. hatten indeſſen bald wieder einen neuen Krieg zur Folge gehabt, der für Kaiſer und Reich zu Ryswick am 30. Oct. 1697 durch einen Frieden beendigt wurde, in welchem die Franzoſen die im Kriege und in Folge der Reunionen gemachten Erwerbungen mit der Bedingung zurückgaben, daß die katholiſche Religion darin im dermaligen Zuſtande verbleiben ſollte. Kehl und Philippsburg kamen wieder an das Reich, Freiburg und Breiſach an Öſterreich. Auch ward dem Kurfürſten von der Pfalz Zurückgabe alles von Frankreich ihm Abgenommenen, und dem Herzoge von Lothringen die völlige Herſtellung in ſeine Staaten und Güter, wie ſie ſein Oheim Karl 1670 beſeſſen, verſprochen. Frankreich erhielt dagegen die Stadt Straßburg, nebſt Allem, was am linken Rheinufer dazu gehörte. — Mit den Türken kam (26. Jan. 1699) der Friede zu Carlowitz zu Stande, wornach der Kaiſer nicht nur alle in Ungarn gemachten Eroberungen behielt, ſondern auch Siebenbürgen, Slavonien und die Landſchaft Batska bekam. Temeswar, mit Zubehör, blieb den Türken. — Der Friede zu Baden in der Schweiz (7. Sept. 1714), welcher den ſpaniſchen Succeſſionskrieg beendigte, kam ganz auf die Bedingungen der raſtädter Friedenspräliminarien (6. März 1714) zu Stande. Frankreich gab Freiburg und Breiſach an Öſterreich und Kehl an das Reich zurück, behielt Landau und willigte in den öſterreichiſchen Beſitz der ſpaniſchen Niederlande, aber mit einer Barrière für die Generalſtaaten. — Vier Jahre nachher (21. Juli 1718) kam auch ein Friede zwiſchen dem Kaiſer und der Türkei zu Paſſarowitz zu Stande (auf 24 Jahre). Jener erhielt die Feſte und den Banat Temeswar, ganz Servien mit Belgrad, die Walachei bis zur Aluta, einen Theil von Kroatien und Bosnien und den türkiſchen Antheil von Slavonien. — Die Verträge mit Schweden (20. Nov. 1719, December 1720, 10. Sept. 1721) brachten in den Territorialverhältniſſen von Teutſchland einige Veränderungen hervor. Kurhanover behielt Bremen und Verden, Preußen Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebſt den Inſeln Wollin und Uſedom. — In dem Frieden von Wien (30. April 1725) zwiſchen Öſterreich und Spanien garantirte das letztere die von Karl VI. errichtete pragmatiſche Sanction. — Später aber nahm Spanien, nebſt Frankreich und Sardinien, aus dem Streite über die polniſche Krone, der den Kaiſer veranlaßt hatte, mit 12,000 Mann an die polniſch-ſchleſiſche Grenze zu rücken, den Vorwand, dieſem den Krieg zu erklären, der erſt zwiſchen Frankreich und dem Reiche zu den Friedenspräliminarien von Wien (3. Oct. 1735) und dann zwiſchen beiden zu dem Definitivfrieden zu Wien (18. Nov. 1738) führte. Der Kurfürſt von Sachſen ſollte König von Polen bleiben; Stanislaus Leſczinski Lothringen und Bar erhalten, mit der Bedingung des Anfalls dieſer Länder an Frankreich; dem Erzherzoge Franz Stephan von Lothringen ward Toscana, nach deſſen Erledigung, verſprochen; Don Carlos blieb König beider Sicilien, ſollte aber an Öſterreich Parma und Piacenza abtreten; Sardinien bekam vom Mailändiſchen Novareſe und Tortoneſe und vier Herrſchaften, und Frankreich verſprach die pragmatiſche Sanction für des Kaiſers damalige Beſitzungen zu garantiren. Sardinien und die übrigen Mächte traten 1739 dem Frieden bei. — In ebendieſem Jahre wurde auch vom Kaiſer mit der Pforte auf 27 Jahre ein Friede geſchloſſen (Belgrad, 18. Sept.). Die Türken erhielten ganz Servien mit Belgrad und Schabatſch, die öſterreichiſche Walachei und die Inſel und Feſtung Orſova. — Die nach Karl's VI. Tode heftig bedrängte Königin Maria Thereſia ſchloß mit Friedrich II. von Preußen zu Breslau am 11. Juni und zu Berlin am 28. Juli 1742 die Präliminarien und den Definitivfrieden, welcher Preußen in den

Digitized by Google

Beſitz von Ober- und Niederſchleſien und der Grafſchaft Glatz ſetzte. Nur das Fürſtenthum Teſchen, die Stadt Troppau, der jenſeit der Oppau und in den hohen Gebirgen Oberſchleſiens liegende Theil, die Herrſchaft Hennersdorf und die andern zu Mähren gehörenden Diſtricte blieben bei Öſterreich. — Dieſes war damals in einen ſehr harten Krieg mit Kaiſer Karl VII. und andern Mächten verwickelt, welche die pragmatiſche Sanction angriffen; aber es kämpfte mit großer Anſtrengung und zum Theil glücklich, und ſo kam es zuerſt, nach Karl's VII. Tode, mit dem neuen Kurfürſten von Baiern, Maximilian Joſeph, zum Frieden zu Füſſen (22. April 1745). Der Kurfürſt entſagte ſeinen Anſprüchen auf die öſterreichiſche Erbfolge, trat der Garantie der pragmatiſchen Sanction bei, verſprach dem Großherzoge Franz ſeine Stimme zur Kaiſerwahl und erhielt die verlorenen Länder zurück. In demſelben Jahre kam auch noch der Friede zu Dresden, am 25. Dec., zwiſchen Preußen und Öſterreich einerſeits und Preußen und Kurſachſen, welches mit Öſterreich verbündet geweſen war, andererſeits zu Stande. Friedrich II. war auf die Seite der Gegner der pragmatiſchen Sanction getreten (Mai 1744), und ſo mit Maria Thereſia in Krieg verwickelt worden. Zu Dresden erkannte er Franz als Kaiſer und die Gültigkeit der böhmiſchen Wahlſtimme an, und Kurſachſen verſprach ihm eine Million Thaler zu zahlen; auch begab ſich Auguſt's III. (von Sachſen) Gemahlin aller eventuellen Rechte auf das preußiſche Schleſien. Mit Frankreich und ſeinen Alliirten ſchloß die Kaiſerin-Königin, nebſt ihren Bundesgenoſſen, erſt im October 1748 den Frieden zu Aachen, welcher dem Infanten Don Philipp die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla unter gewiſſen Bedingungen verſchaffte, Sardinien wenig vergrößerte und die Garantie der pragmatiſchen Sanction, ſowie Preußens Beſitz von Schleſien zur Folge hatte. — Dieſen Beſitz ſah aber Öſterreich höchſt ungern, und ſo kam bald wieder, von ihm angeregt, ein Bündniß gegen Preußen zu Stande, welches, davon in Kenntniß geſetzt, nicht ſäumte, den Krieg zu beginnen, der erſt nach ſieben Jahren durch den hubertusburger Frieden (1763 den 15. Febr., ratificirt den 1. März) beendigt wurde. Er war, wie der zu Dresden, ein doppelter, und änderte in dem Territorialbeſitze der Mächte weſentlich Nichts. — Sechzehn Jahre ſpäter (1779, den 13. Mai) endigte der Friede zu Teſchen den bairiſchen Erbfolgekrieg, welchen die Länderſucht Öſterreichs veranlaßt hatte. Damals erwarb Öſterreich das ſogenannte Innviertel gegen mehre Conceſſionen an Kurpfalz. — Dieſelbe Länderſucht veranlaßte auch Öſterreich zu einem Kriege gegen die Pforte, der durch den Frieden zu Sziſtowa (4. Aug. 1791) beendigt wurde, und den Öſterreichern einen kleinen Länderzuwachs verſchaffte. — Schon im folgenden Jahre begann der Krieg von Frankreich gegen Öſterreich, welchem ſich Preußen anſchloß; aber die letztere Macht ſetzte ihn nur bis zum 5. April 1795 fort, wo ſie zu Baſel einen Separatfrieden ſchloß, durch welchen ſie an Frankreich ihre Beſitzungen jenſeit des Rheins bis zum allgemeinen Frieden mit dem Reiche abtrat. Öſterreich ſchloß endlich, nachdem die Friedenspräliminarien zu Leoben (18. April) vorausgegangen waren, einen Definitivvertrag zu Campo Formio (17. Oct. 1797). Öſterreich trat die Niederlande an Frankreich ab, willigte darein, daß dieſes die ſieben ioniſchen Inſeln, die bis dahin der Republik Venedig gehörten, beſitzen ſollte, entſagte ſeinen Rechten und Anſprüchen auf die Länder, die es vor dem Kriege in Italien beſaß, überließ dieſelben an die cisalpiniſche Republik, die es als unabhängigen Staat anerkannte, und verſprach, dem Herzoge von Modena den Breisgau abzutreten. Dafür ſollte es Iſtrien, Dalmatien, die venetianiſchen Inſeln des adriatiſchen Meeres, die Mündungen des Cattaro, die Stadt Venedig, die Lagunen und die Länder, die innerhalb der öſterreichiſchen Erbſtaaten, dem adriatiſchen Meere und einer von Tyrol durch den Gardaſee nach Laciſe und von da bis San Giacomo gezogenen Linie lagen, als Entſchädigung bekommen. Einige geheime Artikel ſetzten noch andere Territorialveränderungen feſt. — Da die Franzoſen jedoch dieſe letztern Artikel nicht in Ausführung brachten, ſo begann der Krieg bald aufs Neue und dauerte bis zum Frieden von Luneville (9. Febr. 1801). Öſterreich überließ ſeine Niederlande, die Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal, und Alles, was ihm am linken Rheinufer zwiſchen Zurzach und Baſel gehörte, an Frankreich, und die Herzogthümer Mailand und Mantua an die cisalpiniſche Republik, wogegen es die Stadt Venedig, $^2/_3$ des ehemaligen venetianiſchen Gebiets bis zum Thalwege der Etſch, Iſtrien, das venetianiſche Dalmatien mit den dazu gehörigen Inſeln im adriatiſchen Meere und die Mündungen von Cattaro erhielt. Dem Herzoge von Modena, deſſen Land zur cisalpiniſchen Republik geſchlagen wurde, mußte der Kaiſer den Breisgau überlaſſen, und dem Großherzoge von Toscana ward eine Entſchädigung in Teutſchland verſprochen, da ſein Land dem Erbprinzen von Parma, als ein Theil des Königreichs Hetrurien, zugetheilt wurde. Was Teutſchland betrifft, ſo ſollte der Thalweg des Rheins zwiſchen ihm und Frankreich die Grenze bilden, und den erblichen Reichsfürſten, welche ihre Beſitzungen jenſeit des Rheins verloren hatten, eine Entſchädigung im Umfange des Reichs gegeben werden. Erſt durch den Reichsdeputationshauptſchluß (25. Febr. 1803) ward dieſe Entſchädigung feſtgeſetzt. Öſterreich erhielt — es hatte auch noch die Landvoigtei Ortenau an den Herzog von Modena abgetreten — die Biſthümer Trient und Brixen; Preußen die Biſthümer Paderborn, Hildesheim und Münſter zum Theil, die Abteien Herforden, Quedlinburg, Elten, Eſſen, Werden und Kappenburg, Erfurt und das Eichsfeld, und die Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar; Toscana die kurfürſtliche Würde, das Erzbiſthum Salzburg, die Propſtei Berchtesgaden und Theile der Biſthümer Eichſtädt und Paſſau; Pfalzbaiern für ſeine Verluſte jenſeit des Rheins und für die Überlaſſung der Unterpfalz, dieſſeit des Rheins an die Entſchädigungsmaſſe die Biſthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg, Freiſingen und Theile von den Biſthümern Eichſtädt und Paſſau, 12 Abteien, 15 Reichsſtädte und vier Reichsdörfer; der Herzog von Würtemberg die kurfürſtliche Würde, die gefürſtete Propſtei Ellwangen, zwei Abteien, mehre Klöſter und

Digitized by Google

Stifter und neun Reichsſtädte; der Markgraf von Baden die Kurwürde, das Hochſtift Koſtnitz, die Bisthümer Speier, Strasburg und Baſel diesſeit des Rheins, mehre pfälziſche Ämter und Städte (darunter Heidelberg und Mannheim), die Herrſchaft Lahr und einen Theil der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, ſieben Reichsſtädte und ſieben Abteien; der Landgraf von Heſſen-Caſſel die Kurwürde, mehre Ämter und Stifter, die Stadt Gelnhauſen und das Reichsdorf Holzhauſen, mußte aber an die Linie Heſſen-Rothenburg eine Rente zahlen; der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt das Herzogthum Weſtfalen, mehre pfälziſche und mainziſche Ämter, den Reſt des Bisthums Worms, die Reichsſtadt Friedberg, die Abtei Seligenſtadt und die Propſtei Wimpfen; der Kurfürſt von Hanover das Bisthum Osnabrück; Braunſchweig-Wolfenbüttel für Verzichtleiſtung auf gewiſſe Rechte die Abtei Gandersheim und die Prälatur zu Helmſtedt; Naſſau-Oranien die Bisthümer Fulda und Corvei als Fürſtenthümer, die Abtei Weingarten und die Reichsſtadt Dortmund als Grafſchaften, und mehre Abteien und Propſteien. Ebenſo erhielten Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, der Herzog von Oldenburg, der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, mehre Fürſten und Grafen Entſchädigungen. Der Kurfürſt von Mainz ward zum Kurfürſt-Erzkanzler ernannt und erhielt das Fürſtenthum Aſchaffenburg, die Reichsſtädte Regensburg und Wetzlar, das Bisthum Regensburg und mehre Abteien, Stifter und Klöſter. Dem Fürſten von Thurn und Taxis ward für den Ertrag der Reichspoſten am linken Rheinufer und ſeine belgiſchen Güter aus verſchiedenen Beſtandtheilen das Fürſtenthum Buchau gebildet. Die helvetiſche Republik erhielt für den Verluſt ihrer Rechte auf die in Schwaben gelegenen Beſitzungen geiſtlicher Stiftungen das Bisthum Chur und die Dietrichſtein'ſche Herrſchaft Traſp. — Dem Frieden von Lüneville folgte aber nur eine Waffenruhe von vier Jahren. Im J. 1805 kämpfte Öſterreich abermals mit Frankreich, aber wieder unglücklich. Der Friede zu Presburg (26. Dec.) ſchwächte Öſterreich um drei Millionen Menſchen, indem es die Länder jenſeit der Alpen an das neue Königreich Italien verlor und andere Beſitzungen an Baiern, Würtemberg und Baden abtreten mußte, und nur Salzburg mit Berchtesgaden erhielt, wofür der Kurfürſt-Erzherzog Würzburg als Entſchädigung bekam. War der Friede von Presburg durch die Schwächung Öſterreichs für Teutſchland ſehr wichtig, ſo war es der Friede zu Tilſit nicht weniger durch die Schwächung von Preußen. Er endigte den Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen, deſſen Bundesgenoſſe Rußland geweſen war, und wurde mit dieſem am 8. und mit jenem am 9. Juli 1807 geſchloſſen. Preußen verlor alle ſeine Beſitzungen zwiſchen der Elbe und dem Rhein, und außerdem einen bedeutenden Theil von Weſtpreußen mit dem Netzdiſtrict und Danzig, ganz Südpreußen und Neu-Oſtpreußen. Baireuth kam an Baiern, und aus den übrigen abgetretenen Ländern wurde zum Theil das Königreich Weſtfalen und das Herzogthum Warſchau gebildet, welches Napoleon dem Könige von Sachſen gab. Das Departement Bialyſtock kam an Rußland und Danzig ward Hanſeſtadt. — Den letzten großen Schlag fügte der Friede von Wien (14. Oct. 1809) Teutſchland zu, indem Öſterreich, welches ihn mit Frankreich abſchloß, 2000 □Meilen mit mehr als drei Millionen Menſchen verlor. Die Verluſte lagen theils im Süden und Südweſten, theils im Nordoſten des Staates, und dienten hier zur Vergrößerung des Herzogthums Warſchau und Rußlands, dort aber großentheils zur Bildung eines eigenen Staates, welcher Illyrien genannt wurde. Sachſen bekam einige lauſitziſche, von Böhmen abhängige, Enclaven. — Nach dem unglücklichen Kriege, welchen Frankreich mit Rußland im J. 1812 geführt hatte, lächelte das Glück Teutſchland wieder. Die große Coalition gegen Frankreich führte zuerſt zum pariſer Frieden (30. Mai 1814), welcher den Umfang von Frankreich auf die Grenzen zurückführte, die es 1792 gehabt hat; nur trat gegen damals eine Gebietsvergrößerung von 150 □Meilen hinzu. Die weitere Folge dieſes Friedens war aber die Ländervertheilung, welche auf dem wiener Congreſſe feſtgeſetzt wurde und aus dem noch beſtehenden Territorialbeſitze der europäiſchen und teutſchen Staaten erkannt werden kann. Nur hat ſich das vereinigte Königreich der Niederlande ſeitdem wieder in zwei Königreiche getrennt, es ſind in Teutſchland mehre Vertauſchungen und Abtretungen einzelner kleiner Gebiete vorgekommen und in Italien ſind durch die neueſte Revolution einige Gebietsveränderungen bewirkt worden.

Gehen wir zu Frankreich über und beginnen auch hier mit dem Jahre 843, ſo können wir als den erſten wichtigen Friedensvertrag denjenigen bezeichnen, welchen Karl der Einfältige mit dem Herzoge der Normannen, Rollo (ſpäter Robert genannt), 912 ſchloß, und welcher dieſem geſtattete, ſich in einem Theile von Frankreich (Normandie) niederzulaſſen. Denn da ſpäter von der Normandie aus England erobert wurde, jene Provinz aber ein Lehen der franzöſiſchen Krone war, ſo wurde dieſe durch ihr Streben, ihre großen Vaſallen zu unterdrücken, in langwierige Kriege mit England verwickelt. Einen ſolchen, durch ſeinen Erfolg wichtigen Krieg führte Philipp II. Auguſt mit Johann von England; denn der letztere ward dadurch genöthigt, einen zweijährigen Waffenſtillſtandsvertrag einzugehen (1206), welcher feſtſetzte, daß Philipp vorläufig in dem Beſitze der Normandie und Bretagne, ſowie von Anjou und Touraine bleiben, im Süden der Loire aber die Vaſallen und Verbündeten dem Theile angehören ſollten, für welchen ſie offen die Waffen ergriffen hätten. Erſt unter der Regierung Ludwig's IX. von Frankreich erhielt England mehre franzöſiſche Beſitzungen zurück, unter welchen aber die Normandie, Anjou, Touraine, Maine und Poitou nicht waren. Die ſpätern, mit Unterbrechung geführten Kriege wurden wenigſtens für einige Zeit durch den Friedensvertrag von Bretigny (1360), der am 24. Oct. beſtätigt wurde, beendigt. Eduard III. gab alle Eroberungen, mit Ausnahme von Calais und Guisnes, heraus, und behielt ſich blos Guienne und Poitou, ſammt allen Dependenzen, und die Grafſchaft Ponthieu, als Erbe ſeiner Mutter vor. Für die Freilaſſung des in engliſche Gefangenſchaft gerathenen Königs Johann ſollte ein Löſegeld von drei Millionen Gold-

Digitized by Google

kronen in ſechs Jahren bezahlt werden. Dieſe Bedingungen wurden aber nie erfüllt. — Als die Könige von Frankreich die Engländer nicht mehr zu fürchten und ihre großen Vaſallen nach und nach ganz geſchwächt hatten, warfen ſie ihre Blicke auf Italien, indem ſie auf das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand Anſprüche zu haben meinten. Dies geſchah auch von Franz I., dem es 1515 gelang, den Herzog von Mailand, Maximilian Sforza, durch Waffengewalt zu nöthigen, ihm in einem Vertrage vom 4. Oct. ſein Herzogthum abzutreten. — Die ſpäter über Italien geführten Kriege, bei welchen ſich der Kaiſer betheiligte und die durch ſie herbeigeführten Friedensſchlüſſe ſind ſchon oben erwähnt worden. Dagegen iſt hier des Friedens zu gedenken, welchen Heinrich II. mit Eduard VI. von England ſchloß (24. März 1550), und in welchem der letztere an Frankreich Boulogne gegen die Summe von 400,000 Goldkronen überließ. Der Krieg, welchen derſelbe Heinrich mit England und Spanien führte und durch den Frieden zu Cateau-Cambreſis (2. und 3. April 1559) beendigte, verſchaffte Frankreich von den Engländern Calais und Guines bedingungsweiſe, und ließ es in dem Beſitze von Metz, Toul und Verdun, auf deren Herausgabe an das teutſche Reich Philipp II. von Spanien nicht beſtand. Die ſavoyiſchen Eroberungen verſprach Heinrich II. ſpäter zurückzugeben. — Der Friede von Vervins (12. Juni 1598), welchen Heinrich IV. mit Spanien ſchloß, hatte den von Cateau-Cambreſis zur Grundlage, welcher auch bei dem mit Savoyen geſchloſſenen (17. Jan. 1601) berückſichtigt wurde. Gegenſeitige Gebietsabtretungen dienten zur beſſeren Begrenzung der Länder. In dem mit Spanien 1626 geſchloſſenen Vertrage mußte dieſes das Veltlin an Graubünden abtreten und Frankreich behielt ſich das Recht des Durchmarſches, und im Frieden von Chierasco (1631) nöthigte Ludwig XIII. den Kaiſer und den König von Spanien, Karl von Nevers als Herzog von Mantua anzuerkennen, während er von Savoyen die Feſte von Pignerol erhielt. Unter Ludwig's XIV. Regierung war zunächſt der pyrenäiſche Friede (7. Nov. 1659), der den langen Streit zwiſchen Spanien und Frankreich endigte, von großer Wichtigkeit. Frankreich erhielt bedeutende Gebiete und Feſtungen in Artois, Flandern, Hennegau, Luxemburg und zwiſchen der Maas und Sambre, ſowie die Grafſchaften Rouſſillon und Cerdagne, wogegen es, mit Ausnahme mehrer Plätze und unter Vorbehalt einer Landſtraße von Metz nach dem Elſaß, Lothringen zurückgab. Der Friede zwiſchen Ludwig XIV. und dem Papſte zu Piſa 1663, war nur die Folge von Beleidigungen, welche päpſtliche Soldaten dem franzöſiſchen Geſandten zugefügt hatten. Der Papſt mußte ſich demüthigenden Bedingungen unterwerfen, und erhielt dafür Avignon und Venaiſſin zurück. Der Friede von Breda, am 21. Juli 1667, endigte die Streitigkeiten zwiſchen Frankreich und England und am 31. Juli die zwiſchen England und den Niederlanden, ſowie zwiſchen England und Dänemark. Zwiſchen Frankreich und England wurde der Beſitzſtand in Hinſicht der Inſel St. Chriſtoph, Monſerrats und Akadiens angenommen. Im aachner Frieden (2. Mai 1668) mußte Frankreich gegen den Beſitz mehrer feſten Plätze auf die ſpaniſchen Niederlande Verzicht leiſten. Sechs Jahre ſpäter ſchloß Frankreich mit England den Frieden von Weſtminſter (10. Febr. 1674), und den nimweger Frieden mit Holland, am 10. Aug. mit Spanien, am 17. Sept. 1678, und mit Öſterreich und Teutſchland (ſ. oben), am 5. Febr. 1679. Holland erhielt Maſtricht und mehre Grafſchaften jenſeit der Maas zurück, und die alten Handelsverhältniſſe mit ihm wurden wieder hergeſtellt, wogegen im Vertrage mit Spanien Frankreich die Franche Comté behielt und 12 feſte Plätze mit ihrem Gebiete an der niederländiſchen Grenze bekam. Der Ehrgeiz und die Ländergier Ludwig's XIV. ſtürzten Frankreich bald wieder in einen neuen Krieg, welcher durch die Friedensſchlüſſe zu Ryßwick mit England (20. Sept.), mit Spanien und Holland (20. Sept.) und mit dem Kaiſer und Reiche (30. Dec.) beendigt ward. Wilhelm III. von England wurde anerkannt, und mit Spanien und Holland der Beſitzſtand zur Zeit des nimweger Friedens angenommen. Zu einem neuen Kriege und zu den Friedensſchlüſſen zu Utrecht gab die ſpaniſche Erbfolge Veranlaſſung. In den vorläufigen Verträgen vom 22. Juni 1712 wurde die wechſelſeitige Verzichtleiſtung des Hauſes Anjou auf Frankreich und der franzöſiſchen Prinzen auf Spanien ausgeſprochen. Der Vertrag vom 14. März 1713 zwiſchen Öſterreich und Frankreich betraf die Räumung Cataloniens und die Neutralität Italiens. Dann folgten die einzelnen Friedensſchlüſſe am 11. April zwiſchen Frankreich auf der einen und Großbritannien, den Niederlanden, Preußen, Portugal und Savoyen auf der andern Seite. Frankreich erkannte die Nachfolge des Hauſes Hanover in England an, verſprach die Schleifung des Hafens und der Feſtungswerke von Dünkirchen und trat an den genannten Staat die Hudſonsbai nebſt der Meerenge und allem daran liegenden feſten Lande, den Meeren, Küſten und Flüſſen, ſowie ſeinen Antheil an der Inſel St. Chriſtoph, ganz Akadien oder Neuſchottland nach ſeinen alten Grenzen, alle Plätze und Rechte auf Terreneuve nebſt den anliegenden Inſeln ab. Damals erkannten beide Staaten auch den völkerrechtlichen Grundſatz: „frei Schiff frei Gut" an. Im Frieden mit den Niederlanden ward dieſen die Barriere geſichert, wogegen Frankreich den Beſitz von Lille und den verlorenen Grenzplätzen wiedererhielt. Preußen bekam das Quartier von Geldern, und zugleich erkannte Ludwig XIV. die preußiſche Königswürde und Preußens Beſitz von Neufchatel mit Valengin an, wogegen Preußen an Frankreich das Fürſtenthum Orange und die oraniſchen Güter in der Grafſchaft Burgund überließ. Zu Gunſten Portugals verzichtete Frankreich auf ſeine Rechte auf das Nordcap. Savoyen erhielt Sicilien und die Anwartſchaft auf die Nachfolge in Spanien nach dem Ausſterben des Hauſes Anjou. Der Krieg, welchen Frankreich ſeit 1756 mit Großbritannien führte, endigte mit dem Frieden von Paris (10. Febr. 1763), in welchem Frankreich allen Anſprüchen auf Neuſchottland entſagte und ganz Canada nebſt dem Cap Breton an England abtrat, den Miſſiſſippi als die Grenze zwiſchen den britiſchen Colonien und Louiſiana anerkannte,

Digitized by Google

auf Terreneuve einen Antheil an den Fiſchereien mit den Inſeln St. Pierre und Miquelon behielt, in Weſtindien Granada an England abtrat, welches auch im Beſitze der Inſeln St. Vincent, Dominique und Tabago blieb und in Afrika den Senegal bekam, wogegen Gorée an Frankreich ebenſo zurückgegeben wurde, wie in Europa Minorca an England. In dem Friedensſchluſſe zu Verſailles (Paris) vom 3. Sept. 1783 erhielt Frankreich die Inſel Tabago und die Colonien am Senegal von England zurück, gegen welches es im Bunde mit Spanien, den nordamerikaniſchen Colonien Englands und Holland gekämpft hatte. Der erſte Coalitionskrieg, welcher gegen die franzöſiſche Republik geführt wurde, ward theilweiſe durch mehre Separatfriedensſchlüſſe beendigt, wie wir oben in Rückſicht Preußens erwähnt haben. Dem Beiſpiele Preußens folgte Schweden, indem es ſich den 12. Juni 1795 dem baſeler Frieden anſchloß. Am 22. Juli kam zu Baſel der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien zu Stande, und am 28. Aug. ſchloß ſogar der Landgraf von Heſſen-Kaſſel mit jener Macht einen beſondern Frieden. An Spanien wurden alle Eroberungen zurückgegeben, nur behielt Frankreich den ſpaniſchen Antheil von St. Domingo. Heſſen-Kaſſel überließ bis zum Reichsfrieden ſeine Beſitzungen am linken Rheinufer an Frankreich. Mit Neapel ſchloß Frankreich am 10. Oct. 1796 Frieden, und verſprach dieſem bei Fortſetzung des Krieges die ſtrengſte Neutralität zu beobachten. Mit Parma kam ein Friede am 5. Nov. zu Stande. In dem Frieden, welchen der Papſt zu Tolentino (19. Febr. 1797) mit Frankreich einging, mußte er dieſem Avignon und Venaiſſin abtreten, die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna der neugebildeten cisalpiniſchen Republik überlaſſen, und den Franzoſen Ancona's Beſitz geſtatten. Als am 28. März 1801 Neapel mit Frankreich Frieden ſchloß, trat es ihm ſeinen Antheil an Elba, das Fürſtenthum Piombino und den Stato degli Presidii ab. In demſelben Jahre (8. Oct.) kam auch der Friede zwiſchen Frankreich und Rußland zu Stande, nachdem am 1. Oct. die Präliminarien eines Friedens zwiſchen Frankreich und Großbritannien unterzeichnet worden waren. Der Definitivfriede zwiſchen beiden, und zwiſchen dem letztern und Spanien nebſt der bataviſchen Republik wurde erſt am 27. März 1802 zu Amiens abgeſchloſſen. Großbritannien gab alle Eroberungen an die drei genannten Mächte bis auf Trinidad und Ceylon zurück; Malta ſollte dem Orden wiedergegeben und deſſen Neutralität anerkannt werden; den Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung wollte Großbritannien dem Handel und der Schiffahrt aller den Vertrag ſchließenden Staaten eröffnen; die Pforte ſollte Ägypten zurückerhalten; die Integrität des Gebiets der Pforte und Portugals verſprach man zu garantiren; Frankreich ſollte Neapel und den Kirchenſtaat räumen und die von Rußland und der Pforte begründete Republik der ſieben Inſeln anerkennen; dem Hauſe Oranien ward für ſeine Verluſte in den Niederlanden eine Entſchädigung in Teutſchland zugeſichert. Mit der Pforte ſchloß Frankreich am 25. Juni 1802 einen Definitivfrieden. Zurückgabe Ägyptens an die Pforte, Anerkennung der Integrität ihrer Beſitzungen und der Republik der ſieben Inſeln, Wiedererſtellung der alten Verträge zwiſchen beiden Mächten, nd freie Fahrt für die franzöſiſchen Schiffe auf dem ſchwarzen Meere waren die Bedingungen. Noch ehe es zu jenem Frieden mit Großbritannien kam, hatte Frankreich mit Portugal einen Frieden zu Madrid geſchloſſen (1801), worin das letztere ſeine Häfen den engliſchen Kriegs- und Handelsſchiffen zu verſchließen und den Karapanatuba als die Grenze zwiſchen dem franzöſiſchen und portugieſiſchen Guiana anzuerkennen verſprach. Der Friedensſchlüſſe von Presburg (1805), von Tilſit (1807), von(Schönbrunn (1809) und von Paris (1814 und 1815) iſt ſchon S. 254 gedacht worden.

Großbritanniens hat ſchon früher öfter gedacht werden müſſen, weil es unter den Feinden Frankreichs eine Hauptrolle ſpielte; es ſind daher hier nur die Friedensſchlüſſe nachzutragen, die es mit andern Mächten einging und die erſt aus einer ſpätern Zeit herdatiren, da es noch beſchränkt auf das eigentliche England, fortwährend mit innern Unruhen und Bürgerkriegen und wegen ſeiner Beſitzungen in Frankreich zu kämpfen hatte. Erſt mit der Ausdehnung ſeines Handels, mit der Gründung von Colonien und der Erhebung des Hauſes Oranien auf den Thron nahm es ſtufenweiſe mehr Antheil an den Angelegenheiten Europa's und den Weltbegebenheiten. Wir erwähnen zuerſt der Wiederherſtellung der friedlichen Verhältniſſe (im J. 1630) mit Spanien, welche durch die Angelegenheiten des Kurfürſten von der Pfalz geſtört worden waren. Vierundzwanzig Jahre ſpäter ſchloß der Protector Cromwell mit den Staaten von Holland einen Frieden (5. April) unter ſo billigen Bedingungen, daß man annehmen muß, es ſei ihm vornehmlich um den geheimen Artikel zu thun geweſen, welcher den Einfluß des Prinzen von Oranien zu ſchwächen beſtimmt war. Der Friede, welchen Karl II. zu Breda (31. Juli) mit den Niederländern und mit Dänemark ſchloß, war für jene vortheilhaft. Er ſicherte ihnen nicht nur Surinam, ſondern beſchränkte auch zu ihren Gunſten die Navigationsacte. Den Frieden zu Weſtminſter (19. Febr. 1674) mit derſelben Nation mußte Karl II. wegen Geldmangels ſchließen. In dem Frieden, welchen England mit Spanien zu Utrecht (13. Juli 1713) ſchloß, erhielt jenes von dieſem Gibraltar und Minorca und Zugeſtändniſſe wegen der Einfuhr von Sklaven in Amerika (Aſſiento-Vertrag). Der Friede zu Paris verſchaffte England von Seiten Spaniens Florida, wofür Frankreich Louiſiana an Spanien abtreten ſollte (10. Febr. 1763). Dem Anſcheine nach war der Friede von Paris und Verſailles (3. Sept. 1783), zwiſchen England und ſeinen Colonien in Nordamerika für das erſtere ſehr nachtheilig. Es mußte die 13 vereinigten Colonien für unabhängig erklären. Damals ward auch zwiſchen England und Spanien und am 20. Mai 1784 zwiſchen jenen und den Niederlanden der Friede geſchloſſen. England mußte Spanien in dem Beſitze von Minorca und ganz Florida laſſen; die Niederländer aber mußten an England Negapatnam abtreten. Ein ſpäterer Krieg Englands mit den Freiſtaaten von Nordamerika, welchen der Friede zu Gent (24. Dec. 1814) endigte,

Digitized by Google

hatte weiter keine Folgen. In der neueſten Zeit geriethen die Engländer auch mit den Chineſen in Krieg, den ſie im J. 1847 durch einen Friedensſchluß beendigten, welcher ihnen die Inſel Hong-Kong als Eigenthum und eine bedeutende Contribution verſchaffte, mehre Häfen des Landes aber dem Handel der europäiſchen Nationen eröffnete. — Italien wird in politiſcher Bedeutung beſonders durch die Beziehungen wichtig, in welche es mit Teutſchland, Frankreich und Spanien kam. Daher ſind auch hauptſächlich diejenigen Friedensſchlüſſe hervorzuheben, welche aus dieſen Beziehungen entſprangen. Wir verweiſen deshalb auf das in Hinſicht Teutſchlands und Frankreichs früher Geſagte und wenden uns zur pyrenäiſchen Halbinſel. Hier tritt uns zuerſt das eine Zeit lang ſo mächtige Spanien entgegen, welches, Jahrhunderte lang vielfach getheilt, erſt mit der Vereinigung Caſtiliens und Aragoniens eine europäiſche Bedeutung erhielt. Sie nahm aber um ſo ſchneller zu, als ſchon Alphons V., König von Aragonien, Neapel den Franzoſen entriſſen hatte (1423). Weil aber von Spanien eben das gilt, was wir von Italien bemerkt haben, ſoweit es Teutſchland und Frankreich betrifft, und der andern politiſchen Verwickelungen Spaniens auch ſchon gelegentlich gedacht iſt, ſo würden wir hier nur noch die Friedensſchlüſſe Portugals zu beſprechen haben, wenn wir nicht auch dieſe, ſoweit ſie für Europa von Bedeutung ſind, ſchon hätten erwähnen müſſen. — Schließlich werfen wir einen Blick auf die Veränderungen, welche in den Verhältniſſen der Mächte im Norden Europa's durch die Friedensſchlüſſe hervorgebracht worden ſind. Wir faſſen hier Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen, Preußen und Rußland zuſammen, weil eine Trennung derſelben eine zu unklare Vorſtellung von dem geben würde, was wir im Auge haben. Das Streben aller dieſer jungen und lebenskräftigen Staaten war auf Eroberung gerichtet. Dänemark, Norwegen und Schweden hatten außerdem, da ſie von verwandten Volksſtämmen bewohnt wurden, den Trieb, ſich mit einander zu vereinigen, ein Trieb, der aber die Erreichung ſeines Zieles dadurch erſchwert ſah, daß Dänen und Schweden in der Vereinigung gern die erſte Rolle übernommen hätten, und nicht ſelten aus Freunden erbitterte Feinde wurden und dann gleichmäßig Norwegen an ſich zu ziehen ſuchten. Abgeſehen davon ging Dänemarks Gelüſt vornehmlich auf Erwerbungen in Teutſchland, während das der Schweden zwar auch dieſe Richtung nahm, aber doch hauptſächlich den Oſten von Europa betraf. Hier nahm Polen früh eine höchſt bedeutende Stellung ein und würde gewiß ein nicht blos mächtiges, ſondern auch ein dauerndes Reich gegründet haben, wenn es nicht ſo häufig durch innere Zerrüttungen an ſeiner Befeſtigung gehindert worden wäre. Seine Gegner waren hauptſächlich in früherer Zeit Brandenburg und Pommern, ſpäter die teutſchen und Schwertritter, dann Schweden und zuletzt Rußland, Öſterreich und Preußen. Die Verwickelungen und die Kriege, welche aus dieſen verſchiedenen Beziehungen hervorgingen, waren ſehr häufig und führten zu einer Menge von Friedensſchlüſſen, die wir hier kurz angeben wollen. — In dem Frieden von Bautzen (1018), welchen Boleslav von Polen mit Kaiſer Heinrich II. ſchloß, gab der erſtere Böhmen und das meißener Land auf, behielt aber Mähren und die Lauſitz. Im J. 1225, am 17. Nov., ſchloß der Graf von Schwerin nebſt ſeinen Bundesgenoſſen mit Dänemark Frieden, wodurch das letztere genöthigt wurde, ſeine Eroberungen in Teutſchland bis auf die Inſel Rügen herauszugeben und die Eider als die Grenze des däniſchen Reichs gegen Süden anzuerkennen. In dem Frieden, welcher 1309 zwiſchen Dänemark und Hakon von Norwegen zu Stande kam, erhielt dieſer Nordhalland als däniſches Lehen. Im J. 1343 vertrug ſich Kaſimir der Große zu Kaliſch mit den teutſchen Rittern dahin, daß er Kujavien und das Land Dobrzin erhielt, wogegen er an die letztern einen Theil von Pommern mit Danzig abtrat, der nun den Namen Preußen annahm. Der Friede, welchen Waldemar IV. von Dänemark mit den Hanſeſtädten einging, hatte nur die Beendigung der Feindſeligkeiten zur Folge. In dem Frieden, welchen Margaretha, Königin von Norwegen und Regentin von Dänemark, 1395 mit den Herzogen von Mecklenburg und ihren Bundesgenoſſen ſchloß, erlangte ſie die Freigebung des gefangenen Königs von Schweden, Albrecht. — Durch die Union zu Kalmar (20. Juli 1397) wurden Dänemark, Norwegen und Schweden einem Scepter unterworfen. In dem Frieden am See Miolna 1422 überließen die teutſchen Ritter Samogitien an Polen. Noch nachtheiliger war für ſie der Friede von Thorn 1466; denn in dieſem mußten ſie Danzig-Pommern (Weſtpreußen), Ermeland und das Palatinat Kulm an Polen abtreten, und zugleich mußte der Großmeiſter für einen Theil des eigentlichen Preußens Vaſall des Königs von Polen werden. Als Ergänzung dieſes Friedensvertrages diente gewiſſermaßen der 1525 zu Krakau geſchloſſene. Der Hochmeiſter des teutſchen Ordens erhielt Oſtpreußen als ein erbliches Herzogthum unter polniſcher Lehnshoheit. In dem Frieden, welchen 1533 die Polen mit den Türken ſchloſſen, wurde ihnen die freie Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere und die Oberherrlichkeit über die Moldau eingeräumt. Im J. 1570, 13. Dec., kam ein Friede zwiſchen Dänemark und Schweden zu Altſtettin zu Stande, in welchem jenes Livland bis auf die Inſel Öſel verlor und 200,000 Thlr. Kriegskoſten bezahlte. In dem Frieden zu Zapole und Chiverova Gorka erhielt Polen von den Moskovitern Polock mit dem dazu gehörigen Lande zurück. — Der Friede zu Siöröd (1613, den 20. Jan.) gab die von Dänemark gemachten Eroberungen an Schweden gegen 1 Mill. Thlr. zurück. Dagegen behielt Schweden in dem Frieden von Stolbowa, den es 1617, den 27. Febr., mit Rußland ſchloß, Ingermannland und Karelien. Zwei Jahre darauf gewann Polen von den Moskovitern, im Waffenſtillſtande zu Diveline, Smolensk und Sievierz. Im J. 1634, den 15. Juni, im Frieden zu Wiasma, entſagt zwar Wladislaus von Polen ſeinen Anſprüchen auf Rußland, behält aber Smolensk mit ſeinem Gebiete, Severien und Tſchernigow. Im folgenden Jahre erhielt dagegen Polen im Frieden zu Stumsdorf ganz Preußen zurück. — Im J. 1645, den 13. Aug., ſchloſſen Dänemark und Schweden einen Frieden zu Bremſebrö, worin

Digitized by Google

Schweden für immer von dem Zolle und von der Viſitation im Sunde und auf der Elbe bei Glückſtadt befreit wurde und Jämteland, Herdalen und die Inſeln Gothland und Öſel abgetreten erhielt. Welche Folgen der weſtfäliſche Friede (1648) für Schweden hatte, iſt oben angegeben worden. — In dem Frieden von Below (1657) verzichtete Polen auf die Huldigung, welche der Kurfürſt von Brandenburg ihm bisher für das Herzogthum Preußen geleiſtet hatte. — Ein Jahr darauf, am 26. Febr., ward auch zwiſchen Schweden und Dänemark ein Friede zu Röskilde geſchloſſen, in welchem das letztere an jenes Halland, Schonen, Blekingen, Bahus, Drontheim und die Inſel Bornholm abtrat, die Zollfreiheit deſſelben im Sunde beſtätigte und die Aufhebung des Lehnsnexus des Herzogs von Holſtein-Gottorp gegen die däniſche Krone ausſprach. Dieſer Friede ward aber ſchon 1660, den 27. Mai, durch einen andern modificirt. Im Ganzen legte er den von Röskilde zu Grunde, gab aber den Dänen Drontheim und die Inſel Bornholm zurück. Im J. 1661, den 21. Juni, ſchloß Schweden auch mit Rußland zu Cardis Frieden, in welchem die Herausgabe der Eroberungen und die Wiederherſtellung des Status quo vor dem Kriege bedungen wurde. Dagegen gewann Rußland bedeutend in dem Frieden zu Andruzow, den es mit den Polen ſchloß. Ihm wurden Smolensk, Sievierz, Czerniegov und die Ukräne jenſeit des Dniepers abgetreten. Auch in dem Frieden vom 18. Oct. 1672 verlor Polen. Es mußte der Pforte Podolien, Kaminiec und was es von der Ukräne beſaß, zu überlaſſen verſprechen. Allein da der Kampf bald fortgeſetzt wurde und die Türkei die Bedingungen des Friedens von Zorowno (17. Oct. 1776) nicht erfüllte, ſo dauerte er bis zu dem carlowitzer Frieden (26. Jan. 1699) fort, in welchem Polen das ihm von Podolien Entriſſene und Rußland Aſow erhielt. — Schweden, welches nicht nur mit Rußland, ſondern auch mit dem Kurfürſten von Sachſen, damals Könige von Polen, Auguſt II., und mit Dänemark in den ſogenannten nordiſchen Krieg verwickelt war, nöthigte in dem Frieden von Altranſtädt (24. Sept. 1706) Auguſt, der polniſchen Krone zu entſagen und Stanislaus Leſcinsky als polniſchen König anzuerkennen, ſein Bündniß mit Rußland aufzugeben, und den Schweden Winterquartiere in Sachſen, Unterhalt und Sold zu geben. — Die Pforte, welche für Karl XII. von Schweden die Waffen gegen Rußland ergriffen hatte, ſchloß mit dieſem den Frieden von Falrin (13. Juli 1711), in welchem die Zurückgabe von Aſow an die Pforte, die Demolirung der neuen Feſtungen an der Samara, beſonders Taganroks, und die freie Rückkehr des ſchwediſchen Königs in ſein Land ausbedungen wurden. Der Friede von Conſtantinopel (16. Apr. 1712) erweiterte den Frieden von Falrin in ſoweit, als Rußland verſprechen mußte, Polen zu räumen. — In dem Frieden, welchen 1720 Schweden mit Polen ſchloß, wurde Auguſt II. von dem erſtern als König von Polen anerkannt. Dagegen trat Schweden am 1. Febr. deſſelben Jahres an Preußen Stettin mit Vorpommern bis an die Peene und die Inſeln Wollin und Uſedom ab, wofür es zwei Millionen Thaler von der letztern Macht erhielt; und am 14. Juli entſagte es der Zollfreiheit im Sunde und bezahlte 600,000 Thaler an Dänemark, welches ihm alle Eroberungen zurückgab. Zugleich ward in dieſem Frieden Dänemark von Frankreich und England das Herzogthum Schleswig garantirt und von Schweden verſprochen, dem Herzoge von Holſtein-Gottorp keine thätige Hilfe zu leiſten. Der Friede von Nyſtadt (1721, den 10. Sept.) zwiſchen Schweden und Rußland gab der erſten Macht zwar Finnland zurück und verſchaffte ihr außerdem die Summe von zwei Millionen Thalern, aber dagegen mußte ſie Livland, Ehſtland, Ingermannland, Karelien, einen Theil von Wiborglehn, die Inſeln Öſel, Dagoe und Moen, und diejenigen, welche an der Grenze Kurlands bis Wiborg liegen, abtreten. — Im J. 1735, den 3. Oct., wurde zu Wien, in Folge des Krieges wegen der polniſchen Königswahl, ein Präliminarvertrag zwiſchen den kriegführenden Mächten geſchloſſen, welcher dem Kurfürſten von Sachſen die polniſche Krone ſicherte. Stanislaus Leſcinsky, der Kronprätendent, ſollte Lothringen und Bar erhalten, beides aber nach ſeinem Tode an Frankreich fallen. Dem Herzoge von Lothringen gab man dagegen die Anwartſchaft auf das Großherzogthum Toscana nach dem Ausſterben des Hauſes der Medicäer. Dieſer Präliminarvertrag ward 1738, den 18. Oct., zu Wien in einen Definitivfrieden verwandelt. — Im J. 1743, den 7. Aug., kam zu Abo ein Friede zwiſchen Rußland und Schweden zu Stande, welches letztere den Nachbar auf Antrieb von Frankreich bekriegt hatte, dem es daran lag, in ſeinen Unternehmungen gegen Öſterreich nicht geſtört zu werden. Schweden verlor ganz Finnland bis an den Fluß Kymen. — Rußland, welches an dem Kriege gegen Preußen, den man den ſiebenjährigen genannt hat, Theil genommen hatte, ſchloß mit demſelben 1762, den 5. Mai, den Frieden zu St. Petersburg, in welchem es alle Eroberungen zurückgab. Ebenſo kam es in demſelben Jahre, den 22. Mai, zu einem Frieden zwiſchen Schweden und Preußen, welcher den frühern Beſitzſtand wieder herſtellte. Zehn Jahre ſpäter, den 5. Aug., wurde zwiſchen Rußland, Öſterreich und Preußen der erſte Theilungsvertrag über Polen abgeſchloſſen. Rußland erhielt das Land zwiſchen den Flüſſen Dnepr, Düna, Drutſch; Öſterreich die zipſer Städte, Galizien und Lodomirien, und Preußen Weſtpreußen und den Netzdiſtrict, mit Ausnahme von Danzig und Thorn. — Die Erwerbung Rußlands wurde 1774, den 21. Juli, im Frieden von Kutſchuk Kainardſche, welchen jene Macht mit der Pforte ſchloß, noch durch Aſow und das Land zwiſchen dem Dnepr und Bug vermehrt. Und zu dieſer Erwerbung kam noch Oczakow und das Land zwiſchen Dnieſter und Nieſter, welche Beſitzungen die Pforte im Frieden von Jaſſy (1792, den 9. Jan.) an Rußland abtrat. Rußland war inzwiſchen bedacht, ſeine Macht vornehmlich nach Weſten hin auszudehnen. Es verlor Polen nicht aus den Augen und griff ſo ſehr in deſſen inneres Leben ein, daß es wieder zwiſchen beiden zum Kriege kam. Preußen ſchloß ſich, beleidigt durch die Weigerung Polens, Danzig abzutreten, an Rußland an, und die beſiegten Polen mußten ſich eine zweite Theilung ihres Landes gefallen laſſen (22. Juli 1793). Rußland nahm die Ukräne,

Digitized by Google

Podolien, die Hälfte Volhyniens und der Wojewodſchaften Brzesk und Nowgorodek, ſowie die Reſte von Minsk und Plock, zuſammen 4553 □Meilen mit drei Millionen Bewohnern. Preußen erhielt die Wojewodſchaften Kaliſch, Sieradz, Poſen, Gneſen, Lanczica, Danzig, Thorn, Czenſtochau nebſt andern polniſchen Territorien, im Ganzen 1061 □Meilen mit 1,136,000 Menſchen. Die Polen, in Verzweiflung, erhoben ſich noch einmal, aber ſie erlagen ſehr bald. Es kam zur dritten Theilung des Landes (1795). Rußland nahm 2185 □Meilen, mit 1,176,000, Öſterreich 834 □Meilen mit einer Million und Preußen 997 □Meilen mit 950,000 Bewohnern. Finis Poloniae. In dem Frieden zu Bukareſt zwiſchen Rußland und der Pforte (1812), der einem längern Kriege folgte, wurde der Pruth zur Grenze beider Reiche gemacht. Da Dänemark, durch ſeinen Anſchluß an Frankreich, mit den Alliirten in Krieg gerathen war, den es unglücklich führte, ſo verlor es in dem Frieden von Kiel (14. Jan. 1814) an Schweden Norwegen gegen Schwediſch-Pommern und an Großbritannien die Inſel Helgoland gegen Tranquebar. Dagegen wurde in dem Frieden zu Hanover (8. Febr.) mit Rußland, und in dem zu Berlin (20. Aug.) mit Preußen der frühere Beſitzſtand anerkannt. Inzwiſchen ſchloß Dänemark mit Preußen (1815, 4. Juni) einen Vertrag, wonach jenes für Schwediſch-Pommern, welches an Preußen kam, Lauenburg eintauſchte. Der wiener Friedenscongreß (1815) ſtellte das Königreich Polen, aber in Verbindung mit Rußland und in ſehr beſchränkten Grenzen wieder her. In dem Frieden von Turkmanſchaï (22. Febr. 1828) zwiſchen Rußland und Perſien gewann jenes die Chanate Eriwan und Nachitſchewan und den Hauptzug des Gebirges Ararat, und erhielt außerdem 80 Millionen Rubel. Endlich ſchloß Rußland 1829, 14. Sept., auch mit der Pforte Frieden, worin der Pruth von Neuem zur Grenze beider Reiche gemacht wurde, und zwar von da an, wo er das Gebiet der Moldau berührt bis zum Einfluſſe in die Donau. Von dieſem Punkte abwärts ſollten aber alle von den verſchiedenen Armen des Stroms gebildete Inſeln Rußland angehören. Durch die Grenzbeſtimmung in Aſien kam die ganze Küſtenſtrecke des ſchwarzen Meeres bis an den Kuban, mit dem Hafen von St. Niclas, an das ruſſiſche Reich. Die ſechs von Servien abgeriſſenen Diſtricte kamen an daſſelbe zurück; die Verhältniſſe der Moldau und Walachei wurden auf Grund der ihnen durch frühere Verträge zwiſchen Rußland und der Pforte eingeräumten Privilegien und Freiheiten weiter beſtimmt. Beſonders wichtig war aber, daß den ruſſiſchen Unterthanen im ganzen Umfange des osmaniſchen Reichs vollkommene und unbedingte Handelsfreiheit zu Lande und zu Waſſer eingeräumt und den ruſſiſchen Schiffen, ſowie den Schiffen der Mächte, welche ſich mit der Pforte im Frieden befinden, ſie mögen nun nach den ruſſiſchen Häfen des ſchwarzen Meeres beſtimmt ſein oder von da her kommen, die Fahrt durch den Kanal von Conſtantinopel und durch die Dardanellen eröffnet wurde. Außerdem trat die Pforte den Verträgen bei, welche Rußland, England und Frankreich in Bezug auf Griechenland geſchloſſen hatten, und verſprach in 18 Monaten 1½ Million Dukaten zur Entſchädigung der ruſſiſchen Unterthanen und Kaufleute für die ſeit dem Kriege 1806 erlittenen Verluſte und eine noch zu vereinbarende Summe für die von Rußland aufgewandten Kriegskoſten zu zahlen.

Der Friede wird durch jeden Act aufgehoben, welcher den zwiſchen zwei Staaten beſtehenden Rechtszuſtand verletzt. Wir nennen eine ſolche Aufhebung des Friedens *Friedensbruch*. Der Rechtszuſtand macht ſich aber unter den Staaten von ſelbſt dadurch, daß ſie einander ſtillſchweigend oder ausdrücklich in einem beſtimmten Umfange von Rechten anerkennen, oder er wird durch die Friedensſchlüſſe und andern Verträge, die ſie mit einander ſchließen, begründet. Der Friedensbruch kann deshalb auch als ein zwiefacher angeſehen werden, weil er entweder in das auf die eine oder in das auf die andere Weiſe zur Anerkenntniß gekommene Rechtsgebiet eingreifen kann. Natürlich kann die Rechtsverletzung eine negative und eine poſitive ſein, ſobald ſie Vertragsbedingungen betrifft, worüber zwei oder mehre Staaten übereingekommen ſind: das Eine, wenn gewiſſe Verpflichtungen, die der Vertrag enthält, unterlaſſen werden; das Andere, wenn gegen gewiſſe, von ihm geſetzte, Schranken gefehlt wird. Nicht alle Handlungen eines Staates, welche ſein gutes Vernehmen mit einem andern Staate ſtören, ſind aber als Friedensbrüche zu betrachten. Schließen ſie keine Rechtsverletzung ein, ſo dürfen ſie nicht als ſolche angeſehen werden. Wenn ein Staat ſeine Grenze gegen einen andern befeſtigt, wenn er an derſelben mehr Truppen, wie gewöhnlich ſammelt, wenn er die Waaren des andern Staats nicht zuläßt, oder mit einem Grenzzolle belegt, iſt er vollkommen in ſeinem Rechte, wenn er ſich nicht etwa durch einen Vertrag zu dem Gegentheile verpflichtet hat.

Schließlich iſt nur noch von der Idee des *ewigen und vollkommenen Friedens* zu ſprechen. Mit welchen Gründen man auch den Krieg im Allgemeinen zu rechtfertigen ſuchen mag, immer wird man nicht umhin können, ihn auf die Unvollkommenheit der Menſchen zu ſtützen: entweder auf die Unfähigkeit derſelben, oder auf ihren Mangel an gutem Willen, ſich über eine unter ihnen entſtandene Streitfrage auf friedlichem Wege zu verſtändigen, oder auf ihr Bedürfniß, durch große und gewaltige Erſchütterungen und Kämpfe aufgerüttelt und gehindert zu werden, in Schlaffheit und Weichlichkeit zu verfallen und darin unterzugehen. Wenn alſo der Beruf der Menſchen, ſich Schritt vor Schritt immer mehr zu vervollkommnen, mithin auch die hier zugeſtandenen Mängel ihrer Natur allmälig ganz abzuthun, anerkennen muß, ſo wird man auch die Nothwendigkeit der Idee eines ununterbrochenen und vollkommenen Friedenszuſtandes einräumen müſſen, weil dieſe Idee, um wirklich zu werden, ja nichts anderes fodert, als daß die Menſchen die beſonderen Mängel ihrer Natur beſeitigen ſollen, welche den Krieg unter ihnen entſtehen und ſogar als etwas für ſie Vortheilhaftes anſehen laſſen. Mit der Idee ſind aber noch nicht die Vorſchläge zu ihrer Verwirklichung gerechtfertigt. Daß man denjenigen als einen ſehr verunglückten werde be-

Digitized by Google

zeichnen müſſen, welcher eine vollkommene Iſolirung der einzelnen Staaten fodert, unterliegt wol gar keinem Zweifel. Abgeſehen davon, daß er mit der Vernunftbeſtimmung der Menſchen im entſchiedenſten Widerſpruche ſteht, iſt er auch äußerlich unausführbar, weil mehre, ja viele der vorhandenen Staaten ſich nur durch den Verkehr mit andern Staaten zu erhalten im Stande ſind, und ſelbſt ihre in der Abſicht unternommene Vertheilung, ſie zu ihrer Selbſtgenügſamkeit fähig zu machen, doch nur für eine beſtimmte Zeit dem Zwecke entſprechen würde. Ebenſo wenig aber dürfte der entgegengeſetzte Vorſchlag, welcher darin beſteht, über die ganze Erde das Netz einer Republik zu verbreiten, ſich des Beifalls zu erfreuen haben; denn wie jener das Volksleben auf eine widernatürliche Weiſe beſondert, hebt dieſer in einem der weſentlichſten Punkte die von demſelben gefoderte Beſonderung auf. Inzwiſchen mag zugegeben werden, daß die Foderung der einzelnen Völker, in ihrer Beſonderung allein die Richter über die Streitigkeiten zu ſein, worin ſie mit anderen Völkern gerathen ſind, und ſie durch die Gewalt der Waffen zu entſcheiden, wenn ſie durch Unterhandlungen zu keiner befriedigenden Entſcheidung gelangen können, eine Entwickelungsſtufe der Menſchheit vorausſetzt, deren Überwindung die Vernunft verlangt, welche höher ſteht als die Volksindividualität. Weil aber die Menſchheit noch auf dieſer Entwickelungsſtufe ſteht, ja, weil ſie uns bis jetzt auch nicht einmal von fern die Ausſicht auf eine Überwindung derſelben erkennen läßt, iſt es begreiflich, daß jeder Vorſchlag, den ewigen Frieden herbeizuführen, beiweitem mehr die Schwierigkeiten herausſtellt, welche demſelben entgegentreten, als die Hoffnung erweckt, jemals zu ihm zu gelangen. Gegenwärtig zeigen ſich aber auch in der That jene Schwierigkeiten noch von einer ſolchen Bedeutung, daß ſie den ewigen Frieden nur als einen Traum, als einen frommen Wunſch auftauchen laſſen. Aber das hindert nicht, an ihr allmäliges Verſchwinden zu glauben. Nur möchte die Bedingung des ewigen Friedens nicht ſowol in einer alle Völker umfaſſenden Organiſation, als in der ſich mehr und mehr verbreitenden Herrſchaft des Gedankens von der Unvernünftigkeit des Krieges, unterſtützt von dem an Kraft zunehmenden Weltbürgerſinn, zu ſuchen ſein. Damit hängt nicht nothwendig die Verflachung des Volksthums zuſammen, wie die Neigung des Individuums, ſeine Streitigkeiten nicht der Gewalt der Waffen, ſondern der Stärke der Gründe zu unterwerfen, keineswegs auf eine Schwäche des Charakters hinweiſet. Durch mehre Ideen der neueſten Zeit, die ſich ſchon eine gewiſſe Geltung verſchafft haben, iſt der Weg zu einer immer größern Beſchränkung des dem Kriege überlaſſenen Gebiets auch ſchon gebahnt. Wir rechnen dahin die innere Selbſtändigkeit der Staaten, welche die Einmiſchung fremder in ihre Angelegenheiten verbietet; die Anerkenntniß des Rechts der Nationen, ein eigenthümlich politiſches Leben zu entwickeln; die Idee ſolcher Verfaſſungen, welche die ſubjectiven Intereſſen der Machthaber nicht als Urſachen von Kriegen gelten laſſen. Abgeſehen davon trägt auch die große Erleichterung des Verkehrs unter den Völkern dazu bei, den Frieden unter ihnen zu erhalten, indem ſie die ſchroffen Gegenſätze, welche ſie trennen, immer mehr verſchwinden macht, und die Nachtheile vermehrt, welche aus den Kriegen entſpringen. Mit dem meiſten Fleiße iſt dieſer Gegenſtand von J. B. Sartorius in der gekrönten Preisſchrift: Organon des vollkommenen Friedens (Zürich 1837), behandelt worden, und da ſie nicht ohne Geiſt und Scharfſinn verfaßt iſt, ſo mag ſie hier vornehmlich empfohlen werden. (*Eiselen.*)

FRIEDE, Orden des Friedens und des Glaubens, l'ordre de la paix et de la foi. Ihn ſtiftete der Erzbiſchof von Amène von Auch, Biſchof von Cominges, im J. 1229, und zwar zur Bekämpfung der Routiers genannten Straßenräuber und Abenteurer, der Albigenſer und aller derer, welche Kirchengüter genommen, um ſie zu behalten. Aber ſchon nach 32 Jahren wurde dieſer Orden, von deſſen Großmeiſter, Wilhelm von Marra, wieder aufgehoben, und ein Theil ſeiner Beſitzungen dem Mönchsorden der Feuillans einverleibt. (*F. Gottschalck.*)

FRIEDEBURG. 1) Im mannsfelder Seekreiſe, Regirungsbezirk Merſeburg, Dorf an der Saale mit 600 Einwohnern, in der Nähe mit einer Kupferhütte und Salpeterſiederei. Klopſtock's Vater hatte das Amt daſelbſt gepachtet, und Klopſtock verlebte dort im freieſten Naturleben fröhlich ſeine Knabenjahre. — 2) Im Hannoveriſchen in der Provinz Oſtfriesland ein Amt mit 4600 Einwohnern, hat wenig guten Boden. (*H.*)

FRIEDECK. Minderherrſchaft im öſterreichiſchen Schleſien, teſchner Kreis, mit 17,000 Einwohnern in 26 Ortſchaften. Die Hauptſtadt darin an der Oſtrawiza heißt ebenfalls Friedeck, hat 2700 Einwohner, die hauptſächlich Tuchweberei und Handel treiben. Es ſind hier ein Schloß, eine Wallfahrtskirche, zwei Hoſpitäler. (*H.*)

FRIEDEL (Johann), geb. am 17. Aug. 1755 zu Temeswar, widmete ſich dem Theater und war längere Zeit Schauſpieler in Berlin, ſpäter in Wien bei der Schikaneder'ſchen Geſellſchaft, zuletzt Director einer Schauſpielertruppe zu Klagenfurt in Kärnthen. Er ſtarb im April 1789. Friedel war auch Dichter und Schriftſteller im Fache der ſchönen Literatur. Als Poet zeigte er ſich in Oden auf das Namensfeſt der Maria Thereſia (Wien 1775.) und Joſeph's II. (Ebend. 1775.) Anonym gab er Betrachtungen in der Einſamkeit (Brünn 1776.), eine Wochenſchrift unter dem Titel: Troppauer Kleinigkeiten (Troppau 1777.), Rhapſodien (Berlin 1779.) und andere kleine Schriften heraus. Beſonderes Glück machte das von ihm verfaßte Werk: Eleonore, das er auf dem Titel nicht für einen Roman, ſondern für eine wahre Geſchichte ausgab. Es erſchien in Briefform zu Berlin 1780—1781 in zwei Octavbänden, und ward zu Haag 1788 ins Holländiſche überſetzt. Mit den Buchſtaben E. F. v. S. bezeichnete er ſich auf dem Titel einer von ihm herausgegebenen Sammlung hinterlaſſener Briefe des Herrn von Hoffnungsreich. (Halle 1780.) Seine Fragmente über die Literaturgeſchichte der Perſer war die Überſetzung eines lateiniſchen Werks des Baron Rewitzky von Rewisnie, k. k. Geſandten zu Berlin. Friedel begleitete dies Werk, das 1782 ohne Angabe des Druckorts erſchien, mit einer Lebensbeſchreibung des perſiſchen Dichters Saadi. Sein

Digitized by Google

längerer Aufenthalt in Wien bot ihm reichhaltigen Stoff zu Briefen verſchiedenen Inhalts, die er aus der Kaiſerſtadt an einen Freund in Berlin richtete. Dieſe Briefe, eigentlich zu Presburg, nach der Angabe auf dem Titel aber zu Leipzig 1783 gedruckt, wurden dort 1785 zum dritten Male aufgelegt. Verwandten Inhalts waren die von Friedel herausgegebenen hiſtoriſch-philoſophiſch- und ſtatiſtiſchen Fragmente, die öſterreichiſche Monarchie betreffend. (Klagenfurt 1788.) „Den Freunden der Wahrheit" hatte er, nach einer Angabe auf dem Titel, eine Sammlung gedruckter und ungedruckter Schriften gewidmet. (Wien 1784.) Noch ſind, ihres phantaſtiſchen Charakters wegen, ſeine 1785 ohne Angabe des Druckorts erſchienenen „Briefe aus dem Monde" zu erwähnen. Als dramatiſcher Dichter verſuchte er ſich nur einmal, doch nicht mit ſonderlichem Erfolg, in dem Luſtſpiel: Der Fremde. (Wien 1785.) An dem Theaterjournal, das zu Prag in den Jahren 1772 und 1773 erſchien, hatte er einigen Antheil. Aufſätze von ihm ſtehen in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung *). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDENSBERG. 1) Ein prächtiges Kloſter der Kamaldulenſer in Lithauen, nicht weit von Kowno (oder teutſch, Kauen), auf einem Berge an der Wilia, mit einer ſehr ſchönen Kirche und reich ausgeſtatteten Bibliothek. Es ward im J. 1674 von dem Grafen von Patz und ſeiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Mailly, geſtiftet und hat an Reichthum und koſtbaren Werken der Kunſt wenige ſeines Gleichen. Es gehört jetzt zum ruſſiſchen Gouvernement Wilna. (*J. C. Petri.*)

2) Ein Miſſionsplatz der Brüdergemeinde auf der däniſch-weſtindiſchen Inſel St. Croix, im J. 1834 mit 2117 Bewohnern, einſchließlich 751 Communicanten. (*v. Schubert.*)

FRIEDENSFELD, ein Miſſionsplatz der Brüdergemeinde auf der däniſch-weſtindiſchen Inſel St. Croix, im J. 1834 mit 2433 Bewohnern, einſchließlich 1008 Communicanten. (*v. Schubert.*)

FRIEDENSKUSS, war unter den gebräuchlichſten Ceremonien des chriſtlichen Alterthums diejenige, die am beſten fromme Verehrung und ehrfurchtsvolle Ergebenheit, ſowie aufrichtige und herzliche Bruderliebe und echt freundſchaftliche Zuneigung ausdrückte. Der Kuß im Allgemeinen als Ausdruck des Wohlwollens, perſönlicher Gewogenheit, liebevollen Zugethanſeins war natürlich bei Begrüßungen, bei Ausbrüchen feurigerer Zärtlichkeit und Freuden- oder Dankesbezeigungen ſchon bei den Hebräern üblich (1 Moſ. 33, 4. 2 Moſ. 4, 27. 18, 7. Tob. 7, 7), doch nur ſelten ähnelt er dem Friedenskuſſe der ſpätern chriſtlichen Sitte (2 Sam. 20, 9) in tief inniger Empfindung einer religiöſen Weihe. Paulus nennt dieſen Friedenskuß *φίλημα ἅγιον* (Röm. 16, 16. 1 Kor. 16, 20. 2 Kor. 13, 12. 1 Theſſ. 5, 26), als ein mit dem Gruße verbundenes unverkennbares Erkennungszeichen der in Gottesliebe geheiligten chriſtlichen Brüderſchaft, ebenſo Petrus (1 Petri 5, 14) *φίλημα ἀγάπης* als Zeichen chriſtlicher Bruderliebe. Grüßen und durch den Kuß begrüßen wurde deshalb von Anfang der chriſtlichen Kirche ſynonym gebraucht; *ἀσπάζεσθαι*, grüßen, freundlich aufnehmen, liebevoll umfaſſen, küſſen; *ἀσπασμός*, Gruß und Kuß, als Zeichen des Friedenswunſches (*Tertull.* lib. de Orat. c. XIV. osculum pacis — tamquam signaculum orationis); *ἀσπάζεσθαι*, Frieden wünſchen durch Rede und Kuß, ſoviel als *εἰρήνην διδόναι* (Concilii Laodicens. can. XIX. und *Zonaras* comment. ad h. c. [ed. Paris. 1618.] fol. p. 346. — Constit. Apost. VIII. c. V.) Man ſah darum auch, wie ſich das in *ἅγιον* von ſelbſt ausdrückt, dieſen Friedenskuß als unzweideutiges Zeichen reiner Herzlichkeit an. Theophylakt nennt ad 1 Cor. 16, 20 *ἅγιον· ἄδολον, ἀνυπόκριτον*. *Chrysost.*, homil. XXX. *φίλημα ἅγιον· μὴ ὕπουλον, μὴ δολερόν* — „denn deshalb," fährt er fort, „wird dieſer Kuß gegeben, damit er ein Feuer der Liebe anfache, damit er hingebende Liebe entbrennen laſſe, damit wir ſo uns ſelbſt lieben, wie Brüder ſich untereinander lieben, wie Söhne ihre Väter, Väter ihre Söhne: ja noch weit mehr; denn jenes iſt der Natur, dies der Gnade Werk." Dionyſ. Areopagita nennt ihn aus gleichem Grunde: *θειότατον ἀσπασμὸν* — v. de eccles. hier. c. III. sect. VIII; — Chryſoſtomus ferner mit Rückſicht auf die heilige Scheu vor ſeinem Misbrauch (den Athanaſius, orat. in prodit. Judae, Tom. II. p. 672 [edit. Paris. 1627.] fol. in den grellſten Farben ſchildert) *φρικωδέστατον ἀσπασμόν*, sermo de prodit. Judae s. homil. XXX. (= osculum maxime tremendum), und Clemens Alexandrinus mit Hinſicht auf das Geheimnißvolle der durch ihn ſich andeutenden und ſich mittheilenden geoffenbarten Liebe *φίλημα μυστικόν*, in Paedag. III, IX. Wo nur die großen Myſterien der göttlichen Gnade verwaltet wurden, da war denn auch recht eigentlich ſeine Hauptſtelle. Mithin finden wir ihn hauptſächlich und als weſentliches Moment bei der Euchariſtie (dem ſogenannten Liebesmahle), wo er aus freiem Herzensdrange wol jetzt noch gegeben wird. S. Constit. Apost. VIII, IX. II, LVII; *Cyrilli Hieros.* Catech. myst. V; *Justin. M.* apolog. II.; *Chrysost.* hom. LXXVII. in Johannem; *id.* de compunctione cordis I., ad Matth. V, 23. 24; *Augustin.* sermo de vigil. Pasch. etc. — Häufig ſo Dionyſ. Areopagita bei Erwähnung der *σύναξις*, d. h. congregatio populi, communio Christianorum et concentus, conventus Christianorum et communicatio sacra eucharistiae; ſiehe z. B. de eccles. hierarch. III. und hierzu des Paraphraſten Pachymeres Contemplationes. (Die betreffenden Stellen finden ſich in *Suiceri* thesaurus ecclesiasticus mitgetheilt; ſ. auch *Fesselii* libri V, adversariorum sacrorum daſelbſt lib. III, VII.) Er blieb außerdem am gebräuchlichſten bei Receptionen, bei Ordinationen, bei Confirmationen. Die Sitte, ihn den Todten vor dem Begräbniß noch zu geben, verſchwand ſchon auf kirchlichen Befehl nach den erſten Jahrhunderten in der katholiſchen Kirche. — Etwas dem Friedenskuſſe Ähnliches war das *φίλημα τῶν μνηστευομένων*, osculum sponsorum, ein heiliges Symbol höherer, friedlicher Liebe, wofür der Kuß noch heute den Freimaurern gilt. — Der

*) Vergl. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750 — 1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 3. Bd. S. 511 fg. Raßmann's Literariſches Handwörterbuch der verſtorbenen teutſchen Dichter. S. 254.

Digitized by Google

Ausdruck pacem osculari war im Mittelalter bei den Meſſen im Gebrauch; es iſt hier nicht ſowol gleich dem pacem osculando dare, ſondern vielmehr gleich patinam sc. sacram osculari, ſ. darüber *Ducange*, Glossarium s. v. *pax*. (*O. Gruber*.)

Friedensrichter, ſ. England Bd. 44. S. 375. Frankreich Bd. 47. S. 397 und Schiedsmann.

FRIEDENSTHAL, ein Miſſionsplatz der Brüdergemeinde auf der däniſchen Inſel St. Croix, einer der kleinen Antillen; im J. 1834 mit 2132 Bewohnern, einſchließlich 777 Communicanten. (*v. Schubert*.)

FRIEDERICI (Daniel Gottlieb), geb. am 20. März 1767 in Berlin, bildete ſich zum Architekten und erhielt die Stelle eines Bauinſpectors bei dem Hofbauamt in Potsdam. Im J. 1798 ward er bei dem Gouvernement in Berlin als Baurath angeſtellt, und 1809 erhielt er den Charakter eines königl. preuß. Regierungsbauraths. Er ſtarb in Berlin am 8. Juli 1826, allgemein geſchätzt wegen ſeiner gründlichen architektoniſchen Kenntniſſe. Die ökonomiſche Baukunſt war ein Hauptgegenſtand ſeiner Studien geweſen. Ein bleibendes Verdienſt erwarb er ſich durch die Herausgabe des dritten Bandes von Gilly's Handbuche der Landbaukunſt, wodurch dies brauchbare, durch den Tod des Verfaſſers unterbrochene Werk vollendet ward. Dieſer dritte Band erſchien zu Berlin 1811, mit vielen Kupfern. Durch einen faßlichen Vortrag und ſelbſt durch Eleganz des Styls empfehlen ſich die von Friederici herausgegebenen Sammlungen nützlicher Aufſätze, die Baukunſt betreffend. Die einzelnen Jahrgänge dieſes Werks, das zu Berlin 1799—1803 erſchien, enthalten mehre lehrreiche, auf vieljährige Erfahrung gegründete Aufſätze, ſo unter andern in dem Jahrgange 1798, Bd. 1. S. 53 u. f. die Beſchreibung einer Prahmſpritze; 1799, Bd. 3. S. 98 u. f. Beitrag zu den Anleitungen, mit getrockneten Lehmziegeln zu bauen, und insbeſondere über die Verbindung der Frontmauern von gebrannten Steinen mit den innern Scheidemauern von Luftziegeln; 1800, Bd. 2. S. 77 u. f. Praktiſcher Beitrag zur Conſtruction der Gewölbe; 1803, Bd. 1. S. 47 u. f. Beſchreibung zweier Krahne. Ein vielfach belehrendes Werk war die von Friederici zu Braunſchweig 1799 herausgegebene Anleitung zur Ausmeſſung und Berechnung der bei dem gemeinen Bauweſen vorkommenden Längen, Flächen und Körper, nach zwölftheiligen Maßen, für diejenigen Bauherren und Profeſſioniſten, welche nicht die Geometrie, ſondern nur die ſogenannten Species der Rechenkunſt und die Regeldetri verſtehen. Dies Werk iſt mit mehren Kupfern geziert. Mit ſeinen ſchriftſtelleriſchen Verdienſten vereinigte Friederici eine unbeſcholtene Redlichkeit in ſeinem Charakter als Menſch. Schon ſein Äußeres, ſeine einnehmende Geſtalt und ausdrucksvolle Phyſiognomie dienten ihm zur Empfehlung. Durch eine gewiſſe Beharrlichkeit, die ihn überall ſeinen eigenen Weg verfolgen ließ, galt er mitunter für einen Sonderling; doch erwarb er ſich viele Freunde durch ſeine harmloſe Heiterkeit und ſeinen Witz und Humor in geſelligen Kreiſen *). (*Heinrich Döring*.)

*) Vergl. Hitzig's Gelehrtes Berlin S. 68. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. IV. 2. Th. S. 936.

FRIEDLAND, preußiſche Stadt im gleichnamigen Kreiſe der Provinz Oſtpreußen, am linken Ufer der Alle, 6¼ Meilen ſüdöſtlich von Königsberg und 3¼ Meilen ſüdweſtlich von Wehlau gelegen, hat 268 Häuſer und gegen 2300 Einwohner, die ſich zum großen Theile vom Ackerbau und dem Ertrage eines nicht unbedeutenden Viehſtandes nähren. Außerdem bieten ihnen noch Hutmacherei, Töpferei und Gerberei gute Erwerbsquellen.

Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807. Das Operationsobject des Generals Bennigſen, mit der ruſſiſchen Hauptarmee und einem preußiſchen Corps unter dem General l'Eſtocq, die auf der langen Linie an der Alle, Paſſarge, Nogat und der untern Weichſel in Cantonnirungen und Lagern ſtehende franzöſiſche Armee zu überfallen und einzeln zu ſchlagen, war in den erſten Tagen des Juni geſcheitert, und dem Kaiſer Napoleon war es dagegen gelungen, ſechs Corps in Oſtpreußen, das dritte (Davouſt), das vierte (Soult), das ſechſte (Ney), das achte (Mortier), das zehnte (Lannes), das Gardecorps und die Reſervecavalerie nicht nur in ſich ſchnell zu verſammeln, ſondern ihnen auch eine ſolche Direction zu geben, daß er ſich getrauen durfte, gegen Bennigſen die Offenſive zu ergreifen. Schon am 9. Juni wurde die unter dem Fürſten Bagrathion über Guttſtadt auf das linke Alleufer noch vorgeſchobene ruſſiſche Avantgarde bald zurückgeworfen, und als Napoleon darauf mit einigen Corps weiter vordrang, zog Bennigſen auch die übrigen bei Guttſtadt übergegangenen Truppen auf das rechte Ufer wieder zurück, um mit der ganzen Armee auf das linke bei Heilsberg hervorzubrechen, von wo ſeine Operation ausgegangen war, und ſie dort auf einem die Annahme einer Schlacht begünſtigenden Terrain aufzuſtellen. Napoleon griff ſie hier am 10. vergeblich an, weil er an dieſem Tage nur einen Theil ſeiner Armee hatte heranbringen können, und verſuchte ſich, obſchon am 11. faſt alle ſeine Corps in der Nähe von Heilsberg eingetroffen waren, nicht mehr an der dortigen ſtarken Stellung der Ruſſen. Wahrſcheinlich ſcheute er, in der Erinnerung an Eilau, die Opfer, die ihm dies hätte koſten können, und wollte auch abwarten, was Bennigſen etwa ferner unternehmen würde, um dann erſt einen Hauptſchlag gegen ihn zu führen, wenn eine beſſern Erfolg verſprechende Gelegenheit, als bei Heilsberg, ſich dazu darbieten würde. In der doppelten Abſicht, die Verbindung des auf beiden Ufern des Friſching, unweit Königsberg, ſtehenden l'Eſtocq'ſchen Corps — gegen welches Soult bereits mit dem vierten Armeecorps von der untern Paſſarge her aufgebrochen war — mit der ruſſiſchen Armee abzuſchneiden, ſowie letztere zu irgend einer Bewegung und, wo möglich, zum Aufgeben ihrer Stellung bei Heilsberg zu veranlaſſen, ließ Napoleon vorerſt das Corps Davouſt's am 11. gegen Mittag auf den Straßen von Landsberg und Eilau nach Königsberg hin vorrücken. Als deſſen Abmarſch im ruſſiſchen Hauptquartiere bemerkt wurde, machten die daſelbſt anweſenden preußiſchen Generalſtabsofficiere den Vorſchlag, mit den Koſaken und einem Corps der franzöſiſchen Armee in den Rücken und die linke Flanke zu fallen und mit der Hauptmaſſe gegen die Front der feindlichen einen

Digitized by Google

kräftigen Stoß zu verſuchen; Bennigſen hielt dies aber für zu gewagt, und hatte, den vom Kaiſer Alexander erhaltenen Inſtructionen gemäß, vor Allem den Geſichtspunkt im Auge, den General l'Eſtocq, der zu ſchwach war, um gegen zwei Armeecorps, die ihn bedrohten, Stand halten zu können, durch ein Hilfscorps ungeſäumt zu verſtärken. Ein vom General Kaminskoi befehligtes überſchritt dazu am 11. um 9 Uhr Abends bei Heilsberg die Alle, um nach Bartenſtein zu marſchiren, dort das linke Ufer des Fluſſes wieder zu gewinnen und über Eilau zu dem ſchon retirirenden l'Eſtocq'ſchen Corps zu gelangen.

Kaminskoi traf am 12. um Mittag bei Lamposch, ½ Meile jenſeit Eilau, ein, und wurde hier erſt, während er die ermüdeten Truppen etwas ruhen ließ, durch eine ſich nähernde ſtarke Colonne des Davouſt'ſchen Corps bedroht. Er warf ihr nur Reiterei entgegen, brach mit der Infanterie und Artillerie raſch wieder auf, wendete ſich rechts nach der friedland-königsberger Straße und entging dadurch einem bei der Überlegenheit des Feindes wahrſcheinlich nachtheiligen Gefechte, was den ihm vorgeſchriebenen Zweck ganz vereiteln konnte. Sonach kam er in der Nacht gegen 10 Uhr, nachdem er von Heilsberg aus einen Marſch von neun Meilen bei drückender Hitze und ſtarkem Gewitterregen binnen 22 Stunden zurückgelegt hatte, zu Uderwangen am rechten, von den Preußen noch beſetzten, Ufer des Friſching glücklich an.

Einige Stunden nach Kaminskoi's Abmarſche fing Bennigſen an, ſich mit der Hauptarmee auf das rechte Alleufer abzuziehen, und traf mit ihr am 12. Nachmittags vor Bartenſtein ein. Von hier aus ſchickte er den Großfürſten Conſtantin zum Kaiſer Alexander nach Tilſit, um ihm ſeine Lage zu ſchildern, und vorzuſtellen, daß er es nicht für rathſam habe halten können, noch eine entſcheidende Schlacht auf dem linken Alleufer zu liefern, wenngleich er ſich unglücklich fühle, die Blöße, welche Napoleon durch einen vom Davouſt'ſchen Corps ſchon begonnenen und wahrſcheinlich ſich fortſetzenden Linksabmarſch ſich geben werde, wegen Schwäche ſeiner Armee, beſonders an Infanterie, unbenutzt laſſen zu müſſen. Vor ſeinem Abmarſche hatte er zwiſchen zwei Operationsplanen noch geſchwankt. Der eine, ähnlich dem ſchon erwähnten, von preußiſchen Officieren vorgeſchlagenen, war: die Vertheidigung Königsbergs und des Pregels den Corps von l'Eſtocq und Kaminskoi ganz zu überlaſſen, die bisherige Verbindung der Armee mit den ruſſiſchen Grenzprovinzen über Inſterburg und Tilſit aufzugeben, ſelbige nach den Seegegenden und hinter die Angerapp hin zu verlegen und ſich zugleich mit einem noch am Narew ſtehenden Corps in ſichere Communication zu ſetzen. Dies vorausgeſetzt, ſollte ſofort eine Maſſe leichter Reiterei in den Rücken der Franzoſen geworfen und, wenn Napoleon daran ſich nicht kehrte, ſondern ſeine Operation nach Königsberg verfolgte, mit dem Gros der Armee in deſſen rechte Flanke gefallen werden. Es war dann anzunehmen, daß Napoleon bald genöthigt werden würde, ſich gegen Bennigſen zu wenden, und zugleich zu hoffen, daß man den Krieg werde in die Länge ziehen, die aus dem Innern Rußlands anrückenden Verſtärkungen, ſowie eine von Pommern her angekündigte Diverſion der Engländer und Schweden abwarten und hierauf zum Angriffe wieder übergehen können. Der zweite Operationsplan war: den Schutz von Königsberg den Generalen l'Eſtocq und Kaminskoi nur einſtweilen in die Hand zu legen, die Verbindung mit Beiden durch einen Rückmarſch längs dem rechten Alleufer auf Wehlau am Pregel ſchnellmöglichſt herzuſtellen; und, wenn dies geſchehen, mit ihnen zuſammen den Pregel bis zum Eintreffen friſcher Truppen aus Rußland zu vertheidigen. Bennigſen hatte ſich bei dem immer zweifelhaften Erfolge des erſtern Operationsplans für den letztern als den ſicherern entſchieden. Er konnte, wenn er ihn ausführte, jene Truppen um ſo eher aufnehmen, und, ſobald ſie angekommen, die Corps bei Königsberg um ſo kräftiger unterſtützen. Allerdings blieb es aber dabei noch ſehr ungewiß, ob es für den Fall, daß l'Eſtocq und Kaminskoi ſchon in den nächſten Tagen mit Überlegenheit angegriffen und zurückgeſchlagen würden, noch möglich ſein werde, Königsberg zu retten, da man verſäumt hatte, daſſelbe in einen nur einigermaßen vertheidigungsfähigen Zuſtand zu verſetzen. Napoleon hatte in der Nacht zum 12. den in größter Stille ausgeführten Abmarſch Bennigſen's gar nicht bemerkt; drei Pulks Koſaken cotoyirten ihn auf dem linken Alleufer; die letzten Truppen der Nachhut räumten Heilsberg erſt am 12. um 11 Uhr Vormittags und verbrannten dort und in der Nähe ſämmtliche Allebrücken. Die Dragonerdiviſion Latour-Maubourg und zwei leichte Reiterbrigaden unter dem General Lahouſſaye gingen den Ruſſen auf dem rechten Alleufer nach; ſie fanden erſt bei Lauterhagen auf dem halben Wege zwiſchen Heilsberg und Bartenſtein ernſtlichen Widerſtand, wo es zu einer bis zum Abend dauernden Kanonade kam, und kehrten am 13. gegen Mittag über Heilsberg zur Armee wieder zurück. Noch am 12. ließ Napoleon dem Corps von Davouſt die Garden und alle Cavaleriereſerven bis Eilau folgen; ebendahin wurde das erſte Corps (Bernadotte), von Victor commandirt, in Abweſenheit ſeines an einer bei Spanden erhaltenen Verwundung noch leidenden Befehlshabers, dirigirt, was bereits im Marſche nach Mehlſack (fünf Meilen ſüdweſtlich von Eilau) begriffen war; Ney mit dem ſechsten Corps rückte bis Eichhorn (auf dem halben Wege zwiſchen Heilsberg und Eilau) vor; Mortier mit dem achten bis vor Heilsberg. Die franzöſiſche Armee bewegte ſich durch die eingeſchlagene Richtung auf der Sehne des Bogens, den die ruſſiſche längs der Alle beſchreiben mußte, um hinter den Pregel zu gelangen. Sie konnte von Eilau aus gleichmäßig auf Königsberg marſchiren und Friedland vor den Ruſſen erreichen.

Um das Eine wie das Andere zu erzielen, ließ Napoleon am 13. die Marſchälle Soult und Davouſt, ſowie den Großherzog von Berg (Murat), mit vier Cavaleriediviſionen den Marſch gegen Königsberg fortſetzen; Lannes ging über Domnau gegen Friedland vor, und die ihm gefolgten Garden hielten ſich zwiſchen Eilau und Domnau, wo Victor erwartet wurde, in Bereitſchaft; eine ſächſiſche Infanteriebrigade blieb bei Heilsberg ſtehen. Unterdeſſen hatte Bennigſen den Marſch nach Friedland fortgeſetzt.

Digitized by Google

Von Schippenbeil (drei Meilen ſüdlich Friedland) aus ging am 13. Mittags der General Fürſt Demetri Gallizin mit 33 Schwadronen und 20 Geſchützen der Armee eiligſt voraus, und nach zwei Stunden folgte ihm noch der General Kollogriboff mit einer Infanteriediviſion. Gegen 6 Uhr Abends erreichte Gallizin die Gegend von Friedland, nahm vor der Stadt eine Cavaleriepatrouille vom Lannes'ſchen Corps gefangen, ging mit zwölf Schwadronen durch dieſelbe, vertrieb das jenſeits aufgeſtellte franzöſiſche neunte Huſarenregiment, und konnte von den dabei gemachten Gefangenen weiter Nichts erfahren, als daß das Lannes'ſche Corps vor Domnau bivouakire und die übrigen nach Königsberg marſchirt ſeien. Die Verfolgung des Huſarenregiments wurde hierauf eingeſtellt und die ruſſiſche Cavalerie poſtirte ſich vor Friedland gegen Poſthenen (¾ Stunde weſtlich Friedland) hin. Gegen 8 Uhr Abends kam Bennigſen an und befahl, daß die zuerſt ankommenden Truppen über die Alle gehen, um der vorgeſchobenen Cavalerie zum Repli zu dienen, und das iſolirt ſcheinende Lannes'ſche Corps, falls es gegen Friedland vorgehen ſollte, aufzuhalten. Da die Alle bis jetzt ſeinen Marſch ſo glücklich gedeckt hatte, und er entſchloſſen war, ſolchen längs dem rechten Ufer fortzuſetzen, ſo war ihm beſonders daran gelegen, den Hauptübergang bei Friedland zu behaupten. Zugleich gedachte er hier noch nähere Erkundigungen über die franzöſiſche Armee einzuziehen und ſeinen höchſt erſchöpften Truppen, welche zehn Tage hinter einander auf dem Marſche oder im Gefechte geweſen waren, einen Ruhetag zu gönnen, und es war jetzt noch keineswegs ſeine Abſicht, dort eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Es wurden ſofort zwei Pontonsbrücken ober- und unterhalb der hinter der Stadt ſchon ſtehenden Brücke geſchlagen, um die auf dem linken Alleufer aufgeſtellten Truppen, wenn ſie zurückgedrängt würden, ſchneller zurückziehen zu können, und da Bennigſen ſolche noch für zu ſchwach hielt, ließ er drei Nachts 11 Uhr angelangte Gardeinfanterieregimenter auch die Alle überſchreiten. Am 14. um 5 Uhr Morgens kam endlich die Tête der ruſſiſchen Hauptcolonne bei Friedland an, nachdem die am Tage vorher übergegangenen Regimenter ſchon ſeit faſt zwei Stunden mit der Vorhut des Lannes'ſchen Corps im Gefechte und dabei im Vortheile geweſen waren. Die Franzoſen zeigten nun Spitzen von Colonnen auf mehren Punkten; dies verleitete Bennigſen, immer mehr Truppen auf das linke Alleufer in dem Maße herüberzuziehen, als jene häufiger erkannt wurden, und ſo kam es, daß er nach und nach mit der ganzen Armee in eine Schlacht verwickelt wurde, die er anfänglich gar nicht gewollt hatte.

Das Schlachtfeld, was nun betreten werden ſollte, war durch das ſogenannte Mühlenfließ — einen Bach, der von dem ¼ Stunde hinter Poſthenen liegenden Dorfe Bocktheim her nach Oſten laufend in einen großen, nördlich vor Friedland ſich ausdehnenden, Teich und durch dieſen in die Alle fließt — in zwei Theile geſchieden. Der ſüdliche mußte für die Ruſſen von beſonderer Wichtigkeit werden, weil auf demſelben der ſortlacker Wald lag, welcher, wenn er vor ihnen von den Franzoſen ſtark beſetzt war, ihr Vorgehen auf dem etwa ¼ Stunde breiten freien Terrain zwiſchen demſelben und dem Mühlenfließe gegen Poſthenen faſt unausführbar machte. Der nördliche Theil wird nach Weſten hin durch den bocktheimer und den größern nördlich anliegenden georgenauer Wald begrenzt, welche beide den Ruſſen die annähernden Bewegungen der Franzoſen von Domnau her ganz verbargen. Je näher nach der Alle zu, je freier und ebener iſt das Terrain, nach Weſten hin aber von Hügeln, ſchmalen Rücken und Gründen durchſchnitten, welche verdeckte Stellungen ſehr begünſtigen.

Napoleon wußte am Abende des 13. nur, daß Bennigſen von Bartenſtein aus ein Corps zur Vereinigung mit den Preußen nach Königsberg hin detaſchirt habe, und daß ein anderer Theil der ruſſiſchen Armee auf dem rechten Ufer der Alle über Schippenbeil nach Friedland gezogen ſei; nicht aber war ihm bekannt, wohin der ſtärkere ſich gewendet habe, und er war daher noch im Zweifel, ob er mit den bei Eilau verſammelten Streitkräften die gegen Königsberg detaſchirten Corps unterſtützen, oder ſolche gegen die Alle verwenden ſollte. Erſt gegen Mitternacht erhielt er die Meldung von dem Übergange ruſſiſcher Truppen bei Friedland, und indem er nun der Anſicht war, daß es wol die Abſicht Bennigſen's ſein könne, von dorther auf dem linken Alleufer gegen Königsberg zu debouſchiren, befahl er dem Marſchall Lannes, von Domnau aufzubrechen und Alles anzuwenden, um jene Bewegung zu verhindern. Ihm folgte zur Unterſtützung der General Grouchy mit ſeiner Dragonerdiviſion, etwas ſpäter die Cuiraſſierdiviſion Nanſouty und dieſer das Mortier'ſche Corps. Lannes ſetzte mit dem ſeinigen den Marſch die Nacht hindurch fort, und der mit einer Grenadierdiviſion vorausgegangene General Oudinot beſetzte früh zwiſchen 2 und 3 Uhr das Defilé im bocktheimer Walde, durch welches die Straße von Domnau über Poſthenen nach Friedland führte. Seine Vorhut, die Brigade Ruffin, war nahe vor Friedland und noch in der Dunkelheit auf ruſſiſche Cavalerie geſtoßen, und nach einem kurzen Gefechte gezwungen worden, ſich, wie oben ſchon erwähnt, wieder zurückzuziehen; doch unternahmen hierauf die Ruſſen, durch die bisherigen Anſtrengungen erſchöpft und des Terrains noch unkundig, über eine Stunde lang weiter Nichts gegen die mehr und mehr ſich entfaltenden franzöſiſchen Truppen. Oudinot warf gleich nach ſeiner Ankunft im bocktheimer Walde zwei Bataillone in den ſortlacker Wald, die ſich in Tirailleure auflöſten; den größten Theil ſeiner Infanterie ſtellte er auf dem freien Terrain zwiſchen dieſem Walde und Poſthenen auf, was ſtark beſetzt wurde; ſechs Bataillone bildeten links von Poſthenen den linken Flügel. Letztere waren angewieſen, ſich links in kleinen Abtheilungen ſoweit als nur möglich auszudehnen; Schwärme von Tirailleuren, das hügelige Land, Gebüſche und hohes Getreide deckten die ſchwachen Colonnen, und die Geſchütze wurden nur in einzelnen Zügen da aufgepflanzt, wo ſie beſonders wirkſam ſein konnten. Durch dies Alles wurden die Ruſſen über die Stärke der franzöſiſchen Truppen getäuſcht und in der ſchon am früheſten Morgen gefaßten Meinung beſtärkt, daß im bocktheimer und georgenauer Walde große Maſſen verbor-

Digitized by Google

gen ſein möchten, und dieſe nur auf einen Angriff gegen die vorgeſchobenen Truppen warteten, um dann hervorzubrechen. Vorerſt beſchränkten ſie ſich darauf, mit mehren Jägerbataillonen in den ſortlacker Wald einzudringen, wo ein heftiges Tirailleurfeuer ſich entſpann, und die von den Franzoſen begonnene Kanonade nachdrücklich zu erwiedern. General Grouchy war um 3 Uhr Morgens im georgenauer Walde angekommen und rückte von da mit ſeiner Dragonerdiviſion als Reſerve hinter die Cavalerie des Lannes'ſchen Corps, welche ihren rechten Flügel an den nördlichen Saum des ſortlacker Waldes lehnte. Bis dahin waren von der franzöſiſchen Armee nur erſt 9000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavalerie eingetroffen, welche, mit Einſchluß des Terrains im ſortlacker Walde die lange Linie von beinahe einer halben Meile beſetzt hielten. Da die ruſſiſchen Jäger im Walde bis gegen 5 Uhr mehr und mehr zurückgedrängt worden waren, ſo ließ nun Lannes die Cavalerie ſeines Corps auf dem waldfreien Terrain gegen Friedland vorrücken. Dieſe warf die ihr entgegenkommende ruſſiſche zurück, wurde aber darauf durch eine überlegene, vom General Kollegriboff ihr entgegengeführte, in die Flucht geſchlagen. Zu ihrem Glücke war um 6 Uhr die holländiſche Cavaleriebrigade Freſia eingetroffen, die ſie aufnahm und mit ihr vereint die ruſſiſche Cavalerie wieder zurücktrieb. Während dieſes Gefechts hatte Grouchy bemerkt, daß die Ruſſen von ihrem rechten Flügel her mit einer ſtarken Truppenabtheilung von allen Waffen, und beſonders von Cavalerie, gegen Heinrichsdorf (¾ Stunde nordweſtlich Friedland, ½ Stunde nördlich Poſthenen) anrückten. Es ſtand zu befürchten, daß ſelbige von da in den naheliegenden georgenauer Wald eindringen, über die noch im Anmarſche begriffenen franzöſiſchen Truppen herfallen und ſie vom Lannes'ſchen Corps abſchneiden könnten. Grouchy dirigirte deshalb die eben von Domnau her Poſthenen ſich nähernde Cuiraſſierdiviſion Nanſouty links nach Heinrichsdorf, und führte ſelbſt ſeine Dragonerdiviſion eiligſt ebendahin noch voraus. Letztere wurde von einer noch ſtärkeren Cavaleriemaſſe in den georgenauer Wald getrieben und Heinrichsdorf von den Ruſſen beſetzt; als aber bald darauf die Cuiraſſierdiviſion und eine Infanteriebrigade herbeigekommen waren, brach ſie aus dem Walde wieder hervor, und das Dorf kam nach einem entſchloſſenen Angriffe von zwei Seiten her in die Hände der Franzoſen, was für ſie von großer Wichtigkeit war, indem ſie dadurch einen Stützpunkt für ihren linken Flügel gewannen. Die franzöſiſche Cavalerie warf nun die ruſſiſche auf ihre Infanterie zurück und poſtirte ſich vor Heinrichsdorf. Acht Uhr war herangekommen und Lannes ſtand jetzt mit 8000 Pferden, aber mit nicht mehr Infanterie, als vorher, den Ruſſen gegenüber. Das Tiraillement, beſonders im ſortlacker Walde, und das Kanonenfeuer längs der ganzen Front hatte bis dahin fortgedauert.

Die ruſſiſche Armee hatte bis 9 Uhr allmälig ihre Aufſtellung vorwärts Friedland zwiſchen dem Damerau (einem Holze ½ Stunde nördlich Friedland und gegen 1200 Schritte vor der Alle) und dem Dorfe Sortlack (¼ Stunde ſüdlich Friedland, dicht an der Alle und nahe dem ſortlacker Walde) eingenommen. Der rechte Flügel hielt den Damerau beſetzt und lehnte ſich links an das linke Ufer des Mühlenfließes. Auf ihm ſtanden vier Diviſionen unter dem General Fürſten Gortſchakoff und der größere Theil der Cavalerie unter den Generalen Uwaroff und Gallizin; auf dem linken Flügel, der ſeinen rechten an das rechte Ufer des Mühlenfließes lehnte, befanden ſich zwei Diviſionen mit einer Avantgarde unter dem Fürſten Bagrathion, ſowie ein Theil der Cavalerie unter Kollogriboff. Ein Theil der Cavalerie des rechten Flügels war hinter demſelben in Reſerve geblieben. Die ganze Infanterie ſtand in zwei Treffen; im erſten die erſten und dritten Bataillone in Linie, die zweiten Bataillone in Colonne hinter den Intervallen; im zweiten Treffen ſtanden ſämmtliche Regimenter in Bataillonscolonnen hinter den dritten Bataillonen der vordern Linie. Der größere Theil der Koſaken befand ſich auf dem rechten Flügel der Liniencavalerie in und um den Damerau. Die etwa 3000 Jäger der Avantgarde tiraillirten im ſortlacker Walde, unterſtützt durch zwei Bataillone, fünf Schwadronen und vier Geſchütze; zur Gemeinſchaft zwiſchen beiden Flügeln waren vier Bockbrücken über das Mühlenfließ erbaut. Auf dem rechten Flügel waren hinter Friedland eine Diviſion, 20 Schwadronen, der Hetman Platoff mit einem fliegenden Corps und ein Theil der Artillerie zurückgeblieben. Batterien beſchützten die Pontonsbrücken über die Alle. Auch war auf dem rechten Ufer für den Fall eines Rückzuges des rechten Flügels eine zwölfpfündige Batterie bei Kloſchenen (dicht an der Alle, ¼ Stunde nördlich Friedland) aufgepflanzt. Im Ganzen waren 46,000 Mann auf das linke Ufer übergegangen. Bennigſen hielt ſie für ausreichend, weil er immer noch in der Meinung ſtand, daß Napoleon mit dem größern Theile ſeiner Armee nach Königsberg aufgebrochen ſei. Den Marſch nach Wehlau hatte er noch keineswegs aufgegeben; Alles war dazu vorbereitet, und zu deſſen Sicherung waren ſchon am früheſten Morgen Detaſchements nach Großwohnsdorf und Allenburg an der Alle vorausgeſchickt worden, die ſpäter durch ein Cavalerieregiment, drei Infanterieregimenter und einige Batterien noch verſtärkt wurden. Nachdem bis gegen 9 Uhr von der ruſſiſchen Armee gar Nichts war unternommen worden, was zu einer Entſcheidung führen konnte, rückte ſie nun auf allen Punkten gegen 1000 Schritte weit und zugleich ihre Cavalerie des rechten Flügels gegen Heinrichsdorf vor. Jetzt begann ein hitziges Gefecht zwiſchen ihr und der franzöſiſchen, was diesſeit und jenſeit Heinrichsdorf längere Zeit hin und her wogte und, nachdem noch zwei Cavaleriebrigaden von Domnau angelangt und auch die holländiſche vom rechten Flügel herbeigeholt worden war, zuletzt zum Nachtheile der Ruſſen ſich wendete. Noch vorher hatte ſich das Mortier'ſche Corps dem Schlachtfelde genähert, und von der zugehörigen vorausgeeilten Diviſion Dupas war bald nach jenem Cavaleriegefechte eine gegen Heinrichsdorf vorgedrungene Infanteriemaſſe in die Stellung, die ſie verlaſſen hatte, zurückgewieſen worden. Um 10 Uhr traf endlich die längſt erwartete Diviſion Verdier des Lannes'ſchen Corps ein, worauf die Franzoſen 40,000 Mann ſtark wa-

Digitized by Google

ren. Lannes theilte die Diviſion in zwei mobile Colonnen, und beſtimmte die eine dazu, das von 9 Uhr an im ſortlacker Walde verlorene Terrain wieder zu gewinnen, die andere, um auf dem linken Flügel überall Colonnen zu zeigen und dadurch die Ruſſen glauben zu machen, daß ihre Gegner ſtärker ſeien, als ſie eigentlich waren.

Während dies Alles ſich begeben hatte, und auch noch einige Zeit nachher, waren von Lannes Meldungen über Meldungen an Napoleon abgeſchickt worden, ſowol um den Marſch der zum Nachrücken ſchon beſtimmten Truppenabtheilungen zu beſchleunigen, als auch, um den Kaiſer von der Gefahr zu unterrichten, in der die bis dahin angekommenen ſich befunden hatten und anſcheinend noch ſchwebten. Nach 10 Uhr war ſie für die Franzoſen eigentlich gar nicht mehr vorhanden. Sie konnten ſich auf dem innehabenden Terrain, was ihnen viele Vortheile gegen die Ruſſen bot, wol getrauen, einen Angriff ruhig abzuwarten, und ſelbſt hoffen, ihn zurückzuſchlagen; Lannes überſchätzte aber wahrſcheinlich die Stärke ihrer Truppen; auch konnte er die auf dem rechten Alleuſer etwa noch verſammelten nicht überſehen und hatte keine Kunde von ihrer Anzahl erhalten können. Nach dem letzten Gefechte bei Heinrichsdorf blieben die Ruſſen in der von ihnen genommenen zweiten Stellung unbeweglich ſtehen, und außer fortgeſetztem Tirailleur- und Kanonenfeuer, was bald heftiger, bald ſchwächer war, oder da und dort ganz aufhörte, geſchah von beiden Seiten gar Nichts. Bennigſen, immer noch eine Schlacht nicht ernſtlich beabſichtigend, hielt es der Waffenehre zuwider, ungezwungen zurückzugehen; er wollte die Dunkelheit der Nacht abwarten, um dann ungeſtörter abziehen und den Marſch nach Wehlau fortſetzen zu können.

Napoleon hatte den erſten ihm am Morgen des 14. durch Oudinot vom Schlachtfelde her erſtatteten Bericht über die wahrſcheinliche Verſammlung der ganzen ruſſiſchen Armee vor und hinter Friedland um ſo ungläubiger aufgenommen, als ein früherer von Lannes dies nicht vermuthen ließ und er auch beim Eingange jenes Berichts noch ohne Nachricht von Latour-Maubourg war, der den Auftrag gehabt die Ruſſen auf dem rechten Alleuſer zu verfolgen. Erſt nachfolgende Meldungen von Mortier und Lannes beſtimmten ihn dazu, auf der Stelle das Corps von Ney, darauf die Garden und nach dieſen das in der Nacht eingetroffene erſte Corps (Victor) gegen Friedland in Bewegung zu ſetzen, und auf einen letzten Bericht des Marſchalls Lannes ließ er endlich dieſen Corps die vor Kurzem wieder zurückgekehrte Dragonerdiviſion Latour-Maubourg und die beiden leichten Reiterbrigaden unter Lahouſſaye vorauseilen. Er ſelbſt erreichte das Schlachtfeld noch etwas vor Mittag und recognoſcirte die Stellung der Ruſſen von mehren Punkten aus. Er hielt ſie für mehr als 80,000 Mann ſtark, ein Beweis, wie ſchwer es auch dem geübteſten Feldherrnblicke iſt, eine größere, weitausgedehnte Armee nur nach dem Augenmaße richtig zu ſchätzen, und erkannte ſehr bald den Punkt, deſſen Gewinn die Schlacht, die er nun zu liefern entſchloſſen war, zu ſeinen Gunſten entſcheiden mußte. Dieſer war Friedland. Waren von den Ruſſen dort keine andern Übergänge vorbereitet worden als die, über welche man ſie am Morgen hatte defiliren ſehen, ſo kam es nur darauf an, ihren linken Flügel mit einer überlegenen Truppenzahl zurückzuwerfen, was der ſortlacker Wald, deſſen größern Theil die Franzoſen ſchon im Beſitze hatten, ſehr begünſtigte, und ſchnell gegen Friedland vorzudringen. Der rechte Flügel der Ruſſen konnte dann ſeine Stellung nicht mehr behaupten und war genöthigt, den Rückzug über die Alle anzutreten. In dieſem Sinne gab Napoleon um 2 Uhr Nachmittags folgende Diſpoſition:

Der Marſchall Ney übernimmt den rechten Flügel und lehnt ſich links an die gegenwärtige Aufſtellung des General Oudinot (im ſortlacker Walde und links vorwärts Poſthenen); der Marſchall Lannes bildet das Centrum (links von Poſthenen und vorwärts) und concentrirt die Diviſionen ſoviel als möglich, ſodaß er ſich in zwei Treffen aufſtellen kann; der Marſchall Mortier bildet den linken Flügel, welcher beim Beginne des Angriffs nicht mit vorgeht; die Bewegung muß von unſerm rechten Flügel anfangen und der linke Flügel der Drehpunkt ſein; der General Grouchy, mit der Cavalerie des linken Flügels, manoeuvrirt, um dem Feinde ſoviel Schaden zuzufügen als möglich, wenn derſelbe durch den lebhaften Angriff unſers rechten Flügels genöthigt werden ſollte, den Rückzug anzutreten; der General Victor bildet die Reſerve. Er ſtellt ſein Corps, ſowie auch die Garde zu Fuß und zu Pferde vor Poſthenen auf; die Diviſion Latour-Maubourg tritt unter die Befehle des Marſchalls Ney; die zwei leichten Reiterbrigaden Lahouſſaye unter die des General Victor; der Kaiſer wird ſich bei der Reſerve im Centrum aufhalten; man muß fortgeſetzt den rechten Flügel vornehmen und dem Marſchall Ney die Initiative der Bewegung belaſſen, er wird vom Kaiſer den Befehl zum Antreten erhalten; in dem Augenblicke, wo der Marſchall Ney den Angriff beginnt, verdoppelt die Artillerie auf der ganzen Front der Armee ihr Feuer in einer denſelben begünſtigenden Richtung. Nach dieſer Diſpoſition war das Centrum vor und nahe bei Poſthenen vorzüglich ſtark beſetzt und es konnten aus ihm, wo nöthig, der eine oder der andere Flügel mit Truppen möglichſt ſchnell unterſtützt werden.

Immer noch war Napoleon, obſchon er wol 85,000 Mann mit Einſchluß von 17,000 Reitern beiſammen hatte, im Zweifel, ob er den Ruſſen gewachſen ſein würde. Er konnte nicht begreifen, was ſie mit ihrer ſonderbaren Aufſtellung, die Alle ſo nahe im Rücken, im Sinne haben könnten, und, indem er vermuthete, daß ſie noch irgendwo bedeutende Reſerven aufgeſtellt haben, oder ſolche erwarten möchten, ſchickte er faſt alle ſeine Umgebungen nach mehren Richtungen hin aus, mit dem Auftrage, jede etwa darauf zielende feindliche Bewegung zu erſpähen. Auch ließ er noch Nachmittags um 3 Uhr dem gegen Königsberg dirigirten Großherzog von Berg ſchreiben: Er ſolle ſofort mit dem Corps von Davouſt und zwei Cuiraſſierdiviſionen gegen Friedland aufbrechen und hoffe, daß er mit dieſen Truppen am 15. Nachts 1 Uhr auf dem Schlachtfelde werde erſcheinen können; die Abſicht des Feindes ſcheine zu ſein, für heute (am 14.) nur eine lebhafte Ka-

Digitized by Google

nonade fortzuſetzen, am folgenden Tage aber die Offenſive zu ergreifen. Bis gegen 5 Uhr hatten die Ruſſen, obſchon ihre Reihen durch das Geſchützfeuer der Franzoſen ſich immer mehr gelichtet, noch gar keine Bewegung gemacht, um ſich aus ihrer mislichen Stellung zu ziehen, und bei Napoleon waren nirgendsher Nachrichten eingegangen, welche darauf ſchließen ließen, daß ihnen noch Verſtärkungen zukommen könnten. Daher ſäumte er nun nicht länger, zum Angriffe zu ſchreiten, der ihm unter dieſen Umſtänden nur Sieg verſprechen ließ.

Eine dreimalige ſchnell hinter einander abgegebene Salve einer Batterie von 20 Geſchützen war das Signal dazu, und das hinter dem ſortlacker Walde formirte Ney'ſche Corps ging darauf vorwärts. Die darin vorgedrungenen ruſſiſchen Truppen mußten bald der Übermacht weichen und gegen 6 Uhr trat das Corps in Diviſionsmaſſen aus dem Walde, dem Dorfe Sortlack gegenüber, heraus. Die rechte Flügeldiviſion Marchand ſuchte nun den linken Flügel der Ruſſen, ſich rechts ſchiebend, zu umgehen; die Diviſion Biſſon folgte ihr links in Echelons. Die erſtere Diviſion jagte die Schwärme der ruſſiſchen Jäger vor ſich her und zum Theil ſowol bei Sortlack als unterhalb in die Alle. Darauf ſchwenkte ſie links und kam, nachdem ſie gegen 2000 Schritt weit in der Richtung auf Friedland raſch vorwärts gegangen war, wiederum am Thalrande des Fluſſes an, der dort einen großen, nach Weſten ausgebenden, Bogen macht. Hier wurde ſie, noch iſolirt ſtehend, in der Front und der rechten Flanke durch einen Kartätſchenhagel, nach Angabe franzöſiſcher Berichte von Batterien auf dem rechten Alleufer, überſchüttet, der ſie in Unordnung brachte. Der General Kollogriboff benutzte dieſen günſtigen Moment und ſtürzte ſich mit der Cavalerie in die linke Flanke der Diviſion, die eine gänzliche Niederlage erlitten haben würde, wenn nicht auf Ney's Befehl Latour-Maubourg mit ſeiner Dragonerdiviſion und einem ſächſiſchen Cuiraſſierregimente herbeigeeilt wäre. Letzteres gab jetzt den Ausſchlag, und die ruſſiſche Cavalerie wurde mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Fürſt Bagrathion ließ nun den ganzen linken Flügel der ruſſiſchen Armee allmälig zurückgehen und eine concentrirte Stellung ungefähr 1000 Schritt vor Friedland auf der rechts vom Mühlenfließe und Mühlenteiche links von der Alle begränzten und nach der Stadt hin immer ſchmaler werdenden Landzunge nehmen. Das Ney'ſche Corps entwickelte ſich ihm gegenüber und ſo, daß ſein linker Flügel an die Alle gelehnt und der rechte nach dem ſortlacker Walde zu zurückgebogen war, um weniger durch das ihm ſchon verderblich gewordene Artilleriefeuer vom rechten Alleufer her zu leiden. Während des Gefechts, was Ney zu beſtehen gehabt, hatte Napoleon zu deſſen Rückhalt das erſte Corps (Victor) auf dem freien Terrain zwiſchen dem Mühlenfließe und ſortlacker Walde nachrücken laſſen; die Diviſion Dupont und Brigade Dürosnel von demſelben waren ihm noch vorausgegangen. Das Ney'ſche Corps trat, ſobald es ſich formirt hatte, zum zweiten Angriffe der Ruſſen an, wurde aber, ganz in ihre Nähe gekommen, von einem ſo furchtbaren Kartätſchen- und Gewehrfeuer empfangen, daß es bald anfing wankend zu werden. Die ruſſiſche Cavalerie, dies gewahrend, war theils im Grunde des Mühlenfließes verdeckt herangekommen, theils hatte ſie ſich an der Alle hingezogen und brach gleichzeitig und im vollen Laufe in die ſchon in Unordnung gerathene franzöſiſche Infanterie von zwei Seiten her ein. Das Ney'ſche Corps wurde vollſtändig geworfen und ergriff die Flucht. Da traf noch rechtzeitig die Diviſion Dupont ein; etwas ſpäter die hinter dem Corps aufgeſtellt geweſene Dragonerdiviſion Latour-Maubourg und zuletzt die Cavaleriebrigaden unter Lahouſſaye, ſowie die Brigade Durosnel. Dieſe Truppen ſchlugen vereint die feindliche Cavalerie theils über das Mühlenfließ, theils bis an die ruſſiſche Infanterie wieder zurück, welche durch erſtere durchbrochen und zum Theil zum Fliehen mit fortgeriſſen wurde. In der Zwiſchenzeit hatte der General Senarmont 36 Geſchütze vom erſten Corps vor dem rechten Flügel des Ney'ſchen verſammelt, mit welchen er zuerſt die ruſſiſche Artillerie auf dem rechten Alleufer zum Schweigen brachte und hierauf auf 600, dann auf 300 Schritt an die dichten ruſſiſchen Maſſen herauffuhr, die nun auch von der geſammten Ney'ſchen Artillerie flankirt wurde. Das zuſammenwirkende Feuer ſo vieler Geſchütze vollendete die Auflöſung der ruſſiſchen Infanterie. Noch einmal verſuchte ihre Cavalerie hervorzubrechen, konnte aber nicht Stand halten. Die Diviſion Dupont und das wieder formirte Ney'ſche Corps verfolgten auf das Lebhafteſte die mit Haſt den Übergängen auf das rechte Alleufer in und bei Friedland ſich zudrängenden Truppen Bagrathion's, und um 8 Uhr gerieth die Stadt ohne großen Widerſtand in die Hände der Franzoſen. Noch vorher hatten die Ruſſen mehre Gebäude angezündet, wodurch der Brand der anliegenden Brücken zu ihrem Nachtheile noch früher bewirkt wurde, als ſie es gewollt hatten. Napoleon hatte ſeinen Hauptzweck erreicht; die Schlacht war ſo gut wie gewonnen, und das, was auf dem linken Ufer des Mühlenfließes während des Kampfes auf dem rechten vorging, trug nur dazu bei, ſeinen Sieg noch vollſtändiger zu machen.

Nach des Kaiſers Dispoſition ſollte der franzöſiſche linke Flügel nicht eher angreifen, als bis der rechte Friedland genommen haben würde. Lannes und Mortier blieben daher, während Ney im Gefechte war, unbeweglich halten und ſetzten nur das Kanonenfeuer fort. Fürſt Gortſchakoff that daſſelbe mit dem ruſſiſchen rechten Flügel trotz wiederholter Befehle Bennigſen's zum Rückzuge. Ja er ging ſelbſt gegen 7 Uhr Abends, um die franzöſiſchen Streitkräfte vom linken Flügel abzuziehen, zur Offenſive über. Dazu ſchickte er alle Koſaken in den Rücken des rechten Flügels der Franzoſen, griff mit der Liniencavalerie die von Grouchy in der Fronte an, warf dieſe über den Haufen, ſteckte mit der Artillerie Heinrichsdorf in Brand und avancirte darauf mit der ganzen Infanterie. Napoleon hatte dies kaum bemerkt, als er mit allen ſeinen Garden eiligſt herbeikam; ein kurzes Gefecht fand nun noch ſtatt, deſſen Ausgang war, daß Gortſchakoff gezwungen wurde in die Stellung zurückzugehen, die er zu allererſt in der Nähe der Alle eingenommen hatte. Hier durch Ney's und Victor's Artillerie in der linken Flanke beſtri-

Digitized by Google

chen, entſchied er ſich erſt zwiſchen 8 und 9 Uhr zum Rückgange über die Alle bei Friedland. Seine Cavalerie blieb noch unverrückt vor der Infanterie zu ihrer Deckung halten; der linke Flügel der Letztern drang mit dem Bayonnet in die Stadt ein, warf die Franzoſen heraus, konnte ſich aber darin nicht behaupten. Bei Friedland kam noch ein Theil der Infanterie über die untere Brücke; da dieſe aber in der Verwirrung zu zeitig abgebrannt wurde, ſo drängte und ſtopfte ſich die größere Maſſe davon, ſowie auch viele Artillerie nach der Furth von Kloſchenen hin zuſammen, mittels welcher beide von Cavalerie beſchützt das rechte Alleufer zu erreichen ſuchten. Sie erlitten dabei große Verluſte durch die franzöſiſche Artillerie. Nur mit der Queue der ruſſiſchen Infanterie kam es zum Handgemenge. Viele davon wurden in die Alle geſprengt und fanden in ihr den Tod. Darüber war die Nacht eingebrochen. Die Mehrzahl der Batterien und die ruſſiſche Cavalerie zum kleinern Theile entkam durch die Alle bei Kloſchenen, der größere und die übrigen Batterien marſchirten unter dem General Lambert auf dem linken Alleufer abwärts nach Allenburg, wo ſie ſich unangefochten mit der Armee wieder vereinigten.

Bennigſen hatte den Fehler gemacht, das Lannes'ſche Corps nicht gleich am frühen Morgen über den Haufen geworfen zu haben. Er hatte dazu Kräfte genug, hätte in deſſen Flucht ſelbſt das Mortier'ſche Corps mit verwickeln und darauf den Marſch nach Wehlau, der in ſeinem Plane lag, ungeſtört fortſetzen können. Statt deſſen dachte er aber nur daran, ſeinen ermüdeten Truppen Ruhe zu gönnen, die ſie auf dem rechten Alleufer ſicherer gefunden haben würden, und erſt an den Rückzug, als er dem heftigſten Angriffe eines weit überlegen gewordenen Feindes nicht mehr entgehen konnte. Die Maßnahmen des Marſchalls Lannes beim Beginne der Schlacht für ein hinhaltendes, den Anfangs ungleich ſtärkeren Gegner immer beſchäftigendes Gefecht waren ſo vortrefflich, daß ſie als Muſter aufgeſtellt werden können und ihnen unter ähnlichen Umſtänden kaum ein zweites Beiſpiel an die Seite zu ſetzen iſt. Napoleon's einfacher, aber ſicher zum Ziele führender Schlachtplan charakteriſirt den großen Feldherrn. Die Ruſſen waren durch ihn in eine nachtheilige Stellung gebracht, bevor er noch ausgeführt wurde und nur ihre ausgezeichnete Tapferkeit bewahrte ſie vor einer noch ſchlimmern Niederlage.

Nach Berichten der Ruſſen belief ſich ihr Verluſt auf 8000 Mann, zehn Regiments- und ſechs Poſitionskanonen, die der Franzoſen ſteigern ihn auf mehr als das Doppelte. Die Generale Maſowski und Sukin der Erſte blieben auf dem Platze, keiner von den Franzoſen, vier ruſſiſche Generale waren verwundet. Die Franzoſen zählten nach ihren Angaben 1020 Todte, 10,051 Verwundete und 433 Vermißte, wovon 4118 Mann auf das Lannes'ſche Corps kommen; wahrſcheinlich aber iſt ihr Verluſt noch größer geweſen. Ein Adler des 15. Regiments wurde unweit Heinrichsdorf von den Ruſſen erbeutet. Gefangene wurden von beiden Seiten nur wenige gemacht.

Napoleon ſchritt erſt am 15. Morgens mit zwei Cavaleriediviſionen und einem Huſarenregimente zur Verfolgung der Ruſſen, die ſchon über den Pregel gegangen waren, als ſie von den Franzoſen bei Wehlau erreicht wurden. Bennigſen zog hierauf die Corps von l'Eſtocq und Kamenskoi, die Königsberg und die Umgegend geräumt hatten, an ſich und ſetzte mit ihnen den Rückzug bis hinter die Memel bei Tilſit fort, wo am 21. Juni ein Waffenſtillſtand und am 9. Juli Friede geſchloſſen wurde. (*Heymann.*)

FRIEDLAND (andere Örter dieſes Namens). 1) Im bunzlauer Kreiſe von Böhmen am Wittich an der Grenze der Oberlauſitz und Schleſiens, merkwürdig wegen ſeines ehemaligen Beſitzers Wallenſtein, der es gekauft und mit ſeinen übrigen bedeutenden Beſitzungen in Böhmen vereinigt hatte. Der Kaiſer ernannte dieſe Herrſchaft zu einem Herzogthume. Als erledigtes Lehen fiel ſie nach Wallenſtein's Tode dem Kaiſer wieder zu, und von ihm erhielt ſie Graf Gallas erbeigenthümlich, und die Grafen Clam Gallas ſind noch im Beſitze. Friedland iſt eine Fabrikſtadt mit etwa 3000 Einwohnern. Das zum Theil ſehr alte Schloß enthält mancherlei Sehenswürdiges an teutſchen Alterthümern, auch ein Originalgemälde Wallenſtein's.

2) Provinz Brandenburg im Kreiſe Lübben, unweit des Schwielungſees, ein offenes Städtchen mit einem Juſtizamt und gegen 900 Einwohnern.

3) In Schleſien, Regirungsbezirk Oppeln im falkenbergiſchen Kreiſe, Marktflecken an der Steinau mit 700 Einwohnern

4) Im Regirungsbezirk Breslau, im waldenburgiſchen Kreiſe, Stadt mit etwa 1000 Einwohnern, welche Garn- und Leinwandhandel treiben.

5) Provinz Preußen, Kreis Teutſchkrone, Märkiſch-Friedland, eine kleine offene Stadt mit 2300 Einwohnern, unter denen viele Juden, in einer fruchtbaren Gegend auf einem Berge gelegen, an deſſen Fuße drei fiſchreiche Seen ſind.

6) Preußiſch-Friedland, in der Provinz Preußen, Kreis Schlochau, an der Dobrinka in einer fruchtbaren Gegend gelegen, mit 1600 Einwohnern, hat bedeutende Tuchfabriken, Korn- und Malzhandel, Brauerei und Brennerei. Es iſt daſelbſt ein Kreisamt, und Land- und Stadtgericht.

7) Im Hannöveriſchen im Fürſtenthum Calenberg, an der Leine, an der heſſiſchen Grenze, Amt- und Pfarrdorf, mit gutem Flachs- und Getreidebau.

8) Im Meklenburgiſchen, in der Herrſchaft Stargard mit 4000 Einwohnern, hat ein Gymnaſium.

9) Marktflecken in Mähren, Kreis Ollmütz, Herrſchaft Eulenberg. (*H.*)

FRIEDLÄNDER (David), geb. am 6. Dec. 1750 zu Königsberg, wo ſein aus Schleſien ſtammender Vater israelitiſcher Abkunft ſeit 1739 einen Manufacturhandel betrieb, und durch unbeſcholtene Redlichkeit ſich das Vertrauen ſeiner Mitbürger und allgemeine Achtung erworben hatte. Er war zugleich ein Mann von vorzüglichen Geiſtesfähigkeiten. Dem Studium des Talmud und der Rabbinen, das er ſchon zu Prag unter der Leitung des nach-

Digitized by Google

herigen Oberrabbiners Eibeſchütz in Hamburg mit großem Eifer betrieben hatte, widmete er auch in Königsberg ſeine Mußeſtunden. In den letzten Jahren ſeines Lebens las er auch gern teutſche Bücher, vor allen Leſſing's und Herder's Schriften. Auch ſeinen Kindern, für deren Erziehung er redlich ſorgte und ihnen ein Vorbild der ſtrengſten Sittlichkeit war, ſuchte er die Liebe zu den Wiſſenſchaften einzuflößen. Seinem Vater verdankte daher Friedländer, wie er in ſpätern Jahren ſelbſt geſtand, den größten Theil ſeiner Bildung. Wichtig ward für ihn aber auch in ſeiner Jugend das angeknüpfte Freundſchaftsverhältniß mit dem Lehrling eines königsberger Handelshauſes, der, ſpäterhin der Medicin ſich widmend, zu Kant's Lieblingsſchülern gehörte, und durch den auch Friedländer mit dem königsberger Weltweiſen bekannt ward. Jener Lehrling war der nachher ſo berühmt gewordene Profeſſor Marcus Herz in Berlin. Nur durch Geſpräche mit ſeinem Freunde ward Friedländer mit den Wiſſenſchaften vertraut. Ein eigentlicher Unterricht darin ging ihm ab. Er hatte ſich dem väterlichen Gewerbe gewidmet, das den größten Theil ſeiner Zeit in Anſpruch nahm, und ihn nöthigte, faſt ſechs Monate auf Meſſen zuzubringen. Als er ſpäterhin, im 50. Lebensjahre, ſeinen Handel aufgab, beſchäftigte ihn die Sorge für eine zahlreiche Familie. Seinen bisherigen Aufenthalt in Königsberg vertauſchte er mit Berlin. Von dem entſchiedenſten Einfluſſe für ſeine geiſtige und ſittliche Bildung war dort der vertraute Umgang mit Moſes Mendelsſohn. Ein inniges Freundſchaftsverhältniß, das 15 Jahre ununterbrochen fortdauerte, kettete ihn an jenen philoſophiſchen Kopf und ſcharfſinnigen Denker, mit dem er faſt täglich in Berührung kam. Aus den wiſſenſchaftlichen Geſprächen mit ſeinem Freunde und aus eigener Beobachtung ſchöpfte Friedländer reiche Belehrung. Durch Mendelsſohn ward er auch mit andern ausgezeichneten Männern Berlins bekannt. Spalding, Teller, Meierotto u. A. würdigten ihn ihrer Freundſchaft. Einen vorzüglichen Beweis ſeiner Achtung gab ihm Engel, indem er ihm die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften widmete [1]). Zu dieſen Freundſchaftsverhältniſſen trat für Friedländer noch ſein in jeder Beziehung glückliches Familienleben. Seine Gattin, eine geborne Itzig, war eine durch Geiſt und Herz ausgezeichnete Frau, die bis zu ihrem Tode (1814) 42 Jahre hindurch ſein Leben vielfach erheiterte. Er hatte mit ihr zwei Söhne erzeugt, die er in den von ihm ſelbſt befolgten Grundſätzen der Tugend und Moral erzog. Einer ſeiner Neffen, Michael Friedländer (ſ. den folgenden Art.), lebte zu Paris, geſchätzt als praktiſcher Arzt [2]). Einen Beweis der allgemeinen Achtung, die er ſich während eines längern Aufenthaltes in Berlin erworben hatte, erhielt Friedländer, als er durch die Wahl ſeiner Mitbürger zum Stadtrath ernannt ward. Er legte dieſe Stelle in ſpätern Jahren nieder. Früher war er Aſſeſſor bei dem königl. Manufactur- und Commerzcollegium geweſen. Er ſtarb in hohem Alter am 26. Dec. 1834.

Friedländer war in mehrfacher Beziehung als Menſch und Gelehrter ein achtungswerther Mann. Die Entwickelung ſeines Geiſtes und ſeiner wiſſenſchaftlichen Fortſchritte hat er ſelbſt in ſeinem „Sendſchreiben an Teller" (Berlin 1799.) auf anziehende Weiſe geſchildert. Der Religion ſeiner Väter blieb er unverbrüchlich treu. Wie in früher Jugend, galten ihm auch in höherem Lebensalter die heiligen Urkunden immer als die Hauptquelle der Tugenden und Geſinnungen, die den Menſchen wahrhaft ehren. Nach ſolchen Anſichten lag ihm Nichts näher als die religiöſe und ſittliche Bildung ſeiner Glaubensgenoſſen. Für ſie war er aber auch noch in anderer Hinſicht thätig, indem er mehrmals zu ihrem Schutz und zur Vertheidigung ihrer Rechte ſeine Stimme erhob. Als Generaldeputirter ſämmtlicher Judenſchaften in den preußiſchen Staaten gab er 1798 zu Berlin wichtige Actenſtücke über die Reform der jüdiſchen Colonien heraus. In den Jahren 1806—1812 bekleidete er die Stelle eines Älteſten der berliner Judenſchaft, für die er das Bürgerrecht auswirkte. Die neue Organiſation der Judenſchulen im J. 1812 veranlaßte ihn, in einer eignen Schrift auf die Nothwendigkeit einer Reform des israelitiſchen Cultus in den Synagogen, ſowie des geſammten Unterrichts- und Erziehungsweſens der Jugend hinzuweiſen. Im J. 1818 erſchienen von ihm „Reden, der Erbauung des israelitiſchen Volks gewidmet" [3]). Eine ähnliche Tendenz hatten ſeine, bereits mehre Jahre früher (1786) herausgegebenen „Gebete der Juden für das ganze Jahr, von erklärenden Anmerkungen und einer Vorerinnerung über das Gebet begleitet [4]). Zweckmäßige Vorſchläge enthält die von Friedländer verfaßte Schrift: „Über die Verbeſſerung der Israeliten im Königreich Polen." (Berlin 1819.) In die Form eines Sendſchreibens an Eliſe von der Recke kleidete Friedländer ſeinen „Beitrag zur Geſchichte der Verfolgung der Juden im 19. Jahrh." (Berlin 1820.) Gegen grundloſe Beſchuldigungen von einzelnen Schriftſtellern vertheidigte er in dieſem Werke ſeine Glaubensgenoſſen. Ihr religiöſes und moraliſches Intereſſe, das ihm ſtets am Herzen lag, berückſichtigte Friedländer noch in ſeiner letzten, vom Profeſſor W. T. Krug in Leipzig 1823 herausgegebenen Schrift: „An die Verehrer, Freunde und Schüler Jeruſalem's, Spalding's, Teller's, Herder's und Löffler's." Dieſe Schrift geſtattet zugleich tiefe Blicke in das Weſen ſeiner eigenen religiöſen Überzeugung. Außer einem Leſebuch für jüdiſche Kinder, mit welchem er 1779 ſeine literariſche Laufbahn eröffnete, iſt unter Friedländer's früheſten Schriften ſeine Überſetzung des Predigers Salomo bemerkenswerth, die er, nebſt einer Abhandlung über den beſten Gebrauch der Bibel in pädagogiſcher Hinſicht zu Berlin 1788 herausgab. Aus dem Phädon ſeines Freundes Moſes Mendelsſohn veranſtaltete er zu Berlin 1787 einen Auszug, begleitet von einer hebräiſchen Vorrede. Mehre Aufſätze von Friedländer, in der Zeitſchrift Jedidja mitgetheilt [5]), ſind auch einzeln wieder abgedruckt worden,

1) Berlin 1801—1806. 12 Bde. 2) In dem Neuen Nekrolog der Teutſchen (Jahrgang II. Heft 2. S. 749 fg.) hat Friedländer ſeinem Neffen ein biographiſches Denkmal geſtiftet.

3) Berlin 1808. Erſte Rede: „Religion und Vernunft." Zweite Rede: „Über Aufklärung in der Religion." 4) Friedländer ließ dieſe Schrift mit hebräiſchen Lettern drucken. 5) Im 1. Bde.: Rede vor einer Geſellſchaft gebildeter Israeliten (Fort-

Digitized by Google

unter andern die „Proben einer Überſetzung einzelner Abſchnitte aus dem Jeſaias und Hiob.“ (Berlin 1821.) Ein fleißiger Mitarbeiter war er an der „Berliner Monatsſchrift.“ In dieſem Journal findet man von ihm die Aufſätze: „Etwas über die Mendelsſohn'ſche Pſalmenüberſetzung“ (a. a. O. 1786. 12. St.); „Über die frühe Beerdigung der Juden“ (1787. 4. St.); „Freimüthige Gedanken eines Juden über den Vorſchlag an die Juden, das Purimfeſt abzuſchaffen.“ (1790. 6. St.) Eine rabbiniſche Parabel: „Der Backofen des Achnai“ (1791. 5. St.); „Korah, oder der Demagogenfeind,“ eine rabbiniſche Erzählung aus dem Midraſch (1791. 8. St.) u. a. m. Für die „Berliner Monatsſchrift lieferte Friedländer auch einen Commentar über den 110. Pſalm, der auch in Moſes Mendelsſohn's Überſetzung dieſes Pſalms, beleuchtet von Perſchke (Berlin 1786.) wieder abgedruckt worden iſt. Durch eine Vorleſung bei der erneuerten Todesfeier Mendelsſohn's in der teutſchen Monatsſchrift (1791. 3. St.) erneuerte Friedländer das Andenken ſeines ihm unvergeßlichen Freundes. Mehre Aufſätze mit und ohne ſeinen Namen befinden ſich in Nicolai's „Beſchreibung von Berlin,“ in deſſen „Allgemeiner teutſcher Bibliothek,“ in J. J. Engel's Schriften[6]), in Klein's „Annalen der Geſetzgebung“ u. a. Journalen.

Friedländer's Bildniß, nach einem Gemälde von Carolina Bardua lithographirt, erſchien 1822 zu Berlin[7]).

(*Heinrich Döring.*)

FRIEDLÄNDER (Michael), ein geſchätzter jüdiſcher Arzt, Neffe des angeſehenen berliner Juden und Stadtraths David Friedländer, wurde 1769 in Königsberg geboren, und ſtarb im April 1824 in Paris. Er ſtudirte Medicin in Königsberg, Berlin, Göttingen und Halle; auf letzterer Univerſität promovirte er 1791. Weiterhin bildete er ſich noch in Berlin unter Marcus Herz und Bloch aus. Im J. 1800 hatte er ſchon den Plan gefaßt, ſich in Paris häuslich niederzulaſſen; er führte ihn 1804 wirklich aus, und übte als geſuchter Arzt die Heilkunſt in Paris. Dreijährige Reiſen durch Teutſchland, Holland, England, Schottland, Italien, die Schweiz, die er nach ſeiner Promotion antrat, hatten eben ſowol zur Vervollkommnung ſeines mediciniſchen Wiſſens gedient, wie ſie zur Ausbildung des innern Menſchen beitrugen. Friedländer ſicherte ſich durch ſeinen Wohlthätigkeitsſinn nicht minder, wie durch ſeine ärztliche Kunſt, die Dankbarkeit Vieler. Ein eigenhändiger Brief des Königs von Preußen wurde unter ſeinen Papieren gefunden, worin die Anerkennung des philanthropiſchen Sinnes ausgeſprochen iſt, den Friedländer namentlich gegen ſeine Landsleute bewährte. Aber auch ſeine literariſche Thätigkeit bezog ſich zum Theil auf philanthropiſche Anſtalten. Friedländer war ferner immer bemüht, zwiſchen Teutſchland und Frankreich einen lebendigen literariſchen Ideenaustauſch zu unterhalten; namentlich begründete er zu dieſem Ende gemeinſchaftlich mit Pfaff ein naturwiſſenſchaftliches Journal.

Friedländer blieb unverheirathet; väterliche Sorgfalt widmete er aber dem Wohle ſeiner Familie, und namentlich der geiſtigen Ausbildung ſeiner Neffen. Er ſtarb ganz plötzlich an einem Halsübel, und wurde nach ſchriftlicher Verordnung auf dem Friedhofe der Israeliten in Paris begraben.

Friedländer war Mitarbeiter und zum Theil Mitredacteur der Revue médicale, am Dict. des Sc. méd., an der Biographie universelle, am Journ. complémentaire und an einigen anderen Zeitſchriften. Seine beſondern Schriften ſind: Diss. de calore corporis humani ejusque medela. (Hal. 1791.) — Franzöſiſche Annalen für die allgemeine Naturgeſchichte, Phyſik, Chemie, Phyſiologie und ihre gemeinnützigen Anwendungen. Herausgegeben von Chr. Heinr. Pfaff und Mich. Friedländer. (Hamburg 1802.) — Der folgende Jahrgang erſchien unter dem Titel: Die neueſten Entdeckungen franzöſiſcher Gelehrten in den gemeinnützigen Wiſſenſchaften und Künſten u. ſ. w. 12 Hefte. (Leipzig 1803.) Das 12. Heft davon erſchien auch als beſondere Schrift Friedländer's unter dem Titel: Entwurf einer Geſchichte der Armen- und Krankenanſtalten, nebſt einer Nachricht von dem jetzigen Zuſtande der pariſer Armenanſtalten und Hoſpitäler, insbeſondere im Nov. 1803. (Leipzig 1804.) — Sammlung von Beobachtungen und Thatſachen, die die häutige Bräune (Croup) betreffen. Aus dem von der pariſer mediciniſchen Schule im Juli 1808 bekannt gemachten franzöſiſchen Originale überſetzt und herausgegeben von Dr. M. Friedländer. (Tübingen 1808.) — Exposition du système cranologique de *M. Gall*, présentée à la société de Médecine. (Paris. 4.) — De l'éducation physique de l'homme. (Paris 1815.) (Viele Abſchnitte dieſes Werks waren bereits in den Annales de l'éducation publiées par M. et Mme *Guizot* (Paris 1812 et 1813.) veröffentlicht worden. Es wurde auch ins Teutſche überſetzt. — Bibliographie méthodique des ouvrages publiés en Allemagne sur les pauvres etc. (Paris 1822.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

Friedlandia *Cham.* et *Schl.*, ſ. Diplodon.

FRIEDLIEB (Thomas), Arzt zu Huſum, geb. 21. März 1778 zu Oldensworth in der Landſchaft Eiderſtadt in Schleswig, geſt. im J. 1838 zu Huſum, 60 Jahre alt. Er hatte in Kiel ſtudirt und promovirt, ließ ſich dann ſogleich 1803 in Huſum nieder, erhielt 1828 den Titel eines Juſtizraths u. ſ. w. Außer ſeiner geſchätzten Inauguraldiſſertation: Monstrosi foetus descriptio atque delineatio. (Kilon. 1803. 4.) gab er, zum Theil

ſetzung von Friedländer's Reden, der Erbauung des israelitiſchen Volks gewidmet. [Berlin 1818.]). Verſuch einer Überſetzung aus der heiligen Urſprache. — Im 2. Bde.: Briefe über die Moral des Handels. — Im 3. Bde.: Rede über Pſ. 19. — Im 6. Bde.: Moſes Mendelsſohn. Von ihm und über ihn. Für Liebhaber morgenländiſcher Dichtkunſt.

6) Bd. 1. S. 315 fg. Proben rabbiniſcher Weisheit. (Der Segen des Gaſtfreundes. Äußerer Feind und innerer Verräther. Die Schöpfung des Weibes. Der Wein in irdenen Gefäßen. Die Reue des Frommen. Beſcheidenheit. Der weiſe Richter und die zärtliche Gattin. Rabbi Elieſer und ſeine Gegner.) 7) Vergl. über Friedländer, außer ſeinem Sendſchreiben an Teller (Berlin 1799.), Hitzig's Gel. Berlin S. 68 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 435 fg. 17. Bd. S. 625 fg. 22. Bd. Liefer. 2. S. 231. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrgang XII. 2. Th. S. 1181 fg.

Digitized by Google

nach Auffoderung der Medicinalbehörden, einige populair-medicinische Schriftchen heraus: Anweiſung bei dem jetzt ziemlich häufig vorkommenden, hitzigen, gefährlichen Bruſtfieber u. ſ. w. (Friedrichsſtadt 1811.); Unterricht, die Schafräude oder den Schorf ohne Arſenik zu heilen u. ſ. w. (Ebend. 1811.); Anweiſung zur Erkennung und Vorbeugung der Hundswuth u. ſ. w. (Ebend. 1813.) Er gab ferner, einiger kleinerer Abhandlungen nicht zu gedenken, Nachricht von den epidemiſchen Krankheiten im huſum'ſchen Phyſikatsbezirke in den Jahren 1826, 27 und 28 (Gerſon und Julius Mag. d. ausl. Heilk. 15. und 18. Bd.), ſowie von einer Typhusepidemie in Huſum im J. 1832. (Pfaff's Mittheilungen a. d. Medicin. 1. Bd. 1832.) *(F. W. Theile.)*

FRIEDLINGEN, ein ehemals befeſtigtes, jetzt aber zerſtörtes, auf dem rechten Rheinufer, eine gute Viertelſtunde öſtlich davon und Hüningen gegenüber gelegenes Schloß am linken Ufer des nahe dabei entſpringenden, dem Rheine zulaufenden Weilbaches.

Schlacht bei Friedlingen, am 14. October 1702. Der Krieg wegen der ſpaniſchen Erbfolge nach dem Tode Karl's II., welche Ludwig XIV. für ſeinen Enkel Philipp und Kaiſer Leopold für das Haus Öſterreich in Anſpruch genommen hatte, war zwiſchen dieſem und Frankreich bereits im J. 1701 in Italien ausgebrochen und ging, nachdem der Kaiſer mit Großbritannien und den vereinigten Niederlanden ein Bündniß geſchloſſen, dem mehre Reichsfürſten beitraten, im folgenden auch auf Teutſchland über. Vorerſt ſchickte der Kaiſer im Frühjahre ein Corps von 16,000 Mann unter dem erfahrenen Feldherrn Markgraf Ludwig von Baden an den Rhein, was in den erſten Tagen des Aprils bei Dachsland unterhalb Germersheim auf das linke Ufer überging. Dieſes ſchritt vom 21. an zur Blockade von Landau, eroberte während derſelben Weißenburg und Lauterburg, und nahm hierauf an der Lauter eine feſte Stellung. Dies Alles hatte geſchehen können, weil der 65jährige, ſchon altersſchwach gewordene Marſchall Catinat, der mit einem franzöſiſchen Corps im Elſaß ſtand, nicht noch zur rechten Zeit kräftig genug dagegen eingeſchritten war. Ludwig XIV. ſtellte ihm daher den jüngern durch ſeinen Unternehmungsgeiſt ſchon berühmt gewordenen Generallieutenant von Villars gegen Ende des Mai's zur Seite. Doch auch dieſer konnte den Marſchall zu einer entſchloſſenen Kriegsführung um ſo weniger bewegen, als die Kaiſerlichen ſich auch durch Reichstruppen mehr und mehr verſtärkten und den Franzoſen an Zahl immer überlegener wurden. Landau wurde hierauf vom 18. an förmlich belagert und am 10. Sept. zur Übergabe gezwungen. Inzwiſchen war vom Kurfürſten von Baiern ein Bündniß gegen den Kaiſer mit Ludwig XIV. geſchloſſen worden, der ihm dafür die ſpaniſchen Niederlande verſprochen. Der Kurfürſt hatte ſich Ulms und mehrer anderer Städte in Schwaben, welche dem Kaiſer treu geblieben, bemeiſtert, und, da er zu ſchwach war, der Macht, die dieſer gegen ihn aufbringen konnte, allein zu widerſtehen, ſo war es ſein nächſter, dem Könige von Frankreich dringendſt zur Berückſichtigung empfohlener Plan, ſich mit den Franzoſen ſobald als möglich zu vereinigen, welche ihm dazu vom Elſaß her mit einem Corps entgegenkommen ſollten. Der Markgraf von Baden hatte davon Kenntniß erhalten und bot nun Alles auf, um es zu vereiteln. Er ſtellte ein Corps unter dem Grafen Styrum dem mit ſeinen Truppen zwiſchen Strasburg und Hagenau lagernden Marſchall Catinat entgegen und ging, nachdem er die Franzoſen aus letzterem Platze und von der Motter, an der er gelegen, hatte vertreiben laſſen, mit dem Reſte ſeiner Armee auf das rechte Rheinufer über, um in Eilmärſchen die Gegend von Friedlingen bei Hüningen zu erreichen und dort in einer verſchanzten Stellung den Franzoſen die Überſchreitung des Rheins zu verwehren. Ludwig XIV., von den Abſichten des Markgrafen noch vor ihrer Ausführung unterrichtet, hatte dem Marſchall Catinat die Weiſung ertheilt, mit einem Theile ſeiner nun zu einem ſtarken Corps angewachſenen Truppen nach der Feſtung Hüningen zu rücken und die Kaiſerlichen, ſobald ſie ſuchen würden, ſich gegenüber feſtzuſetzen, anzugreifen; dieſer jedoch hielt dies nicht nur wegen des dortigen Terrains, auf dem es ſehr ſchwierig war, ihnen beizukommen, ſondern wahrſcheinlich auch, weil er ſeinen frühern Ruhm nicht in einer Schlacht von zweifelhaftem Erfolge auf das Spiel ſetzen wollte, für zu gewagt. Nicht ſo der kühne Villars. Dem Wunſche des Königs entgegenkommend erbat er ſich von ihm die zu dem Unternehmen erfoderlichen Streitkräfte und rückte am 24. Sept. mit 31 Bataillonen, 30 Schwadronen und 33 Geſchützen nach Hüningen, wo er am 28. ankam. Der Markgraf war mit ſeinem Corps ſchon vor ihm eingetroffen und hatte ſein Lager auf einem vom rechten Rheinufer gegen eine halbe Stunde weit entfernten, ſolches überhöhenden und nach dem Rheine hin bis zum Weilbache ſanft abfallenden Plateau genommen. Daſſelbe hat, nordweſtlich vom Flüßchen Candern, ſüdöſtlich von der Wieſen, welche beide in der Nähe in den Rhein fallen, begrenzt, in der Länge eine Ausdehnung von $1\frac{1}{3}$ und in der Breite nach Oſten hin von beinahe $\frac{1}{2}$ Stunde. Über ihm erhebt ſich ein zweites Plateau, was nach Weſten zu terraſſenförmig in mehren ſteilen Abhängen ſich abſtuft. Auf dieſem liegt nahe am hohen und ſchroffen Thalrande der Wieſen das Dorf Tulick und nördlich daran das ſogenannte Käfernhölzchen. Das Lager wurde in der Front durch das Fort Friedlingen, was am obern Rande des erſten Plateau's nahe dem Schloſſe dieſes Namens ſchon früher erbaut worden war, ſowie durch eine Reihe nebenliegender Verſchanzungen und Batterien gedeckt, welche die niedere Ebene bis gegen das rechte Rheinufer hin beſtrichen. Auch hatten die Kaiſerlichen vom Fuße jenes Plateau's an zwei ſich gegenüber liegende und etwa $\frac{3}{4}$ Stunde weit von einander entfernte Redoutenlinien angelegt, von denen die eine bis an die Wieſen, die andere bis an das Rheinufer reichte, ſodaß es unmöglich ſchien von Hüningen aus gegen das Lager mit einer größern Truppenzahl hervorzubrechen. Doch alle dieſe Hinderniſſe ſchreckten Villars nicht ab. Vor der damaligen Feſtung Hüningen liegt eine durch einen breitern Rheinarm vom linken und durch einen ſchmalen von nur ungefähr 30 Schritten vom rech-

Digitized by Google

ten Ufer getrennte Inſel, auf dem ſich ein Hornwerk befunden, was ebenſo wie ein Brückenkopf am rechten Ufer nach dem ryswicker Frieden (1697) von den Franzoſen hatte raſirt werden müſſen. Noch einige Wochen vor Villars' Ankunft hatte der Commandant von Hüningen mit dem Wiederaufbau des Hornwerks beginnen laſſen, es war aber davon nicht mehr als die Face des linken Halbbaſtions und ein Theil der Courtine rechts zu Stande gebracht worden. Nachdem nun eine Schiffbrücke von Hüningen bis zur Inſel geſchlagen worden war, ließ Villars zwölf 24pfünder auf den fertigen Theil des Hornwerks bringen und zugleich alle dem Rheine zugekehrte Cavaliere und Baſtionen der Feſtung, ſowie die in der Nähe liegenden Höhen ſtark mit Geſchütz beſetzen, um das Terrain und die feindlichen Werke auf dem rechten Rheinufer zu beſchießen. Unter dem Schutze eines ſo mächtigen Feuers ſollte in der Nacht zum 2. Oct. eine hinter der Inſel ſchon vorbereitete Pontonsbrücke geſchlagen werden; das Gegenfeuer der Kaiſerlichen war aber ſo heftig, daß man vorerſt davon ablaſſen mußte. Erſt am folgenden Tage kam man zum Zwecke; die Franzoſen faßten Fuß auf dem rechten Ufer und ſchritten ſogleich dazu, einen Brückenkopf aufzuwerfen, den ſie auch trotz mehrer Angriffe der Kaiſerlichen, die zuletzt gegen die Batterien auf der Inſel nicht Stand halten konnten, bald vollendeten.

Die Kaiſerlichen gingen jetzt, um den Feind zu verhindern, ſich in der Ebene auszubreiten, von der Redoutenlinie und dem Schloſſe Friedlingen her mit Tranſchéen vor, und daſſelbe geſchah vom Brückenkopfe aus von den Franzoſen. Dieſe gewannen mehr und mehr Terrain und man kanonirte ſich fortdauernd gegenſeitig; dies konnte aber zu keiner Entſcheidung führen und Villars ſah bald ein, daß es ohne den Zuzug von bairiſchen Truppen vom Schwarzwalde her kaum ausführbar ſein würde, den Markgrafen aus ſeiner ſtarken Stellung zu vertreiben. Bis gegen den 10. Oct. hatte er ihm vergeblich entgegengeſehen und auch erfahren, daß die Baiern, anſtatt von Ulm aus vorzugehen, ſich von da zurückgezogen hätten. Daher verſuchte er ein anderes Mittel, um die Kaiſerlichen zur Räumung der Gegend von Hüningen zu veranlaſſen. Er detachirte den Generallieutenant von Laubanie und unter ihm den Maréchal de Camp Marquis von Biron mit 1000 auserleſenen Leuten abwärts des Rheins, um das am rechten Ufer gelegene, 3¼ Meilen von Hüningen entfernte und von den Kaiſerlichen beſetzte Städtchen Neuenburg zu überrumpeln und zu nehmen. Dies gelang, da der Strom ungehindert hatte paſſirt werden können, am 12. vollkommen. Villars dirigirte nun auch zehn Bataillone und 20 Schwadronen, die unter dem Grafen Guiscard auf dem Wege waren, um zu ihm zu ſtoßen, nach Neuenburg, und konnte nach ihrem bald zu erwartenden Eintreffen daſelbſt der Behauptung dieſes Platzes um ſo mehr verſichert ſein. Noch am 12. ließ er auch eine Menge von Fahrzeugen den Rhein hinabgehen, um bei Neuenburg eine Brücke zu ſchlagen. Nach Umſtänden wollte er die Freiheit haben, auf derſelben mit ſeinem ganzen Corps übergehen und ſich auf ein Terrain begeben zu können, was zur Lieferung einer Schlacht für ihn ungleich günſtiger war als das bei Hüningen. Der Markgraf, von Allem unterrichtet, befürchtete, daß Villars von Neuenburg aus ſuchen würde, eine Vereinigung mit den Baiern zu bewerkſtelligen, oder auch beabſichtige, über das kaiſerliche Hauptmagazin zu Freiburg herzufallen, und beſchloß, um dem zuvorzukommen, ſofort mit dem größten Theile ſeines Corps nach dem erſtern Orte hin abzurücken. Schon am 13. Oct., zwei Stunden vor Nacht, ließ er dazu Truppen aufbrechen, denen das Gros am 14. mit dem Früheſten nachfolgte. Gleich die erſte Bewegung der Kaiſerlichen war Villars nicht entgangen. Er hatte in der Nacht zum 14. die Infanterie auf der Inſel und die Cavalerie im größern Arme des Rheins, der damals ſehr wenig Waſſer hatte, in Bereitſchaft geſtellt. Er wollte die Kaiſerlichen noch im Marſche angreifen, was ihnen nur nachtheilig werden konnte und das ganze franzöſiſche Corps ging deshalb mit Tagesanbruch in größter Schnelligkeit auf das rechte Rheinufer über, worauf es ſich in der Ebene zwiſchen dem Schloſſe Friedlingen und dem rechts am Rheine gelegenen Kleinhüningen formirte.

Sobald dies der im Fort Friedlingen noch zurückgebliebene Markgraf bemerkte, befahl er allen ſeinen Truppen, ſogleich umzukehren und ſich in Schlachtordnung aufzuſtellen, die Infanterie auf den tulicker Höhen, beſonders auf dem ſogenannten haltlinger Berge, dem das Käfernhölzchen vorliegt, die Cavalerie auf dem weſtlich vom Weilbache begrenzten Plateau, ſodaß ſie das Candernflüßchen im Rücken hatten. Villars erkannte auf den erſten Blick, daß das Schickſal des Tags von dem ſchnellen Beſitze der tulicker Höhen abhing, und um ſie noch vor den Kaiſerlichen zu gewinnen, ließ er ſofort den Generallieutenant Desbondes mit fünf Brigaden, aus welchen ohne die Grenadiere ſeine ganze Infanterie beſtand, vorgehen und führte ſie ſelbſt dahin. Sie nahm ihren Weg, das Schloß Friedlingen links laſſend, durch die von den Kaiſerlichen verlaſſene Redoutenlinie, welche ſich an die Wieſen lehnte. Ihr folgte links zur Seite die Cavalerie und marſchirte auf dem mehrerwähnten niedern Plateau in zwei Treffen ſo auf, daß ihr rechter Flügel ſich gegen das Dorf Weil (am Fuße der tulicker Höhen), und der linke, dem 16 Grenadiercompagnien angeſchloſſen waren, ſich auf Gewehrſchußweite gegen das Fort Friedlingen hin, was, wie das Schloß, von den Kaiſerlichen noch beſetzt war, ausdehnte. Die Infanterie hatte bis zu den tulicker Höhen einen Weg von mehr als einer Stunde zurückzulegen gehabt, nur mit Mühe die dortigen ſteilen Abhänge erklimmen können, und die Kaiſerlichen hatten daher Zeit zu ihrer Aufſtellung gewonnen. Sonach fanden die Franzoſen, als ſie das dem Dorfe Tulick vorliegende Käfernhölzchen beinahe paſſirt hatten, hartnäckigen Widerſtand, warfen aber doch nach einem geglückten Bayonnetangriffe die Eingedrungenen bis an ihre Reſerven zurück und eroberten dabei fünf Geſchütze. Während des Verfolgens waren mehre Truppenabtheilungen zu weit vorgegangen und hatten die rechte Flanke der Treffenlinie bloßgegeben. Der Markgraf ließ nun ſechs Schwadronen, die er auf dem linken Flügel ſeiner Infanterie in Bereitſchaft hatte, in ſelbige einbrechen. Die Franzoſen, dadurch überraſcht,

Digitized by Google

wichen zurück und fingen an in Unordnung zu gerathen. Schon waren ſie in Gefahr, die kurz vorher errungenen Vortheile ganz zu verlieren, als Villars nach dem bedrohteſten Punkte eilte, die Fliehenden zum Stehen brachte, mit einer ergriffenen Fahne voran die Kaiſerlichen aus dem Holze, deſſen ſie ſich zum Theil bemächtigt hatten, vertrieb und ſie nöthigte, in ihre frühere Stellung wieder zurückzugehen. Während ſich dies hier begab, hatte die kaiſerliche Cavalerie die franzöſiſche angegriffen und das erſte Treffen derſelben zurückgeſchlagen, doch das zweite war unerſchüttert geblieben und ſtürzte ſich nun auf die Kaiſerlichen, welche mit zu großem Ungeſtüme verfolgt hatten und dadurch aus einander gekommen waren. Die franzöſiſche Cavalerie erfocht bei dieſem Angriffe einen vollſtändigen Sieg und unmittelbar darauf kam Villars bei ihr an und wurde mit Freudengeſchrei empfangen. Er war, nachdem er das Gefecht auf der tulicker Höhe wieder hergeſtellt und das der Cavalerie auf dem niedern Plateau gewahrt, ohne eine andere Begleitung als die ſeines Secretairs herbeigeſprengt, war auf dem Wege auf ein Seitendetaſchement der Kaiſerlichen geſtoßen, was Letztern gefangen nahm, und hatte es nur der Warnung einer ihm begegnenden franzöſiſchen Patrouille, ſowie der Schnelligkeit ſeines Pferdes zu verdanken gehabt, daß ihn nicht gleiches Schickſal getroffen. Von der feindlichen Cavalerie ſammelten ſich hierauf mehre Trupps wieder. Villars ſchickte gegen ſie ſogleich 1000 Pferde ab, die ſie bald zerſtreuten, ließ aber die Verfolgung vorſichtigerweiſe nicht weiter als bis an das Defilé des Candernflüßchens fortſetzen, was den Geſchlagenen Schutz bot. Die kaiſerliche Infanterie, welche bis dahin ihre Stellung behauptet hatte, fand es nun gerathen, auch den Rückzug anzutreten, der in Ordnung geſchah, und die franzöſiſche ging ihr nach, bis nach einer Stunde Wegs ſehr durchſchnittenes Terrain die weitere Verfolgung zu ſchwierig machte. Der Markgraf zog ſich mit ſeinem Corps nach Staufen (fünf Meilen nördlich Hüningen) und beſetzte von da aus die Defiléen des Schwarzwaldes, um eine noch mögliche Verbindung der Baiern mit den Franzoſen zu erſchweren. Villars, der für die gewonnene Schlacht den Marſchallsſtab erhalten hatte, ging nach der Einnahme des Forts und Schloſſes Friedlingen wieder auf das linke Rheinufer und marſchirte mit ſeinem Corps nach Pfalzburg und Saverne, um Lothringen zu decken, worauf der Markgraf gleichfalls den Rhein paſſirte und ſich mit dem bei Hagenau und an der Motter zurückgelaſſenen Corps des Grafen Styrum vereinigte, wo er dann alle ſeine Streitkräfte beiſammen hatte.

Der Verluſt der Kaiſerlichen in der Schlacht bei Friedlingen, oder, wie ſie auch benannt wird, im Käſernhölzchen, beſtand in 11 Geſchützen, 35 Fahnen und Standarten, vier paar Pauken, 1200 Kanonenkugeln, 500 Munitions- und Equipagewagen, ſowie in 3000 Todten und 900 Gefangenen. Er würde noch größer geweſen ſein, wenn die Artillerie der Franzoſen auf der tulicker Höhe gehörig hätte wirken können und ihrer Infanterie dort zuletzt die Munition nicht ausgegangen wäre. Von den Franzoſen blieben viele Officiere, beſonders der Infanterie und darunter auch höhere, als der Generallieutenant Desbordes und die Infanteriebrigadiers Chemilly und Chavannes. Die Zahl der Todten betrug nach ihren Angaben 1131, die der Verwundeten 1526.

Villars verdankte ſeinen Sieg den Fehlern, die vom Markgrafen gemacht worden waren. Hätte dieſer Neuenburg bei Zeiten mit einer ſtarken und zuverläſſigen Beſatzung unter einem tüchtigen Befehlshaber verſehen, ſo würden die Franzoſen ſich dort ſchwerlich eines zweiten Übergangspunktes haben verſichern können, und unmöglich würde es ihnen geworden ſein, von Hüningen aus über Friedlingen vorzudringen, wenn der Markgraf ſeine dortige wohlverſchanzte Stellung nicht verlaſſen hätte. Nachdem dies aber geſchehen, mußte er ſeine noch nicht und zuletzt abgerückten Truppen, welche letztere bald herbeizuholen waren, ſchleunigſt dazu verwenden, den Aufmarſch der Franzoſen jenſeit des Brückenkopfs vor Hüningen zu hindern. Dieſe würden ihn dann, wäre er auch noch gelungen, nur mit bedeutendem Verluſte haben bewerkſtelligen können. (*Heymann.*)

FRIEDRICH. I. Kaiſer. Friedrich I. (Barbaroſſa) und Friedrich II., ſ. Hohenſtaufen und Teutſches Reich.

FRIEDRICHE. (Mit Einſchluß der Sage über Friedrich's I. und II. Wiedererſcheinen.) Vier falſche Friedriche (Pseudo-Friderici) traten auf, die ſich nach Kaiſer Friedrich's II. Tode für dieſen ausgaben, und ein fünfter, der ſich aus Wahnwitz für einen Kaiſer Friedrich hielt, und zugleich für die Kaiſer Friedrich I. und II. nach der Sage, in welcher beide, vornehmlich im Betreff des Schlafens im Berge, zuſammenfließen. Mit der Sage hing am wenigſten der erſte falſche Friedrich, Johannes de Calcaria (Cocleria), zuſammen; denn ſeine Ränke gründeten ſich vornehmlich auf ſeine Ähnlichkeit mit dem Kaiſer Friedrich II. Es war ein armer Menſch aus dem niedrigſten Stande, von Elend niedergedrückt, der als Bettler in den Städten und auf dem Lande herumlief und ſein Brod vor den Thüren ſuchte. Von Einigen, welche ihm Almoſen gaben, hörte er, daß er viele Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Kaiſer habe. Als er es oft vernahm, berückſichtigte er es; aber befragt, gab er zur Antwort, er ſei der Kaiſer nicht, um durch dieſe Verſtellung die Sache wahrſcheinlicher zu machen. Das Gerücht, daß er der Kaiſer ſei und noch lebe, ging nun von Munde zu Munde, und gewann dadurch, weil ſo Viele mit einander davon ſprachen, ſcheinbar an Wahrheit. Johann zog ſich nun von der Menge der Menſchen zurück, ließ ſeinen Bart wachſen, begab ſich in die nahen waldigen Gegenden, ſuchte liſtig auf dem Berge Gibello (Ätna) einen Schlupfwinkel, und übte ſich in der Kunſt, die Rolle eines Kaiſers in Sitten und Worten zu ſpielen. Das falſche Gerücht durchſcholl Sicilien. Der falſche Friedrich wurde in der Dunkelheit aufgeſucht und ungewöhnlich geehrt. Er, der früher Mangel an Lebensmitteln gelitten, wurde jetzt von Einigen reichlich damit verſehen. Mehre Verbannte, welche wegen Treuloſigkeit oder aus Parteihaß aus ihren Geburtsländern vertrieben waren und in den Wäldern ſich verborgen hielten, vor-

Digitized by Google

nehmlich Bartholomäus von Mileto und die Gebrüder, Nepoten des zu Tarracina getödteten alten Petrus von Calabrien, des Grafen, ſuchten den falſchen Friedrich, wie ein Götzenbild, auf, trieben, ihres eigenen Vortheils wegen, die Dichtungen noch weiter, ſchloſſen ſich an ihn an, titulirten ihn Kaiſer und verehrten ihn als ihren Herrn. Um den Anfängen ihrer Macht einen ſicheren Ort zu gewähren, beſtiegen ſie mit ihm den hohen Berg Centorbi, welchen der wirkliche Kaiſer Friedrich II. vormals hatte entvölkern laſſen, und nahmen hier eine ſicherere Stellung. Durch ſie ließ der falſche Kaiſer Schreiben unter dem gewöhnlichen Kaiſertitel ſchreiben und mit einem nachgemachten Siegel beſiegeln und in verſchiedene Gegenden herumſchicken. Um für ſeinen Betrug ſich deſto leichter Glauben zu ſchaffen, zeigte er darin an, daß er, um ein Gelübde zu erfüllen und zur Büßung ſeiner Sünden, verkleidet neun [1]) Jahre auf der Pilgerſchaft zugebracht habe. So foderte er mehre Städte und Edele des Reichs auf, ihm treu zu ſein. Durch dieſe Ränke ließen ſich mehre dem Berge Centorbi nahe Orte verführen, und es würde, da ſehr Viele ſich von Einigen, welche ſich ſtellten, als wüßten ſie nicht, was ſie wußten, nämlich, daß Friedrich II. wirklich todt ſei, zu dem Glauben, daß er noch lebe, leichtgläubigerweiſe verführen ließen, daſſelbe auch mit entfernteren Orten Siciliens geſchehen ſein, wenn nicht der Graf Filangeri von Marſico, der Statthalter in Sicilien, während König Manfred abweſend war, die kräftigſten Mittel wider den falſchen Friedrich ergriffen hätte; denn es war die Erzählung bis zu des Königs Ohren erſchollen. Der Statthalter brach mit einem Heere auf, und da es, den Gipfel des Berges, auf welchem die Feinde ſich bereits in großer Anzahl geſammelt hatten, zu erſteigen, wegen der abſchüſſigen Felſen und der ganz engen Päſſe ſehr ſchwer, und der Gipfel des Berges vornehmlich ſchwer zugänglich war, ſo ſchloß der Statthalter mit ſeinem Heere den Berg möglichſt eng ein, und ſchnitt dadurch den Belagerten die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Der liſtige Greis, welcher den Kaiſer ſpielte, ſah ſich nun in der ſchrecklichſten Lage; denn er befand ſich in der Nothwendigkeit, etwas zur Rettung ſeiner Anhänger zu unternehmen. Er ging daher mit einem Gefolge ſeiner Anhänger durch unwegſame Geſträuche nach Caſtrum-Johannis und wurde von den Bürgern ehrenvoll mit großem Pompe aufgenommen. Guillelm Malacina und Andreas de Bartholucio, Bewohner dieſer Feſte, verbanden ſich, als ſie den Betrug entdeckt, gegen den falſchen Friedrich, und durch ſie ließ der Statthalter Richard, welcher ſich mit einer Reiterſchar vor die Feſte begab, und mit dem falſchen Friedrich und ſeinen Anhängern, welche einen Ausfall machten, jenen und dieſe auffangen, berichtete es an den König, und ließ fragen, was mit den Gefangenen zu thun ſei. Der erhaltenen Antwort zufolge ließ er den falſchen Friedrich und eilf ſeiner vorzüglichſten Anhänger, welche an der Dichtung Theil genommen und Ämter übernommen, an den Gabelgalgen hängen [2]). Hierauf kam Manfred nach Sicilien und wurde gut aufgenommen.

Da Kaiſer Friedrich II. in Italien ſtarb und ſeine Leiche nicht nach Teutſchland, ſondern nach Sicilien gebracht wurde, und man in Teutſchland nichts Zuverläſſiges [3]) von ſeinem Tode wußte, ſo glaubten theils Viele, er lebe noch, theils entſtanden die ſeltſamſten Gerüchte von ſeiner Todesart; und man war auch nicht einig, wo er begraben worden. Die Chronica Australis ſagt zum Jahre 1250: durch Gift des Lebens beraubt wurde er in Fungia [4]) am Tage der heiligen Lucia der Jungfrau ſo heimlich begraben, daß 40 Jahre hindurch Viele wetteten, er lebe und werde nächſtens mit einem ſtarken Heere kommen. Im J. 1284 [5]) erſchollen Gerüchte von der Ankunft des weiland Kaiſer Friedrich's durch faſt ganz Teutſchland. Ein Mann, der dem Kaiſer Friedrich ſehr ähnlich [6]) ſah, ein bettelnder Greis [7]), deſſen Name verſchieden

1) Kaiſer Friedrich II. ſtarb im J. 1250; doch war Vielen ſein Todesjahr nicht genau bekannt. Dieſes hat Einfluß auch auf die Angaben im Betreff der falſchen Friedriche. So z. B. ſagt die Compilatio chronologica (ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Scriptt. T. I. ex editione *Struvii*, p. 1103. 1104) im Betreff des erſten falſchen Friedrich: „Im Jahr des Herrn 1262 kam einer mit einem großen Heere, welcher ſagte, er ſei der Kaiſer Friedrich, der vor zehn Jahren geſtorben war. Er bekämpfte Manfrid'en, den Fürſten von Apulien, und verfolgte ihn tapfer, indem er verſicherte, er wolle das Reich von Apulien und Sicilien haben." *Siffridus Presbyter*, Epitomes Lib. II. (ap. *Pistorium* l. l. T. I. p. 1049) ſagt im Betreff des zweiten falſchen Friedrich zum J. 1284: „In demſelben Jahr kam ein greiſer Mann nach Cöln, welcher verſicherte, er ſei der Kaiſer Friedrich, der vor 32 Jahren geſtorben war."

2) *Saba Malaspina*, Rerum Sicularum Lib. II. Cap. 6 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. Tom. VII. col. 804. 805. 3) Vgl. *Engelhusius*, Chronicon ap. *Leibnitzium*, Scriptt. Brunsvic. T. II. p. 1115: Hoc ergo Friderico mortuo, ignorantibus Alamannis, vacabat imperium multis annis. Post quos senex quidam in civitate Nutz finxit se esse Fridericum etc. *Gerhardus de Roo*, Histor. Austr. Lib. I. p. 34: Erat eo tempore nefarius quidam impostor, qui cum vulgaris quaedam opinio esset, Fridericum secundum amissum, non mortuum esse, et aliquando reversurum, eum cui facie et membrorum junctura similis erat, se esse adseverando etc. 4) oder vielmehr in Palermo. 5) Australis Historiae Pars plenior, de Gestis sub Rudolpho, Adolpho et Alberto ab anno MCCLXXVI ad annum MCCCIII ap. *Freher*, German. Rer. Scriptt. T. I. p. 332. 6) *M. Albertus Argentensis*, Chronicon ap. *Urstisium*, German. Historicorum T. II. p. 104. *Johannes Vitoduranus*, Chronicon in Thesaur. Histor. Helvet. p. 8 ſagt: Fertur, quod tempore Rudolfi faber per omnia similis Friderico Imperatori apparuit, qui a multis Baronibus et Magnatibus dicti Regis, nec non plebeja turma Imperator Fridericus aestimabatur, et valde honorifice et gloriose tractabatur, qui cum hujusmodi honorem non recusaret, imo libentino animo acceptaret gerendo se in persona ipsius et hoc in praejudicium Regis R. vergeret, commotus Rex dixit: Totiens et tam frequenter vidi faciem Friderici Imperatoris, quia saepe sibi conversatus sum, et quasi in aula sua enutritus, quod nolo dimittere, quin istum, de quo est opinio ista frivola, videam an ipse sit vel non. Quem cum ipsum non esse comperisset, jussus est ab eo occidi et de memoria tolli hominum nimium credula falsitate. Johann von Winterthur ſelbſt hält Folgendes für glaublicher und wahrſcheinlicher: Quidam vero ajunt, quod judicio meo credibilius ac verisimilius est, fabrum jam dictum similem Imperatori Friderico Domino diu ante defuncto et sepulto, totis viribus suis renitentem, praenominatis honoribus applicatum, maluisset enim operi, officio et artificio suo cum uxore et liberis suis in domo et commodo suo vacasse et invigilasse, quam falso et contra ju-

Digitized by Google

angegeben wird, doch eher Friedrich Holtſtuch [8]), als Tile Kolup [9]) geweſen zu ſein ſcheint, kam im J. 1284 [10]) nach [11]) Cöln, und verſicherte, daß er der Kaiſer Friedrich ſei [12]). Aus Cöln vertrieben [13]), wurde er von Neußens Bürgern aufgenommen [14]). Er zog faſt alle Rheinländer [15]) an ſich, ſodaß er für den wahren Friedrich gehalten wurde. Er ſoll ſo unverſchämt geweſen ſein, daß er den Grafen Florentius von Holland, welchen die Friſen bei ihm verklagt haben ſollen, vor ſeinen Richterſtuhl gefodert [16]), und daß er dem römiſchen Könige Rudolf durch ein Schreiben befohlen habe, zu ihm zu kommen, um ſeine Lehen (nämlich über ſeine Stammbeſitzungen) von ihm als römiſchem Könige und Kaiſer zu empfangen [17]). Rudolf lachte und ſpottete Anfangs über die Bewegungen des falſchen Friedrich, als über die eines Thoren, wurde aber, als dieſer zu Neuß und an andern Orten Reichsverſammlungen hielt, von dem Erzbiſchofe von Mainz und Andern ermahnt, daß er wahrnehmen möchte, wie er den Betrüger vertriebe; thäte er es nicht bald, ſo würde alles teutſche Land ſich an ihn ergeben [18]). König Rudolf befand ſich damals, nämlich im J. 1285, vor Colmar, und belagerte dieſe Stadt, welche der von dem Könige für abgeſetzt erklärte Schultheiß Roſſelmann, der mit dem Landvoigte Otto von Ochſenheim, dem Sohne der Schweſter des Königs, wegen vieler Auflagen, die er unter der Nachſicht des Königs machte, in Zwieſpalt lebte, dem Könige verſchloß [19]). Da dieſer den Betrüger, der

---

stitiam honoris apicem et culmen dignitatis, de quo non erat dignus, taliter usurpare, cum autem diu reluctabatur suae gloriae indebitae, et ad domum suam redire anhelaret, exaudiri meruit et ad propria rediit. Es iſt alſo in dem letzteren Theile der Erzählung entweder von einem andern die Rede, und der dem Kaiſer Friedrich II. ſo ähnliche Schmied iſt nicht der falſche Friedrich, welchen König Rudolf in Wetzlar verbrennen ließ, oder aber, was wahrſcheinlicher iſt, die den König Rudolf verherrlichende Sage fand es für ihn ehrenvoller, wenn er den falſchen Friedrich nicht verbrennen, ſondern nach Hauſe gehen ließ. 7) *Hermannus Cornerus*, Chron. ad 1284 (ap. *Eccardum*, Corpus Historiae medii aevi. T. II. p. 935: Mendosus quidam senex nomine Fredericus *Holtstuch*, secundum Wilhelmum, venit de Colonia et dehinc Wesaliam, pro Friderico II. Imperatore se gerens etc. *Siffridus Presbyter*, Epitomes Lib. II. ad ann. 1284 ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Scriptt. ex editione *Struvii*. T. I. p. 1049 ſagt blos: vir quidam senex.

8) Neuere, z. B. Struve (Corpus Historiae Germanicae pag. 560), macht aus Holtstuch Holtschuch; aber Holtstuch iſt hochteutſch wol nicht Holzſchuh, ſondern Holzſtock. 9) *Albertus Krantzius*. Wandaliae Lib. VII. Cap. 29 (Opp. ex edit. Francofurti 1621. p. 168) ſagt: mendosus quidam senex, quem *Fridericum Holtstuch* dixere (alii *Tile Kolup* cognominant); ähnlich Paraleipomena Rerum memorabilium. Historiae Abbatis Urspergensis, per studiosum quendam historiarum annexa pag. 258. *Gerhardus de Roo*, Historiae Austriacae Lib. I. pag. 36 ſagt: Hunc vulgo Holtstuch et Tilekolup vocabant. 10) Siffrid, der meißniſche Presbyter, iſt in der Angabe der Zeit am deutlichſten; er ſetzt das Auftreten des falſchen Friedrich's ins J. 1284 und ſeine Verbrennung ins J. 1285, welches Jahr auch bei Chronici Colmariensis Pars altera ap. *Urstisium* T. I. p. 48 an den Rand geſetzt iſt, bei *M. Albertus Argentensis* ibid. p. 104 das J. 1289, welches unrichtig iſt. Noch weiter irren die genannten Paraleipomena ab, denn ſie ſetzen es ins J. 1292. 11) *Siffridus Presbyter* p. 1049. Kranzius (a. a. O.) ſagt: de Colonia exortus, venit Nussiam, und läßt ungewiß, ob er meint, Friedrich Holſtuch ſei ein geborener Cölner geweſen, oder blos, daß er in Cöln zuerſt ſich für den Kaiſer Friedrich ausgegeben. 12) *Siffridus Presbyter* p. 12. Andere geben nähere Umſtände ſeiner Angaben an. Nach Kranzius (Wandalia l. l.) gab er vor, er ſei, um zu pilgern, flüchtig geworden. Derſelbe, Saxoniae Lib. VIII. Cap. 34. p. 224, und nach ihm die genannten Paraleipomena, und nach ihnen *Heineccius*, Antiquitatum Goslariensium Lib. III. p. 300 führen dies weiter auf folgende Weiſe aus. Friedrich Holtſtuch ſagte, er habe aus Ekel an den Dingen ſich heimlich den Seinigen entzogen und einen Todten untergeſchoben, welchen das Volk für ihn begraben habe, während Wenige von ſeinem Plane mitgewußt, und habe 30 Jahre hindurch gepilgert, und ſehe nun die Länder ſeines Kaiſerreichs wieder. Er brachte ſo groſe Anzeigen von Geheimniſſen vor, daß ein Theil, vornehmlich die Landgrafen von Thüringen, ihm Glauben beimaßen. 13) *Siffridus Presbyter* p. 1049; nach *Heineccius* p. 300 warfen die Cölner den unſinnigen und närriſchen Menſchen in den Kerker, entließen ihn aber bald, da ſie ihn verachteten. Weiter oben ſagt er, daß er von ſolcher Verſchlagenheit geweſen, daß er Viele getäuſcht habe. 14) *Siffridus Presbyter* p. 1049. 15) Historia Australis p. 332. 333. Nach Engelhus (S. 1115) dichtete nach vielen Jahren, nachdem Kaiſer Friedrich II. geſtorben, ein Greis in Neuß, daß er Friedrich ſei. Zu ihm ſtrömten viele Edle zuſammen, welche er alle kannte, obgleich er ſie früher niemals geſehen hatte, und empfing ſie mit ihren Namen. Jacob von Königshofen, Elſaſſiſche und ſtraßburgiſche Chronik Cap. 2. §. 181 (Ausgabe von Schilter S. 118) ſagt: In dem Jahre, da man zählet von Gottes Geburt 1285 Jahre, da nahm ſich ein Trügener an, und ſprach: er wäre Kaiſer Friedrich, und (es) hegeten ihn etliche Herren darauf Könige Rudolfen zu Leide; und (er) hatte ſeine Wohnung auf dem Rheine in einem Städtelein, genannt „Nusen“ (Neuß). Da blib er zwei Jahre und (es) war ein groſes Ziehen zu ihm von Herren und von Städten, und (er) brachte zu (es dahin), daß ihm viele Städte und Herren huldeten. Manche ſchreiben den Erfolg, welchen der falſche Friedrich gehabt, ſeiner Zauberkunde zu. So z. B. ſagt das Magnum Chronicon Belgicum (ap. *Pistorium* l. l. T. III. p. 275): Im Jahre 1258 erſchien ein Schwarzkünſtler (quidam nigromanticus) in Neuß, welcher ſtandhaft verſicherte, er ſei der Kaiſer Friedrich geweſen, und eröffnete ſehr vielen Dienern des weiland Kaiſers Friedrich viele Geheimniſſe, ſodaß er ſehr viele Reichsfürſten durch verſchiedene Anzeigen verführete. Nach Gerhardus de Roo bethörte der an Geſicht und Körperbau dem Kaiſer Friedrich II. ähnliche Betrüger die Gemüther vieler Menſchen ſo, daß ſie hier und da zu ihm zuſammenliefen, vor Allem gewiſſe alte Ritter, welche unter Friedrich Kriegsdienſte gethan hatten. Mit einer gewiſſen wunderbaren Freundlichkeit im Reden ſie aufnehmend und gewiſſe Dinge, welche Kaiſer Friedrich einſt geſagt hatte, und zu deren Kenntniß wenige gekommen waren, nach der Reihe erzählend, bewirkte er in Kurzem, daß von ihm geglaubt ward, er ſei derjenige, den er nachgeahmt hatte. Auch ſchenkte er viel, wobei ungewiß iſt, ob er es von Menſchen, oder von dem ſchwarzen Geiſte erhielt. Bereits ſtrömten viele Sterbliche, entweder, weil ſie ſo glaubten, oder, obſchon Betrug dahinter wäre, Unruhen zu erregen ſtrebten, zu ihm, als Rudolf gegen ſie zog.

16) Magnum Chronicon Belgicum p. 275—278, welche Antwort nach demſelben Graf Florentius von Holland dem falſchen Friedrich ertheilt hat, oder haben ſoll; ſ. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 45. Th. S. 322. 17) Jacob von Königshoven S. 118. 119. *Gerhardus de Roo* p. 36. 18) Dieſelben a. a. O. 19) Chronici Colmariensis Pars altera p. 48. Die Paraleipomena ſagen, Kaiſer Rudolf habe die Stadt Colmar belagert, weil ſie den Betrüger zugelaſſen, und ebenſo vor ihnen Jacob von Königshoven (S. 119): und fur donoch (nämlich nach Verbrennung des Betrügers) für Kolmar, wan sü dem trügener ouch gehuldet hetten. Aber dieſes war, wie aus dem Chronic. Colmar. hervorgeht, nicht Veranlaſſung, daß König Rudolf die Stadt Colmar bekriegte. Daß ſie ſich dann auf die Seite des falſchen Friedrich's ſchlug, war ganz natürlich. Auch andere Städte hatten ſich an ihn angeſchloſſen. *Albertus Argentensis* p. 104 ſagt:

Digitized by Google

das Reich an ſich zu bringen ſuchte, endlich zu fürchten anfing, hob er die Belagerung auf und zog mit dem Heere [20]) hinab. Der falſche Friedrich war bis Weſel [21]), oder, nach der Angabe der Meiſten [22]), bis Wetzlar, wiewol Weſel zu Neuß beſſer paßt, gegangen. Als König Rudolf mit Heeresmacht heranzog, erſchraken die Bürger der Stadt Weſel oder Wetzlar, baten um ſeine Gnade und lieferten ihm den Betrüger aus [23]). Dieſer wurde auf Befehl des Königs gefoltert, bekannte die Falſchheit ſeines Vorgebens, daß er Kaiſer Friedrich ſei, und ſagte, er habe an deſſen Hofe gedient, und dadurch ſei ihm bekannt geweſen, was er erzählt habe [24]). Er wurde nach der einſtimmigen Angabe der Geſchichtſchreiber verbrannt, weil dieſes eine der Strafarten für Fälſcher [25]) war. Die Verbrennung geſchah außerhalb [26]) der Stadt Weſel oder Wetzlar. Da die Verbrennung auch die Strafe füe Zauberer und Zauberinnen war, ſo iſt es vielleicht dadurch geſchehen, daß ſpäter Manche glaubten, der falſche Friedrich ſei ein Zauberer geweſen, wie das Magnum Chronicon Belgicum angibt [27]), und auch Gerhard von der Roo weiß [28]).

Der dritte falſche Friedrich war einer, der nicht lange darauf [29]), von der Thoeheit, wie jener, verblendet, nach der Stadt Lübeck kam, und verſicherte, daß er Kaiſer Friedrich II. ſei. Das Volk von Lübeck, ohne gehörige Überlegung [30]), ſetzte ihn als einen König auf ein Pferd, geleitete ihn mit großer Ehre durch die Stadt und erwies ihm große Ehrfurcht. Es war aber in jener Zeit in Lübeck ein ſchlauer Rathmann [31]), Heinrich Stenecke, welcher in mehren und mannichfaltigen Geſchäften der Stadt zu dem Kaiſer Friedrich gegangen und mit ihm verſchiedene Unterredungen gehabt hatte. Dieſer Rathmann conſerirte mit dem Betrüger über verſchiedene, vor dem Kaiſer Friedrich zu Stande gebrachte, Geſchäfte, welche dem Rathmann und dem Kaiſer Friedrich ſehr gut bekannt waren. Da jener aber, der Kaiſer ſein wollte, auf das, was ihm der Rathmann vorlegte, ſehr ungehörig antworlete, erkannte er, daß er ein Betrüger ſei. Daher verordnete er alsbald mit dem Stadtrathe, daß ihm der Sack ſtatt des Saeges und das Waſſee ſtatt des Kirchhofes gebühre [32]). Nach anderer Angabe wurde der falſche Friedrich nicht geſäcket, ſondern als ſein Betrug entdeckt war, verſchwand er, ohne daß Jemand wußte, wo er hingekommen [33]).

Von einem vierten falſchen Friedrich hat man folgende Nachricht zum J. 1294: Eine Perſon von mittelmäßiger Statur ging im Lande herum und gab ſich für den Kaiſer Friedrich bei deſſen Getreuen aus. Als er nach Eßlingen gekommen, wied er von den Bürgern gefangen, als Ketzer unterſucht, überführt und verbrannt [34]).

Später glaubte man nicht mehr daran, daß Kaiſer Friedrich II. noch unter den Lebenden wandelte, ſondern daß er ins Leben zurückkehren werde. Johann von Winterthur [35]) ſagt zum J. 1348: „In dieſen Zeilen wurde unter vielen Menſchen verſchiedener, ja aller Claſſen als das Gewiſſeſte erzählt, daß der Kaiſer Friedrich, dieſes Namens der zweite, mit der größten Macht verſehen kommen werde, um den durchaus verdorbenen Zuſtand der Kirche zu verbeſſern. Es fügen die Menſchen, welche die eewähnte Meinung hegen, hinzu, daß er nothwendig kommen müſſe, und wenn er in tauſend Theile zerſchnitten, ja wenn er durch Verbrennung in Staub verwandelt wäre, darum, weil es von Gott beſchloſſen ſei, daß es ſo geſchehen ſolle, was unmöglich eine Änderung leiden könne. Nach jener Behauptung wird er alſo, wenn er wieder erweckt auf den Gipfel des Reichs zurückgekehrt ſein wird, mit dem armen Mädchen oder Weibe einen reichen Mann ehelich verbinden, und umgekehrt den

---

quidam vere quondam Imp. Friderico simillimus, in inferioribus Rheni partibus se ipsum Fridericum fingens ac Barones et civitates sibi aggregans etc.

20) Chron. Colmar. p. 48; *Albertus Argentensis* p. 104 ſagt zwar auch cum gente (d. h. mit Truppen) descendens, ſetzt aber hinzu: ac se illum velle tanquam Imperatorem venerari fingens, welches ſehr unwahrſcheinlich klingt. 21) So nach den Handſchriften dee Siffridus Presbytee, nämlich in Wizela, Wisela, während in dem Drucke Witzlaria ſteht, und nach Wilhelm bei Hermann Körner in Wesaliam, woraus Kranzius (Wandalia l. l.) Westphaliam gemacht hat. 22) Albert von Strasburg (a. a. O.), Jacob von Königshoven, Gerhard von dee Roo (a. a. O.) und die Neueren, z. B. Struve. 23) Jacob von Königshoven S. 119. 24) *Krantzius*, Saxonia p. 224; Wandalia p. 168. 25) Derſelbe (Wandalia) drückt dieſes aus: Igne concrematus est jussu Imperatoris tantus falsarius. 26) Wilhelm bei Hermann Körner col. 935. Engelhus dagegen (S. 1115) ſagt, daß der falſche Friedrich, nachdem er zur Zeit geherrſcht, von den Cölnern verbrannt worden ſei. 27) Magnum Chronicon Belgicum p. 275 ſagt: quidam nigromanticus etc., und p. 276: Iste misellus demum ab Archiepiscopo captus, omnem nequitiam nigromanticae falsitatis in aperto confessus, ac in villa Witteflot, palam omnibus non immerito concrematus est. 28) *Gerhardus de Roo:* Multa etiam (incertum ab hominibusne, an ab atrogenio acceperit) elargiebatur, und weiter unten: Fraudis et maleficarum artium ex propria confessione convictus concrematur. 29) Nachdem in *Hermanni Corneri* Chronicon (col. 935) zum J. 1284 von Friedrich Holſtuch gehandelt iſt, wird zu demſelben Jahre, und zwar unmittelbar, nachdem geſagt iſt, daß die Bürger von Weſel aus Furcht vor dem römiſchen Könige Rudolf Friedrich'en Holſtuch außerhalb verbrannt haben, wird fortgefahren: Pro eodem tempore alius vesania consimili excoecatus venit in urbem Lubicanam terrae Wagriorum, eundem Imperatorem se fore asserens. *Krantzius*, Wandaliae Lib. VII. Cap. 39. p. 168, welcher dieſer Darſtellung folgt, ſagt: Non hinc longe alius quidam nebulo, eadem praetensa imagine, venit Lubecam. 30) vulgus dictae civitatis minus circumspectus, heißt es in der Darſtellung bei Körner. Kranz läßt dieſes hinweg und ſucht es anders zu modificieen, indem er, nachdem er bemerkt, er habe erſt im Geheimen geſprochen, und man habe dadurch geglaubt, er hüte ſich, erkannt zu werden, und habe, als die Kühnheit im Volke gewachſen, offen verkündigt, daß er der weiland Kaiſer Friedrich ſei, ihn weiter ſagen läßt, er ſei in die Stadt gekommen, die er ſelbſt zur Reichsſtadt gemacht habe.

31) proconsul, welches Kranzius deutlicher gibt durch: erat vir industrius inter proconsules etc.; durch procunsules drückte man nämlich Rathmannen (d. h. Rathsherren, Senatoren) aus. 32) Unde mox ordinavit (Henricus Stenecke) cum familia civitatis, quod saccum pro sarcophago et aquam pro cimiterio sibi vendicabat, heißt es in *Hermanni Corneri* Chronicon col. 935, und dieſe Ausdrücke ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach aus einer alten Rechtsformel über das Urtheil zur Säckung und Werfung in das Waſſer genommen. 33) *Krantzius*, Wandaliae Lib. VII. Cap. 39. p. 168. 34) Annales Dominicorum Colmariensium ad ann. 1295 (ap. *Urstisium* l. l. T. I. p. 29). 35) Chronicon in Thes. Hist. Helvet. p. 85. 86.

Nonnen und den weltlichen [36]) Schweſtern Männer geben, die Mönche beweiben, den Mündeln, Waiſen und Witwen und allen und jedem Beraubten die gewonnenen Sachen zurückſtellen und Allen volle Gerechtigkeit verſchaffen. Die Kleriker wird er ſo grauſam verfolgen, daß ſie ihre Kränze und Tonſuren, wenn ſie keine andere Bedeckung haben, mit Rindviehdünger verhüllen werden, um nicht als die Tonſur habenden zu erſcheinen, die Ordensgeiſtlichen [37]), vorzüglich die minderen Brüder [38]), welche durch ihre Verkündigung der päpſtlichen Bannflüche [39]) ihn vom Reiche getrieben, aus dem Lande jagen. Nach Wiederannahme des gerechter und ruhmreicher als vorher regierten Reiches wird er mit zahlreichem Heere über das Meer ſetzen und auf dem Ölberge oder bei dem verdorrten Baume auf das Reich verzichten" [40]). Mit dem, was Johann von Winterthur ſagt, iſt das zu vergleichen, was in einem Gedichte, welches etwa um das Jahr 1350 verfaßt iſt, geſagt wird: „So wird daz urlewg (der Streit, der Krieg) alſo groß, nymand kann es geſtillen, ſo kommt ſich Kaiſer Friedrich, der hehre und der milde, er fährt dort her durch Gottes Willen, an einen dürren Baum, ſo hängt er ſeinen Schild. So wird die Fahrt hin über Meer . . . . . Er fährt dorthin zum dürren Baum an alles widerhap (ohne allen Widerſpruch, oder ohne im Geringſten daran behindert zu werden), daran ſo hängt er ſeinen Schild, er (der Baum) grünet und dirt (trägt): ſo wird gewonnen das heilige Grab, daß nimmer Schwerdt darauf (darum) gezogen wird [41]). In dem ältern Bruchſtücke eines Gedichtes aus dem 15. Jahrh. vom verlornen Friedrich wird geſagt, daß Niemand wiſſe, wohin er gerathen ſei, daß aber alte Bauern verſicherten, er lebe, laſſe ſich oft als Waller bei ihnen ſehen, und ſichere öffentlich zu, daß er noch einmal auf römiſcher Erde gewaltig werden, Pfaffen ſtören und das heilige Land erobern wolle, dann werde er

seines schildes last
haben [42]) an den dürren ast [43]).

In einem geiſtlichen Liede des 16. Jahrh. wird ſtatt des Kaiſers Friedrich's Herzog Friedrich erwähnt, der das heilige Grab wieder gewinnen, und ſein Schild an einen laubloſen Baum hängen wird, und dabei iſt von dem Antichriſten die Rede [44]). Die Sage trägt die Farbe der ſich in ihr ſpiegelnden Zeit. Ohne Zweifel lag ihr eine aus einem ältern Volksglauben entſprungene ältere Sage zu Grunde, welche ſich an den Kaiſer Friedrich II. knüpfte. Die Sage beruht auf dem Glauben von der Wiedergeburt, welcher auch bei den Germanen ſtatthatte, und zwar dergeſtalt, daß man ſowol glaubte, daß Helden und ihre Frauen vor dem Ende dieſer Welt durch mehrmalige Wiedergeburt aus dem Himmel, namentlich die Helden aus Walhöll durch Wiedergeburt wieder auf die Erde kämen [45]), als auch nach dem Ende dieſer Welt eine allgemeine Wiedergeburt der Götter und der Einheriar annahm, wie in der nordiſchen Mythologie in der Sage von Ragnarök (ſ. d.), welches gewöhnlich, aber nicht gut durch Götterdämmerung erklärt wird. Bevor Ragnarök eintritt, werden die Zuſtände auf der Erde bedeutend verſchlimmert, und dann durch die Wiedergeburt der Erde und der Götter und der Einheriar verbeſſert. Dieſes ſpiegelt ſich auch in der Sage von den ſchlafenden Herrſchern ab. Sie erwachen, wenn ihr Volk in großer Noth iſt, und ſtellen einen beſſern Zuſtand wieder her. Dieſe Sage nimmt an, daß ſie nicht wirklich des Lebens beraubt worden ſeien, weil der Glaube an Wiedergeburt erloſchen iſt. Nach der urſprünglichen Sage war der Aufenthalt der Herrſcher und Helden nach ihrem Tode im Himmel; aber die Chriſten konnten ſie, wenn ſie die Sage von dem alten Glauben beibehielten, und theilweiſe umwandelten, nicht mehr in den Himmel ſetzen, aber auch nicht in die Hölle. Sie ſchlugen daher einen Mittelweg ein und ließen ſie in einem Berge [46]) ſchlafen. Da dieſe Sage als Urſage eine allgemeine iſt und ſelbſt in Aſien, aus welchem die in Europa einwandernden Völker ſie wahrſcheinlich mitgebracht haben, ſich findet, ſo hat ſie ſich an mehre geknüpft. So z. B. an den König Arthur, von welchem man glaubt, daß er in den Höhlen der Eldon-hills (Eldon's Hügel) ſitze [47]) und wiederkehren werde [48]). In Dänemark ſitzen in einem Gewölbe bei Kronburg gepanzerte Männer, niedergebogen um einen Steintiſch, und die Häupter ruhen ihnen auf den gekreuzten Armen. Holger danske (der däniſche), deſſen Bart in den Stein gewachſen war, erhob ſein Haupt, der Tiſch brach zuſammen, und er ſagte: „Wir kehren zurück, wann nicht mehr Männer in Dänemark ſein werden, als ihrer

36) moniales et sorores in seculo degentes maritabit. 37) religiosos. 38) Franziskaner. 39) denunciando processus papales. 40) Johann von Winterthur fährt fort: Homines istius falsae credulitatis decepti sunt quemadmodum Judaei, qui credunt David Regem resuscitandum a Domino, et regnaturum modo pristino super Israhel. Warum die Juden dieſes glauben, erklärt er weiter, indem er die Stelle aus den Propheten anführt, auf welche ſie ſich ſtützen. Hierauf handelt er von der allgemeinen Auferſtehung nach kirchlichen Begriffen, und ſagt dann: Quod autem aliqui mortui et incarcerati resurgant rursus regnaturi et habitaturi modo pristino super terram, fidei Catholicae contrarium est, et Scripturae in multis locis dissonum, ex quibus aliqua tangam. Dieſes thut er nun, und ſchließt aus den angeführten Bibelſtellen: Ex his concludo, quod est dementia et fatuitas credere, Fridericum quondam Imperatorem haereticum resurrecturum et terrae denuo dominaturum. So bekämpft Johann von Winterthur den Volksglauben. 41) Aretin, Beiträge zur Geſchichte und Literatur IX. S. 1134. 42) hängen. 43) Grimm, Deutſche Sagen Nr. 488.

44) Geäter, Odina S. 191. Jacob Grimm, Deutſche Mythologie S. 538. 45) ſ. die Helgilieder und die ungebundene Rede des Sammlers derſelben dazu bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 96—114. 2. Bds. 1. Abth. S. 127—136. 46) Nork, Mythologie der Volksſagen und der Volksmährchen (Stuttgart 1848.), bezieht die Sagen von den im Berge ſchlummernden alten Kaiſern auf die Unterwelt; aber dieſes iſt nicht ganz richtig. Die Berge ſollen ein Mitteding zwiſchen Himmel und Hölle ſein. 47) ſ. die Stelle aus Dr. Leyden's Scenes of infancy bei Kühn und Schwarz, Norddeutſche Sagen, Mährchen und Gebräuche S. 469. Vgl. S. 512. 48) *Henricus Septimellus* (bei *Leyser* p. 460 und 477):

Et prius Arturus veniet vetus ille Britannus,

und an einer andern Stelle:

Cujus Arturi tempore fructus erit.

Raum auf einer Tonne haben"[49]). Nach einer andern däniſchen Volksſage, in der ſich der Volkshaß zwiſchen den Dänen und Schweden ſpiegelt, wird Tordenſkiold einmal wieder auferſtehen, um die Schweden zu ſchlagen[50]). Nach einer Volksſage ſitzt der Kaiſer Heinrich der Vogelſteller im Rammelsberg und hat noch vor ſeinem Tode drei Steine in die Mauern von Goslar einmauern laſſen und geſagt, wenn dieſe herausfielen, dann würde er wiederkehren; Niemand weiß aber, welche Steine das ſind. Nach einer andern Volksſage verwünſchte ſich Kaiſer Heinrich der Vogelſteller im großen Schmerze darüber, daß ſeine ſchöne Tochter ſich ſeinen unlautern Wünſchen nicht fügen wollte, in den durch ſeine alte Warte weit in der Gegend ſichtbaren ſudemer Berg, und ſitzt noch da bis auf den heutigen Tag, und wird erſt wiederkehren, wenn Goslar einmal in großen Nöthen iſt, oder der jüngſte Tag anbricht[51]). Karl der Große oder nach der neueren Sage Karl V. (Karle Quintes)[52]) hauſt mit ſeinen Soldaten im Odenberg, und ruht hier von ſeinen Heldenthaten aus. Er hat verheißen, alle ſieben oder hundert Jahre hervorzukommen[53]). Karl der Große oder nach anderer Auffaſſung der Urſage, Karl V., oder nach wieder anderer Auffaſſung Friedrich Rothbart hauſet im Unterberg bei Salzburg, ſein Bart wächſt um den Steintiſch. Hat der Bart zum dritten Male die letzte Tiſchecke erreicht, ſo tritt das Weltende ein, auf dem Walſerfeld erfolgt eine blutige Schlacht, der Antichriſt erſcheint, die Engelpoſaunen tönen, der jüngſte Tag iſt angebrochen. Das Walſerfeld hat einen dürren Baum, der ſchon zum dritten Male umgehauen ward. Seine Wurzel ſchlug immer wieder aus, daß ein neuer vollkommner Baum daraus erwuchs. Wenn er wieder beginnt zu grünen, dann naht die ſchreckliche Schlacht, und wenn er Früchte trägt, wird ſie anheben. Karl oder Friedrich hängt dann ſeinen Schild an den Baum. Alles wird hinzulaufen und ein ſolches Blutbad ſein, daß die böſen von den guten Menſchen werden erſchlagen werden[54]). So hat die Sage von dem Kampfe der Götter und der in den Himmel gekommenen Helden auf der einen und der Rieſenweſen (der böſen Zauberweſen) auf der andern Seite chriſtliche Farbe angenommen. Das Heer der Götter und Einheriar führt Odhin. In der Chriſtenzeit erſcheint als Führer des Heeres ſtatt Odin's ein irdiſcher Herrſcher, der bis zum jüngſten Tage in einen Berg entrückt iſt. Nach jenem großen Kampfe bei dem Untergange dieſer Welt tritt ein beſſerer Zuſtand durch Wiedergeburt der Götter, der Erde und der Menſchen nach der heidniſchen Sage ein. Nach der chriſtlichen ſtellt der wieder erwachende irdiſche Herrſcher beſſere Zeitumſtände her. Einen ſolchen Retter aus den Drangſalen der Gegenwart wollte natürlich jeder in ſeiner Nähe haben, wie wir bereits geſehen, und weiter bemerken müſſen. Daher wieſen die einen dem Kaiſer Friedrich ſeinen Sitz in einer Felſenhöhle bei Kaiſerslautern an[55]), deſſen Name an die vormalige Reichsbeſitzung erinnert, andere zu Trifels[56]), bei Anweiler, wieder andere zu Kyffhauſen, denn Trifels und Kyffhauſen waren berühmte Reichsſchlöſſer. Zur Zeit des Engelhus, welcher zu Anfange des 15. Jahrhunderts blühte, glaubte man, daß Friedrich II. in dem Schloſſe Kyffhauſen noch lebe[57]). Umgekehrt als bei der Sage von dem im Odenberg hauſenden Karl dem Großen nach der frühern, Karl V. nach der ſpätern Sage, wurde ſtatt, daß nach der frühern Sage Friedrich II. im Berge Kyffhauſen oder in anderen Bergen hauſen ſollte, ſtatt deſſen ſpäter ſein Vorfahre, Kaiſer Friedrich I., angenommen. Hierzu hat aller Wahrſcheinlichkeit nach deſſen Bezeichnungsname Barbaroſſa, Rothbart, beigetragen; denn dieſer erinnert an Bart, und der Bart ſpielt bei dem am ſteinernen Tiſche ſchlafenden eine große Rolle, wie wir oben bei Olger dem Däniſchen, und bei dem Kaiſer Karl oder Friedrich im Unterberg bei Salzburg ſehen, und anderwärts[58]) finden. Das Wachſen des Bartes um den Tiſch ſoll die lange Zeit und das Wachſen in den Stein den Mangel an Pflege veranſchaulichen. Unter den mehren Sagen iſt die vom Kaiſer Friedrich dem Rothbart im Kyffhäuſer die berühmteſte[59]),

49) Thiele 1. Bd. S. 23. 168. Jac. Grimm, Deutſche Mythologie S. 541. 50) Thiele 1. Bd. S. 3. Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 261. 51) Kühn und Schwarz a. a. O. S. 185. Ebendaſelbſt findet ſich S. 294 eine Volksſage von Fräulein Maria von Jever, der Tochter des letzten Häuptlings von Jever, Namens Edo Wicken, in welcher geſagt wird: ſie herrſchte lange über das Land und that viel Gutes, war eine heldenmüthige, rüſtige Frau, die immer gepanzert ging und viele Kriege mit den benachbarten Häuptlingen führte. Zuletzt verſchwand ſie ſpurlos, und deshalb läutet man alle Abende in Jever und allen Kirchſpielen des Landes, im Sommer um 9, im Winter um 10 Uhr, mit den Glocken, und das ſoll geſchehen, ſo lange bis ſie wieder kommt. 52) ſ. Jac. Grimm, Deutſche Mythologie S. 527. 528. 53) ſ. das Weitere in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 20. Th. S. 375. 54) Grimm, Deutſche Mährchen. Nr. 24 und 28.

55) *Georg. Sabinus*, Caesares sub Frid. Draudius, Fürſtliche Tiſchreden. 1. Th. Cap. 107. *Olearius*, Rer. Thuring. Syntagma 1. p. 150. Grimm, Deutſche Sagen. Nr. 295. 56) Grimm, Deutſche Mythologie. S. 538. 57) Nachdem Engelhus (S. 1115) von dem großen Zwiſchenreiche nach Friedrich's II. Tode, von welchem die Teutſchen Nichts gewußt, und von dem falſchen Friedrich in Neuß und deſſen Verbrennung gehandelt, fährt er fort: Ex hoc fama venit, Fredericum adhuc vivere in castro confusionis. Leibnitz bemerkt hierzu, man ſolle *in castro Cufhusen* oder Kyfhusen leſen; denn in einer Höhle dieſes Berges (im kyfhuser Berge) ſchlafe, wie das Volk geglaubt, Kaiſer Friedrich II., und werde einmal aufwachen, und von da ausgehen, um das Reich wieder zu übernehmen. In dem Manuſcripte der Chronik des Engelhus in der Bibliothek der Kirche zum heiligen Kreuz in Hanover ſtehe: Fridericum surrexisse, et castrum Kufhusen custodire. Doch iſt in castro confusionis keine verderbte Lesart, da man den Namen Kyfhusen nicht von Kyff, Zank, Streit, ſondern da es Julius Cäſar erbaut haben ſollte, von confusio, nämlich von confusio Regni Thuringiaci, Zerſtörung des thüringiſchen Reiches, an welches damals noch nicht zu denken war, ableitete. 58) Nach der Sage von der Höhle des Willberges fand der Schäfer vom Oſterberge ein Männlein vor einem ſteinernen Tiſche ſitzen, durch den ſein Bart gewachſen war (Grimm, Deutſche Mährchen. Nr. 314). Nach der Sage des Petermännchens von Schwerin hat daſſelbe ſeine Wohnung am Ende eines langen unterirdiſchen Ganges, und ſitzt an einem großen Blocke, und wenn ſein Bart drei Mal um denſelben gewachſen iſt, ſo wird er erlöſt ſein (Kühn und Schwarz a. a. O. Nr. 1. S. 2). 59) Sie findet ſich daher bei Vielen erwähnt; ſ. z. B. von Luther, Von Misbräuchen der Meſſe, in der teutſchen Ausgabe ſeiner Werke. 2. Th. S. 45. *Georg. Sabinus*, Caesares sub Frid. Drau-

Digitized by Google

und die Variationen, daß Kaiſer Otto[60]) und gar Markgraf Hans[61]) darin ſitze, unbedeutend, und den Sagen vom Kaiſer Friedrich nur nachgebildet. Die Hauptſage von dieſem iſt: Im Kyffhäuſer (da das Schloß verfallen) ſchläft Friedrich der Rothbart, ſitzend am ſteinernen Tiſch, zwei Mal iſt ſein Bart um den Tiſch und durch denſelben gewachſen. Wenn er das dritte Mal herumgeht, dann wird das teutſche Volk in großer Noth ſein, dann werden die Raben nicht mehr um den Berg fliegen[62]), Friedrich wird herausgehen in ſeinen goldnen Waffen und ſein Volk erretten. Zur Zeit, als Teutſchland durch die Türken geſchreckt ward, glaubte man, Friedrich werde wieder kommen, den Türken zu ſchlagen und das gelobte Land und heilige Grab zu gewinnen[63]). Wenn Friedrich aus dem Berge, in welchem er geſchlafen, hervortritt, wird er ſeinen Schild an einen dürren Baum hängen, davon wird der Baum grünen und eine beſſere Zeit werden[64]). Die eine Geſtaltung der Sage denkt ſich den Baum in Teutſchland, die andere in Paläſtina. Bei dieſer Geſtaltung der Sage ſoll das Aufhängen des Schildes ein Zeichen des Friedens ſein, und ſoll ſoviel als das Ablegen der Waffen bedeuten, wie ſich aus dem ſchließen läßt, was wir oben aus Johann von Winterthur geſehen haben, und unter dem von ihm erwähnten dürren Baum iſt dann der zwiſchen Ebron und Bethlehem im Thale Mambon zu verſtehen. Ihn nannten die Morgenländer Trip, Drip oder Dirp, und die Abendländer Siegesbaum. Von dieſem elenden dürren Baum, einem Eichbaum, glaubte man, er habe vom Anbeginn der Welt an geſtanden und ſei vor Gottes Marter grün und beblättert geweſen. Aber als Gott am Kreuze ſtarb, ſei er verdorret. Dieſen Baum, von welchem Montevilla handelt, meint auch Johann von Winterthur bei dem, was er von Friedrich's Zug in das gelobte Land bemerkt. Nach anderer Sage, nach der nämlich, wie ſie Montevilla gibt, ſoll ein Fürſt aus Niederland mit vielen Chriſten kommen, der ſoll das Morgenland gewinnen, dann ſoll der Baum wieder grüne Blätter bekommen und fruchtbar werden, und um des Wunders willen ſollen alle Juden und Heiden Chriſten werden, weshalb man dem Baume große Ehre erzeigte und ihn wohl behütete. Nach der Überſetzung des Montevilla durch Otto von Diemeringen wird der dürre Baum dadurch wieder grünen, daß der Fürſt aus Niederland unter demſelben Meſſe ſingen läßt, wovon ſich in der lateiniſchen Ausgabe Nichts findet. Wenn nach der andern teutſchen Sage der Baum durch Aufhängen des Schildes durch Friedrich wieder grünet, ſo iſt dadurch die Art des Senkens oder Aufhängens des Schildes gemeint, welche den Gegenſatz zu der andern Art, nämlich der Emporhebung des Schildes, macht, welche Feindſeligkeit andeutete, weshalb im Nordiſchen die Redensart: durch ein Land mit Heerſchilden fahren (ziehen), es feindlich behandeln, verheerend durchziehen, bedeutet[65]). Wenn daher Friedrich den Schild aufhängt, nach der einen Geſtaltung der Sage, um dadurch das Volk zu verſammeln, damit die letzte große Schlacht am jüngſten Tage geſchlagen werde, oder nach der andern Geſtaltung, um mit den Türken zu kämpfen, ſo iſt die Hängung des Schildes an den Baum als Erhebung des Heerſchildes zu betrachten. Für Heerfolgepflichtige war das Heerſchild das Zeichen, dem ſie folgen mußten. Der Schild war zugleich das Symbol des Schutzes, des Schirmes[66]) und der Herrſchaft. In Beziehung auf einen Tempel der Tataren heißt es in einer handſchriftlichen Historia trium regum: hinter Mauern, Schlöſſern und Hügeln ſteht ein dürrer Baum, Heermänner hüten ſein. Welchem Fürſten es gelingt, ſeinen Schild an dieſen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Oſtens, wie es dem großen Khan, der deshalb unwiderſtehlich ſein ſoll, gelungen iſt[67]). Wenn daher

dius, Fürſtliche Tiſchreden. Th. I. c. Meliſſantes (J. G. Gregorii), Curioſe Beſchreibung der Bergſchlöſſer in Teutſchland. S. 550. *Ge. H. Behrens*, Hercynia curiosa. Cap. VI. §. 3. p. 149 seq.

60) Der im Kyffhäuſer ſitzende Kaiſer Otto, welchen einmal ein Muſikant dort traf, befahl ihm, einen Marſch zu ſpielen, und gab ihm, als er es gethan, drei Knochen zur Belohnung. Dieſe durfte er nicht eher anſehen, als bis er zu Hauſe war, und hier wurden ſie Gold (Kühn und Schwarz a. a. O. Nr. 247. 7. S. 220). 61) Ein Tiſchler aus Nordhauſen geht in den Kyffhäuſer, den er grade offen findet, ſieht darin den Markgrafen Hans ſitzen, dem der Bart über den Tiſch hinüber und die Nägel hindurch gewachſen ſind. An den ringsherum an den Wänden liegenden großen Weinfäſſern ſind die Bänder und das Holz bereits verfault; aber der Wein hat ſich eine eigene Schale gebildet. Er iſt blutroth. Den kleinen Reſt, den Markgraf Hans in dem vor ihm ſtehenden Weinglas gelaſſen, trinkt der Geſell aus, und ſchläft nun ſieben Jahre im Berge. Die in Straußberg in der Mark wohnende Erzählerin obiger Sage hatte ſie von ihrem aus Nordhauſen gebürtigen Manne erzählen hören, und ſo hat die Märkerin, indem ſie den Markgrafen Hans, welcher in den märkiſchen Sagen eine Rolle ſpielt, an die Stelle des Kaiſers Friedrich geſetzt (Schwarz und Kühn a. a. O. Nr. 247. 10. S. 222. 223, vergl. S. 497). 62) Mone (Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 213. 214) deutet das Aufhören des Rabenfluges durch das Ausbleiben des Huginn und Muninn, der Raben Odhin's. Es iſt aber auch eine natürliche verſucht worden: „Die Raben fliegen jetzt um den Kyffhäuſer, weil ſie darin einen im Todtenſchlafe wittern. Erwacht Friedrich und kehrt er ins Leben zurück, ſo verlieren ſie dieſe Witterung, und fliegen nicht mehr um den Berg herum." (Ferd. Wachter, Geſchichte Sachſens.) Da der Eintritt des Endes dieſer Welt oder des jüngſten Tages durch ungewöhnliche Zeichen oder Verkehrung des Gewöhnlichen in Ungewöhnliches angekündigt werden ſoll, und die Raben, oder eigentlich Krähen, den Kyffhäuſer zu umſchwärmen pflegen, ſo ſoll das Aufhören dieſes Fluges der Raben wahrſcheinlich als ein Zeichen für den Eintritt des jüngſten Tages gelten; denn die Raben hören dann auf, das Gewöhnliche zu thun, wenn ſie nicht mehr um den Kyffhäuſer fliegen. 63) Luther, Vom Misbrauch der Meſſe, teutſche Ausgabe von Luther's Werken. (Jena.) 2. Th. Bl. 46 b. *Sabinus* l. l. Draudius a. a. O. 64) Grimm, Deutſche Mythologie. S. 539.

65) ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis, überſetzt von Ferd. Wachter. 2. Bd. S. 220. Fornmanna-Sögur. 7. Bd. S. 345. 66) Die Lex Salica ſchreibt vor Tit. XLVII. Leg. 1 (ap. *Kerardum*, Leges Francorum Salicae p. 87). Tit. XLIX. Leg. 1 (p. 91): Tunginus aut Centenarius mallum indicent, et scutum in ipso Mallo (d. h. dem Gerichtsplatze) habere debet etc. Das becheler Weisthum vom J. 1482 (vergl. Jac. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer S. 852) beſagt: und wer es auch, dass das dorf Becheln veden oder feindschaft hette, so soll der dickgemelt herr Friedrich Greifenclae (der Gerichtsherr) seinen schild henken in das dorf vor seinem hofe, und soll da das dorf beschirmen und helfen behalten vor schaden. 67) Goethe, Kunſt und Alterthum II, 2. S. 174. 175. Jac. Grimm, Deutſche Mythologie S. 530.

Digitized by Google

Friedrich, wenn er wieder aus dem Berge hervorgeht, ſeinen Schild an einen Baum hängt, ſo ſoll dieſes ſo viel anzeigen, als daß er ſeine vorige Herrſchaft wieder an ſich genommen hat. Unverkennlich hat ſich in die eine Geſtaltung der Sage im Betreff des dürren Baumes in Paläſtina die chriſtliche Sage gemiſcht. Aber der dürre Baum iſt wol nicht ganz aus dieſer Sage für die andere Geſtaltung der Sage, welche den Baum nach Teutſchland ſetzt, entlehnt, denn heilige Bäume ſpielen im teutſchen Volksglauben eine große Rolle. Am vollkommenſten ſchien ein ſolcher Baum, welcher, obgleich ein Laubholzbaum, auch im Winter grünte. So z. B. der große Baum bei dem Tempel von Upſala [68]), und der Wunderbaum der Dithmarſen bei der Aubrücke, welcher auf einem mit einem Graben umgebenen Platze ſtand. Alle ſeine Zweige waren, wie man angibt [69]), kreuzweiſe gewachſen. Er grünte Winter und Sommer. Man hieb den Baum auch deswegen nicht um, weil man eine alte Prophezeiung hatte, daß er nicht eher zu verdorren beginne, als bis die Dithmarſen ihre Freiheit verlieren ſollten, und daß nachher auf demſelben eine Elſter niſten und fünf weiße Junge aushecken würde, zum Zeichen, daß dem Lande die Wiedererhaltung der Freiheit bevorſtände. Hatte man eine wichtige Opferquelle, wie z. B. den Bullerborn, und ſtand kein großer Baum dabei, ſo richtete man, bis ein ſolcher herangewachſen war, einen großen Stamm auf, wie die Irminſul [70]). Natürlich glaubte man, daß die Gottheit Macht genug habe, ihn grünen zu laſſen, und es werde geſchehen, wenn gewiſſe Ereigniſſe eintreten würden. So läßt ſich ſchließen, daß der dürre Baum in der Sage vom Kaiſer Friedrich nicht ganz aus der Sage von dem dürren Baum Dirp in Paläſtina entlehnt iſt, oder es läßt ſich wenigſtens leicht erklären, wie dieſe Entlehnung, da heilige Bäume bei den Teutſchen eine ſo große Rolle ſpielten, ſo leichten Eingang finden und ſo leicht feſt wurzeln konnte. Wunderbar wird auch der Aufenthaltsort des Kaiſers Friedrich beſchrieben. So beginnt eine mündlich aus Edersleben geſchöpfte [71]) Sage: Der in den Kyffhäuſer verwünſchte Kaiſer Friedrich der Rothbart ſitzt mit allen ſeinen Rittern und Knappen [72]) um einen großen Tiſch, durch den ſein Bart hindurchgewachſen iſt. Unten im Berg iſts herrlich und Alles ſtrahlt von Gold und Edelſteinen [73]), und ob es gleich eine unterirdiſche Höhle iſt, ſo iſt es doch hell [74]) darin, wie am ſonnigen Tage; die prächtigſten Bäume und Sträucher ſtehen da und mitten durch dies Paradies fließt ein Bach, wenn man aus dem eine Hand voll Schlamm nimmt, ſo wird er ſogleich pures Gold. Hier jagt nun ein Reiter immerwährend auf und ab, nach der einen Sage zu Pferde, nach der andern auf einem Hahne ſitzend. Der Reiter mag wol der Böſe ſelbſt ſein, der dies Alles verzaubert hat. Ein Hirt, der einmal am Johannistage den Berg offen fand, und ſtaunend die ganze Herrlichkeit ſah, erhielt von dem Reiter einen Wink, daß er die Pferdeſemmeln einſtecken ſollte, und hatte, als er nach Hauſe kam, lauter Gold. Auch die meiſten andern Sagen drehen ſich um die Schätze. So folgende. Ein Schäfer pfiff ein dem Kaiſer Friedrich wohlgefälliges Lied. Der Kaiſer fragte ihn: „Fliegen die Raben noch lange um den Berg?" Der Schäfer ſagte: „Ja!" Der Kaiſer antwortete: „So muß ich hundert Jahre länger ſchlafen," und führte ihn aus Dankbarkeit für ſein gepfiffenes Liedlein und Hofrecht in ſeine Rüſtkammer, ſchenkte ihm von einem goldenen Handfeſt einen Fuß, welchen der Goldſchmied für echtes Gold erkannte [75]). Als einmal Muſikanten von einer Hochzeit über den Kyffhäuſer nach Hauſe ziehen, ſagt ein recht Toller unter ihnen, daß ſie auch dem alten Kaiſer Friedrich eins aufſpielen wollen. Als ſie fertig ſind, tritt eine Jungfrau aus dem erfurter Thore, bringt ihnen ſchönen Dank vom alten Kaiſer und verehrt Jedem von ihnen einen Pferdekopf. Alle warfen ihre Pferdeköpfe als ſchnöden Lohn weit von ſich. Nur der immer luſtige Tolle behielt den ſeinigen, um ſich daheim einen Spaß mit ſeiner Frau zu machen und ſteckt ihr denſelben heimlich unter das Kopfkiſſen. Sie zieht am Morgen einen großen Goldklumpen unter demſelben hervor. Nach der andern Geſtaltung der Sage bringt die Jungfrau den Muſikanten einen Morgentrunk und jedem eine Pferdekeule. Nur einer behält dieſe, und ſie iſt, als er nach Hauſe kommt, Gold [76]). Die Ausgeberin [77]) des Kaiſers, welche einen großen Berg

68) *Vet.* Schol. (91) ad *Adam. Brem.* de Situ Daniae et reliq. Septr. Regionum Cap. 233 (ap. *Lindenbrog*, Scriptt. ex edit. *Fabricii* p. 61): Prope illud templum est arbor maxima late ramos extendens aestate et hyeme semper viridis, cujus illa generis sit, nemo scit. 69) Neocorus und andere Geſchichtſchreiber, welche Bolten, Ditmarſiſche Geſchichte. 1. Th. S. 269, anführt. 70) Wie die Sachſen zur Irminſul kamen, iſt in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 41. Th. S. 388 angegeben. 71) Von Kühn und Schwarz a. a. O. Nr. 247. Sagen vom Kyffhäuſer I. S. 217. 72) Vergl. von Nr. 247 die 7. Sage (S. 221), „mündlich aus Tilleda," nach welcher der Schweinehirt, welcher einer Sau, welche alle Tage Mittags um 12 Uhr fehlt, und die auch Nachts um 12 Uhr nicht im Stall iſt, nachgeht, ſie an einer Öffnung im Berge findet, in dieſe hineingeht und in einen Saal kommt, wo der Kaiſer am Tiſche ſitzt und Alles von Gold und Edelſteinen glänzt. 73) Es iſt alſo Friedrich's Heer, wie auch König Arthur mit ſeinem Heere in den Eldonhills ſitzt. Im Betreff der Pferde des Kaiſers Friedrich im Kyffhäuſer beſagt eine (mündlich aus Goslar und Tilleda bei Kühn und Schwarz die 2. Sage von Nr. 247. S. 218): In einem großen Raume ſtehen zahlloſe Pferde, die ſcharren und raſſeln mit den Ketten, daß es einen gewaltigen Lärm gibt, und in den Krippen iſt kein Heu, ſondern es ſind Dornwaſen aufgeſteckt, von denen freſſen ſie.

74) Nämlich durch den Glanz des Goldes und der Edelſteine. Vergl. Aegisdrekka (große Ausgabe der Edda Saemundar. I. Bd. S. 149): thar war lysigull haft fur eldzlida, da ward lichtes Gold gehabt (gebraucht) für Feuerlicht (ſtatt Lichtes durch Feuer). 75) Draudius a. a. O. Grimm, Deutſche Sagen. Nr. 296. 76) Kühn und Schwarz a. a. O. Nr. 247. 5. Mündlich aus Aberode, Goßlar und Deutſchenthal bei Halle; vergl. Grimm, Deutſche Sagen Nr. 296. 77) Bei Kühn und Schwarz findet ſich Nr. 245: „Frau Hulle mit den Goldknoten. Mündlich aus Pfulsborn bei Apolda," in welcher die Sage von den ſich in Gold verwandelnden Flachsknoten zwar nicht an den Kyffhäuſer geknüpft und auch Kaiſer Friedrich zwar nicht erwähnt iſt, man kann aber daraus ſchließen, daß die Ausgeberin des Kaiſers Friedrich die Frau Holle ſein ſoll. Auch findet ſich bei Kühn und Schwarz unter Nr. 247. 9 (S. 222): „Ein Knabe aus Frankenhauſen erzählte," wie er ebenfalls (bezieht ſich auf die achte der Sagen vom Kyffhäuſer, nach der Erzählung eines Mannes aus Sangerhauſen, welcher in einer alten Beſchreibung geleſen, daß bei dem Kaiſer Friedrich

Digitized by Google

Flachsknoten ausgebreitet hat, winkt zum Kyffhäuſer kommenden Frauen, etwas davon zu nehmen. Als ſie heimkommen, ſind die Knoten, die ſie zu ſich geſteckt, Gold geworden [78]). Einem Schweinehirten, welchem alle Tage Mittags um 12 Uhr eine Sau, die auch um dieſelbe Stunde des Nachts nicht im Stalle iſt, fehlt, und die er, als er ihr einmal nachgeht, an einer Öffnung des Kyffhäuſers findet, winkt, als er in den Saal, wo der Kaiſer am Tiſche ſitzt und Alles von Gold und Edelſteinen glänzt, des Kaiſers Ausgeberin, daß er ſich von den Schätzen nehmen ſoll. Er ſteckt, an den Tiſch herantretend, ſich alle Taſchen voll. Als er wieder hinausgehen will, ruft ſie ihm nach: „Vergiß das Beſte nicht" [79]), indem ſie eine auf dem Tiſche liegende Blume meint. Dem nicht darauf Achtenden klemmt der hinter ihm zuſchlagende Berg die Ferſe ab, ſodaß er jämmerlich daran ſterben muß [80]). Einem Mädchen, das Wein von dem Kyffhäuſer zu einer Hochzeit holen ſoll, wird es, als ſie oben ankommt, bange, weil es dort mit Knochen und Kegeln wirft, verzweifelt, ihren Auftrag ausführen zu können, ſteckt aber zum Wahrzeichen, daß ſie hier geweſen, ein paar Knochen ein. Als ſie dieſelben daheim hervorzieht, ſind es große Stangen Goldes [81]). Da die angeblichen Schätze im Kyffhäuſer, welche Kaiſer Friedrich beſitzen ſoll, ſodaß er nach einer Geſtaltung der Sage an einem goldenen Tiſche ſitzt [82]), eine ſo große Rolle ſpielen, ſo haben Manche geſagt, die Sage ſei nicht ohne Grund, es ſeien die Gold- oder andere Erzbergwerke [83]) zu verſtehen, welche vormals auf dieſem Berge häufig geweſen, und ein ſolches Bergwerk habe vermuthlich „Zum Kaiser Friedrich" geheißen [84]). Wenn wir aber die Tauſende von andern Sagen, in welchen geiſterhafte Weſen über die Schätze ihres Aufenthaltsortes herrſchen, betrachten und erwägen, brauchen wir zu obiger ſpeciellen Muthmaßung unſere Zuflucht nicht zu nehmen. Da das Volk die feſte Meinung hegte, daß ein großer Schatz unter dem Kyffhäuſer vergraben ſtände [85]) und den Kaiſer Friedrich in demſelben Berge hauſen ließ, wen machte es da natürlicher zum Beherrſcher dieſer Schätze, als den Kaiſer Friedrich? deſſen Name hatte ſich mit dem Kyffhäuſer dergeſtalt verſchwiſtert, daß das Volk, wenn es dieſen Berg perſonificirt dachte, Kaiſer Friedrich nannte, wie aus dem bekannten [86]) Verſe hervorgeht, welcher beſagt, wie der Landmann das Wetter nach dem kyffhäuſer Berge beurtheilt:

Wenn ſtehet Kaiſer Friedrich ohne Hut,
Iſt das Wetter ſchön und gut;
Iſt er mit dem Hut zu ſehen,
Wird das Wetter nicht beſtehen.

An alte Schlöſſer, beſonders berühmte, wie das vormalige Reichsſchloß Kyffhauſen, knüpfen ſich nicht nur Sagen von großen, daſelbſt befindlichen Schätzen, ſondern auch von großen, mit Weinfäſſern gefüllten Räumen. So durfte Kaiſer Friedrich im Kyffhäuſer auch nicht ohne unverſiegbaren Wein ſein, wie folgende Sage veranſchaulicht. Als einmal bei einer Hochzeit auf einem Dorfe in der Nähe des Kyffhäuſers der Wein zu fehlen beginnt, ſchickt der Brautvater das Mädchen aus, Wein vom Kyffhäuſer zu holen. Sie findet oben am offenen Berge eine ganz weiße Jungfrau, oder, wie Andere ſagen, des Kaiſers Ausgeberin. Dieſe führt das Mädchen in einen großen Raum, in welchem zahlloſe Pferde ſtehen, und weiterhin ein ſteinalter Mann mit langem weißen Barte, der durch den Tiſch gewachſen iſt, ſitzt. An den Wänden herum ſind große Weinfäſſer aufgeſpeichert. Die Ausgeberin des Kaiſers füllt dem Mädchen den Krug und führt es mit der Weiſung hinaus, daß es nicht wiederkommen ſolle. Als das Mädchen heimgelangt iſt, iſts der herrlichſte Wein. Ob es gleich blos ein Krug iſt, ſo will doch der Wein darin gar nicht abnehmen [87]).

auch der Schmied Beldermann, der des Kaiſers Hufſchmied geweſen, ſitze) in einer Beſchreibung geleſen, daß bei Kaiſer Friedrich im Berge ſeine Ausgeberin, Frau Holle, ſitze, die müſſe ſeine Pferde füttern. Einmal ſei auch ſein beſtes Pferd mit ihr durchgegangen und habe ſie in der Gegend von Halle abgeworfen.

78) Kühn und Schwarz Nr. 247. 4. „Mündlich aus Tilleda." Vgl. Bechſtein, Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des thüringer Landes. 4. Bd. S. 19. 79) Dieſe Warnung ſpielt auch in andern Sagen, z. B. in der „von dem Junfernſtein auf dem Köterberg. Mündlich aus Körterberg," bei Kühn und Schwarz Nr. 268, indem damit eine Blume (Zauberblume), und in der Sage „von den drei Jungfern in der Baliſinie. Mündlich aus Mehnen," wo die Springwurzel ausdrücklich genannt wird, die Hauptrolle, indem den die Warnung nicht Beachtenden durch die zuſchlagende Thüre die Ferſe abgeklemmt wird. 80) Grimm, D. S. 303. Bechſtein a. a. O. IV. S. 21. Schwarz und Kühn Nr. 247. 7. „Mündlich aus Tilleda." 81) Kühn und Schwarz Nr. 247. 3. S. 218. 219. 82) Hierher gehört auch die Sage von der reichlichen Beſchenkung eines Bauers. Als dieſer nämlich mit Getreide, um es nach Nordhauſen zu fahren, vor dem Kyffhäuſer vorbeifährt, wird er von einem greiſen Männchen, nebſt ſeinem Wagen, durch ein großes Thor in den Berg hinein und an ein großes Schloß geführt. Hier läßt ihm das greiſe Männchen die Pferde abnehmen und führt ihn in einen großen, herrlich erleuchteten Saal, der voller Leute iſt. Dem Bauer gefällt es ganz wohl. Er wird endlich vom greiſen Männchen erinnert, daß es nun Zeit zum Heimgehen ſei, wird von ihm reichlich beſchenkt und wieder hinausgeführt, erhält auch ſeine Pferde und ſeinen Wagen wieder, und iſt, als er nach Hauſe zu ſeiner Frau, die ihn längſt für todt gehalten, gekommen, grade ein Jahr lang fortgeweſen. Kühn und Schwarz Nr. 247. 6. „Mündlich aus Deutſchenthal bei Halle." S. 220. 221. 83) *Joh. Hoffmannus*, Rect. Franckohus., De *Aureo arvo* (güldenen Aue) Programma Scholast. 1696 (bei *Olearius*, Synt. p. 155): vulgus blaterat, quod hoc in monte Kiphusano mensae aureae assideat (Imp. Frider.), cujus barba prolixa mensam perterebraverit etc.

84) Derſelbe führt dieſe Muthmaßung als nicht ungereimt und den gelehrten Joh. Tölkius, Inſpector zu Kelbra, auf, welcher ſich auch zu ihr geneigt. 85) Nachdem Müldener (Hiſtoriſch-diplomatiſche Nachrichten von einigen Bergſchlöſſern in Thüringen) bemerkt hat, Meliſſantes halte dafür, daß der Teufel ſein Gaukelwerk auf Kyffhauſen habe, da doch noch nicht einmal ausgemacht ſei, ob es wahr ſei, daß Jemand etwas geſehen habe, führt er fort: „Der gemeine Mann ſteht bis dato in der feſten Meinung, daß ein großer Schatz unter dem Kyffhäuſer vergraben ſtände. Die da reich werden wollen, bemühen ſich ſehr emſig darum. Sie graben große Löcher, die von ihrer Geldbegierde zeugen. Ich weiß aber nicht, ob ſie glücklich geweſen ſind. Man beſchuldigt viele Venetianer und Savoyarden, daß ſie nach Kyffhauſen kommen und die Schätze wegholen." 86) Als ſolchen führt ihn unter andern L. W. H. Heydenreich, Hiſtoria des ehemals Gräflichen, nunmehro Fürſtlichen Hauſes Schwartzburg S. 405 an. 87) Kühn und Schwarz Nr. 247. 2. „Mündlich aus Goßlar und Tilleda." S. 218.

Der fünfte falſche Friedrich trat in einer Zeit auf, in welcher er ſich ganz auf den Volksglauben ſtützen mußte. Es ſoll ein Schneider von Salza geweſen ſein, welcher im Gefängniſſe daſelbſt wahnwitzig geworden ſei. Er kam im J. 1546 auf den Kyffhäuſer Berg in die Kapelle des wüſten Schloſſes und zündete ein großes Feuer an. Er gab ſich für den Kaiſer Friedrich aus, der wieder gekommen, um das Reich in einen beſſern Stand zu bringen. Da er ein dickfilziges Haar hatte, glaubte das gemeine Volk, das in großer Menge zu ihm ſtrömte, Kaiſer Friedrich ſei wieder aufgeſtanden. Um dem Unweſen des falſchen Friedrich und des ihm anhängenden zahlreichen Pöbels Einhalt zu thun, ſandte Graf Günther XL. zu Schwarzburg, zu Arnſtadt und Sondershauſen gewiſſe Amtleute auf den Kyffhäuſer, ließ den unſinnigen Menſchen gefänglich nach Sondershauſen bringen, und ſeines Kaiſerthums, bevor es recht angegangen, entſetzen[88]). Graf Günther erzählte im Februar 1546 in einem Schreiben[89]) an Hans von Ponickau, welcher auf Befehl des Kurfürſten von Sachſen der Begebenheit halber Anfrage gethan hatte, die Beſchaffenheit der Sache, daß der von ihm Eingezogene wahnwitzig ſei, und von vielen Königreichen und Kaiſerthümern geſchwatzt habe, und von dem Volke, weil er auf dem Kyffhäuſer geſeſſen, für Kaiſer Friedrich angenommen worden. *(Ferdinand Wachter.)*

FRIEDRICH (III.) der Schöne, Erzherzog von Öſterreich, gew. Friedrich von Öſterreich, geb. 1286, wird als dritter dieſes Namens von Einigen in der Reihe der teutſchen Kaiſer (1314—1322), gegenüber Ludwig von Baiern, aufgeführt. Er war der Sohn des 1308 gemordeten Kaiſers Albrecht I. und der Eliſabeth, Erbtochter Meinhard's III. von Kärnthen, Bruder Leopold's des Glorwürdigen und des ſchon 1307 verſtorbenen Rudolf's, Königs von Böhmen. Schon bei ſeines Bruders Tode traf ihn das Misgeſchick, gegen alles Recht wechſelſeitiger Erbverträge ſich die böhmiſche Krone entzogen zu ſehen; denn kaum war Rudolf todt, als die böhmiſchen Stände, eingedenk ſeines harten und verhaßten Regiments, auf einer Verſammlung zu Prag beſtimmt erklärten, daß ſie keinem Öſterreicher huldigen würden, und unterſtützte gleich Albrecht mit bewaffneter Hand ſeines Sohnes Rechtsanſprüche, ſo mußten doch beide, die über Eger ſchon bis an die Mauern Prags vorgedrungen waren, dem hartnäckigen Widerſtande der Stände weichen und im Winter des Jahres 1307 von der Belagerung erfolglos abſtehen. Nicht glücklicher war ſeine Bewerbung um die teutſche Kaiſerkrone, als ſie 1308 zur Erledigung kam. Friedrich, als älteſter Sohn Albrecht's, machte ſich natürlich viel Hoffnung auf ſie; aber ſchon hier mußte er dem intriguanten Spiele des Papſtes Clemens V. und den ſchlauen Operationen des Erzbiſchofs Peter von Mainz (P. Aichſpalter), ſowie des Erzbiſchofs Balduin von Trier, weichen, denen zugleich ſämmtliche Mitbewerber aus fremden Staaten oder verſchiedenen mächtigen Adelingsgeſchlechtern trotz ihrer wetteifernden Anſtrengungen, ihrer Verabredungen über Abgabe der Kurſtimmen und ihrer Verheißungen wegen Leitung der Wahl unterliegen mußten. Graf Heinrich, Peter's Gönner und Beförderer, der erſte vom luxemburger oder lützelburgiſchen Hauſe ging zunächſt aus der geheimen Abſtimmung einer vorbereitenden Verſammlung zu Renſe als genehmigter Wahlkaiſer hervor, und ſeine einmüthige Erhebung und Krönung ſchloß Friedrich vom teutſchen Throne aus (27. Nov. 1308), und verdrängte ſomit vorläufig das Haus Habsburg. Bei Heinrich's VII. Tode (24. Aug. 1313) ſtand Friedrich, nebſt ſeinem Bruder Leopold, der ſehr mächtigen luxemburger Partei als Throncandidat gegenüber und erneuerte ſeine Anſprüche; doch ihre freundſchaftlichen Beziehungen zu König Robert, einem erklärten Reichsfeinde, zu Heinrich von Kärnthen, der, wenngleich noch als Exkönig in Böhmen gehaßt, ſich ſeiner Anſprüche auf das Königreich doch nicht begeben wollte, und ihre Stellung zu König Johann waren Vorwand genug, den öſterreichiſchen Bewerbern entgegenzuarbeiten. Die luxemburgiſche und öſterreichiſche Partei rüſtete ſich zum Wahlkampfe. Die Öſterreicher knüpften Unterhandlungen an und warben durch Geld zunächſt für Friedrich, zugleich für Leopold, falls Friedrich die Wahl dennoch ablehnen ſolle[1]). Zu ihnen ſtanden nun zunächſt Herzog Heinrich von Kärnthen als König von Böhmen; der Erzbiſchof von Cöln, Heinrich von Virneburg, der ſchon Heinrich VII. gekrönt hatte; Pfalzgraf Rudolf bei Rhein, Bruder Ludwig's von Baiern, dem dieſer durch einen Vertrag von 1313 die Führung ſeiner Stimme auf Lebenszeit abgetreten hatte; Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg; Herzog Rudolf von Sachſen-Wittenberg. Für die Luxemburger ſtanden Erzbiſchof Peter von Mainz; Erzbiſchof Balduin von Trier, Oheim Johann's von Böhmen; Heinrich's Sohn, Johann von Böhmen, ſelbſt; Johann von Sachſen-Lauenburg; Markgraf Waldemar von Brandenburg. Wie nämlich über die böhmiſche Krone zwiſchen Heinrich von Kärnthen und Johann von Böhmen, ſo herrſchte über die Kurwürde und Wahlſtimme unter mehren Kurhäuſern, wo verſchiedene Theilungen vorgegangen waren, eine große Uneinigkeit, namentlich im Hauſe Sachſen von askaniſchem Stamme, deſſen beide Linien, Sachſen-Lauenburg und Sachſen-Wittenberg, ſich ebenſo ſchroff und feindſelig, als Brandenburg-Landsberg und die eigentliche Mark Brandenburg entgegenſtanden. Hauptſächlich nur im Intereſſe Böhmens bot die luxemburger Partei Alles auf, Friedrich's Wahl zu hintertreiben; doch da Johann, den ſie als Gegencandidaten zunächſt aufzuſtellen gedachte, noch zu jung, auch noch wenig beliebt war, ſo trug ſeine Partei die Krone Teutſchlands dem Herzoge Ludwig von Baiern an, der zwar an Macht gegen Friedrich zurückſtand, den aber erprobter Muth den Luxemburgern und allbekannte Leutſeligkeit den teutſchen Reichsſtänden em-

88) Paulus Jovius, Schwarzburgiſche Chronik bei *Schöttgen* und *Kreysig*, Diplomataria et Scriptores. Tom. I. p. 661. Spangenberg, Adelſpiegel. 1. Th. Buch IX. Cap. 2. Bl. 211 b. *Georg. Sabinus*, Interpret. Metamorphos. Ovid. Lib. XIII. Fab. 45, welcher es aber ins J. 1467 ſetzt. 89) Bei Struve. 1. Th. [illegible] §. 6. S. 10.

1) Urkundlich in Olenſchlager's Staatsgeſchichte der erſten Hälfte des 14. Jahrh. Nr. XVII—XIX.

pfahl. Ludwig ſelbſt hatte früher mit Friedrich im Streit und Kampf gelegen über die vom Landadel ihm übertragene Vormundſchaft über die niederbairiſchen Herzoge, war aber jetzt mit Friedrich nach geſchehener Ausgleichung verſöhnt, und, wie man ſagt, durch ſein gegebenes feierliches Verſprechen verbunden, Friedrich's Wahl nicht zu hindern; deshalb ſchlug er die ihm zugedachte Kaiſerkrone aus [2]. Nachdem man aber argliſtig den Wortlaut ſeines Vertrags umgedeutet und ihm bemerkbar gemacht, daß er doch wol nur die Wahl anderer Fürſten, nicht ſeine eigene, hindern zu wollen verſprochen haben könne —, da nahm er den unredlichen Antrag an. Auch Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg ward durch Verſprechungen gewonnen, und trat den Luxemburgern bei. Alle Übrigen gingen mit Ludwig gewinnreiche Privatcapitulationen ein, und ließen ſich ihre Stimmen anſehnlich bezahlen. Es galt jetzt, durch Schnelligkeit im Handeln einander zuvorzukommen. Jede Partei wählte und krönte; die Öſterreicher am 19. Oct. 1314 zu Sachſenhauſen bei Frankfurt, die Luxemburger in den frankfurter Vorſtädten jenſeit des Mains auf dem gewöhnlichen Wahlfelde; Friedrich wurde am 25. Nov. vom verfaſſungsmäßig dazu beſtimmten Kurfürſten von Cöln bei Bonn im freien Felde, Ludwig am 26. Nov. vom Kurfürſt von Mainz zu Aachen, am verfaſſungsmäßigen Orte, gekrönt, nachdem er in Frankfurt als Kaiſer dem Volke und der Geiſtlichkeit vorgeſtellt, Friedrich aber von Frankfurt ausgeſchloſſen worden war und vergebens die Stadt belagert hatte [3]. Beide Wahlen wurden darauf dem Reiche und an den zukünftigen Papſt berichtet, da Clemens V. geſtorben war. Das formelle Recht ſprach für Ludwig, und Frankfurts Beiſpiele folgten in der Anerkennung des Wittelsbacher bald die übrigen Reichsſtädte; Teutſchland und Italien war zwiſchen Beiden faſt gleich getheilt, die Guelfen für Friedrich, die Ghibellinen für Ludwig; die wechſelſeitige Macht beider Gegenkönige war ziemlich gleich, beſonders da die drei Waldſtädte, Schwyz, Uri, Unterwalden, theils aus Abneigung gegen das Haus Öſterreich, theils aus Gewiſſenhaftigkeit wegen der Rechtmäßigkeit der Wahl Ludwig's ſich gegen Friedrich erklärten. Ludwig nahm ſie in ſeinen Schutz und beſtätigte feierlich ihre Privilegien. Eine Vereinbarung mit Friedrich war aber unmöglich geworden.

Die Sache kam 1315 zu einem förmlichen Kriege, der ſich langſam in Nichts entſcheidenden, raſch vorübergehenden Auftritten acht Jahre lang hinzog [4]. Ludwig war dabei thätiger, als Friedrich, vermied aber doch lange ein entſcheidendes Treffen. Ein Feldzug, der in der Nähe Speiers ſie einander nahe brachte, mußte aus Mangel an Lebensmitteln von beiden Seiten aufgehoben werden, und aus Baiern, das in Folge der von Ludwig am 11. Mai 1315 über die Herzoge von Öſterreich ausgeſprochenen Reichsacht von Friedrich überfallen wurde, zog dieſer ſich bei Ludwig's Annäherung wieder ebenſo ſchnell nach Schwaben zurück. So geſchah hier von den Rivalen Nichts von Bedeutung. Herzog Leopold, noch beſonders von den Stiftsherren in Einſiedeln gegen „das ſtolze Recht, das ſich der Bauer nahm," aufgereizt, beſchloß unterdeſſen, an der Spitze einer zahlreichen, auserleſenen und von ariſtokratiſchem Unwillen über die Anmaßungen der freien Schweizer beſeelten habsburger Ritterſchar, von drei Seiten angreifend, die Schweiz für die brennende Schmach, wofür ſie vertilgt zu werden verdienten, „hart zu demüthigen, und nur unter der Bedingung Gnade für Recht ergehen zu laſſen, wenn ſie ſofort dem Afterkönige Ludwig entſage, Friedrich huldige und zugleich die Landesherrlichkeit Öſterreichs anerkenne." Am 15. Nov. aber bei Morgarten von der Eidgenoſſenſchaft aufs Haupt geſchlagen, half er ſelbſt durch ſeine Niederlage die Autorität ſeines Gegners in Teutſchland überwiegend fördern. Die ganze Macht des Widerſtandes ſollte ſich nun gegen Ludwig allein wenden, und der erſte Angriff galt der Stadt Eßlingen, dem Stützpunkte der ſchwäbiſchen Gemeinden, die, an ſich ſchon beunruhigt durch den unerwarteten nachträglichen Übertritt des Grafen Eberhard von Würtemberg zur habsburgiſchen Partei, Ludwig's Hilfe angerufen hatten, als Friedrich von ihnen die Zurückgabe der Länder foderte, die ſeit Heinrich VII. von ihnen dem befreundeten Grafen abgenommen waren. Ludwig's Zuzüge von Trier und Böhmen verſtärkten die Stadt und er ſelbſt eilte den Belagerten zu Hilfe. Ein Gefecht am Neckar (September 1316) war zweifelhaften Erfolgs, als die Nacht die kämpfenden Heere trennte; doch ergaben ſich bald darauf, nebſt Eßlingen, mehre ſchwäbiſche Reichsſtädte den Öſterreichern. Ludwig zog ſich zurück, und wurde bald, nachdem er noch eben ſeinen feindlichen Bruder Rudolf im folgenden Jahre zur Abtretung ſeiner pfälziſchen und bairiſchen Länder gezwungen und darauf mit geringem Jahrgehalt in das Exil geſchickt hatte, wie der im Grunde nicht minder bedrohte Leopold, genöthigt, die Vermittelung Johann's

2) Cf. *Anonymi Leobiens.* ad a. 1313. — *Vitodurannus* ap. *Eccard.* Tom. I, 1788. 3) Hierüber *Raymundi Duellii* Fridericus Pulcher Austriacus inter Imper. Rom. Germ. (Nor. 1733. 4.) — über Ludwig insbeſondere: *Anonymi* coaevi Ludovici IV. Chronicon (von 1314—1347) in *Pez.* Scr. R. Austr. II, 415 seq. — *Anonymi* Ludovico Bavaro synchroni Chronicon de ducibus Bavariae ab a. 1311 – 1372 in *Oefele*, Scr. R. Boic. I, 39 seq. — *Albertini Mussati* Ludovicus Bavarus in *Muratori*, Scr. R. It. Tom. X. — Monumenta quaedam diplom. Ludovici IV. Bavari ex regestis autographis Bertoldi de Tutlingen, notarii regis, in *Oefele* II, 732. — Ludovici Bav. Imp. scripta publica in *Freher.* Scr. R. Germ. I, 655 seq. — Chronologie K. Ludwig's des Baiern und Urkunden zu ſ. Geſchichte, in Lange und Blondeau, Bair. hiſtor. Nachrichten. — Ludovicus IV. Imp. defensus, Bzovius injuriarum postulatus, quod eundem Imp. — calumniis oneraverit, ab *Jo. Geo. Herwarto ab Hochenburg*, ed. secunda. (Monach. 1621. II. 4.) — *Geh. Geroldi* Defensio Ludovici IV. Imp. ratione electionis contra Bzovium. (Ingolst. 1618. 4.) — *Nic. Burgundi* Hist. Bavarica s. Ludovicus IV. Imp. (Ingolst. 1636. 4.), cum praefat. *Boehmeri.* (Helmst. 1705. 4.) — *Wolfg. Hunger*, Apologia pro Ludovico IV. Imp. ex domo Bav. in (Finauer) Bibl. zum Gebrauche der bair. Geſch. II, 65 fg. — Wolffter, Geſch. K. Ludwig's IV. in Poſſelt's Wiſſ. Magazin II, 149 fg. — Leben K. Ludwig's IV. in von Klein, Leben und Bildniſſe großer Teutſchen IV. Nr. 1 coll. Weber, Literatur der Staatengeſch. I, 552 fg. Beck, Allgem. Welt- und Völkergeſchichte IV, 267.

4) *Scherz*, Diss. de turbis in imperio R. G. ex electione Ludovici Bavarici et Friderici Austriaci ortis. (Argentorati 1717. 4.)

Digitized by Google

von Böhmen 1318 zu einem Waffenſtillſtande zu nutzen, da ſeine Bundesgenoſſen ſich wenig um ihn mehr kümmern zu wollen ſchienen, und ſich das Übergewicht ſcheinbar auf Öſterreichs Seite neigte. Leopold, nachdem er gleichfalls (1318) mit den Waldſtädten einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, verwandte nun die ganze Kraft ſeines kriegeriſchen Talents und thatkräftigen Unternehmungsgeiſtes auf Unterſtützung ſeines Bruders Friedrich, fiel mit dieſem zugleich in Baiern ein, und verwüſtete es mit dieſem zehn volle Wochen lang ſo fürchterlich, daß Ludwig, von fern aus feſten Orten in verzweiflungsvoller Hilfsloſigkeit zuſehend, ſo hart ins Gedränge kam, daß er der läſtigen Kaiſerkrone zu entſagen Anſtalt machte. Da erſchrak die luxemburger Partei ſo, daß ſie durch eilige Hilfsleiſtung das Verſäumte nachzuholen und das Verſchuldete gut zu machen beſchloß. Erzbiſchof Balduin und Böhmens Johann, der Burggraf von Nürnberg und Andere, noch dazu ermuntert durch neue vortheilhafte Verſprechen, naheten zuerſt mit bedeutenden Streitkräften. Friedrich, unterſtützt von einem noch zahlreicheren Heere von 30,000 Mann mit ungariſchen Hilfsvölkern, aber ſo herzlich müde des unſeligen Krieges, daß er ausdrücklich erklärte, „derſelbe müſſe durch einen entſcheidenden Schlag ſo oder ſo geendet werden, indem bereits Unglückliche genug gemacht wären," ſtellte ſich zwiſchen Mühldorf und Ampfingen im Salzburgiſchen mit den Seinen auf, ohne auf die Warnungen ſeiner Aſtrologen zu hören und ohne die Ankunft ſeines Bruders Leopold, der aus Schwaben herzueilen ſollte, erwarten zu wollen, über den er durch den Verrath der Mönche im Kloſter Fürſtenfeld zur Zeit ohne Nachricht war, deſſen Annäherung er aber nicht bezweifelte. Am frühen Morgen des 28. Sept. 1322 ward der Kampf begonnen und beiderſeits hartnäckig fortgeſetzt. Die Aufſtellung des bairiſchen Heeres und die Anordnungen der Schlacht hatte Ludwig dem erfahrenen und kriegskundigen nürnberger Feldoberſten Seyfried Schweppermann übertragen, gegen den Friedrich durch bewundernswerthe Tapferkeit vergebens Vortheile zu erringen ſtrebte. Bis gegen Mittag ſchwankte der ungewiſſe Kampf. Da ſchwenkte ſich das bairiſche Heer ſo, daß Sonne und Wind den kämpfenden Öſterreichern entgegen waren, und zugleich ſtürzte ſich der Burggraf von Nürnberg aus einem Hinterhalte mit 500 Reitern in den Rücken der öſterreichiſchen Scharen, die, getäuſcht durch des Burggrafen öſterreichiſche Feldzeichen und Fähnlein, Leopold's Hilfstruppen im Anzuge vermutheten. Jetzt war die Schlacht entſchieden, und was aus Öſterreichs Heere nicht floh, wurde niedergemacht oder gefangen. Friedrich's und ſeines Bruders Heinrich Gefangennehmung war aber das Hauptergebniß des Kampfes, dem Leopold's Ankunft immer noch eine andere Wendung hätte zu geben vermocht. 1500 Ritter ergaben ſich mit ihnen [5]). Ludwig empfing den geſchlagenen Friedrich freundlich mit den Worten: „Wir ſehen Euch gern, Herr Vetter!" ſchenkte ihm das Leben, das nach den Reichsgeſetzen eigentlich durch die Achtserklärung verfallen war, ließ ihn aber nach der Feſte Trausnitz an der Nordſeite der Donau, unweit der böhmiſchen Grenze, in Gewahrſam bringen. Als er nun hierher gebracht, den Schloßberg hinauffuhr und raſſelnde Eiſenthore ſich vor ihm öffneten, ſoll er wehmüthig ausgerufen haben: „Ja wohl, Trausnitz (traue nicht)! Ich würde da nicht ſitzen, hätte ich meinen Kräften nicht zu viel getraut!" — In der Einſamkeit ſeiner Haft ſoll er Pfeile geſchnitzt haben. Eliſabeth von Aragonien aber, ſeine Gattin und treue Gefährtin ſeiner Leiden, verlor aus übergroßem Schmerz um ſein Geſchick, das ſie Tag und Nacht weinend beklagte, das Licht der Augen. — Der gefangene Heinrich wurde dem Könige Johann von Böhmen überlaſſen.

Mit unermüdlicher Thätigkeit ſetzte dagegen Leopold ſeine Rüſtungen fort, während auf der andern Seite Papſt Johann XXII. Ludwig's Exiſtenz wegen der verſäumten Einholung päpſtlicher Entſcheidung bei der zwieſpaltigen Kaiſerwahl durch Drohungen und durch den Bannſtrahl gefährdete, Teutſchland aber mit dem Interdict belegte. Bereitwillig bot Leopold, dem ein Verſuch, ſeinen Bruder gewaltſam aus Trausnitz zu befreien, ohnehin mislungen war, dieſem neuen Bundesgenoſſen die Hand, und wäre bei ſeinem glühenden Eifer gegen Ludwig gar leicht und ſicher zu bewegen geweſen, einzugehen auf des Papſtes Plan, Anſtrengungen zu machen, um Karl von Frankreich auf den teutſchen Kaiſerthron zu erheben und Friedrich zu freiwilliger Entſagung der Krone zu vermögen, hätte Karl ſich bei einer Zuſammenkunft zu Bar ſur Aube geneigter gezeigt, Friedrich's Befreiung mit Gewalt durchſetzen zu helfen. Daß er dies aber verweigerte, entrüſtete den heftigen Leopold. Ein friedſames Mittel, Friedrich zu befreien, mislang gleichfalls. Leopold überſendete nämlich auf Anrathen ſeiner Freunde ſämmtliche Reichsinſignien und Kleinodien freiwillig an Ludwig, um ſeines Bruders Loslaſſung zu bewirken. Ludwig behielt dieſe, und Friedrich blieb verhaftet. Solcher Mangel an Zartgefühl und Edelſinn empörte Leopold aufs Äußerſte, und auf der Stelle ſöhnte er ſich zu Renſe mit König Karl wieder aus, der alsbald wirklich zum teutſchen Kaiſer erhoben werden ſollte, und wüthete, unterſtützt durch päpſtliche Hilfsquellen aus den geiſtlichen Einkünften der öſterreichiſchen Lande, von Burgau aus mit den Seinen in Schwaben, das offene Land zugleich durch ſeine Scharen weit und breit ungehindert verheerend. Ludwig ſelbſt, der zum Entſatze Burgau's herbeieilte, entging nur mit Mühe und unter Zurücklaſſung des Lagers und aller Kriegsgeräthſchaften durch die Flucht der Gefangennehmung, und überzeugt, daß nur Verſöhnlichkeit und Nachgiebigkeit ihm Ruhe verſchaffen könnten, entſchloß er ſich, zur Ausſöhnung mit dem Hauſe Öſterreich die Hand zu bieten. Er begab ſich ſelbſt nach Trausnitz und bot dem gefangenen Friedrich die Freiheit unter gewiſſen Bedingungen an. Friedrich war zum Vertrage geneigt, der ſeinen weſentlichen Punkten nach darin beſtand [6]): daß Friedrich ſich

5) Albert von Strasburg beſchreibt dieſe Schlacht ausführlich. Dazu *Anonymi* narratio de proelio Ampfingensi inter Fridericum pulcrum et Ludovicum Bav. imp. a. 1322 habito, in *Pez.* Scr. R. Austr. I, 1002. *Rauch*, Scr. R. Austr. II, 309. — (Finauer's) Biblioth. Bavarica. 1767. p. 26 sq.

6) ſ. Olenſchlager, Urkunden a. a. O. Nr. XLIV. S. 129.

Digitized by Google

verpflichte (den 13. März 1325), zur Zeit der Sonnenwende 1325 ſich als Gefangener wieder zu ſtellen, wenn es ihm nicht gelinge, ſeine Brüder zur Herausgabe aller vom Reich an ſich geriſſener Güter, zur Unterwerfung unter Ludwig „und zum ewigen Bunde gegen Jedermann, Pfaffen und Laien, namentlich wider den, der ſich Papſt nennt,“ zu bewegen; außerdem ſolle Friedrich aller Thronrechte und Anſprüche gänzlich entſagen, alle Urkunden und Briefe, auf ſeine Wahl bezüglich, herausgeben, ſeine Tochter Eliſabeth Ludwig's Sohn Stephan zur Ehe geben und, bis zur Feſtſetzung und Auszahlung des Brautſchatzes, Burgau und Rieſenburg an Baiern abtreten. — Kaum hatte ſich Friedrich zur Erfüllung dieſer Bedingungen entfernt, als Leopold, der ſie vernahm, weit entfernt, ſie zu billigen, mit Feuer und Schwert dem Kaiſer zuſetzte, und der Papſt alle, den ganzen Contract, ohne ihn nur zu kennen, als gotteslästerlich und gefährlich verdammte. Friedrich aber hielt redlich Wort; unausgeſetzt kündete er öffentlich ſeine Thronentſagung an, ermahnte ſeine Brüder zur Unterwerfung gegen Ludwig, ſuchte dieſen ſogar mit dem Papſte zu verſöhnen, that alſo mehr noch als verſprochen, — mußte aber leider bald einſehen, daß er eben zu viel verſprochen, und ſtellte ſich, getreu dem gegebenen Worte, aufs Neue zu München als Gefangener dem Kaiſer Ludwig. Tief gerührt von ſolchem Edelmuthe zeigte auch Ludwig ſeinerſeits hier hohen Sinn, indem er ſeinen Gefangenen warm wie einen lange entbehrten Freund an ſein Herz drückte, fortan ſtets an ſeine Tafel zog und mit ihm in demſelben Bette ſchlief [7]); und als ihn einſt ein Unternehmen nach Brandenburg rief, übertrug er ſogar an Friedrich die Statthalterſchaft Baierns. Der Papſt konnte ſo etwas gar nicht faſſen, und verſicherte dem Karl von Frankreich brieflich, daß es wirklich wahr ſein müſſe um dieſe unglaubliche Vertraulichkeit und Freundſchaft, denn ein Schreiben aus Teutſchland ſelbſt habe ihm davon gemeldet.

Ludwig kam aber doch bald zu der Überzeugung, daß es nur durch die äußerſte Nachgiebigkeit möglich werden dürfte, Leopold, ſeinen erbittertſten Gegner, thatſächliches Oberhaupt des habsburgiſchen Hauſes, zu verſöhnen. Er ging deshalb mit Friedrich einen neuen Vergleich ein, wornach „beide ganz gleichen Theil künftig am Reiche haben, ſich mit unverbrüchlicher Treue begegnen, einander nie verlaſſen, ſondern gemeinen Nutzen und Schaden zuſammen gewärtigen ſollten; jeder ſollte den Titel eines römiſchen Königs und Auguſti führen, den Andern Bruder nennen, und in Vorſetzung des einen oder andern Namens bei Urkunden von Tage zu Tage wechſeln; keiner ſollte für ſich und ohne den Andern etwas Wichtiges vornehmen; die großen Lehen ſollten von beiden zugleich verwilligt, und die Lehensleiſtungen, ſowie die Huldigungen, in gemeinſamen Namen angenommen werden; ginge einer nach Italien, ſollte indeſſen der andere das teutſche Reich verwalten; auch ſollten nur ein Hofrichter und ein Hofſchreiber beſtellt werden, damit das Hofgericht unzertheilt verbleibe; in Anſehung des Ortes aber ſollte daſſelbe alle halbe oder Vierteljahre unter ihnen wechſeln; auch ſollten zwei Siegel verfertigt und in jedes beider Namen gegraben werden, ſodaß in Ludwig's Siegel Friedrich's Name und in Friedrich's Siegel Ludwig's Name voranſtehe“ [8]). — Eide beſtätigten auf beiden Seiten und zehn Zeugen bekräftigten durch Beifügung ihrer Namen dieſen Vertrag. Leopold erklärte ſich jetzt zwar für befriedigt, aber die Kurfürſten ſchrieen laut über Verletzung des Wahlrechts, und der Papſt, ſie noch mehr aufregend, widerſetzte ſich dem Vergleiche mit einem Excommunicirten, und reflectirte mehr denn je auf Karl von Frankreich. Friedrich und Ludwig beſchloſſen darum eine Abänderung des Vertrags; Ludwig ſollte die Kaiſerwürde erhalten, Friedrich teutſcher König werden (König von Rom). Das genügte den Kurfürſten von Rechtswegen, nur dem Papſte nicht, deſſen beſchönigende und ausweichende Redensarten, wie daß Friedrich Gerechtigkeit finden ſolle, und daß er günſtig und gnädig gegen ihn ſein werde, ſoweit es anginge, ohne Beleidigung Gottes, ohne Nachtheil der Kirche und der betreffenden Kurfürſten, nicht undeutlich merken ließen, daß es ihm um Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung in Teutſchland wenig zu thun ſei. Auch Leopold ſcheint von des Papſtes Unverſöhnlichkeit angeſteckt; denn bald begann er wieder mit neuen Feindſeligkeiten am Oberrhein, und ausdrücklich wird von ihm geſchrieben: usque ad mortem restitit Ludovico. Der Tod ereilte ihn aber ſchon 1326, und durch ihn verlor Ludwig ſeinen gefürchtetſten Gegner, Friedrich aber ſeine wichtigſte Stütze und allen Muth. Teutſchland wurde nun ruhig, Ludwig jedoch vergaß ſeiner Verträge mit Friedrich.

Als die endlos dauernden Händel mit Johann XXII. darauf (1327) Ludwig nach Italien riefen, traf ihn in Trient, ihm ſehr gelegen, die Nachricht von Friedrich's Tode. Friedrich hatte abgeſchieden von der Welt auf dem Guttenſtein in frommen Betrachtungen am 13. Jan. 1330 ſeine Tage beſchloſſen. Er wurde zu Maurbach beerdigt in der dortigen Karthauſe; 1783 aber, nach deren Aufhebung, wurden ſeine Überreſte in den Münſter von St. Stephan nach Wien geſchafft. Seine Brüder legten auch

7) So berichtet Petrus in Chronico Aulae Regiae C. XV. Wirth, in ſ. Geſchichte der Teutſchen II, 480, ſagt hierzu: Dieſes gegenſeitige Benehmen früherer Nebenbuhler um eine Kaiſerkrone war der Triumph der menſchlichen Natur, die Urkunde über den hohen Beruf und die Erhabenheit des menſchlichen Geiſtes; es liegt in ihm eine der ſchönſten Seiten unſerer Geſchichte; doch die Fremden konnten das Ganze nicht begreifen. Vgl. Uhland's Schauſpiel: Ludwig der Baier (Berlin 1819.), und Schiller's Gedicht: Teutſche Treue.

8) ſ. Schmidt, Geſchichte der Teutſchen. (Ulm 1779.) III, 498. 499. Xp. Olenſchlager, Urk. Nr. L. — *de Baumann*, Voluntarium imperii consortium inter Fridericum Austr. et Ludovicum Bavarum. (Alt. 1733. 4.) — *Haeberlin*, Diss. ad Koelerum, qua Baumanni voluntarium consortium defenditur. (Suab. 1738. 4.) — *Philalethi Allmangavi* Epicrisis de voluntario Ludovici IV. et Friderici Austr. consortio, in Tempe Helvet. Tom. IV, 305 seq. — *Wiedeburg*, Examen consortii imp. inter Ludovicum IV. et Fridericum Austr. (Hal. 1752. 4.) — Lipowsky, Hiſtoriſche Prüfung der Frage: Ob K. Ludwig IV. mit ſeinem Gegenkaiſer Friedrich das teutſche Reich gemeinſchaftlich beherrſcht habe? in den Neuen Abhandlungen der bair. Akademie I, 269 fg.

Digitized by Google

nach ſeinem Tode noch nicht die Waffen gegen Ludwig nieder. (*O. Gruber.*)

FRIEDRICH III. [1]), teutſcher Kaiſer von 1439—1493, als teutſcher König der Vierte, Sohn Ernſt des Eiſernen und der maſoviſchen Zimburg, geb. den 23. Dec. 1415 zu Inspruck. Nach des thatkräftigen und hoffnungsvollen Kaiſer Albrecht's II. zu ſchnellem Tode (ſtarb am 27. Oct. 1439) kamen zur Wiederbeſetzung des teutſchen Throns Friedrich von Öſterreich, als ſolcher der Fünfte dieſes Namens, gegenwärtig das Haupt der öſterreichiſch-ſteiermärkiſchen Linie, und Ludwig der Friedfertige, Landgraf von Heſſen, zur neuen Wahl in Vorſchlag. Da aber für Ludwig's Wahl der Augenſchein ergab, daß keine Empfehlung und Fürſprache im Stande ſein werde, das Übergewicht der erſchwerendſten Gegengründe zu ſchwächen, auch Ludwig ſelbſt keine ſonderliche Neigung nach der Krone bewies, ſo wurde durch einſtimmige Wahl der Kurfürſten am 2. Febr. 1440 Friedrich zum teutſchen Kaiſer ernannt. Aber ſelbſt Friedrich überlegte noch, phlegmatiſch wie er war, liebte er die Ruhe über Alles; dabei ohne Energie und bedeutſame Macht, fühlte er wol das Misliche der kaiſerlichen Stellung gegen den Übermuth rebelliſcher Fürſten, den Trotz des Adels und den Fanatismus einer zwieſpaltigen Geiſtlichkeit, die theils aus reformatoriſchem Neuerungsgelüſt, theils aus eigennütziger Vorliebe zum Alten, Teutſchland aus ſeiner Neutralität in den Tumult ihres Streites hineinzuziehen ſchon angefangen hatte. Erſt am 23. April gab er ſeine Zuſtimmung, und benutzte fortan die Vortheile, die ſich aus ſeiner neuen Stellung ziehen ließen, faſt einzig für das Intereſſe der öſterreichiſchen Familie. Gleich zu Anfang ſeiner Regierung verwickelte ihn eine Angelegenheit ſeines Hauſes in klägliche Händel mit Ungarn und Böhmen. Eliſabeth, Albrecht's II. Gemahlin, hatte, nach ihres Gatten Tode, noch einen Prinzen Ladislaus am 22. Febr. 1440 zur Welt gebracht, die Ungarn aber, auf deren Land Friedrich durch Verträge oder mindeſtens als künftiger Vormund eines zu erwartenden Peinzen Anſprüche machte, hatten auf Betrieb eines Theils ihrer Großen ſchon vor Eliſabeth's Niederkunft eine Art Königswahl vorgenommen und dem Wladislav, Könige von Polen, ihre Krone angetragen. Wladislav kam ſelbſt nach Ungarn, nahm an, und konnte, obgleich auch für Ladislaus eine Partei ſich bildete, doch nicht verdrängt werden; Friedrich aber konnte nur durch Papſt Eugenius IV. Vermittelung das erlangen, daß Wladislav während der Minderjährigkeit des Ladislaus nicht den Titel eines Königs führen ſolle, daß ferner Ladislaus ihm ſuccedire, und daß, im Fall jener ohne Erben ſtürbe, Wladislav ihm nachfolge in der Regierung. Doch ſchon 1442 nannte ſich, nach Eliſabeth's Tode, Wladislav König. — In Böhmen war man ebenfalls geneigt, Ladislaus zu übergehen, nur waren Friedrich's Gegenbemühungen hier glücklicher. Er ſelbſt nahm die Wahl nicht an; als aber nun die Krone dem Herzog Albrecht von Baiern angetragen wurde, wirkte es Friedrich nicht nur aus, daß dieſer die Wahl ausſchlug, ſondern wußte es auch zu bewerkſtelligen, daß die Böhmen ſich bis zur Volljährigkeit des Ladislaus ſelbſt regieren wollten, und zwei Reichsgubernatoren wählten, von katholiſcher Seite Mainhard von Neuhaus, von Huſſitiſcher (utraquiſtiſcher) Seite Heinrich Ptaczek (Ptarsko), und nach deſſen Tode (25. Aug. 1444) Georg von Podiebrad (Podiebradsky). Der junge Ladislaus aber blieb unter Friedrich's Aufſicht. Ehe Friedrich nun völlig dieſe Angelegenheiten in Ordnung gebracht, war an die Krönung nicht zu denken, ebenſo wenig konnte Friedrich den von ihm ſelbſt angeſetzten und ſchon verſchobenen Reichstag zu Nürnberg (angeſetzt zum 30. Nov. 1440) abhalten, noch den Convent zu Mainz beſuchen, der zur Beilegung jenes Kirchenſtreites zwiſchen Eugenius IV. und dem vom revoltirenden baſeler Concil eigenmächtig gewählten Felix V. ausgeſchrieben war, wiewol er dazu nicht führte. Endlich, am 17. Juni 1442, kam Friedrich nach Aachen, um ſich krönen zu laſſen. Gleich auf dem erſten Reichstage, den er in dieſem Jahre noch abhielt, da er ſchon oft vergeblich angekündigt worden war, kam es in Vorſchlag, für ganz Teutſchland ein Kammergericht, vier Hofgerichte, 16 Landgerichte und 64 Freigerichte herzuſtellen, dazu aber den Gebrauch des römiſchen Rechts für Teutſchland aufzuheben [2]). Die Berathſchlagungen führten aber zu keinem Beſchluß, geſchweige denn zur Ausführung der Vorſchläge, wie nachher öfters. Außer einer Verbeſſerung des Münzweſens und einigen erneuten Beſtimmungen der goldenen Bulle gegen die Rohheiten dieſer Zeit, namentlich gegen das Fauſtrecht [3]), allerdings höchſt zeitgemäß [4]), wurde Nichts zu Stande gebeacht. Unterdeſſen hatten bis zu dieſem Jahre die Angelegenheiten der Schweiz ſich ſo geſtaltet, daß Friedrich aus ihnen für ſein Haus Gewinn ziehen zu können meinte. Durch Kauf, Bundesverträge und gewaltſame Eroberungen waren nämlich anſehnliche Beſitzthümer des öſterreichiſchen Hauſes in die Hände der Eidgenoſſen gefallen, und als namentlich die koſtnitzer Kirchenverſammlung und Kaiſer Sigismund ſelbſt den Bund aufgefodert hatten, den wegen Hilfeleiſtung bei der Entweichung des Papſtes Johann XXIII. mit Acht und Bann belegten Friedrich IV. von Öſterreich (mit der leeren Taſche) anzugreifen, hatten Bern, Lucern und Zürich für ſich noch beträchtliche Eroberungen gemacht, und dieſe blieben, von einer Tagſatzung zu „gemeinen Herrſchaften" erhoben, in ihrem ruhigen Beſitze, vom Kaiſer Sigismund ſelbſt beſtätigt, der dafür eine mäßige Summe ausgezahlt erhielt. Particuläre Vergrößerungsentwürfe einzelner Cantone erzeugten aber Eiferſucht, getheiltes Intereſſe und öftere Colliſionen, die 1436

1) ſ. Disquisitio historica de Imp. Friderico, utrum is tertius ejus nominis an quartus vel quintus cognominandus sit, in *Lambecii* diario sacro itin. Cellensis. (Viti 1666. 4.)

2) *Silberrad*, Vindiciae juris Rom. et ICtorum in Germania contra reformationem de a. 1441 Friderico III. adscribi solitam. (Argent. 1748. 4.) 3) Pütter, Hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des teutſchen Reichs. (Gött. 1786.) I, 256. XXV seq. 4) Deſſ. a. a. O. S. 300 p. — coll. deſſ. Grundriß der Staatsveränderungen des teutſchen Reichs. (Gött. 1795.) S. 166 und die Note h citirten Quellen. — Auch deſſ. Hauptfaden der Reichsgeſch. S. 373 fg. — Schmidt, Geſch. der Teutſchen IV, 514 fg. — add. Geſch. der teutſchen Nationalneigung zum Trunke, vom J. 1782. S. 21 fg.

Digitized by Google

bei der reichen ſogenannten toggenburger Erbſchaft am gefährlichſten geworden waren; in den einzelnen Fehden war Zürich ſchon näher nach Öſterreich hingedrängt und 1442 folgte ſogar ein Bündniß Zürichs mit Öſterreichs Friedrich III. Friedrich ging dies um ſo lieber ein, als er große Luſt hatte, ſeinem Hauſe die vom Kaiſer Sigismund entriſſenen Stammgüter wieder zu verſchaffen, aber allein zu ſchwach war gegen die zu gemeinſamer Vertheidigung ihres eidgenöſſiſchen Eigenthums verbundenen Schweizer. Nur hatten ſich hierbei beide Theile verrechnet, die Züricher, weil ſie von Friedrich bedeutende Kräfte zur Unterſtützung, Friedrich, weil er Hilfe von den Reichsſtänden und Städten erwartete, die ihm aber verweigert wurde. Laut Vertrags hätte nun zwar ſpäter die öſtliche Schweiz in Verbindung mit den ſchwäbiſchen, badenſchen und tyroliſchen Ländern unter Öſterreichs Vorſitz eine neue Eidgenoſſenſchaft gebildet, doch ſchien dies dem „Reiche" immerhin nur eine „Hausangelegenheit" des Kriegs nicht werth. Während danach Friedrich zu Rathe ging, wie dem abzuhelfen, hatte ſchon Ital Reding, Landammann von Schwyz, den Fehdebrief (Mai 1443) an Zürich geſandt und an Öſterreich, und der Kriegserklärung folgte Sieg auf Sieg, und nach der mörderiſchen Schlacht bei St. Jacob an der Sil (22. Juli 1443), in der der Ritter Rudolf Stüſſi, Zürichs tapferer Bürgermeiſter und einer der Haupturheber des Kriegs, fiel, trugen die Eidgenoſſen ihre ſiegreichen Waffen bis unter die Mauern des geſchlagenen Zürich. Da wandte ſich Friedrich in ſeiner Noth an Karl VII. von Frankreich um Hilfe, und während die Eidgenoſſen die Gauen und Burgen der Öſterreichiſch- oder Zürchiſchgeſinnten ſchrecklich verheerten, naheten, von Karl geſchickt, die raubgierigen Scharen der wilden Armagnaken, ihren Zug durch die Rheinlande gegen die Schweiz durch Mordbrennerei und vandaliſche Grauſamkeiten fürchterlich bezeichnend (ſ. dieſe Encykl. I. Sect. V. 342 fg.). — Im J. 1444 (26. Aug.) bei St. Jacob an der Birs, durch einen wüthenden Kampf aufgehalten, warfen ſie ſich, der verzweifelten Tapferkeit der Eidgenoſſen weichend, in das Elſaß hinein, von wo aus ſie nicht nur durch zügelloſe Gewaltthätigkeiten ihrer Banden teutſche Länder bedrückten, ſondern ſogar dem teutſchen Reiche Provinzen zu entreißen drohten. Dem getäuſchten und geängſtigten Friedrich blieb Nichts übrig, als gegen die durch ihn ſelbſt herbeigerufene Hilſe einen Reichskrieg zu beſchließen, doch blieb es bei der Saumſeligkeit ſeiner Kriegsrüſtungen auch hier bei dem Entſchluß und der Drohung, und ohne Genugthuung oder Erſatz für den erlittenen Schaden zu erhalten, oder ſeinem Bundesgenoſſen verſchaffen zu können, beugte Friedrich durch einen Vertrag 1445 noch einem neuen unglücklichen Unternehmen vor. Sein Bündniß mit Zürich wurde ohnedies noch 1447, bei Ausgleichung der ſchweizer Wirren durch Schiedsmänner [5]), als unmöglich für aufgelöſt erklärt. Friedrich überließ (1449) den Eidgenoſſen alle ihre Eroberungen, und gab ſpäter (1452) als Erſatz für die Kriegskoſten noch die Grafſchaft Kyburg heraus.

Unterdeſſen waren wegen des großen Schisma die Unterhandlungen immer fortgeſetzt worden. Friedrich, der bald aus den Händen des legitimen Papſtes die Kaiſerkrone und ſeine Gattin zu erhalten wünſchte, wurde der langen Schwankungen überdrüſſig; er verließ deshalb den ganz richtig von Albrecht eingeſchlagenen Weg der Neutralität zwiſchen zwei Päpſten und zwei Concilien, den auch die Kurfürſten conſequent verfolgten [6]) und wendete ſich, dazu noch von ſeinem Geheimſchreiber Äneas Sylvius Piccolomini verleitet, dem Papſt Eugenius zu, alſo brechend mit dem baſeler Concil und Felix V. [7]). Papſt Eugenius ließ dies nicht unbenutzt und die Abſetzung der liberalen Erzbiſchöfe Jacob von Trier und Dietrich von Cöln, ſeiner Hauptgegner, war die unmittelbare Folge davon (1445). An ihre Stelle ernannte er zwei Verwandte des ihm ſehr ergebenen Herzogs Philipp von Burgund, Biſchof Johann von Cambray für Trier, Adolf von Cleve für Cöln. Allein dieſer Gewaltſtreich fand in Teutſchland nicht nur keine Anerkennung, ſondern die Kurfürſten traten ſogar auf Grund früherer Vereine aufgefodert von den eben abgeſetzten Kurfürſten alsbald zu einem engern Vereine neu zuſammen (21. März 1446) [8]), entſchloſſen, Eugenius nicht eher als Papſt anzuerkennen, als bis er die von teutſcher Nation anerkannten baſeler Beſchlüſſe beſtätigt, und zur Schlichtung der Kirchenſpaltung ein neues Concil nach einer teutſchen Stadt berufen haben würde. Gelang es nun gleich der angeſtrengten Thätigkeit und den Beſtechungen des zum Geſandten und Vermittler gewählten Äneas Sylvius [9]), den Verein der Kurfürſten zu trennen, ſo war es doch bei der Hinneigung der teutſchen Geiſtlichkeit und der Univerſitäten zum baſeler Concil und bei der erklärten eventuellen Entſcheidung der Kurfürſten für Felix V., dem Papſte und Kaiſer gleich unmöglich, anders als durch nachgiebiges Eingehen auf die gemachten Propoſitionen ordentlich Ruhe zu ſchaffen, und ſo mußte ſich denn Eugenius entſchließen zu einem Vergleich, dem er vergeblich durch Winkelzüge aller Art auszuweichen verſucht hatte, wonach er nicht nur beide Erzbiſchöfe in ihre Kurwürde wieder einſetzen, ſondern auch verſprechen mußte, den Beſchwerden der teutſchen Nation auf einer neu zu berufenden Kirchenverſammlung abhelfen zu wollen, und wodurch er die in der mainzer Acceptationsurkunde (Concordata nationis Germanicae integra, vom 26. März 1439) von den Teutſchen angenommenen baſeler Beſchlüſſe beſtätigte. Dazu aber gab er zu

5) Häberlin, Reichsgeſchichte VI, 161 fg. — *Aeg. Tschudi*, Chron. helvet., oder gründliche Beſchreibung ꝛc. ed. *Iselin*. (Baſel 1734.) II, 496 fg. 529 fg.

6) ſ. die ſogenannten Avisamenta (Moguntina) in Müller, Reichstagstheatrum unter Friedrich V. Th. I, 52 fg. 7) ſ. Art. Eugenius IV. Sect. I, XXXIX, 46 fg. 8) *Gudenus*, Cod. diplom. IV. p. 290 sq. 9) *Aeneas Sylvius*, Hist. Austr. rerum Friderici III. cum notis *Boecleri*, in *Kollar*. Analect. (Mon. Viennensis med. aevi) II, 1 seq.; auch von Kulpis herausgegeben Straßburg 1685. Fol. Äneas Sylvius ſagt daſelbſt: (pecunia) domina curiarum est, haec aures omnium aperit, huic omnia serviunt — dies war hier ſein Grundſatz geweſen. — Ebendaſelbſt heißt es von den durch ihn abgefaßten Vergleichspunkten: omne venenum ex his ademit (Sylv.), damit ſie beiderſeits acceptabler würden.

den fürſtlichen Concordaten (ſogenannten römiſchen Concordaten), wie ſie auf der allgemeinen Reichsverſammlung zu Frankfurt (Sept. 1446) entworfen waren, in vier verſchiedenen Bullen ſeine Einwilligung (5. und 7. Febr. 1447)[10]. Eine Entſchädigung für ſeinen Verluſt behielt er ſich aber dabei vor. Dem nachgiebigen, aber ſchon jetzt todtkranken Eugenius, der ſchon am 23. Febr. ſtarb, leiſtete man nun erſt Obedienz zu Rom, beim Geläute der Glocken, bei Illumination und unter dem Jubel des Volks. Die teutſche Kirche wurde hierdurch der römiſchen Curie ſchon ziemlich wieder unterthan, noch mehr aber drängte ſie Friedrich darauf hin, als er, von Äneas Sylvius verführt, eigenmächtig mit Papſt Nicolaus V. zu Wien die „Concordaten der teutſchen Nation" abſchloß (17. Febr. 1448), wodurch jeder etwa errungene Vortheil an die römiſche Kirche wieder gänzlich verloren ging, indem jene ergiebige Beſetzung der meiſten Kirchenſtellen und Pfründen, die menses papales, eine Menge Reſervationen, ein Äquivalent für die Annaten, dem Papſte wieder zugeſprochen wurden, beſtätigt am 19. März d. J., wiewol nicht ohne Widerſpruch von Seiten der Reichsſtände, der päpſtlichen Legaten zu Aſchaffenburg (aſchaffenburger Concordate) und nach und nach zum großen und lange fühlbaren Nachtheil des katholiſchen Teutſchland von Erzbiſchöfen und Biſchöfen auch angenommen[11]. Dem baſeler Concil, deſſen verſammelten Vätern ſchon 1447 von Friedrich ſicheres Geleit und Schutz aufgekündigt war, blieb nun Nichts übrig als aus einander zu gehen, und auf erlaſſenen Befehl begab es ſich, um das Äußerſte abzuwarten, mit ſeinem Papſt Felix am 4. Juli 1448 nach Lauſanne. Nach Abdankung des Papſtes Felix ſchlug ſich auch das Concilium noch auf Nicolaus' Seite und ging dann aus einander (25. April 1449). Der nun unbeſtrittene Papſt nahm natürlich keinen Anſtand, Friedrich's Wünſche zu erfüllen, und Friedrich wurde jetzt auf ſeinem Römerzuge am 16. März 1452 nicht nur mit Eleonora, Tochter des Königs Eduard von Portugal, getraut, ſondern auch zum König Italiens und zum Kaiſer gekrönt (19. März)[12]. Dabei konnte er aber in Italien ehemaligen Reichsrechten nicht Geltung verſchaffen. Der Viscontiſche Mannsſtamm war nämlich mit Herzog Philipp Maria Visconti ausgeſtorben (ſtarb am 13. Aug. 1447) und von mehren Seiten her wurde auf das erledigte Herzogthum Mailand Anſpruch gemacht; ſo von Herzog Karl von Orleans, deſſen Mutter Valentine eine Schweſter Philipp Maria's geweſen war; von Alphons, König von Aragonien und Neapel, als Teſtamentserben; von Franz Sforza, Graf von Catignole, vermählt mit des verſtorbenen Herzogs natürlicher Tochter Blanca Maria. Mailand ſelbſt ſuchte nun zwar (1449) in der Demokratie ſein Heil, aber mehre Siege, die Franz Sforza an der Spitze ſeiner republikaniſchen Truppen erfocht, verhalfen ihm ſchon 1450 zu ſolcher Macht, daß die Mailänder bald ſeine Gemahlin als legitime Erbin des Herzogthums anerkennen und ihn ſelbſt zum Herzog wählen mußten, wie er erſtrebte. Friedrich, deſſen Anſprüche natürlich die begründetſten waren, war zwar nicht ganz unthätig, aber zu ſchwach, um den von den Mailändern 1449 gefoderten Beiſtand zu leiſten, und mußte, von den Reichsſtänden in Behauptung der Rechte des Reichs nicht unterſtützt, ruhig der Uſurpation zuſehen. Alles, was er that, beſchränkte ſich darauf, daß er auf ſeinem Zuge Mailand ſorgfältig vermied, und dem neuen Herzog Anerkennung und Belehnung verſagte. Er ſehnte ſich nach den Freuden häuslichen Glückes und nach Ruhe[13].

Eine Quelle der Beunruhigung ward jedoch gleichzeitig für Friedrich die Vormundſchaft über ſeinen jungen Vetter Ladislaus, den er auf dieſem Römerzuge mit ſich führte. Des Kaiſers ganzes Verhältniß zu ihrem künftigen Könige war den Öſterreichern, Böhmen und Ungarn von jeher misliebig geweſen, und Johannes Corvinus, der, nachdem Wladislav im unglücklichen Kampfe gegen die Türken bei Varna (3. Nov. 1444) gefallen, zum Statthalter von Ungarn ernannt war, foderte nun mit Entſchiedenheit von Friedrich (1446) den jungen König und die ungariſche Krone zurück. In der That ſah auch die Begleitung des Mündels wie eine unfreiwillige aus, denn mehre Verſuche, die Ladislaus in Rom zur Flucht machte, wurden vom Papſte hintertrieben. Endlich wurde Friedrich, hauptſächlich auf Eytzinger's Betrieb[14], von ſeinen erbitterten Unterthanen mit Gewalt zur unentgeltlichen Auslieferung des jungen Ladislaus durch die Belagerung von Wieneriſch-Neuſtadt genöthigt (1452), der nun in Wien mit Jubel empfangen wurde. Dem Grafen von Cilley wurde die Aufſicht über ihn und die Regierung übertragen, der ſich des Vertrauens des Ladislaus bald in ſolchem Grade bemächtigte, daß hieraus eine Menge der unangenehmſten Ver-

10) Die Acceptationsurkunde, nebſt jenen vier Bullen, machen die ſogenannten concordata principum aus. Vergl. auch dieſe Encykl. Sect. I, XXII. S. 97 fg. 11) *Gerstlacher*, Corp. jur. publ. et priv. II, 12 seq. *Würdtwein*, Subs. dipl. IX, 78. — *de Koch*, Sanct. pragm. Germ. p. 201 seq. *de Horix*, Concord. nat. Germ. additamentis illustrata I u. III. — Das Verhältniß dieſes Concordats zur Acceptation der baſeler Decrete beſprechen: *Gregel*, De juribus nationi Germ. ex acceptatione decretorum Basil. quaesitis, per concordata Aschaffenburg. modificatis aut stabilitis ed. sec. (Mogunt. 1787.) — Spittler, Geſchichte der Fundamentalgeſetze der teutſch-katholiſchen Kirche im Verhältniß zum römiſchen Stuhle, im Gött. histor. Mag. I. Bd. 2. St. S. 343. 3. St. S. 474 fg. — Mohl, Bemerkungen über die neueſte Geſchichte der teutſch-katholiſchen Kirche, und beſonders über die Frage: In wiefern die baſeler Decrete heutzutage noch gültig ſein? (Frankfurt und Leipzig 1788.) Ebendaſ. über die Natur der teutſchen Concordate mit dem römiſchen Hofe. (Ulm 1789.) — coll. Heinrich, Teutſche Reichsgeſchichte IV, 429 fg. Schröckh, Chr. Kirchengeſch. XXXII, 159 fg. — Beſchwerden geiſtl. Kurfürſten in Le Bret, Magazin ꝛc. VIII. S. 4 fg. — *Freher*. Scr. R. G. II, 677 seq., gravamina nat. Germ. contra sedem Rom. cum remediis et avisamentis. — Vgl. auch: Friedrich III. und Joſeph II. in Schlözer's Briefwechſel. 1782. Heft 59. Nr. 31.

12) *Lanckmann de Valckenstein*, Hist. desponsationis et coronationis Frider. III. cet. (Aug. Vind. 1503.) *Pez*, Scr. R. Austr. II, 569 seq. König von Königsthal, Nachleſe, Sammlung I. Nr. 1: K. Friedrich's III. Römerzug, Einſegnung und Krönung im J. 1451. 13) Ein Troſtwort Friedrich's für dergleichen Widerwärtigkeiten war immer jenes: rerum irrecuperandorum summa felicitas oblivio. 14) cf. *Kytzing* (dieſe Encykl. Sect. I, XXXIX, 478 fg.).

wirrungen entſtand [15]). Eiferſucht des ränkevollen Cilley's, ſeine Ermordung, die Hinrichtung des jungen Ladislav Corvinus, Haß der Familie Corvin's und der Ungarn gegen König Ladislaus, vielleicht damit im Zuſammenhange ſeine muthmaßliche Vergiftung (geſt. zu Prag unvermählt am 23. Nov. 1457), waren die nächſten unglückſeligen Folgen, verſchlimmert für Friedrich noch dadurch, daß mit Ladislaus die öſterreichiſche Linie des habsburger Hauſes erloſch, und die öſterreichiſchen Beſitzungen von der Albertiniſchen Linie nun auf die Leopoldiniſche oder ſteiermärkiſche übergingen, von der noch zwei Zweige da waren, Albrecht VI. („der Verſchwender") und Friedrich ſelbſt, und der tyroliſche in Sigismund, dem einzigen Sohne Friedrich's IV. mit der leeren Taſche. Böhmen und Ungarn riſſen ſich zunächſt ganz vom Hauſe Habsburg los; jenes wählte ſich (2. März 1458) den tapfern Georg Podiebrad zum Könige, das Haupt der Calixtiner, von Friedrich gezwungen anerkannt 1459; dieſes den Matthias Corvinus. Auf dieſe Weiſe kam die ſteiermärkiſche Linie nur in den Beſitz der öſterreichiſchen Erblande, die K. Friedrich, als der Älteſte ſeines Geſchlechts, als das nach einem Hausgeſetze untheilbare Öſterreich in Beſitz nehmen wollte; dem widerſetzten ſich aber ſein Bruder Albrecht und Sigismund, und zwangen den Kaiſer zu einer Theilung, wornach Friedrich Niederöſterreich, Albrecht Oberöſterreich erhielt [16]). Zu Albrecht's Gunſten verzichtete zwar Sigismund auf ſeinen Antheil, wurde dafür aber durch einen Theil von Kärnthen entſchädigt; Wien blieb allen drei Fürſten gemeinſchaftlich. Erſt K. Maximilian konnte, als beide Miterben kinderlos ſtarben, die ganze öſterreichiſche Ländermaſſe wieder vereinigen. Keineswegs war aber durch dieſe Theilung die innere Ruhe hergeſtellt. Friedrich's Geiz und illiberales Weſen machten ihn in Niederöſterreich dem Adel und der Bürgerſchaft gleichmäßig verhaßt, und Alle hingen ſich an Albrecht's Partei. Ulrich Holzer, der ſich zum Bürgermeiſter zu Wien aufgeworfen hatte, hetzte den Pöbel gegen Friedrich auf, belagerte den ſaumſelig zögernden Kaiſer in ſeiner Burg zu Wien, deſſen unſelige Schwäche jetzt ſelbſt ſeiner Gemahlin eine ärgerliche Schmach erſchien. „Nein," ſoll dieſe ihm geſagt haben, „da denken und handeln Portugals Könige ganz anders; wüßte ich, daß mein Sohn einſt wie ſein Vater geſinnt ſein würde, ſo würde ich mich betrüben, ihn zu einem Fürſten geboren zu haben." Endlich drängte ihn die Gewalt der Umſtände zu einem beherzten Entſchluſſe in halber Verzweiflung. Er wollte ſich mit wenigen Getreuen, „im Vertrauen auf den alten Gott, der ihm gegen aufrühriſche Unterthanen in der gerechten Sache ſeinen Arm leihen werde," in ſeinem Schloſſe behaupten, und ſolle er hier ſein Grab finden. Da ſtürmte aber von Böhmen her gegen Albrecht und die Rebellen Georg Podiebrad zum Entſatze des Kaiſers, der ohne dieſe edelmüthige Hilfe hier ſicher eine Beute ſeines verrätheriſchen Bruders geworden wäre. Es wurde durch Podiebrad's Vermittelung zwiſchen Friedrich und Albrecht ein neuer Vergleich zu Korn-Neuburg geſchloſſen (1462), durch den freilich Friedrich gegen eine Geldentſchädigung den Beſitz Niederöſterreichs auf acht Jahre an Albrecht abtreten ſollte. Als aber Friedrich ſchon 1463 gegen ſeinen Bruder die Reichsacht ausſprach, erneuerte ſich der Kampf, und Albrecht, Sieger bei Neuſtadt, hätte zuverläſſig noch über Friedrich die Oberhand behalten, hätte ſein Tod (deſſelben Jahres) nicht alle Plane plötzlich vereitelt [17]).

Auch in Ungarn ſtand es für Friedrich nicht beſonders, und die Wahl des Matthias Corvinus, die er und ſein Anhang vergebens zu vereiteln geſucht hatte, zeigte ſeine Schwäche recht auffallend. Auch hier mußte ein Vergleich nachhelfen. Friedrich, von dem größern Theile der Magnaten bei Seite geſchoben, ließ dabei zwar ſeine Anſprüche auf das Königreich fallen, begab ſich aber des königlichen Titels dennoch nicht, und behielt ſich, im Fall des Matthias Geſchlecht erlöſchen ſollte, das Erbfolgerecht für ſich und ſeine Nachkommen vor; dagegen erhielt Matthias die ungariſche Krone für den Preis von 60,000 Dukaten wieder. Das Reich ſelbſt that bei dieſer Gelegenheit für Friedrich gar Nichts.

Inzwiſchen beſchäftigte die Gefahr wegen der türkiſchen Kriege und Progreſſen fortwährend das Gemüth des Kaiſers. Schon 1452 hatte Äneas Sylvius den Papſt angehen müſſen, einen Kreuzzug gegen dieſe drohenden Feinde zu predigen; aber erſt als 1453 Conſtantinopels Fall das griechiſche Kaiſerthum vernichtete und in die Hände der Ungläubigen gab, da regte ſich Nicolaus V. und foderte zum Kampfe für das Kreuz auf. Friedrich, der bei der Nachricht von Conſtantinopels Eroberung in ſein Gemach geeilt war, um dort zu weinen, beſchloß in der nämlichen Angelegenheit einen Reichstag zu Regensburg zu halten (1454); er ſelbſt beſuchte ihn aber nicht. Wie unter ihm immer, wurde nichts Beſtimmtes beſchloſſen, und obſchon ſich einige Fürſten willig zeigten, wurde doch die Hauptſache einem andern Reichstage, zu Frankfurt, zugeſchoben. Weil aber je länger je mehr von allen Seiten her Bedenklichkeiten geſucht und gefunden waren, kam auch hier Nichts zu Stande, und ebenſo wenig führte ein neuer Reichstag (1455) zu Neuſtadt zu dem von Papſt und Kaiſer gewünſchten Reſultate. Dazu kam, daß Nicolaus ſtarb, und die Stimmen der Kurfürſten ſich immer lauter gegen den neugewählten Calixtus III. und gegen Friedrich erhoben. Auf einigen, ſelbſt gegen den kaiſerlichen Willen gehaltenen, Conventen wurde ſogar gedroht, daß dem Kaiſer ohne Weiteres ein römiſcher König zur Seite geſetzt werden würde, ſofern er der Regierung ſich nicht ernſtlicher annähme. Grade ſo drohte man mit einer Losſagung vom Papſte. Calixtus ſtarb zwar ſchon 1457, und ſein Nachfolger, Pius II. (Äneas Sylvius), beſtieg den päpſtlichen Stuhl; allein ſo eifrig er auch zur Deckung Teutſchlands und Italiens gegen die Türken aufmunterte, ſo wenig war doch grade er, ein ehemaliges Subject des Kaiſers, im Stande, dieſen aus ſeiner Flauheit herauszureißen. Aufgefodert, zu Mantua zu erſcheinen, erſchien Friedrich nicht, und die große Mehrzahl der

15) cf. Hunyadi (dieſe Encykl. Sect. II. Th. XII. S. 135).
16) cf. Albrecht VI. (dieſe Encykl. Sect. I. Th. II. S. 393 fg.).
17) ſ. dieſe Encykl. Sect. I. Th. II. S. 393 fg.

Digitized by Google

Fürſten folgte dem Beiſpiele des Kaiſers. Den unabläſſigen Bemühungen des Papſtes gelang es zwar endlich [18]), den Fürſten wenigſtens ein zuſagendes Verſprechen abzudringen; allein ſchon 1456 hatte ein von dieſen zu Nürnberg (1456) geſchloſſener Verein es für nöthiger und zweckmäßiger erklärt, die Sorge für den innern Frieden des Reichs wahrzunehmen, ehe man an unfruchtbare Züge nach Außen denke. Hierin hatten ſie nun allerdings Recht, und dies vereitelte auch Alles. Der abermals angeſagte Reichstag zu Nürnberg (1460), ſchwach beſucht, vertagte ſich für Worms, der Kaiſer verlegte ihn nach Neuſtadt, und weil Niemand erſchien, nach Wien. Friedrich ſelbſt wurde nun aufgefodert, durch perſönliches Erſcheinen an irgend einem paſſenden Orte einem neuen Reichstage den fehlenden Nachdruck zu geben; er aber war überall in zu arge Händel verwickelt, als daß er jetzt mit der frühern Wärme grade dieſer Sache hätte gedenken können, und übrigens erſah man die Unluſt Aller dazu zu deutlich. So ſchlummerte denn dieſe Angelegenheit auf einige Zeit allgemach ein, und zog nur noch von den zu Wien anweſenden Geſandten, die grollend über Kaiſer und Papſt zurückkehrten, dem geplagten Friedrich neue Erbitterung zu.

In der That waren nun auch in dieſer ganzen Zeit die landverderblichſten Zwiſte, Fehden und Unruhen in Teutſchland ſo überaus verbreitet, großartig und verzweigt, daß zu einer Einigung der zerſplitterten Kräfte jetzt nur ein allgemeiner Landfriede hätte verhelfen können. Hierher gehörten u. A. außer den bereits erwähnten die Händel des Kurfürſten Friedrich II. von Sachſen mit Wilhelm, ſeinem Bruder, die 1447 begonnen, 1451 vom Kaiſer zwar vermittelt wurden, aber noch (7. Juli) 1455 den Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen veranlaßten; ferner die trotzige und drohende Oppoſition des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen (gewöhnlich der böſe Fritz genannt) [19]), der ſich nach dem Tode ſeines Bruders Ludwig IV. des Sanftmüthigen (1449) mit Zurückſetzung ſeines minderjährigen Neffen Philipp gegen den Willen des Kaiſers und ohne von ihm anerkannt zu werden, wenngleich bedingungsweiſe, doch für Lebenszeit, Kurwürde und Regierung zugeeignet hatte; außerdem der zwiſchen Albrecht Achilles von Brandenburg auf der einen und den verbündeten Städten in Franken und Schwaben auf der andern Seite (1449—1450) geführte verheerende Krieg; der bairiſche Überfall der Reichsſtadt Donauwerth (1458) und der neue Krieg zwiſchen Albrecht Achilles und Herzog Ludwig von Baiern-Landshut (1459); die 1459 nach Dietrich's, des Kurfürſten von Mainz, Tode entſtandene zwiſtige Wahl Diether's [20]), Grafen von Iſenburg, und Adolf's, Grafen von Naſſau, hervorgerufen durch Papſt Pius II. und mit den Waffen verfolgt von Friedrich von der Pfalz (1461—1462); ſpäter der pommerſche Succeſſionskrieg, als nach Otto's III. Tode und dem Erlöſchen der ſtettiner Linie (1464) [21]) Kur-Brandenburg auf Grund einer Anwartſchaft von 1338 Stettin in Anſpruch nahm, was erſt 1472 auf vorbehaltene künftige Succeſſion in ganz Pommern vermittelt wurde; das Schickſal Georg Podiebrad's, der bald als Feind (1461), bald als Vermittler auftrat (1462), mit dem Kaiſer bald Friedensbündniſſe ſchloß (1458), bald das Schwert gegen ihn führte (1468); der Streit des Kurfürſten Ruprecht von Cöln mit ſeinem Domcapitel und ſeinen Landſtänden, zum offenen Kriege erwachſen, als er 1472 des Erzſtifts entſetzt und der Landgraf Hermann von Heſſen, Sohn Ludwig's I., unterſtützt von ſeinem Bruder, Landgraf Heinrich, zum Adminiſtrator erwählt ward. — Das Beiſpiel der Größeren fand ebenſo gleiches Widerſpiel durch ganz Teutſchland. Nicht nur regierende Herren kämpften mit Adel und Städten, ſondern Genoſſenſchaften, Gewerbetreibende, Handwerkervereine nahmen durch Fehdebriefe an ſolchen Kriegen Theil. Es iſt jetzt faſt unglaublich, daß dergleichen ſich 1450 finden von den Bäckern und Buben des Markgrafen von Baden an die Reichsſtädte Eßlingen, Reutlingen u. ſ. w.; ebenſo von den Bäckern des Pfalzgrafen Ludwig an Augsburg, Ulm, Rothweil, 1462; von einem eppenſteiner Koch und ſeinen Küchenknaben, Schüſſelwäſchern, Viehmägden ꝛc. an Graf Otto von Solms, 1477; von den Schuhknechten zu Leipzig gegen die Univerſität, 1471, u. a. m. [22]). — Dieſen innern Ruheſtörungen konnte leider weder Friedrich abhelfen, noch die Berathung über einen auswärtigen Krieg, ſelbſt als die Türken ſchon ihre Eroberungen durch Kärnthen und Krain faſt bis nach Salzburg fortſetzten, ſelbſt da wurde nur fruchtlos getagt. So zu Augsburg 1473, zu Nürnberg nochmals 1479, aber zu 1480 verſchoben. Unterdeſſen bekam aber durch neue Verwickelungen mit Matthias, König von Ungarn, dieſe unfruchtbare Angelegenheit den Todesſtoß, und das Verlangen der Stände wurde ſtatt nach Türkenkrieg nach einem allgemeinen Landfrieden und einem Kammergerichte immer vernehmbarer. Matthias ſtand für jetzt nämlich bei Friedrich in dem Verdachte, die Fortſchritte der Türken von ſich weg nach Öſterreichs Landen hin ableiten zu wollen und insgeheim misvergnügten Unterthanen Vorſchub zu thun. Als nun nach Georg Podiebrad's Tode Matthias ſich auf die böhmiſche Krone Rechnung machte und von den nach Brünn berufenen Ständen ſeine Einſetzung verlangt hatte, wurde dennoch nicht er, ſondern der 15jährige polniſche Prinz Wladiſlaw zum Könige Böhmens ernannt und, trotz der Beſtätigung der Königswürde des Matthias durch Papſt Paul II., zu Prag 1471 gekrönt. Hieraus entſpann ſich ein langwieriger Krieg mit Matthias. Papſt Sixtus IV., ebenfalls (1473) den Matthias anerkennend, befahl nun Kaiſer Friedrich, dieſen in der Behauptung ſeiner Königswürde thätig zu unterſtützen. Dagegen erkannte Friedrich 1474 Wladiſlaw als König von Böhmen an [23]) und belehnte ihn 1477 zu Wien mit dem Königreiche, der Kurwürde und dem Erzſchenkenamte. Matthias richtete nun ſeine Waffen gegen den Kaiſer, und zwang ihm ein Frie-

18) ſ. Bessarion, in dieſer Encykl. Sect. I. Th. IX. S. 298 fg. 19) Vergl. Art. Pfalz, Sect. III. Th. XX. S. 182 fg. 20) ſ. Art. Diether, Sect. I. Th. XXV. S. 90 fg. 21) Art. Otto III, Sect. III. Th. VII. S. 451.

22) ſ. Art. Faustrecht, Sect. I. Th. XLII. S. 139 fg. 23) In demſelben Jahre wurde auch Holſtein von ihm zum Herzogthume erhoben; ſ. Art. Christian I., Sect. I. Th. XVII. S. 72 und Art. Dänemark, Sect. I. Th. XXII. S. 40. — Die erſte ſchleswig-holſteiniſche Theilung war dann 1490.

Digitized by Google

densbündniß ab, wornach Friedrich nicht allein jene Belehnungen widerrufen und auf Matthias übertragen mußte, ſondern ihm auch 50,000 Goldgulden durch die Stände zahlen ließ, während ebenſo viel als Entſchädigung für eroberte und nicht wieder herausgegebene öſterreichiſche Beſitzungen nachmals zurückbehalten wurden. Während deſſen nahmen zwar die Stände beider Königreiche den Abſchluß eines Friedens in die Hand, indeſſen dauerten die Feindſeligkeiten ſowol zwiſchen den zwei Competenten, als zwiſchen Friedrich und Matthias fort. Friedrich, bald wieder auf Seite Wladislaw's gegen Matthias, ſah bald ein, daß Matthias bei ſeinem ſiegreichen Vorwärtsdringen durch Niederöſterreich bis Wien (1485) ihm überlegen ſei, und ſprach das Reich um Hilfe an. In ſeinem Sohne, dem hoffnungsvollen und ruhmreichen Erzherzoge Maximilian [24]), wünſchte er einen ſtarken Hort, und von den Ständen Unterſtützung gegen Matthias. Die Wahl Maximilian's, auf Friedrich's Vorſchlag zu Frankfurt, zum römiſchen Könige (16. Febr. 1486) ging ohne erhebliche Schwierigkeit vor ſich; bedenklicher ſah es mit der Reichshilfe aus. Vorläufig wurden nur die Koſten berechnet und vertheilt, ein großer und kleiner Heerzug bewilligt, Friedrich aber ſollte deshalb noch mit den Städten Verhandlungen pflegen, und im Ganzen ſolle ein nächſter Reichstag Entſcheidung bringen. Daneben zeigte ſich aber ſogleich die Thätigkeit Maximilian's in der Sorge für Herſtellung eines Landfriedens und der Feſtſtellung der Verhältniſſe ſeines Hauſes zu Ungarn. Scheiterten gleichwol alle Verſuche zur Einſetzung eines Reichsgerichts für Erhaltung des Landfriedens an der Schwierigkeit, die Intereſſen des Kaiſers und der Stände zu aller Zufriedenheit zu vereinigen, und behalf man ſich nur mit einem auf altem Fuße für zehn Jahre errichteten Landfrieden, ſo erwuchs doch dies Mal daraus ein Bund, der dem Landfrieden ein vortheilhaftes und lockendes Vorbild ward. Friedrich gab in einem Reſcripte von 1487 dazu Anlaß, — indem er Schwaben, theils im Intereſſe ſeines Hauſes, theils, weil dieſe Provinz in vielfache politiſche Kreiſe zerriſſen war und vorherrſchender fürſtlicher Aufſicht und Macht ermangelte, zu einem ſolchen Bunde wählte —, in welchem es heißt: „So dann das Land zu Schwaben uns und dem heiligen Reiche ohne alles Mittel vor andern zugehörig und unterworfen iſt, und keinen eigenen Fürſten, noch Niemanden hat, der ein gemein Aufſehen darauf habe, denn uns als röm. Kaiſer, ſo ſind wir — — ſchuldig, daſſelbe Land zu Schwaben bei uns, dem heil. Reiche, euren Freiheiten, Rechten und alten Herkommen, wie das von euren Ältern an euch geerbet und gekommen iſt, zu handhaben ꝛc." — Auf Grund deſſen und auf Betrieb des kaiſerlichen Geſandten Hugo von Werdenberg wurde daher der ſchwäbiſche Bund zu Eßlingen geſchloſſen (14. Febr. und 9. März 1488), dem zwar zuerſt nur Prälaten, Grafen, alle zur St. Georgengeſellſchaft gehörigen Ritter, Herren mit ihren Knechten und 22 Städte beitraten, bald aber eine anſehnliche Zahl Kurfürſten und Fürſten, entfernte und benachbarte, wie Eberhard von Würtemberg und Erzherzog Sigismund, endlich der ganze Bund der Löwenritter, ſodaß er beſtändig über 1000 Mann zu Pferde und 8—9000 Mann zu Fuße zu verfügen hatte, und, geleitet von einem beſondern Bundesrathe und verordneten Bundesgerichten, mit größtem Nachdruck Ruhe und Sicherheit ſchützen und befeſtigen konnte. Bis 1533 hat er ſich denn auch hierin bewährt. Nach beendetem Reichstage wurde Maximilian zu Aachen feierlich gekrönt (9. April 1486). — Inzwiſchen war aber in Friedrich's Stellung zu Matthias Nichts gebeſſert. Während man hier Convente über ihn hielt, ſtand Matthias vor den Thoren Wiens und bedrängte Wieneriſch-Neuſtadt ſo hart, daß bei der Schwäche der ihm endlich gewährten Reichshilfe dem Kaiſer Nichts weiter übrigblieb, als mit dem unvorſichtig provocirten Gegner ſelbſt auf die unvortheilhafteſten Bedingungen hin Frieden zu ſchließen (1487). Den Frieden vermittelte in Friedrich's Namen Albrecht von Sachſen, während dieſer ſich in Insbruck befand. Da wurde Maximilian, der bei den Flandrern wegen ſeiner glorreich gegen ſie geführten Streite nicht im beſten Andenken ſtand, plötzlich am 5. Febr. 1488 von den Einwohnern von Brügge verrätheriſch gefangen genommen, und mußte am 16. Mai einen harten Vergleich eingehen. Das rief Friedrich und das Reich zu ſchleuniger und kräftiger Theilnahme auf. Friedrich ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze der Reichstruppen; doch da ſein Sohn unterdeſſen freigelaſſen war, begnügte man ſich wieder, mit gewohnter Halbheit jenen Vergleich vernichtet zu ſehen und das Gebiet von Gent, Brügge's Bundesgenoſſin, zu verwüſten. Das Jahr 1490 befreite endlich den Kaiſer von ſeinem gefährlichſten Gegner; Matthias ſtarb am 9. April, da eben zwiſchen Friedrich und ihm ein perſönliches Zuſammentreffen in Ofen Behufs einer Verſtändigung verabredet war, und Maximilian's Verträge mit Wladislaw, den die Ungarn als gewählten Oberherrn Maximilian's Anſprüchen auf ihr Reich entgegenſtellten, machten dieſen läſtigen und langwierigen Kämpfen ein Ende.

Glücklicher war Friedrich in ſeinen Unternehmungen im Weſten ſeines Reichs, und erlebte noch durch die Vermählung ſeines Sohnes mit der reichen und einzigen Erbin Maria, der Tochter des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, eine beträchtliche Vergrößerung ſeines Hauſes. Zu den Beſitzthümern Burgunds hatten ſchon zur Zeit Philipp's des Gütigen (geſt. 1467), außer dem Herzogthume Burgund, noch die Grafſchaft Burgund, Artois, Flandern, Mecheln, Antwerpen gehört, wozu noch (ſeit 1428) Namur, Brabant, Limburg, Holland, Seeland, Hennegau, Friesland, Luxemburg gekommen waren. Karl hatte (ſeit 1467) dieſe Staaten noch durch den Ankauf von Geldern und Zütphen vermehrt, und beabſichtigte, das Königreich Burgund in ſeiner Perſon wieder zu erneuern. Verhandlungen deshalb waren zu Trier angefangen worden zwiſchen Friedrich und Karl [25]); da jener

24) Durch Friedrich waren 1453 nicht nur alle früheren Privilegien ſeinem Hauſe beſtätigt, ſondern dieſem auch in dem Freiheitsbriefe urkundlich (6. Jan.) die erzherzogliche Würde, hier zuerſt zu gemeinem Gebrauche geſetzmäßig vorgeſchrieben, verliehen worden; ſ. Art. **Erzherzog**, Sect. I. Th. XXXVII. S. 459 fg.

25) *de Lalaing*, Ep. de congressu Friderici III. et Caroli apud Trevirim, in *Freher*. S. R. G. II.

Digitized by Google

aber erſt die Vermählung Maximilian's und Maria's, dieſer erſt die Krönung vollzogen ſehen wollte, und gegenſeitiges Mistrauen durch die Heimtücke des habſüchtigen Ludwig XI. trefflich rege gehalten blieb, ſo zerſchlug ſich plötzlich die ganze Sache. Als aber Karl bei Nancy (5. Jan. 1477) ſeinen Tod im unglücklichen Kampfe gegen Herzog Renatus von Lothringen gefallen war, gab Maria vor allen übrigen Bewerbern Maximilian den Vorzug, mit dem ſie ſich am 26. April 1477 in der Perſon des Herzogs Ludwig von Baiern, als ſeines Bevollmächtigten, und ſpäter am 20. Aug. d. J. in ſeiner eigenen Perſon zu Gent durch den päpſtlichen Legaten Julianus, Biſchof von Oſtia, trauen ließ. Die ganze burgundiſche Erbſchaft blieb nun unzerſtückelt bei dem Hauſe Habsburg, obſchon Frankreichs Könige Ludwig und Karl VIII. Friedrich darum in Kriege verwickelten, der zur Unterſtützung ſeines Sohnes Reichsaufgebote ausſchrieb, durch deren Hilfe dieſer als Sieger die Oberhand behielt. — So tritt nun gegen Maximilian ſeit ſeiner Erhebung zum Mitregenten Friedrich immer mehr in den Hintergrund, und dieſer iſt es erſt, der Friedrich's ſelbſtgewähltes Symbolum A. E. I. O. U. (gewöhnlich erklärt durch: Austriae Est Imperare Orbi Universo) [26]) ſeiner Wahrheit nicht länger mehr entbehren laſſen wollte. Seit 1490 lebte Frirdrich in Linz, entfernt von Regierungsgeſchäften, der Alchymie und Aſtrologie, die er, nebſt der Gartencultur, vorzugsweiſe liebte. Ein Fuß mußte ihm abgenommen werden, und die Angſt, nach ſeinem Tode der einbeinige Kaiſer genannt zu werden, begleitete ihn bis zu ſeinem Ende. Er ſtarb an übermäßigem Genuſſe von Melonen zu Linz am 19. Aug. 1493, 78 Jahre alt [27]).

(*O. Gruber.*)

II. Könige.

1) Von Böhmen, ſ. unter dem Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz.

2) Von Dänemark.

FRIEDRICH I., König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holſtein, ein Sohn Chriſtiern's I., war am 3. Sept. 1471 geboren, und folglich bei dem Tode ſeines Vaters (1481) erſt zehn Jahre alt. Er ſtand daher unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, der Königin Dorothea, die kein Mittel unverſucht ließ, die zwiſchen ihm und ſeinem ältern Bruder Johann entſtandenen Erbſtreitigkeiten zu beſeitigen. Bei ſeiner Mutter zu Kalundburg erhielt Friedrich ſeine erſte Erziehung. In Cöln, wohin er ſich 1483 zur Fortſetzung ſeiner Studien begab, kaufte ihm ſein Bruder Johann, den Chriſtiern I. zu ſeinem Thronfolger ernannt hatte, ein Kanonikat. Friedrich aber kehrte 1485 in ſeine Heimath zurück; mit einer entſchiedenen Abneigung gegen den geiſtlichen Stand und dem feſten Entſchluß, auf die ihm ſtreitig gemachte Thronfolge nicht Verzicht zu leiſten. Am 5. Jan. 1490 fand zu Gottorp die Erbtheilung zwiſchen Friedrich und ſeinem Bruder ſtatt. Auch die zwiſchen den Herzogthümern Schleswig und Holſtein laſtenden Schulden wurden getheilt. Die Theilungsurkunde unterzeichneten außer Friedrich und ſeinem Bruder deren Mutter, die Königin Dorothea, und zehn holſteiniſche Räthe, unter ihnen die Grafen von Alefeld und Ranzow. Friedrich nahm hierauf in ſeinem 19. Jahre die genannten Herzogthümer als ſein Erbe in Beſitz, das nach einem ſeiner vorzüglichſten Schlöſſer der gottorpiſche Landestheil genannt ward. Durch eine am 10. Aug. 1490 zu Gottorp gemeinſchaftlich ausgeſtellte Urkunde gaben beide Brüder ſich die Verſicherung einer gegenſeitigen Hilfsleiſtung. Zugleich verſprachen ſie feierlich, daß keiner ohne des Andern Genehmigung einem auswärtigen Bündniſſe beitreten wolle. Jene Urkunde enthielt aber auch von Seiten Friedrich's und ſeiner Mutter, der Königin Dorothea, die Verſicherung, daß ſie die Nachkommen des Königs Johann, falls derſelbe vor ihnen ſterben ſollte, ihren Antheil an den erwähnten Herzogthümern wahren und erhalten wollten. In Sonneburg, dem Leibgedinge ſeiner Mutter, ſtellte Friedrich am 4. Sept. 1490 ſeinem Bruder Johann eine Quittung aus über die bisher geführte Vormundſchaft und gewiſſenhafte Verwaltung der Einkünfte. Deſſenungeachtet ſoll Friedrich in ſpätern Jahren ſowol mit der von ſeinem Bruder abgelegten Rechnung, als mit ſeinem Landesantheile ſehr unzufrieden geweſen, und mehrfach bemerkt haben, daß er ſich darin ſeinerſeits eine Übereilung habe zu Schulden kommen laſſen. Er trug daher mehr als ein Mal, wiewol vergeblich, auf eine neue Theilung an. Johann ſoll ihm geantwortet haben, daß er als geſalbter König keinen Richter anerkenne. Auch habe er ihn ernſtlich vor der Gefahr gewarnt, durch fernere Anſprüche noch das zu verlieren, was er beſitze. Friedrich trat ſeitdem nicht wieder mit ſeinen Foderungen hervor, die er nicht eher als gegen das Ende von König Chriſtiern's II. Regierung noch ein Mal erneuerte.

Friedrich machte aber auch Anſprüche auf die Hälfte von Norwegen, als zweiter Königsſohn und Erbe jenes

26) cf. *Schwarz*, Epist. de Friderici V. Rom. Imp. symbolo elementario. (Alt. 1716.)

27) ſ. außer oben genannten und den gewöhnlichen Geſchichtswerken über das Haus Öſterreich oder ſeine einzelnen Lande, außer Staaten- und Kaiſergeſchichte, ſpeciell über Friedrich III. als die wichtigſtn Quellen: Friderici Imp. diarium vitae suae, in *Lambecii* Diario sacro itineris Cellensis. (Vill 1666. 4.) p. 25 seq. — Excerpta hist. ex diario Friderici post Lambecc. diligentius vulgata, in *Kollar.* Analect. med. aevi II. Grünbeck (Maximilian's Beichtvater), Lebensbeſchreibung Kaiſer Friedrich's III., ed. *Moser.* (Tüb. 1721.) — Zu *Aeneae Sylvii* (ſ. c.) Hist. Austr. etc. *Hinderbachi* Continuatio hist. Austr. Aeneae Sylvii rerum Friderici III. — *Aeneae Sylvii* De his, quae Friderico III. imperante in Germania et per totam Europam gesta sunt commentarius usque ad a. 1458, in *Freher.* Scr. R. G. II. — *Petri de Andlo*, De imperio Rom. Germ. libri duo, ex ed. *Freheri.* (1631. 4.) — In *Kollar.* Anal. sylloge diplomatum, actorum etc., quibus res Austriacae a Frid. III. (1440—1453) gestae nituntur (Tom. II.) — *Senkenberg.* Select. jur. et hist IV, 334 seq. — Wir erinnern hier noch namentlich in Bezug auf Maximilian's Brautwerbung an: Die Geuerlichkeiten ꝛc des Helds Herrn Tewrdannckhs von Melchior Pfinzing (Nürnb. 1517. Fol. Quedlinb. 1836. 8.) und an den Weiß-Kunig von Marx Treitzſauerwein von Ehrentreiz (Wien 1775. Fol.), der von Maximilian ſelbſt verfertigt oder angegeben ſein ſoll. — Auch gibt es eine Sammlung von Friedrich's bons mots unter dem Titel: Margarita facetiarum etc. (Straßburg 1509. 4.)

Digitized by Google

Reichs. Auch eine däniſche Provinz verlangte er als ein fürſtliches Lehen. Unter jenen beiden Anſprüchen ſoll Johann den erſten nie gänzlich verworfen, den zweiten aber ihm nicht eher verweigert haben, als bis 1494 die Verſammlung der däniſchen Reichsſtände ſich entſchieden dagegen erklärte. Zu tadeln dürfte Friedrich jedenfalls nicht ſein, wenn er das verlangte, worauf er jedenfalls ein wohlbegründetes Recht zu haben ſchien. Beide Brüder waren indeſſen ſo ſanft und friedliebend, daß dieſe Uneinigkeit keinen offenbaren Streit zur Folge hatte. Friedrich ſchickte ſeinem Bruder Hilfstruppen in dem ſchwediſchen Feldzuge vom J. 1497, und ward ebenſo von ihm unterſtützt bei der 1498 in Helgoland ausgebrochenen Empörung, als jene Inſel, mit Hilfe der Ditmarſen und Weſtfrieſen, ſich für unabhängig erklärte. Nach dem Tode ihrer Mutter, der Königin Dorothea, kam es (1495) zwiſchen beiden Brüdern zu einem gütlichen Vergleiche, den der reiche Nachlaß der Verſtorbenen erleichterte. Friedrich ſoll als Antheil 28,970 Goldgülden empfangen haben. Ein Zug gegen die Ditmarſen führte ihn und ſeinen Bruder einige Jahre ſpäter (1500) ins Feld. In einem Gefechte am 17. Febr. gerieth Friedrich in Lebensgefahr. Der Feldzug war bald beendigt, koſtete aber viele Opfer an Gelde und an Mannſchaft. Die Eintracht der beiden Brüder ward auch da nicht geſtört, als Friedrich in Segeberg, wo er mit dem Könige Johann eine Zuſammenkunft hatte, ihm die geſoderten Hilfstruppen in dem Kriege mit Schweden und Norwegen verweigerte. Friedrich, der damals im Begriffe ſtand, ſich mit einer Schweſter des Kurfürſten von Brandenburg zu vermählen, führte dieſem gleichzeitig ſeines Bruders Johann Tochter, Eliſabeth, als Braut zu. Die doppelte Vermählung ward im April 1502 zu Stendal mit großer Pracht vollzogen. Seine Einkünfte vermehrte Friedrich durch die dem Cardinal Raimund in Lübeck gegebene Erlaubniß des Ablaßhandels in ſeinen Landen, wovon jedoch der dritte Theil des Einkommens der fürſtlichen Kammer zufallen ſollte. Aus Dankbarkeit übernahm der Cardinal das Amt eines Friedensſtifters zwiſchen der Krone Dänemark und der Stadt Lübeck und den übrigen zur Hanſe gehörigen Städten. Auf ſeines Bruders Wunſch reiſte er ſelbſt nach Lübeck, um die eingeleiteten Unterhandlungen zu fördern. Eine abermalige Reiſe nach der genannten Stadt im J. 1509 hatte den Zweck, dem Ausbruche eines Krieges zwiſchen ſeinem Bruder Johann und den Lübeckern vorzubeugen. Dies gelang ihm zwar nicht, doch verglich er ſich mit der genannten Stadt über die Neutralität, und brachte es bei ſeinem Bruder dahin, daß, um die Ruhe in den Fürſtenthümern zu erhalten, das Eigenthum der Lübecker geſchont und nicht angegriffen werden ſollte. Dieſe friedliche Geſinnung theilte auch die holſteiniſche Ritterſchaft, die ſich aller Feindſeligkeiten gegen Lübeck enthielt, ungeachtet der König Johann ſie 1510 wiederholt dazu ermunterte.

Nach dem Tode dieſes Fürſten würde es dem Herzoge Friedrich leicht geworden ſein, ſeinem Brudersſohne Chriſtiern II. zu ſchaden, ja ihm die Krone ſtreitig zu machen. Eine ſolche Denkungsart widerſtrebte ſeinem Charakter. Zwar berührte Friedrich auf dem zu Flensburg im J. 1513 gehaltenen Landtage ſeine Anſprüche auf die Krone, allein er verfolgte ſie nicht. Es geſchah vielmehr durch ſeine Vermittelung, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Stände ſich ohne Weiteres dem neuen Könige unterwarfen, der ihr Mistrauen erregt hatte und ungern ihre Privilegien beſtätigte. Auch in ſpätern Jahren verſäumte Friedrich keine Gelegenheit, ſich ſeinem Brudersſohne zu verbinden. Er erſchien bei Chriſtiern's Vermählung in Kopenhagen im J. 1515, und unterſtützte ihn 1520 in dem ſchwediſchen Kriege mit Hilfstruppen.

Als Friedrich's Gemahlin, Anna von Brandenburg, die ihm zwei Kinder, Chriſtiern, den nachherigen König Chriſtiern III., und Dorothea, geboren, am 3. Mai 1514 geſtorben war, ſchritt er im October 1518 zu einer zweiten Ehe mit Sophia, einer Tochter des Herzogs von Pommern, Bogiſlav's X. Sie wird wegen ihrer ausnehmenden Schönheit gerühmt, doch zugleich auch ihrer exemplariſchen Frömmigkeit wegen. Friedrich erzeugte mit ihr drei Söhne, Johann, Adolf und Friedrich, und zwei Prinzeſſinnen, Eliſabeth und Dorothea. In dem Kreiſe ſeiner Familie zeigte ſich ſein Charakter von einer ſehr liebenswürdigen Seite. Er war mild, ſanft und ein guter Haushalter. Wie er die landesherrlichen Gerechtſame zu wahren und die Städte des Landes in Aufnahme zu bringen ſuchte, zeigt unter andern das nach dem Muſter des damals gar hoch geprieſenen lübeckiſchen Rechts in Holſtein eingeführte Vierſtädte-Gericht. Die zahlreichen Sitzungen dieſes Gerichts, das am 30. März 1498 ins Leben trat, wurden zu Kiel, Rendsburg, Itzehoe und Oldesloh gehalten. Seinen Hofhalt beſchränkte Friedrich theils aus Neigung, weil er Pracht und Aufwand nicht liebte, theils weil ſeine nicht glänzenden Einkünfte ihm Sparſamkeit geboten. Oft that er weite Reiſen zu Pferde, von einem nur geringen Gefolge begleitet. So kam es, daß es ihm zu gemeinnützigen Zwecken nie an Gelde fehlte, und daß er dieſelben, ohne Bedrückung ſeiner Unterthanen, erreichen konnte. Gegen ſeine Dienerſchaft war er mild und freigebig. Beſonderer Gunſt erfreute ſich der um die Beförderung der Reformation vielfach verdiente Biſchof von Lübeck, Detlev Reventlow, der früher Friedrich's Kanzler geweſen war. Johann Ranzow, 1520 von ihm zum Erzieher des Prinzen Chriſtiern ernannt, mußte den Herzog auf mehren Reiſen begleiten, unter andern 1521 auf den Reichstag nach Worms, wo er Luther's Bekanntſchaft machte, und deſſen Freund, Peter Schwabe, zu ſeinem Rath ernannte. Dieſer gelehrte Mann ließ ſich die Ausbreitung der Reformation in Holſtein und Dänemark ſehr angelegen ſein. Beſondere Verdienſte erwarb er ſich noch um ſeinen Herrn durch Abfaſſung mehrer lateiniſcher Schriften in den Streitigkeiten Friedrich's mit ſeinem Brudersſohne, dem Könige Chriſtiern II. Der Beginn dieſes Zwiſtes fällt in das Jahr 1520, und die Veranlaſſung dazu ſoll Chriſtiern gegeben haben, der die von Friedrich ihm geſandten Hilfstruppen ohne alle Belohnung, ja ſelbſt von Waffen und Kleidern entblößt, aus Schweden in ihre Heimath zurückkehren ließ. Ein zu Bordesholm geſchloſſener Vergleich beſeitigte 1522 jene Mishelligkeiten. Mil-

Digitized by Google

der und nachgiebiger, als es in ſeinem Charakter lag, zeigte ſich Chriſtiern bei jener Zuſammenkunft, welcher der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, der Herzog Albrecht von Mecklenburg und der Biſchof Heinrich von Ratzeburg beiwohnten. Chriſtiern, der bei den frühern Zuſammenkünften mit vielen Reiſigen erſchienen war, kam dies Mal mit 24 unbewaffneten Dienern, während Friedrich eine beträchtliche Mannſchaft zu ſeinem Gefolge hatte. Beide ſahen ſich blos bei der Ankunft und beim Abſchiede. Ihre gegenſeitige Meinung ließen ſie ſich durch Unterhändler vortragen. Chriſtiern äußerte beim Abſchiede, daß er es für ein großes Unglück halten würde, mit ſeinen Verwandten in Krieg verwickelt zu werden. So dachte auch Friedrich damals, doch mit dem feſten Entſchluſſe, nicht nachzugeben, ſondern auf die pünktliche Erfüllung des geſchloſſenen Vertrags zu beſtehen. Das gegebene Verſprechen, in gemeinſchaftlichen Regierungsangelegenheiten nicht allein zu entſcheiden, brach indeſſen Chriſtiern bereits auf der Rückreiſe nach Dänemark in Flensburg, wo er den Rechtshandel eines Adeligen, Nicolaus von Alefeld, für ſich allein entſchied, unter dem Vorwande, daß der bordesholmer Vergleich zwar verabredet, doch noch nicht beſiegelt worden ſei. Auch auf die ihm verſprochene Summe von 11,000 Mark oder 7732 Gulden wartete Friedrich vergebens, und mußte ſich mit Chriſtiern's Entſchuldigung begnügen, daß ſein Rentmeiſter jene Zahlung vergeſſen habe. So verſpätete ſich auch des Königs Erklärung über Friedrich's Anſprüche und die ſeinigen bis in den November, wo der Herzog von den Reichsräthen ein Entſchuldigungsſchreiben erhielt, daß ſie in ſo ſpäter Jahreszeit ſich nicht zu einer Berathſchlagung verſammeln könnten. Beſonders aber fühlte ſich Friedrich verletzt, als Chriſtiern das gemeinſchaftliche Archiv im braunen Thurme zu Segeberg erbrochen und einen Theil der Urkunden, die der Sache Friedrich's förderlich zu ſein ſchienen, vernichten ließ. Den übrigen Theil ſchaffte er in ſein feſtes Schloß Sonderburg, unter dem Vorwande, daß jene Urkunden dort eher vor dem Vermodern geſichert wären.

Eine ſolche Kränkung und Beeinträchtigung ſeiner Rechte traf den Herzog Friedrich zu einer Zeit (1522), wo die bereits mit Chriſtiern in offenem Kriege verwickelten Lübecker ihm ihr Bündniß antrugen, und auf der andern Seite mehre jütländiſche Biſchöfe und Reichsräthe, die ſich gegen Chriſtiern verbunden hatten, für ſich und ihre Landsleute um Schutz flehten. Von jenen Reichsräthen, an deren Spitze Mogens Munck ſtand, ward ihm die däniſche Königskrone angetragen. Daß er ſie nicht ausſchlug, wird beſonders der Überredung des holſteiniſchen Marſchalls Johann Ranzow beigemeſſen. Auf dem Herzog Friedrich ruhte der jütländiſchen Verbündeten unumſchränktes Vertrauen. Sie wünſchten ſich keinen andern Herrn. Was ſie aber dazu bewog, war, außer ihrer bedrängten Lage, Friedrich's königliche Abkunft und die damit verbundenen Anſprüche auf den Thron, dann aber ſeine milde und weiſe Regierung. Ihr Entſchluß, dem König Chriſtiern den Gehorſam aufzukündigen, ſtand ſo feſt, daß ſie, im Fall Friedrich die Krone von ſich weiſen ſollte, ſie dieſelbe dem Urenkel Chriſtiern's I., dem Könige von Schottland, oder dem franzöſiſchen oder engliſchen Monarchen antragen wollten. Auch den Herzog Karl von Geldern, einen tapfern Kriegshelden und fortwährenden Feind des Hauſes Burgund, hielten ſie nicht für unwürdig, den däniſchen Thron zu beſteigen.

Friedrich ſtand damals in ſeinem 52. Lebensjahre. Er liebte die Ruhe. Unter allen ſeinen Neigungen war der Ehrgeiz die ſchwächſte. Wozu er ſich auch entſchließen mochte, überall ſah er Verwirrung und Gefahr. Endlich gab er den dringenden Bitten der verbündeten Jütländer unter der Bedingung nach, daß ſie ihm nicht ſofort huldigen, ſondern erſt die Meinung der übrigen Provinzen des Reichs abwarten ſollten. Zu Huſum theilte er am 29. Jan. 1523 dem Landrichter Mogens Munck in einem offenen Briefe ſeinen Entſchluß mit. Er gelobte zugleich, die Privilegien der Stände nicht zu vermindern, ihre bisherigen Beſchwerden zu erleichtern und das alte Geſetz des Königs Waldemar mit aller Strenge zu handhaben. Auch verpflichtete er ſich, mehre Lehenrechte der Krone, die von der Königin Margaretha und dem Herzoge Erich von Pommern zum Nachtheile des Adels geltend gemacht worden, nach ſeinem Regierungsantritte wieder aufzuheben. Zum Entſatze Jütlands verlegte er ſofort eine Heeresabtheilung von 500 Mann in die Nähe von Ripen. Von den Lübeckern, mit denen er am 15. Febr. 1523 ein Bündniß ſchloß, empfing er 4000 Mark und eine Laſt Pulver zum Geſchenke. Auch verbanden ſie ſich, ihn mit ihren Schiffen zu unterſtützen, und während der Dauer des Krieges 2000 Mann zu Fuß und 200 Reiter zu ſtellen, und im Fall der Noth noch außerdem ihre Truppen aus Schweden zu ziehen. Dagegen ſicherte auch Friedrich der Stadt Lübeck ſeinen Schutz und die Erhaltung ihrer Handelsfreiheiten zu. Gleichzeitig mit dem Kriegsmanifeſt, das die Lübecker am 22. Febr. 1523 gegen den König Chriſtiern erließen, erhielt derſelbe Friedrich's Fehdebrief, mit Angabe der Urſachen, weshalb er den bordesholmer Vergleich für gebrochen erachte. In Koldingen an der jütländiſchen Grenze, wo ſich Chriſtiern zuletzt aufgehalten hatte, zog Friedrich ſein Heer zuſammen. In kurzer Zeit unterwarf ſich ihm ganz Jütland, und bereits am 26. März 1523 empfing er als erwählter König von Dänemark die Huldigung der Stände. Die aus Eyderſtadt aufgebotenen Landbewohner bewachten den kleinen Belt, um Chriſtiern's Truppen von dem Übergange aus Fühnen abzuhalten. Von dieſer Seite war indeſſen Nichts mehr zu fürchten, da Chriſtiern ſich bereits aus jener Inſel entfernt hatte, und im Begriffe ſtand, das ganze Königreich zu verlaſſen. Seinen von dem Grafen Erich von Hoya befehligten Truppen bewilligte Friedrich den verlangten Abzug. In dem Schreiben, worin Friedrich am 28. März 1523 dem Papſte Hadrian VI. ſeine Thronerhebung meldete, nahm er zugleich die jütländiſchen Biſchöfe gegen Chriſtiern, der ſie hart angeklagt, kräftig in Schutz.

Einen Beweis, daß er nach ganz andern Grundſätzen regieren wolle, als ſein Vorgänger, gab Friedrich durch den Befehl, die kurz zuvor in mehren Städten errichteten Galgen niederzureißen und die in den letzten Jah-

Digitized by Google

ren bekannt gemachten Geſetze den Flammen zu opfern. Über den Belt zu gehen, hielt er indeſſen noch nicht für rathſam. Er wollte ſich zuvor erſt in ſeinen Erblanden den Rücken decken. Dort hatte Chriſtiern noch mehre feſte Schlöſſer, in denen eine nicht unbedeutende Beſatzung lag, und Friedrich lief daher Gefahr, ſein Gebiet einzubüßen, wenn er die däniſchen Provinzen zu erobern ſuchte. Die Ritterſchaft in den Herzogthümern, die noch dem Könige Chriſtiern treu geblieben, vertheidigte ſich in den ihnen anvertrauten Schlöſſern mit einer Entſchloſſenheit und einem Muthe, den Friedrich ſelbſt ſchätzen mußte. Das Schloß Segeberg hielt ſich unter dem tapfern Wolf Pogwiſch mehre Wochen lang. Als Friedrich den geſammten ſchleswig-holſteiniſchen Adel nach Gottorp berief, um den Eid der Treue abzulegen, ſoll Henning Pogwiſch Thränen vergoſſen haben, daß er noch in ſeinem hohen Alter einem neuen Herrn ſchwören ſolle. Friedrich aber erneuerte und vermehrte am 6. Mai 1523 die bisherigen Privilegien der Ritterſchaft und der Inſaſſen von Schleswig-Holſtein. Noch während ſeines Aufenthaltes in Gottorp hatte er am 12. April 1523 die Bewohner von Kopenhagen aufgefodert, nach dem Beiſpiele der Jütländer, der Schleswiger und Holſteiner ſich zu unterwerfen und deshalb Bevollmächtigte an ihn zu ſenden.

Mit einer ſtärkern Macht, als früher, betrat er zu Ende des April 1523 wieder die däniſche Grenze. Er hatte 6000 Mann Fußvolk, als er auf Fühnen landete. Zu dieſem Heere ſtießen dort die lübeckiſchen Hilfstruppen, welche der Graf Johann von Hoya, ein Bruder Erich's, der in Chriſtiern's Dienſten geſtanden, befehligte. Während eines kurzen Aufenthaltes in Odenſee erließ er mehre zweckmäßige Verordnungen zu Gunſten des von dem Adel hart gedrückten Bauernſtandes. Am 31. Mai 1523 war er über den großen Belt gegangen. In Korſör, wo er landete, fand er nicht den Widerſtand, den er erwartet hatte. Der ſeeländiſche Adel huldigte ihm ohne Weigerung; Chriſtiern's Anhänger aber hatten ſich nach Kopenhagen und Kallundborg zurückgezogen. Am 10. Juni 1523 belagerte er die erſtgenannte Stadt und blokirte ſie mit Hilfe einer von den Lübeckern ihm geſandten Flotte. Tapfer vertheidigte ſich die Beſatzung und fügte durch kleine Ausfälle dem Feinde manchen Schaden zu. Eine Zeit lang ward ſie auch durch den tapfern däniſchen Admiral Severin Norby unterſtützt, der noch immer Chriſtiern's Anhänger in Schweden vertheidigte, und als er zu Kalmar ſeines Herrn Flucht aus Dänemark vernommen hatte, ſogleich mit dem größern Theile der Beſatzung jenes feſten Schloſſes nach Kopenhagen eilte. Der Überreſt der in Kalmar zurückgebliebenen Truppen übergab dieſe Feſtung dem ſchwediſchen Reichsverweſer Guſtav Waſa. Nicht ſo lange als Kopenhagen widerſtand die Beſatzung des Schloſſes Kallundborg, die der Reichshofmeiſter Magnus Giöe belagerte, weil der Commandant dieſer Feſtung, Klaus Erikſon Ravensberg, ſich vom Feinde beſtechen ließ. Giöe, der nach der Übergabe Kallundborgs ſich nach Schonen begab, ſparte nicht Verſprechen und Überredung, den dortigen Adel und die Städte für ſich zu gewinnen. Zu Lybershög brachten ſie dem Könige Friedrich ihre feierliche Huldigung dar. Nur die ſeit dem September 1523 blokirte Stadt Malmö widerſtand den Belagerern mit ſo vieler Hartnäckigkeit, daß ſie den ſchwediſchen Reichsverweſer Guſtav Waſa um Hilfstruppen erſuchen mußten, die dieſer auch ſofort ſandte.

Auch der übrigen Beſitzungen, welche Chriſtiern inne gehabt, ſuchte ſich Friedrich zu bemächtigen. Als Erbe von Norwegen wandte er ſich zuerſt an die dortigen Reichsſtände, die ihm am 5. Aug. 1523 huldigten und ihm einen Abſagebrief für Chriſtiern ſandten. Bald nachher übergab ihm Erik Erikſon das bisher gegen Guſtav Waſa vertheidigte Schloß Bahuus. Verweigert aber ward ihm von den ſchwediſchen Ständen die Krone, die ſie, aus Abneigung gegen einen gemeinſchaftlichen König aus Chriſtiern's Blute, ihrem Beſchützer und Erretter, dem Reichsverweſer Guſtav Waſa, aufbewahren wollten. Dieſer, von ihnen zum Könige gewählt, ſuchte ſich durch ein Bündniß mit den Hanſeſtädten nicht nur gegen Chriſtiern, ſondern auch gegen das däniſche Reich zu ſichern. Er eroberte im Juni 1523 Stockholm, und ſuchte auch Öland, Finland und Gothland den Dänen wieder zu entreißen. Ein Schreiben des ſchwediſchen Reichsraths vom 12. Oct. 1523 verlangte ſogar von Friedrich, daß er auf die Provinzen Bleking und Wiigen verzichten ſollte, weil ſie urſprünglich ſchwediſche Beſitzthümer geweſen wären. Vergebens ſuchten zwei von Friedrich's Räthen auf den Reichstagen zu Wadſtena und Jonköping ihres Herrn Anrecht auf jene Provinzen zu vertheidigen. Friedrich ſicherte ſich einſtweilen ſeine Erblande durch ein Schutz- und Trutzbündniß, welches er am 1. Juli 1524 als König und Herzog mit den däniſchen Reichsräthen und Biſchöfen, ſeinem älteſten Sohne, dem Herzoge Chriſtiern und den ſchleswig-holſteiniſchen Landſtänden ſchloß, und worin er die Anſprüche des Reichs auf Schleswig bis zu einer künftigen Erörterung hinausſchob [1].

Friedrich ſah ſich zwar vom Glück begünſtigt, als es ihm zwei, dem Anſcheine nach ſchwer zu erobernde, Reiche ohne Mühe zuwandte. Noch immer aber ließ Chriſtiern kein Mittel unverſucht, ſich auf dem Throne zu erhalten und ſeinen belagerten und eingeſchloſſenen Anhängern ein Hilfsheer zuzuführen. In Mecheln, wo die Regentin der Niederlande ihm einen eigenen Hofhalt angewieſen hatte, ſetzte er ſich bei dieſer Fürſtin ſo in Gunſt, daß ſie durch wiederholte Briefe den Kaiſer, der ſich damals in Spanien befand, zu ſeinem Beiſtande auffoderte. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige Heinrich VIII. von England, wohin er gereiſt war, bat Chriſtiern dieſen Monarchen um einen Geldvorſchuß und um ein Hilfsheer, wofür er Island verpfänden wollte. Heinrich machte zwar die erbetene Unterſtützung von des Kaiſers Hilfe abhängig, erneuerte aber doch die alten Handels- und Freundſchaftsbündniſſe zwiſchen England und Dänemark. Durch die angeblich in dem zuletztgenannten Reiche herrſchende ungünſtige Stimmung für Friedrich ward Chriſtiern ermuthigt, kein Mittel unverſucht zu laſſen, das ihm einen

1) Vergl. Jargow's Einleitung zu der Lehre von den Regalien. Appendix. S. 39 fg.

Digitized by Google

günſtigen Erfolg ſeiner Bemühungen verſprach. Er ließ eine Schrift entwerfen, die er an die päpſtlichen, kaiſerlichen und königlichen Höfe ſandte. Mit lebhaften Farben ſchilderte er in dieſer Schrift das ungerechte Verfahren ſeiner Unterthanen. Das einzige Vergehen von ſeiner Seite, meinte er, beſtehe darin, daß er es für ſeine Pflicht gehalten, das Volk gegen die Gewalt der Mächtigen zu ſchützen. Zugleich beklagte er ſich bitter, daß man, ohne ſeine Vertheidigung zu hören, verdammt und vertrieben, und ihm ſogar von Seiten des Raths zu Lübeck nach dem Leben getrachtet habe. Dieſe Schrift erregte große Senſation. Sie ſchien dem vertriebenen Könige viele Anhänger zu gewinnen. Friedrich und Guſtav Waſa beeilten ſich, ſie zu widerlegen. Dies geſchah in zwei Gegenſchriften, unter denen die von däniſcher Seite im Lager vor Kopenhagen, die von ſchwediſcher Seite aber erſt am 29. Dec. 1524 ausgefertigt ward[2]). Friedrich ſuchte ſein Verfahren durch eine Schilderung der unangenehmen Verhältniſſe, in die er ſeit ſeiner Jugend durch den König Chriſtiern verwickelt worden ſei, zu rechtfertigen. Er berief ſich auf den Bruch der ihm gegebenen ſchriftlichen Zuſagen, auf die gewaltſame Eröffnung des Urkundengewölbes in Segeberg und auf das Vorenthalten der zu Neujahr 1523 ihm verſprochenen Summe von 11,000 Mark. Chriſtiern ließ dieſe Anſchuldigungen durch ſeinen Geheimſchreiber Scepper widerlegen[3]), worauf aber Friedrich und die däniſchen Biſchöfe mit zwei Erwiederungen hervortraten. Außer dieſen Schriften ward auch ein gerichtliches Verfahren durch den Kaiſer Karl V. eingeleitet, der ſich Chriſtiern's annahm, und dem Könige Friedrich als Herzog von Holſtein bei ſchwerer Strafe jede Einmiſchung in die Angelegenheiten der nordiſchen Reiche unterſagte, auch allen teutſchen, namentlich den zur Hanſa gehörenden, Städten verbot, für Friedrich die Waffen zu ergreifen zum Schutze Chriſtiern's. Das Reichsgericht zu Speier verſuchte zwar, als es Friedrich's Vertheidigung erhalten und das Gutachten zweier berühmten Rechtsgelehrten, von Taubenheim und von Frilseck, darüber eingeholt hatte, zu Gottorp zwiſchen den ſtreitenden Parteien einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen. Dieſe Bemühungen ſcheiterten jedoch an der Abneigung der däniſchen Reichsſtände gegen den vertriebenen König. Vergebens gab ſich dieſer alle erſinnliche Mühe, ſich als einen unſchuldig verſtoßenen Fürſten darzuſtellen, um dadurch die auswärtigen Höfe für ſich zum Mitleid zu bewegen. Auf der katholiſchen Fürſten Hilfe konnte er ſchon, wegen ſeiner Vorliebe für Luther's Lehre, nicht rechnen, und ebenſo wenig auf ſeinen Schwager, den Kaiſer Karl V., der ſich in den Krieg mit Frankreich verwickelt und zugleich von der Pforte bedroht ſah. Mit Hilfe der Herzoge von Braunſchweig und des Kurfürſten Joachim von Brandenburg brachte er ein beträchtliches Heer und eine Flotte zuſammen. Am 19. Sept. 1524 fand er ſelbſt bei dieſen Truppen in Perlberg ſich ein, mußte aber von da heimlich entweichen, als ſeine Krieger mit Ungeſtüm den ihnen vorenthaltenen Sold foderten. Auch von ſeinen Verbündeten und ihrem Heere ſah er ſich bald gänzlich verlaſſen. Völlig geſcheitert ſchien aber ſein Unternehmen, als er ſich zum Kurfürſten von Sachſen begab und ſammt ſeiner Gemahlin ſich laut und öffentlich für Luther's Lehre erklärte. Dadurch reizte er den alten Groll Kaiſer Karl's V. und ſeines Bruders Ferdinand, des Königs von Böhmen, auf deren Schutz er nun auch nicht ferner rechnen konnte.

In Friedrich weckten jene Kriegsrüſtungen nicht ungegründete Beſorgniſſe. Er berief alle ſtreitbaren Männer in Jütland, Holſtein und Schleswig, wodurch er ein Heer von 80,000 Mann zuſammenbrachte. Die Hamburger ermunterte er zu fernerer Vertheidigung der Elbe. Nachdem er ſeinem Sohne, dem Herzoge Chriſtiern, und ſeinem Hauptmann, Johann Ranzow, die Belagerung Kopenhagens übertragen hatte, rückte er mit ſeinem Heer an die lauenburgiſche Grenze und auf die unweit Tritow gelegene grander Heide, wo er ſeiner Feinde Ankunft erwartete. Chriſtiern's früher erwähnte Flotte war indeſſen in den Sund eingelaufen, und warf, nachdem ſie zwei hanſeatiſche Schiffe erobert, ihre Anker auf der Rhede von Kopenhagen. Der Reichshofmeiſter Magnus Giöe und der Befehlshaber der hanſeatiſchen Hilfsvölker, Johann von Hoya, eilten ſofort an Bord des lübeckiſchen Geſchwaders, bemühten ſich aber vergebens, die Hauptleute zum Angriff jener blos mit Matroſen beſetzten Schiffe zu bewegen. Schon in der nächſten Nacht, in welcher ſie nach Lübeck zurückſegelten, öffneten ſie der feindlichen Flotte den Hafen von Kopenhagen. Unterdeſſen hatten die Belagerer Nachricht erhalten von der Zerſtreuung des Chriſtiern'ſchen Heeres. Sie theilten dieſe Kunde der feindlichen Beſatzung mit, die hierauf, ohne Hoffnung auf Entſatz, mit den Belagerern Unterhandlungen anknüpfte. Am Donnerstag vor dem Weihnachtsfeſte ward zu Kopenhagen zwiſchen den ſtreitenden Parteien ein Friede geſchloſſen, nach welchem die geſammten Anhänger Chriſtiern's mit der ihnen gewährten Amneſtie zugleich ihre confiscirten Güter zurückerhielten. Der ehemalige Statthalter Giöe vollzog am 6. Jan. 1524 jenen von Friedrich beſtätigten Vergleich durch die Eröffnung von Kopenhagen. Am 16. Jan. hielt Friedrich dort einen feierlichen Einzug.

Noch immer aber drohte dem däniſchen Reiche Gefahr, mit Schweden in einen Krieg verwickelt zu werden. Die früher erwähnten Unterhandlungen mit Guſtav Waſa wegen der Zurückgabe von Wiigen und der Vereinigung Schwedens mit Dänemark und Norwegen hatten bisher fortgedauert. Allein die gebietende Art und Weiſe, womit Friedrich den König Guſtav zu einer Verſammlung der Reichsſtände in Kopenhagen eingeladen, hatte dieſen ſo entrüſtet, daß er ſich eine Zeit lang allen Verſöhnungs-

2) Beide Schriften findet man *Ludewig*, Reliq. Msc. T. V. p. 315 seq. und in einer teutſchen Überſetzung in Peterſen's Chronica der Lande zu Holſtein. (Lübeck 1614. 4.) S. 441 fg.
3) Christierni Dan., Suec., Norwegiae Regis ad duas Epistolas patrui sui Friderici Holsat. Ducis responsio *Corn. Duplicio Sceppero* auctore. (Viteb. 1524. 4.) Christierni D. S. N. Regis ad emissos contra se Lubecceus. articulos responsio, *Sceppero* auctore. (Ibid. 1524. 4.) Der Verfaſſer dieſer Schriften war ein gelehrter Staatsmann, der früher Chriſtiern's Secretair, ſpäterhin von Kaiſer Karl V. und der Königin von Ungarn zu wichtigen Geſandtſchaften gebraucht ward, und endlich als kaiſerlicher Staatsrath ſtarb.

Digitized by Google

verſuchen entzog [4]). Eine neue Veranlaſſung zu Mishelligkeiten gab der früher erwähnte Hauptmann Chriſtiern's, Severin Norby. Wegen der fortwährenden Seeräubereien, die er an den Schiffen der Hanſeaten verübte, beſchwerten ſich die Lübecker bei Guſtav Waſa, der hierauf ein Heer nach Gothland ſandte, und den Frevler in Wisborg belagern ließ. Hart bedrängt wandte ſich Norby an Friedrich, dem er die Inſel Gothland übergab und von ihm einen Lehensbrief über dies Eiland zurückempfing. Der feindliche Feldherr aber, dem Norby jenen Lehensbrief vorwies, als einen Beweis, daß er nun ein Unterthan Friedrich's ſei, ließ ſich dadurch bewegen, ohne ſeines Herrn Wiſſen und Befehl die Belagerung von Wisborg aufzuheben und das faſt gänzlich eroberte Gothland wieder zu räumen. Ohne ſonderlichen Erfolg blieben die Unterhandlungen, welche Friedrich mit den kaiſerlichen und päpſtlichen Geſandten und mehren teutſchen und ausländiſchen Fürſten anknüpfte, um eine gleiche Theilung der Reiche und Herzogthümer zu bewirken, die er bisher mit Chriſtiern gemeinſchaftlich beſeſſen. Seine Toleranz aber zeigte Friedrich, als er um dieſe Zeit die Lutheriſche Lehre, welche die Biſchöfe und Reichsräthe in ſeinen Landen zu unterdrücken ſuchten, kräftig in Schutz nahm [5]). Von Gottorp, wo er ſich damals befand, begab er ſich nach Kopenhagen. Dort fand ſeine Krönung ſtatt durch den Biſchof von Upſala, Guſtav Trolle. Begleitet von den Abgeordneten der Städte Roſtock, Wismar, Lüneburg, Danzig, Hamburg und Lübeck verfügte er ſich nach Malmöe, wo Guſtav Waſa am 1. Sept. 1524 eintraf, und ſich geneigt zeigte, die bisherigen Irrungen beizulegen. In dem Vergleiche, der dort zu Stande kam, trennten beide Könige ihre Reiche, ſtellten die alten Grenzen wieder her, und errichteten mit einander ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den vertriebenen König Chriſtiern. Friedrich erhielt von demſelben Blekingen nebſt den übrigen ihm entriſſenen däniſchen Provinzen wieder zurück. Wiigen und Gothland blieben einſtweilen in dem gemeinſchaftlichen Beſitze beider Monarchen bis zu einer nähern rechtlichen Erörterung, die am nächſten Pfingſtfeſte durch die hanſeatiſchen Geſandten ſtattfinden ſollte. Kurz nach dieſem Vergleiche begab ſich Friedrich nach Norwegen. Die dortigen Reichsräthe hatten ihn am 22. Juli zu ihrem Könige gewählt und ihm gehuldigt, doch unter der Bedingung, daß er für ſich und ſeine Nachkommen auf die Erbfolge verzichten ſollte. Er erklärte daher Norwegen für ein Wahlreich. Die darüber abgefaßte Urkunde unterzeichnete Friedrich zu Ripen am 25. Nov. 1524.

Zu den vielfachen Verdrießlichkeiten, die ihm Chriſtiern bereitet hatte, kam für Friedrich noch ein neues Ungemach, als jener Fürſt mehren Piraten zu Anfange des Jahres 1525 die Erlaubniß ertheilte, ohne Ausnahme auf ſchwediſche, norwegiſche und däniſche Schiffe zu kreuzen, und die Hälfte der Beute für ſich zu behalten. Auch die Regentin der Niederlande unterſtützte jene Männer durch Kaperbriefe gegen die Franzoſen, Schotten und andere Feinde des Hauſes Burgund. Sie wurden dadurch in den Stand geſetzt, eilf Linienſchiffe auszurüſten, mit denen ſie die See fortwährend beunruhigten. Selbſt die Lübecker nahmen an jenen Räubereien Theil. Friedrich ſah ſich zu ernſten Maßregeln genöthigt. Mit Hilfe der Hamburger gelang es ihm, mehre jener Piraten in ſeine Gewalt zu bekommen, die größtentheils in Hamburg hingerichtet wurden. Dieſer Verſuch war nicht der einzige, den Chriſtiern machte, die Ruhe Dänemarks zu ſtören. Es geſchah auf ſein Anſtiften, als ſein mehrfach erwähnter Hauptmann Severin Norby die Bauern in Schonen zu einem Aufſtande verlockte. Er eroberte Landskron, verbrannte mehre Schlöſſer und ließ ſich endlich ſogar von den Städteabgeordneten in Schonen und von 10,000 bewaffneten Bauern, in Chriſtiern's Namen, huldigen. In ſeiner großen Bedrängniß ſandte der Adel in Schonen Eilboten nach Gottorp, wo Friedrich verweilte. Ein Heer, von dem tapfern Johann Ranzow befehligt, brach ſofort auf, und bereitete, ungeachtet ſeiner verhältnißmäßig geringen Zahl, den Aufrührern eine vollſtändige Niederlage. Über 4000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde, 500 wurden gefangen und die übrigen zerſtreut. Norby ward durch dieſe Niederlage genöthigt, die zehntägige Belagerung von Helſingborg im April 1525 wieder aufzugeben. Die Bauern in Schonen, an einem glücklichen Erfolg ihres Unternehmens zweifelnd, baten um Gnade und huldigten dem Könige Friedrich. Den Lübeckern, die ihn mit einer Flotte unterſtützt, überließ Friedrich am 24. Auguſt 1525 die Inſel Bornholm mit allen Hoheitsrechten auf 50 Jahre, ungeachtet er dies Eiland von dem Erzſtifte Lund für Warberg eintauſchen mußte [6]).

Aus einem aufgefangenen Briefe Chriſtiern's hatte Friedrich die Überzeugung gewonnen, daß es ſeine Abſicht ſei, abermals in ſeine Staaten einzudringen. Friedrich verſammelte daher am 18. Mai 1525 zu Kopenhagen die Reichsſtände zur Errichtung eines beſtändigen Heeres, zu welchem jeder Begüterte, deſſen Einkünfte ſich über 100 Mark beliefen, drei Jahre hindurch einen geharniſchten Reiter ſtellen ſollte. Einen politiſchen Zweck verfolgte Friedrich, als er um dieſe Zeit ſeine älteſte Tochter Dorothea mit dem Herzoge Albrecht von Preußen vermählte und ihr einen Brautſchatz von 15,000 rheiniſchen Goldgülden mitgab [7]). Friedrich gewann dadurch einen Für-

4) Vergl. Dalin's Schwediſche Reichsgeſchichte. 3. Th. 1. Bd. S. 79. 82 fg. 5) Vergl. *Pontoppidani* Annal. eccles. dan. Tom. I. p. 789.

6) ſ. v. Thura, Beſkrivelſe over Bornholm S. 217. 7) In einem aus Gottorp vom 4. März 1525 datirten Schreiben Friedrich's an den Reichsrath und Ritter Anders Bilde in Königsberg heißt es: „Lieber Herr Anders, wiſſet, daß wir nun im Namen der heiligen Dreifaltigkeit an Herrn Albrecht ꝛc. ꝛc. unſere liebe Tochter Fräulein Dorothea haben verloben laſſen, und wir gedenken ſie im bevorſtehenden Sommer, wie es ſich gebührt, zu Schiffe von Kopenhagen nach Königsberg zu ſenden. Darum bitten wir euch freundlich, daß ihr ſie mit zwölfen von eurer Svende (Dienſtmannen) ins Land Preußen begleitet, in einer ſolchen Kleidung und Farbe, wie beiliegendes Muſter weiſt, uns, ihr und dem Reiche Dänemark zur Ehre. Ihr werdet auch bedacht ſein, euch ſelbſt für eure Perſon mit guten Kleidern und Kleinodien zu verſehen, und zwar ſo, daß ihr damit in Kopenhagen drei Wochen vor Johannis euch einfindet, um gleich hernach nach Königsberg unter Segel zu gehen." Auch Bilde's Gemahlin, Frau Pernette, wird von Friedrich aufge-

ſten für ſich, der bisher Chriſtiern's Bundesgenoſſe geweſen war. Auf einem abermaligen Reichstage am 13. Auguſt 1525 empfing Friedrich's Gemahlin die däniſche Krone. Zugleich traf er mehre Vorkehrungen zur Sicherheit des Reichs. Zum Theil gegen ſeinen Willen verlobte ſich Friedrich's älteſter Prinz, Chriſtiern, mit des Herzogs von Sachſen-Lauenburg Tochter, Dorothea. Doch dienten dieſe Verbindungen jedenfalls, Friedrich's Reich vor einem Einfall Chriſtiern's in ſeine Lande zu ſchützen. Bei der noch immer drohenden Gefahr ward auf dem zu Odenſee im J. 1527 gehaltenen Reichstage beſtimmt, daß die früher erwähnten Kriegsrüſtungen noch drei Jahre fortdauern ſollten. Jene Verſammlung war aber dadurch wichtig, daß Friedrich ſich in derſelben öffentlich gegen das Papſtthum erklärte. Er ermahnte die Biſchöfe, die er übrigens als Reichsräthe und als die Häupter der Geiſtlichkeit ehrte, zu einer ſtrengen Erfüllung ihrer Pflichten.

„Ihr Biſchöfe," ſprach Friedrich in einer lateiniſchen Rede, „ihr, die ihr in dieſe Würde eingeſetzt ſeid, um die Kirche Chriſti mit dem reinen Worte Gottes zu weiden, wachet, ich bitte und vermahne euch, aus allen euren Kräften darüber, daß das unverfälſchte Wort des Evangeliums in euren Kirchen erſchalle und ſich fortpflanze. Ihr habt, wie ich glaube, zur Genüge gehört, wie weit es ſchon Dr. Martin Luther gebracht hat, den alten päpſtlichen Götzendienſt in Teutſchland abzuſchaffen. Und es iſt nicht allein da, ſondern auch anderwärts die Tücke und Betrügerei des Papſtthums ſelbſt dem gemeinen Haufen kund und offenbar worden. Ja, es iſt auch bei uns in dieſem Königreiche eine allgemeine Klage, daß ſtatt des reinen, unverfälſchten Wortes Gottes, das aus den klaren Quellen Israel's zu ſchöpfen wäre, eure Diener nur aus den trüben Pfützen der Menſchenſatzungen ſchöpfen, und Mährlein, Überlieferungen und Wunderzeichen vorbringen, die ſo abgeſchmackt und thöricht ſind, daß ſie auch dem gemeinen Manne zum Ekel werden. Ich leugne es zwar nicht, daß ich euch meinen Eid gethan habe, die katholiſche und römiſche Religion in dieſen Reichen zu bewahren. Doch ſo kann ich dies nicht von euch auslegen laſſen, als ob ich alle Fabeln und Irrthümer, die ſich neben dem Worte Gottes und anderwärts her in die katholiſche Kirche eingeſchlichen, annehmen und mit meiner königlichen Macht beſchützen ſollte. Wem von euch iſt es unbekannt, was für falſche Lehren durch die Länge der Zeit in den Vorhof der Kirche eingedrungen ſind, die kein Vernünftiger wol mehr behaupten darf? Denn ich glaube, daß weder ich, König von Dänemark und Norwegen, noch auch ihr verpflichtet ſeid, irgend einer Lehre oder Anordnung der römiſchen Kirche zu folgen, als denen, die auf den unumſtößlichen Fels des göttlichen Wortes gegründet ſind. Ich habe es, ſage ich, eidlich angelobt, daß ich euren biſchöflichen Stand, eure Würden und Privilegien erhalten wolle, wenn ihr hinwiederum, was eures Amtes iſt, mit unermüdlichem Fleiße thut. Und weil nun einmal in dieſen Reichen, der auswärtigen nicht zu gedenken, die chriſtliche Lehre nach Luther's Reformation ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß ſie ohne Aufruhr und Blutvergießen und ohne großen Nachtheil des Reichs und der Einwohner nicht ausgerottet werden kann, ſo iſt dies mein königlicher Wille, beiderlei Religion in dieſen Reichen, die Lutheriſche ſowol als die päpſtliche, frei zu geſtatten, ſo lange, bis in andern Reichen ein freies allgemeines Concilium zu Stande kommt. Und was alsdann über die Religion gottſelig wird beſchloſſen werden, verſpreche ich ſtandhaft anzunehmen." In dieſen toleranten Grundſätzen ward Friedrich durch die weltlichen Reichsräthe unterſtützt. Auch die geiſtlichen erhoben dagegen keinen Widerſpruch, oder proteſtirten wenigſtens nicht öffentlich. Die Reformation in Dänemark ward aber auch noch durch zwei andere Beſchlüſſe gefördert. Den Geiſtlichen ward die Ehe erlaubt, und hinſichtlich der Biſchöfe ward feſtgeſetzt, daß ſie hinfort nicht mehr von dem römiſchen Stuhle, ſondern gegen Entrichtung einer beſtimmten Summe vom Könige beſtätigt werden ſollten. Jene wichtige Veränderung erregte durchaus keinen Zwieſpalt der Meinung. Selbſt die Biſchöfe, die der römiſchen Kirche am eifrigſten ergeben waren, blieben Friedrich's treue Anhänger und wurden von ihm zu Geſandtſchaften und in mehren wichtigen Angelegenheiten gebraucht.

Seinen Eifer für die evangeliſche Kirche zeigte Friedrich auch, als er in dem Religionskriege, von welchem Teutſchland im J. 1528 bedroht ward, am 9. März des genannten Jahres dem Bündniſſe beitrat, welches der Landgraf Philipp von Heſſen mit dem Kurfürſten Johann von Sachſen zum Schutz der Evangeliſchen geſchloſſen hatte. Friedrich erbot ſich, den Landgrafen mit 1000 Mann Fußvolk und 200 Reitern zu unterſtützen. Als er hierauf den däniſchen und teutſchen Adel zu einer Verſammlung nach Holſtein berief, misbilligten die däniſchen Reichsräthe Knud Güldenſtern und Moritz Sparre jene Schritte. Sie hielten es nicht für rathſam, ſich in die teutſchen Händel zu miſchen, da auf der einen Seite der Kaiſer und auf der andern Schweden zu fürchten ſei. Der ganze Feldzug unterblieb indeſſen, und der Landgraf Philipp von Heſſen ſtand ſelbſt ab von ſeinem Unternehmen, da die katholiſchen Fürſten dem Gerücht von einem unter ihnen geſchloſſenen Bündniſſe widerſprachen und den Landgrafen für die aufgewandten Kriegskoſten entſchädigten.

Nicht im beſten Vernehmen ſtand Friedrich, wie vorhin erwähnt worden, mit Schweden zu einer Zeit (1528), wo die Abneigung gegen die dort verbreitete Lehre Luther's innere Unruhen und Aufſtände veranlaßte. Nicht ſo ſanfter Mittel, als Friedrich, hatte ſich Guſtav Waſa bedient, und die weltliche Hoheit der Biſchöfe ſchonungslos angegriffen. Er war daher unter den Großen ſeinen Reichs mehr gefürchtet als geliebt. Die Spannung zwiſchen ihm und Friedrich hatte ihren Hauptgrund darin, daß ein wichtiger Streit zwiſchen beiden Fürſten bisher unerörtert geblieben war. Seit ihrer Zuſammenkunft zu Malmöe (1524) waren die Schweden im Beſitze der norwegiſchen Provinz Wiigen geblieben. Dieſer Gegenſtand hatte auf einer Verſammlung in Lübeck im Jahre 1525 zur Sprache kommen

fodert, ihren Gatten zu begleiten, und „ihre köſtlichen Kleider, Ketten, Halsbänder und anderes Geſchmeide auf das allerſtattlichſte mitzunehmen." ſ. Schlegel's Geſchichte der Könige von Dänemark. 1. Th. S. 156.

Digitized by Google

ſollen. Dort waren auch die däniſchen und ſchwediſchen Geſandten erſchienen, letztere aber erſt, als die beſtimmte Zeit verfloſſen war, und die däniſchen Abgeordneten Lübeck bereits verlaſſen hatten. In Dänemark ward dies für ein Zeichen gehalten, daß man den zu Malmöe geſchloſſenen Vergleich nicht halten und an die Zurückgabe von Wiigen nicht weiter denken wolle. Deſſenungeachtet bot Friedrich Alles auf, die nachbarliche Freundſchaft zu unterhalten. Im Auguſt 1528 ſollte eine abermalige Zuſammenkunft zwiſchen beiden Fürſten zu Lödeſe auf der norwegiſchen und ſchwediſchen Grenze ſtattfinden. Kurz zuvor, am 15. Juli, entſchuldigte ſich zwar Friedrich, daß er wegen der Bewegungen in Teutſchland ſich nicht ſoweit von ſeinen Landen entfernen dürfe. Indeſſen erſchienen ſeine Geſandten, der Biſchof Stygge von Börſlum, Anders Bilde und Holger Ulfstand. Sie foderten, nebſt der Räumung von Wiigen, wegen des nicht erfüllten Vergleichs zu Malmöe, die Hälfte des darin beſtimmten Strafgeldes. Dagegen ward von ſchwediſcher Seite behauptet, daß man in Dänemark jenen Vergleich übertreten, indem man dort den Erzbiſchof Guſtav Trolle und andere Feinde des Königs von Schweden dulde. Da die beiderſeitigen Bevollmächtigten, wie es in einem vom 21. Auguſt 1528 abgefaßten Beſchluſſe heißt, ſich weder vereinigen, noch Richter in ihrer eigenen Sache ſein konnten, ſo ward die Entſcheidung jener Streitigkeiten auf eine neue Zuſammenkunft verſchoben. Nichtsdeſtoweniger ward das frühere Schutz- und Trutzbündniß gegen Chriſtiern erneuert, nach welchem die beiden Monarchen ſich gegenſeitig mit 600 Mann Fußvolk und 200 geharniſchten Reitern zu Hilfe kommen wollten. Einen Beweis ſeiner Verſöhnlichkeit gab Friedrich, als er im Juni 1529 ſeine unentſchieden gebliebenen Anſprüche an Guſtav Waſa erneuerte und ſich erbot, das gefoderte Strafgeld von 50,000 Fl. fallen zu laſſen, wenn Guſtav nur in der Hauptſache nachgäbe. Dazu zeigte ſich Anfangs auf einer zu Warberg am 29. Juli gehaltenen Zuſammenkunft der ſchwediſchen und däniſchen Reichsſtände wenig Hoffnung. Die Sache nahm indeſſen doch eine günſtigere Wendung. Beide Fürſten gaben ſich das Verſprechen guter Nachbarſchaft und treuer Hilfe in allen Fällen. Friedrich geſtattete den Schweden noch auf drei Jahre den Beſitz von Wiigen. Die übrigen Foderungen wurden niedergeſchlagen. Das gute Vernehmen unter den beiden Monarchen ward begünſtigt durch die Zeitereigniſſe und durch Kaiſer Karl V., der wieder nach Teutſchland zurückgekehrt war, nachdem er durch den Frieden zu Cambray mit Frankreich Frieden geſchloſſen und ſich mit dem Papſte verſöhnt hatte.

So lebhaft aber auch Friedrich, wie früher erwähnt, ſich gegen den römiſchen Stuhl erklärt hatte, bediente er ſich doch nur gelinder Mittel zur Verbeſſerung des Kirchenweſens in ſeinen Landen. Ihre Vorrechte ließ er auch den Biſchöfen, die ganz anders über die Religion dachten. Dafür ſprechen unter andern zwei Schreiben, die er aus Gottorp den 13. und 14. Juni dem Biſchofe Heinrich von Lübeck, einem der eifrigſten Anhänger der römiſchen Kirche, überſandte. In dem einen dieſer Schreiben, an Prälaten, Domherren und andere Geiſtliche des Stifts Lübeck gerichtet, die in Holſtein wohnhaft oder dort Einkünfte hatten, wird ihnen „ernſtlich geboten, daß ſie dem Ehrwürdigen in Gott, ſeinem lieben getreuen Rathe, Herrn Heinrich Biſchof zu Lübeck und deſſen Domcapitel mit Subſidien nach Billigkeit und nach eines jeden Vermögen zu Hilfe kommen, ſowie es die Taxe der gebräuchlichen Landſchatzung mit ſich bringt, und ihm alſo die Bürde, ſo ihm von ihnen aller und des ganzen Stifts wegen auferlegt worden, tragen helfen; wie es im Fürſtenthume Schleswig zum Beſten des daſigen Stiftes geſchehen ſei; bei königlicher Ahndung und dem Verluſte desjenigen, was ſie in den Fürſtenthümern beſäßen." Das zweite Schreiben betraf die Beamten und überhaupt alle Bewohner der Fürſtenthümer und königlichen Lande. Friedrich äußert in jenem Schreiben: „Er habe erfahren, daß vielerlei Gewaltthätigkeiten gegen die Geiſtlichen verübt würden, die vom Biſchofe zu Lübeck abhingen. Sie ſollten ſich eines ſolchen Beginnens enthalten, und auch Andere daran verhindern; das Recht hingegen werde einem Jeden offen ſtehen." Was Friedrich bei der Wahl und Ernennung neuer Biſchöfe hauptſächlich berückſichtigte, war die Ausbreitung der evangeliſchen Lehre. Dazu mußte ſich Jacob Rönnov ausdrücklich verpflichten, ehe er 1529 zum Biſthume Roſchild gelangte. Die Reichsräthe Mogens Gjöe, Tyche Krabbe und Oluf Roſenkranz mußten ſich überdies für ihn verbürgen. Durch fortwährende Schmähungen, gegen die evangeliſche Lehre gerichtet, hatte der Biſchof Jens von Fühnen alles Anſehen verloren. An ſeine Stelle, die er 1530 verlor, ſetzte der König den bisherigen Propſt zu Wiburg, Knud Güldenſtern, der die Reformation ſo begünſtigte, daß er Luther's Katechismus ins Däniſche überſetzen ließ und in einem beigefügten Hirtenbriefe den Klerus zu treuer Erfüllung ſeines Berufs ermahnte. Beſeitigt wurden dadurch freilich nicht die fortwährenden Zwiſte der beiden Religionsparteien in Dänemark. Die augsburgiſche Confeſſion am 25. Juni 1530 gab die nächſte Veranlaſſung zu einem von Friedrich noch in demſelben Jahre erlaſſenen Befehl: daß auf dem Reichstage zu Kopenhagen, den 8. Sept. 1530, die evangeliſchen Unterthanen ein ähnliches Bekenntniß ablegen und die Prälaten und übrigen katholiſchen Geiſtlichen ihre Erinnerungen dagegen vorbringen ſollten, um die Einigkeit in Glaubensſachen wiederherzuſtellen. Dies Bekenntniß ward in 43 Artikeln übergeben, die, wenn auch nicht der Form, doch dem Inhalte nach im Weſentlichen mit der augsburgiſchen Confeſſion übereinſtimmten. Da ſich jedoch die ſtreitenden Partien nicht vereinigen konnten, erklärte Friedrich, daß den Evangeliſchen bis zu einem allgemeinen Concilium völlige Lehr- und Glaubensfreiheit geſtattet ſein ſollte. Übrigens nahm er beide Religionen in ſeinen Schutz. Schon einige Zeit zuvor, am 14. Juli 1530, hatte er in einer Verordnung zur beſſern Aufnahme der Städte geäußert: „Wir wollen, daß das Wort Gottes und des Evangeliums in allen Städten, die es haben, und anderwärts, lauter vor dem gemeinen Manne gepredigt werde, wie es unſere Unterthanen und Bürger in Norwegen und Jütland ſehnlich von uns begehrt haben. Wer anders lehrt, als er mit der heiligen Schrift erweiſen kann, ſoll

Digitized by Google

dafür zur Verantwortung ſtehen." Durch ſeinen einige Jahre nachher erfolgten Beitritt zum ſchmalkaldiſchen Bunde verpflichtete ſich Friedrich, zu der teutſchen Reichsarmee 1000 Mann Fußvolk und 200 Reiter zu ſtellen, und drei Monate hindurch auf eigene Koſten zu unterhalten.

Friedrich ſcheint, wie bereits erwähnt, Anfangs keine Hoffnung gehabt zu haben, die däniſche Krone auf ſeine Nachkommen zu vererben. Da er indeſſen als jüngerer Bruder regierender Fürſt geworden, mochte wol noch als König der Wunſch in ihm aufſteigen, auch ſeinen erſten Sohn aus der zweiten Ehe anſehnlich zu bedenken. Hiſtoriſche Documente, aus denen ſich dies erweiſen läßt, haben ſich nicht erhalten. Gewiß aber iſt, daß Friedrich's zweiter Prinz, Johann, den er 1521 mit der Königin Sophie erzeugt hatte, aus Teutſchland, wo er ſich aufhielt, 1529 von einigen Reichsräthen nach Dänemark gerufen ward, um da erzogen zu werden. Mit Friedrich's Genehmigung erhielt der Prinz die Lehen Näsbyhoved und Nyburg auf Fühnen, und den Reichsrath Oluf Roſenkranz zu ſeinem Hofmeiſter. Dadurch verbreitete ſich das Gerücht, daß der Prinz Johann, mit Übergehung ſeines ältern Bruders Chriſtiern III., zum Thronfolger in Dänemark erkoren worden. Zu einer förmlichen Erklärung hierüber kam es nicht, und noch weniger zu einer einſtimmigen Wahl. Soviel aber ſcheint gegründet, daß mehre Reichsräthe, beſonders geiſtliche, einen ſolchen Plan gehabt haben mögen, und daß Friedrich ſelbſt denſelben vielleicht nicht misbilligte.

Ernſtlicher als jemals ſchien Kaiſer Karl V. ſich um dieſe Zeit ſeines vertriebenen Schwagers anzunehmen. Die Unterhandlungen wegen Chriſtiern's Wiedereinſetzung begannen von Neuem. Wenig Erfolg aber hatte eine Zuſammenkunft der kaiſerlichen Geſandten mit den Abgeordneten, welche Friedrich in der Faſtenzeit des Jahres 1531 nach Hamburg ſchickte. Offenbar war es daher ein überlegter Plan, und nicht etwa dem Zufall oder den Stürmen, die ihn verſchlagen, beizumeſſen, als Chriſtiern mit einer in den Niederlanden zuſammengebrachten Flotte den 5. Nov. 1531 an der Küſte von Norwegen erſchien. Friedrich war von ſeinen Rüſtungen zeitig genug unterrichtet. Bereits im September hatte er den König von Schweden und die Hanſeſtädte davon benachrichtigt. Er vermuthete jedoch eher einen Überfall in der Gegend von Kopenhagen. In einem Schreiben, aus Gottorp vom 8. Oct. datirt, ermahnte er die genannte Stadt, wie auch den Biſchof Jacob Rönnov und die in Seeland wohnenden Reichsräthe und Edelleute, auf ihrer Hut zu ſein. „Sollte," ſchrieb er, „König Chriſtiern eine Landung in Seeland gelingen, ſo würde er vermuthlich gleich dieſe Hauptſtadt beſtürmen, weil es ihm an Gelde fehlt, ſein Kriegsvolk lange beiſammen zu halten. Sie möchten daher die Stadt aufs beſte befeſtigen und tapfern Widerſtand thun; er werde ihre Treue belohnen, und ſchon zu rechter Zeit mit Reiſigen und Lanzknechten zum Entſatz herbeieilen." In einem ſpätern Schreiben, aus Kiel vom 16. Oct., äußerte Friedrich, daß er noch immer über die eigentliche Beſtimmung der feindlichen Flotte in Ungewißheit ſei. Sie ſollten noch in alle däniſche Provinzen Kundſchafter ſenden. „Dabei möchten ſie," äußerte Friedrich, „auch andere benachbarte Städte, als Köge, Malmöe, Landskron und Stege, in Obacht haben, weil vielleicht König Chriſtiern ſuchen würde, ſich einer von denſelben zu bemächtigen, wenn es ihm mit Kopenhagen nicht gelingen ſollte. Er ſelbſt wolle nächſtens mit ſeinem Kriegsvolke nach Hadersleben oder Koldingen aufbrechen, um Jütland und Fühnen zu decken, oder, wenn ſich da kein Feind ſehen ließe, deſto geſchwinder Seeland beizuſtehen. Die Lübecker hätten ſich anheiſchig gemacht, nächſtens fünf oder mehre Kriegsſchiffe in den Sund zu ſchicken, um die feindlichen aufzuſuchen. Zu ihnen möchte der Ritter Johann Urne, Amtmann auf dem Schloſſe Kopenhagen, ſoviel königliche Schiffe ſtoßen laſſen, als ſich nur ausrüſten ließen. Wo es bei der ſpäten Jahreszeit aber nicht möglich wäre, den feindlichen Schiffen beizukommen, ſo ſollte man die lübeckiſchen zu Kopenhagen überwintern laſſen und ihre Mannſchaft aufs Freundlichſte empfangen." Da eine große Zahl von Truppen den Winter über zu Kopenhagen in Garniſon lag, ſo erließ Friedrich aus Gottorp den 2. Jan. 1532 an die Bewohner von Seeland den Befehl, die genannte Stadt mit Proviant zu verſehen. Jeder Bauer mußte ein beſtimmtes Quantum liefern zu einer feſtgeſetzten Taxe. Dieſe aus Originalbriefen geſchöpften Notizen widerlegen den Vorwurf der Saumſeligkeit, der dem Könige Friedrich von einigen ſchwediſchen Schriftſtellern gemacht wird.

Wichtig ward für Friedrich der Beiſtand der Lübecker. Sie verſprachen ſich von ihrem Bündniß mit dem däniſchen König auch manche Vortheile für ihren durch die Holländer bisher ſehr beeinträchtigten Handel. Dieſe ihre Nebenbuhler, meinten ſie, könne Dänemark mit Recht ihrer Handelsfreiheit verluſtig erklären, weil ſie den König Chriſtiern mit Schiffen unterſtützt hätten. Eine ſolche Erklärung verlangten die Lübecker, ſtatt einer Belohnung für ihre Hilfe, als ſie zu Neumünſter mit Friedrich's Räthen eine Zuſammenkunft hatten. Von ihren Kriegsſchiffen ſegelten vier am 26. Nov. 1531 nach Kopenhagen und im folgenden Jahre kamen noch zwei andere hinzu. Was aber Chriſtiern's Unternehmung betraf, ſo war ſie nicht allein gegen Friedrich, ſondern auch gegen Guſtav Waſa und deſſen Entthronung gerichtet. Er brach in Schweden ein, in der Hoffnung, die Dalekarlen für ſich zu gewinnen. Feſt aber ſchloſſen ſich Friedrich und Guſtav an einander. Jener ermahnte in einem Schreiben die ſämmtlichen Bewohner Schwedens zur Treue gegen ihren Herrn, und Guſtav ſchrieb in gleicher Abſicht an die däniſchen Unterthanen von Halland und Blekingen. Chriſtiern hatte unterdeſſen in Norwegen, wo er an dem Erzbiſchof Olaf eine kräftige Stütze fand, ohne Mühe ſich der Stadt Oslo bemächtigt. Am 30. Nov. ließ er ſich von den norwegiſchen Ständen huldigen. Den Tag zuvor hatten die norwegiſchen Reichsräthe in einem Schreiben an die däniſchen dem Könige Friedrich den Gehorſam aufgekündigt. Es ſcheint aber, als ob kaum die Hälfte der Reichsräthe an dieſer Handlung Theil genommen habe und die übrigen dem Könige Friedrich unverbrüchlich treu geblieben. Ebenſo rechtfertigte auch das ihm geſchenkte Vertrauen Mogens Güldenſtern, den Friedrich mit dem bei Oslo

Digitized by Google

liegenden Schloſſe Aggershus belehnt hatte. Chriſtiern foderte ihn, unter großen Verſprechen, zur Übergabe jenes Schloſſes auf, wozu ſich Güldenſtern auch bereit zeigte, doch nur unter der Bedingung, wenn er vor dem nächſten März keinen Entſatz erhielte. Er benachrichtigte ſofort von dieſen Vorgängen Friedrich's Feldhauptmann, Johann Ranzow, der damals als Lehnsmann auf dem Schloſſe bei Helſingör wohnte. Dieſer ſandte ihm eine Verſtärkung von 42 Mann, welche am 21. Jan. 1532 in Aggershus anlangten. So klein auch jene Zahl war, erklärte ſich Güldenſtern doch für entſetzt und kraft des Vergleichs nicht mehr an den einſtweilen geſchloſſenen Waffenſtillſtand gebunden. Er begnüge ſich, äußerte er, einſtweilen mit der jetzigen ſchwachen Hilfe, bis er eine ſtärkere erhalte. Hierauf brandſchatzte er die Stadt Oslo und verübte andere Feindſeligkeiten, wodurch den Bürgern und Bauern, die ſich bisher zu Chriſtiern's Partei gehalten, der Muth entſank. Dieſer war von ſeinem ſchwediſchen Zuge ſo kraftlos heimgekehrt, daß er nicht im Stande war, Aggershus mit Nachdruck zu belagern. Er büßte noch mehr ein, als die däniſche und lübeckiſche Flotte unter dem Admiral Tile Gißler von Kopenhagen auslief. Sie erbeutete vor Tonsdorf fünf von ſeinen mitgebrachten Schiffen, kehrte hierauf nach Dänemark zurück und kam den 14. April 1532 wieder in den Sund.

Friedrich traf indeſſen alle möglichen Vorkehrungen, ſeine Macht zu verſtärken. Bereits im Februar 1532 hatte er ſich von Gottorp nach Kopenhagen begeben, wo im April ſich wiederum die Reichsräthe verſammelten. Die Schiffe, die der Flotte noch fehlten, ſollten von den Biſchöfen und größern Städten nach Verhältniß ihres Vermögens angeſchafft und ausgerüſtet werden. Man ſcheint aber mit dieſem Hilfsmittel wenig erreicht zu haben. Die geſammte däniſche Flotte, die am 2. Mai 1532 wieder von Kopenhagen auslief, beſtand aus nicht mehr als eilf Schiffen. Verſtärkt ward ſie jedoch nicht blos durch lübeckiſche Schiffe, ſondern auch durch andere, die aus Roſtock, Stralſund und Preußen anlangten. Den Oberbefehl über die ganze Flotte erhielt Knud Güldenſtern, ein Bruder des in Aggershus eingeſchloſſenen Mogens Güldenſtern. Von ihm hatte Friedrich ſeit ſeinem Regierungsantritte vielfache Beweiſe von Ergebenheit und unerſchütterlicher Treue erhalten. Als dieſe Flotte ſich am 6. Mai 1532 im Hafen von Oslo zeigte, ſtellte Chriſtiern ſofort die Blockade des Schloſſes Aggershus wieder ein. Seine Krieger zündeten ihr Lager an, und warfen ſich in die Stadt Oslo. Am 8. Mai erſchienen ſie, von Chriſtiern befehligt, in Schlachtordnung. Knud Güldenſtern aber zog einen friedlichen Vergleich dem offenen Kampfe vor. Er handelte hierin ganz im Sinne Friedrich's, der in einem aus Kopenhagen vom 9. April 1532 an Mogens Güldenſtern gerichteten Schreiben, worin er ihm die bevorſtehende Abſendung ſeines Bruders meldet, ausdrücklich hinzufügt: „Wir hoffen zwar mit unſerer Macht König Chriſtiern's Kriegsvolk und Landsknechte zu Boden ſchlagen zu können. Doch um nicht den Zorn Gottes durch die Vergießung ſo vielen Chriſtenbluts zu erregen, und damit Wir uns nicht das Gerücht zuziehen, als ob wir nach dem Blute ſo vieler armen Menſchen trachteten, ſähen wir es gern, daß wenn König Chriſtiern's Landsknechte ſich in Unterhandlung begeben und freien Abzug durch Unſere Lande und Fürſtenthümer nach Teutſchland verlangen, du dich darauf einlaſſeſt und was du alsdann behandeln und zuſagen wirſt, werden Wir unverbrüchlich halten; nur daß du ihnen kein Geld zuſageſt."

Am 9. Mai 1532 ließ Knud Güldenſtern die vor Oslo liegenden feindlichen Schiffe und alle Vorrathshäuſer am Hafen in Brand ſchießen. Darüber entſank Chriſtiern's Truppen, die ohnedies keinen Sold empfangen hatten, völlig der Muth. Chriſtiern ſelbſt zeigte ſich um ſo geneigter zu Unterhandlungen, da er auf keine auswärtige Hilfe rechnen konnte. Die Niederlande, ſein letztes Aſyl, hatte er faſt als Feind verlaſſen. Der Kaiſer ſelbſt entſchuldigte ſich bei dem Könige Friedrich, daß er Chriſtiern's Unternehmen nicht ihm zur Laſt legen möchte. Unterdeſſen ſandte Knud Güldenſtern am 17. Mai 1532 zwei Abgeordnete nach Dänemark an Friedrich, um ihn von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, und ihn zugleich um Verſtärkungen zu erſuchen, falls die Feindſeligkeiten wieder beginnen ſollten. Sie waren ihm aber entbehrlich, und ſo auch die ſchwediſchen Hilfsvölker, die ſich im Mai an der norwegiſchen Grenze verſammelt hatten, ohne ſie zu überſchreiten. Immer enger ſah ſich Chriſtiern eingeſchloſſen und endlich von allen Hilfsmitteln entblößt. Die benachbarten norwegiſchen Provinzen, die ſich aus Furcht für ihn erklärt hatten, kehrten wieder unter Friedrich's Botmäßigkeit zurück. Unter ſolchen Umſtänden genehmigte Chriſtiern den Vorſchlag Knud Güldenſtern's, nach welchem er ſein Heer entlaſſen und auf ſicheres Geleit ſich dem däniſchen Befehlshaber ausliefern ſollte. Über ſeine Foderungen und eine völlige Ausſöhnung ſollte er dann ſelbſt mit Friedrich Rückſprache nehmen. Ehe dieſer Vergleich abgeſchloſſen ward, kehrten Güldenſtern's Abgeordnete aus Dänemark zurück, mit dem ausdrücklichen Verbot Friedrich's, ſich auf irgend eine Unterhandlung einzulaſſen, nach welcher Chriſtiern einen Theil von Norwegen behielte. Ihn aus dieſem Reiche gänzlich zu vertreiben, hatte Friedrich geäußert, werde ihm unter den jetzigen Umſtänden nicht ſchwer fallen. Andere Betrachtungen kamen für Friedrich hinzu, jenes Verbot noch weiter zu beſchränken. Neun Jahre hatte er in ſteter Unruhe regiert und faſt jährlich Unterhandlungen gepflogen, bei denen er durch ſeine Nachgiebigkeit immer den Kürzern gezogen. Keiner ſeiner Vorſchläge, ſelbſt nicht das Anerbieten, mit Hintanſetzung ſeines eignen Sohnes, Prinzen Chriſtiern II. zum Thronfolger zu erklären, waren verworfen worden. Von innern Unruhen und feindlichen Einfällen bedroht, hatte er ſtets gerüſtet ſein und ſeine Unterthanen durch ſchwere Laſten drücken müſſen. Jetzt ſchien die Gelegenheit gekommen, ſich von dieſen mannichfachen Unannehmlichkeiten für immer zu befreien, und dieſen günſtigen Zeitpunkt glaubte er nicht entſchlüpfen laſſen zu müſſen. Von ſeinen Räthen ward er in dieſem Entſchluß beſtärkt. Er ſchickte daher den ſchon abgereiſten Geſandten ſeinen Secretair Axel Juel nach, mit der ausdrücklichen Weiſung, daß Knud Güldenſtern ſich durchaus in keine Unterhandlung einlaſſen ſolle.

Digitized by Google

Für Chriſtiern blieb kein anderer Ausweg, als ſich däniſchen Befehlshabern auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Von den Seinigen abgeſondert, ging er mit ihnen am 8. Juli 1532 zu Schiffe. An dem genannten Tage meldeten die vier däniſchen Oberbefehlshaber den Einwohnern des nördlichen Norwegens den Abſchluß des Friedens. Sie verbanden damit die Ermahnung, ſich ruhig zu verhalten. In Friedrich's Namen und in Betracht der großen Koſten, die ihm dieſer Krieg verurſacht, ſchrieben ſie eine Schatzung in ganz Norwegen aus. In einer Verſammlung der norwegiſchen Reichsſtände am 7. Nov. 1532 erkannten ſie einſtimmig den König Friedrich als ihren rechtmäßigen Herrn an, doch mit Vorbehalt ihrer Privilegien und Gerechtſame. Dem Könige Chriſtiern kündigten ſie dagegen feierlich den Gehorſam auf, mit dem Bemerken, daß ſie ihm nur gezwungen gehuldigt hätten. Die auf dieſe Weiſe in ſeinen Reichen hergeſtellte Ruhe ſchien dem Könige Friedrich am Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn ein Krieg mit den Lübeckern entreißen zu wollen. Die Eroberung reicher Kaufmannsſchiffe während des norwegiſchen Feldzugs verlockte dieſe alten Bundesgenoſſen Friedrich's, ſich des Alleinhandels auf der Oſtſee zu bemächtigen. Sie ſandten daher 24 Schiffe unter dem Oberbefehl eines gewiſſen Marx Meier in den Sund und verſperrten allen auswärtigen Fahrzeugen das Einlaufen in die Oſtſee. Friedrich ſah ſich dadurch genöthigt, den Lübeckern ſeine Gewäſſer zu verbieten. Sie aber foderten, in Folge eines früher erwähnten Vergleichs mit ihm, den ſie für gültig ausgaben, des Königs Hilfe und Unterſtützung, und verübten mehre Feindſeligkeiten gegen holſteiniſche Unterthanen auf däniſchen Gewäſſern. Bald aber ward Meier mit ſeiner Flotte in England als Pirat feſtgehalten, verhaftet und zum Tode verurtheilt. Nicht lange nachher, am 10. April 1533, im 62. Lebensjahre ſtarb Friedrich unvermuthet auf ſeinem Schloſſe zu Gottorp, wo er ſeit ſeinem Regierungsantritte oft und gern verweilt hatte. Er ward im Chor der Stiftskirche zu Schleswig feierlich beerdigt. Auf einem Sarge von Alabaſter, den ſechs allegoriſche Figuren, die Tugenden vorſtellend, ſtützen, erblickt man ſein geharniſchtes Bild [8]). Ihm zu Ehren ward eine Denkmünze geſchlagen, die älteſte ihrer Art, die jemals in Dänemark zu Ehren eines Königs geprägt worden [9]).

Mit ſeiner erſten Gemahlin Anna, des Kurfürſten Johann von Brandenburg Tochter, die ſich am 10. April 1502 mit ihm vermählte und den 3. Mai 1514 ſtarb, hatte Friedrich den Herzog Chriſtian und die nachher mit dem Herzog Albrecht von Preußen vermählte Prinzeſſin Dorothea erzeugt. Von ſeiner zweiten Gemahlin Sophie, des Herzogs Bogislav von Pommern Tochter, die ſich 1518 mit ihm verband und 1568 ſtarb, wurden ihm geboren: 1521 Johann der Ältere, 1526 Adolf, der Stammvater der ſchleswig-holſtein-gottorpiſchen Herzoge, 1524 Eliſabeth, die Gemahlin zweier Herzoge von Mecklenburg, Magnus und Ulrich, 1529 Friedrich, nachheriger Biſchof von Hildesheim und Schleswig, und im folgenden Jahre Anna, die 1535 ſtarb. Friedrich hinterließ auch eine natürliche Tochter Katharina, die er mit Hermann Hoyer verheirathete und ihren Gatten in den Adelſtand erhob.

Viele heilſame Verordnungen bezeichnen Friedrich's Regierung. Unter den von Chriſtiern II. erlaſſenen Geſetzen, die er auf Verlangen der Reichsſtände bei ſeiner Thronbeſteigung vernichten ließ, verſchonte Friedrich alle gemeinnützigen Verfügungen. Zwiſchen Strafen und Vergehen ließ er ein billigeres Verhältniß eintreten, als ſein Vorgänger. Durch eine beſondere Verordnung vom 14. Juli 1530 ſorgte er für das Aufkommen der Städte. Den Handel begünſtigte er, indem er allen Nichtbürgern, mit Einſchluß der hohen Geiſtlichkeit und des Adels, unterſagte, außer ihren eignen Producten Waaren zum Vertriebe aufzukaufen. So unterſagte er auch den umherziehenden Krämern, bei Verluſt ihrer Waaren, das öffentliche Feilbieten derſelben. Die däniſche Münze ſetzte er auf einen beſſern Fuß. Am meiſten ließ er rheiniſche Goldgülden prägen. Seine Hauptmünzſtätte war Malmöe; doch erlaubte er auch anderen Städten, in Dänemark Kopenhagen, Ripen, Aalborg und Landskron, in Norwegen Oslo und Bergen, Geld mit ſeinem Namen und Wappen zu prägen. Auf einer Münze von 1523, in dem Kriege wegen ſeiner Königswahl geſchlagen, lieſt man die Worte: Deo duoe milites triumphant. Eine goldene Schaumünze vom Jahre 1532, vermuthlich aus der Zeit, wo er den König Chriſtiern in ſeine Gewalt bekam, iſt mit dem Bildniſſe Friedrich's und ſeiner Gemahlin geſchmückt und mit der Umſchrift: In manu domini omnis potestas terrae. Die Worte: Nil nisi numine ſollen Friedrich's Wahlſpruch geweſen ſein. Auch Frömmigkeit und Ergebung in Gottes Willen gehörten mit zu den liebenswürdigen Zügen, die ſeinen durch ſtrenge Gerechtigkeitsliebe und Humanität ausgezeichneten Charakter zierten [10]).

(*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH II., König von Dänemark, ein Sohn Chriſtiern's III., geb. am 1. Juli 1534 in Hadersleben, zu der Zeit, als das bedrängte Dänemark ſeinem Vater die Krone antrug. Die Überbringer dieſer Botſchaft waren ſeine Taufzeugen. Schon in ſeinem dritten Jahre ward ihm in dem kopenhagener Receß die Thronfolge zugeſichert. Wegen ſeiner Huldigung berathſchlagten ſich die verſammelten Reichsſtände im J. 1538, kamen indeſſen erſt 1542 mit dieſer Angelegenheit in Bezug auf die beiden Reiche Dänemark und Norwegen völlig ins Reine. Für des Prinzen Erziehung ward redlich geſorgt.

---

8) Auf dieſem Grabmale, einem Meiſterſtücke der Sculptur, befinden ſich einige elegiſche Verſe und die einfache Notiz: Obiit MDXXXIII d. Apr. X. 9) Friedrich's Bild befindet ſich auf der Hauptſeite mit der Inſchrift: Fridericus I. Chris. I. Fl. D. G., und auf der Rückſeite das Übrige der Inſchrift: Dannlae Nor. Van. Got. etc. Rex Dux S. H. D. Co. Old. et Del. Ao. Cor. 1523. Regn. X. Obiit 1533. Aet. S. 73. Dieſe Altersangabe iſt falſch, denn Friedrich ſtarb im 62. Jahre.

10) Vergl. Schlegel's Geſchichte der Könige von Dänemark. 1. Th. S. 134 fg. (wo man Friedrich's Bildniß, geſtochen von Preisler, findet). Holberg's Däniſche Reichshiſtorie. Th. 1. 2 und 3. Fortſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 33. Th. S. 91 fg. Meuſel's Staatenhiſtorie. S. 342 fg. Spittler's Geſchichte der europäiſchen Staaten. 2. Th. S. 538 fg.

Digitized by Google

Der um die däniſche Geſchichte vielfach verdiente Johann Svaning war 13 Jahre hindurch, bis 1553, ſein Lehrer. Auch der gelehrte Chriſtoph Michelſen, ſpäterhin Kanonikus zu Roſchild, unterwies ihn in der lateiniſchen Sprache, in der Geſchichte, Geographie und andern Wiſſenſchaften. Friedrich's Fortſchritte waren aber nicht ſo groß, als ſie es ſeinen Naturanlagen nach hätten ſein können. Er bedauerte in ſpätern Jahren, daß er, durch Leichtſinn und Eigenwillen verlockt, ſeinen Jugendunterricht nicht beſſer benutzt habe. Früh aber erwachte in ihm, durch das Beiſpiel ſeines Vaters, der Sinn für Religioſität. Die heilige Schrift achtete er vor allen andern Büchern. Er hatte ſein 20. Jahr erreicht, als ſein Vater, Chriſtiern III., um ihn vom Geräuſche des Hofes zu entfernen, ihm Malmöe, die Hauptſtadt der Provinz Schonen, zu ſeinem Aufenthalte anwies. Dorthin begleiteten ihn einige erfahrene und einſichtsvolle Staatsmänner, um ihn in den Regierungsgeſchäften zu unterrichten. Den berühmten Eiler Hardenberg wählte der Prinz ſelbſt zu ſeinem Hofmeiſter. Über die ſchwediſche Regierung ſoll ſich Friedrich damals oft ſo bitter geäußert haben, daß König Guſtav ſich darüber bei ſeinem Vater Chriſtiern III. beklagte. Im J. 1557 begleitete Friedrich den Kurfürſten Auguſt von Sachſen, der ihn in Malmöe beſuchte, wieder in ſein Land zurück, und legte dadurch den Grund zu einem viele Jahre beſtehenden Freundſchaftsbündniſſe mit jenem Fürſten. Bei Ferdinand's I. Kaiſerwahl befand er ſich auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo er nicht nur dieſen Monarchen, ſondern auch ſeinen Sohn und Nachfolger, Maximilian II., und viele andere Fürſten und Herren kennen lernte. Um Oſtern 1558 kehrte er nach Kopenhagen zurück, verfügte ſich jedoch bald wieder nach Malmöe. Die Jahreszeit verhinderte ihn, über den Belt zu gehen, um ſeinen Vater noch auf dem Sterbebette zu treffen. In Koldingen, wo er die Nachricht von Chriſtiern's III. Tode erhielt, übernahm er ſofort die Regierung. Nach dem feierlichen Leichenbegängniſſe, das zu Odenſee in Gegenwart der königlichen Familie ſtattfand, beſtimmte Friedrich ſeine Krönung auf den Auguſt des Jahres 1559. Aber er ward vorher zu einem Kriege genöthigt durch ſeines Vaters Bruder, den Herzog von Holſtein-Gottorp, der die Rechte ſeines Hauſes, die ihm von den Ditmarſen beſtritten wurden, mit gewaffneter Hand geltend zu machen ſuchte. Gegen ein Drittel von Ditmarſen, das ihm Herzog Adolf verſprach, entſchloß ſich Friedrich, an jenem Kriege Theil zu nehmen. Auch Adolf's Bruder, der Herzog Johann, zeigte ſich unter gleichen Bedingungen dazu bereit. Über das Unternehmen ſelbſt, die Theilung der Koſten und Vortheile, beſprachen ſich die drei Verbündeten in einer Zuſammenkunft zu Nordtorp im Amte Rendsburg. Das gemeinſame Heer ſollte ſich am 17. Mai zu Hohenweſtedt verſammeln. Den Oberbefehl übernahm, ungeachtet ſeines weit vorgerückten Alters, der Feldmarſchall Johann Ranzow. Das Heer beſtand aus 3000 Reitern in vier Geſchwadern und 30 Fahnen Fußvolk, wozu aber noch am 30. Mai 15 Fahnen unter dem Grafen Anton von Oldenburg ſtießen, auf deſſen Treue und Ergebenheit ſich Friedrich ganz beſonders verlaſſen konnte. Die Truppen waren meiſtens Teutſche. Aus Dänemark hatte Friedrich blos ſeine Hoffahne von 400 Mann bei ſich. In dem Fehdebriefe an die Ditmarſen ward erwähnt, daß ihrer rechtmäßigen Oberherren Langmuth erſchöpft ſei und daß ſie nicht länger geſonnen wären, ihren Trotz und ihre vielfachen Beleidigungen zu ertragen. Die Ditmarſen erwiederten aber unter dem 21. Mai, daß ſie durchaus den geſoderten Gehorſam nicht ſchuldig wären, da ihr Land über 400 Jahre unter dem Schutze des Erzſtifts Bremen geſtanden hatte. Übrigens hätten ſie „von löblichen chriſtlichen Fürſten kaum dergleichen Überfälle vermuthet." Am 22. Mai überſchritt das Heer die ditmarſiſche Grenze. Meldorp, die Hauptfeſtung des Landes, ward zuerſt und von drei Seiten angegriffen. Die Ditmarſen brachen aus der Stadt hervor, als ſie ſich nicht länger darin halten konnten, und wagten noch ein Gefecht im Felde mit dem Grafen von Oldenburg. An der Elbe, bei Brunsbüttel, wo Johann Ranzow am 5. Juni ſein Lager aufgeſchlagen hatte, drang er durch eine den Ditmarſen ſelbſt unbekannte Furth in der Elbe bis zu ihren Verſchanzungen. Als ſie ſich dort umzingelt ſahen, baten ſie um Gnade. Der Anſicht einiger Befehlshaber, ſie mit grobem Geſchütz niederzuſchmettern, um Schrecken im Volke zu verbreiten, ſtimmten die Fürſten Adolf und Johann bei. Anderer Meinung war jedoch Friedrich. Seine Humanität gab ihm die Worte ein: dieſe Flehenden wären als Gefangene zu betrachten, von denen ihm nach dem Vertrage ein Drittel gebühre; man ſolle ihm daher ſein Drittel abzählen. Dieſem Beiſpiele folgte Herzog Johann. Er verlangte gleichfalls ſein Drittel, wodurch auch Herzog Adolf bewogen ward, von ſeiner Strenge nachzulaſſen.

Von Meldorp, wo das Hauptquartier der Verbündeten geblieben war, brach das Heer am 12. Juni wieder auf. Die meiſten Feſtungen fielen ohne Schwertſtreich. Am heftigſten war der Kampf in der Stadt Heide, wo die Ditmarſen ſich aus den Häuſern wehrten. Ein großer Theil des Ortes ward in Brand geſteckt. Über 3000 Mann koſtete jener blutige Tag den Ditmarſen, der ganze Krieg ward aber dadurch auch beendigt. In der Bittſchrift, welche zwei ditmarſiſche Prediger, mit weißen Stäben in der Hand, im feindlichen Lager übergaben, wurden Friedrich und die beiden Fürſten Herzoge von Ditmarſen genannt. Die Unterhandlungen begannen und hatten bei den zum Frieden und zur Verſöhnung geneigten Fürſten einen günſtigen Erfolg. Von den Ditmarſen wurden die Bedingungen namhaft gemacht, unter denen ſie ihr Land dem König Friedrich und den beiden Herzogen abtreten wollten. Sie erſchienen im Lager und überlieferten dem Heere der Verbündeten nicht nur ihre Waffen, ſondern auch die Trophäen und Denkmäler, die ihre Vorfahren den Dänen und Holſteinern ehemals abgenommen hatten. Die Fürſten nahmen die ihnen kniend geleiſtete Huldigung an, vernichteten aber alle Vorrechte und Bündniſſe, die die Ditmarſen von ihren Vorfahren, den Herzogen, erpreßt hatten, und verſtatteten ihnen dagegen gleiche Freiheiten und Privilegien mit den Nordfrieſen, ſowie den Gebrauch ihres alten, von ihnen ſelbſt

Digitized by Google

im J. 1447 verfaßten Landrechts. Auch ihre Waffen wurden den Ditmarſen wiedergegeben, um ihr Land gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen. Zu Meldorp, Heide und Lund ward ein Gericht angeordnet, aus einem Voigt und acht Räthen beſtehend, die insgeſammt geborene Ditmarſen waren.

Die vorhin erwähnte Huldigung der Ditmarſen hatte Friedrich nicht angenommen, weil er kurz zuvor nach Dänemark gereiſt war, um ſich krönen zu laſſen. Dieſe feierliche Handlung fand am 20. Aug. 1559 in der Marienkirche zu Kopenhagen mit großer Pracht ſtatt. Unter den verdienſtvollen Männern, welche Friedrich bei dieſer Gelegenheit zu Rittern ſchlug, werden Eiler Hardenberg, Werner, Parsberg und Niels Lange genannt. Kurz vor der Krönung unterzeichnete Friedrich die Handfeſtening oder Capitulation, die weit ſtrenger als ähnliche Urkunden ſeiner Vorgänger abgefaßt war. Dem Könige ward darin das Recht genommen, ohne Genehmigung der Reichsräthe die Ausfuhr der Landesfrüchte zu verbieten, Unfreie in den Adelſtand zu erheben, und für ſich oder ſeine Gemahlin freie oder adelige Güter pfandweiſe an ſich zu bringen. Verordnet ward, daß der König beſtändig einen Reichshofmeiſter, Kanzler und Marſchall aus dem däniſchen Adel unterhalten ſollte. Die adeligen Güter mußte er von der Abgabe des Zehnten befreien, und alle Schlöſſer in Dänemark und Norwegen von dem däniſchen Reichsrathe ſich anweiſen und abtreten laſſen. Während dieſer Vorgänge verſuchte außerhalb des däniſchen Reichs König Chriſtiern's II. Tochter, die Herzogin Chriſtine von Lothringen, die ſich ſelbſt Königin von Dänemark, Schweden und Norwegen nannte, mit einem Heere in Dänemark einzudringen. Sie rechnete dabei auf den Beiſtand ihres Vetters, des Königs Philipp von Spanien, der aber kurz zuvor mit Dänemark ein Freundſchafts- und Handelsbündniß geſchloſſen hatte. Zu ſeiner Sicherheit ließ Friedrich an den Weſtküſten ſeines Reichs eine Flotte kreuzen. Auch warnte er den König Guſtav von Schweden vor der drohenden Gefahr. Friedrich dachte hierauf zunächſt an einige Verpflichtungen, die die bei ſeiner Krönung von ihm unterzeichnete Capitulation ihm auferlegt hatte. Dazu gehörte die Einlöſung der orkadiſchen Inſeln und die Vollſtreckung eines Geſetzes über die Beſchränkung der übermäßigen Freiheiten der hanſeatiſchen Kaufleute in Norwegen. Nicht ſo ſchnell und glücklich als die letzte Angelegenheit ward die erſtere beendigt, da die Königin Maria von Schottland 1561 die Unterſuchung des Einlöſungsrechts an ihr Parlament verwies, dieſes aber ſich weigerte, einen Ausſpruch zu thun, weil die orkadiſchen Inſeln nicht dem Reiche, ſondern dem ſchottiſchen Hauſe gehörten. Unter dieſen Umſtänden erneuerte Friedrich das von ſeinem Vater geſchloſſene Schutz- und Trutzbündniß mit dem Könige Karl von Frankreich, der ihm zum Zeichen ſeiner Freundſchaft den St. Michaelsorden überſandte. Geſchmückt mit der Decoration dieſes Ordens erſchien Friedrich am 26. Oct. 1561 bei ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Dorothea, Vermählung mit dem Herzoge Wilhelm von Lüneburg. Das oben erwähnte Bündniß ſuchte der König Anton von Navarra durch ein anderes wieder aufzuheben, welches er mit Dänemark und Schweden gegen den Papſt und die Ausbreitung des Proteſtantismus ſchließen wollte. Friedrich aber zeigte ſich, weil er Calvin's Lehrſätze, zu denen ſich Anton bekannte, verwarf, ebenſo abgeneigt, als den Auffoderungen des Papſtes Pius IV., in den Schoos der römiſchen Kirche zurückzukehren.

Einen weſentlichen Schritt für das Wohl und die Sicherheit ſeines Volkes that Friedrich um dieſe Zeit (1561) durch die Bekanntmachung zweier Geſetze. Das erſte, vom 9. Mai, war ein ausführliches Seerecht, beſonders zu Gunſten der Marine entworfen. Aus den einzelnen Beſtimmungen des zweiten Geſetzes, das am 9. Mai 1562 unter dem Namen eines neuen Guardsräts oder Hof- und Burgrechts publicirt ward, lernt man die Sitten jener Zeit und die Strenge der damaligen Juſtiz kennen, da nach den Beſtimmungen jenes Geſetzes unter andern einem Hofbedienten bei einer durch ihn veranlaßten Rauferei innerhalb des Schloſſes die Hand mit einem Meſſer durchſtochen werden ſollte. Wer durch Unvorſichtigkeit einen Brand veranlaßte, durfte, wenn er auf der That ertappt ward, ſogleich ins Feuer geworfen werden. Den adligen Hofbedienten, der ein adliges Fräulein entehrt, traf die Strafe, ſelbſt für ehrlos erklärt zu werden. Mit ähnlicher Schärfe wurden andere, meiſtens ſittliche, Vergehungen in jenem Hof- und Burgrechte geahndet.

Durch die Vollziehung eines von Chriſtiern III. bereits abgeſchloſſenen Kaufes wurden um dieſe Zeit (1560) drei wichtige Provinzen von Friedrich dem däniſchen Reiche einverleibt. Es waren die ehſtländiſch-livländiſchen Stifte Pilten oder Kurland, Wiig oder Reval und Öſel, welche Friedrich, nach einer frühern Beſtimmung ſeines Vaters Chriſtiern's III., ſeinem Bruder, dem Herzoge Magnus, abtrat. Dieſe Provinzen waren aber damals zwiefachen Angriffen ausgeſetzt. Außer der überwiegenden Macht des ruſſiſchen Zars Iwan, der 1558 das Stift Dorpat erobert hatte, und, wie es ſchien, ganz Livland zu erobern dachte, ſah ſich Friedrich's Bruder, der Herzog Magnus, von den Einfällen der teutſchen Ordensritter bedroht. Die immer näher rückende Gefahr trieb ihn endlich, nachdem er durch Sorgloſigkeit und Verſchwendung in Schulden verſunken war, an ſeinen Bruder Friedrich die Bitte um Gelder und Truppen zu richten, die er zu ſeiner Vertheidigung nöthig brauchte. Erſt durch ſeine Mutter ließ ſich indeſſen Friedrich, der mit ſeines Bruders Betragen höchſt unzufrieden war, bewegen, etwas für ihn zu thun. Er ſetzte den tapfern bergiſchen Lehnsmann Chriſtoph Walkendorf als däniſchen Statthalter in Livland ein, und wirkte durch Geſandte an den Zar eine zweijährige Waffenruhe und Sicherheit aller Provinzen des Herzogs Magnus aus. Inzwiſchen ſchloß der Heermeiſter des teutſchen Ordens ein Bündniß, wodurch er die Beſitzungen der Ritter in Ehſtland, Livland und Kurland der Krone Polen einräumte und von derſelben Kurland als ein Herzogthum und Semgallen als eine Grafſchaft für ſich zurückempfing. Durch dies Bündniß, das am 5. Mai 1562 geſchloſſen ward, wurde Livland von einem dreifachen Kriege bedroht, den die Eiferſucht und Eroberungsſucht Schwedens, Po-

Digitized by Google

lens und Rußlands entflammte. Was Friedrich beſonders ungern ſah, war die Stiftung eines polniſchen Lehnherzogthums in Livland. Er verlor dadurch die Hoffnung, ganz Livland wieder mit ſeiner Krone, die es ehemals beſeſſen, zu vereinigen. Außerdem drohte ihm dieſe Veränderung mit einem Kriege, den er, wenn ſein Bruder nicht aus ſeinen Provinzen vertrieben werden ſollte, in einem ſo entfernten Lande doch endlich führen mußte. Dennoch konnte er ſich nicht zu einem Bündniſſe gegen Polen und Schweden entſchließen, wozu ihn eine Geſandtſchaft auffoderte. Er ſchloß vielmehr am 7. Aug. 1562 mit dem Zar einen ewigen Frieden und ebenſo einen dauerhaften mit Polen.

Dem Kriege in Livland hatte Friedrich auf dieſe Weiſe vorgebeugt. Er gerieth aber mit dem Prinzen Erik, der nach Guſtav's Tode den ſchwediſchen Thron beſtiegen hatte, in allerlei Mishelligkeiten, als er ſich weigerte, den Kronenſchild aus ſeinem Wappen fortzuſchaffen. Zur Wiedervergeltung nahm Erik den däniſchen und norwegiſchen Schild in das ſchwediſche Reichswappen auf. Ein weitläufiger Briefwechſel über dieſen unbedeutenden Streit führte endlich am 30. Jan. 1562 zu einem ſcheinbaren Vergleiche, nach welchem der ſogenannte brömſebroiſche Bund beider Reiche beſtätigt, der norwegiſch-däniſche Schild von dem Könige Erik fortgethan und endlich der Kronenſchild nur ſo lange von dem däniſchen Könige beibehalten werden ſollte, bis die ſchwediſchen Geſandten urkundlich erwieſen hätten, daß dieſer Schild vor der Königin Margarethe Regierung von den ſchwediſchen Königen geführt worden. Dieſe letzte Bedingung ward bereits am 4. April 1562 erfüllt. Deſſenungeachtet weigerte ſich Friedrich auf den anſtößigen Schild zu verzichten, weil er behauptete, die drei Kronen als Nebenverzierungen auf ſehr alten däniſchen Siegeln gefunden zu haben. König Erik's Nachgiebigkeit machte endlich dem Streite ein Ende. Unter vielen Feierlichkeiten ward der erneuerte Freundſchaftsbund und ein förmlicher Friedensſchluß am 26. Nov. 1562 in Stockholm zu Stande gebracht. Deſſenungeachtet erfuhr Friedrich bald nachher durch ſeinen Bruder, den Herzog Magnus, daß der König Erik, angeblich entrüſtet über Beleidigungen ſeiner Geſandten in Kopenhagen, ſich zu einem Kriege gegen Dänemark rüſte. Friedrich ward dadurch mistrauiſch. Er gab daher Befehl, alle während ſeiner Abweſenheit von Kopenhagen dort eintreffenden Geſandten ſo lange aufzuhalten, bis er ihnen die Erlaubniß zur Abreiſe ertheilt haben würde. Als aber der ſchwediſche Reichsrath Steen Erikſſon bei ſeiner Ankunft in Kopenhagen jenes Gebot nicht beachtete und manche Gewaltthätigkeiten und Schmähungen gegen den König von Dänemark und das Volk ſich erlaubte, ließ ihn Friedrich in Kallundborg ſo lange verhaften, bis ihm von dem Schwedenkönige, dem er jenen Vorfall mittheilte, hinlängliche Satisfaction geworden wäre.

Aus einem ganz andern Geſichtspunkte jedoch, als Friedrich, betrachtete der König Erik jenen Vorfall. Nicht den däniſchen König, ſondern ſich ſelbſt hielt er für beleidigt. Von einer offenen Kriegserklärung hielten ihn nur ſeine erſchöpften Finanzen zurück. Durch einige ſeiner Reichsräthe, die er nach Dänemark ſandte, ſuchte er die entſtandenen Mishelligkeiten zu beſeitigen. Ein unerwartetes Ereigniß ſtörte aber die bereits eingeleiteten Friedensunterhandlungen. Auf einigen däniſchen Wachtſchiffen, die bei Bornholm zum Schutz gegen die ſchwediſchen Piraten lagen, brannte, als ſie die vorüberſegelnde Flotte des ſchwediſchen Admirals Jacob Bagge ſalutirten, eine Kanone zu ſpät ab und die Kugel fuhr bei der Wendung des Schiffes in ein ſchwediſches Segel. Von den Schweden, die dies für einen feindlichen Angriff hielten, ward ſofort eine volle Ladung gegeben, wodurch drei däniſche Schiffe Waſſer ſchöpften, ſanken und mit ihrer Mannſchaft von den Schweden nach Roſtock geſchafft wurden. Dies Gefecht ward die Veranlaſſung zum förmlichen Ausbruche des Krieges zwiſchen Dänemark und Schweden. Friedrich ſchloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Könige von Polen und dem Rathe der Stadt Lübeck. Zugleich warb er ein zahlreiches Heer von teutſchen und auswärtigen Truppen, das aus 24,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern beſtand. Den Oberbefehl über dies Heer übernahm der Graf Günther von Schwarzburg. Gemeinſchaftlich mit dem Rathe zu Lübeck erließ Friedrich am 21. Juli 1563 eine Kriegserklärung, worin er ſich abermals über den Misbrauch des däniſch-norwegiſchen Wappens und über die Feindſeligkeiten beklagte, die von den Schweden in ſeinen Gewäſſern gegen ſeine Flotte und in Livland gegen ſeinen Bruder, den Herzog Magnus, verübt worden. Dieſer Kriegserklärung ungeachtet befahl er ſeinem Herold, der ſie nach Schweden überbringen ſollte, Friedensvorſchläge zu thun, die der König Erik jedoch entſchieden verwarf.

Mit ſeinem in Weſtgothland eingedrungenen Heere eroberte er am 21. Aug. 1563 die Stadt und am 4. Sept. das Schloß Elfsborg. Seine mit der lübeckiſchen vereinigte Flotte lieferte der ſchwediſchen unter Öland ein Treffen, welches aber keinen weitern Erfolg hatte, als daß beide Flotten die See verließen. Der ſchwediſche Admiral kehrte nach Elsnabben, der däniſche, Peter Skram, nach dem Sunde zurück. Mit dem größern Theile ſeines Heeres belagerte König Erik die Feſtung Halmſtad, die aber von den Dänen ſo tapfer vertheidigt ward, daß die Schweden ſie wieder verlaſſen mußten. Eine große Niederlage erlitten dieſe, als ſie bei Markaroed am 10. Nov. 1563 auf ein däniſches Heer ſtießen. Auch auf der frodsboker Heide, unweit Halmſtad, wurden ſie am 1. Febr. 1564 von den Dänen geſchlagen und mußten noch in demſelben Monate die Belagerung des tapfer vertheidigten Schloſſes Bahuus wieder aufgeben. An Erik's Hartnäckigkeit ſcheiterten die am 27. Mai durch die kaiſerlichen Geſandten eingeleiteten Friedensunterhandlungen. Friedrich aber ward nach mehren Schlachten, in denen der Sieg ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite neigte, der fortgeſetzten Feindſeligkeiten überdrüſſig. Wenigſtens entzog er denſelben ſeine perſönliche Theilnahme und überließ die Führung des Krieges ſeinen Feldherren.

Auf die Sorge für ſein Reich beſchränkte ſich ſeine Hauptthätigkeit. Er beſchäftigte ſich mit einer Verände-

Digitized by Google

rung des bisherigen Münzfußes. Die in ſeinem Reiche eingeführten Goldkronen, Goldgulden und Dukaten veranlaßten aber nicht nur die Errichtung eines neuen Fürſtenthums, ſondern auch eine beſondere Regierungsverfaſſung in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein. Sie trat am 27. Jan. 1564 ins Leben und Friedrich überließ ihr zufolge ſeinem Bruder Johann die Ämter Sonderborg, Nordborg, Plöen und Arensböck, nebſt 4000 Rthlrn. von dem hildesheimiſchen Pfandamte Steurwald. Die übrigen Ämter ſeines Vaters, nebſt 8000 Rthlrn. von dem Amte Steurwald behielt Friedrich. Seinen Bruder, den Herzog Magnus, den er mit den livländiſchen Stiften abgefunden hatte, ſchloß er von allen holſtein-ſchleswigſchen Beſitzungen aus. Dagegen vereinigte ſich Friedrich mit ſeinem Bruder Johann und dem Herzoge Adolf von Gottorp in Bezug auf Polizei, Gerichtsbarkeit und Aufſicht über die einzelnen Städte und Ämter zu einer gemeinſchaftlichen Regierung, ſodaß die getrennten Herzogthümer nunmehr nur *einen* Staat ausmachten.

Die Feindſeligkeiten zwiſchen den Dänen und Schweden hatten indeſſen ununterbrochen fortgedauert. Von den letztern ward zu Ende des Jahres 1564 das Stift Drontheim verheert, und am 21. Jan. des nächſten Jahres Leholm und Engelholm zerſtört. Die ſchwediſche Flotte, die vom 27. bis zum 29. Mai im Sunde lag, erhob dort den däniſchen Zoll, erbeutete mehre Schiffe, und trug mehrfach, unter andern bei Travemünde, den Sieg davon über die vereinigte däniſch-lübeckiſche Seemacht. In einem Treffen zwiſchen Bornholm und Rügen ward der däniſche Admiral Otto Rud gefangen und das Admiralſchiff nebſt ſechs andern Schiffen eine Beute des Feindes. Fruchtlos bemühten ſich die pommerſchen Fürſten und der franzöſiſche Geſandte, durch eine Verſöhnung der beiden kriegführenden Monarchen die Ruhe im Norden wiederherzuſtellen. Friedrich verlangte alle Beute und die ihm entriſſenen Provinzen von den Schweden zurück. Dieſe aber wollten nur Bleking und Drontheim in dem Falle zurückgeben, daß Friedrich ihnen Elvsborg wieder abträte und allen Rechten auf Livland, Halland, Bahuus u. ſ. w. entſagte, zugleich aber auch ihre Anſprüche auf Norwegen, Schonen und Gothland für gültig erklärte. Dieſe Vorſchläge verwarf Friedrich und die Feindſeligkeiten dauerten ununterbrochen fort. Die Schweden behaupteten zwar, wie früher, die Obermacht zur See, verheerten Aggerhus und nahmen das feſte Schloß Warberg mit Sturm. Sie wurden aber am 20. Oct. 1565 bei Artorna mit einem Verluſte von 5000 Mann und 30 Kanonen völlig aufs Haupt geſchlagen. Durch glänzende Feierlichkeiten verherrlichte Friedrich dieſen Sieg. Aber die Friedensvorſchläge, die er ſeinem Gegner eröffnen ließ, waren ebenſo übertrieben, als die früher erwähnten Foderungen des ſchwediſchen Hofes, indem Friedrich von Schweden Elvsborg und Wärmeland für ſich, und ganz Livland für ſeinen Bruder verlangte, ſammt aller den Dänen abgenommenen Beute. Der König von Schweden ließ dieſe Vorſchläge völlig unbeachtet.

Friedrich hielt indeſſen, trotz des errungenen Sieges, nicht für rathſam, den Krieg fortzuführen. Es fehlte ihm an Geld zur Bezahlung ſeiner Truppen. In dieſer Verlegenheit erinnerte er ſich eines Mannes, der früher ſich durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe im Finanz- und Regierungsweſen mannichfache Verdienſte um den Staat erworben hatte, doch mehrer Ungerechtigkeiten und Gewaltſchritte wegen, die man ihm ſchuld gab, aus Dänemark verbannt worden war. Dieſem Manne, Peter Ore mit Namen, erlaubte Friedrich wieder in ſeine Staaten zurückzukehren, und beauftragte ihn mit der Ausarbeitung eines Entwurfs in Bezug auf die Fortſetzung und möglichſt vortheilhafte Beendigung des Krieges mit Schweden. Zur Belohnung gab er dem verkannten Manne ſeine Güter und die ihm entriſſene Reichshofrathsſtelle wieder. Durch genaue Berechnung der königlichen Einkünfte und mancherlei Erſparungen in dem Hofhalte und den bisherigen Beſoldungen brachte er das zerrüttete däniſche Finanzweſen wieder auf einen beſſern Fuß. Auf ſeinen Rath ſetzte Friedrich den monatlichen Sold der Landtruppen von 100,000 Rthlrn. auf 53,000 Rthlr. herab, wodurch er beträchtliche Summen erſparte. Mit den ordentlichen Reichseinkünften unterhielt er auf dieſe Weiſe 12,000 Mann Fußvolk, 2000 Reiter und 25 Linienſchiffe mehr, als er bisher mit aufgenommenen Geldern unterhalten hatte. Von dieſen neuen Einrichtungen verſpürte Friedrich jedoch, als er den Krieg mit Schweden fortſetzte, wenigſtens in den erſten Jahren, keine wichtigen Folgen. Der Sieg begünſtigte die Schweden in mehren Schlachten. Bei Wisby zerſtörte ein Seeſturm den größten Theil der vereinigten lübeckiſch-däniſchen Flotte. Ihren Einfall in Weſtgothland, wo ſie mehre Städte brandſchatzten, erkauften die Dänen am 9. Aug. 1566 mit einer großen Niederlage bei Amysnäs. Durch den Kaiſer, den König von Frankreich und die pfälziſchen Kurfürſten wurden endlich im März 1567 in Stralſund die Friedensunterhandlungen eingeleitet, die aber keinen Erfolg hatten, da der König von Schweden keinen Abgeordneten dorthin ſchickte. Sein bisheriges Waffenglück ſchien ihn indeſſen verlaſſen zu wollen. Entmuthigt ward er beſonders durch mehre glänzende Siege, die der däniſche Feldoberſt Daniel Ranzau auf ſeinem Zuge nach Smaland und Oſtgothland erfocht. Eine heftige Entzweiung mit ſeinen Brüdern brachte ihn ſogar dahin, ſeinen Gegner, den König Friedrich, um Schutz anzuflehen. Ehe dieſer ſich jedoch darauf einlaſſen konnte, ward Erik am Michaelistage des Jahres 1568 zu Stockholm von ſeinen Brüdern gefangen genommen. Sie zwangen ihn, der Regierung zu entſagen und warfen ihn in ein hartes Gefängniß, wo er, von ſeiner Wache verwundet, ſein Leben einbüßte.

Indeſſen hatten die Verſuche, unter den ſtreitenden Parteien eine Verſöhnung zu bewirken, keinen günſtigen Erfolg. Eine Zuſammenkunft der ſchwediſchen, lübeckiſchen und däniſchen Abgeordneten, am 18. Nov. 1568 zu Roeſkild gehalten, führte ebenſo wenig zu dem beabſichtigten Vergleiche, als die fortgeſetzten Friedensunterhandlungen des Königs Johann, der nach Erik's Tode den ſchwediſchen Thron beſtiegen hatte. Dieſe Unterhandlungen zerſchlugen ſich, weil Friedrich Livland nicht einbüßen wollte. Nur zur Erlaſſung der 200,000 Thaler Kriegskoſten, die

Digitized by Google

er von den Schweden gefodert hatte, ließ er ſich mit Mühe bewegen. Erfolglos blieb daher auch eine neue Zuſammenkunft unweit Knäred am 29. Juli 1569, und die Feindſeligkeiten begannen wieder. Mit 30 däniſchen und lübeckiſchen Schiffen, welche Friedrich unter dem Oberbefehle Peter Munk's nach Livland geſandt hatte, ward Reval am 9. Juli 1569 beſchoſſen. Erbeutet wurden 30 Kauffartheiſchiffe. Noch immer war Friedrich im Stande, auf ſeinen Foderungen zu beharren und den Schweden ein mächtiges Heer entgegenzuſenden. Der neue Feldzug ward von den Dänen mit der Belagerung des Schloſſes Warberg eröffnet. Unterdeſſen wurden von den kaiſerlichen, franzöſiſchen, kurſächſiſchen und polniſchen Geſandten am 1. Juli 1570 zu Stettin Friedensunterhandlungen angeknüpft, zu einer Zeit, wo der ſchwediſche Admiral Claus Flemming die däniſche Flotte unter Schonen beſiegt hatte, und Friedrich die danziger Bürger durch das Anhalten ihrer Schiffe im Sunde zwang, einige von ihnen an däniſchen Schiffen verübte Seeräubereien mit einer Geldſtrafe von 100,000 Rthlrn. zu büßen. Durch einen Streit des Königs Sigismund Auguſt von Polen mit ſeinem Schwager, dem Könige von Schweden, wurden zwar die angeknüpften Unterhandlungen unterbrochen, doch ſiegten endlich die vermittelnden Geſandten über den Eigenſinn der kriegführenden Mächte durch eine Erklärung, nach welcher ſie im Namen ihrer Oberherren mit gewaffneter Hand diejenigen zu ſchützen verſprachen, die ſich am geneigteſten zum Frieden zeigten. Zu den Hauptbedingungen des abgeſchloſſenen Vergleichs gehörte die Summe von 150,000 Thlrn., welche Friedrich von den Schweden für den Bruch des am 14. Aug. 1568 geſchloſſenen Waffenſtillſtandes erhalten ſollte. Außerdem verpflichteten ſie ſich zur Zurückgabe der erbeuteten acht däniſchen Kriegsſchiffe und aller däniſch-norwegiſchen Provinzen, die ſie erobert hatten. Über den Gebrauch des Kronſchildes ſollte noch freundſchaftlich unterhandelt werden. Friedrich aber verſprach, Elvsborg ſammt ſeinen übrigen Eroberungen dem ſchwediſchen Könige wieder einzuräumen. Er verlor jedoch das Recht des Verbots der Schiffahrt nach Narva. Dem Rathe zu Lübeck wurden für ſeine alten Foderungen an Schweden 75,000 Thlr. bewilligt, und die neuen Handelsrechte der Lübecker in Schweden beſtätigt. Unter dieſen und noch einigen unweſentlichen Bedingungen ward der Friede zu Stettin von allen anweſenden Geſandten, von Friedrich ſelbſt am 4. April 1571 unterzeichnet und zum Theil auch in den nächſten Monaten vollzogen durch die Auslieferung der däniſchen Schiffe und die Zurückgabe des ſchwediſchen Schloſſes Elvsborg. Mit ſchweren Opfern, mit Drangſalen ihrer Unterthanen und vielen nutzlos verwandten Geldern war jener Friede erkauft worden, und das ſtreitige Recht des Kronenſchildes war noch immer ſo unentſchieden und ungewiß geblieben, als vor dem Beginn des Krieges.

Kurz vor dem erwähnten Friedensſchluſſe hatte der Tod dem däniſchen Reiche zwei Königinnen entriſſen. Am 13. Mai 1568 war Sophie, Friedrich's I. Witwe, und am 7. Oct. 1571 des Königs Mutter, Dorothea, geſtorben, die ſich beſonders durch die Anlegung der koldingenſchen Saline um Dänemark verdient gemacht hatte. Im Reiche war jetzt keine Königin — ein Fall, der ſich ſeit einigen Jahrhunderten nicht ereignet hatte. Friedrich ward dadurch bewogen, ernſtlicher als bisher, an ſeine Vermählung zu denken. In der Prinzeſſin Sophie, einer Tochter des Herzogs Ulrich von Mecklenburg zu Güſtrow, die zugleich ſeine nahe Verwandte war, fand er eine durch Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens und zugleich durch Schönheit ausgezeichnete Gemahlin, die auch außerdem durch die Beförderung der Induſtrie ſich um die däniſchen Staaten große Verdienſte erwarb. Die Vermählung ward am 20. Juli 1572 vollzogen. Den Tag darauf erfolgte die Krönung der Prinzeſſin. Dieſe Feierlichkeit verherrlichte das damals neu errichtete Trabantencorps von 50 Mann, das ſeitdem am däniſchen Hofe beibehalten ward.

Ungefähr in dieſe Zeit, in das Jahr 1571, fielen einige Ereigniſſe, die theils eine Folge des Friedens waren, theils von den Staatsveränderungen in Schottland herrührten. Der Gemahl der unglücklichen Königin Maria, Graf Bothwell, Herzog von Orkney, beſchuldigt, den König Jacob ermordet zu haben, ſuchte als Flüchtling in Dänemark Schutz. Da er ſich wegen jener Anſchuldigung vor dem däniſchen Reichsrathe zu vertheidigen erbot, ſo weigerte ſich Friedrich zwar ihn wieder auszuliefern, doch ließ er ihn auf dem Schloſſe Dragsholm in Seeland verhaften, wo er bald nachher ſtarb. Zu den oben erwähnten Folgen des Friedensſchluſſes gehörte beſonders Kaiſer Maximilian's Verſuch, Livland wieder zu erobern. Der Herzog Magnus fand jedoch einen mächtigen Bundesgenoſſen an dem ruſſiſchen Zar Iwan, und ſicherte ſich deſſen Schutz noch beſonders durch ſeine Vermählung mit der ruſſiſchen Prinzeſſin Maria Wolodimerowna. Auch Friedrich ward in die dadurch hervorgerufenen Streitigkeiten zwiſchen Rußland und Schweden verwickelt. Er nahm indeſſen nur wenig Antheil daran. Da er ſeines Bruders Magnus ruſſiſche Huldigung misbilligte und ihn nicht als einen livländiſchen König, wie er ſich nannte, anerkennen wollte, ſo beſchränkte er ſich blos auf die Erhaltung des Beſitzes der Inſel Öſel und der Biſthümer, die ſein Vater gekauft und in däniſche Reichslehen verwandelt hatte.

In einen langwierigen Streit gerieth Friedrich mit der Stadt Hamburg, als die dortigen Bürger 1573 ein königliches Kriegsſchiff auf der Elbe wegkaperten, um ihr Stapelrecht auszuüben, ungeachtet ſie bereits 1562 ein ähnliches Unternehmen mit einer Geldſtrafe von 10,000 Thalern gebüßt hatten. Friedrich bemächtigte ſich, wie damals, im Sunde und in den norwegiſchen Häfen aller hamburgiſchen Kaufmannsſchiffe. Völlig ausgeglichen ward dieſer Streit erſt im J. 1579. Einen wichtigen Schritt für das Wohl ſeiner Staaten that Friedrich 1573, als er durch ſeine Statthalter in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein die dortige Landesgerichtsordnung ausarbeiten ließ, die noch jetzt den dort gültigen Geſetzen zur Grundlage dient. Die Männer, denen er dies Geſchäft übertrug, waren Heinrich Ranzau und Erasmus Kirſten. Zu größerer Sicherheit beſchloß er, den Sund durch eine ſtarke Feſtung zu decken. Bei Helſingör brach er die

Digitized by Google

Flinderborg ab, weil man aus dieſer Feſte, ihrer Localität wegen, die ſchwediſchen Eintreibungen des Zolls in dem unlängſt beendeten Kriege nicht hatte verhindern können. 1577 legte Friedrich den Grund zu dem Schloſſe Kronenborg, deſſen Bau 1585 vollendet ward. Eine beträchtliche Erweiterung gab er der benachbarten Stadt Helſingör. Bewunderung erregt noch heutzutage das mit ſeinem Geſchmack und großen Koſten von Friedrich im J. 1562 erbaute Frederiksborg mit ſeinen zahlreichen Statuen und Gemälden. In ein Schloß verwandelte Friedrich auch 1580 das Kloſter Andwordſkow und das Kloſter Soröe 1585 in eine Freiſchule. So vergrößerte er auch das im J. 1567 von ihm erbaute Frederiksſtadt in Norwegen und gründete in Jütland einen neuen Ort, der Frederiksodde heißen ſollte. Gemeinſchaftlich mit den Herzogen Johann und Adolf ſtiftete er mehre Schulen und Hoſpitäler, und ſorgte ſo in mehrfacher Weiſe für die Aufnahme und das Wohl ſeines Reiches. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften zeigte Friedrich durch die Erbauung von Uranienborg oder der Himmelsburg auf der im Sunde gelegenen Inſel Hveen. Dies merkwürdige Gebäude, mit ſeinen zwei Sternwarten und reichen mathematiſchen und chemiſchen Apparaten wies er dem berühmten Aſtronomen Tycho Brahe zur Wohnung an. Freigebig beſtritt Friedrich die Koſten zu dem Baue mehrer mit jener Anſtalt verbundenen Häuſer und Werkſtätten.

Neben der Ausbreitung der aſtronomiſchen Wiſſenſchaften in ſeinen Landen wachte Friedrich auch über die Erhaltung der Glaubensſätze, die ſein Vater in Dänemark eingeführt hatte. Dieſer Eifer ging ſoweit, daß er die Einführung des verbeſſerten Kalenders, um die ihn der Kaiſer Rudolf 1582 inſtändig erſucht hatte, blos deshalb unterließ, weil der Papſt Gregor XIII. jenen Kalender verfaßt hatte. Dem gelehrten Profeſſor der Theologie zu Kopenhagen, Nicolaus Hemming, entzog er blos deswegen ſeine Stelle, weil derſelbe ſich zu den Lehrſätzen der reformirten Kirche neigte. Dagegen verwarf er die Concordienformel, zu deren Einführung in ſeinen Landen ihn ſein Schwager, der Kurfürſt Auguſt von Sachſen, aufgefodert hatte. Er verbrannte mit eigenen Händen das ihm geſandte Exemplar, und verbot am 24. Juli 1579 durch eine öffentliche Bekanntmachung jene Formel, weil ſie, wie er meinte, nur dazu dienen möchte, die Glaubensſtreitigkeiten in der evangeliſchen Kirche zu vermehren. Noch in dem vorhin genannten Jahre (1579) gab er ſich viele, doch vergebliche Mühe, durch Unterhandlungen mit dem reformirten Könige Heinrich von Navarra und der Königin Eliſabeth von England eine Verſöhnung zwiſchen den Calviniſten und Lutheranern zu bewirken.

Seine Beſitzungen hatte Friedrich 1576 erweitert durch die Wiedereinlöſung der Inſel Bornholm. Der ſogenannte kallundborger Receß, den er mit ſeinen Reichsräthen entworfen hatte, beſtand in einer merkwürdigen Gerichts- und Polizeiordnung, durch die er beſonders den übermäßigen Aufwand und Luxus jeder Art beſchränkte. Die Ausbeute einiger Bergwerke, die er 1577 in Norwegen hatte anlegen laſſen, entſprach nicht ſeinen Erwartungen. Dagegen beſchränkte er durch einen Vertrag mit der Königin Eliſabeth, im Juni 1583 zu Hadersleben geſchloſſen, die Freiheit der engliſchen Seefahrer, nicht nur ohne Erlaubniß an den isländiſchen und nordländiſchen Küſten zu fiſchen, ſondern auch die Schiffahrt nach Archangel fortzuſetzen, die Friedrich's Zoll im Öreſund verminderte. Größern Nachtheil brachte ihm die veränderte Verfaſſung in Livland, die ihn wider ſeinen Willen nöthigte, an den dortigen Händeln Antheil zu nehmen. Friedrich's Bruder, der Herzog Magnus, war mit ſeinem frühern Bundesgenoſſen, dem Zar Iwan, nicht blos zerfallen, ſondern hatte den Zorn des ruſſiſchen Monarchen durch eigenmächtige Handlungen ſo gereizt, daß derſelbe die livländiſchen Provinzen ſchonungslos verheerte. Die drohende Gefahr, gefangen in die Tatarei geſchleppt zu werden, ſchreckte den Herzog Magnus dergeſtalt, daß er den königlichen Titel ablegte, in ſein Stift Pilten floh, und ſich dem Könige Stephan von Polen unterwarf, der, nachdem er ihm gehuldigt, ihn zum polniſchen Lehnsfürſten ernannte und ſeine Beſitzungen mit Polen vereinigte. Die Nachricht von dieſen Vorgängen erregte Friedrich's lebhafte Misbilligung. Da aber die Könige von Polen und Schweden ſeit dem 23. April 1578 in einem ſehr guten Vernehmen ſtanden und der Zar am 21. Oct. durch die ſchwediſchen Truppen eine ſchwere Niederlage erlitten hatte, ſo beſchränkte ſich Friedrich nur durch Geſandte, den Zar zu einem ewigen Frieden mit ſich und dem Herzoge Magnus zu bewegen. Mit Heftigkeit aber verwarf der ruſſiſche Monarch Friedrich's Anſinnen, die eroberten däniſchen Schlöſſer Habſal, Leal und Loden wieder herauszugeben. Er drohte den däniſchen Geſandten mit dem Gefängniß und dem Tode, wodurch dieſe ſich ſchrecken und bewegen ließen, ohne alle Bedingungen einen 15jährigen Frieden einzugehen, den der König, trotz ſeiner Misbilligung, nothgedrungen halten mußte und auch wirklich hielt.

Eine wichtige Angelegenheit, die für ſeine Nachkommen leicht Anlaß zu innern Kriegen geben konnte, brachte Friedrich, nach frühern, doch fruchtloſen Bemühungen in den Jahren 1567 und 1568, endlich 1579 völlig ins Reine. Es war ein Vergleich über die Belehnung des Herzogthums Schleswig. Die Anträge des Kurfürſten von Sachſen, des Landgrafen von Heſſen und des Herzogs Ulrich von Mecklenburg, die über jene Belehnung entſtandenen Streitfragen durch die teutſche Reichskammer, oder durch einige königliche und herzogliche Räthe, oder durch Abgeſandte auswärtiger Monarchen unterſuchen und ſchlichten zu laſſen, hatte Friedrich insgeſammt verworfen. Die ſchleswigſche Lehnsangelegenheit, meinte er, gehöre nach däniſchen Geſetzen vor ſein und ſeiner Reichsräthe Gericht. Nach der Beſeitigung einiger andern Streitigkeiten erneuerten indeſſen die oben genannten Fürſten im J. 1579 ihre Verſuche zu Odenſee, wo ſie ſich mit den Abgeordneten einiger Hanſeſtädte verſammelten. Ihre Bemühungen hatten dies Mal einen glücklichern Erfolg. Am 25. März 1579 verſprach Friedrich binnen Jahresfriſt den Herzog Johann den Ältern und den Jüngern, ſowie den Herzog Adolf mit Schleswig und Fehmern

Digitized by Google

erblich zu belehnen. Dieſe aber gelobten 40 Reiter und 80 Mann Fußvolk zu ſtellen unter der Bedingung, daß ſie von dem däniſchen Reiche in ihren Landestheilen beſchützt und zu allen Kriegs- und Friedenserklärungen mit hinzugezogen würden, um ihre Stimme darüber abzugeben. Mit der Beſeitigung dieſer Angelegenheit war auch der früher erwähnte Zwiſt Friedrich's mit der Stadt Hamburg großentheils beendigt. Er gab den Hamburgern die ihnen genommenen Schiffe und Güter wieder zurück und beſtätigte ihnen ihre alten Handelsrechte in ſeinen Staaten. Dagegen erboten ſich die Hamburger zu einem freiwilligen Geſchenke von 100,000 Thalern. Unentſchieden blieb jedoch der Hauptgegenſtand des Zwiſtes, das Recht der Hamburger, Schiffe auf der Elbe anzuhalten und in ihre Stadt zu ſchaffen. In Odenſee fand unterdeſſen am 2. Mai 1580 die Belehnung mit den dabei üblichen Feierlichkeiten ſtatt. Umgeben von ſeinen Reichsräthen, ſprach Friedrich von einem auf dem Markt der Stadt errichteten Throne, in Gegenwart des zahlreich verſammelten Adels, zu den Herzogen die Worte: „Ich belehne und inveſtire Ew. fürſtl. Gnaden alle und jeden inſonderheit, auch mich ſelbſt und meinen lieben Sohn, ſämmtliche Herzoge zu Schleswig, mit dem Herzogthume Schleswig und dem Lande Fehmern, mit aller ihrer Hoheit, Regalien, Herrlichkeiten und Gerechtſame, im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Wir wollen uns gegen Ew. fürſtl. Gnaden und alle Blutsverwandte dieſes Lehens allezeit brüderlich und freundlich verhalten, und wir verſehen uns von Ew. fürſtl. Gnaden dergleichen wiederum." Nach der Beendigung dieſer Feierlichkeit, von der man in Jacob Krüger's Hiſtorie der odenſeeiſchen Lehensempfahung eine ausführliche Beſchreibung findet, beſchäftigten ſich die vermittelnden Fürſten, nebſt dem däniſchen Statthalter Ranzau, nochmals mit der Angelegenheit des hamburgiſchen Stapelrechts, die jedoch unentſchieden blieb, da man ſich über die Gültigkeit der Anſprüche nicht vereinigen konnte.

Ein Ereigniß, das in dieſe Zeit fällt, drohte die Eintracht in dem Reiche und den Herzogthümern wieder zu zerſtören. Friedrich's Oheim, der Herzog Johann der Ältere, war am 1. Oct. 1580 geſtorben. Der König nebſt ſeinem Bruder Johann foderten die Hälfte der hinterlaſſenen Erbſchaft, welche jedoch der Herzog Adolf, auf das jütländiſche Geſetz ſich berufend, allein an ſich zu ziehen trachtete. Zu Flensburg kam am 19. Sept. 1581 ein Vergleich zu Stande, in welchem Herzog Adolf nach dem jütländiſchen Rechte alle unbeweglichen Güter ſeines Bruders allein in Beſitz nahm, nach dem kaiſerlichen Rechte jedoch noch außerdem die Hälfte der däniſchen und teutſchen Lehne des Verſtorbenen. Die andere Hälfte, zu welcher namentlich Hadersleben, Tönning und Rendsburg gehörten, fiel dem Könige Friedrich und ſeinem Bruder Johann dem Jüngern zu. Mit dieſem verglich ſich Friedrich abermals zu Flensburg am 23. April 1582. Er überließ ihm ein Neuntheil von Ditmarſen, ein Sechstheil der Zölle in Gottorp und Rendsburg, das Amt Reinfeld, das Kloſteramt Rye und noch einige andere Beſitzungen, nebſt einer baaren Geldſumme. Friedrich's dritter Bruder, der Herzog Magnus, ging leer aus bei dieſer Erbſchaftsvertheilung, weil man ihn mit den erkauften livländiſchen Bisthümern abgefunden hatte. Friedrich ſandte ihm zwar am 29. März 1581 in Georg Favensbach einen neuen Statthalter und ein beträchtliches Heer nach Pilten in Kurland, wo er ſich noch immer aufhielt. Der Herzog Magnus fand indeſſen für rathſam, ſich der Hoheit ſeines Bruders zu entziehen und ſich mit dem kurländiſchen Herzoge Gotthart Ketler zu verbinden, der ihm einige Schlöſſer abtrat, die eigentlich nicht ihm, ſondern dem däniſchen Reiche gehörten. Nicht lange nachher, im März 1583, ſtarb er, außer ſeiner Witwe eine dreijährige Tochter, Maria, hinterlaſſend. Jene mußte in Rußland, wohin ſie zurückgekehrt war, gezwungen den Schleier nehmen. Dies geſchah auf Befehl des Zars Boris Godunow, der auch über ihre Tochter einen gewaltſamen Tod verhängte. Von der kurländiſchen Ritterſchaft durch Abgeordnete erſucht, ſie dem däniſchen Reiche einzuverleiben, ließ ſich Friedrich von den Unterthanen ſeiner livländiſchen Beſitzungen und namentlich des Stifts Pilten huldigen. Allein der König von Polen, der ſich 1582 bei einem Friedensſchluſſe von dem Zar ganz Livland hatte abtreten laſſen, belagerte das vorhin erwähnte Stift, und machte den königlichen Statthalter in ſeiner Treue wankend. Friedrich ließ ſich jedoch durch den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg bewegen, ſeine Rechte an das Stift Pilten der polniſchen Krone für die Summe von 30,000 Rthlrn. abzutreten, wogegen der König von Polen auf dem Reichstage zu Krakau ſich feierlich verpflichtete, blos die Lutheriſche Lehre in Kurland zu dulden und die Rechte und Freiheiten der dortigen Stände zu ſchirmen. So war die Ruhe in Livland und Ehſtland völlig hergeſtellt. Auch zwiſchen den ſchwediſchen und däniſchen Unterthanen in jenen Provinzen beſtand ein freundſchaftlicheres Verhältniß als bisher, ſeit ihre beiderſeitigen Monarchen ſich am 1. Nov. 1580 zu Knärad durch ein Schutz- und Trutzbündniß vereinigt hatten. Die Grenzen beider Reiche waren durch beſondere Abgeordnete genau beſtimmt und ihrem beiderſeitigen Handel völlige Freiheit geſtattet worden. Von den Zöllen in allen nordiſchen Reichen ſollten ſie befreit ſein. Dies Vorrecht gab den lübeckiſchen Kaufleuten Veranlaſſung, ſich bei dem Kaiſer über erhöhten Sundzoll zu beklagen, den ſie an Friedrich entrichten mußten. Sie bereuten indeſſen dieſen Schritt, als der däniſche König ſich dadurch bewogen fand, einen zweifachen Zoll von ihren Waaren zu fodern und alle hanſeatiſchen Schiffszölle um einen Thaler für die Laſt zu erhöhen. In dieſer Bedrängniß wandten ſie ſich an Friedrich's Schwiegervater, den Herzog Ulrich von Mecklenburg, dem es gelang, den erzürnten König zu beſänftigen und zu mildern Maßregeln zu bewegen. Auch die roſtockiſchen Bürger demüthigte Friedrich um dieſe Zeit, indem er ihre Schiffe im Sunde anhalten ließ und ſie durch die Sperrung ihres Hafens zum Gehorſam gegen ihren Fürſten, einen Brudersſohn des Herzogs Ulrich, nöthigte, deſſen Befehlen ſie ſich widerſetzt hatten.

Durch die Aufhebung der von ſeinem Vater errich-

Digitized by Google

teten Stiftsregentenwürden wurden die damit verbundenen Functionen im J. 1582 von Friedrich den Stiftsamtmännern und den Biſchöfen übertragen. 1583 arbeitete Friedrich abermals an der ſchon früher verſuchten Wiedereinlöſung der orkneyſchen Inſeln, und an einer Religionsvereinigung der Glaubensparteien in England und Navarra mit den Lutheranern in Teutſchland und Dänemark. Von der engliſchen Königin empfing er den Hoſenbandorden, von dem Könige Heinrich von Navarra aber mehre Schreiben und Geſandtſchaften. Bewogen ward er dadurch, am 18. Juli 1585 zu Lüneburg eine feierliche Zuſammenkunft der engliſchen, ſächſiſchen, pommerſchen und ſchottiſchen Abgeordneten zu veranſtalten. Auch die Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg und der Pfalz, nebſt dem Adminiſtrator von Magdeburg, fanden ſich in Lüneburg ein. Beſchloſſen ward dort, den bedrängten Hugenotten und dem Könige von Navarra Hilfstruppen zu ſenden. Friedrich ließ zu dieſem Heere, auf der Königin Eliſabeth Koſten, 2000 Reiter anwerben, die aber, weil der engliſche Sold ausblieb, ſchon in Bremen wieder auseinandergehen mußten. Einen nicht viel günſtigern Erfolg hatten die fortgeſetzten Unterhandlungen wegen der orkneyſchen Inſeln. Die Anſprüche des däniſchen Hofes auf jene Eilande wurden endlich gänzlich vernichtet, als der König Jacob von Schottland durch ſeine nach Kopenhagen geſandten Abgeordneten ſeine Vermählung mit einer däniſchen Kronprinzeſſin ernſtlich betreiben ließ. Friedrich ſchien indeſſen nur bemüht, eine Vereinigung zwiſchen den proteſtantiſchen Mächten zu Stande zu bringen. Auf der Königin Eliſabeth Bitte nahm er ſich 1586 der von Philipp II. hart bedrängten Niederlande an. Durch ſeinen Geſandten Ranzau erſuchte Friedrich den König von Spanien, den Niederländern ihre alten Privilegien und die freie Ausübung ihrer Religion zu geſtatten. Die deshalb angeknüpften Unterhandlungen wurden indeſſen geſtört, als die niederländiſche Beſatzung von Bergen op zoom den däniſchen Geſandten gefangen nahm und ſeine Briefe eröffnete. Er erhielt zwar bald nachher ſeine Freiheit wieder, Friedrich aber rächte ſich für dieſe Verletzung des Völkerrechts durch das Anhalten aller niederländiſchen Schiffe in ſeinen Gewäſſern. Von den 30,000 Thalern, die ihm die Niederländer gezwungen als Strafgeld zahlen mußten, ſchenkte Friedrich die Hälfte dem Könige von Navarra, zur Rüſtung gegen die katholiſche Ligue in Frankreich. Nicht ganz hiſtoriſch erwieſen iſt der Plan, den der Papſt Sixtus V., durch die Unterſtützung der Reformirten verletzt, zu Dänemarks Verderben entworfen haben ſoll. Nach dieſem Plane ſollte der König von Polen, Stephan Bathori, mit einem auf päpſtliche Koſten geworbenen Heere von 30,000 Mann durch Pommern und Mecklenburg in Holſtein und Dänemark einbrechen und, unterſtützt durch eine päpſtliche, ſchwediſche und ſpaniſche Flotte, die Zufuhr aus Polen nach den Niederlanden abſchneiden und den öreſunder Zoll aufheben. Nach der Bezwingung Dänemarks ſollte der Papſt alle Zehnten und Kirchengüter, Schweden mehre norwegiſche Provinzen, der König von Spanien alle übrigen däniſchen und norwegiſchen Länder, und der König von Polen endlich 100,000 Thaler an baarem Gelde erhalten. Unbekannt iſt, ob an der Ausführung dieſes Vorhabens wirklich gearbeitet worden. Soviel iſt aber gewiß, daß man in Dänemark gar keine Anſtalten traf, die dem Reiche drohende Gefahr abzuwenden. Während man auswärts an dem Ruin ſeiner Staaten arbeitete, that Friedrich mehrfache Schritte zur innern Befeſtigung ſeines Reiches. Ernſtlich beſchäftigte ihn die Thronfolge ſeines Sohnes Chriſtiern und die Einziehung des Stifts Schleswig, das durch den am 1. Oct. 1586 erfolgten Tod des Herzogs Adolf erledigt worden war. Bereits im April 1580 war der im J. 1577 geborene Prinz von den Reichsſtänden zu Odenſee einſtimmig zu Friedrich's Nachfolger erwählt, und 1584 in den däniſchen Landgerichten zu Wiborg, Odenſee, Ringſtad und Lund, in Folge einer allgemeinen Huldigung, beſtätigt worden. Mitten unter den Bemühungen für die Erziehung des Kronprinzen, dem er in Johann Michaelſen einen vielſeitig gebildeten Hofmeiſter gab, überraſchte den König Friedrich der Tod am 4. April 1588 zu Andwordſkow, eben da er im Begriff war, mit der Stadt Hamburg nach einem ſchon zu Itzehoe entworfenen Plane ſich über das Strandrecht und die Huldigung ſeines Sohnes und Nachfolgers zu vergleichen. Er war auf ſein Ende gefaßt und vorbereitet. An ſeinem Todestage, Donnerstag vor Oſtern, ließ er in ſeinem Gemache predigen. Freundlich und liebreich unterhielt er ſich mit ſeinen nächſten Umgebungen. Als der Arzt den ermattenden Puls anfühlte, äußerte Friedrich mit Ruhe und Reſignation: „Die Ader mag ſchlagen, wie ſie will; wir wiſſen, daß Gottes Gnade nicht fehlſchlägt." Noch an demſelben Abend entſchlummerte er in den Armen ſeiner Gemahlin. Seine Leiche ward am 10. April in der Kirche zu Andwordſkow beigeſetzt. Die Beerdigung fand am 5. Juni zu Roſchild mit ungemeiner Pracht ſtatt. Von Natur hatte er eine kräftige Conſtitution. Durch Bewegung und körperliche Übungen hatte er ſeinen Körper geſtärkt. Die Jagd liebte er leidenſchaftlich. Er machte ſich oft Vorwürfe, daß er, ſo wenig dies der Fall war, ſeine Regierungsgeſchäfte darüber verſäumt habe. Seine Ehe war muſterhaft. Sein eigenes Gefühl für Sittlichkeit ließ ihn jeden Verſtoß dagegen aufs Strengſte ahnden. Durch ſein ganzes Leben begleitete ihn eine harmloſe Fröhlichkeit, der er ſich beſonders an ſeiner Tafel in Scherzen und heitern Geſprächen hingab. Nie aber überſchritt er die ihm angeborene Mäßigkeit in allen Lebensgenüſſen.

Vielfach betrauert von ſeinem Volke, nahm Friedrich den Ruhm eines der trefflichſten Regenten mit ſich in ſein Grab. Für das Wohl ſeiner Unterthanen hatte er ſtets redlich geſorgt. Er hinterließ ſein Reich im blühendſten Zuſtande. Durch die livländiſchen Provinzen hatte er es erweitert, und auch zur Verſchönerung deſſelben durch den früher erwähnten Bau von Städten und Schlöſſern beigetragen. Durch gute Geſetze und ſtrenge Polizei ſorgte er für die innere Ruhe. Er beſaß einen reichen Schatz, den er ſich durch Sparſamkeit und weiſen Haushalt erworben hatte, ohne ſeine Unterthanen durch harte Steuern zu drücken. Bei faſt allen europäiſchen Mächten

Digitized by Google

behauptete er ein ſolches Anſehen, daß fremde Reiche in hren Streitigkeiten ihn zum Schiedsrichter wählten. Sie ſchenkten ihm in dieſer Hinſicht um ſo mehr Vertrauen, weil er durch die Sperrung des Sundes mehrmals dem Unterdrückten zu ſeinem Rechte verholfen hatte. Die proteſtantiſchen Fürſten verehrten in ihm gewiſſermaßen ihr Oberhaupt, und hofften von ihm eine Vereinigung der verſchiedenen Glaubensparteien. Aber auch die katholiſchen Mächte ließen ſeiner Abgeordneten Vorſchläge nicht unbeachtet. Noch größer war die Ehrfurcht, die ihm ſeine eigenen Unterthanen zollten. Sie hüteten ſich, ſeine Geſetze zu übertreten oder irgend ein Unrecht zu begehen. Er ſelbſt leuchtete ihnen als Muſter vor durch ſeine unabläſſige Sorge für die Erkenntniß, Reinheit und Ausbreitung des wahren Chriſtenthums. Den Isländern war er in dieſer Hinſicht förderlich durch eine Überſetzung der Bibel, welche der Biſchof Gudbeand Torlakſon anfeetigen mußte. In ſeine Dienſte ſuchte er vorzugsweiſe Männee zu berufen, die ſich zu ähnlichen Geundſätzen der Tugend und Humanität bekannten. Auch in der Wahl ſeiner Staatsmänner, Geiſtlichen und andern Beamten war er ungemein gewiſſenhaft. Dieſe ſeltenen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens erwarben ihm zahlreiche Verehrer. Sein mehrfach erwähnter Statthalter in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein ließ ihm auf eigene Koſten zwei Denkmäler auf freiem Felde errichten, 1590 einen Obelisken unweit Itzehoe, und zwei Jahre früher bei Segeberg eine prachtvolle Ehrenpforte in Pyramidenform mit mehren lateiniſchen Inſchriften. Eine Abbildung dieſes Denkmals findet man in *Braunii* libr. IV Urbium praecip. totius mundi und in den zu Frankfurt 1593 erſchienenen Epistolis Consolatoriis regum, principum Comit. Baronum ad *H. Ranzovium* script. opera M. *Geo. Ludov. Frobenii*. Die erwähnte Pyramide diente auch, nach Ranzau's teſtamentariſchee Verfügung, zu einem Locale, in welchem 100 Arme alljährlich am Pfingſttage geſpeiſt wurden, um auch auf dieſe Weiſe Friedrich's Andenken zu ehren. Sein Bildniß, von Preisler in Folio geſtochen, befindet ſich in Schlegel's Geſchichte der Könige von Dänemark *).

(*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH III., König von Dänemark, geboren 1609, ein Sohn Chriſtiern's IV., ward von ſeinem Vater zum Coadjutor der Stifte Bremen und Halberſtadt ernannt. Während der Zwiſchenregierung, welche nach Chriſtiern's Tode den vier erſten Kronbeamten übertragen worden war, erlaubte ſich einer derſelben, der Reichshofmeiſter Graf Corfiz von Ulfeld, mehre eigenmächtige Handlungen und Gewaltſchritte, welche nicht undeutlich ſeine Abſicht verriethen, ſich ſelbſt auf den däniſchen Thron zu ſchwingen. Lebhaft gemisbilligt ward dieſer Plan jedoch von dem däniſchen Adel, der den Grafen Ulfeld wegen ſeines Stolzes und ſeiner Macht, die er ſich angemaßt, haßte. Dieſer Umſtand beförderte des Prinzen Wahl. Feiedrich unterzeichnete am 8. Mäez 1648 die von dem Adel ihm vorgelegte Capitulation. Die 54 Punkte, die ſie enthielt, genehmigte er insgeſammt, ungeachtet ihm das Recht genommen ward, Reichsräthe zu eenennen, ohne ihren Willen das Reich zu verlaſſen und die Beſchlüſſe des Reichsraths durch ſeinen Widerſpruch zu verändeen. Der für Friedrich beſtimmte Wahltag rückte heran, und ging ruhiger vorüber, als mehre Mishelligkeiten zwiſchen dem Reichsrathe und den Ständen erwaeten ließen. Seine Abſichten auf die Krone ſah der Graf Ulfeld vereitelt, als Friedrich am 6. Juni 1648 zu Kopenhagen, am 24. Aug. zu Chriſtiania in Norwegen und am 8. Oct. in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein die feierliche Huldigung empfing. Am 23. Nov. ließ er ſich zu Kopenhagen krönen. Sogleich nach ſeinem Regierungsantritte that Friedrich manche Scheitte zur Wohlfahrt ſeines Volkes, um ſich für die ihm bewieſene Anhänglichkeit dankbar zu zeigen und mit benachbarten Staaten in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe zu bleiben. Während ſeiner Anweſenheit in Norwegen beſtätigte er dem dortigen Adel die von ſeinem Vater ihm ertheilten Vorrechte. In Chriſtiania ſtiftete er ein Waiſenhaus. Auch dieſer Stadt gab er mehre Privilegien, und erließ dort manche zweckmaßige Verordnungen für die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Zum Vortheil des halländiſchen Adels, der unter der ſchwediſchen Königin Chriſtine und dem Reichseathe ſehr gedrückt ward, entwarf er eine Vorſtellung an die genannte Monarchin. Auch durch eine Grenzunterredung mit den ſchwediſchen Reichsräthen ſuchte er, wiewol veegeblich, den Beſchwerden des Adels abzuhelfen. Einen wiedeeholt geäußerten Wunſch des Herzogs von Holſtein-Gottorp erfüllte Friedrich, als er die Feſtung Chriſtianpriis ſchleifen ließ, und dagegen ſeine Reſidenz ſtärker als bisher befeſtigte. Im J. 1649 erließ er eine Verordnung gegen den zunehmenden Luxus und beſonders die unter dem Adel herrſchende Verſchwendung. Durch die Befreiung von Zöllen und Steuern aller Aet auf 50 Jahre brachte er die von ihm im J. 1650 erbaute Stadt Fridericia oder Frederiksodde in immer größere Aufnahme. Dieſer Stadt gegenüber, auf einer Landſpitze von Fühnen, legte er die Feſtung Stripsodde an, die er nach ſeinee Gemahlin Sophiaodde nannte, deren Bau jedoch, weil es dem Platze an ſüßem Waſſer fehlte, unvollendet blieb. Einen Freiheitsbrief ertheilte Friedrich Allen, die ſich zum Anbaue der leeren Plätze in Kopenhagen erboten. Den Handel ſeiner Unterthanen hob Friedrich, als er im Februar 1651 die Juden durch eine Verordnung aus ſeinem Reiche verbannte.

Mitten unter dieſen Anſtalten zur Wohlfahrt ſeines Volkes drohte ihm nach dem Abſchluſſe des Friedens zu Osnabrück (am 24. Oct. 1648) die Gefahr eines Krieges mit Schweden. Die von dem Grafen Ulfeld ihm zugefügten Kränkungen ſchien er vergeſſen zu haben, als er ihn beauftragte, in ſeinem Namen ein Bündniß mit den Niederländern zu vermitteln. Unter den zwei Veeträgen, die, am 9. Oct. 1649 geſchloſſen, 36 Jahre gelten ſollten, enthielt der erſte die Verbindlichkeit zwiſchen Dänemark und den Niederlanden, ſich gegenſeitig mit 4000

*) Vergl. Schlegel a. a. O. 1. Th. S. 233 fg. Holbeg's Däniſche Reichshiſtorie. Th. 1. 2 und 3. Fortſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 33. Th. S. 186 fg. Meuſel in ſeiner Staatenhiſtorie und Spitteler in ſeiner Geſchichte der europäiſchen Staaten.

Digitized by Google

Mann zu unterſtützen. Nach dem zweiten Vertrage, dem ſogenannten Redemptionsvergleiche, übernahm Friedrich die Unterhaltung aller Leuchtthürme an den Küſten von Jütland und Seeland, erließ den niederländiſchen Kauffahrteiſchiffen den Sundzoll, und geſtattete den Generalſtaaten, ohne zuvor ſeine Erlaubniß einzuholen, drei bis vier Kriegsſchiffe durch den Sund zu ſchicken. Die Generalſtaaten machten ſich dagegen verbindlich zu einer jährlichen Entſchädigung von 350,000 Fl. für den ihnen erlaſſenen Sundzoll. Mit dieſem letzten Vertrage war die Admiralität zu Amſterdam aus mehren Gründen ſehr unzufrieden, und einige niederländiſche Provinzen beſtanden ſogar darauf, ein Bündniß wieder aufzuheben, das ohne ihre Genehmigung geſchloſſen worden. Die teutſchen Hanſeſtädte glaubten gegen die Niederländer im Nachtheile zu ſein, und die Schweden glaubten ſogar, daß jenes Bündniß blos zu einem vereinigten Angriffe ihres Reichs von den Niederländern und Dänen geſchloſſen worden ſei. Selbſt Friedrich und der däniſche Reichsrath waren nicht zufrieden mit jenem Bündniſſe, weil dadurch die Reichseinkünfte wenigſtens um 125,000 Thlr., die der niederländiſche Zoll bisher eingetragen, vermindert wurden. Man glaubte, daß der Graf Ulfeld bei der Errichtung jenes Bündniſſes die Abſicht gehabt habe, das däniſche Reich zu ſchwächen. Durch die Kälte, mit der man ihn daher nach ſeiner Ankunft in Kopenhagen empfing, wurde er aufs Bitterſte gekränkt. Sein Unmuth ſtieg noch, als die ihm abgeneigte Hofpartei den am 15. April 1546 geborenen königlichen Prinzen Chriſtiern zum Thronfolger wählte. Nach mancherlei Umtrieben, die den beabſichtigten Erfolg nicht hatten, entwich er; in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht, begab er ſich heimlich nach den Niederlanden, und von da aus Furcht, daß Friedrich auf ſeine Auslieferung dringen möchte, nach Schweden. Mit Entrüſtung las Friedrich eine weitläufige Schrift, die der Graf nach ſeiner Entfernung herausgegeben hatte. Unter den Gründen, die ihn zur Flucht bewogen, ſchien der Verluſt ſeines frühern Anſehens einer der wichtigſten zu ſein. Als Beweis dafür führte er die Minderjährigkeitsverordnung an, welche Friedrich für ſeinen Nachfolger am 9. Juni 1651 ohne des Grafen Mitwiſſen abgefaßt hatte, und nach welcher ihm kein Vorzug vor den übrigen Reichsräthen hinſichtlich ihrer Macht und Gewalt eingeräumt worden war. Eine höchſt nachtheilige Schilderung entwarf der Graf in Schweden von Friedrich's Regierung und dem däniſchen Hoſe überhaupt. Der König, äußerte er, habe ſich ſo verhaßt gemacht, daß Nichts gewiſſer ſei, als ſeine nahe Entthronung. Dabei ermunterte er die ſchwediſchen Reichsſtände und den Adel zum Kriege gegen Dänemark. Als Friedrich dies erfuhr, traf er die nöthigen Vorkehrungen, um ſich gegen einen Angriff der Schweden zu ſichern. Er vermehrte ſeine Flotte und verſtärkte die in Schonen und in Norwegen gelegenen Grenzfeſtungen. Zu Folge des Bündniſſes, das er mit den Generalſtaaten geſchloſſen hatte, verlangten ſie Schutz und Hilfe gegen das engliſche Parlament und den Protector Oliver Cromwell, der ihnen den Krieg erklärt hatte. Friedrich aber ſcheute ſich, mit England in Feindſeligkeiten zu gerathen, da er wußte, daß Cromwell von der Königin Chriſtine von Schweden begünſtigt ward. Er begnügte ſich, ſeinen Vetter, den entthronten König Karl II., insgeheim mit beträchtlichen Geldſummen zu unterſtützen. Wiederholt aufgefodert von den Generalſtaaten, die Waffen gegen England zu ergreifen, ließ ſich Friedrich endlich verleiten, mehre engliſche Handelsſchiffe in dem Hafen von Kopenhagen zu confisciren. Dieſes Gewaltſchrittes ungeachtet vergriff ſich das engliſche Parlament nicht an den däniſchen Geſandten, die damals in London ein Freundſchaftsbündniß zwiſchen ihrem Hofe und dem engliſchen eifrig betrieben. Das engliſche Parlament ſchickte die Geſandten nach Kopenhagen zurück, begleitet von 20 Kriegsſchiffen, welche die confiscirten Handelsſchiffe wieder abholen ſollten. Friedrich aber verweigerte nicht nur die Zurückgabe, ſondern ließ auch noch zwölf däniſche Kriegsſchiffe, vereinigt mit acht niederländiſchen, gegen die Engländer kreuzen. Nicht zufrieden aber mit der Hilfsflotte, die Friedrich ihnen geſandt, boten die Generalſtaaten wiederholt alle Überredungskunſt auf, den König Friedrich zu bewegen, daß er dem engliſchen Parlament offen den Krieg erklären möchte. Am 18. Febr. 1653 ward endlich ein däniſch-niederländiſches Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen. Der engliſchen Republik erklärte Friedrich den Krieg aus zwei Gründen: weil ſie ungewarnt ihre Flotte in den Sund geſandt, und weil ſie den Handel der däniſchen Unterthanen durch Zurückbehaltung ihrer Schiffe in ihren Häfen geſtört habe. Vermöge jenes Bündniſſes verpflichteten ſich Dänemark und die Niederlande zu gegenſeitiger Hilfe, und entſagten dabei allen einſeitigen Bündniſſen mit England. Von den Generalſtaaten wurden dem Könige von Dänemark während des Krieges jährlich 192,000 Thlr. verſprochen, und er verpflichtete ſich dagegen, in den ſechs Sommermonaten 20 Kriegsſchiffe im Sunde zur Sicherheit ihres Handels kreuzen zu laſſen. Den Handel in ſeinen Staaten wollte Friedrich den Engländern gänzlich unterſagen. Dieſer letzte Punkt war eigentlich die einzige Feindſeligkeit, die er nach der Kriegserklärung gegen Großbritannien verübte. Den Niederländern aber brachte die Ausrüſtung der däniſchen Schiffe ſo große Vortheile, daß ſie, aus Dankbarkeit dafür, am 26. Sept. 1653 zu Kopenhagen mit Dänemark den ſogenannten Reſciſſionstractat ſchloſſen, und ſich dadurch mit Aufhebung des frühern Redemptionsvertrags wieder dem Sundzolle unterwarfen.

Theils der drohende Krieg mit England, theils die Spannung mit der ſchwediſchen Regierung bewogen den König Friedrich, geeignete Schritte zur Sicherheit ſeiner Staaten zu thun und ſich darüber mit ſeinen Reichsſtänden zu berathen. Von den einzelnen Städten verlangte er die Ausrüſtung einiger Schiffe zur Reichsflotte. Er that den Vorſchlag, jede Provinz in vier Landſchaften zu theilen, und in jeder derſelben einen Kriegscommiſſair zu ernennen. Der größere Theil dieſer Vorſchläge ward indeſſen von den Reichsſtänden verworfen, und zwar aus dem Grunde, weil die damit verbundenen Koſten ſchwerlich von dem Volke beſtritten werden könnten. Friedrich ſuchte nun durch Erweiterung des Handels den Wohlſtand zu för-

Digitized by Google

dern. Ernſtlich beſchäftigte er ſich mit der Anlegung von Poſten in Dänemark und Norwegen. Er that Vorſchläge zu einer Geſellſchaft, welche die Manufacturen und Fabriken in einen lebhaftern Gang bringen ſollte. Auch die Errichtung eines amerikaniſchen Handels gehörte zu den Planen, die er zum Beſten ſeines Volkes entwarf. Wichtige Vorrechte bewilligte Friedrich den Städten Helſingör, Bergen und Kopenhagen, als ſie im J. 1653 ſich entſchloſſen, ihre Schiffahrt nach entfernten Küſten auszudehnen, und namentlich durch den Handel nach den caraibiſchen Inſeln und nach Guinea ſich ſehr bereicherten.

Einen nicht unwichtigen Einfluß auf ſeine Staaten verſprach ſich Friedrich von der Thronbeſteigung des Königs Karl Guſtav von Schweden. Zu Odenſee berathſchlagte ſich der König mit den dort verſammelten Reichsſtänden am 28. Juni 1654 über die zweckmäßigſten Schritte zum Schutze und zur Vertheidigung ſeiner Lande. Er hatte vor der Hand Nichts zu fürchten. Die Beendigung des niederländiſch-engliſchen Krieges fiel in dieſe Zeit. Daran knüpfte ſich am 15. Sept. 1654 der däniſch-engliſche Friedensſchluß, durch welchen die frühern Verträge von 1645 und 1646 erneuert wurden, und zugleich ein neues Handelsbündniß zwiſchen beiden Mächten zu Stande kam. Friedrich verband ſich mit der engliſchen Republik zur Vertilgung der Piraten. Den engliſchen Seefahrern ertheilte er im Sunde gleiche Rechte mit den Niederländern, und an Cromwell gab er die zu Kopenhagen confiscirten Schiffe zurück, deren Werth ihm die Generalſtaaten vergüteten. Während Friedrich aber die Ruhe in ſeinen Staaten geſichert glaubte, drohte ihm durch des Königs Karl Guſtav von Schweden Ehrgeiz und Ruhmſucht ein Krieg mit dieſem Reiche. Die Männer, welche den ſchwediſchen König zu einem Angriffe Dänemarks ermunterten, waren der Admiral Wrangel, der Feldmarſchall Graf Wittenberg und der Schatzmeiſter Bonde. Auch der früher erwähnte Graf Ulfeld ſparte bei dieſer Gelegenheit nicht ſeine Überredungskunſt. Als Vorwand der Kriegserklärung brauchten ſie die vorgebliche Eiferſucht der däniſchen Regierung über die wachſende Macht Schwedens an der Oſtſee, die auch die Hauptveranlaſſung gegeben habe zu dem Bündniſſe der Dänen mit den Generalſtaaten. Aber auch davon abgeſehen, meinten jene Männer, würde es nicht an einer Urſache zum Kriege mit Dänemark fehlen, wenn man alle Handlungen Friedrich's ſeit dem letzten Frieden genau prüfen wollte; denn ſchon die Rüſtung der däniſchen Flotte könnte als ein Friedensbruch betrachtet und demgemäß von den Schweden geahndet werden. Dieſen Beweggründen widerſprach indeſſen eine andere Partei, welche den König Karl Guſtav zu einem Kriege mit Polen geneigt zu machen ſuchte. Der Monarch ging auf dieſen Vorſchlag ein. Bereits im Frühjahre 1655 rüſtete er ſich mit einem Heere zum Angriffe Polens. Das Glück begünſtigte ſein Unternehmen. Noch vor Ablauf des Jahres 1655 hatte er den König von Polen vertrieben und den größten Theil ſeines Reiches, nebſt Lithauen und polniſch Preußen, erobert.

In jedem neuen Siege des Schwedenkönigs erblickte Friedrich eine Beſchleunigung der ihm ſelbſt drohenden Gefahr; dennoch ließ er ſich weder durch den Kaiſer, noch durch den König von Polen zu einem offenen Angriffe Schwedens bewegen. Er beſchränkte ſich blos auf Vertheidigungsanſtalten und auf Verordnungen, welche die Umſtände zu fodern ſchienen. An ſeine bemittelten Unterthanen erließ er den Befehl, der Krone Gelder vorzuſchießen, oder wenigſtens Verſicherungen auszuſtellen, daß ſie den Staat zur Zeit der Noth mit gewiſſen Summen unterſtützen wollten. Den übermäßigen Aufwand bei Hochzeitſchmäuſen und andern Feſten beſchränkte er durch ein am 19. Nov. 1655 errichtetes Fiscalgericht. Mit der von ihm geſtifteten Salzgeſellſchaft, die das Vorrecht erhielt, Salz aus Spanien zu holen, verband er den Zweck einer Ausrüſtung von Kauffahrteiſchiffen, die zur Zeit des Krieges als Kriegsſchiffe gebraucht werden konnten. Jene Salzgeſellſchaft ward jedoch nicht vollzählig, und ihre Vorrechte wurden daher von Friedrich wieder aufgehoben. Unterdeſſen bot der Schwedenkönig, der von dieſen Rüſtungen Gefahr beſorgte, Alles auf, mit dem däniſchen Könige in ein freundſchaftliches Verhältniß zu treten. Dieſer aber erwiederte, als der ſchwediſche Geſandte ihm den Antrag machte, den niederländiſchen Kriegs- und Geleitsſchiffen die Fahrt durch den Sund zu ſperren, daß er höchſt unzufrieden ſei mit der Anlegung des Zolles vor Danzig, da ein früherer Vertrag von ihm den Schutz der Zollfreiheit jener Stadt fodere. Friedrich trat zwar ſpäter, am 30. Oct., mit dem ſchwediſchen Geſandten in Unterhandlungen. Das dadurch beabſichtigte Freundſchaftsbündniß kam jedoch nicht zu Stande, weil Friedrich von den Schweden die Zurückgabe der Provinz Halland verlangte, und zugleich darauf beſtand, daß die Niederlande und England in das Bündniß mit eingeſchloſſen werden ſollten. Gleichwol zwang ihn Karl Guſtav's Kriegsglück, Schwedens Freundſchaft zu ſuchen. Er ließ daher die Generalſtaaten erſuchen, keine Kriegsſchiffe in den Sund zu ſchicken. Seine wahre Geſinnung gegen Schweden verrieth er jedoch, als er, durch ein falſches Gerücht von Karl Guſtav's Tode getäuſcht, 1656 Anſtalten zur Belagerung von Stockholm und Kalmar traf. Bei dieſem Unternehmen ward er durch die Niederländer und den ruſſiſchen Zar Alexei Michailowitſch unterſtützt. Da das erwähnte Gerücht durch Karl Guſtav's neue Siege widerlegt ward, beſchloß der däniſche Reichsrath, ſich wieder ruhig zu verhalten und den Fortgang des ruſſiſch-niederländiſchen Unternehmens abzuwarten. Indeſſen ſah ſich Friedrich durch die Anſtalten, die der König von Schweden zu ſeiner Vertheidigung traf, zu ähnlichen Rüſtungen und zur Verſtärkung ſeiner Flotte genöthigt. Dabei unterließ er aber nicht, da ihm Schweden zu mächtig ſchien, den dortigen Reichsrath in einem Schreiben vom 15. Juni 1656 zu beſänftigen. Als ihm dies jedoch nicht gelang, erneuerte er am 16. Aug. das mit den Generalſtaaten im J. 1649 geſchloſſene Bündniß, und vergrößerte die darin beſtimmten Hilfstruppen auf 6000 Mann. Von den Niederlanden erhielt Friedrich am 18. Aug. das Verſprechen, ihn in der Vertheidigung der von den Schweden bedrohten Stadt Danzig zu unterſtützen. Endlich kam am 26. Aug. zu Kopenhagen ein Vertrag mit den Generalſtaaten

Digitized by Google

zu Stande, zur gemeinſchaftlichen Sicherung der freien Oſtſeeſchiffahrt gegen die Beeinträchtigungen fremder Mächte. Unterdeſſen ließ der Kurfürſt von Brandenburg kein Mittel unverſucht, die Ruhe im Norden zu erhalten, und ſeinen Bemühungen gelang es endlich, daß Friedrich ihn am 6. Sept. ermächtigte, an der Errichtung eines ſchwediſch-däniſchen Bündniſſes zu arbeiten.

Verletzt fand ſich Friedrich durch den ſogenannten elbinger Vertrag, den die Niederländer, die der von dem König Karl Guſtav blokirten Stadt Danzig zu Hilfe geeilt, mit dem ſchwediſchen Monarchen am 1. Sept. 1656 abgeſchloſſen hatten. Der Stadt Danzig war durch jenen Vertrag ihre Neutralität zwar zugeſtanden, der Zoll aber beibehalten und auf eine beſtimmte Summe beſchränkt worden. Entrüſtet foderte Friedrich die Schiffe wieder zurück, durch die er die niederländiſche Flotte vor Danzig verſtärkt hatte. Als er aber hörte, daß die Generalſtaaten den elbingiſchen Vertrag nicht beſtätigt hatten, zeigte er ſich geneigt, mit ihnen den Entſatz Danzigs zu bewerkſtelligen. Der König Karl Guſtav ſchien jedoch einen offenen Angriff Dänemarks vermeiden und den Ausbruch der däniſchen Feindſeligkeiten erwarten zu wollen. Er erneuerte am 17. Nov. die früher erwähnten Unterhandlungen wegen eines ſchwediſch-däniſchen Bündniſſes, und ſchien ſich um Friedrich's Freundſchaft zu bewerben. Heimlich aber ſetzte er ſeine Kriegsrüſtungen fort, die jedoch den däniſchen Reichsräthen nicht bekannt, oder von ihnen verachtet wurden, weil ſie Schweden für ſchwächer hielten, als es war. Auf einem Reichstage zu Odenſee, der am 23. Febr. 1657 eröffnet ward und ziemlich lange dauerte, wollte Friedrich ſich mit ſeinen Ständen über die ſchwediſchen Angelegenheiten berathen. Die Stimmen theilten ſich in zwei Parteien, von denen die eine, wegen der Schuldenlaſt, die das däniſche Reich drückte, wegen unter dem Volke allgemein herrſchenden Geldmangels und aus ähnlichen, nicht verwerflichen, Gründen zum Frieden rieth. Dagegen empfahl eine entgegengeſetzte Partei den Krieg, von dem man ſich, wie ſie meinte, einen um ſo günſtigern Erfolg verſprechen könnte, da Schweden an Gelde und Mannſchaft völlig erſchöpft ſei und ſchwerlich von einer auswärtigen Macht Hilfe erwarten könne. Seine Abneigung gegen die ſchwediſche Regierung beſtimmte den König Friedrich, ſich zu der letztern Partei zu ſchlagen. Überdies hoffte er ſich durch neue Lehen in den zu erobernden Ländern zu bereichern; aber auch der Adel und das Volk ſtimmten für den Krieg, der ihnen manche Ausſicht auf Gewinn eröffnete. Friedrich begab ſich nach Flensburg, um ſich mit den Herzogen und Landſtänden über die Kriegsrüſtungen zu berathen. Vor dem ſchwediſchen Geſandten Durel wurden dieſelben indeſſen einſtweilen geheim gehalten. Am 11. März wurden ſogar die unterbrochenen Friedensunterhandlungen wieder angeknüpft. Von däniſcher Seite verlangte man dabei, daß Schweden die Vertheidigung der Nordſee zwiſchen Norwegen und Jütland übernehmen und Halland an Dänemark zurückgeben ſollte. Endlich aber zeigte der däniſche Hof ſeine wahre Geſinnung. Die mit dem ſchwediſchen Geſandten angeknüpften Unterhandlungen wurden unter dem Vorwande abgebrochen, daß der däniſche König mehre frühere Verträge nicht gehalten habe. Den Vorſchlag einer Grenzzuſammenkunft zur Beſeitigung der Mishelligkeiten verwarf Friedrich. Er ließ mehre ſchwediſche Schiffe im Sunde wegnehmen, und antwortete dem ſchwediſchen Geſandten auf ſein Befragen: er übe das Wiedervergeltungsrecht und behaupte die Hoheit der däniſchen Krone über die Oſtſee gegen die Eingriffe der Schweden. Am 1. Juni ſandte Friedrich dem Könige Karl Guſtav eine Kriegserklärung, welche die däniſche Regierung ſpäterhin durch zwei ausführlichere, mit Beweisurkunden verſehene, Schriften erläuterte [1]). Manche ſcheinbare Gründe wurden darin für die Rechtmäßigkeit dieſes Krieges angeführt, von der ſich jedoch die vorzüglichſten Staatsmänner der damaligen Zeit nicht völlig überzeugen konnten, zumal da die ſchwediſche Regierung die hauptſächlichſten Beſchuldigungen ihrer Feinde durch Urkunden widerlegte, und den einzigen Grund, durch den Dänemark zum Kriege berechtigt ſchien, gänzlich ableugnete. Dieſer Grund war die dem Könige Karl Guſtav untergeſchobene Abſicht, Dänemark anzugreifen und dies Reich in eine ſchwediſche Provinz zu verwandeln.

Die Schutz- und Trutzbündniſſe, welche Friedrich am 27. Juni 1657 mit den Generalſtaaten und am 28. Juli mit Polen geſchloſſen hatte, wurden ziemlich allgemein für ein Zeichen gehalten, daß er ſich mit einem Heere gegen Schweden rüſte. Mehre däniſche Regimenter gingen in zwei Abtheilungen bei Glückſtadt und unweit Harburg im Lüneburgiſchen über die Elbe. Sie eroberten das bremiſche Gebiet, zogen ſich aber wieder zurück, als der König Karl Guſtav ſich der holſteiniſchen Grenze näherte. Er drang in Holſtein ein und eroberte mit ſeinem Heere, das unter dem Oberbefehle des Admirals und Feldmarſchalls Wrangel ſtand, außer dem Herzogthume Holſtein auch Schleswig und Bremen. 2500 Mann Dänen nahm er gefangen, die er zur Verſtärkung ſeines vor Bremerſförde gelagerten Heeres gebrauchte. Karl Guſtav's Hauptabſicht

1) Auf die däniſche Kriegserklärung, die man in Holberg's däniſcher Hiſtorie, 3. Th., findet, folgte am 3. Juni 1657 ein Jus feciale armatae Daniae, nebenſt Entwurff vieler hocherheblichen Beregniſſen, dadurch die zu Dännemark, Norwegen rc. Maj. hochgenöthigt worden, König Karl Guſtaven und der Cron Schweden offenbahre Feinde zu Waſſer und Lande durch den Herold gebührlich anzukündigen. (Kopenhagen 1657. 4.) Ferner am 20. Juni: Manifeſt, aus was erheblichen Urſachen, die zu Dannemark, Norwegen Majeſtät die in göttlichen, weltlichen und aller ehebaren Völker Rechtern erlaubte Defenſion Waffen zu ergreiffen und wirklich fortzuſetzen genöthigt worden. Däniſch und teutſch. (Kopenhagen 1657. 4.) Dieſe beiden Schriften haben den Kanzler zu Glückſtadt, Dr. Theodor Reinking, zum Verfaſſer. Man findet ſie nebſt andern, auf jenen Krieg ſich beziehenden, Schriften in dem Theatr. Europ. T. VIII. p. 172 seq. Die ſchwediſche Regierung ſtellte dieſen Schriften eine von Urkunden begleitete Abhandlung entgegen, unter dem Titel: Beantwort und Widerlegung zweier däniſcher Schriften. (Greifswald 1657.) Außer in Holberg's däniſcher Hiſtorie und in dem Theatro Europaeo enthaltenen „Ausführlichen Nachrichten über den däniſch-ſchwediſchen Krieg" ſind darüber zu vergleichen: Memoires du Chevalier *de Terlon* pour rendre compte au Roy de ses negociations depuis l'année 1616 jusqu'en 1662. 12. und *Roger Manley*, History of the Wars in Denmark in the years 1657—1660. (London 1670. fol.)

Digitized by Google

war, in Jütland einzudringen, um Dänemark zu überwältigen, ehe es von auswärtigen Mächten Hilfe erwarten konnte. Die Feſtung Itzehoe, obgleich tapfer von den Dänen vertheidigt, mußte ſich bald ergeben. Ungeachtet der Siege, die er bereits erfochten, ließ ſich Karl Guſtav durch ſeinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich von Gottorp, zu Friedensvorſchlägen bewegen, die aber die däniſche Regierung völlig unbeachtet ließ. Am 24. Oct. 1657 eroberte der Admiral Wrangel die däniſche Feſtung Fridericia, die er an der Spitze von 3000 Mann von drei Seiten zugleich angriff und mit Sturm nahm. Außer der königlichen Hauptarmee und der königlichen Flotte waren noch zwei kleinere ſchwediſche Heere und einige Geſchwader an der Grenze von Norwegen und Schonen raſtlos beſchäftigt, den Dänen Abbruch zu thun. Der franzöſiſche und engliſche Hof bemüheten ſich zwar, durch ihre Vermittelung das nordiſche Kriegsfeuer zu löſchen; dieſe Bemühungen ſcheiterten jedoch an dem Starrſinne der däniſchen Regierung, die mit Hilfe auswärtiger Mächte Holſtein, Schleswig und Jütland bald wieder zu bekommen dachte. Friedrich beſtand darauf, daß wenn ein Friede zu Stande kommen ſollte, ſo könne dies nur mit Bewilligung ſeiner Bundesgenoſſen, der Niederländer, Polen und Kaiſerlichen, geſchehen, und die Unterhandlungen müßten zu Lübeck ſtattfinden. Dieſe Bedingungen verwarf Karl Guſtav, der überhaupt zum Frieden nicht geneigt ſchien. Fruchtlos aber bemühete er ſich, von dem Protector Cromwell ein anſehnliches Gelddarlehen und eine Flotte von 30 Schiffen zu erlangen. Cromwell war nicht geneigt, Schwedens Macht durch die Vernichtung Dänemarks und der Niederlande zu ſeinem eigenen Schaden zu vergrößern. In die däniſchen Händel wollte ſich Cromwell überhaupt gar nicht miſchen, ſondern vielmehr mit Schweden und Dänemark ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Kaiſer errichten. Selbſt die Ausſicht, einen Theil von Nordjütland zu bekommen, in Folge einer von Karl Guſtav beabſichtigten Vertheilung Dänemarks und Norwegens unter ſeine Nachbarn, hatte für Cromwell nichts Lockendes. Er äußerte, daß die Zeiten längſt vorüber wären, wo man einem Monarchen erlaubt habe, ganze Reiche zu zerſtören. Mit dem Verſprechen, eine Flotte in die Oſtſee zu ſenden, zögerte er indeſſen ſo lange, bis ihm der einbrechende Winter eine gültige Entſchuldigung darbot, gegen Dänemark nicht feindlich verfahren zu können. Beunruhigt wegen der ihm fehlenden Flotte entſchloß ſich Karl Guſtav in Wismar zu dem beiſpiellos kühnen Unternehmen, in der ſehr ſtrengen Kälte des Winters 1658 ſein Heer über die Eisflächen der Oſtſee nach Fünen und Seeland zu führen. Das Glück war ihm günſtig auf dieſem Feldzuge. Der ſchwediſche Generalwachtmeiſter Berends eroberte Langeland, der Feldmarſchall Graf von Aſchberg Laaland. Der Verluſt dieſer Inſeln war höchſt ſchmerzlich für Friedrich. Die Ohnmacht und Muthloſigkeit ſeiner Krieger war ſo groß, daß er an dem günſtigen Erfolge eines fortgeſetzten Kampfes verzweifelte. Er mußte ſein Heil im Frieden ſuchen. Die deshalb angeknüpften Unterhandlungen fanden zu Wordingborg in Seeland ſtatt. Von den Dänen ward die Zurückgabe der ihnen entriſſenen Provinzen Langeland, Laaland und Seeland verlangt. Die Schweden aber verwarfen nicht nur dieſe Foderung, ſondern auch eine ihnen dargebotene Entſchädigungsſumme. Sie verlangten die Abtretung von Bornholm, Hveen, Ditmarſen und noch mehrer anderer däniſcher Provinzen, außerdem die Hälfte des Sundzolls, eine Flotte von zwölf großen Kriegsſchiffen und eine Million Thaler. Auch die Auflöſung aller Bündniſſe, welche Dänemark mit auswärtigen Mächten geſchloſſen hatte, ward von den Schweden zu einer Friedensbedingung gemacht. Die Beſtürzung und Unruhe, in welche Friedrich durch dieſe übertriebenen und eigennützigen Foderungen verſetzt ward, vermehrte noch ein durch Karl Guſtav verbreitetes Gerücht, das den Dänen alle Hoffnung, ſich zu retten, völlig abſchnitt. Die polniſchen und ungariſchen Könige, ſowie der Kurfürſt von Brandenburg, hieß es, hätten ihrem Bündniſſe mit Dänemark entſagt, und ſtänden im Begriffe, einen Friedenstractat mit dem ſchwediſchen Reiche zu errichten.

Durch Vermittelung des engliſchen und franzöſiſchen Geſandten kam endlich am 13. Febr. 1658 zu Toſtrup, einem zwei Meilen von Kopenhagen gelegenen Dorfe, zwiſchen Dänemark und Schweden ein Friede zu Stande. Die Bedingungen, unter denen er geſchloſſen ward, brachte man, zur Vermeidung künftiger Streitigkeiten, in eine weitläufige Uekunde. Wirklich vollzogen waed jener Friede jedoch erſt nach der Beſeitigung einzelner ſtreitiger Punkte, zu Roeskild am 26. Febr. 1658. Karl Guſtav gab ſeine Eroberungen zurück, entſagte den von ihm gemachten Anſprüchen auf Ditmarſen, Delmenhorſt und einige adelige Güter im Holſteiniſchen, und erhielt dafür Schonen, Blekingen, Bahuus, Drontheim und mehre däniſche Güter auf Rügen und Bremerförde. Friedrich verſprach, alle in Friedrichsburg und an andern Orten befindlichen Gemälde und Vorſtellungen, die den Schweden zum Schimpfe gereichten, vernichten zu laſſen, darunter auch das früher erwähnte Jus feciale armatae Daniae. Beide Könige befreiten ihre Gefangenen unentgeltlich. Sie verpflichteten ſich, nie den Feinden eines der drei nordiſchen Reiche beizuſtehen und gemeinſchaftlich allen Flotten auswärtiger Mächte die Einfahrt in den Sund zu verweigern. Am 2. April 1658 ſollten die Friedensurkunden ausgewechſelt werden; hierauf ſollten die ſchwediſchen Kriegsvölker Dänemark verlaſſen und die neuen ſchwediſchen Provinzen nach und nach an beſtimmten Tagen in Empfang nehmen. Mit allen Zeichen der aufrichtigſten Freundſchaft begegneten ſich die beiden Monarchen, als Karl Guſtav am 3. März 1658 einer Einladung des däniſchen Königs nach Friedrichsburg folgte. Nach einem dreitägigen Aufenthalte ſchiffte er auf einer däniſchen Galeere von Helſingborg nach Schweden, theils um ſich in Schonen huldigen zu laſſen, theils aber auch, um zeitig auf dem Reichstage zu Göthaborg zu erſcheinen, den er auf den 29. März ausgeſchrieben hatte. Er verließ aber das däniſche Reich mit dem heimlichen Vorſatze, in Kurzem wiederzukehren und es alsdann völlig zu erobern. Zu Göthaborg berieth er ſich zum Scheine mit den dort verſammelten Reichsſtänden über die Fortſetzung des ſchwediſchen Krieges mit auswärtigen Mächten. Vielfache und ver-

40 *

Digitized by Google

ſchiedenartige Gründe ließen ihn jedoch zu keinem feſten Entſchluſſe kommen, ob er die Niederlande, Rußland, Polen oder das Haus Öſterreich angreifen ſollte. Ein mehrfach ſchriftlich und mündlich geäußertes Verlangen Friedrich's erfüllte der ſchwediſche König, als er den Reichsrath Bielke und den Staatsſecretair Cojet nach Kopenhagen ſandte, um dort an einem däniſch-ſchwediſchen Freundſchaftsbündniſſe zu arbeiten.

Am 29. März 1658 wurden die Unterhandlungen mit den däniſchen Reichsräthen Axel Urup und Peter Reetz eröffnet. Sie verlangten in Friedrich's Namen die Beſtimmung der Zahl gegenſeitiger Hilfstruppen, die Beförderung des Handels in beiden Reichen, die Beſeitigung der Gewaltthätigkeiten, welche ſich die Schweden durch Brandſchatzungen und andere Erpreſſungen noch immer in Dänemark erlaubten, und endlich die Entfernung des ſchwediſchen Heeres aus Dänemark. Man vereinigte ſich über die meiſten dieſer Foderungen. Den meiſten Widerſpruch fand aber der vom ſchwediſchen Hofe geſtellte Antrag, daß Dänemark fremden Flotten den Sund verſperren ſollte. Friedrich fühlte, wie nachtheilig dieſe Foderung ſeinem Reiche war, da ſie ihm nicht allein die Laſt auferlegte, die ſchwediſchen Zölle, Häfen und Küſten auf ſeine Gefahr zu vertheidigen, ſondern ihm auch den Haß aller europäiſchen Mächte zuzog. Ungeachtet ſeiner Gegenvorſtellungen ſuchte er jedoch, da ihm an einer genauen Freundſchaft mit dem ſchwediſchen Hofe viel zu liegen ſchien, alle Schwierigkeiten zu beſeitigen, die den Abſchluß des verlangten Bündniſſes hinderten. Die Schweden hatten erklärt, daß ſie vor der Beſeitigung der noch immer obwaltenden Mishelligkeiten zwiſchen Dänemark und Holſtein das erſtgenannte Reich nicht verlaſſen würden. Friedrich erklärte hierauf durch einen am 12. Mai 1658 geſchloſſenen Vergleich das Herzogthum Schleswig für unumſchränkt. Das Stift Schleswig dagegen räumte er dem Herzoge zu Gottorp ein. Nach dieſem Vertrage ward der ſchwediſche Generallieutenant Wrangel von ſeinem Könige befehligt, Seeland zu räumen. Er ſollte jedoch in Fünen und Frederiksodde verweilen, weil Karl Guſtav durch ihn noch manche Foderungen geltend machen wollte, zu denen ihn der roeskilder Friede, wie er vorgab, berechtige. Über dieſe Foderungen, die ihm unter andern die auswärtigen Truppenwerbungen und die Unterhaltung eines beſtändigen Heeres von 10,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern unterſagten, entſtanden neue Zwiſte, ſo auch über die Inſel Hveen, auf welche die Schweden ihre Anſprüche unter dem Vorgeben geltend machten, daß dies Eiland ſeit den älteſten Zeiten dem ſchwediſchen Stifte Lund gehört habe. Einige andere Angelegenheiten wurden theils erledigt, theils weiter hinausgeſchoben. Man vereinigte ſich, daß die ſchwediſchen Kriegsſchiffe Kronenborg und die däniſchen Helſingborg begrüßen ſollten, und daß dem ſchwediſchen Reiche erlaubt ſei, Flotten den Sund paſſiren zu laſſen, ohne zuvor dazu die Erlaubniß des Königs von Dänemark eingeholt zu haben. Ein neuer Anlaß zum Hader entſtand wegen der Certificate, welche die däniſchen Zollaufſeher, aus Unkenntniß der roeskilder Friedensbedingungen, von einigen ſtralſunder Schiffen gefodert hatten. Wichtiger in ſeinen Folgen war das Unternehmen Karlof's, eines ehemaligen Vorſtehers der ſchwediſchen Handelscompagnie in Guinea, der mit einem däniſchen Kaperbriefe verſehen, mehre ſchwediſche Waarenlager in Guinea erbeutete, an mehren Orten die däniſche Flagge aufziehen ließ und mit ſeinem Raube nach Glückſtadt zurückkehrte. Karl Guſtav verlangte hierauf von dem däniſchen Reiche den Werth jener auf 300,000 Thlr. geſchätzten Beute, und entkräftete alle Vertheidigungen der Dänen durch den Machtſpruch, daß er, bevor er jene Summe erhalten, ſein Heer nicht wieder aus Dänemark zurückziehen werde. Sollte man ſein Verlangen nicht ſofort erfüllen, ſo würde er darin einen Friedensbruch erblicken und den däniſchen Krieg erneuern. Anderweitige Ereigniſſe trugen dazu bei, die Flamme des wieder angefachten Zwiſtes zu unterhalten. Die Ruſſen hatten ihre Eroberungen in Livland erweitert; von den Polen war die Stadt Thorn den Schweden entriſſen worden, und im teutſchen Reiche war, ungeachtet aller Bemühungen der ſchwediſchen Geſandten, der böhmiſch-ungariſche König Leopold, Karl Guſtav's Feind, am 18. Juli 1658 zum römiſchen Kaiſer gewählt worden. Dieſe unangenehmen Vorfälle legte Karl Guſtav dem Könige Friedrich zur Laſt, weil er durch deſſen Saumſeligkeit gezwungen worden ſei, ſein Heer, das er anderswo beſſer brauchen konnte, in Dänemark zurückzulaſſen. Er verlangte daher von Friedrich Erſatz, nicht blos für den durch Polen und Rußland ihm zugefügten Schaden, ſondern auch für die künftigen Folgen der Kaiſerwahl und der verſtärkten Macht Leopold's. Die Geſandtſchaft, welche hierauf Friedrich zur Beſchleunigung des Freundſchaftsbündniſſes mit Schweden dahin abgehen ließ, hatte zwar nicht den von ihm gehofften Erfolg, aber den ungleich größern Vortheil, daß er die Gefahr entdeckte, worin er ſich befand.

Wirklich ſchiffte Karl Guſtav, aller Gegenvorſtellungen des franzöſiſchen Geſandten Terlon ungeachtet, unter dem Vorwandte Danzig zu beſuchen, ſich nach Seeland ein, mit dem Vorſatze, das däniſche Reich gänzlich zu vernichten. Er befand ſich aber, als er dieſen Entſchluß faßte, in einer mislichen Lage. Mit Grund mußte er befürchten, daß Polen, Öſterreich, Brandenburg und die Niederlande ſich gegen ihn vereinigen möchten, wenn er Dänemark anzugreifen wagte. Gegen dieſe verbündeten Mächte konnte ihn Niemand ſchützen, außer Cromwell, der ihm aber, wie früher erwähnt worden, ſtatt der Hilfsvölker nur Entſchuldigungen zugeſchickt hatte. Karl Guſtav's Flotte beſtand nur aus eilf Linienſchiffen und 60 kleinen Fahrzeugen, ſein Heer aus 4000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern. Er rechnete bei dieſem Unternehmen auf die Muthloſigkeit ſeiner Feinde und auf ſein bisheriges Kriegsglück. Nach einer zweitägigen Seefahrt landete er am 8. Auguſt 1658 zu Korſöer. Die dortigen Bürger und Bauern beruhigte er durch den Vorwand, daß er nicht in feindlicher Abſicht komme, ſondern den König gegen die Kränkungen des Adels und den Trotz der Vaſallen ſchützen wolle. Heimlich aber brachte er durch den Reichsrath Claus Thot mehre däniſche Beſatzungen auf

Digitized by Google

ſeine Seite. Erſt am 9. Auguſt erfuhr Friedrich dieſen Einfall in ſeine Staaten. Die däniſchen Reichsräthe Magnus Höeg und Chriſtiern Skieg erhielten von dem König Karl Guſtav, den ſie zu Ringſtadt trafen und ihn an die gemeinſchaftlichen Verträge erinnerten, die kurze Antwort, daß durch die abgebrochenen Unterhandlungen zu Kopenhagen der roeskilder Friede als nicht geſchloſſen zu betrachten ſei. Es handle ſich daher hier, bemerkte der König, nicht um einen neuen Krieg, ſondern nur um die Fortſetzung der bereits angefangenen Feindſeligkeiten. Mit dieſer Antwort des ſchwediſchen Königs, der alle Friedensvorſchläge von ſich wies, waren die abgeordneten Reichsräthe nach Kopenhagen zurückgekehrt und hatten unter den dortigen Bewohnern allgemeine Beſtürzung und Muthloſigkeit verbreitet. Unter den Vornehmen hielten es Viele für rathſam, dem Feinde die Thore zu öffnen; die meiſten beſtanden jedoch auf die Vertheidigung der Stadt. Entſchieden aber verwarf Friedrich den ihm ertheilten Rath, zu ſeiner Sicherheit ſich nach den Niederlanden oder nach Norwegen zu begeben. „Er wolle," äußerte er, „in ſeinem Neſte ſterben, den Untergang ſeines Reichs aber nicht überleben." Dem Könige Karl Guſtav ließ er melden, daß er jede Gelegenheit ergreifen werde, ſich an ihm zu rächen. Bei der Erſtürmung der Stadt wolle er muthig kämpfen an der Spitze ſeiner unglücklichen Unterthanen und Niemand ſolle lebendig ſeinen Händen entrinnen. Er erbot ſich ſelbſt zu einem Zweikampfe, den aber Karl Guſtav verwarf, weil die Pflichten gegen ſein Volk ihm nicht erlaubten, ſich einer ſolchen Gefahr preiszugeben. Durch den Reichshofmeiſter und den niederländiſchen Geſandten ermahnt, für ihr Vaterland, für ihre Vorrechte und Güter, für ihren König zu ſtreiten, gaben die Bürger von Kopenhagen wiederholte Verſicherungen ihres Muthes und ihrer Entſchloſſenheit. Indeſſen beſchäftigte ſich Friedrich theils in ſeinem Schloß, theils auf den Wällen mit den Anſtalten zu einem tapfern Widerſtande. Für die Studenten der Univerſität, die ſich beſonders geneigt zeigten, die Waffen zu ergreifen, errichtete Friedrich ein eigenes Regiment, befehligt von dem Oberſten Kild Lange [2]. Wer ſich durch eine beſonders rühmliche That ausgezeichnet, ſollte in den Adelſtand erhoben, und jedem däniſchen Leibeignen, der die Waffen führen würde, die Freiheit geſchenkt werden. Den Bürgern von Kopenhagen ertheilte er mehre wichtige Vorrechte. Er erhob Kopenhagen zum erſten Stapelplatz in Seeland und zu einer Reichsſtadt, deren Abgeordnete bei allen wichtigen Berathungen ſtimmfähig ſein ſollten. Er erlaubte allen Bürgern und der geſammten Geiſtlichkeit in Kopenhagen den Beſitz von Rittergütern mit adeligen Freiheiten und ebenſo ihnen und ihren Kindern den Zutritt zu allen adeligen Ehrenſtellen und Bedienungen. In Friedenszeiten befreite er ſie von allen Steuern, Schatzungen und anderweitigen Laſten. Ihre Erkenntlichkeit für dieſe Beweiſe der königlichen Huld zeigten die Bürger durch den Eifer, bei dem Niederreißen und Einäſchern der Vorſtädte und bei der Ausbeſſerung und Befeſtigung der Wälle.

Den Plan, Kopenhagen ſogleich zu ſtürmen, gab Karl Guſtav wieder auf. Er hielt es für zweckmäßiger, erſt Kronenborg zu erobern, um die Entſatzflotte der Niederländer durch das Geſchütz dieſer Feſtung von der Einfahrt in den Sund abzuhalten. Er begnügte ſich, mit Hilfe ſeiner Flotte Kopenhagen blos zu blokiren. Durch ein fälſchliches Gerücht, daß die Stadt bereits erobert und der König gefangen ſei, verbreitete ſich eine ſolche Beſtürzung unter der Mannſchaft, welche das Schloß Kronenborg vertheidigten, daß dieſe von dem Admiral Wrangel belagerte Feſtung ſich bald ergab. In Kopenhagen verbreitete dies Ereigniß große Unruhe und Beſtürzung. Gleichwol wurden die dortigen Bürger dadurch nicht wankend in dem Entſchluſſe, ſich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Durch mehre Ausfälle fügten ſie den Schanzen der Belagerer großen Schaden zu. Vergebens bemühte ſich der franzöſiſche Geſandte, den däniſchen Hof zu Friedensvorſchlägen zu bereden. Der König verwarf ſie und auch die Bürger von Kopenhagen ſchienen entſchloſſen, ihr Heil von den Waffen zu erwarten. Um das feindliche Heer zu ſchwächen, bot Friedrich den Überläufern bedeutende Summen. Bei einem Ausfalle, den die Belagerten unternahmen, büßten die Schweden an Todten und Gefangenen 800 Mann ein, und liefen Gefahr, ihr ſämmtliches Geſchütz zu verlieren, doch gelang es der ſchwediſchen Flotte, mehre einzelne däniſche Kriegsſchiffe, die ſie in den däniſchen Häfen überraſchte, wegzucapern. Reichlich entſchädigte jedoch die Kopenhagener für dieſen Verluſt eine ſchwediſche Fregatte des Admiral Wrangel, die durch Verrath in den Hafen von Kopenhagen einlief, und 16 Kanonen, eine ſtarke Beſatzung und Schätze und Koſtbarkeiten des Schloſſes Kronenborg an Bord hatte. Dieſe reiche Beute verdankte Friedrich der Kühnheit und Geſchicklichkeit eines ehemaligen däniſchen Unterofficiers, Jacob Danneſer, der ſich in ſchwediſchen Dienſten befand und von dem däniſchen König ein Landgut auf Moen und eine Officiersſtelle als Belohnung erhielt. Nur kurze Zeit blieb die Inſel Amager, welche Wrangel erobert hatte, in den Händen der Schweden. Sie mußten ſie nach hartnäckigem Widerſtande dem Könige Friedrich wieder einräumen, dem an der Erhaltung dieſer Inſel beſonders viel gelegen war, weil ſie ihn bisher mit Lebensmitteln verſehen hatte. Am wichtigſten war aber für ihn die Nachricht von der Ankunft einer niederländiſchen Hilfsflotte. Sie beſtand aus 35 großen Kriegsſchiffen und einer großen Menge von Frachtfahrzeugen, mit Soldaten und Lebensmitteln angefüllt. Durch widrigen Wind zurückgehalten, konnte ſie erſt am 29. Oct. 1658 in drei Abtheilungen durch den Sund ſegeln. Ebenfalls

[2] Den großen Werth, den die Studenten auf ihre Dienſte legten, bewies eine nachher von ihnen verfaßte Bittſchrift, in welcher ſie verlangten, daß man ihnen das Recht, Degen zu tragen, verſtatte, daß man allen auswärtigen Lehrern den Aufenthalt in däniſchen Landen unterſagen und ſie von allen Ämtern ausſchließen, dagegen in Kopenhagen mehre Norweger zu Profeſſoren ernennen ſollte. Keine dieſer Foderungen ſcheint erfüllt worden zu ſein. Über dieſe und anderweitige Dinge, die Belagerung von Kopenhagen betreffend, findet man nähere Auskunft in einer von Behring verfaßten Abhandlung: De Obsidione Havniensi, und in mehren kleinen Schriften, die in der Bibliotheca Daneskoldiana erwähnt werden.

Digitized by Google

in drei Linien eilte dieſer Flotte die ſchwediſche entgegen, unter Wrangel's Oberbefehl. Zu Kronenborg, wo ſich der König Karl Guſtav mit ſeinem ganzen Hofſtaate befand, feuerte er ſelbſt die erſte Kanone auf die feindliche Flotte ab. Er kam aber beinahe in Lebensgefahr, als eine Kanonenkugel die Fenſter des Schloſſes, als er dem Gefechte zuſah, dicht neben ihm zerſchmetterte. Von beiden Seiten ward mit großer Tapferkeit gekämpft. Die ſchwediſche Flotte war aber ſo beſchädigt worden, daß ſie ſich nicht länger auf der See halten konnte, ſondern nach Landskron flüchten mußte. Mit acht däniſchen Schiffen unter dem Oberbefehl des Admirals Bielke vereinigt, gelang es der niederländiſchen Flotte, die ſchwediſche in den verſenkten Hafen von Landskron einzuſperren und unbrauchbar zu machen. Vergebens ſuchte indeſſen Karl Guſtav den König Friedrich zur Zurückberufung der däniſch-niederländiſchen Flotte zu bewegen. Er verſchanzte ſich hierauf mit allen ſeinen Truppen, die er aus den Laufgräben von Kopenhagen zuſammenzog, in der Nähe dieſer Stadt, um ihr die Zufuhr abzuſchneiden und ſie durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Hierauf ließ er Kronenborg und Friederiksodde nebſt einigen andern Feſtungen durch neue Werke verſtärken und die Beſatzungen vermehren. Auf Friedrich's Befehl wurden dagegen nach dem Rückzuge der Schweden am 25. Nov. 1658 die Laufgräben ausgefüllt und das Hoſpital Wartov niedergeriſſen. Einige Truppenabtheilungen, die er zur See nach Kronenborg ſandte, um dort neue Verſchanzungen aufzuwerfen, traf das Schickſal zu ſtranden und in ſchwediſche Gefangenſchaft zu gerathen. Faſt überall fand Friedrich Gehör, als er die Bewohner der Inſel Bornholm, des Stifts Drontheim und der Städte Malmöe und Helſingör ermunterte, ſich der ſchwediſchen Herrſchaft zu entziehen und ſich ihm, als ihrem rechtmäßigen Herrn, wieder zu unterwerfen. In Malmöe vereinigten ſich ſchon zu Anfange des Novembers 1658 mehre Bürger, ihre Stadt dem König Friedrich zu öffnen. Dieſer verſprach ihnen ſeinen kräftigſten Schutz, und ſandte ihnen auch einige Soldaten, die jedoch vor dem Hafen ſtrandeten und umkamen. Die ziemlich allgemeine Erbitterung der Bewohner von Bornholm über den Druck und die Gewaltthätigkeiten des dortigen ſchwediſchen Statthalters benutzte Jens Koſoed, ein dem König Friedrich ſehr ergebener Mann, um in Bornholm Freunde und Anhänger zu gewinnen. Mit ihrer Hilfe nahm er den Statthalter Printzenſkiold gefangen und zwang die Beſatzung des Schloſſes Hammerhuus, ſich ihm zu ergeben. Der von den Landesbewohnern ihm übertragenen Aufſicht über das Kriegsweſen zeigte er ſich würdig durch die Wegnahme einer ſchwediſchen Galiotte. Friedrich aber erhielt in Folge einer von den geſammten Einwohnern in Bornholm verfaßten und am 19. Jan. 1659 beſtätigten Urkunde, jene Inſel zum Erbe und Eigenthum.

Auch die Bewohner des Stifts Drontheim befreiten ſich durch einen Aufſtand von der ſchwediſchen Oberherrſchaft. Der ſchwediſche Lehnshauptmann Stiernſkiöld mußte im December 1659 die Stadt Drontheim den Dänen übergeben und das Stift räumen. Dieſe für den König Friedrich günſtigen Ereigniſſe dienten dazu, den hohen Begriff herabzuſtimmen, den Karl Guſtav bisher von ſeiner Macht gehabt hatte. Die Eroberung des däniſchen Reichs dünkte ihm ein ſehr ſchwieriges Unternehmen. Er bewarb ſich daher um die Hilfe auswärtiger Mächte. England, Frankreich und die Niederlande ſchienen ihm zwar nicht abgeneigt, doch beſtanden ſie darauf, daß zuvor der roeskilder Friede bis auf den Punkt der Ausſchließung fremder Völker aus dem Sunde von beiden nordiſchen Königen anerkannt werden ſollte. Durch dieſe Foderung zerſchlugen ſich die angeknüpften Unterhandlungen wieder. In ſeinem Entſchluß aber, Dänemark nicht zu bekriegen, ward der neue engliſche Protector Richard Cromwell wankend, als Karl Guſtav ihm nach der Einnahme von Kopenhagen durch engliſchen Beiſtand die Inſel Island und die Zollfreiheit im Öreſunde verſprach, nach der Überwältigung von ganz Dänemark und Norwegen noch außerdem Bremen und Verden. Die beiden ebengenannten Stifte erbat er ſich ſogar ſofort einzuräumen, wenn ihm England Hilfstruppen ſenden und die Niederländer durch eine Kriegserklärung von Dänemarks Unterſtützung abhalten wollte. Er ward aber durch Cromwell unter mancherlei Entſchuldigungen ſo lange hingehalten, bis der hereinbrechende Winter die Überfahrt der engliſchen Truppen hinderte. Grade um dieſe Zeit befreite ſich Karl Guſtav von ſeinen alten Feinden, den Ruſſen, in Folge eines Vergleichs, durch welchen er Koſenhuſen, Dorpat, Adzel und Marienburg einbüßte. Er bekam aber dafür noch nähere Feinde, die ihm noch größern Schaden zufügten. Vereinigt mit einigen kaiſerlichen und polniſchen Hilfstruppen eroberte der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg Holſtein, Schleswig und Jütland. Durch einen Vertrag, den er mit dem Herzoge von Gottorp ſchloß, zwang er denſelben am 15. Nov. 1659 zur ſtrengſten Neutralität. Karl Guſtav ließ ſich indeſſen zu einem neuen Einfall in Seeland verleiten, den er in zwei an die Generalſtaaten und den König von Frankreich gerichteten Briefen zu rechtfertigen ſuchte, jedoch durch jene Schreiben, die er dem Druck übergab, nur faſt alle europäiſchen Mächte in der Überzeugung beſtärkte, daß ſein Verfahren nach dem Völkerrechte nicht zu entſchuldigen ſei.

Die vorgebrachten Vertheidigungsgründe, unter denen der angebliche Bruch des roeskilder Friedens einer der hauptſächlichſten war, ſuchte der König Friedrich durch die Waffen zu entkräften. Da der frühzeitig eintretende Froſt das Vorrücken ſeiner Bundesgenoſſen nach Seeland verhinderte, wandte er ſeine Hauptaufmerkſamkeit auf die Wegräumung aller Dinge, die den Schweden die Erſtürmung Kopenhagens erleichtern konnten. Der größere Theil der Bewohner ſtand Tag und Nacht unter den Waffen. Friedrich unterſuchte ſelbſt, ob ſeine Befehle genau befolgt worden waren. Unterdeſſen verſuchte Karl Guſtav mehrmals, doch ohne Erfolg, Kopenhagen zu ſtürmen. Er hatte dadurch ſein Heer bis auf 5000 Mann geſchwächt und mehre ſeiner tapferſten Feldherren und Krieger eingebüßt. Friedrich aber ließ zum Andenken der errungenen Siege am 20. Febr. 1659 ein Dankfeſt veranſtalten, wel-

ches jährlich wiederholt werden ſollte. Auf einer bei dieſer Gelegenheit geprägten Denkmünze ſprach er zugleich die Überzeugung aus, daß er ſeinen Sieg der Fügung Gottes allein zu danken habe [3]). Karl Guſtav war aber durch ſeine Verluſte nicht entmuthigt worden. Durch Hunger wollte er die Übergabe der Stadt, die ſeinen Waffen widerſtand, erzwingen. Er täuſchte ſich aber, als er von einer engliſchen Flotte, die am 6. April 1659 zwiſchen Kronenborg und Hveen ankerte, Hilfe verſprach. Sie erſchien blos, um mit Zuſtimmung der Generalſtaaten und des franzöſiſchen Hofes zwiſchen den nordiſchen Königen, ohne Einmiſchung anderer Mächte, Frieden zu ſtiften. Aber weder bei Karl Guſtav, noch bei Friedrich fand der engliſche Geſandte Meadow Gehör, als er am 11. April 1659 darauf antrug, daß ſie den roeskilder Frieden bis auf den dritten Punkt, der von der Ausſchließung fremder Flotten aus dem Sunde handelte, erneuern möchten. Friedrich entſchuldigte ſich mit ſeiner Verpflichtung, ohne Mitwiſſen ſeiner Verbündeten ſich auf Friedensvorſchläge nicht einzulaſſen. Auch mit Karl Guſtav, ungeachtet er ſich nachgiebiger zeigte, kam kein Vergleich zu Stande. Mit ſeiner Flotte begab er ſich nach den kleinen däniſchen Inſeln. Er eroberte Falſter, Moen und Langeland, Friedrich aber ward von ſeinen Verbündeten gerächt, denen es gelang, die Schweden gänzlich aus Jütland zu vertreiben. Ernſtlich aber bemühten ſich England und Frankreich, als Vermittler des roeskilder Friedens gemeinſchaftlich mit den Generalſtaaten den nordiſchen Krieg zu beendigen, der ihrem Oſtſeehandel großen Abbruch that. Ohne ſonderlichen Erfolg wurden darüber im Haag zweimalige Friedensunterhandlungen gepflogen. Vermöge eines neuen Entwurfs ſollte Drontheim den Dänen wiedergegeben, die Foderung der Beute von Guinea ihnen aber erlaſſen, und der roeskilder Friede mit Weglaſſung des dritten Artikels, in allen übrigen Punkten erneuert werden.

Friedrich verwarf dieſe Vorſchläge, die ihm der niederländiſche Geſandte in Kopenhagen überbrachte. Als dieſer aber ein Wort fallen ließ, daß Dänemark von Frankreich und England zum Frieden gezwungen werden könnte, entgegnete der König nicht ohne Entrüſtung: „Ich weiß zwar nicht, wer ſich unterfangen wird, ſo etwas zu unternehmen, aber das weiß ich gewiß, daß die Holländer und ſelbſt der Teufel, er ſei ſo arg, wie er immer wolle, mich hier nicht zwingen ſollen. Ich bin es müde, mich länger von den Holländern hintergehen zu laſſen, ohne deren Beiſtand ich längſt einen weit vortheilhaftern Frieden hätte ſchließen können. Muß ich unterliegen, ſo will ich als ein Mann, der Herz hat und die Ehre ſchätzt, umkommen; nie aber werde ich einen ſchimpflichen Friedensvorſchlag genehmigen. Ich breche nie das Wort, das ich meinen Bundesgenoſſen gegeben habe, und wenn ich mich, um es zu halten, ſelbſt zu Grunde richten muß, ſo ſollen die Holländer die erſten ſein, die ich mit mir in die Tiefe hinabſtürzen will." Die niederländiſchen Geſandten ſuchten den König zu beſänftigen. Nur zum Schein, äußerten ſie, möchte er jenen Vorſchlag annehmen, damit ſie einen Vorwand bekämen, ihm mit ihren Flotten beizuſtehen gegen den König Guſtav, der ohnedies ſchwerlich jenen Antrag genehmigen werde. Sie täuſchten ſich hierin nicht. Faſt mit noch heftigern Vorwürfen überhäufte ſie der ſchwediſche König. Er ſuchte indeſſen die Geſandten wieder zu beſänftigen, weil er fühlte, daß er der vereinigten Macht Englands, Frankreichs und der Niederlande ſchwerlich würde widerſtehen können. Daher zeigte er ſich endlich den Friedensunterhandlungen geneigt, die am 25. Aug. 1660 auf freiem Felde vor Kopenhagen ſtattfanden, doch, weil man ſich nicht vereinigen konnte, bald wieder abgebrochen wurden.

Auch nach den erwähnten Vorgängen ſchienen die Niederländer dem Könige Friedrich noch immer ihren Beiſtand nicht entziehen zu wollen. Ihre Flotte, von dem Admiral Ruyter befehligt, ſchloß im Hafen von Landskron die ſchwediſche ein, wenn auch mehr in der Abſicht, Schrecken zu verbreiten, als jene Flotte zu vernichten. In Nyekiöbing brachten die Geſandten der drei Staaten den König Karl Guſtav endlich am 25. Oct. 1660 zu der Erklärung, daß er ihre Vermittelung annehmen wolle, wenn ſie die Bürgſchaft, daß Dänemark den Frieden künftig halten werde, übernehmen und dafür ſorgen wollten, daß ein allgemeiner Friede mit allen Feinden geſchloſſen und dieſem Reiche wieder zurückgegeben werde, was es jenſeit der Oſtſee eingebüßt. Dieſe Bedingungen verſprachen die Geſandten zu erfüllen. Karl Guſtav aber verließ ſie, erſchreckt durch die Nachricht, daß Ruyter mit der niederländiſchen Flotte und vielen däniſchen Fahrzeugen ſich nach Holſtein gewandt habe. Völlig entmuthigte ihn aber die unglückliche Schlacht bei Nyborg, die theils zu Lande, theils zur See geliefert ward, und den Dänen wieder zu dem Beſitze von Fünen verhalf. Nach dieſer Niederlage hielten die Geſandten der drei Staaten den Muth des ſchwediſchen Königs für völlig gebrochen, und verſuchten nochmals am 19. Nov. 1660 ihn zur Genehmigung des im Haag projectirten Vergleichs zu bewegen. Ihn beſchäftigte aber ins Geheim der Plan, durch einen Einfall in Norwegen einen beträchtlichen Theil dieſes Reichs an ſich zu bringen. Sein Tod zerſtörte dieſe Entwürfe. Während ſeine Truppen das feſte Schloß Frederikshald vergeblich zu erſtürmen ſuchten, ſtarb Karl

3) Auf der Hauptſeite dieſer Denkmünze wird von einer aus den Wolken kommenden Hand mit einem Säbel eine andere Hand, die nach einer Krone greift, abgehauen. Die Rückſeite zeigt den gekrönten Namenszug F. 3., auf dem Felſen Ebenezer. Auf jener Seite befindet ſich die Inſchrift: Soli Deo gloria 11. Febr., und auf dieſer: Dominus providebit. 1659. Vergl. Köhler's Münzbeluſtigungen. 2. Th. S. 401. Dieſe Münze ſcheint ſich zugleich auf des Pfalzgrafen von Sulzbach Geſinnung zu beziehen, der dem Könige Karl Guſtav während des Sturmes auf ſeine Frage, was man mit des Königs Friedrich Gemahlin und Kindern anfangen ſollte, den Rath gab, ſie hinrichten zu laſſen; ſ. Hojer's Dänemarkiſche Geſchichte S. 445. Man hat noch eine andere Schaumünze, die jedoch nicht auf königlichen Befehl geprägt worden zu ſein ſcheint. Auf der Hauptſeite befindet ſich des Königs Portrait und auf der Rückſeite das erwähnte allegoriſche Bild mit der Umſchrift: 1659 den 11. Febr. ſeint die Schwed. zu Nacht umb 2 vor Copenh. mit einem general Sturm angefalen und ſich geendet morgends um 5. Bei der Krone iſt der Name: Copenhafn., bei den Händen: Sued. Sturm und Dan. jegen Sturm, und unten: Ebenezer soli Deo gloria. Frid. 1660. den 27 Maji geprägt. Vgl. Köhler a. a. O. 5. Th. S. 433.

Guſtav am 12. Febr. 1660 zu Göthaborg, wo er ſich wegen des dort verſammelten Reichstages aufgehalten hatte.

Des verſtorbenen Königs Rath, den er ſeiner Gemahlin ertheilt, ſich mit allen kriegführenden Mächten zu verſöhnen, vorzüglich aber die völlige Erſchöpfung des ſchwediſchen Reichs erleichterten dort die erneuerten Friedensvorſchläge. Weder durch Vorſtellungen noch durch Drohungen ließ ſich jedoch Friedrich bewegen, den haag'ſchen Vergleich einzugehen. Endlich verſtand er ſich doch dazu durch die von den engliſchen Geſandten in Kopenhagen ausgeſprochene Drohung, daß ihre Republik von den Niederlanden die auf die Flotte verwandten Koſten wiederfodern ſollte, wenn die Provinzen dem däniſchen Könige ferner helfen oder ihre Flotten im Sunde laſſen würden. In einem Schreiben an ſeinen Verbündeten, den Kurfürſten von Brandenburg, dem die einſeitigen Verträge, die er durch ſeine Erklärung eingegangen war, vielleicht unangenehm ſein konnten, entſchuldigte er ſich, nur durch die Noth und Ohnmacht ſeines Landes dazu genöthigt worden zu ſein, da ſein Reich nicht länger den Krieg ertragen und noch weniger der ſchwediſchen Seemacht, wenn ſie durch die niederländiſche Flotte verſtärkt würde, widerſtehen könne. Die ſchwediſch-däniſchen Friedensunterhandlungen nahmen am 25. März 1660 nun wieder unter den Zelten bei Kopenhagen ihren Anfang. In den Frieden zu Oliva, der um dieſe Zeit zwiſchen den ſchwediſchen, brandenburgiſchen, kaiſerlichen und polniſchen Geſandten zur Beſeitigung mehrer Anſprüche des Königs Johann Kaſimir zu Stande kam, ward Friedrich nur auf den Fall mit eingeſchloſſen, daß er ſich mit Schweden verſöhnt haben würde. Dieſer Friede war daher ſchon, als er errichtet ward, für Dänemark von Nachtheil. Noch gefährlicher aber ward er dieſem Reiche, als die ſchwediſche Regierung Anſtalt traf, den Theil ihrer Truppen, den ſie bisher gegen die Polen und Kurländer gebraucht, nach Dänemark zu ſenden. Während aber die engliſchen Geſandten auf die Beſchleunigung des nordiſchen Friedens drangen, ließ Friedrich den Herzog Chriſtian Albrecht von Holſtein-Gottorp in ſeinem Schloſſe Tönningen einſchließen und belagern: wahrſcheinlich wollte er ihn dadurch zwingen, den Vorrechten, die ſein Vater Friedrich durch den roeskilder Frieden erlangt, zu entſagen und ihn zur Abtretung einiger Landſchaften zu bewegen, auf die er Anſprüche zu haben glaubte[4]). Ein von dem Herzog angetragener Vergleich hatte keinen Erfolg. Seine Verſöhnung mit dem Könige ward daher ein Gegenſtand der Unterhandlungen, welche, wie früher erwähnt, die Geſandten der drei Staaten mit den däniſchen und ſchwediſchen Abgeordneten am 25. März auf dem Felde zwiſchen Kopenhagen und dem ſchwediſchen Lager begonnen hatten. Sie geriethen aber, während ſie den Frieden zwiſchen zwei ſtreitenden Mächten vermitteln wollten, durch ihr Privatintereſſe mit einander ſelbſt in Zwiſt. Die däniſchen und ſchwediſchen Abgeordneten fanden darin eine Veranlaſſung, ihre gegenſeitige Erbitterung zu unterdrücken. So ward am 7. Mai 1660 der Friede zu Kopenhagen geſchloſſen, nach welchem die Handelsplätze in Guinea, die Inſel Bornholm und das Stift Drontheim dem König Friedrich überlaſſen wurden, der für Bornholm mehre Stammgüter auf Schonen, die er von ihren Beſitzern, ſeinen Unterthanen, für drei Millionen Thaler gekauft hatte, der ſchwediſchen Krone wiedergab. Er behielt zwar den Sundzoll, mußte jedoch jährlich 3500 Thlr. an die ſchwediſche Kammer zahlen zur Unterhaltung der Leuchtthürme auf Schonen. In Bezug auf die Durchfahrt ſchwediſcher und däniſcher Kriegsſchiffe durch den Sund ward beſtimmt, daß jene die Feſtung Kronenborg zwar zuerſt mit der ſchwediſchen Loſung begrüßen, doch nicht die Wimpel ſenken oder die Segel ſtreichen ſollten. Jeder der beiden Monarchen ſollte dem andern die Zahl ſeiner Schiffe und ihrer Mannſchaft melden, ehe ſie den Sund paſſirten. Durch eine Bürgſchaftsurkunde übernahm der König von Frankreich nebſt England und den Niederlanden die Aufrechthaltung und Vertheidigung des erwähnten Friedens.

Auf dem Reichstage zu Kopenhagen, den Friedrich am 10. Sept. zuſammenberufen hatte, wünſchte er die durch den langen Krieg in Verwirrung gerathenen Staatsangelegenheiten in einen beſſern Zuſtand zu bringen und mehrfache Mishelligkeiten zwiſchen dem Adel und dem Volke zu beſeitigen. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf die Tilgung der ſehr bedeutend angewachſenen Staatsſchuld und auf die künftige Sicherheit des Reichs. Er beſchloß die Flotte zu verſtärken und auf Seeland, Falſter, Langeland, Laaland und anderen Inſeln fortwährend ein kleines Heer von 2000 Reitern zu unterhalten, um dieſe Provinzen vor feindlichen Einfällen der Schweden zu ſchützen. Das Gutachten der Reichsräthe, denen Friedrich dieſen Entſchluß eröffnete, lautete dahin, daß er den ſogenannten Roßdienſt des Adels nebſt den alten Infanterieregimentern, aus denen vor dem Kriege die Reichsmacht beſtanden, wieder einführen, die übrigen Truppen aber abdanken und zur Entrichtung des rückſtändigen Soldes einige Krongüter verpfänden ſollte. Selbſt zur Befeſtigung der Stadt Kopenhagen und des Schloſſes Kronenborg, meinten die Reichsſtände, ließe ſich auf dieſe Weiſe etwas erſparen. Ungemein zahlreich war übrigens die Verſammlung, die ſich am 10. Sept. über die Maßregeln und Mittel berathſchlagte, dem däniſchen Reiche aufzuhelfen, und den Staat in einen gehörigen Vertheidigungs- und Sicherheitszuſtand zu verſetzen. Zur Beſtreitung der nothwendigen Staatsausgaben ward eine Beſteuerung der Lebensmittel vorgeſchlagen. Der Adel trug darauf an; verworfen ward ſie jedoch von der Geiſtlichkeit, den obrigkeitlichen Behörden und dem Bürgerſtande. Der letztere verlangte in einer eigenen Schrift, daß die königlichen Lehen an den Meiſtbietenden verpachtet werden ſollten, um dadurch den Staatsaufwand zu beſtreiten. Über dieſe Foderung ward jedoch der Adel ſo entrüſtet, daß dem Reichsrath Otto Krag gegen den Bürgermeiſter von Kopenhagen Hans Nanſen die Worte entſchlüpften: „Ihr untern Stände müßt wiſſen, daß euch nicht zukömmt, ſolche Dinge anzuordnen. Ihr kennt entweder die Vorrechte des Adels und euren Stand nicht, oder ihr wollt

4) Vergl. Mémoires de Dannemark par *J. C.* p. 77 seq.

Digitized by Google

beides nicht kennen, und ſtellt euch, als wüßtet ihr nicht, daß der Adel frei und ihr unfrei ſeid." Der Vorſchlag einiger geiſtlichen und weltlichen Abgeordneten, die bisherige Regierungsverfaſſung aufzuheben und das däniſche Reich erblich zu machen, mußte gleichfalls dem Adel misfallen, weil dieſe Staatsveränderung ihm die Macht nahm, den künftigen Thronfolger durch eine Capitulation zu beſchränken und ihn zur Beſtätigung der adeligen Vorrechte zu nöthigen. Als die Reichsräthe hierauf eine neue Stempelordnung in Vorſchlag brachten, ward dieſelbe von den unteren Ständen einſtimmig verworfen. Auch über einen andern Punkt konnten ſie ſich mit dem Adel nicht vereinigen. Dieſer trug dem Könige die erbliche Thronfolge ſeiner männlichen Nachkommen an. Der geiſtliche und weltliche Stand beantragte nun die Thronfolge aller Nachkommen, welche Friedrich jedoch verwarf. Endlich vereinigten ſich alle Stände dahin, daß ſie auf jeden Antheil an der Regierung verzichteten und die unumſchränkte Gewalt in die Hände des Königs legten. Eine von allen Reichstagsabgeordneten unterzeichnete Souverainitätsurkunde ward ihm unter vielen Feierlichkeiten auf dem Schloßplatze, in Gegenwart der königlichen Leibregimenter, des geſammten Hofes und einer zahlreichen Verſammlung der Bewohner Kopenhagens übergeben. An dieſe richtete der Reichsrath Peter Reez die nachfolgenden Worte in däniſcher Sprache: „Nachdem es dem Allerhöchſten gefallen, dieſes Königreich mit aller Stände einmüthiger Erklärung und Bewilligung dem hochgebornen, großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Friedrich III., Könige zu Dänemark, Norwegen u. ſ. w., wie auch Sr. Königl. Majeſtät Erben männlicher und weiblicher Linie als ein Erbrecht zu überantworten und zu übertragen: ſo danken Se. Majeſtät ſämmtlichen Ständen für ſolches unterthänigſte Merkmal ihrer guten Neigung, und verſprechen allen und jeden getreuen Unterthanen, ſie nicht nur als ein chriſtlicher Erbherr und gnädiger König zu beherrſchen, ſondern auch eine ſolche Regierungsart und Form zu errichten, daß ſie alle insgeſammt von Sr. Majeſtät, ihren Erben und Nachkommen, eine chriſtliche und milde Regierung ſollen zu gewarten haben. Und weil dieſe Entſchließung der ſämmtlichen Stände einen neuen Eid erfodert, ſo wollen Se. Majeſtät alle Stände ſämmtlich ihres vorhin gethanen Eides entlaſſen haben, und verbleiben allen und jeden mit königlicher Gnade gewogen." Die ſämmtlichen Reichsräthe legten hierauf den ebenfalls in däniſcher Sprache verfaßten Eid ab, durch den ſie dem Könige unverbrüchliche Treue gelobten. Friedrich ließ ſich hierauf durch Abgeordnete an alle auswärtige Höfe die ihm bewilligte Erbfolge, die unumſchränkte Regierungsgewalt und das Recht, die Thronfolge zu beſtimmen, durch eine Urkunde zuſichern, die ihm jedoch erſt am 10. Jan. 1661 unter neuen Feierlichkeiten überreicht ward [5]).

Bereits am folgenden Tage nach der Erbhuldigung ertheilte Friedrich den Bürgern von Kopenhagen, nachdem er ihnen für ihre Treue, Wachſamkeit und Vertheidigung der Feſtung gedankt, die Erlaubniß, die bisher geführten Waffen niederzulegen. Die angeworbenen Truppen behielt er noch einige Jahre für den möglichen Fall, daß die ſchleunige Regierungsveränderung zu innern Unruhen Anlaß geben könnte. An ihre Stelle ſollte ſpäter ein Heer von 24,000 Mann Fußvölkern treten, das fortwährend beibehalten und in den einzelnen Städten und Ortſchaften des däniſchen Reichs cantoniren ſollte. Hierzu und zur Tilgung der Landesſchulden legte er allen ſeinen Unterthanen geiſtlichen und weltlichen Standes eine ihren Würden und Einkünften angemeſſene Kopfſteuer auf. Mit fürſtlicher Freigebigkeit belohnte er die vornehmſten Beförderer ſeiner Souverainetät; namentlich die Bürgermeiſter und Stadthauptleute in Kopenhagen. Durch eine ſogenannte Proviſionalordnung ward am 4. Nov. 1660 die neue Reichsordnung publicirt. Die Reichsräthe und der Adel bekamen höhere Titel und andere Ehrenzeichen, mußten aber die Ehre mit dem Verluſte eines großen Theiles ihrer frühern Macht erkaufen. Die Geiſtlichen und der Bürgerſtand gelangten zu größerm Anſehen, und auch den Bauern wurden mehr Freiheiten als bisher zugeſtanden. Für Einigkeit in Religions- und Staatsangelegenheiten, für die Aufrechthaltung der Ordnung durch die Polizei, für die gewiſſenhafte Verwaltung der Juſtiz, für die Beförderung der Induſtrie und vieler gemeinnütziger Anſtalten ſorgte Friedrich durch die Errichtung eines Oberhof- und Staatscollegiums. Daran ſchloſſen ſich eine Reichskanzlei, ein Reichsmarſchalls-, ein Admiralitäts- und ein Reichsſchatzmeiſtercollegium, das an die Stelle der frühern Rentkammer trat. Die fünf Vorgeſetzten und die Präſidenten aller dieſer Collegien bildeten den geheimen Staatsrath. Zu Berathungen über Krieg und Frieden, über den Abſchluß von Bündniſſen oder Auferlegung einer neuen Steuer berief Friedrich den großen Staats- oder Hofrath zuſammen, der aus ſämmtlichen Mitgliedern der Collegien beſtand, und endlich die geſammten Reichs-

5) Zum Andenken jenes Ereigniſſes ließ der däniſche Biſchof Swening eine prächtige Schaumünze prägen. Den Spruch: Cum ipso ero in angustia, eruam eum et honore afficiam eum. Ps. 91, 15, umgeben acht Bruſtbilder mit den Umſchriften: Fridericus III. Dan. et Norweg. Rex. Sophia Amalia, Dan. et Norweg. Regina. Celsitudo regia Christianus. Principissa Anna Sophia. Georgius Princeps. Principissa Friderica Amalia. Principissa Ulrica Eleonora. Principissa Wilhelmina Ernestina. Auf der andern Seite der Münze befindet ſich die Inſchrift: Post Amagriam vindicatam die 10. Octob. A. 1658, Hafniam liberatam ab hostili obsidione die 20. Octob. ejusd. anni, Assultu die 11. Febr. 1659, Fioniam recuperatam die 14. Nov. ejusd. anni, pacem subjectis redditam die 27. Maji 1660, Friderico tertio Dan. et Norw. regi domuique regiae quod haereditario et Absoluto Monarchae debetur praestitum est homagium Hafniae 19. Octob. A. ejusd., elapsis a priori Homagio Annis 12 Mensibus 3 Dieb. 13. In perpetuam rei memoriam. — Auf einer andern Denkmünze, welche Friedrich ſelbſt prägen ließ, findet man auf der Hauptſeite ſein Portrait und auf der Rückſeite ſeiner ſieben Vorgänger Bruſtbilder. Des Königs Portrait umgeben die Worte: Fridericus tertius ex domo Oldenb. Dan. et Norw. Rex electitius octavus haeredit. primus. Dominus providebit. Die Bruſtbilder der däniſchen Könige ſind mit der Umſchrift geziert: Daniae et Norvegiae reges electitii ex domo Oldenburgica. Ps. 112, 2. Semen timentium deum potens erit in terra. Außerdem ließ Friedrich noch eine größere Schaumünze prägen, auf welcher er unter einem, mit dem däniſchen und norwegiſchen Schilde gezierten, Thronhimmel dargeſtellt iſt.

ſtände oder den ſogenannten Reichstag. Viele wichtige Veränderungen traten durch die erwähnten Collegien auch für die Geſetze des Reichs ein. Für Perſonen von Range ward 1662 ein Hofgericht, für die niedern Volksclaſſen ein Burggericht errichtet. Die frühere Lehensverfaſſung ward 1663 gänzlich aufgehoben, und die Lehen wurden in Ämter verwandelt. Eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete Friedrich der Beförderung des Handels und der Induſtrie. Korſöer und Friedericia erhob er zu Stapelſtädten, und entzog zwei alten Handelscompagnien, der ſogenannten Salzgeſellſchaft und der isländiſchen Geſellſchaft, ihre, den däniſchen Handel beeinträchtigende, Vorrechte.

Friedrich's neuerlangte Gewalt erregte die Aufmerkſamkeit mehrer auswärtigen Mächte, die ihm durch ihre Geſandten Glück wünſchen ließen. Der Kurfürſt von Brandenburg ließ ſich erkundigen, ob das däniſch-brandenburgiſche Bündniß, da der Krieg beendet ſei, noch länger, wie es wenigſtens ſein Wunſch ſei, fortbeſtehen ſollte, und Friedrich erwiederte ihm, unter dankbarer Anerkennung ſeiner Dienſte, daß er jenes Bündniß ſtets heilig halten werde. Durch den König Karl II. von England aufgefodert, ſchloß Friedrich mit dieſem Monarchen ein Schutz- und Trutzbündniß. Die Theilung der Steuern entzweite ihn mit dem Herzoge von Holſtein-Gottorp. Zwiſchen beiden Fürſten kam es zwar zu einem Vergleiche, doch ward ihr Zwiſt erſt völlig beendet durch den ſogenannten Peräquationsreceß[6]), durch welchen der Herzog dem Könige die Schatzung des Amtes Sonderburg überließ, und Friedrich das Lehnrecht über die Güter der abgetheilten Fürſten und das Erbrecht an denſelben ſich vorbehielt. Bald nach dieſem Vertrage gerieth er aber in einen neuen Zwiſt mit dem Herzoge wegen der Wiedererbauung der geſchleiften däniſchen Feſtung Chriſtianpriis am kieler Meerbuſen. Der glückſtädter Vergleich beſeitigte auch dieſe Mishelligkeit, und der Bau ward 1663 unternommen. Wichtiger noch war die Vergrößerung und Befeſtigung Kopenhagens, die in dieſe Zeit, in das Jahr 1663, fällt. Durch anſehnliche Beiträge der Bürgerſchaft unterſtützt, erbaute er die für die Vertheidigung Kopenhagens von der Seeſeite beſonders wichtige Citadelle Frederikshain. Dieſe Feſtung ſchien um ſo nöthiger bei der ihm drohenden Gefahr, mit den Niederlanden zu zerfallen. Mehrfache Irrungen zwiſchen den niederländiſchen Kaufleuten und den Coloniſten in Guinea gaben dazu die nächſte Veranlaſſung. Um den Feindſeligkeiten der Generalſtaaten gegen Frederiksborg zu begegnen, ſchloß Friedrich 1664 ein Bündniß mit dem großbritanniſchen Hofe gegen die Republik der Niederlande, und verſprach, den König Karl II. nicht nur mit zwanzig Kriegsſchiffen zu unterſtützen, ſondern bot ihm auch für eine jährliche Abgabe von 120,000 Thlrn. die Befreiung vom Sundzoll an, um ohne ſeinen eignen Schaden dem engliſchen Handel das Übergewicht über den niederländiſchen in der Oſtſee zu verſchaffen. Er zerfiel aber mit dem großbritanniſchen Hofe, als die engliſche Flotte wider ſeinen Willen ein niederländiſches Geſchwader im Hafen von Bergen angriff. Seine Entrüſtung war ſo groß, daß er ſofort ein Bündniß mit den Generalſtaaten ſchloß, und dem Könige Karl II. den Krieg ankündigte. Nach dieſem Bündniß ließ Friedrich alle engliſche Schiffe anhalten, und die großbritanniſche Regierung übte dagegen das Wiedervergeltungsrecht. Fruchtlos blieben indeſſen die Verſuche des engliſchen Geſandten Talbot, die Freundſchaft zwiſchen den beiden Monarchen wiederherzuſtellen. Das früher erwähnte Gefecht bei Bergen, das faſt von allen europäiſchen Höfen gemisbilligt ward, ſuchte er in einer eignen Schrift zu rechtfertigen[7]), welche jedoch Friedrich wegen der darin enthaltenen Angaben für eine Erdichtung und boshafte Verleumdung erklärte. Talbot aber verließ den däniſchen Hof mit der Drohung, daß ſeines Königs Seemacht, noch ehe Friedrich ein einziges Kriegsſchiff ausgerüſtet, in Dänemark landen werde. Dieſe Drohung ließ Friedrich nicht unbeachtet. Er befeſtigte ſeine Seeſtädte und ermunterte die Einwohner zur Vertheidigung. In Holland ließ er Schiffe bauen und Matroſen anwerben. Dieſe Rüſtungen ſchienen kaum vonnöthen. Die großbritanniſchen Flotten vermieden die däniſch-norwegiſche Küſte, und ſchonten die däniſchen Handelsſchiffe, weil ſie entweder mit Friedrich wieder in freundſchaftliche Verhältniſſe treten wollten, oder auch die Stärke der niederländiſchen Flotte fürchteten, die überdies von dem Admiral Adeler, einem der größten Seehelden ſeiner Zeit, befehligt ward. Zu gegenſeitiger Vertheidigung ſchloß Friedrich am 23. Mai 1666 ein Bündniß mit dem Kurfürſten von Brandenburg, ein vierfaches aber im Haag am 25. Oct. deſſelben Jahres mit dem genannten Kurfürſten, den Generalſtaaten, dem Biſchofe Ernſt Auguſt von Osnabrück und ſeinem Bruder, dem Herzoge Georg Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg; dies Bündniß war eigentlich gegen Schweden gerichtet. Die Feindſeligkeiten zwiſchen Dänemark und Großbritannien beendete der Friede zu Breda am 2. Aug. 1667. Die Engländer erhielten zwar ihre verlorenen Schiffe wieder, büßten aber die Zollfreiheit ein, die ihnen Friedrich vor ſechs Jahren bewilligt hatte. Bald nachher (1668) rüſtete man ſich, um in Verbindung mit England und den Niederlanden, den König von Frankreich an ſeiner Eroberung der ſpaniſchen Niederlande zu verhindern. Der Friede erfolgte jedoch, ehe die däniſchen Truppen ins Feld ziehen konnten. Mit dem Könige Karl II. von England ſchloß Friedrich am 29. Nov. 1669 ein Handelsbündniß, das als eine Erneuerung eines frühern Vertrags vom Jahre 1662 betrachtet werden konnte.

Sein thatenvolles Leben beſchloß Friedrich am 9. Febr. 1670. In der roeskilder Stiftskirche wurden ſeine irdiſchen Überreſte am 3. Mai beigeſetzt. In den letzten Ta-

6) ſ. Jargow's Einleitung zu der Lehre von den Regalien. S. 167. 172.

7) Narratio rerum, quae inter reges M. Brit. et Daniae transactae sunt. Widerlegt ward dieſe Schrift durch *Orosii Annilonis*, oder eigentlich des kopenhagener Profeſſors Veit Bering Diss. de bello Dano-Anglico deque dissensionum inter geminos populos contentionumque caussis. (Parisiis 1666. 4.) Vgl. Burnet's Mémoires pour servir à l'histoire de la Grande Brétagne sous les règnes de Charles II. et de Jacques II. Vol. I. p. 447 seq.

Digitized by Google

gen ſeines Lebens hatte er ſich viel mit Alchymie beſchäftigt. Sein Intereſſe an dieſer Wiſſenſchaft war geweckt und genährt worden durch den berühmten mailändiſchen Scheidekünſtler und Arzt Joſeph Franz Borri, der, früher in Schweden angeſtellt, 1666 in Friedrich's Dienſte getreten war. Durch ihn verleitet, hatte ſich Friedrich bewegen laſſen, einige Jahre vor ſeinem Tode das ſogenannte Goldhaus in Kopenhagen erbauen zu laſſen, in welchem er einige Millionen Thaler auf die Alchymie nutzlos verwandt haben ſoll, um den vorgeblichen Stein der Weiſen zu entdecken. So warf der Aberglaube einen dunkeln Schatten auf das Leben eines Königs, der ſich während ſeiner ganzen Regierung durch einen hellen Geiſt und eine vorurtheilsfreie Denkart ausgezeichnet hatte. Ihm folgte ſein Sohn, der unter dem Namen Chriſtiern V. den däniſchen Thron beſtieg [8]). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH IV., König von Dänemark, geboren 1671, ein Sohn Chriſtiern's V., folgte ſeinem Vater 1699 in der Regierung. Durch ſeine von Natur ſchwächliche Conſtitution war er in ſeiner erſten Jugend von ernſten Studien zurückgehalten worden. In der Geſchichte und Politik hatte er ſich nur geringfügige Kenntniſſe erworben. Mehr intereſſirte er ſich für die Erlernung der neuern Sprachen, namentlich der italieniſchen, teutſchen und franzöſiſchen. Auch die angewandte Mathematik, ſowie die bürgerliche Baukunſt und Kriegsarchitektik waren ihm nicht fremd geblieben. Einige Monate vor dem Tode ſeines Vaters hatte er an den Regierungsgeſchäften Antheil genommen. Seit dieſer Zeit bemühte er ſich, durch raſtloſen Fleiß ſeine Kenntniſſe im Staatsrechte, in der Politik und im Verwaltungsfache zu berichtigen und zu erweitern. Die Aufnahme der Manufacturen und Fabriken, das Gedeihen des Handels und der Induſtrie ſchienen Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit geworden zu ſein. Milde und Gerechtigkeitsliebe, durch die er ſich ſeiner Unterthanen Liebe erwarb, bezeichneten ſeinen Regierungsantritt. Er traf einige weſentliche und zweckmäßige Veränderungen in Bezug auf die Schatzkammer und das Kanzleicollegium. Am 28. Nov. 1699 führte er in ſeinen Staaten den Gregorianiſchen Kalender ein. Seine Gerechtigkeitsliebe zeigte er durch ein geſchärftes Verbot gegen die Beſtechung der öffentlichen Beamten.

Die Zeit, in welche ſein Regierungsantritt fiel, erheiſchte von Friedrich's Seite, auswärtigen Mächten gegenüber, Klugheit und Vorſichtsmaßregeln. Mit dem Könige von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt, und dem Zar Peter I. ſchloß er ein Bündniß gegen den König von Schweden, Karl XII. Durch den Beitritt anderer Mächte, beſonders des Kurfürſten von Brandenburg, ſollte dies Bündniß verſtärkt werden. Es kam indeſſen nicht zu Stande und ward in einen geheimen Vertrag verwandelt, den Friedrich mit dem Kurfürſten ſchloß, und worin ſie ſich zu wechſelſeitiger Vertheidigung und zur Beobachtung der ſtrengſten Neutralität in den däniſch-gottorpiſchen Streitigkeiten verpflichteten. Dieſe Zwiſte beizulegen hatten die vermittelnden Geſandtſchaften zu Hamburg kein Mittel unverſucht gelaſſen. Sie ſuchten den Herzog Friedrich von Holſtein-Gottorp von weitern Verſchanzungen abzuhalten, und drangen in ihn, die aufgenommenen ſchwediſchen Hilfstruppen zu entlaſſen. Den König Friedrich aber baten ſie, daß er die abgebrochenen Friedensunterhandlungen wieder erneuern möchte. Er ließ ſich dazu bewegen, verlangte aber, nachdem ſie im Februar 1700 begonnen, von dem Herzoge, daß er die angefangenen Schanzen wieder abtragen und ſchleifen laſſen ſollte, und ließ ſie, als jener dies verweigerte, mit Gewalt zerſtören. Er belagerte das Schloß Gottorp, das ſich ihm nach drei Tagen, am 24. April 1700, ergab, und blokirte die Feſtung Tönningen. Vergebens bemühte ſich indeſſen der Kurfürſt von Brandenburg, den König Friedrich von der Zerſtörung der holſteiniſchen Schanzen abzuhalten. Ein Schreiben des Kurfürſten vom 11. März 1700 enthielt ſogar die Drohung, daß er, der Verpflichtung gemäß, die ihm das brandenburgiſch-ſchwediſche Bündniß auferlege, die ſchwediſch-holſteiniſchen Truppen unterſtützen werde. Friedrich aber hielt ſich zur Vernichtung der holſteiniſchen Schanzen für berechtigt, und erinnerte den Kurfürſten, daß er, in Folge der früheren, mit ſeinem Vater geſchloſſenen Verträge ihm beizuſtehen verbunden ſei [1]). Zu dieſer Vorſtellung fügte Friedrich noch das Anerbieten, daß er ihn als König von Preußen anzuerkennen und die geſammten teutſchen Fürſten zu einer gleichen Gefälligkeit zu bewegen ſich bemühen wolle.

Inzwiſchen hatte ſich Friedrich am 15. April 1700 zu Frederiksborg ſalben laſſen [2]) und war ſodann nach dem Lager von Tönningen abgereiſt, wo er am 25. Mai 1700 eintraf, ſich aber nur zwei Tage aufhielt. Sein Bundesgenoſſe, der Herzog von Würtemberg, mußte die Belagerung von Tönningen wieder aufheben, da ein zwiefach ſtärkeres Heer, als das ſeinige, zum Entſatze der Feſtung über die Elbe rückte. Mit dieſen Hilfstruppen ward der Herzog von Holſtein-Gottorp durch den König von Schweden und den Kurfürſten von Braunſchweig-Lüneburg unterſtützt. Das däniſche Heer hatte ſich bei Elmeshorn gelagert, durfte jedoch, da es nur aus 28,000 Mann beſtand, mit dem faſt zweimal ſtärkern Heere keine Schlacht wagen. Als am 20. Juni noch 3000 Mann Reiter und Fußvolk, aus den Niederlanden geſendet, zu dem vereinigten Heere ſtießen, ſchien ſich die däniſche Macht kaum in Holſtein halten zu können. Friedrich ließ indeſſen durch einige Kriegsſchiffe mehre ſchwediſche Fahrzeuge auf der Elbe wegnehmen. Seine kurſächſiſchen Hilfsvölker aber wurden in dem Fürſtenthum Celle, wo ſie Gifhorn und Fallersleben und andere Ämter brandſchatzten, bald zerſtreut. Vergebens ſuchte Friedrich Hilfe bei dem Könige von Frankreich, der ſeine Streitkräfte

8) Vgl. Holberg's Däniſche Reichshiſtorie. Th. I. 2. u. 3. Fortſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 33. Th. S. 359 fg. Meuſel in ſeiner Staatenhiſtorie und Spittler in ſeiner Geſchichte der europäiſchen Staaten.

1) ſ. Theatr. Europ. Tom. XIV. p. 750. 2) Vgl. Den hellige og höytidelige Salvingsact, beſkreven af Henr. Bornemann. (Kiöbenh. 1702. Fol.) Mit Kupfern. Friedrich nahm bei der Salbung den Wahlſpruch an: Dominus mihi Adjutor.

gegen Spanien brauchte. In jedem Falle glaubte er ſich wenigſtens gegen die Angriffe Schwedens geſichert, da er die nöthigen Anſtalten getroffen hatte, die ſchwediſche Flotte in der Oſtſee zu beobachten und ſie von Seeland oder Holſtein abzuhalten. Unerwartet erſchien jedoch im Sund eine engliſche, niederländiſche und ſchwediſche Flotte, welche Kopenhagen blokirten und durch Bomben und Raketen in Brand zu ſetzen ſuchten. Der ihm drohenden Gefahr konnte Friedrich nur durch eine ſchnelle Verſöhnung mit dem braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Kurhauſe vorbeugen. Sie kam unter der Bedingung zu Stande, daß Friedrich hinfort jeder Einmiſchung in den lüneburgiſchen Erbſtreit ſich zu enthalten verſprach. Auch mit dem Herzoge von Holſtein-Gottorp ſchloß er bald nachher zu Travethal einen Frieden, in welchem er auf die frühere Lehnbarkeit des Herzogs völlig verzichtete. Weder mit dieſer, noch den übrigen Bedingungen ſcheint jedoch der Herzog zufrieden geweſen zu ſein. In dem geheimen Plane, den geſchloſſenen Frieden wieder zu brechen, ward er durch den König Karl II. von England unterſtützt, der noch immer mit ſeiner Flotte im Sunde geblieben war und von den durchfahrenden Handelsſchiffen einen Zoll eintrieb. Der Zwiſt zwiſchen Friedrich und dem Herzoge von Gottorp ward vermehrt durch den Starrſinn, womit der Letztere mehre in dem Frieden zu Travethal feſtgeſtellte Bedingungen unerfüllt ließ. Der König aber ward zu Jägersburg, wo er ſich aufhielt, von dem Pockenübel befallen, und zwar mit einer ſolchen Heftigkeit, daß ſeine Ärzte an ſeiner Geneſung zweifelten und er ſelbſt ſich zur Abfaſſung ſeines letzten Willens bereitete.

Durch die Ereigniſſe der letzten Jahre war er zu der Überzeugung gekommen, daß ſeine bisherigen Truppen nicht zur Sicherheit und zum Schutze ſeiner Staaten hinreichten. Schon im Herbſte 1700 hatte ihn die Errichtung eines neuen Heeres beſchäftigt. Die Nationalvölker oder die Landmiliz nannte Friedrich dieſe meiſtens aus dem Bauernſtande angeworbenen Truppen, die, in ſieben Regimenter getheilt, 18,000 Mann ausmachten. Am 22. Febr. 1701 wurden dieſe Truppen zum erſten Male gemuſtert. Auch in ſeinen Grafſchaften führte Friedrich dieſe zweckmäßige und mit manchen Erſparungen verbundene Einrichtung im J. 1706 nach und nach ein. Das Selbſtgefühl dieſer Nationalvölker hob er durch die Abſchaffung der Leibeigenſchaft in den däniſchen Provinzen. Bereits im J. 1701 hatte er einzelne zweckmäßige Verordnungen in Bezug auf die Ritterakademie in Kopenhagen erlaſſen. Für die öffentliche Sicherheit und Ruhe ſorgte er durch ein eigenes Polizeigericht, das aus einem Admiral, einem Stabsofficier der Beſatzung, einem Hofgerichtsaſſeſſor und einem Abgeordneten der Bürgerſchaft beſtand. Geſtört ward er in der Sorge für die Wohlfahrt ſeines Reiches durch den Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekrieges. Friedrich nahm Anfangs keinen Antheil an einem Streite, der vorzugsweiſe die Mächte im Süden von Europa beſchäftigte. Durch die von ihm behauptete Neutralität ſuchte er den Handel in ſeinen Staaten in größere Aufnahme zu bringen. Mehrfache Verſuche, ihn in den ſpaniſchen Erbfolgezwiſt zu verwickeln, machten diejenigen unter den teutſchen Fürſten, die zur Vernichtung der Kurwürde des braunſchweig-lüneburgiſchen Hauſes ein Bündniß mit einander geſchloſſen hatten, und demgemäß ein ſogenanntes neutrales Beobachtungsheer von 4000 Mann ausrüſten wollten, welches der König von Frankreich zur Hälfte unterhalten ſollte. Friedrich aber, ſtatt ſich dieſem Monarchen zu nähern, ſchloß vielmehr mit ſeinen Feinden, dem Könige von England und den Generalſtaaten, am 20. Jan. 1701 ein Schutz- und Trutzbündniß. Außer mehren andern Verträgen war einer der wichtigſten Friedrich's Bündniß mit dem Kaiſer Leopold, der ihm ſehr weſentliche beträchtliche Vortheile zuſicherte. Friedrich verſprach ihm dagegen in dem Kriege neutral zu bleiben und den feindlichen Freibeutern die norwegiſchen Häfen zu verſperren. Auf dieſe Weiſe in Bezug auf Dänemark völlig geſichert, ſchloſſen der Kaiſer und die Seemächte am 7. Sept. 1701 im Haag gegen den König Ludwig von Frankreich und ſeinen Enkel das große Angriffs- und Vertheidigungsbündniß, welchem auch der Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg, der König von Preußen, der Landgraf von Heſſen-Caſſel und das teutſche Reich beitraten. Schon zu Anfange des Feldzuges, der in Italien eröffnet ward, hatte der Kaiſer die von Friedrich ihm verſprochenen däniſchen Hilfsvölker erwartet. Durch den König Karl von Schweden aber und den Herzog von Holſtein-Gottorp war Friedrich verhindert worden, jene Truppen aus Sachſen abzurufen. Daß jene Truppen dort dem Könige Friedrich Auguſt von Polen Beiſtand geleiſtet hatten, erregte, verbunden mit andern Mishelligkeiten, den Zorn des ſchwediſchen Königs in einem ſolchen Grade, daß er eine Flotte ausrüſten und mehre neue Regimenter errichten ließ, um, wie er mehrfach äußerte, in das däniſche Gebiet und in die Grafſchaft Oldenburg einzubrechen. Auch der Herzog von Gottorp rüſtete ſich zum Angriff Dänemarks und des braunſchweig-lüneburgiſchen Hauſes mit einem beträchtlichen Heere, für welches ihm der König Ludwig von Frankreich monatlich 15,000 Thaler zu zahlen verſprach. Den Ausbruch der Feindſeligkeiten verhinderte jedoch ein Vertrag, der am 12. Juli 1701 zwiſchen Friedrich und dem Herzoge von Holſtein-Gottorp in Hamburg zu Stande kam. Als der Letztere bald nachher in der Schlacht bei Cliſſow in Polen am 19. Juli 1702 durch eine Kanonenkugel getödtet ward, fühlte ſich Friedrich mit Grund verletzt, von der Vormundſchaft über den minderjährigen Herzog Karl Friedrich, auf die er nach dem teutſchen Staatsrechte und der ſchleswig-holſteiniſchen Geſchlechtsverträge begründete Anſprüche hatte, ausgeſchloſſen worden zu ſein. Der kurze Zwiſt, der hierüber entſtand, ward durch die verwitwete Herzogin Hedwig Sophie gütlich beigelegt.

Die Ruhe in ſeinen Staaten zu erhalten, war Friedrich eifrig bemüht. Aber auch der vermehrte Wohlſtand ſeines Volkes lag ihm am Herzen. Er ſuchte Handel und Gewerbe zu fördern. Eine veränderte und vielfach verbeſſerte Einrichtung gab er dem Commerzcollegium in Kopenhagen. Dies Collegium erhielt einen Präſidenten, einen Vicepräſidenten und mehre Aſſeſſoren, welche gemeinſchaftlich für die Aufnahme des Handels und Fabrik-

Digitized by Google

weſens ſorgten und Streitigkeiten durch ein eigenes Handelsgericht ſchlichten ließen. Für die Verſchönerung Kopenhagens ſorgte er in mehrfacher Hinſicht. Er erbaute die Zebaothskirche, die friedrichshavner Kirche in der Citadelle, das Admiralitäts- und Generalcommiſſariatshaus, das Opernhaus. In das letztere Gebäude nahm er 1720 die Landcadetten auf, die bisher in der Ritterakademie gewohnt hatten. Auch in Norwegen, wo er ſich faſt ein Vierteljahr aufhielt, traf er manche wichtige Verbeſſerungen. Er realiſirte die ſchon als Kronprinz gefaßte Idee, Miſſionare nach Lappland zu ſenden. So ſorgte er auch für die Errichtung eines Regierungscollegiums, dem er den Namen Slotslov gab und es ſelbſt am 11. Juni eröffnete. Bis zum Jahre 1721, wo Friedrich einen Statthalter von Norwegen ernannte, dauerte dies Collegium, das aus mehren Aſſeſſoren aus der Bürgerſchaft und dem Militair beſtand und den Viceſtatthalter des Reiches zum Präſidenten hatte.

Viele Mühe gab ſich Friedrich, den König Friedrich Auguſt auf dem polniſchen Throne zu erhalten. Einen Beweis ſeiner Gerechtigkeitsliebe gab er, als er nach dem Tode des Biſchofs Auguſt Friedrich von Lübeck im October 1705 deſſen Bruder Karl in dem Streite unterſtützte, der ſich über das erledigte Bisthum erhob. Den bereits früher erwähnten Plan einer Heidenbekehrung erweiterte Friedrich. Auch auf der Küſte Koromandel ſuchte er die chriſtliche Religion zu verbreiten. Zwei zu Miſſionaren beſonders brauchbare Männer fand er an Bartholomäus Ziegenbalg, einem Sachſen, und Heinrich Plätſchau, einem Mecklenburger, welche ſich im Mai 1705 in Kopenhagen einſchifften und am 9. Juli 1706 zu Tranquebar ans Land traten. Friedrich belohnte den Eifer und die erfolgreichen Bemühungen jener Männer, indem er den Dr. Ziegenbalg zum Propſt der Miſſion ernannte, die nach ſeiner Beſtimmung fortwährend aus den Einkünften der däniſch-norwegiſchen Poſten erhalten werden ſollte. Zur Verbeſſerung jener Anſtalt trug er weſentlich bei durch eine ihr verliehene Buchdruckerei, beſonders aber durch ein von ihm im J. 1715 errichtetes Collegium zur Ausbreitung des Evangeliums. Dieſe heilſamen Anſtalten hätten leicht wieder vernichtet werden können durch die faſt unvermeidliche Theilnahme an dem nordiſchen Kriege, der, entflammt durch den König Karl XII. von Schweden und ſeine Entzweiung mit dem ruſſiſchen Zar, dem König Friedrich Auguſt von Polen und dem teutſchen Kaiſer, auch das däniſche Reich bedrohte. Aller Auffoderungen ungeachtet entzog ſich Friedrich der Theilnahme an jenem Kriege. Ein anderweitiges Intereſſe nahm um dieſe Zeit (1708) ſeine Thätigkeit in Anſpruch. Er vereinigte die guineiſche und weſtindiſche Handelscompagnie, von denen jene bisher ausſchließlich nach Chriſtiansburg, dieſe nach St. Thomas gehandelt hatte. In die politiſchen Angelegenheiten ward er unwiderruflich mit hineingezogen. Entſchieden verwarf er den Antrag des Königs von Schweden, einer franzöſiſchen Flotte den Durchgang durch den Sund zu verweigern. Er bemühte ſich vielmehr, den König Karl mit dem Zar zu verſöhnen. Aber weder dieſe Bemühungen, noch ein von ihm beabſichtigtes kaiſerlich-ruſſiſches Bündniß hatten einen günſtigen Erfolg. Dagegen bemühten ſich, außer dem Kaiſer, Preußen und Frankreich, den König Friedrich zu bewegen, die Waffen gegen Schweden zu ergreifen. Die Seemächte aber bewilligten dieſen Angriff nur unter der Bedingung, daß Friedrich ſeine Hilfsvölker nicht zurückrufen und nicht in das Gebiet von Gottorp oder in die ſchwediſch-teutſchen Provinzen einfallen ſollte. Alles dies und Friedrich's Erklärung, daß er das alte polniſch-ruſſiſch-däniſche Bündniß noch nicht für völlig aufgelöſt halte, bewog den Zar, Alles aufzubieten, um den Krieg zwiſchen Dänemark und Schweden zu entflammen. Friedrich aber, der ſich damals in Venedig aufhielt und in dieſer Stadt ſeinem Vergnügen leben wollte, verſchob alle Berathſchlagungen über dieſe Angelegenheit bis zu ſeiner Rückkehr. Er verließ Venedig am 9. März 1709 und reiſte über Ferrara und Bologna zu dem kunſtliebenden Großherzoge Kosmus von Florenz, der ihn mit Auszeichnung empfing, mehre prachtvolle Feſte ihm zu Ehren veranſtalten und eine große Schaumünze auf ſeine Ankunft prägen ließ, auch das Thor, durch welches er am 15. März gekommen, mit einer lateiniſchen Inſchrift ſchmückte. Einen Beſuch bei dem Papſte Clemens XI. vermied er abſichtlich, um das Gerücht von ſeinem beabſichtigten Übertritte zur römiſch-katholiſchen Kirche zu widerlegen. Doch nahm er ein päpſtliches Geſchenk an, das in einer Sammlung der beſten Kupferſtiche beſtand, die von den römiſchen Alterthümern vorhanden waren. Von Florenz begab ſich Friedrich nach Livorno, Piſa, Lucca, Bologna, Modena, Reggio und Vicenza, wo er einige Tage bei dem Grafen von Velo verweilte, den er auf einer frühern Reiſe nach Italien noch als Kronprinz kennen gelernt hatte. Dieſen Mann ernannte er zu ſeinem Geſandten am kaiſerlichen Hofe und ſchickte ihn nach Wien, wo ihn aber der Kaiſer, weil er ſein Lehnsmann war, in ſeiner Würde nicht anerkennen wollte. Friedrich aber verſtand ſich um ſo leichter bewogen, ihn zurückzurufen, weil er durch den Grafen, der ſich zur römiſch-katholiſchen Kirche bekannte, abermals in den Verdacht der Glaubensveränderung zu gerathen fürchtete. Von Vicenza reiſte er gradezu nach Dresden, wo der König Friedrich Auguſt von Polen, der ihn dort mit Sehnſucht erwartete, ihm zu Ehren mannichfache Feſte und Luſtbarkeiten anſtellen ließ, die über ſechs Wochen dauerten, und theils in Dresden, theils in den ſächſiſchen Bergſtädten und Schlöſſern ſtattfanden [3]). In Dresden ſchloß Friedrich mit dem Könige von Polen ein geheimes Bündniß, durch welches er einen frühern Vertrag vom Jahre 1699 erneuerte. Er verſprach, nachdem er ſich mit dem Zar verbunden haben würde, aus Dänemark und Norwegen in Schweden einzufallen, die teutſch-ſchwediſchen Provinzen und das herzoglich holſtein-gottorpiſche Gebiet aber nicht zu berühren. Auch der König von Preußen und der Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg ſollten in dies Bündniß gezogen werden. Den König von Polen verband ſich Friedrich, als er ihm erlaubte, ſich einen „Erben zu Dänemark und Norwegen“

3) Vgl. darüber die Europäiſche Fama. 89. Th. S. 343 fg.

Digitized by Google

zu nennen, und ſich alſo bei ſeinen Handſchreiben eines beſondern Siegels zu bedienen, auf welchem das däniſche, norwegiſche, polniſche und lithauiſche Wappen mit dem Danebrogskreuze und dem kurſächſiſchen Herzſchilde vereinigt war. Gemeinſchaftlich mit dem Könige von Polen unternahm Friedrich eine Reiſe nach Berlin. Sie fanden den König von Preußen zwar nicht abgeneigt, an dem Kriege gegen Schweden Theil zu nehmen; allein der Mangel einer Flotte und die Neutralität der ſchwediſch-teutſchen Provinzen hinderte ihn, ſofort die Waffen zu ergreifen. Vor der Hand verpflichtete er ſich, das däniſch-polniſche Heer in jeder Weiſe zu unterſtützen, demſelben jedoch, nach Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, einen noch kräftigern Beiſtand zu leiſten.

Bald nach der Rückkehr in ſein Reich überraſchte den König Friedrich die Nachricht von der furchtbaren Niederlage Karl's XII. bei Pultawa. Daran knüpften ſich mannichfache Gerüchte von den Aufſtänden und Parteiungen in Schweden, wo man ziemlich allgemein glaubte, daß der König an ſeinen in jener Schlacht empfangenen Wunden geſtorben ſei und ſich bereits mit der Wahl eines Thronfolgers beſchäftigte. Viele Anhänger zählte unter den ſchwediſchen Reichsſtänden die Partei, welche Karl's XII. Schweſter, die Kronprinzeſſin Ulrike Eleonore, auf den Thron zu erheben und ſie mit dem däniſchen Prinzen Karl zu vermählen wünſchte. Die Geſandten, welche dieſen Antrag dem Könige Friedrich in Kopenhagen überbrachten, foderten ihn, da von ſeinem geheimen Verſtändniſſe mit dem Zar etwas verlautet haben mochte, zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe mit ihrem Reiche auf. Friedrich war eine Zeit lang unentſchloſſen, welche Partei er ergreifen ſollte. Endlich ließ er ſich aber doch zu einer Kriegserklärung gegen Schweden durch die Vorſtellung verleiten, daß ſeine Freunde, wenn er jetzt von dem Kriegsglücke der Ruſſen keinen Vortheil zöge, leicht von ihm abtrünnig werden und ſich zu ſeinen Gegnern geſellen könnten. Er erließ dem zufolge am 28. Oct. 1709 ein Manifeſt in teutſcher und franzöſiſcher Sprache, durch welches er ſeine Kriegserklärung durch mehre ſcheinbare Gründe zu rechtfertigen ſuchte [4]). Er berief ſich darin auf den Verluſt von einzelnen Provinzen und Vorrechten, die ihm durch den König von Schweden entriſſen worden, auf vielfache anderweitige Beeinträchtigungen, beſonders durch den Sundzoll u. ſ. w. Zwei Schriften, in denen die ſchwediſche Regierung jene Beſchuldigungen zu entkräften ſuchte [5]), ſchloſſen mit der Behauptung, daß „der König von Dänemark nur durch den alten Nationalhaß, durch Neid über Karl's XII. Siege und durch die Begierde, die ihm entriſſenen Provinzen wieder zu erobern, zu dem Kriege gegen Schweden entflammt werde."

4) Vgl. Nordberg's Leben Karl's XII. S. 178 und die Einleitung zu dem jetzigen Kriege im Norden. (Frankfurt und Leipzig 1710. 4.) In der letzten Schrift werden alle Zwiſte der däniſchen Könige mit den Schweden von den älteſten Zeiten an erzählt. 5) Ungrund und Unfug des däniſchen Manifeſtes, auf hohen Befehl vorgeſtellet, und nach dem ſchwediſchen Exemplar ins Teutſche überſetzt, im April 1710. Unvorgreifliche Gedanken eines ſchwediſchen Unterthanen über das jüngſt herausgegebene däniſche Manifeſt. 1710.

Aus 4000 Reitern und 22 Bataillonen Fußvolk beſtand das däniſche Heer, welches am 12. Nov. 1710 in Schonen landete. Friedrich langte bald nachher dort an, und wählte bei Helſingborg eine ſehr vortheilhafte Stellung zum Lager für ſein Heer, das jedoch der Übermacht der Schweden weichen mußte und eine ſchwere Niederlage erlitt. Die Schweden eroberten das ganze feindliche Lager und Gepäck nebſt 31 Kanonen und verjagten durch dieſe einzige Schlacht alle däniſchen Völker aus ihrem Reiche. Ungefähr um dieſe Zeit (1710), bald nach der Ausfertigung der däniſchen Kriegserklärung, ſchloß Friedrich, ohne Zuziehung fremder Mächte, zu Hamburg am 11. Dec. 1710 einen Vergleich mit dem Adminiſtrator der holſtein-gottorper Lande über die dort noch immer nicht völlig beſeitigten Streitigkeiten. Dieſer Vertrag ward einige Jahre nachher (1712) noch mehr befeſtigt durch einen ſogenannten Erläuterungsreceß, in welchem Friedrich erklärte, daß künftig alle Güter der lübeckiſchen Patrizier, wie auch alle adeligen Güter, die in den Landesmatrikeln verzeichnet wären, der Mitregierung des Herzogs unterworfen ſein ſollten. Zugleich erlaubte er dem Herzoge, das Poſtrecht in den Herzogthümern auszuüben und zu nutzen, wie er es ſelbſt ausübe. Unterdeſſen war von dem Kaiſer und ſeinen Verbündeten, um im Laufe des Krieges die ſchwediſch-teutſchen Provinzen zu ſichern, ein Neutralitätsheer errichtet worden, das aus 3500 Reitern und 17,500 Mann Fußvolk beſtand und im Auguſt 1710 ins Feld rücken ſollte. Dies Unternehmen ward jedoch durch Karl XII. vereitelt, der am 11. Dec. in einer an alle europäiſchen Höfe geſandten Schrift ſich aufs Heftigſte gegen die Neutralität erklärte und hinzufügte, daß er das Neutralitätsheer für ſeinen Feind halte. Ungeachtet nun die erwähnte Verbindung nicht zu Stande kam, ward Friedrich doch durch ſie verhindert, etwas Wichtiges gegen Schweden zu unternehmen. Nur durch ſeine Flotte ſuchte er einige Vortheile zu erlangen. Am 16. April theilte er ſogenannte Commißbriefe oder Kapervollmachten aus, in welchen er aber alle teutſch-ſchwediſchen Schiffe und Güter von dem Kaperrechte ausnahm und ihnen völlige Sicherheit gewährte. Die däniſche Flotte ſetzte zwar einige Soldaten in verſchiedenen ſchwediſchen Provinzen ans Land und ließ Brandſchatzungen und Lebensmittel eintreiben. Sie fand aber überall großen Widerſtand, da die ſchwediſche Regierung Helſingborg, Landskron und Chriſtianſtadt neu befeſtigen ließ. Völlig abgehalten von den ſchwediſchen Häfen ward die däniſche Flotte durch die Peſt, die damals in mehren ſchwediſchen Städten wüthete und ihre Verheerungen bis in das däniſche Gebiet, nach Kopenhagen und Helſingör, ausdehnte. Friedrich bot Alles auf, um die weitere Verbreitung dieſer Seuche zu hemmen. Er verordnete ein ſogenanntes Geſundheitscollegium, welches alle inficirte Perſonen nach dem neu errichteten Peſthofe in Amegr bringen mußte, wo ſie auf königliche Koſten geheilt und verpflegt wurden. Er ließ aber auch alle Zugänge zu der Inſel Seeland ſtreng bewachen. Wer ſich von dort hinwegbegeben wollte, mußte ſich auf der Inſel Sprö einer Quarantaine unterwerfen. Bis zum 27. Juni blieb Friedrich ſogar ſelbſt

Digitized by Google

in Kopenhagen. Erſt zu Ende des Juli verließ er Frederiksborg und Seeland, und begab ſich nach Koldingen, wohin ihm die königliche Familie folgte. Die Thore von Kopenhagen wurden hierauf geſperrt. Für die Flotte ward der ſonderborger Hafen zum Winteraufenthalte beſtimmt, und die Gemeinſchaft der Bewohner Kopenhagens mit allen übrigen Dänen gänzlich aufgehoben. Selbſt bis nach Flensburg verbreitete ſich, der ſtrengen Strandaufſicht ungeachtet, die noch immer zahlreiche Opfer fodernde Peſt. Friedrich aber fand in dieſer Seuche einen Beweggrund, ſein Heer aus dem Reiche zu ſenden. Es beſtand aus 18,000 Mann Fußvolk und 8900 Reitern. Mit dieſen Truppen begab ſich Friedrich nach Pommern. Auf dem Wege nach der Stadt Roſtock, die ihm insgeheim von dem Herzoge von Mecklenburg zum Waffenplatze überlaſſen worden war, ließ er am 14. Aug. einige Regimenter zurück, um die ſchwediſche Beſatzung in Wismar von Ausfällen abzuhalten. In einem kurzen Manifeſte machte er von Roſtock aus den Bewohnern von ſchwediſch Pommern die Anzeige, daß er, um Holſtein zu ſichern, ihre Beſatzungen vertreiben müßte. Er verſprach ihnen zugleich ſeinen Schutz. Am 30. Aug. war er bereits im Beſitze der meiſten pommerſchen Verſchanzungen. Endlich rückte er am 7. Sept. vor Stralſund und vereinigte ſich dort mit dem polniſch-ſächſiſch-ruſſiſchen Heere, das auf 20,000 Mann geſchätzt ward. Aber auch nach den Verſtärkungen, die er erhielt, dünkte die Einnahme von Stralſund dem Könige Friedrich ein ſchwieriges und misliches Unternehmen. Er beſchloß, ſein Heer nach Bremen zu führen. Als er am 8. Jan. 1712 aufbrach, ließ er die ſächſiſch-ruſſiſchen Truppen zurück, welche außer Stralſund auch Stettin blokirten. In Holſtein verlegte er ſeine Truppen in die Winterquartiere. Das polniſch-ruſſiſche Heer, zu welchem noch 40,000 Ruſſen ſtoßen ſollten, hielt er für ſtark genug, die Belagerung der pommerſchen Feſtungen mit Nachdruck zu unternehmen. Dazu verſprach Friedrich ſein Geſchütz, das zur See nach Greifswalde gebracht werden ſollte, wofür aber der König von Polen ihm das ſeinige auf der Elbe nach Altona ſenden mußte.

Die Herzogthümer Bremen und Verden den Schweden zu entreißen, war ein Plan, mit dem ſich Friedrich um dieſe Zeit ernſtlich beſchäftigte. Ehe er aber denſelben ausführte, that er einige wichtige Schritte zur Verbeſſerung des Kriegsweſens. Er errichtete ein ſogenanntes Seecommiſſariat, das ſpäterhin mit dem Admiralitätscollegium vereinigt ward. Durch ein am 22. Juli publicirtes Manifeſt kündigte er den Herzogthümern Bremen und Verden den Krieg an, unter dem Vorgeben, daß er von denſelben mehrfach bedroht und ihm und ſeinen Unterthanen mancher Schade zugefügt worden ſei. Friedrich ſandte zwei Heeresabtheilungen von 5000 bis 6000 Mann voraus über die Elbe, und da dieſe faſt ohne Widerſtand landeten, folgte er ihnen mit der Hauptarmee nach. Er belagerte Stade, und beſchoß die Feſtung ſo heftig, daß die Beſatzung, ohnedies durch die Peſt geſchwächt, ſich nach kurzem Widerſtande ergab. Friedrich ging hierauf wieder nach Holſtein zurück. Einen Theil ſeines Heeres verlegte er in das Gebiet der Stadt Hamburg, um ſich Genugthuung zu verſchaffen für die Eingriffe des hamburger Raths in die Zoll- und Steuerfreiheit ſeiner Unterthanen. Ein Vergleich, der am 18. Nov. 1712 in Altona zu Stande kam[6]), beendete dieſe Irrungen. Die Stadt Hamburg verſprach dem Könige Friedrich ein Geſchenk von 246,000 Thlrn., und ſandte einige Abgeordnete nach Kopenhagen, welche eine völlige Verſöhnung zu Stande bringen ſollten.

Unterdeſſen war die däniſche Flotte, welche, wie früher erwähnt, das ſchwere Geſchütz zur Beſchießung der Stadt Stralſund überbringen ſollte, in Pommern gelandet. Dort ward ſie zwar durch die ihr überlegene ſchwediſche Seemacht vertrieben, kehrte jedoch wieder nach Pommern zurück und rächte ſich durch die Vernichtung der ſchwediſchen Frachtſchiffe, die mit Proviant und Lebensmitteln beladen waren. Das Kriegsglück ſchien zwar die Schweden Anfangs in Pommern zu begünſtigen, ſeit der tapfere General Steenbock den Oberbefehl über das Heer erhalten hatte. Mangel an Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen zwang jedoch den genannten Feldherrn, ſich von Stralſund nach Mecklenburg zu wenden; dort wollte er verſuchen, ob er in Holſtein eindringen könnte, wo ihm der minderjährige Herzog von Gottorp vermöge eines ſehr geheim gehaltenen Befehls an den Commandanten von Tönningen Gelegenheit verſchaffte, ſich im Nothfalle in dieſe Feſtung zu werfen. Bei Gadebuſch ſiegte Steenbock über das däniſche Heer, drang in Holſtein ein und zündete Altona an. Die Feſtung Tönningen öffnete ihm durch Verrath ihre Thore. Als dies Friedrich erfuhr, ließ er durch den Generalmajor von Domz das Schloß Gottorp nebſt allen fürſtlichen Ämtern im Fürſtenthume Schleswig und ſo auch das Stift Lübeck in Beſitz nehmen. Daß ihn der Herzog von Gottorp durch falſche Verſicherungen getäuſcht und mit dem General Steenbock und dem ſchwediſchen Reiche ſich in ein geheimes Bündniß eingelaſſen hatte, war eine Erfahrung, die den König Friedrich bitter ſchmerzte. Die Senſation, welche dies Verfahren unter einigen auswärtigen Mächten erregte, ward durch eine Schrift vergrößert, welche die Behauptung enthielt, daß der Commandant zu Tönningen durch den unverbindlichen Befehl ſeines minderjährigen Herzogs und durch eine Kriegsliſt des Generals Steenbock hintergangen worden, und daß der Adminiſtrator nicht in die Eröffnung der Feſtung gewilligt, ſondern vielmehr die ſtrengſte Neutralität habe behaupten wollen. Nach mehrfachen fruchtloſen Vermittelungen auswärtiger Mächte ließ ſich Steenbock nur durch Friedrich's Drohung, daß er Tönningen beſchießen laſſen werde, zur Räumung der Feſtung bewegen; zu Oldensworth trat er am 11. Mai in Unterhandlungen und ergab ſich hierauf am 16. mit ſeinem ganzen Heere dem Könige Friedrich. Dieſer verweigerte zwar Anfangs die von ihm verlangte Zurückgabe des Herzogthums Got-

6) Vgl. der Stadt Hamburg geziemende Beantwortung der Anno 1712 durch öffentlichen Druck von Seiten J. K. Majeſtät von Dänemark publicirten Speciei facti. (1712. 4.) Nachricht von dem rechtlichen Zuſtande der Reichsfreiheit der Stadt Hamburg, in Fabri's Europäiſcher Staatscanzley. 67. Th. S. 30.

Digitized by Google

torp und des Stifts Lübeck, ließ ſich jedoch durch Vermittelung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, der um dieſe Zeit den väterlichen Thron beſtiegen hatte, dazu bewegen. Völlig beigelegt wurden dieſe Streitigkeiten durch die preußiſch-gottorpiſchen Neutralitätsverträge. Durch die erwähnten holſteiniſchen Ereigniſſe war Friedrich verhindert worden, ein dem ruſſiſchen Zar früher gegebenes Verſprechen zu erfüllen, nach welchem er von Norwegen aus in Schweden eindringen wollte. Ihm drohte aber auch Gefahr von einem Überfalle der Engländer, welche den Herzog von Gottorp begünſtigten. Um dieſe Gefahr abzuwenden, ließ er zum Schutze des Hafens von Kopenhagen zwei Blockhäuſer bauen; den Pröveſteen und die drei Kronen. Die Feſtung Tönningen ließ er immer enger einſchließen, bis ſie ſich endlich im Februar 1714 aus Mangel an Proviant ergeben mußte. Er ließ ſie hierauf ſchleifen. Unter den Schriften, die der Commandant von Tönningen hinterließ, fanden ſich mehre wichtige Documente über das geheime Einverſtändniß des Hauſes Gottorp mit dem ſchwediſchen Reiche. Dadurch und als Feind der Krone Schweden und aller ihrer Verbündeten glaubte Friedrich ſich zur Beſitznahme des Herzogthums Schleswig-Gottorp berechtigt. Die Vereinigung deſſelben mit dem däniſchen Reiche vermehrte die Einkünfte der königlichen Schatzkammer durch die jährliche Summe von 700,000 Thalern, zu einer Zeit, wo der König auf Mittel hatte denken müſſen, die durch den Krieg erſchöpften Caſſen zu füllen. Das eine dieſer Mittel beſtand in der Einführung von Münzzetteln, das andere in einem erniedrigten Münzfuße.

Die im J. 1714 eingetretene Waffenruhe benutzte Friedrich, um zwei zweckmäßigen Anſtalten ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Es war die Errichtung einer Kriegsſchule oder Landcadettencompagnie, welche die Gelder und Gebäude der im J. 1710 aufgehobenen Ritterakademie in Kopenhagen erhielt, und außerdem die Stiftung eines Miſſionscollegiums, oder, wie es auch genannt ward, des Collegiums de cursu Evangelii. Die letztere Anſtalt, welche den Vorwurf beſeitigte, daß die Lutheriſche Kirche nicht für die Verbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden ſorge, ward am 10. Dec. 1714 errichtet. Sie wandte zuerſt ihre Thätigkeit auf die Bekehrung der Finländer, durch Ausſendung von Miſſionaren und durch Erbauung von Kirchen und Schulen. Unter dieſen Beſchäftigungen, die ſeine Thätigkeit vielfach in Anſpruch nahmen, behielt Friedrich die politiſchen Ereigniſſe immer ſcharf im Auge. Von dem ſchwediſchen Reiche drohte ihm noch immer Gefahr. Um ſie abzuwenden, ſchloß er im December 1714 ein Bündniß mit dem Könige von Preußen, mit Großbritannien und dem Zar. Dem Kurhauſe Braunſchweig-Lüneburg überließ er die Herzogthümer Bremen und Verden für ſechs Tonnen Goldes und 277,000 Thaler rückſtändiger Landesſteuern. Ein däniſches Heer von 24,000 Mann vereinigte ſich vor Stralſund mit der preußiſchen Armee unter dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau. Das Kriegsglück begünſtigte die däniſchen Waffen. Bald nach der von den Schweden verlorenen Seeſchlacht bei Bülke landete Friedrich nebſt dem Könige von Preußen auf der Inſel Rügen. Stralſund ward nach kurzem Widerſtande erobert. Die Stadt nebſt der Inſel Rügen und dem Theile von Pommern, der diesſeit der Peene gelegen, ward mit Dänemark verbunden. Am 24. Juli 1716 ließ ſich Friedrich dort huldigen. Er beſchäftigte ſich zugleich damit, die Lehnbriefe für den Adel auszufertigen, und ernannte den General von Dewitz, der ſich bei der Belagerung von Stralſund rühmlich ausgezeichnet, zum Statthalter von däniſch Pommern.

Wieder nach Dänemark zurückgekehrt, beſchäftigte ſich Friedrich mit vielfachen Vorbereitungen zu dem Reformationsjubiläum, das am 31. Oct. und 1. Nov. 1717 mit großer Pracht in allen bewohnten Orten des Reichs, ſogar auf Faröer und Island, gefeiert werden ſollte[7]. Im Sommer ließ Friedrich im Sunde einige nordholländiſche und hamburgiſche Schiffe anhalten, um von den nördlichen niederländiſchen Provinzen die rückſtändigen Hilfsgelder, von der Stadt Hamburg aber Genugthuung für einige ihm zugefügte Beleidigungen zu erlangen[8]. Auf Verwendung der niederländiſchen und franzöſiſchen Geſandten gab er jedoch, obgleich er ſeinen Zweck nicht erreicht hatte, jene Schiffe wieder frei. Durch die ſogenannte Reluitionscommiſſion, die er im Juli 1717 angeordnet hatte, ließ er mehre unter Friedrich's III. Regierung von der däniſchen Krone wiederkäuflich veräußerte oder verpfändete Äcker und Güter wieder einlöſen. Einen Theil dieſer Güter verwandelte er in ſogenannte Reiterdiſtricte. In jeden derſelben legte er ein Regiment Reiter, die von den Einkünften und Wieſen unterhalten wurden. Von dieſen Reiterdiſtricten wurden ſechs in Seeland, einer in Falſter, einer in Laaland, einer in Fünen und drei in Jütland errichtet, und in jedem dieſer Diſtricte Baraken erbaut und Wieſen eingehegt. Auf dieſe Anſtalt verwandte Friedrich bedeutende Summen, doch entſprach der Zweck, den er damit verband, nicht ganz ſeinen Erwartungen. Seine Thätigkeit nahm im J. 1717 ein unglückliches Ereigniß in Anſpruch, das zugleich ſeinen humanen Charakter von einer ſehr liebenswürdigen Seite zeigte. Die Nordſee überſchwemmte bei einem heftigen Sturme am 25. Dec. 1717 einen großen Theil des Herzogthums Schleswig. Die ditmarſiſchen und eiderſtedtiſchen Deiche oder Seedämme wurden durchbrochen, viele Häuſer gänzlich zerſtört, oder wenigſtens ſtark beſchädigt, und nicht wenige Menſchen ereilte rettungslos der Tod in den Fluthen[9]. Friedrich blieb nicht ungerührt bei dem allgemeinen Elende.

7) ſ. Newe Beſkriving over Solenniteterne ved Jubelfeſten. (1717. 4.) Europäiſche Fama. 207. Th. S. 204. Das Jubiläum ward durch drei Schaumünzen verewigt, auf deren einer M. Lutherus Germanorum, J. Bugenhagius Danorum Apostoli abgebildet ſind. 8) Vgl. Europäiſche Fama. 207. Th. S. 216. Der Rath zu Hamburg hatte die neuen däniſchen Geldſorten im Werthe herabgeſetzt, ungeachtet er die herzoglichen gleich ſchlechten Münzen von 1681 und 1682 im Handel für voll gelten ließ. Von den altonaer Kaufleuten waren Beſchwerden eingelaufen über die harte Behandlung, die ſie von den öffentlichen Behörden in Hamburg erfahren. 9) Vgl. Umſtändliche Nachricht von der großen Waſſerfluth, welche in der Chriſtnacht des 1717ten Jahrs die Herzogthümer Schleswig, Holſtein, Bremen, ingleichen Delmenhorſt, Oldenburg, Jever, Oſtfriesland, Gröningen, Friesland, Holland und die übrigen vereinigten Provinzen betreffen. (Hamburg 1718.)

Digitized by Google

Er unterſtützte ſeine unglücklichen Unterthanen durch Geſchenke, Vorſchüſſe und eine allgemeine Geldcollecte. Auch ſandte er ihnen einige Regimenter, um die durchbrochenen Dämme wiederherzuſtellen, und oednete eine allgemeine Deichcommiſſion an. Das Jahr 1717 ſchloß aber nicht ohne Gefahr für ihn ſelbſt. Nur durch einen glücklichen Zufall entging er dem Mordanſchlage des verwegenen irländiſchen Freibeuters John Nordcroß, der ſowol ihm als dem Kronprinzen nach dem Leben trachtete[10]).

Ungefähr um dieſelbe Zeit, zu Anfange des Jahres 1718, wo Karl XII. auf der Inſel Aland mit Rußland Friedensunterhandlungen anzuknüpfen ſuchte, ſchloß Friedrich ein neues Schutz- und Trutzbündniß mit Georg von Großbritannien als König und Kurfürſten. Der König von Schweden rüſtete ſich unterdeſſen zur Belagerung von Frederikshall und beauftragte den General Armfeld mit Einfall in Drontheim. Nicht blos jene beiden Städte, auch den größten Theil von Nord- und Südnorwegen fürchtete Friedrich einzubüßen. Unter dieſer Beſorgniß überraſchte ihn die Nachricht von dem Tode Karl's XII., den in den Laufgräben von Frederikshall ein Schuß getödtet. Dies Ereigniß beſchleunigte die im J. 1719 angeknüpften Unterhandlungen mit Schweden, die endlich am 13. Nov. 1720 zum Abſchluß des friedrichsborger Friedens führten. Der Herzog von Gottorp erhielt durch jenen Frieden ſeinen holſteiniſchen Landesantheil wieder, und erwählte Kiel zu ſeinem Sitze. Die gemeinſchaftliche Regierungsverfaſſung in dem Herzogthume Holſtein ward beibehalten. In Bezug auf die Beſatzung aber verlangte Friedrich, daß der Heezog nie feemde Kriegsvölker in ſein Land aufnehmen ſollte. Bei ſeinem norwegiſchen Heere traf er die Einrichtung, daß er alle Cornets, Adjutanten, Wachtmeiſter und Seegeanten, wie auch 152 Gemeine von jedem Cavalerie- und 144 von jedem Infanterieregimente abdankte. Dagegen unterhielt er 3000 Matroſen, denen er ein gewiſſes Jahrgeld anwies, woher ſie Jaheesdiener hießen, in Kopenhagen, wo er ſie nach Art der Landſoldaten in ſechs Diviſionen oder 30 Compagnien vertheilen ließ. Zur Beſeitigung mancher Mängel, welche der zehnjährige Krieg veranlaßt hatte, ließ er am 18. Jan. 1721 eine neue Kammergerichtsordnung entwerfen, und gab der Kammer ſelbſt eine veränderte und zweckmäßigere Form. Noch im J. 1720 legte er den Grund zu einem geräumigen Luſtſchloſſe zu Öſtrup, unweit Friedrichsburg, welches er 1722 an ſeinem Geburtstage bezog. Dies Schloß, zum Andenken an den mit Schweden geſchloſſenen Frieden Fredensborg genannt, ward jedoch erſt 1726 ganz vollendet. Es hatte eine ſehr anmuthige Lage, mitten in einem Walde, und war geſchmückt mit koſtbaren Gemälden und Sculpturarbeiten. Dies war das zweite Schloß, welches Friedrich erbaute. Schon als Kronprinz hatte er das Schloß Friedrichsberg bei Kopenhagen aufrichten laſſen. Aus vorherrſchender Neigung unternahm er jedoch noch mehre andere Bauten, darunter die zwar kleinern, doch geſchmackvollen Schlöſſer zu Koldingen, Waldé und Odenſee. Auch das alte Reſidenzſchloß zu Kopenhagen erhielt durch ihn eine veränderte Geſtalt. Mehre Hoſpitäler und namentlich Landſchulen, deren Zahl auf 240 angegeben wird, verdanken ihm gleichfalls ihre Entſtehung.

Im J. 1721 war Friedrich's Gemahlin, die Königin Louiſe, im 54. Lebensjahre geſtorben und am 2. April zu Roeskild feierlich beigeſetzt worden. Sie hatte ihm vier Söhne, darunter den Kronprinzen Chriſtiern, und eine Tochter, die Prinzeſſin Charlotte Amalie, geboren. Am zweiten Tage nach der Beerdigung der Königin vermählte ſich Friedrich in Kiel in Gegenwart ſeiner geheimen Räthe mit des ehemaligen Großkanzlers Grafen von Reventlow Tochter, Anna Sophie, die er in Jütland 1711 kennen gelernt und zu einer Gräfin von Schleswig erhoben hatte. In Friedrichsburg ward ſie am 30. Mai in Gegenwart des Kronprinzen, der königlichen Familie und des Hofes als Königin gekrönt. Am 16. Juli hielt ſie ihren feierlichen Einzug in Kopenhagen[11]). Zu ihrem Witthume beſtimmte Friedrich das in eine Grafſchaft verwandelte Gut Waldé. Seinem Beiſpiele folgte bald nachher der Kronprinz, der ſich auf einer damaligen Reiſe nach Sachſen mit einer Prinzeſſin von Brandenburg-Kulmbach vermählte. Kurz vor der Rückkehr des Kronprinzen von jener Reiſe begab ſich Friedrich nach Gottorp, wo er am 22. Aug. durch ein offenes Scheeiben die Unterthanen, Landſtände und ſchleswigſchen Diener des Herzogs von Holſtein von ihrer Pflicht gegen den Herzog feierlich losſprach, ſie in ihren Vorrechten beſtätigte und die Landſtände auffoderte, ſich den 4. Sept. in Gottorp zur Huldigung einzufinden. Dieſe feierliche Handlung fand an dem genannten Tage ſtatt. Friedrich ließ bei dieſer Gelegenheit das Wappen des Fürſtenthums Schleswig aus dem Mittelſchilde, in welchem ſich die Wappen der von Teutſchland abhängigen Staaten vereinigten, in den Hauptſchild des Reichswappens ſetzen, und es 1726 in dieſer Geſtalt auf die Vierkronenſtücke prägen.

Faſt zu eben der Zeit entzweite ſich Friedrich mit den Generalſtaaten, oder vielmehr mit allen vereinigten niederländiſchen Provinzen über die Erneuerung der bisherigen Handelsverträge, die ſich mit dem Jahre 1721 endigten. Die Republik verlangte, wie zuvor, gleiche Handelsrechte mit den Unterthanen des Königs im däniſchen und norwegiſchen Gebiete. Dieſe Foderung aber lehnte Friedrich ab, weil die Generalſtaaten ſich weigerten, ſeinen Unterthanen ein gleiches Vorrecht in ihren Staaten zuzugeſtehen. Den Zoll, den die übrigen Nationen zu bezahlen pflegten, foderte er auch den niederländiſchen Seefahrern ab. Die Generalſtaaten hielten dies Verfahren für eine Verletzung ihrer Gerechtſame. Um ſich zu rächen, verboten ſie die Einfuhr der jütländiſchen Ochſen in die Niederlande, und beſtanden trotzig auf die Sundzollverminderung, indem ſie ſich auf einen Handelsvertrag vom Jahre 1544 beriefen. Friedrich aber be-

10) Vgl. Das wunderbare Leben des John Nordcroß, eines engliſchen Kapercapitains. (Leipzig 1757.)

11) Vgl. Relation om Dronning Soph. Amal. Indtog. (Kiöbenhavn 1721.) Danſke Atlas. 5. Th. S. 104. 1. Th. S. 354. *Pontoppidani* Annal. Eccles. Dan. Vol. IV. p. 137 seq.

Digitized by Google

harrte bei ſeinem Entſchluſſe, den Niederländern ihre alten Handelsrechte nicht wieder zu ertheilen, um ſo hartnäckiger, da er noch über andere Angelegenheiten, namentlich über das Vorenthalten der Gelder, die er noch für ſeine Hilfsvölker zu fodern hatte und über die niederländiſchen Fahrten nach Grönland mit der Republik zerfallen war. Die Vorſtellungen des durch ſeinen Eifer für die Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden hochverdienten Superintendenten Hans Egede bewogen den König Friedrich zur Errichtung einer Handelsgeſellſchaft in Grönland. Dort ſtiftete Friedrich auch eine Miſſion, und Egede ward von ihm zum Miſſionar ernannt. Zur Unterſtützung jener Anſtalt bewilligte Friedrich die Anlegung einer großen Lotterie. Auch ſchrieb er im J. 1721 eine allgemeine Landesſteuer in allen ſeinen Staaten aus zu kräftiger Unterſtützung des grönländiſchen Handels. 1723 erhielt die Handelscompagnie in Bergen mehre Vorrechte. Schon einige Jahre zuvor (1721) hatte er den Verſuch gemacht, eine neue Matrikel des Königreichs Norwegen anfertigen zu laſſen. Was ihn dazu bewegte, waren die Mängel und Unrichtigkeiten des alten Ackergeſetzes vom Jahre 1656. Auch hatte er ſich überzeugt, daß die Bewohner des nördlichen Norwegens in Vergleich mit dem ſüdlichen zu hoch beſteuert waren. Durch den Biſchof von Chriſtiania ließ er ſich bewegen, die norwegiſchen Kirchengüter, die bisher von den Stiftsſchreibern verwaltet worden waren, nebſt den ſogenannten Streugütern oder einzelnen königlichen Äckern und Höfen zu verkaufen, weil er von der meiſtens treuloſen Verwaltung jener Güter ſich überzeugt hatte.

Einen Beweis ſeiner Gerechtigkeitsliebe gab Friedrich, als er im J. 1722 den Grafen Friedrich Karl von Karlſtein zum Herzoge von Schleswig-Holſtein ernannte, um ihn dadurch in den Beſitz der demſelben ſtreitig gemachten Herrſchaft Plön zu ſetzen. Er überließ ihm einſtweilen Norberg, welches aber der Herzog, wenn er Plön erlangt haben würde, dem Könige zurückzugeben verſprach. Durch Erbſchaft fiel dieſem einige Jahre nachher (1726) die teutſche Reichsgrafſchaft Ranzau zu. Ungeachtet die früher erwähnte Anfertigung einer neuen Matrikel für das Königreich Norwegen nicht den beabſichtigten Erfolg gehabt hatte, beſchloß Friedrich dennoch, auch von den ſchleswig-holſteiniſchen Herzogthümern und Grafſchaften, namentlich Oldenburg und Delmenhorſt, Erdbücher und Schatzanſchläge entwerfen zu laſſen. Die Unterſuchung aber über die Rückſtände der Unterthanen und deren Beibehaltung oder Verringerung unterlag ſo vielen Schwierigkeiten und Beſchwerden, daß die darüber niedergeſetzte Commiſſion die Anfertigung der Matrikel wieder aufgeben mußte. Mit tiefem Unmuthe vernahm er 1724 nach der Rückkehr einer Reiſe in die Bäder von Aachen die Klagen ſeiner Unterthanen über die vielfach ſtattgefundenen Beſtechungen der öffentlichen Beamten. Er fand ſich dadurch zur Einführung der ſogenannten Mittwochsaudienzen veranlaßt. Nach einer Verordnung, die er am 24. Febr. 1725 erließ, geſtattete er allen ſeinen Unterthanen an dem genannten Tage eine Stunde vor der Predigt zu ihm zu kommen und vor ſeinen Augen ihre Bittſchriften oder Beſchwerden in ein geöffnetes Käſtchen zu legen, welches er ſelbſt verſchloß, am Abend aber in ſeinem Zimmer genau unterſuchte. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wandte er um dieſe Zeit auf die Marine. Die politiſchen Ereigniſſe drängten ihn dazu. Er hatte Urſache die Kaiſerin Katharina zu fürchten, die nach ihres Gemahls, des Zars Peter's, Tode 1725 den ruſſiſchen Thron beſtiegen, und da ſie ihre Tochter mit dem Herzoge von Holſtein-Gottorp vermählt, demſelben wieder zu dem Beſitze von Schleswig zu verhelfen ſuchte. Als Friedrich's Bemühungen, mit dem Herzoge ſich zu vergleichen, fruchtlos blieben, ſchloß er am 16. April 1727 zu Kopenhagen ein für Dänemark ſehr vortheilhaftes Schutz- und Trutzbündniß mit England und Frankreich. Friedrich verpflichtete ſich auf vier Jahre, nicht zuzugeben, daß die Beſitzungen nordiſcher Fürſten an der Oſtſee und in Niederſachſen, ſowie auch der friedensburger Friede vernichtet oder verändert würde. Er machte ſich anheiſchig, dem Könige von Frankreich nicht nur 12,000 Mann Hilfstruppen zu ſenden, wenn dieſer Monarch wegen des hanoverſchen Vergleichs angegriffen werden ſollte, ſondern jene Zahl noch um das Doppelte zu vermehren, wenn Schleswig oder Bremen von einer auswärtigen Macht bedroht würde. Für dieſe Hilfe verſprachen die Könige von England und Frankreich gemeinſchaftlich dem Könige Friedrich die jährliche Summe von 350,000 Thalern. Außerdem aber machten ſie ſich anheiſchig, wenn der Herzog von Gottorp auf eine Vergütung für das Herzogthum Schleswig dringen ſollte, zwei Drittel der alsdann dem Herzoge verſprochenen Gelder zu zahlen. Dieſer ſchien indeſſen zu einem Vergleiche mit dem Könige Friedrich ſo wenig geneigt, daß er vielmehr mit den übertriebenſten Foderungen hervortrat, die, wenn ſie bewilligt worden wären, dem däniſchen Reiche viele Länder gekoſtet haben würden.

Für die Aufnahme und Sicherheit des Handels ſorgte Friedrich um dieſe Zeit (1726) durch die Seeaſſecuranzcompagnie in Kopenhagen. Jedes Mitglied dieſer Geſellſchaft unterzeichnete ſich mit 1000 Thalern, die es jedoch nicht eher als im Nothfalle auszahlte. Durch die Vorſchrift, daß auf ein einziges Schiff nicht über 30,000 Thaler verſichert werden durften, erhielt die Geſellſchaft gleich Anfangs einen Gewinn von vier Procenten, der ſich nachher bis auf neun ſteigerte. Durch das ſogenannte Privilegium der vier Species verlieh Friedrich den Bürgern von Kopenhagen das Recht des Alleinhandels mit Salz, Wein, Branntwein und Tabak, nachdem ſie bisher theils durch die holländiſchen Schleichhändler, theils durch den erhöhten Zoll an dem Abſatze jener Waaren verhindert worden waren. Friedrich fand ſich aber veranlaßt, dies Vorrecht ſpäterhin (1730) wieder aufzuheben, da ungeachtet der geſchärften Befehle und geſteigerten Zölle der Schleichhandel auf der Weſtküſte von Jütland immer mehr zunahm. Mit der Stadt Hamburg gerieth Friedrich um dieſe Zeit in Zwiſt, als der dortige Rath mehre königliche Münzen in ihrem Werthe herabſetzte. Friedrich ward darüber ſo entrüſtet, daß er ſeinen Unterthanen den Handel mit Hamburg und Lübeck verbot. Durch eine niedergeſetzte Commiſſion ließ er in ſeinen Staaten den alten däniſchen Münzfuß wieder einführen. Raſtlos be-

Digitized by Google

müht, alle Mängel der Landesverfaſſung zu beſeitigen, verordnete Friedrich eine Commiſſion, um die Beſchaffenheit der oſtindiſchen Handelscompagnie in Kopenhagen zu unterſuchen. Der Credit dieſer Geſellſchaft war geſunken, und gedrückt durch eine Schuldenlaſt von mindeſtens 150,000 Thalern, wies ſich kaum ein Mittel, ſie von ihrem gänzlichen Verfalle zu retten. Unter dieſen Umſtänden entwarf Friedrich, mit Zuziehung der von ihm niedergeſetzten Commiſſion, den Plan zu einer neuen Handelsgeſellſchaft in Altona, die mit der alten oſtindiſchen Compagnie in Kopenhagen zwar verbunden ſein, doch für eigene Rechnung Schiffe nach Mokka, Bengalen und China ſenden ſollte. Mehrfache Hinderniſſe traten ein, welche die Ausführung dieſes Planes vereitelten. Die alte oſtindiſche Compagnie ward jedoch durch ihre Schuldenlaſt genöthigt, dem König ihre Freiheitsbriefe zurückzugeben und am 28. April 1729 ſich aufzulöſen.

In die letzte Zeit von Friedrich's Regierung fiel ein furchtbarer Brand, der am 20. Oct. 1728 einen großen Theil der Stadt Kopenhagen einäſcherte. Der König leitete ſelbſt die Löſchanſtalten und ſetzte ſich den drohendſten Gefahren aus. Als er endlich die Stadt für rettungslos verloren hielt, vertheilte er die in Kopenhagen anweſenden Matroſen, deren Zahl ſich auf 4000 belief, auf die Flotte, und die 8000 Mann ſtarke Beſatzung auf Roſenberg, den Schloßholm und die übrigen Schlöſſer in der Nähe von Kopenhagen, um wenigſtens dieſe vor den ſich immer weiter ausbreitenden Flammen zu ſchützen. Durch vereinte Anſtrengung ward endlich der furchtbare Brand gelöſcht. Faſt zwei Drittheile der Stadt, gegen 2500 Häuſer, ſechs Kirchen, die ſämmtlichen Univerſitäts- und Bibliothekgebäude, das Waiſenhaus, das Generalpoſtamt und viele andere Gebäude waren ein Opfer der Flammen geworden. Faſt drei Wochen lang ließ der König die rauchenden Brandſtätten zur Verhütung neuer Gefahr durch Reiterſcharen und Bürger bewachen, und das unter dem Schutte aufgefundene Hausgeräth oder Geld den Eigenthümern durch von ihm angeordnete Commiſſionen wieder zuſtellen. Unter die ärmern Bewohner ließ er Lebensmittel vertheilen und verſchaffte denen, die aus Mangel an Raum in der Stadt nicht untergebracht werden konnten, ein Obdach und die nöthige Koſt in den benachbarten Dörfern. Die Conſumtionsſteuer ward auf einige Jahre, alle übrigen Steuern aber auf 20 Jahre allen Bewohnern von Kopenhagen erlaſſen. Schmerzlich war für ihn beſonders die drohende Auflöſung der Univerſität. Die Profeſſoren und viele Studenten hatten ihre Wohnungen eingebüßt. Jene ſtellten ihre Vorleſungen ein und von dieſen begab ſich eine große Zahl in ihre Heimath. Friedrich aber unterſtützte die Profeſſoren reichlich, ließ neue Hörſäle erbauen und ſorgte auch beſonders dadurch für den Flor der Univerſität, daß er die ſeit 40 Jahren ausgeſetzten juriſtiſchen Vorleſungen wieder einführte.

Nicht ohne Einfluß auf die däniſchen Verhältniſſe blieb der um dieſe Zeit (1730) erfolgte Tod des Zars, Peter's II. Die Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, welche nach ihm den ruſſiſchen Thron beſtieg, bemühte ſich um die Freundſchaft mit dem däniſchen Reiche. Zwiſchen ihr und dem Könige Friedrich kam ein Bündniß zu Stande, welches Friedrich im Sommer 1730, die Kaiſerin aber erſt am 30. Oct. in Moskau beſtätigte. Die Unterzeichnung dieſes Vergleichs war Friedrich's letztes Staatsgeſchäft. Von einer plötzlichen Schwäche befallen, ſuchte er Geneſung in Valöe und Gottorp, wohin er ſich mit ſeiner Gemahlin begab. Die zunehmende Krankheit nöthigte ihn jedoch bald an die Rückkehr nach Kopenhagen zu denken. Er war ſo erſchöpft, daß er zu Odenſee bleiben mußte. Dort feierte er am 11. Oct. ſeinen letzten Geburtstag durch eine Predigt, die er ſich auf ſeinem Krankenlager halten ließ. Das Thema war: Der Tag des Todes iſt beſſer als der Tag der Geburt. Er ſtarb am 12. Oct. 1730 und ward am 16. Dec. feierlich in der Erbgruft zu Roeskild beigeſetzt. Sein Sohn Chriſtiern folgte ihm unter dem Namen Chriſtiern VI. auf dem däniſchen Throne [12]. (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH V., König von Dänemark, geb. am 31. März 1723, ein Sohn Chriſtiern's VI., zeigte ſchon früh die glücklichen Anlagen, durch die er ſich ſpäterhin die Liebe ſeines Volkes und die Achtung des Auslandes erwarb. Er war lebhaft und feurig von Natur, dabei aber mild, geneigt zum Wohlthun und freundlich gegen Hohe und Niedere. Ein Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, vereinigte er mit dieſer Neigung zugleich den Charakter eines muthigen und unerſchrockenen Kriegers. Für ſeine Erziehung hatte ſein Vater, Chriſtiern VI., aufs Redlichſte geſorgt. In ſeinem ſechsten Lebensjahre (1729) erhielt Friedrich ein Regiment, bei welchem er ſich in Waffen üben ſollte. Bei einer Muſterung im J. 1732 commandirte er dies Regiment mit ſo vielem Takt, daß ſein Vater eine Schaumünze prägen ließ, um das Andenken an jenen Tag (den 16. April 1732) zu verewigen [1]. Auch im Fechten und Rei-

12) Vgl. Oratio funebris in obitum Friderici IV., habita in Consistorio 12. Dec. 1730, a *Lud-v. Holberg.* (Copenh. 1730.) Pontoppidan's Danſke Atlas. 1. Th. S. 311 fg. A. Hojer's Geſchichte König Feiedrich's IV. von Dänemark. (Kopenhagen 1732.) Auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befinden ſich mehre handſchriftliche Werke, mit biographiſchen Notizen über Friedrich, ſo unter andern ein hiſtoriſches Journal über die vorzüglichſten Begebenheiten und Vorfälle in dem Leben und der Regierung König Friedrich's IV., von 1670—1730; ferner Muhle's Hiſtorie Friedrich's IV. aus Münzen und das Verzeichniß der Sammlung von Münzen und Medaillen, die der däniſche geheime Rath Chriſtian Auguſt Graf von Berkentin hinterlaſſen. Vgl. über dieſe und noch einige andere Quellen zu Feiedrich's Biographie die Fortſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 33. Th. S. 656.

1) Die Münze zeigt auf einer Seite des Kronprinzen Bildniß, mit der Unterſchrift: Fridericus Princ. Hered. Dan. Norv. V. G., auf der andern Seite aber den Kronprinzen, von der Hoffnung und Minerva begleitet, an der Spitze eines Heeres, mit der Überſchrift: Spes Augusta Trionum, und der Unterſchrift: Principe Juventutis X aet. an. militiam auspicante MDCCXXXII. Von dieſer Münze hat man zwei verſchiedene Gepräge. Auf der Geburtstagsmedaille des Kronprinzen, die ſein Großvater, König Friedrich IV., prägen ließ, lieſt man die bedeutungsvollen Worte: Aeternum alternent Christiani cum Fridericis nomina chara polo, nomina clara solo. Vergl. von Berkentin's Münzverzeichniß S. 175.

Digitized by Google

ten erhielt Friedrich Unterricht. Als einen gewandten Reiter zeigte er ſich zuerſt bei einem prachtvollen Ringelrennen am 13. April 1742. Bereits im März 1730, an ſeinem ſiebenten Geburtstage, hatte er einen eigenen Hofſtaat und in dem geheimen Rathe Roſenkranz einen gelehrten und vielſeitig gebildeten Mann zum Oberhofmeiſter erhalten, der ſeine Kenntniſſe in der Geſchichte, Geographie, dem Staatsrechte u. a. wiſſenſchaftlichen Fächern berichtigte und erweiterte. In den ältern und neuern Sprachen unterwieſen ihn die Profeſſoren Lütkens, Kall und Scheid. Friedrich intereſſirte ſich ſo lebhaft für Wiſſenſchaften und Künſte, daß er neben einer auserleſenen Bibliothek ſich auch eine ſehr reichhaltige Sammlung von Gemälden und Kunſtwerken der verſchiedenſten Art anlegte. Durch ſeine Religioſität empfahl er ſich nicht blos in den däniſchen Staaten, ſondern auch in Schweden. Der dortige Klerus und der Bauernſtand wünſchten ihn zum Thronfolger, und drang auf die Erneuerung der kalmariſchen Union. Den mannichfachen Parteiungen und Streitigkeiten, die ſich darüber erhoben, ſetzte Friedrich ein Ziel, indem er feierlich allen Anſprüchen auf die ſchwediſche Krone entſagte. Seine Zwiſte waren beinahe beſeitigt, als er ſich am 16. Oct. 1743 nach Altona begab, wo er ſich mit der großbritanniſchen Prinzeſſin Louiſe, einer Tochter Georg's II., vermählte. Am 11. Dec. 1743 hielt die Kronprinzeſſin ihren feierlichen Einzug in Kopenhagen [2]).

Nach dem im J. 1746 erfolgten Tode ſeines Vaters, König Chriſtiern's VI., beſtieg Friedrich den däniſchen Thron mit dem Vorſatze, ſeine Unterthanen ſo glücklich zu machen, als es irgend in ſeinen Kräften ſtände. Er verminderte einige Schatzungen in Norwegen und ſchenkte denen, die durch die Viehſeuche gelitten, ihren Kronſchatz. Die Witwencaſſe des Militairs ward durch ihn vergrößert. Um die Staatsſchuld zu tilgen, errichtete er eine Leibrentengeſellſchaft, die am 13. Febr. 1747 eröffnet ward. Nach ſeines Vaters Beiſpiel verordnete er eine eigene Commiſſion zur Entſcheidung veralteter Rechtshändel, die durch die Peſt im J. 1711 unterbrochen worden waren. Die Thätigkeit der Beiſitzer jenes Gerichtes bewährte ſich auf ſo glänzende Weiſe, daß im J. 1747 anderthalb hundert Proceſſe beendet wurden. Wer zu einem Civil- oder Staatsamte befördert ſein wollte, mußte ſich auf Friedrich's Befehl einer ſtrengen Prüfung der juriſtiſchen Facultät unterwerfen. Außer dieſen gemeinnützigen Anſtalten ſorgte er auch für das Vergnügen ſeiner Unterthanen, indem er italieniſche Opernſänger nach Kopenhagen kommen ließ, die auf ſeine Koſten die beſten dramatiſchen und muſikaliſchen Werke auf die Bühne brachten. Auch unterhielt er eine eigene däniſche Schauſpielergeſellſchaft, für welche er ein geräumiges Gebäude aufführen ließ [3]). Bei der Wahl der Stücke verfolgte er einen löblichen Zweck, indem er vorzugsweiſe dabei die ſittliche Veredelung und die Beſtrafung des Laſters im Auge hatte. Über dieſe Anſtalten zum öffentlichen Vergnügen ließ er die Ruhe und Sicherheit ſeines Reiches nicht unberückſichtigt. Er verſtärkte die norwegiſche Kriegsmacht durch mehre Regimenter, und entwarf für das ganze norwegiſche Heer mit dem 1. Jan. 1749 neue Kriegsartikel, die er einige Jahre ſpäter (1753) noch durch andere vermehrte. Beſonders verdient machte er ſich durch die Stiftung der Ritterakademie zu Soröe. Für dies Inſtitut berief er fünf öffentliche Lehrer der höhern Wiſſenſchaften, nebſt mehren andern, die in den Leibesübungen Unterricht ertheilten. Er gab der Akademie ein eigenes Siegel, ein geräumiges Local in dem ſogenannten Schloß- oder Burgfrieden und ein Hofgericht, in welchem die Profeſſoren präſidirten. Jeder Akademiker, der das 16. Lebensjahr erreicht, konnte in jenem Gerichte Aſſeſſor werden. Alle Adeligen, die eine auswärtige Univerſität beziehen wollten, mußten, nach einer Verordnung des Königs, zuvor einen dreijährigen Curſus auf der Ritterakademie zu Soröe zurückgelegt haben. Dieſe Lehranſtalt, am 26. Juli feierlich eingeweiht, kam bald in große Aufnahme, beſonders durch die Freigebigkeit des däniſchen Profeſſors Ludwig Holberg, der jene Anſtalt in ſeinem Teſtamente reichlich bedacht hatte.

Mit großer Pracht ward die Salbungsfeierlichkeit des Königs zu Frederiksborg am 4. Sept. 1747 vollzogen. Friedrich erſchien an dieſem Tage mit drei neuen Reichskleinodien geſchmückt, die ſein Vater, Chriſtiern VI., ſehr geſchmackvoll hatte anfertigen laſſen, nämlich mit der Krone, dem Scepter und dem Apfel, und zugleich in der däniſchen Tracht, die ſein Großvater hatte einführen wollen. Ähnliche Feſtlichkeiten begleiteten den Krönungstag. Ihn verherrlichte unter andern die Stiftung einer allgemeinen Handelscompagnie. Friedrich ertheilte dieſer Geſellſchaft das ausſchließliche Recht der Fahrt nach Grönland zum Wallfiſchfang. Sie beabſichtigte jedoch vorzugsweiſe, die Waaren der Oſtſee nach Frankreich, Portugal und Spanien, Sklaven aus Guinea nach den weſtindiſch-däniſchen Inſeln, und endlich Waaren aus der Levante und den Häfen des mittelländiſchen Meeres nach Dänemark, Norwegen und Teutſchland zu führen. Gegründet auf einen Fonds von 1000 Actien, deren jede 500 Thlr. koſtete, konnte dieſe Handelscompagnie Unternehmungen wagen, deren Koſtſpieligkeit und Schwierigkeit den einzelnen Kaufmann zurückſchreckte [4]). Sein Intereſſe an jener Compagnie zeigte Friedrich an der fortwährenden Unterſtützung, die er derſelben angedeihen ließ. Durch des Königs Einfluß und Verwendung kam auch ein däniſches Handelsbündniß mit dem Könige beider Sicilien zu Stande, wodurch den Dänen der Handel nach den neapolitaniſchen Seeſtädten geſtattet und das Fremdenrecht (Droit d'Au-

2) ſ. Neue Europäiſche Fama. 102. Th. S. 521. 618. Auf einer bei dieſer Gelegenheit geprägten Schaumünze ſieht man Hymen, der das großbritanniſche, däniſche und Kurwappen zuſammenknüpft; ſ. Köhler's Münzbeluſtigungen. 15. Th. S. 401. Auf einer zweiten Medaille befinden ſich die Bruſtbilder der Vermählten mit den Beiſchriften: Spes et Amor patriae magnum boreae incrementum XI. Dec. 1743. Magnorum soboles regum parituraque reges.

3) Es ward im December 1748 feierlich eingeweiht; ſ. v. *Thura*, Havnia hodierna p. 203. 4) Vgl. Lettres sur le Danemarc. Vol. I. p. 187.

Digitized by Google

baine) und Strandrecht aufgehoben ward [5]). Durch eine Verordnung vom 1. Nov. 1747 erlaubte Friedrich allen Dänen und Norwegern, mit oſtindiſchen und chineſiſchen Waaren zu handeln. Die Förderung des däniſchen Handels nach den türkiſchen Seeſtädten hatte er beſonders im Auge, als er den Portugieſen unbeſchränkte Handelsfreiheit in allen ſeinen Staaten einräumte.

Nach ſeiner Rückkehr von der Inſel Arröe, die er durch einen Vertrag mit dem Herzoge Friedrich von Schleswig-Holſtein-Glücksburg im J. 1749 käuflich an ſich gebracht hatte, feierte er mit großer Pracht das Jubiläum des oldenburgiſchen Hauſes, oder den Tag, an welchem Chriſtiern I. vor 300 Jahren in Kopenhagen zum Könige von Dänemark gekrönt worden war. Den ſogenannten amalienburger Schloßplatz wählte er für die Erbauung der Friedrichsſtadt, und bewilligte Allen, die innerhalb drei Jahren jenen Platz anbauen würden, eine dreijährige Befreiung von allen Abgaben und Steuern. Dort legte Friedrich auch den Grund zu einem Gotteshauſe, das den Namen der Friedrichskirche führen ſollte. Abgelenkt von dieſen Beſchäftigungen ward er durch die zur Zeit des däniſchen Jubiläums entſtandenen Unruhen in Schweden. Nach den Nachrichten, welche Friedrich darüber erhielt, hatte ſich dort eine Partei gebildet, die, mit der bisherigen Regierungsverfaſſung unzufrieden, ihm wieder die unumſchränkte Herrſchaft verſchaffen wollte. Dieſem Gerüchte widerſprach aber der König Friedrich von Schweden. Unter der Verſicherung, daß das ſchwediſche Reich ſich nie in die holſteiniſch-däniſchen Streitigkeiten miſchen werde, kam es zwiſchen ihm und Friedrich im October 1749 zu einer Erneuerung des däniſch-ſchwediſchen Bündniſſes vom 5. Oct. 1734 auf 15 Jahre. Unter dem Vorwande, daß ein noch nicht verletztes Freundſchaftsverhältniß keiner Erneuerung bedürfe, hatte ſich die ruſſiſche Kaiſerin entſchuldigt, als ſie aufgefodert ward, jenem Bunde beizutreten. So erhielt auch Friedrich eine ablehnende Antwort, als er die früher verpfändete Landeshoheit über die Orkneys- und Shetlandsinſeln von Schottland wiederverlangte.

Zur Erleichterung des Handels errichtete Friedrich im J. 1750 eine fahrende Poſt zwiſchen Kopenhagen, Aalborg und andern großen Städten in Jütland. Er erhöhte die Beſoldungen des höchſten Gerichts, das ſpäterhin (1753) eine neue Proceßordnung erhielt. Ein wichtiges Unternehmen war die Errichtung einer Galeerenflotte, für welche er mehre Werfte und einen Hafen anlegen ließ. Im Sommer 1750 bereiſte Friedrich die däniſchen Inſeln, um ſich zu überzeugen, wie die bürgerlichen Erwerbszweige und die Induſtrie überhaupt verbeſſert werden könnten. Auch in Kopenhagen ſorgte er dafür durch die Anlegung einer großen Seidenmanufactur, daß die Zahl der dabei beſchäftigten Fabrikanten ſich in einigen Jahren (1758) bis auf 4000 vermehrt hatte. Mit Marokko, Tunis und Tripolis, ſowie überhaupt mit allen türkiſchen Seemächten, ſchloß Friedrich Handelsbündniſſe, um den Kapereien auf dem mittelländiſchen Meere Einhalt zu thun. Der von ihm im J. 1755 geſtifteten afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft, die aus 500 Actien, jede zu 500 Thlr., beſtand, ertheilte Friedrich am 31. März das ausſchließliche Recht, nach den zwiſchen dem 36. und 22. Grade gelegenen Küſten zu fahren. Dies Privilegium hob jedoch der Kaiſer von Tetuan und Marokko, als jene Geſellſchaft nach und nach in Verfall gerieth, wieder auf. Die Mishelligkeiten, die dadurch zwiſchen ihm und dem Könige Friedrich entſtanden, dauerten zum Nachtheile des däniſchen Handels eine geraume Zeit, und wurden erſt im März 1765 völlig beſeitigt. Als jene Compagnie ſich 1768 völlig auflöſte, entwarf Friedrich den Plan zu einer ähnlichen Handelsgeſellſchaft für die Levante, welche jedoch nicht zu Stande kam. Durch die erwähnten Tractate mit den afrikaniſchen Seemächten hatte jedoch Friedrich das Misfallen der Könige von Spanien und Portugal erregt, weil dieſe Monarchen damals mit den Afrikanern in Krieg verwickelt waren, und die däniſchen und hamburgiſchen Schiffe den letztern Proviant und andere Bedürfniſſe zuführten. Während der König von Spanien ſeinen Unterthanen allen Handelsverkehr mit den Dänen unterſagte, erließ Friedrich an dieſe den 22. Oct. 1753 ein ähnliches Verbot. Bis zum J. 1757 dauerten dieſe Irrungen, die endlich durch ein Freundſchaftsbündniß beſeitigt wurden, das den Unterthanen der entzweiten Monarchen die gegenſeitige Handelsfreiheit wiedergab. Durch Unterſuchung der alten Urkunden und Verträge mit Schweden wurden auch die erneuerten Grenzſtreitigkeiten zwiſchen dieſem Reiche und Dänemark beigelegt.

In große Trauer und in einen Zuſtand, der für ſein Leben Beſorgniß erregte, verſetzte den König Friedrich der Tod ſeiner von ihm innig geliebten Gemahlin, der Königin Louiſe, am 19. Dec. 1751. Außer dem Kronprinzen Chriſtiern, der am 3. Juni 1747 wieder geſtorben war, hatte ſie ihrem Gemahl mehre Töchter, doch nur einen Sohn, den nachherigen König Chriſtiern VII., geboren. Die Erbfolge des königlichen Hauſes beruhte daher nur auf einem einzigen Prinzen. Friedrich gab daher den Vorſtellungen ſeiner Räthe nach, an eine zweite Ehe zu denken. Er vermählte ſich am 26. Juni 1752 zu Salzdalen mit des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Lüneburg Tochter, Juliana Maria. Durch dieſe Vermählung wurden die Wünſche des Volkes erfüllt, denn die Königin gebar am 11. Oct. 1753 den Erbprinzen Friedrich.

Ungefähr in dieſe Zeit, in das Jahr 1752, fallen die von dem Könige in Bergen und Drontheim errichteten Seminaria Fridericiana, hauptſächlich zur Bildung lappländiſcher Miſſionare beſtimmt. Am 29. Juli 1752 legte der König den Grund zu dem Friedrichshoſpital in der neuen Friedrichsſtadt in Kopenhagen. Dies prachtvolle, mit großen Koſten errichtete Gebäude erhielt von ihm ſeine eigene Gerichtsbarkeit, und ward von allen Zollabgaben befreit. Einen botaniſchen Garten, den er in der Nähe jenes Hoſpitals anlegen ließ, ſchmückte er mit allen Arten von ausländiſchen und einheimiſchen Gewächſen. Seine

5) ſ. Traité perpétuel de Commerce et Négotiation conclu entre S. M. Frédéric V. et S. M. Charles Roi des deux Siciles. (Copenh. 1748. 4.)

Digitized by Google

Hauptabſicht dabei war, das Studium der Naturkunde zu fördern und zur Erforſchung der verborgenen Eigenſchaften bekannter oder noch unbekannter Kräuter anzuregen. In naher Verbindung mit jenem Inſtitut ſtand eine Naturalienſammlung, die in mehren Zimmern des Schloſſes Charlottenburg ein paſſendes Local erhielt. Auf ſeine Koſten ließ Friedrich den berühmten Profeſſor der Botanik Georg Chriſtian Öder durch einen großen Theil von Dänemark und Norwegen reiſen, und ſpäterhin eine ausführliche Beſchreibung und Abbildung der auf jener Reiſe entdeckten Pflanzengattungen dem Druck übergeben [6]). Freigebig unterſtützte Friedrich einen Landwirthſchaftsverein, der ſich in Island gebildet hatte, um den Ackerbau, den Fiſchfang, die Bereitung der Wolle und der Tücher ſorgfältiger zu betreiben, als es bisher geſchehen war. Dieſe Geſellſchaft verdankte dem Könige im J. 1756 ein Geſchenk von 50,000 Thlrn. [7]). Auch that er außerdem manche Schritte zur Verbeſſerung der Schafzucht durch Berufung von Ausländern, die in mehren ökonomiſchen Fächern Unterricht ertheilen mußten. Seine Humanität zeigte ſich in zwei milden Stiftungen, die er 1753 in Kopenhagen begründete. Zu dem dort geſtifteten Invalidenhauſe fügte er am 29. Juni noch ein pädagogiſches Inſtitut von großem Umfange, das ſogenannte chriſtianshafner Erziehungshaus für 200 Knaben, die darin vom fünften bis zum 16. Jahre im Spinnen, Weben und in andern Handarbeiten unterrichtet wurden. Seinen Sinn für die Kunſt zeigte Friedrich, als er 1754 die bisherige Malerſchule zu Kopenhagen in eine Bildhauer- und Baumeiſterakademie verwandelte. Den berühmten franzöſiſchen Bildhauer Sally ernannte Friedrich zum Director jener Anſtalt, in welcher außerdem mehre Profeſſoren im Zeichnen und Kupferſtechen, in der Malerei, Architektonik, Perſpective u. ſ. w. den erfoderlichen Unterricht ertheilten.

Für den Wohlſtand aller ſeiner Unterthanen eröffnete Friedrich eine neue Quelle durch den Freihandel nach Weſtindien. Er brachte in dieſer Hinſicht keine unbedeutenden Opfer. Für die Summe von 12,000 Thlrn. kaufte er den bisherigen Cotondruckern und Webern ihre bisherigen Vorrechte ab. Dabei ließ er es nicht bewenden, ſondern brachte auch für 2,200,000 Thlr. von den Mitgliedern weſtindiſcher Handelscompagnien auf Guinea ihre Privilegien und Beſitzungen in Afrika und Amerika käuflich an ſich. In Norwegen theilte er die zu großen Gehöfte und Ländereien, und ließ neue Colonien anlegen. Auch im Seeweſen traf er eine Veränderung, indem er die Admiralität von dem Generalcommiſſariat trennte, und eine neue Abtheilung beſtändig dienender Matroſen errichtete. Am 30. Aug. 1754 erlaubte er allen Bewohnern Norwegens, Dänemarks und Schleswigs die Schiffahrt nach den amerikaniſchen Inſeln und nach Guinea. Den amerikaniſch-däniſchen Inſeln gab er eine weſentlich verbeſſerte Conſtitution durch Einführung der däniſchen Geſetze, eines Polizeigerichts und einer Juſtizbehörde, welche durch den Vergleich ſtreitender Parteien die häufigen Rechtshändel vermindern ſollte. Zu mehren andern zweckmäßigen Anſtalten, die er begründete, gehörte beſonders die Errichtung einer weſtindiſch-guineiſchen Rent- und Generalzollkammer.

An dem zwiefachen Kriege, der damals (1755) zwiſchen England und Frankreich über die Grenzen ihrer amerikaniſchen Beſitzungen, und zwiſchen Preußen, Öſterreich, Polen, dem teutſchen Reiche und Rußland ausgebrochen war, nahm Friedrich keinen Antheil. Durch ein Bündniß, das er mit Schweden ſchloß, verpflichtete er ſich zur ſtrengſten Neutralität und zum gegenſeitigen Schutze der Schiffahrt und des Handels. Dem däniſchen Handel gab er eine weitere Ausdehnung durch Verträge mit Genua und mit der ottomaniſchen Pforte [8]). Den Befehlshabern der franzöſiſchen und engliſchen Kriegsmacht bot Friedrich ſeine Vermittelung zu einem Waffenſtillſtande an, weil er das Herzogthum Bremen und Verden gewiſſermaßen ſchützen mußte, und außerdem die Sicherheit ſeiner Staaten foderte, den Übergang des franzöſiſchen Heeres über die Elbe zu verhindern. Der kloſterzevenſche Vertrag, der zwiſchen England und Frankreich geſchloſſen ward, ſchien zwar den Krieg von den holſteiniſchen Grenzen zu entfernen; bald aber nahte für Friedrich neue Gefahr, weil jener Vertrag von dem engliſchen Parlament und dem Könige von Preußen nicht genehmigt ward, und der Herzog von Richelieu die heſſiſchen Völker dem Inhalte des Vertrags zuwider zu entwaffnen ſuchte. Mit einem Heere von 24,000 Mann, das er im Holſteiniſchen verſammelte, ſicherte er die Grenzen ſeines Reichs. Auch ließ er ſechs Kriegsſchiffe, nebſt zwei Fregatten, zu ebenſo vielen ſchwediſchen und ruſſiſchen Kriegsſchiffen ſtoßen, welche im Sommer 1758 bei Amager und in dem kiöger Meerbuſen vor Anker lagen. Ungeachtet des großen Aufwandes, den dieſe Rüſtungen nothwendig machten, verwandte Friedrich noch immer beträchtliche Summen für die Beförderung der Wiſſenſchaften, des Handels und der Induſtrie. Zu Kongsberg ſtiftete Friedrich eine Bergwerksſchule, in welcher junge Leute Unterricht in der Geognoſie erhalten und ſpäter, auf königliche Koſten, zu ihrer höhern Bildung, Reiſen ins Ausland unternehmen ſollten. Einen umſichtigen und kenntnißreichen Mann fand er an dem braunſchweig-lüneburgiſchen Bergrath J. H. G. v. Juſti, den er nach Dänemark berufen hatte. Dieſer ward auch, mit Unterſtützung des Königs, für den Anbau und die Bevölkerung der Heiden und wüſten Plätze in Jütland ungemein thätig. Durch einen Verein von Geometern, den er im J. 1759 gebildet hatte, ließ Friedrich eine Landkarte des Amtes Kopenhagen entwerfen, zugleich die übri-

6) Abbildung der Pflanzen, welche in den Königreichen Dänemark und Norwegen, in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein und in den Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt wild wachſen, zur Erläuterung des unter dem Titel Flora danica veranſtalteten Werkes herausgegeben. Die beiden Bände dieſes Werkes, die im J. 1766 vollendet wurden, enthalten 360 Kupfertafeln in Folio. 7) ſ. Lettres sur le Danemarc. Vol. I. p. 199.

8) Traité perpétuel d'Amitié, de Commerce et de Navigation conclu entre S. M. Frédéric V. Roi de D. N. et la sérénissime Republique de Gênes. (Copenh. 1756. 4.) — Perpetuus amicitiae Tractatus cum Imperatore Ottomannorum Domino Osmanno praefulgidaque porta Constantinopoli die 14. Octob. 1756 conclusus. (Copenh. 1756. 4.)

Digitized by Google

gen däniſchen Ämter ausmeſſen und die natürliche Beſchaffenheit des Bodens der einzelnen Orte genau aufzeichnen und beſchreiben. Von den Bedürfniſſen und neuen Erfindungen der Dänen ſetzte er das Publicum in Kenntniß durch wöchentlich gedruckte Nachrichten, welche ein in Kopenhagen errichtetes Adreßcomptoir verbreitete. Für das phyſiſche Wohl ſeiner Unterthanen ſorgte Friedrich, als er, um die Gefahr der Pocken zu vermindern, zwei Hoſpitäler für hundert Kinder anlegen ließ, und deren Ältern durch Belohnungen oder Prämien bewog, ihren Kindern von geſchickten Ärzten die Blattern einimpfen zu laſſen. Er unterwarf ſich ſelbſt dieſer Operation, und auch der Kronprinz folgte ſeinem Beiſpiele [9]).

Den Dank eines großen Theiles ſeiner Unterthanen, beſonders aber der Landleute, erwarb ſich Friedrich, als er am 15. April 1760 die Parforcejagd und am 28. April die norwegiſche Elendsjagd abſchaffte. Die Dorfbewohner ſpornte er zum Fleiße durch Prämien, die er auf das Spinnen und Weben der Wolle ſetzte. In Norwegen führte er wieder zu Kongsberg das aufgehobene Forſtamt ein, und verordnete eine Generaldirection des Tabakshandels am 31. Dec. 1760. Mit dieſen Einrichtungen beſchloß er das erſte Jahrhundert der unumſchränkten däniſchen Monarchie. Zum Andenken an die 1660 errungene Souverainität verordnete er um dieſe Zeit ein Feſt, ein dreitägiges Feſt, das am 16., 17. und 18. Oct., wiewol ohne außerordentliche Feierlichkeiten, begangen ward. Die däniſch-norwegiſche Geiſtlichkeit, die Bürgerſchaft von Kopenhagen und die dortige Geſellſchaft der Wiſſenſchaften verewigte dies Feſt durch drei Schaumünzen [10]). Bei dieſem Feſte hatte Friedrich das Unglück, durch einen Sturz vom Pferde das Bein zu brechen. Er war noch nicht völlig geneſen, als das nie in ihm ſchlummernde Intereſſe für die Wiſſenſchaften ihn einen neuen Plan zur Beförderung derſelben entwerfen ließ. Der berühmte Michaelis in Göttingen hatte durch den Grafen von Bernſtorf dem Könige vorgeſtellt, wie wichtig eine von mehren Gelehrten unternommene Reiſe nach dem Orient für die Erklärung und das richtigere Verſtändniß der heiligen Schrift werden könnte. Die Männer, welche im Intereſſe der Wiſſenſchaft jene Reiſe, deren Koſten der König beſtritt, unternahmen, waren der däniſche Profeſſor Friedrich Chriſtian von Haven, als Philolog und Hiſtoriker, der ſchwediſche Profeſſor Peter Forskal, der für die Bereicherung der Naturgeſchichte ſorgen ſollte, und aus dem Ingenieurlieutenant Karſten Niebuhr, der mit den geographiſchen und aſtronomiſchen Forſchungen beauftragt worden war. Die Geſellſchaft erhielt eine eigene, vom Könige am 15. Dec. 1760 unterzeichnete Vorſchrift, wie ſie ihre Reiſe einrichten ſollte [11]). Außer mehren andern Gelehrten, welche die Akademie der Inſchriften und der ſchönen Wiſſenſchaften zur Theilnahme an jener Reiſe einlud, ſchloſſen ſich derſelben auch, nach des Königs Verordnung, einige Ärzte, Kupferſtecher und Zeichner an. Ungeachtet des bedeutenden Aufwandes, den jene Reiſe verurſachte, entzog Friedrich der in Drontheim errichteten Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften nicht die bisher gewährte Unterſtützung. Für die Ökonomie ſorgte er durch die Stiftung einer däniſchen Akademie. Den damit verbundenen Zweck ſuchte er dadurch zu erreichen, daß er in den Jahren 1761 und 1762 mehre Forſtbeamte und Bergleute nach Teutſchland ſandte, um das Anpflanzen von Waldungen zu erlernen und neue Erdarten zu entdecken. Auch durch das geſchärfte Verbot aller Äcker- und Wieſengemeinſchaft förderte Friedrich das ökonomiſche Intereſſe.

Vergrößert ſah er ſeine Staaten, als ihm durch einen Vertrag mit dem Herzoge Friedrich Karl von Plön nach deſſen Tode die von ihm beſeſſene Herrſchaft im October 1761 zufiel. Dieſe Erbſchaft vermehrte die ſeit Friedrich's IV. Regierung noch immer nicht gänzlich beſeitigten Mishelligkeiten zwiſchen der Krone Dänemark und dem herzoglich gottorpiſchen Hauſe. Der Grund dieſer Irrungen war der Beſitz des Herzogthums Schleswig-Gottorp, welches der ruſſiſche Großfürſt Peter Fedorowitſch als Haupt des gottorpiſchen Hauſes in Anſpruch nahm. Friedrich nahm zu einem gütlichen Vergleiche ſeine Zuflucht. Er bot dem Großfürſten im J. 1761 für ſeine Anſprüche die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt. Peter aber verwarf, aller Vorſtellungen der Kaiſerin Eliſabeth ungeachtet, dies Anerbieten. Außer dem Herzogthume Schleswig-Holſtein foderte er alle Einkünfte zurück, die ſeit der Beſitznahme deſſelben in die königlich däniſche Kammer gefloſſen. Dieſe Foderung und den dadurch veranlaßten Zwiſt ließ die Kaiſerin Eliſabeth völlig unbeachtet. Sie ſchloß vielmehr mit Friedrich und dem Könige von Schweden ein neues Freundſchaftsbündniß, das jedoch von keiner Dauer war. Es löſte ſich wieder auf, als nach ihrem am 5. Jan. 1762 erfolgten Tode der Großfürſt unter dem Namen Peter III. den ruſſiſchen Thron beſtieg. Nach einem vorläufigen Frieden, den er mit dem Könige von Preußen ſchloß, rüſtete er ſich zur Wiedereroberung des Herzogthums Schleswig, welche der Herzog Georg Ludwig von Holſtein-Gottorp unternehmen ſollte. Auch Friedrich traf, hiervon benachrichtigt, Anſtalten zur Gegenwehr durch Ausrüſtung einer Flotte von 20 Kriegsſchiffen und eilf Fregatten. Sein in Holſtein verſammeltes Heer verſtärkte er durch mehre neue Regimenter. Aller Vorſtellungen der ruſſiſchen und däniſchen Geſandten und ſelbſt des Königs von Preußen ungeachtet, ertheilte Peter III. dem Grafen Romanzow Befehl, mit 40,000 Mann in Holſtein einzudringen. Mit einem Heere von wenigſtens 70,000 Mann regelmäßiger Truppen, welche Friedrich zuſammengebracht hatte, glaubte er der ruſſiſchen Kriegsmacht auch ohne Verbündete die Spitze bieten zu können. Er ſtieß aber auf manche Hinderniſſe, als er von ſeinen anſäſſigen Unterthanen und den Städten Anleihen gegen Zinſen aufnahm. Von dem Rathe der Stadt Hamburg, die er als einen holſteiniſchen Landſtand be-

9) Vgl. Dr. Chr. Fell's Rothböll Afhandling om ſenan Kopperne. (Kopenhagen 1767.) Fête donnée du Roi à l'occasion de convalescence par les Entrepreneurs de l'Opéra, le Fevrier 1760.
10) Ausführlich findet man dieſe Münzen beſchrieben in Joachim's Hiſtoriſchen Nachrichten von der im Königreiche Dänemark eingeführten Souverainität. S. 85. Vgl. Danſke Atlas. I. Th. S. 701.
11) Vgl. J. D. Michaelis, Fragen an eine Geſellſchaft gelehrter Männer, die auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs von Dänemark nach Arabien reiſen. (Frankfurt 1762.)

Digitized by Google

trachtete, ward ihm ein ähnliches Geſuch verweigert. Er beſetzte daher das Gebiet dieſer Stadt, als er mit ſeinem Heere in das Mecklenburgiſche rückte. Von dort kehrten die däniſchen Truppen jedoch bereits am 9. Aug. in ihre Heimath zurück, als nach der Entthronung Peter's III. das von dem Grafen Romanzow befehligte ruſſiſche Heer, auf Befehl der Kaiſerin Katharina, das mecklenburgiſche Gebiet verließ. Die Mishelligkeiten zwiſchen dem ruſſiſchen und däniſchen Hofe ſchienen nun völlig beſeitigt und ſelbſt ein Zwiſt, in welchen er mit der Kaiſerin Katharina wegen ſeines Antheils an der Vormundſchaft über den Großfürſten Paul, den Sohn Peter's III., gerieth, hatte keine Folgen von irgend einer Bedeutung.

Nach der wiederhergeſtellten Ruhe beſchäftigte den König Friedrich zunächſt die Sorge, die zu dem Feldzug aufgenommenen Gelder wieder abzutragen. In Bezug auf die beſſere Verfaſſung ſeines Heeres traf er mehre zweckmäßige Anſtalten. Die bisherige Kriegskanzlei in Kopenhagen verwandelte er am 28. Oct. 1763 in ein General-Landkriegsdirectorium. Am 4. April 1764 errichtete er zu Chriſtiania ein ähnliches Inſtitut unter dem Namen eines norwegiſchen Kriegsdirectoriums. Beiden Collegien übertrug er nicht nur die Aufſicht über Einrichtung, Dienſt und Sold der wirklichen Soldaten, ſondern auch über die Hoſpitäler, Feſtungen und Kriegsſchulen. Nicht ohne Widerſtreben und nur dem Drange der Umſtände gehorchend, entſchloß ſich Friedrich, um die vorhin erwähnten Gelder und Anlehen abzutragen, zu einer außerordentlichen Schatzung ſeiner däniſchen und teutſchen Unterthanen. Er verordnete dazu eine Oberſteuerdirection, und ſtellte dies von ihm begründete Inſtitut unter den Vorſitz des Grafen von Moltke. Jene Schatzung veranlaßte aber in dem Stifte Bergen einen furchtbaren Volksaufſtand. Schon durch eine früher erwähnte königliche Verordnung, welche eine Zertheilung der zu großen Güter und Gehöfte foderte, hatten ſich viele Grundbeſitzer in ihren Eigenthumsrechten verletzt gefühlt. Die am 2. April 1765 ausgeſchriebene Schatzung vermehrte den Unmuth. Hartnäckig verweigerten ſie die an ſie gerichteten Foderungen. Von einigen Bürgern aus Bergen angeführt, ſtürmten im Mai 1765 gegen 4000 Bauern das Haus des Stiftamtmanns in Bergen, raubten aus der Steuercaſſe 8000 Thlr. und zwangen mit gewaffneter Hand den unglücklichen Mann, ihnen eine Verſchreibung auf 2000 Thlr. auszuſtellen. Der Aufſtand ward zwar durch die Verhaftung der Anführer gedämpft; Friedrich aber ſandte deſſenungeachtet einige Kriegsſchiffe nach Norwegen mit zwei Gerichtscommiſſarien, welche die Veranlaſſung jener Unruhen unterſuchen ſollten. Am 5. Juli 1765 erließ Friedrich ein Strafgeſetz gegen alle eigenmächtigen Verſammlungen von Gemeinden. Am 24. Dec. ward zwar eine neue Schatzung ausgeſchrieben. Die Gemüther waren aber ruhiger geworden, weil kurz zuvor durch einen königlichen Befehl die früher erwähnte Gütervertheilung aufgehoben worden war.

Ungefähr um dieſe Zeit, im Mai 1765, wurden auch die Irrungen König Friedrich's mit der ruſſiſchen Kaiſerin über die holſteiniſchen Angelegenheiten durch einen zu St. Petersburg geſchloſſenen Vergleich völlig beſeitigt. Um allen innern Zwiſten in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein für immer vorzubeugen, ſuchte Friedrich die Kaiſerin zu bewegen, ſich nebſt ihm in Unterhandlungen mit Hamburg einzulaſſen, und dieſer Stadt im Namen des Großfürſten die Reichsfreiheit zuzugeſtehen. Den Erfolg dieſer Bemühungen, die erſt im Jahre 1768 realiſirt wurden, erlebte Friedrich nicht. Eine ſeiner letzten Sorgen war eine von ihm beabſichtigte nähere Verbindung mit dem großbritanniſchen Hofe. Dieſen Zweck ſuchte Friedrich zu erreichen durch die Vermählung des Kronprinzen mit des Prinzen von Wales jüngſter Tochter, Karoline Mathilde. Die Heirath kam aber erſt nach Friedrich's Tode, am 8. Nov. 1766, zu Stande [12]). Nicht lange zuvor, im J. 1765, verfiel der König in eine langwierige Krankheit. Phyſiſch entkräftet, behielt er gleichwol die gewohnte Munterkeit ſeines Geiſtes. Auf dem Krankenlager ertheilte er Befehle zur Anlegung neuer Heerſtraßen und eines neuen Hafens zu Helſingör. Er traf außerdem noch manche andere Verordnungen in Bezug auf das Forſtweſen und Anpflanzungen neuer Holzungen. Auch entwarf er eine neue Proceßordnung, um das Gerichtsverfahren in den Herzogthümern abzukürzen, und beſprach ſich ausführlich über einen ſchon im J. 1763 entworfenen Plan der Errichtung einer Veterinairſchule.

Sein Tod hatte etwas Erhabenes und Rührendes durch den herzlichen Abſchied, den er von ſeiner Familie und ſeinen nächſten Umgebungen nahm. Merkwürdig waren beſonders die Worte, mit denen er ſich an den Kronprinzen wandte, und ihm die Pflichten ſeines hohen Berufs ans Herz legte. „Ich ſterbe," ſprach Friedrich [13]), „und hinterlaſſe Dir das Reich. Erinnere Dich ſtets, daß Du es empfängſt, um Deiner Unterthanen Glück zu begründen. Sei gnädig, mild, thätig, friedfertig, und erlaube jedem den Zutritt zu Dir. Betrachte Deine Unterthanen wie Deine Kinder, und leite ſie zu dem Wege der Religion und der Glückſeligkeit. Wenn die Verſuchung der Hoheit und Macht oder niedrige Bemühungen der Gottloſen Dich von dieſem ruhmwürdigen Zwecke abzulenken ſuchen, ſo wirf einen Blick auf das Sterbebette Deines Vaters. Siehe, ſo iſt das Ende aller Könige, und ſo wird auch das Deinige ſein. So entfernt es Dir auch jetzt ſcheinen mag, ſo unbegreiflich ſchnell kann es Dich dennoch überraſchen. Herrſche demnach, ſowie Du einſt wünſchen wirſt geherrſcht zu haben, wenn Du von dieſem vergänglichen Throne vor den ewigen abgerufen wirſt. Der allmächtige und gütige Gott gebe, daß dieſe vergängliche Krone, wenn Du ſie mit Demuth und Treue tragen wirſt, Dir die Krone der ewigen Seligkeit erwerbe."

12) Auf der bei dem Vermählungsfeſte geprägten Schaumünze befindet ſich des Königs und ſeiner Gemahlin Bruſtbild in römiſcher Tracht, mit der Überſchrift: Christianus VII. et Carol. Math. D. G. Rex et Reg. Dan. Norv., und auf der Rückſeite: Laetitia Augusti, oder eine Römerin mit einem Anker und einem Blumenkranz in der Hand, und der Beiſchrift: Recurrentibus signis. Die Unterſchrift lautet: Connubio juncti d. 8. Nov. 1766. 13) ſ. Oraison funèbre de Frédéric V. prononcée le 18 Mars 1766 par *F. Mourier*, pasteur de l'église française reformée de Copenhague p. 11.

Mit dieſen Worten, die einen nicht unwichtigen Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik als Fürſt und Menſch liefern, entſchlummerte der König am 14. Jan. 1766, mit dem Ruhm eines Monarchen, der ſeit ſeinem Regierungsantritte ſeinen Staaten Ruhe und Frieden von Außen und mannichfache Verbeſſerungen im Innern zu geben bemüht geweſen war. Ihm folgte ſein Sohn Chriſtiern VI. [14]).

(*Heinrich Döring*.)

FRIEDRICH VI., König von Dänemark, geb. am 28. Jan. 1768 [1]), ein Sohn Chriſtiern's VII. und der Königin Karoline Mathilde, einer gebornen Prinzeſſin von Wales, ward in ſeinem ſechszehnten Lebensjahre, am 14. April 1784, zum Mitregenten ſeines gemüthskranken Vaters ernannt. In vielfacher Hinſicht förderlich war ihm der Rath und die Belehrung eines der ausgezeichnetſten Staatsmänner der neuern Zeit, des däniſchen Miniſters Grafen von Bernſtorf. Friedrich's großartiger Charakter zeigte ſich in der völligen Nichtbeachtung alles deſſen, was während des unglücklichen Proceſſes ſeiner Mutter, der Königin Karoline Mathilde, geſchehen war. Ebenſo wenig übte er die kleinſte Rache wegen der gegen ihn ſelbſt geſchmiedeten Cabalen. Er gewann dadurch die ihm feindlich geſinnte Partei und erwarb ſich überall Achtung und Liebe. Am 31. Juli 1790 vermählte er ſich mit der Landgräfin Marie Sophie Frederike von Heſſen-Kaſſel, die ihm zwei Töchter gebar. Als Regent ſorgte er für eine weiſe Verwaltung und Verſtärkung des Staatshaushaltes. Durch Geradheit und Offenheit in allen ſeinen Handlungen nöthigte er andern Mächten Achtung ab, und erhielt ſo die äußere Ruhe. Während der Erſchütterungen der franzöſiſchen Revolution in den Jahren 1794—1799 behauptete Friedrich durch ein Bündniß mit Schweden das Anſehen und die Neutralität der nordiſchen Flagge gegen die Anmaßungen Englands. Ein Sieg, den die däniſch-ſchwediſche Flotte 1797 im mittelländiſchen Meere erfocht, bewirkte für die Schiffahrt in jenen Gewäſſern eine gütliche Übereinkunft mit dem britiſchen Hofe. Unberührt von dem Zwiſte der kriegführenden Mächte, ſorgte Friedrich für den Wohlſtand und das Glück ſeines Volks. Die Beförderung des Handels, der Schiffahrt, der Manufacturen und Fabriken ließ er ſich ſehr angelegen ſein. Der Ackerbau mit ſeinen Nebenzweigen blieb ein Hauptgegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit, weil er darin eine Hauptquelle für den allgemeinen Wohlſtand erblickte. Er erließ mehre zweckmäßige Verordnungen zur Verbeſſerung der Ökonomie. Für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der ſchleswigſchen und holſteiniſchen Rittergüter ernannte er eine Deputation, die mit der Landesbehörde verhandelte. Feiedrich's humaner Sinn befreite das Grundeigenthum von drückenden Steuern. Schon ſeit mehren Jahren hatte er zur Aufhebung der Leibeigenſchaft in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein Vorkehrungen getroffen. Die wohlthätigen Folgen dieſer Maßregel, die im J. 1804 zur Ausführung kam, zeigten ſich in der ſichtbaren Verbeſſerung aller Zweige der Ökonomie unter den Landbewohnern, die bisher unter dem Drucke harter Frohndienſte geſchmachtet hatten und gegen jeden Fortſchritt zum Beſſern gleichgültig geworden waren.

Friedrich's Rechtsgefühle widerſtrebte die Anmaßung, womit England den ſeit dem nordamerikaniſchen Kriege feſtgeſtellten Grundſatz der Neutralitätsconvention unter nordiſchen Mächten nicht mehr gelten zu laſſen ſchien. Auch Friedrich trat dem Bündniſſe bei, welches Rußland, Preußen und Schweden am 15. Dec. 1800 mit einander geſchloſſen hatten, um Englands Anmaßungen auf der See Schranken zu ſetzen. Bereits am 14. Jan. 1801 legte England ein allgemeines Embargo auf alle däniſchen, ſchwediſchen und ruſſiſchen Schiffe, und rüſtete ſich zur Beſitzergreifung der däniſchen und ſchwediſchen Inſeln in Weſtindien. Friedrich bediente ſich keiner Repreſſalien. Er wollte den Streit auf diplomatiſchem Wege beizulegen ſuchen. Sein Gefühl für Billigkeit veranlaßte ihn, die frühern Befreiungen vom Militairdienſte aufzuheben, und die perſönliche Verpflichtung zum Kriegsdienſte unter dem Bauernſtande allgemein zu machen. Keinen geringen Antheil hatte ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften an dem regen Streben nach geiſtiger Entwickelung, das ſich auf den beiden Landesuniverſitäten zu Kopenhagen und Kiel zeigte, ſich beſonders in dem Ehrengerichte kund gab, welches die Studenten zu Kiel im J. 1795 unter ſich gebildet hatten. Die bald nachher (1796) bekannt gemachte Kirchenagende ward dahin modificirt, daß den Gemeinden frei geſtellt blieb, durch Stimmenmehrheit ſich für die ältere oder neue Agende zu entſcheiden. Bei Verſchiedenheit der Meinung ſollte mit beiden abgewechſelt werden.

Zu Anfange des Jahres 1801 ward Friedrich in einen verderblichen Krieg mit England verwickelt. In Verbindung mit Preußen beſetzten däniſche Truppen Hamburg und Lübeck und legten namentlich in der erſtgenannten Stadt Beſchlag auf alle engliſchen Waaren. Am 2. April 1801 ward die auf der kopenhagener Rhede errichtete däniſche Defenſionslinie von der engliſchen Flotte angegriffen, die mit 54 Kriegsſchiffen unter den Admiralen Parker und Nelſon am 30. März ohne ſonderliche Beſchädigung an den Batterien vor Kronenburg vorübergeſegelt war. Faſt fünf Stunden dauerte das Seegefecht, in welchem die Dänen 1000 Mann einbüßten. Der Verluſt der engliſchen Flotte war jedoch ebenfalls ſo bedeutend, daß Nelſon wiederholt, doch vergebens, auf einen Waffenſtillſtand antrug. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Feindſeligkeiten einſtweilen eingeſtellt werden ſollten. In Kopenhagen traf indeſſen der König Friedrich Anſtalten zur Vertheidigung und mancherlei Vorkehrungen, welche die drohende Gefahr eines Bombardements nöthig machte. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaiſers Paul und der Wunſch ſeines Thronfolgers, des Kaiſers Alexander, den Frieden ſeinem Reiche zu erhalten und ihn auch unter den kriegführenden Mächten herzuſtellen, trugen weſentlich zum

14) Vgl. Oraison funèbre l. c. Fortgeſetzte neue genealog.-hiſtor. Nachrichten. 62. Th. S. 67 f. Meuſel in ſeiner Staatenhiſtorie und Spittler in ſeiner Geſchichte der europäiſchen Staaten. Fortſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 33. Th. S. 798 fg.

1) Seine Geburt ward durch eine Denkmünze verewigt, auf deren Rückſeite man die Ewigkeit mit den Beiſchriften erblickt: Aeternitas Augusta: Friderico Principi haereditario Daniae et Norvegiae nato d. 28. Jan. 1768; ſ. Fortſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 33. Th. S. 820.

Digitized by Google

Abſchluſſe eines vierzehnwöchentlichen Waffenſtillſtandes bei. Während dieſer Zeit ſollte die thätige Mitwirkung Dänemarks zu dem Tractate der bewaffneten Neutralität des Nordens ſuspendirt werden. Durch eine Convention zwiſchen den däniſchen und preußiſchen Bevollmächtigten ward die Schiffahrt auf der Weſer und bald nachher auch auf der Elbe freigegeben, was weſentlich zur Wiederherſtellung eines freundlichen Verhältniſſes mit England beitrug.

Am 23. Mai 1801 rief Friedrich den Theil ſeiner Truppen, der die Stadt Hamburg beſetzt hatte, wieder zurück. Auch an ihn und an Schweden erging um dieſe Zeit die Auffoderung, einer Convention beizutreten, nach welcher der ruſſiſche Hof den Engländern das Recht eingeräumt hatte, die Kauffahrteiſchiffe einer neutralen Macht, die unter Bedeckung der Kriegsſchiffe dieſer Macht gingen, einer Viſitation zu unterwerfen. Der Graf Bernſtorf, von dem König Friedrich nach London geſandt, bemühte ſich vergebens, noch einige günſtigere Bedingungen für Dänemark zu erlangen. Die Gefahr, welche dem Handel ſeiner Unterthanen und ſeinen Colonien in Weſtindien drohte, beſtimmte den König Friedrich nothgedrungen jener Convention beizutreten. Seit dem zwiſchen England und Frankreich am 25. März 1802 geſchloſſenen Frieden zu Amiens ſchien eine allgemeine Waffenruhe in ganz Europa zu herrſchen. Gleichwol beklagten ſich mehre Fürſten, die durch jenen Frieden genöthigt worden waren, ihre Beſitzungen am linken Rheinufer an Frankreich abzutreten. Auf die von ihnen verlangte Entſchädigung machte unter andern auch Holſtein Anſprüche wegen der Säculariſation der Domcapitel in Hamburg und Lübeck. Über die Territorialhoheit der zuletzt genannten Stadt und ihrer Stiftsdörfer ſchloß Friedrich zu Kopenhagen einen Vergleich, der aber erſt einige Jahre ſpäter (1806) vollzogen ward. Nach dieſem Vergleiche kamen 161 Hufen Landes unter däniſche Hoheit, 72 aber lübeckiſche, darunter namentlich die Güter Moisling, Niendorf und Reck. Den Dienſt der Rekruten für die Linienregimenter und die Landwehr beſtimmte der König Friedrich auf ſechs Jahre. Die fremden Werbungen ſchaffte er ab. Die durch den Krieg erſchöpften Finanzen nöthigten den König zur Einfoderung einer allgemeinen Steuer vom Grundeigenthume, die er, ſo mäßig ſie war, ſpäterhin noch verminderte. Durch einen am 21. April 1802 geſchloſſenen Vergleich beſeitigte Friedrich einen Zwiſt über die Rechte des Herzogs von Holſtein und der Herrſchaft Pinneberg an das ſäculariſirte Domcapitel in Hamburg. Er übernahm zugleich die Verſorgung und Entſchädigung aller von ſeiner Collectur abhängenden Präbendiſten. Nach der engliſchen Kriegserklärung gegen Frankreich (den 18. Mai 1802) zog Friedrich einen Neutralitätscordon an der hanoverſchen Grenze. Sein Hauptquartier nahm er in Rendsburg. Dorthin begleitete ihn das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Viele, doch fruchtloſe, Verſuche machte Feiedrich, Frankreich zu bewegen, daß es von ſeinen gegen den engliſchen Handel gerichteten Maßregeln abſtehen möchte. Ebendieſe Maßregeln dienten jedoch dazu, den ſchleswigholſteiniſchen Handel zu heben, da die engliſchen Schiffe, um nach der Oſtſee oder dem Innern von Teutſchland zu gelangen, den Weg über Huſum und Tönningen einſchlugen. Die wachſenden Staatsbedürfniſſe, beſonders die Unterhaltung des Militairs, foderten im J. 1803 erhöhete Steuern zum Behuf des Kammerſchatzfonds. Auch die Zölle wurden durch eine Verordnung geſteigert, die aber die Einfuhr mancher früher verbotener Waaren erlaubte.

Von ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen gegen Öſterreich und Frankreich gab Friedrich einen Beweis durch die diplomatiſche Anerkennung der öſterreichiſchen und franzöſiſchen Kaiſerwürde im J. 1804. Lebhaft aber proteſtirte er auf dem Reichstage zu Regensburg als Herzog von Holſtein gegen die Beeinträchtigung ſeiner Rechte und Anſprüche durch einen Vergleich, den der Herzog von Oldenburg 1803 mit der Stadt Lübeck über die Säculariſation des dortigen Domcapitels geſchloſſen hatte. Durch ſeinen Geſandten in London erlangte Friedrich mehre den däniſchen Frachthandel begünſtigende Freiheiten. Gegen Veruntreuung an Waſſer- oder Landfrachtgütern erließ Friedrich eine geſchärfte Verordnung. Wichtiger noch war eine andere, welche um dieſe Zeit (1804) die Aufhebung der Leibeigenſchaft in den Herzogthümern verkündete und zugleich die neuen Verhältniſſe zwiſchen den Freigelaſſenen und dem Gutsherrn genau beſtimmte. In Kiel errichtete Friedrich ein Sanitätscollegium. Er mußte aber auch unter der Wendung, welche die politiſchen Ereigniſſe genommen, auf die Sicherung ſeines Reiches denken. Die Gefahr, die ihm von dem Ausbruche eines neuen Continentalkrieges zwiſchen Frankreich, Öſterreich und Rußland drohete, bewog ihn während ſeines Aufenthalts in Holſtein (1805) ſeine ganze, nicht unbeträchtliche Armee zuſammenzuziehen. Der Hauptbeweggrund dazu war eine von ihm befürchtete Landung der Engländer im Hanoveriſchen. Immer blieb er jedoch ſeinem alten Neutralitätsſyſteme treu. Sein Hauptquartier in Kiel veränderte er nicht. Im Innern ſeines Landes fuhe er fort, die durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft entſtandenen neuen Verhältniſſe zu ordnen. Er ſchlug dabei meiſt den Weg der Vermittelung ein, ehe er zu Befehlen ſeine Zuflucht nahm. Auch nachdem die engliſchen, ruſſiſchen und ſchwediſchen Truppen Hanover wieder geräumt hatten, hielt Friedrich bei der nach dem presburger Frieden (am 26. Dec. 1805) herrſchenden Spannung zwiſchen Öſterreich und Frankreich nicht für rathſam, das an der holſteiniſchen Grenze poſtirte däniſche Heer zurückzuziehen. Die Errichtung des Rheinbundes, zu deſſen Beſchützer Napoleon ſich aufgeworfen hatte, und die Trennung der öſterreichiſchen Erbſtaaten vom teutſchen Reiche führten ſehr wichtige und weſentliche Veränderungen in den bisherigen europäiſchen Staatenverhältniſſen herbei. Am 9. Sept. 1805 vereinigte Friedrich, in Folge einer öffentlichen Bekanntmachung, Holſtein-Pinneberg, Ranzau und Altona unter der gemeinſchaftlichen Benennung des Herzogthums Holſtein mit der däniſchen Monarchie, als einen davon ungetrennten Staatskörper, der der däniſchen Botmäßigkeit unterworfen war. Das Dikaſterium zu Glückſtadt ernannte er zur oberſten Gerichtsbehörde in Holſtein, doch ließ er das dortige adelige Landesgericht einſtweilen noch fortbeſtehen. Die bisherigen älteren Rechte behielten ihre Kraft. Am 12. Dec.

Digitized by Google

1805 ward ein über dem holſteiniſchen Thore zu Rendsburg befindlicher Stein mit der Inſchrift: Eidora romani terminus imperii fortgeſchafft und in dem dortigen Arſenale aufbewahrt. Der Prorector der Univerſität Kiel verlor den Titel und die Vorrechte eines kaiſerlichen Pfalzgrafen.

In vielfacher Weiſe ward Dänemark von den Ereigniſſen berührt, welche nach der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806 eintraten. Als Blücher auf ſeinem Rückzuge nach der Elbe durch das Mecklenburgiſche, von den franzöſiſchen Corps verfolgt, ſich mit Gewalt die Thore von Lübeck öffnete, mußte der däniſche General Ewald ſein Hauptquartier von Segeberg in die Nähe von Lübeck verlegen und die Päſſe Steinrode, Fadenburg und Kurau beſetzen. Noch wichtigere Folgen als die Erſtürmung Lübecks durch die Franzoſen hatte für Dänemark die franzöſiſche Blokade der Stadt Hamburg am 19. Nov. Ungemein litt dadurch die Schiffahrt auf der Elbe und der Handel in Tönningen. Die koſtſpielige Bewachung der däniſchen Grenze vermehrte die Auflagen, ohne die Koſten hinlänglich zu decken. Große Nachtheile brachte ſelbſt dem däniſchen Reiche der zwiſchen Rußland und Frankreich geſchloſſene Friede zu Tilſit am 7. Juli 1807. Ungeachtet der wiederholten Freundſchaftsverſicherungen, die der däniſche Geſandte von dem engliſchen Hofe empfangen hatte, rüſtete Großbritannien auf die Nachricht von dem Abſchluſſe des tilſiter Friedens eine große Flotte aus, und legte ein Embargo auf alle fremde Schiffe. Englands feindliche Abſichten gegen Dänemark wurden völlig außer Zweifel geſetzt durch eine an Friedrich während ſeines Aufenthalts in Kiel am 8. Aug. 1807 gerichtete Erklärung des engliſchen Geſandten Francis Jackſon. „Die engliſche Regierung wiſſe," hieß es, „daß Dänemark zur Theilnahme an dem Kriege gegen England durch Frankreich würde gezwungen werden, beſonders um die Mitwirkung der däniſchen Flotte in Anſpruch zu nehmen, weshalb England Dänemark auffodere, mit ihm die genaueſte Allianz zu ſchließen, und als Unterpfand ſeiner Treue ſeine ganze Flotte als ein Depoſitum bis zum allgemeinen Frieden auszuliefern, außerdem aber des Krieges gewärtig zu ſein." In Kopenhagen, wohin er bald nach dieſer Conferenz abgereiſt war, traf Friedrich die nöthigen Vertheidigungsanſtalten. Am 15. Aug. war er in Kiel mit der Ausrüſtung eines Heeres nach Seeland beſchäftigt. In Kopenhagen traf er mit dem engliſchen Geſandten Jackſon zuſammen, der ſeine Foderungen bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Bernſtorf, erneuerte, doch mit ſeinen Anträgen kein Gehör fand. Am 16. Aug. erließ die däniſche Regierung ein Patent in Form einer Kriegserklärung, nach welchem alle engliſchen Schiffe mit den darauf befindlichen Waaren confiscirt werden ſollten. Alle europäiſchen Mächte wurden von dem Friedensbruche Englands in Kenntniß geſetzt. Die Engländer, 10,000 Mann ſtark, landeten bei Webeck, unweit Kopenhagen, und auf andern Punkten, da die kaum halb ſo ſtarken däniſchen Linientruppen die weite Küſte nicht überall vertheidigen konnten. Von dem däniſchen Heere in Holſtein vermochte nur ein kleiner Theil in offenen Booten nach Seeland überzuſchiffen. Am 1. Sept. ward Kopenhagen von den Engländern belagert und durch die Congreve'ſchen Raketen ein großer Theil der Stadt eingeäſchert. Bereits am 7. Sept. capitulirte, nach kurzen Unterhandlungen, die Garniſon und übergab die Flotte und die Arſenale nebſt der Citadelle, welche letztere jedoch den Dänen in ſechs Wochen wieder überliefert werden ſollte. Der 20. October war der Zeitpunkt, wo nach der Capitulation am 7. Sept. Seeland von den engliſchen Truppen geräumt werden ſollte. Ehe dies aber geſchah, beauftragte der engliſche Miniſter Canning den däniſchen Geſandten Riſt in London, ſeinem Hofe einige Vorſchläge mitzutheilen, deren weſentlicher Inhalt folgender war: „Von dem, was vorgefallen, ſolle nicht weiter die Rede ſein, und dem däniſchen Reiche die Wahl gelaſſen werden zwiſchen einer Wiederherſtellung ſeines Neutralitätszuſtandes und einer engen Allianz mit Großbritannien. Im erſtern Falle ward zu einer Garantie der Neutralität durch Rußland Hoffnung gemacht und eine Vereinbarung vorgeſchlagen, zu Folge welcher die däniſche Flotte drei Jahre nach dem Abſchluſſe des allgemeinen Friedens in dem Zuſtande zurückgeliefert werden ſollte, in welchem ſie ſich befinde, und zugleich die Abtretung der Inſel Helgoland begehrt. Im zweiten Falle ward dem däniſchen Reiche eine kräftige Mitwirkung Englands zu Waſſer und Lande, die Garantie aller Staaten des Königs oder ein Äquivalent für die durch den Krieg verlorenen Provinzen und eine angemeſſene Erweiterung der däniſchen Colonialbeſitzungen angeboten. Vor allen Dingen aber beſtand England auf der Foderung, daß Dänemark während des ganzen Laufes der Unterhandlungen den fernern Aufenthalt der engliſchen Truppen in Seeland bewillige, und ſuchte dieſe Foderung durch die Drohung zu unterſtützen, daß Schweden an ſeinen feindlichen Maßregeln gegen Dänemark einen thätigen Antheil nehmen, daß man alle däniſchen Schiffe und alles in däniſchen Händen befindliche Eigenthum confisciren und Dänemarks Colonien mit gewaffneter Hand erobern würde." Abgeſehen davon, daß die hier mitgetheilten Vorſchläge in Bezug auf die Garantie Rußlands wol zu viel verſprachen, ward Friedrich von der Annahme derſelben auch ſchon durch die Gefahr einer feindlichen Stellung gegen Frankreich abgehalten.

Durch die Repreſſalien, welche Dänemark gegen England nahm, ſchadete es weit mehr ſich ſelbſt, als dem britiſchen Handel, der durch Schleichhändler nach der Oſtſee hin noch immer lebhaft betrieben ward, während der däniſche Handel in den Seeſtädten faſt gänzlich darniederlag. Auch der Landbau litt durch den nothwendigen Eintritt rüſtiger Männer in die Linienregimenter, oder in die Landwehr. Um den wachſenden Staatsaufwand zu beſtreiten, hatte die däniſche Regierung ſich genöthigt geſehen, ein Papiergeld curſiren zu laſſen, das nöthigenfalls von der ſchleswig-holſteiniſchen Hauptcaſſe umgewechſelt werden ſollte. In ſeiner feindlichen Stellung England gegenüber foderte Dänemarks Politik einen nähern Anſchluß an das ruſſiſche und franzöſiſche Cabinet, und

Digitized by Google

mußte daher auch die Waffen gegen Schweden ergreifen, als Rußland dieſem Reiche am 10. Febr. 1809 durch einen Einfall in Finland den Krieg erklärte. In dieſe beunruhigende Zeit fiel ein Ereigniß, das auf die däniſchen Staatsverhältniſſe nicht ohne weſentlichen Einfluß blieb. Mit dem Tode Chriſtiern's VII., der am 8. März an Entkräftung durch einen Nervenſchlag geſtorben war, ergriff Friedrich allein die Zügel der Regierung, die er bisher gemeinſchaftlich mit ſeinem Vater geführt hatte. Die Miniſter und das diplomatiſche Corps kehrten nun von Rendsburg, wo der verſtorbene König bisher reſidirt hatte, nach Kopenhagen zurück. Unter fortwährenden Kriegsſtürmen trat Friedrich die Regierung an. Von Napoleon war ihm ein Heer von 32,000 Mann franzöſiſcher und ſpaniſcher Truppen zur Dispoſition geſtellt worden, um damit in Schonen einzufallen, was jedoch unterblieb, und von den Schweden zu einem Einfalle in Norwegen benutzt ward, wo ſie jedoch wieder vertrieben wurden.

Wegen der ſchweren Kriegslaſten hatte die neue Land- und Hausſteuer in Dänemark beträchtlich erhöht werden müſſen. Einigermaßen erfreuliche Ausſichten zeigten ſich 1809 durch das Wiederaufblühen des Handels in Tönningen und Kiel unter amerikaniſcher Flagge. Eins der wichtigſten Ereigniſſe des genannten Jahres war die Thronentſetzung des Königs Guſtav's IV. von Schweden, der nach dem Verluſte von Finland ſich durch Angriffe von Außen und durch Unruhen im Innern ſeines Reiches vielfach bedrängt ſah. Sein Oheim, der Herzog von Südermanland, ſuchte als Reichsverweſer die kriegführenden Mächte zu verſöhnen. In dem zwiſchen Dänemark und Schweden am 10. Dec. 1809 geſchloſſenen Frieden zu Jönköping wurden die alten Grenzen beider Reiche wiederhergeſtellt. Ungefähr ein halbes Jahr zuvor, im Juli 1809, hatten die ſchwediſchen Reichsſtände, da der König Karl XIII. ohne Erben geſtorben war, den Prinzen Chriſtian Auguſt von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg zum Kronprinzen gewählt. Dieſer durch viele perſönliche Tugenden und Eigenſchaften ausgezeichnete Fürſt hatte jedoch erklärt, daß er die ihm zugedachte Würde vor dem Abſchluſſe des Friedens zwiſchen Schweden und Dänemark nicht annehmen werde, was er auch wirklich hielt. An dem Kriege, der um dieſe Zeit (1809) zwiſchen Öſterreich und Frankreich ausbrach, nahm Dänemark keinen Antheil. Dem däniſchen Major Ewald ertheilte Friedrich Befehl, mit 1500 Mann in die Gegend zwiſchen Hamburg und Lübeck zu rücken, um gegen die wiederholten Streifzüge des Schill'ſchen Freicorps die Grenzen zu decken.

Eine weſentliche Veränderung erlitten die Verhältniſſe Dänemarks, als zwei ſeiner ausgezeichnetſten Staatsmänner von dem Schauplatze ihrer bisherigen Wirkſamkeit abtraten. Der Graf Chriſtian von Bernſtorf hatte im J. 1810 ſeine Würde als Staatsminiſter niedergelegt. Ebenſo hatte ſein Bruder Joachim die Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten aufgegeben. Jene beiden Männer hatten geglaubt, daß der däniſche Staat es ſchon ſeiner Nationalehre ſchuldig ſei, ſeine Neutralität ſo lange zu behaupten, als es der Drang der Umſtände irgend erlaubte. Das Jahr 1811 führte manche wichtige Ereigniſſe herbei, welche den däniſchen Staat nahe berührten. Durch Napoleon waren die Städte Hamburg und Lübeck mit einem Theile des nördlichen Hanovers, beſonders aber das Herzogthum Oldenburg mit Frankreich auf eine Weiſe vereinigt worden, die das däniſche Intereſſe wenn auch nicht offenbar gefährdete, doch wenigſtens nicht begünſtigte. Der König Friedrich hatte als unumſchränkter Monarch einen großen Theil ſeiner Selbſtändigkeit verloren. Sein Continentalbeſitz machte ihn von Frankreich abhängig, ſeine Herrſchaft auf den Inſeln ward durch England beſchränkt. Der Staatsaufwand, beſonders für das Militair, wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß ſich ein Mittel wies, das Deficit zu decken. Beunruhigend war der überall ſtockende Erwerb unter den niedern Volksclaſſen. Um ſo bereitwilliger ergriff Friedrich das franzöſiſche Project einer Kanalverbindung zwiſchen der Oſtſee und der Seine. Durch eine im J. 1803 gegründete Reichsbank, welche den zerrütteten däniſchen Finanzen wieder aufhelfen ſollte, wurden mehre ähnliche Inſtitute außer Wirkſamkeit geſetzt, wie unter andern die däniſche Courantbank und die ſchleswig-holſteiniſche Speciesbank.

Die ſchweren Opfer, welche die däniſche Regierung und das Volk bisher gebracht, vermehrten ſich noch, als die Schweden zu Ende des Jahres 1811 das Herzogthum Holſtein in Beſitz nahmen. Noch trübere Verhältniſſe droheten mit dem Jahre 1812 hereinzubrechen durch den Bruch zwiſchen Frankreich und Rußland. Die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg aus ſeinen Staaten an der Niederweſer ſcheint die nächſte Veranlaſſung dazu gegeben zu haben. Rußland, dadurch mit Recht verletzt, ſchloß mit Schweden am 24. März 1813 einen Tractat zur Begünſtigung einer Diverſion gegen Napoleon in Teutſchland. Auch Friedrich ward von den genannten Mächten eingeladen, an dem Bündniſſe gegen Frankreich Theil zu nehmen. Für die verlangte Abtretung Norwegens an Schweden ſollte er eine an ſeine Staaten grenzende genügende Entſchädigung erhalten. Der ihm geſtellte Antrag ſchloß aber mit einer Kriegserklärung, falls er ſich weigerte, auf dieſen Plan einzugehen. Auf den Verluſt von Schleswig, Holſtein und Jütland mußte Friedrich gefaßt ſein, wenn er jener Allianz beitrat. Außerdem aber blieb die Entſchädigung zweifelhaft, da ſie nur in Hanover beſtehen konnte und der König von England ſich nicht leicht von dieſem Erbtheile ſeiner Vorfahren getrennt haben würde. Seine Antwort fiel daher ablehnend aus. In Dänemark und in den Herzogthümern begannen nun große Kriegsrüſtungen, während er Norwegen ſeiner Selbſtvertheidigung überlaſſen mußte. Verdient aber machte er ſich um dies Reich durch die Stiftung einer Hochſchule in Chriſtiania, welcher er den Namen Universitas Fridericiana gab und ſie reich dotirte. Sie ſollte aus acht Facultäten beſtehen, für Theologie, Jurisprudenz, Philoſophie, Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Geſchichte, Philologie und Staatsökonomie. Nur die Medicin war von dem Lehrplane ausgeſchloſſen.

Digitized by Google

Von den Schritten, die er zur Rettung der Integrität ſeines Gebiets für nöthig hielt, hatte Friedrich den Kaiſer Napoleon in Kenntniß geſetzt. Dieſer erwiederte, „daß es dem Könige von Dänemark frei ſtehe, mit England zu unterhandeln, und daß ſeine Achtung und Freundſchaft gegen ihn durch die möglichen neuen Verbindungen nicht erkalten werde.“ Die däniſchen Matroſen, welche ihm Friedrich zur Bemannung der Scheldeflotte geſchickt, ſandte Napoleon auf den Wunſch des Königs ſofort in ihre Heimath zurück. Im März 1813 kam zwiſchen dem Grafen Mörner von ſchwediſcher und dem Fürſten Dolgorucky von ruſſiſcher Seite in Kopenhagen ein Vergleich zu Stande, worin Friedrich eine Zuſicherung der Integrität ſeiner Staaten erhielt, wogegen er ſich aber zum Schutze der Städte Hamburg und Lübeck verpflichten mußte. Für die Dauer des Krieges verſprach er außerdem 10,000 Mann gegen Napoleon ins Feld rücken zu laſſen. Dem erwähnten Vertrage gemäß rückten die däniſchen Truppen in Holſtein nach Hamburg, um die Ruſſen bei der Vertheidigung dieſer Stadt zu unterſtützen. Eine däniſche Heeresabtheilung von 7000 Mann unter dem General Wegener ſuchte den franzöſiſchen Armeecorps, welche Davouſt und Vandamme jenſeit der Elbe befehligten, die Rückkehr nach Hamburg zu wehren. Dieſe Stadt hatte, nach der früher erwähnten Convention zu Kopenhagen, von den Dänen beſetzt werden ſollen. Sie ward ihnen jedoch von dem ruſſiſchen General Tettenborn aus unbekannten Urſachen nicht eingeräumt. Als eine Art von Miſtrauen gegen Dänemark konnte ſelbſt der Umſtand betrachtet werden, daß der Kaiſer Alexander den kopenhagener Vertrag nicht ratificirte, unter dem Vorgeben, daß der Fürſt Dolgorucky ſeine Vollmacht überſchritten habe.

Erfolglos blieb Friedrich's Verſuch, ſich England wieder zu nähern. Der Graf Bernſtorf brachte aus London am 17. Mai die Erklärung des Lord Caſtlereagh zurück: „daß Dänemark nicht eher, als nach der Abtretung Norwegens an Schweden den Frieden mit England erwarten könne.“ Die däniſchen Truppen hatten indeſſen auf königlichen Befehl Hamburg räumen müſſen. Für die Vertheidigung dieſer Stadt requirirte der ruſſiſche Befehlshaber ſchwediſche Hilfstruppen, die ſich jedoch, aus Furcht, von den Dänen abgeſchnitten zu werden, am 26. Mai wieder zurückzogen. Wohlmeinend rieth Friedrich den nach der Schlacht bei Bautzen wegen ihres Schickſals beſorgten Hamburgern, der gewaltſamen Beſitznahme ihrer Stadt durch Unterhandlungen mit den franzöſiſchen Befehlshabern vorzubeugen. Als die Ruſſen den Franzoſen, die ihre Angriffe auf Hamburg erneuerten, weichen und die Stadt räumen mußten, rückten, im Einverſtändniß des Senats zu Hamburg, einige däniſche Bataillone dort ein, um einen nutzloſen, dem allgemeinen Wohle nachtheiligen Widerſtand zu verhindern. In einem Schreiben, welches Friedrich von dem engliſchen Admiral Hope erhielt, der mit einer Flotte am 31. Mai im Sund erſchienen war, ſchienen die verbündeten Mächte, England, Schweden und Rußland, geneigter als bisher zu Friedensunterhandlungen mit Dänemark. Sie verlangten jetzt nicht mehr ganz Norwegen, ſondern nur Drontheim, das Nordland und die Abtretung der Inſel Helgoland. Von der Wiedererſtattung der abgeführten däniſchen Flotte war jedoch nicht die Rede. Ziemlich hart iſt Friedrich mitunter getadelt worden wegen des Vertrags, den er damals mit Frankreich ſchloß, und worin beide Mächte ſich gegenſeitig die Integrität ihrer Beſitzungen garantirten. Jener Vertrag kam zwiſchen dem däniſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten von Roſenkranz und dem franzöſiſchen Geſandten Alquier am 10. Juli 1813 in Kopenhagen zu Stande. Der Drang der Umſtände nöthigte den König, zwiſchen zwei Extremen zu wählen. Er, der den Krieg mit England nicht anfing, würde ſchwerlich Norwegen erhalten haben, wenn er den erwähnten Tractat mit Frankreich nicht abgeſchloſſen hätte.

Den Prinzen Chriſtian Friedrich, den eventuellen Thronerben, hatte der König zum Statthalter in Norwegen ernannt. Die Unterhaltung der bewaffneten Macht in dieſem Lande erfoderte einen Aufwand, den die ſehr erſchöpften Finanzen Dänemarks kaum zu beſtreiten vermochten. Als nach und nach bei der zunehmenden Volksmenge und bei vermehrter Cultur und Induſtrie in der Viehzucht, der Landwirthſchaft, der Fiſcherei und dem Forſtweſen der Handel zwiſchen Dänemark und Norwegen bedeutender als bisher zu werden anfing, führten die politiſchen Ereigniſſe die Trennung beider Reiche herbei. Nach der Capitulation von Glückſtadt, am 4. Jan. 1814, mußte Dänemark an den ſiegreichen Kronprinzen und nachherigen König von Schweden ſich zur Abtretung Norwegens bequemen. Entſchädigt ward Dänemark dafür durch ſchwediſch Pommern, übernahm aber zugleich die Verpflichtung, 10,000 Mann Truppen gegen Frankreich für 40,000 Pfd. St. Subſidien ins Feld rücken zu laſſen. Zugleich mit dem ſchwediſchen Frieden wurde der Friede mit England geſchloſſen. Auch zwiſchen den übrigen verbündeten Mächten und Dänemark kamen Verträge zu Stande. Am 30. Mai 1814 hatte ſich die letzte franzöſiſche Colonne über die Elbbrücke nach Frankreich zurückgezogen. Der Zufall fügte es, daß die Nachricht von dem Frieden zu Kiel, worin der König ſeine Zuſtimmung zur Unterwerfung Norwegens unter eine neue Dynaſtie hätte ausſprechen müſſen, zu einer Zeit in Chriſtiania eintraf, wo mehre der angeſehenſten Beamten und bedeutendſten Männer des Reiches ſich verſammelt hatten, um die Finanzen der Reichsbank zu reguliren. Auf die von dem Prinzen Chriſtian Friedrich als Statthalter der Verſammlung vorgelegte Frage, ob die Normänner ihre alte Selbſtändigkeit gegen Schwedens Foderungen vertheidigen wollten, erklärten ſie ſich auf das Entſchiedenſte dazu bereit. Der Prinz, auf ihr Verlangen zum proviſoriſchen Regenten ernannt, leiſtete am 19. Febr., in Gegenwart der zur Beſitznahme angelangten ſchwediſchen Commiſſarien, zu Chriſtiania den Eid als Regent. Am 17. Mai ward er von den Norwegern zum König ausgerufen. Das Manifeſt, worin er ſein Verfahren gegen den König von Dänemark zu rechtfertigen ſuchte, befriedigte dieſen nicht. Er rief alle in Dänemark oder in den Herzogthümern geborene däniſche Beamten aus Norwegen zurück, und

Digitized by Google

unterſagte ſeinen Unterthanen den Handel und Verkehr mit jenem Reiche. Unterdeſſen hatte der Kronprinz von Schweden, der nach der Abdankung Napoleon's von Lüttich mit den ſchwediſchen Truppen aufgebrochen war, ſich am 27. Mai in Travemünde eingeſchifft, um ſich Norwegen zu unterwerfen. Weniger die Vermittelung Rußlands, Preußens und Englands, als Entzweiung unter ſich ſelbſt und Geld- und Munitionsmangel nöthigten die bewaffneten, in einem furchtbaren Aufſtande begriffenen Norweger zu einer ruhigen Ergebung in ihr Schickſal. Der Regent, Chriſtian Friedrich, ſah ſich zum Abſchluſſe eines Waffenſtillſtandes und einer Convention genöthigt, nach welcher die Unterwerfung Norwegens nicht mehr zweifelhaft blieb. Das bisherige Verbot des Handelsverkehrs zwiſchen Dänemark und Norwegen hob Friedrich am 19. Sept. wieder auf. Der Prinzregent aber übergab am 10. Oct. einer Deputation des Storthings ſeine Entſagungsurkunde und ſchiffte ſich am folgenden Tage nach Dänemark ein. Am 5. Sept. 1814 reiſte Friedrich in Begleitung des Prinzen Emil von Auguſtenburg zum Congreß nach Wien. Von der Königin und den Staatsräthen wurden in ſeiner Abweſenheit die Regierungsgeſchäfte verwaltet. In einem Vertrage mit Preußen am 5. Juni 1815 überließ er dieſem Staate ſchwediſch Pommern und die Inſel Rügen, wogegen Friedrich Wilhelm III. das ihm von Hanover überwieſene Herzogthum Lauenburg, mit Ausnahme einiger Ämter und Dörfer am linken Elbufer, an Dänemark abtrat. Außerdem übernahm Preußen die Verpflichtung, die Entſchädigungsſumme von zwei Millionen Thaler und 600,000 Thaler für Rechnung der Krone Schweden zu zahlen.

Nach der Rückkehr von Wien ließ ſich der König mit ſeiner Gemahlin am 31. Juli 1815 krönen. Er genoß ſeitdem einer ungeſtörten Ruhe in ſeinen Staaten. Von Norwegen erhielt er einen conventionsmäßigen Beitrag zur Tilgung der däniſchen Staatsſchuld. Den Handel in Dänemark hob er durch Verträge, die er mit Preußen, Schweden und den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſchloß. Auch außerdem ließ er kein Mittel unbenutzt, dem geſunkenen Landeshandel emporzuhelfen. Beſonders ſuchte er den Credit des Papiergeldes wiederherzuſtellen. Nach ſeinem Beitritte zum teutſchen Bunde gab er den Herzogthümern Holſtein und Lauenburg 1819 eine Conſtitution. Im J. 1817 verkaufte er ſein Privateigenthum in Norwegen, die Grafſchaft Laurwig. Die Einführung berathender Provinzialſtände ward durch die nach der franzöſiſchen Julirevolution im Herbſte 1830 in Schleswig-Holſtein entſtandenen Bewegungen veranlaßt, die in dem Verlangen nach einer ſtändiſchen Verfaſſung ihren Hauptgrund hatten. Friedrich aber glaubte, wenn er dem Verlangen der Schleswig-Holſteiner genügte, gegen ſeine däniſchen Unterthanen, die noch einer ſolchen Wohlthat entbehrten, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Der Einführung einer ſtändiſchen Verfaſſung in Dänemark ſtand jedoch, wenn auch Friedrich ſelbſt dazu geneigt geweſen wäre, das ſouveraine Königsgeſetz entgegen, welches Friedrich III. 1665 entworfen hatte. Er beſchloß daher, in beiden Landestheilen berathende Provinzialſtände einzuführen, und zwar in Dänemark zwei getrennte Verſammlungen, die eine für die Inſeln, die andere für Jütland, außerdem aber noch zwei andere für die Herzogthümer Schleswig und Holſtein. Eine Verſammlung von Notabeln, die der König zu dieſem Zwecke zuſammenberufen hatte, beſtätigte am 15. Mai 1834 den ſchon aus dem Jahre 1831 herſtammenden Geſetzentwurf dieſer neuen Einrichtung. Ein Gegenſtand, der ſchon früher des Königs Thätigkeit vielfach in Anſpruch genommen hatte, beſchäftigte ihn auch in den letzten Jahren ſeines Lebens. Es waren die öffentlichen Unterrichtsanſtalten, für deren Unterſtützung er kein Opfer ſcheute. Ungeachtet er an einem hartnäckigen Bruſtübel mehre Wochen gelitten hatte, ſchienen ſeine phyſiſchen Kräfte noch ſo ungeſchwächt, daß ſie ſeinen nahen Tod nicht erwarten ließen. Er ſtarb am 3. Dec. 1839. Sein Nachfolger, Chriſtiern VIII., iſt der Sohn des Erbprinzen Friedrich, eines Halbbruders König Chriſtiern's VII.

Friedrich's Bildniß, gezeichnet von Eiersberg, geſtochen von Falcke, befindet ſich in dem Neuen Nekrolog der Deutſchen [2]). (*Heinrich Döring.*)

3) Könige von Polen I. II., ſ. Kurfürſten von Sachſen.

4) Könige von Preußen.

FRIEDRICH als Kurfürſt III., als König I., war der dritte Sohn aus Friedrich Wilhelm's Ehe mit Louiſe, Prinzeſſin von Oranien, geb. den 11. Juli 1657, übernahm nach dem Tode ſeines großen Vaters 1688 die Regierung des brandenburgiſchen Staates. Er war von ſchwächlichem Körperbau und etwas verwachſen, aber freundlich und milden Sinnes. Sein ausgezeichneter Erzieher, Eberhard von Danckelmann, welcher durch Entſchiedenheit und Ernſt dem weichen und ſchwachen Charakter des Prinzen glücklich zu begegnen wußte, unterrichtete ihn mit glücklichem Erfolge in den Gegenſtänden, welche damals zur Ausbildung eines Fürſtenſohnes für nöthig erachtet wurden. Otto von Schwerin, ſein Oberhofmeiſter, vermochte nicht einen gleich nachhaltigen Einfluß auf ſeinen Zögling zu gewinnen; beide aber überwachte der für die Erziehung ſeiner Kinder eifrig ſorgende Vater. Deſſenungeachtet gelang es natürlich nicht, die nur gewöhnlichen Geiſtesanlagen des Prinzen zu großen zu erheben, und ſein Enkel that ihm durch den Ausſpruch: „Er war groß in kleinen Dingen und klein in großen;" wahrlich kein Unrecht. Schon in früher Jugend entwickelte ſich in Friedrich eine große Vorliebe für äußeren Glanz und prunkvolle Ceremonien. Der Umſtand, daß er ſelbſt in ſeinem zehnten Jahre den ſpäter beſtätigten Orden de la générosité ſtiftete, gibt hierfür den ſchlagendſten Beweis. Seine Stiefmutter Dorothea hatte den großen Kurfürſten noch 1686 zur Abfaſſung eines ſechsten Teſtaments bewogen, nach welchem den jüngern Söhnen einzelne Theile des Staates als regierenden Herren zufallen ſollten, im Widerſpruche mit allen Familienpacten und den früheren

2) Vergl. dies Werk. Jahrgang XVII. 2. Th. S. 932 fg., das Itzehoer Wochenblatt. 1839. Nr. 50 und den dritten Jahrgang des Regentenalmanachs.

Digitized by Google

Teſtamenten. Zum Executor des Teſtaments war der Kaiſer beſtimmt. Friedrich, welcher von den laut des Hausgeſetzes ihm zuſtehenden Rechten Nichts aufzugeben geſonnen war, ließ nach Antritt der Regierung durch den Geheimrath die Gültigkeit des Teſtaments prüfen. Dieſer erklärte es für nicht zu Recht beſtehend, und die Kurfürſtin ſowol, als ihre Söhne, ließen, da nunmehr an einen wirklichen Vollzug des Teſtaments nicht zu denken war, zu ihnen vortheilhaften Vergleichen ſich gern bereit finden. Mit der Stiefmutter verglich ſich Friedrich 1689 und mit den Brüdern 1691 und 1692, worauf ſie allen ihren teſtamentariſchen Anſprüchen entſagten und die Familienpacten beſchwuren. Der Kaiſer aber erkannte die Reverſe der Markgrafen nicht eher an, als bis er den ſchwiebuſer Kreis zurückerhalten hatte. Noch als Kronprinz hatte ſich nämlich Friedrich III. durch einen Revers (28. Febr. 1686) verpflichtet, denſelben gegen eine geringe Entſchädigungsſumme an Öſterreich abzutreten, weil der öſterreichiſche Geſandte, Baron von Freitag, ihm vorgeſpiegelt, die nachtheiligen Beſtimmungen des oben erwähnten väterlichen Teſtaments alsdann beſeitigen zu wollen. Alle Proteſtationen, Deductionen und Vorſtellungen von Seiten Brandenburgs vermochten nicht, den Kaiſer von ſeiner Foderung abſtehen zu machen, und ſo ſah ſich Friedrich endlich 1694 genöthigt, gegen die Anwartſchaft auf Oſtfriesland und einige andere Vortheile den ſchwiebuſer Kreis wieder abzutreten. Nun erſt, 1696 und 1697, erkannte der Kaiſer die Reverſe der Brüder des Kurfürſten als gültig an. Der junge Herrſcher behielt die höheren Staatsbeamten ſeines Vaters unverändert bei, nur ſeinen Erzieher Danckelmann ernannte er noch im Mai 1688 zum wirklichen geheimen Staats- und Kriegsrathe, deſſen Einfluß auf alle irgend wichtigen Angelegenheiten ſichtbar ward und den der anderen Räthe weit überwog. — Im September 1688 erklärte Ludwig XIV. dem teutſchen Reiche den Krieg unter ſehr nichtigen Vorwänden. Seine Heere beſetzten Speier, Worms und Heilbronn, eroberten in Kurzem Philippsburg und Heidelberg. Der Kurfürſt ließ ſich durch die lockendſten Anerbietungen Frankreichs nicht vom Bunde mit dem Kaiſer abziehen, weil er gegen alles Franzöſiſche unverſöhnlichen Haß hegte und mit Wilhelm von Oranien ſich eng verbunden hatte, um deſſen Abſichten auf den engliſchen Thron zu unterſtützen. Ein anſehnliches Corps brandenburgiſcher Truppen marſchirte unter General Schöning an den Oberrhein und Schomberg beſetzte Cöln, damit es die Franzoſen nicht durch plötzlichen Überfall nähmen. Im nächſten Feldzuge, welchem Friedrich perſönlich beiwohnte, erfochten die Brandenburger mehre Vortheile über Ludwig's Heere und eroberten, in Verbindung mit kaiſerlichen, lüneburgiſchen und heſſiſchen Heerhaufen, Kaiſerswerth, Bonn und Rheinbergen. Der Krieg koſtete dem Lande große Summen, denn es ſtellte weit mehr Mannſchaft ins Feld, als die Reichsmatrikel verlangte, und nicht weniger koſteten die Feſte, welche am Hofe zur Feier der erfochtenen Siege veranſtaltet wurden. Schon 1690 mußte der Kurfürſt zur Ausſchreibung der Kopfſteuer ſchreiten, als endlich am 7. Sept. Spanien, England (wo Wilhelm III. nach Jacob's II. Sturz den Thron beſtiegen hatte) und Holland einen Bund mit dem Kurfürſten ſchloſſen, wornach dieſer für die Stellung von 20,000 Mann während der Dauer des Krieges von den Verbündeten 100,000 holländiſche Gulden Hilfsgelder erhalten ſollte. Außerdem unterſtützte er den Kaiſer mit 6000 Mann unter dem Generallieutenant von Barfus gegen die Türken, welche unter ihrem Großvezier Kuprili Muſtapha ſiegend vorgedrungen waren. Unter des Markgrafen Ludwig von Baden Oberbefehl halfen ſie hier 1691 den großen Sieg bei Salankemen erringen. Wenngleich alle Unterhandlungen Danckelmann's und der kurfürſtlichen Geſandten in Wien vergeblich waren, um Öſterreich zur Unterhaltung dieſes Truppencorps zu bewegen, ſo ließ ſich Friedrich dennoch ſpäter noch mehrmals zur Sendung von Hilfsmannſchaften für den Kaiſer nach Ungarn beſtimmen. Indeſſen war Ludwig XIV. gegen die Verbündeten, ungeachtet aller ihrer Anſtrengungen, ſiegreich, ſelbſt nachdem König Wilhelm III. den Oberbefehl in Flandern übernommen hatte. Der Marſchall von Luxemburg, der große Schüler Condé's und Turenne's, ſchlug ihn den 3. Aug. 1692 bei Steenkerken und verwüſtete darauf Schwaben aufs Gräßlichſte, ohne von den Reichstruppen ernſtlich daran gehindert zu werden. Zwar ſtellte der große Seeſieg der Engländer und Holländer bei la Hogue am 29. Mai 1693 das Gleichgewicht einigermaßen wieder her, doch blieben zu Lande die Franzoſen fortwährend im Vortheile; denn ſchon zwei Monate ſpäter erlitt der engliſche König durch Luxemburg eine vollſtändige Niederlage bei Neerwinden, welche zwar ohne bedeutende Folgen blieb, aber dennoch die Verbündeten entmuthigte. Zudem behauptete Ludwig von Baden ſich nur mit Mühe am Oberrhein, und in Ungarn feſſelte der Kaiſer nur durch die größten Opfer den Sieg an ſeine Fahnen. Als 1696 Savoyen einen Separatvergleich mit Frankreich einging, neigten ſich alle Mächte zum Frieden. So kam denn nach vielfachen Unterhandlungen 1697 der Friede von Ryswick zu Stande, der dem Kurfürſten freilich keinen Ländergewinn brachte, aber den Staat von einem Theile des für ſeine Kräfte zu zahlreichen Heeres befreite. — Wann Friedrich den feſten Plan zur Erlangung der Königskrone faßte, wiſſen wir ebenſo wenig, als wann die erſten Schritte zur Ausführung deſſelben gethan wurden. Man erzählte, der große Kurfürſt habe ſterbend ſeinem Sohne die Erhebung Preußens zum Königreiche angerathen; auch ſoll die Gelangung Wilhelm's auf den engliſchen Thron und daß dieſer bei einer geheimen Zuſammenkunft im Haag ihm keinen Armſeſſel habe hinſtellen laſſen, endlich die Wahl Auguſt's zum Könige von Polen ihn angeſpornt haben, die königliche Würde zu erwerben. Deshalb ſtellte er ſich dem Begehren Kaiſer Leopold's, eine neunte Kurwürde (Hanover) zu errichten, nicht entgegen; deshalb trat er den ſchwiebuſer Kreis wieder ab; deshalb ſendete er mehrmals Hilfsvölker gegen die Türken, obwol die Subſidien ſehr nachläſſig gezahlt wurden; deshalb gab er in der mecklenburgiſch-güſtrowſchen Angelegenheit (1698) den öſterreichiſchen Foderungen nach. Höchſt wahrſcheinlich begannen die Verhandlungen über des Kurfürſten Lieblingsplan ſchon 1690 und wur-

Digitized by Google

den bis 1695 höchſt geheim von Danckelmann geleitet. Dieſer widerſetzte ſich Anfangs dem Plane aufs Entſchiedenſte und machte Friedrich die ſtärkſten Einwendungen dagegen, was aber nur zur Folge hatte, daß der ehrenwerthe und fähige Rathgeber in Ungnade fiel. Ein höchſt unwürdiger Günſtling ſtürzte jetzt den redlichen Erzieher mit geringer Mühe. Kaſimir von Kolbe, aus der Pfalz, welcher zur Zeit des großen Kurfürſten an den brandenburgiſchen Hof gekommen, hatte durch Gewandtheit und feines Weſen die Gunſt des Kurprinzen gewonnen. Zur Regierung gelangt, überhäufte Friedrich den Günſtling mit Ehren und Ämtern, und entzog ihm ſelbſt dann nicht ſeine Gunſt, als er mit einer Kammerdienerwitwe, einer Perſon von gemeiner Herkunft, aber ränkevoll und hochmüthig, ſich verheirathete. Als der Oberpräſident Danckelmann aus dem veränderten Benehmen ſeines Fürſten erſah, daß ſein Sturz nahe bevorſtehe, bat er um ſeinen Abſchied, welchen er auch am 27. Nov. 1697 mit einem Gnadengehalte von 10,000 Thlrn. erhielt. Aber nach wenigen Tagen ward er plötzlich verhaftet und peinlich angeklagt. Unter der großen Zahl von nichtigen Anklagepunkten ſind die wichtigſten, daß er den Zutritt zu dem Kurfürſten jedem verſperrt und ſeine ſechs Brüder zu den höchſten Staatsämtern berufen habe. Daß aber dieſe trotz ihres Bruders Fall in ihren Stellen blieben, beweiſt gewiß am beſten die Nichtigkeit auch dieſer Beſchuldigung. Seine Feinde ſowol, als der Kurfürſt ſelbſt, hüllten den großes Aufſehen machenden Proceß in tiefes Dunkel, was ſie gewiß nicht gethan hätten, wäre die Anklage begründet und gerecht geweſen. Auf Danckelmann's wiederholtes Bitten, welcher fortwährend in der Feſtung Peitz als Gefangener ſaß, wurde 1702 ſein Proceß revidirt, und obgleich der Bericht ganz zu ſeinen Gunſten ausfiel, dennoch in die umfaſſende Amneſtie, welche der Kurfürſt bei Annahme der Königswürde erließ, nicht eingeſchloſſen. Fünf Jahre ſpäter ward ihm Kottbus zum Wohnſitze angewieſen und ſeine Gefangenſchaft in etwas gemildert; aber erſt Friedrich Wilhelm I. übte halbe Gerechtigkeit gegen den unſchuldig verfolgten Mann, indem er ihn zwar in Freiheit ſetzte, jedoch die ihm genommenen Güter nicht wieder herausgab. Die Geſchäfte Danckelmann's wurden dem Generalfeldmarſchall Grafen von Barfus übertragen; als Alles vermögender Günſtling des Kurfürſten behauptete Kaſimir von Kolbe, oder, wie er ſich nach einem alten Schloſſe ſeiner Familie nannte, der Graf von Wartenberg, den erſten Platz am Hofe und in der Verwaltung. Er bekleidete die Ämter eines oberſten Kämmerers, Oberſtallmeiſters, Generaldirectors der kurfürſtlichen Domainen, Oberhauptmanns aller Schatullenämter, Generalerbpoſtmeiſters und Marſchalls von Preußen. Welche Gewalt er ſich über Friedrich III. angemaßt hatte, dafür ſpricht am deutlichſten das kurfürſtliche Reſcript vom 25. Oct. 1699, worin der Favorit von der Verantwortlichkeit für die Nachläſſigkeiten und Fehlgriffe der Unterbeamten in ſeinen Departements befreit wird, weil er ſelbſt durch ſeinen Dienſt zu ſehr an die Perſon des Regenten gefeſſelt wäre, als daß er die nöthige Aufſicht über Alles, was vorginge, führen könnte. Im J. 1702 ward Graf von Barfus penſionirt und ſein ganzer Geſchäftskreis dem Grafen von Wartenberg übertragen. Von allen ſeinen Ämtern bezog der Graf mindeſtens ein Gehalt von 100,000 Thlrn. Hierdurch und durch die bedeutenden Gnadengeſchenke des Fürſten gelang es ihm, obgleich in ſeinem Haushalte die größte Verſchwendung herrſchte, ein Vermögen von angeblich mehren Millionen zu hinterlaſſen. Nicht ſeine Erpreſſungen und Ungerechtigkeiten, ſondern der freche Übermuth ſeiner Frau, welcher zuletzt den Unwillen des Königs erregte, führte ſeinen Sturz herbei. Die Gegner, zu welchen auch der Kronprinz gehörte, griffen 1710 zuerſt den durch Willkür und Härte allgemein verhaßten Finanzminiſter Grafen von Wittgenſtein an. Wartenberg hoffte umſonſt dadurch, daß er ſelbſt als Ankläger des Miniſters auftrat, ſeinen Fall zu hindern; denn an demſelben Tage, an welchem Wittgenſtein nach Spandau abgeführt wurde, ließ ihm der König das Siegel abnehmen, mit der Auffoderung, um ſeinen Abſchied zu bitten. Wenngleich mit Widerſtreben, gehorchte er, und Friedrich ſetzte ihm eine jährliche Penſion von 24,000 Thlrn. aus. Den Oberkammerherrenſchlüſſel erhielt jetzt von Kamecke, Oberhofmarſchall wurde der Miniſter von Printzen, Juſtiz und auswärtige Angelegenheiten verwaltete Ilgen und Blaspiel das Kriegsweſen. Nach dieſer Epiſode wollen wir zu dem oben erwähnten Plane des Kurfürſten, die Königswürde zu erwerben, zurückkehren. Ohne Zweifel wurde König Auguſt von Polen für den Entwurf gewonnen, was deſſen Beichtvater, den Jeſuiten Vota, zur Abfaſſung einer Denkſchrift darüber veranlaßte. Zwei Zwecke hoffte er durch dieſelbe zu erreichen, daß nämlich erſtens der Kurfürſt nicht den Titel König von Preußen, ſondern den eines Königs der Vandalen oder Wenden wähle, und zweitens, daß Friedrich die königliche Würde nicht vom Kaiſer, ſondern vom Papſte annähme. Hierdurch ſollte einerſeits Feindſchaft zwiſchen Preußen, Schweden und Dänemark herbeigeführt, andererſeits der Kaiſer erzürnt und ganz gegen den Plan geſtimmt werden. Der Papſt, in deſſen Macht allein alsdann die Erfüllung des kurfürſtlichen Planes ſtand, würde als erſte Bedingung die Rückkehr in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche geſtellt haben, und der Jeſuit ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß der Kurfürſt ſeiner übermäßigen Eitelkeit auch dieſes Opfer bringen werde. Aber die jeſuitiſche Schlauheit mußte ſich arg getäuſcht ſehen; denn Friedrich zeigte ſich durchaus abgeneigt, auf Vota's Vorſchläge einzugehen. Der 1698 als Geſandter nach Wien geſchickte Rath Bartholdi bot ſeine ganze Geſchicklichkeit und Thätigkeit auf, um den Kaiſer für den Plan ſeines Herrn zu gewinnen, jedoch Alles war vergebens. Da beſtimmte endlich der drohende ſpaniſche Erbfolgekrieg den Kaiſer Leopold, den für die Reichsverhältniſſe höchſt gefährlichen Wunſch des Kurfürſten zu erfüllen. König Karl II. von Spanien nämlich, der letzte Sproſſe des ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſes, hatte ſich durch den Cardinal von Puerto-Carrero beſtimmen laſſen, durch ein am 2. Oct. 1700 unterzeichnetes Teſtament den Herzog Philipp von Anjou, Ludwig's XIV. Enkel, als ſeinen einzigen Erben einzuſetzen, und war darauf

Digitized by Google

am 1. Nov. geſtorben. Das teutſch-öſterreichiſche Kaiſerhaus glaubte, vermöge alter Erbverträge und wegen ſeiner Verwandtſchaft, gerechtere Anſprüche auf die Erbſchaft zu haben, welche jetzt nur durch die Macht der Waffen geltend gemacht werden konnten. Da Öſterreich allein augenſcheinlich zu ſchwach war, den Kampf mit Ludwig zu beſtehen, ſo mußte man ſich nach Bundesgenoſſen umſehen. Deshalb unterzeichnete Leopold ſchon am 6. Nov. den Krönungstractat, in welchem ſich Friedrich verpflichtete, den Kaiſer in ſeinen Kriegen mit 8000 Mann auf eigene Koſten zu unterſtützen und in Philippsburg eine Garniſon zu halten; dazu verzichtete er auf die rückſtändigen Subſidiengelder, und verhieß, ſeine Kurſtimme bei jeder neuen Kaiſerwahl einem öſterreichiſchen Prinzen zu geben. Jedoch ſolle das Verhältniß des Kurfürſten zum Reiche durch die Königswürde keine Veränderung erleiden. Am 16. Dec. theilte Friedrich den europäiſchen Mächten und den Reichsſtänden in einem öffentlichen Ausſchreiben mit, daß er den Titel „König von Preußen" annähme, und am Tage darauf trat er mit einem zahlreichen Gefolge die Reiſe zur Krönung nach Königsberg an. 30,000 Pferde waren erfoderlich, um den ungeheuern Troß fortzuſchaffen, welcher nach zwölf Tagen das Reiſeziel erreichte. Am 17. Jan. 1701 ſtiftete Friedrich den ſchwarzen Adlerorden, deſſen erſter Ritter der Kronprinz war, und am 18. ſetzte er ſich ſelbſt im großen Audienzſaale des Schloſſes die Krone aufs Haupt. Bei der bekannten Prachtliebe des Königs wird es Niemanden Wunder nehmen, daß der Krönungsornat von Diamanten ſtrotzte und ungeheure Summen koſtete, daß zur Verherrlichung des Krönungsactes Feſte an Feſte ſich reiheten, welche das Land mit ſechs Millionen Thaler bezahlen mußte. Um dieſe aufzubringen, ward eine eigene Königsſteuer im ganzen Lande ausgeſchrieben. Caroſſen und Perücken wurden beſteuert, wogegen Niemand etwas einwenden wird; aber drückend war die während Friedrich's Regierung ſechs Mal erhobene Kopfſteuer, weil ſie den niedrigſten Dienſtboten ebenſo gut, wie die höchſten Perſonen traf. Alle dieſe Abgaben reichten nicht zu, um den verſchwenderiſchen Hofhalt zu unterhalten und die Koſten des faſt ununterbrochenen Krieges zu decken; man ſah ſich daher genöthigt, 1705 freiwillige Beiträge zu verlangen und 1707 den Civilbeamten ein Zwölftel ihres Gehaltes abzuziehen. Friedrich I. verweilte mehre Monate in Preußen, kehrte am 17. März nach Potsdam zurück und hielt am 6. Mai ſeinen feierlichen Einzug in Berlin, welcher durch Feierlichkeiten aller Art verherrlicht wurde. Der Papſt und der teutſche Orden proteſtirten gegen ſeine Erhebung; Frankreich und Spanien erkannten die Königswürde Preußens erſt im utrechter Frieden an, und Polen zögerte bis 1764 mit der Anerkennung. Unterdeſſen hatte der ſpaniſche Erbfolgekrieg begonnen, indem Ludwig in der Nacht des 6. Jan. 1701 die belgiſchen Grenzfeſtungen in Beſitz nehmen ließ. Nun ging auch Prinz Eugen mit einer öſterreichiſchen Armee nach Italien und ſiegte bei Chiari am 2. Sept. 1701 über die franzöſiſche unter Villeroi. Der Kaiſer foderte in ſeiner Bedrängniß vom Könige die im Krönungsvertrage verſprochenen Hilfsvölker, und dieſer ſchickte ſtatt 8000 Mann, welche zu ſtellen er ſich anheiſchig gemacht, nach und nach 20,000 Mann, die zuletzt bis auf das Doppelte vermehrt worden ſein ſollen. So lange ſtand der Kaiſer allein ſeinen Feinden gegenüber, bis Ludwig höchſt unpolitiſch Jacob III., den Sohn des verjagten Jacob II., als König von England anerkannte. Die dadurch gereizte engliſche Nation bewilligte ihrem Könige Wilhelm alles zum Kriege Erfoderliche, und durch den Grafen von Marlborough kam den 7. Sept. 1701 im Haag das Bündniß zwiſchen dem Kaiſer, England und Holland zu Stande. Jetzt bot Ludwig Alles auf, um König Friedrich I. vom Bunde mit Öſterreich abzuziehen; er verſprach ihm die oraniſche Erbſchaft zu überlaſſen, ſeine Rechte auf Neufchatel zu unterſtützen und bedeutende Subſidien zu zahlen; Alles war vergebens; der König blieb der Sache Teutſchlands treu. Dagegen ſchloß Preußen 1704, den 20. Nov., einen Vertrag mit England, wornach Friedrich 8000 Mann nach Italien ſchicken und die beiden Seemächte jährlich 300,000 Thlr. zu gleichen Theilen an Preußen zahlen ſollten. Überall, am Oberrhein, in den Niederlanden, beſonders aber in Italien, zeichneten ſich die Preußen durch Kriegszucht und kaltblütige Tapferkeit rühmlichſt aus. Im J. 1702 eroberten ſie Kaiſerswerth und Venloo, 1703 die wichtige Feſtung Bonn und das für uneinnehmbar geltende Geldern. In demſelben Jahre retteten ſie unter Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau das kaiſerliche Heer bei Hochſtedt. Durch preußiſche Tapferkeit wurde auch 1704 den 11. Aug. der große Sieg bei Hochſtedt und Blenheim von Marlborough und Eugen errungen. Ebenſo hatten ſie entſchiedenen Antheil an den Siegen der Verbündeten bei Ramillies (1706), Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709). Den größten Ruhm aber erwarben ſich die preußiſchen Hilfsvölker in Italien unter Anführung des Fürſten von Deſſau. Im J. 1705 fochten ſie rühmlich bei Caſſano an der Etſch, und 1706 erſtürmten die preußiſchen Grenadiere zuerſt die franzöſiſchen Schanzen vor Turin, wodurch der Sieg entſchieden, die Franzoſen nicht allein zur Aufhebung der Belagerung, ſondern auch zur Räumung von ganz Italien, mit Ausnahme der Feſtungen, gezwungen wurden. Seit dem Winter des Jahres 1704 nahm der Kronprinz Friedrich Wilhelm perſönlich an dem ſpaniſchen Erbfolgekriege Theil, indem er Marlborough auf ſeinen Kriegszügen begleitete. Als aber die Tories unter Harley's, des Grafen von Orford, Leitung das Whigminiſterium 1710 ſtürzten und 1711 Kaiſer Joſeph I. ſtarb, nahm die europäiſche Politik eine andere Wendung, und keine der gegen Frankreich verbündeten Mächte war geneigt, Karl VI. zum ungetheilten Beſitze der habsburgiſchen Macht zu verhelfen. Noch 1711 ſchloß England geheime Friedenspräliminarien mit Frankreich ab, und Marlborough mußte den Oberbefehl an Ormond abtreten. Im folgenden Jahre wurde der Friedenscongreß in Utrecht eröffnet, und König Friedrich verlangte ſeinerſeits am 5. März Folgendes: Anerkennung als König und als ſouverainer Fürſt von Neufchatel und Vallengin; das Fürſtenthum Oranien und alle Güter der Häuſer Chalons, Orange und Chateau-Belin als rechtmäßiger Erbe derſelben; für erlittene Ver-

Digitized by Google

luſte aber einen Theil der Franche Comté, Stadt und Land Geldern, und Handelsfreiheiten für ſeine Unterthanen. Doch erlebte Friedrich nicht mehr den völligen Abſchluß des utrechter Friedens. Ehe noch der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrach, begann der nordiſche Krieg zwiſchen Dänemark, Polen und Rußland einerſeits und Schweden andererſeits. Auguſt von Polen fiel mit einem ſächſiſchen Heere 1700 in Livland ein, die Ruſſen griffen Ingermanland an und die Dänen den Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein und Schwager Karl's XII. von Schweden. Neun Jahre lang war der nordiſche Alexander glücklich gegen ſeine Feinde, bis er, durch ein Bündniß mit dem Koſakenhetmann Mazeppa bewogen, ſich nach der Ukraine wandte, 1709 bei Pultawa eine gänzliche Niederlage erlitt und mit einem kleinen Häuflein Getreuer nach der Türkei flüchten mußte. Dänemark und König Auguſt von Polen erklärten alsbald ihrem tödtlich gehaßten Feinde den Krieg, ſuchten aber bei einem Beſuche in Potsdam vergebens, Friedrich zu einem Bündniß zu bewegen, welcher vielmehr, wie bisher, völlig neutral blieb. Im Gegentheil trat er 1710 dem haager Convent bei, worin der Kaiſer, England, Holland, Preußen und Hanover die Neutralität der ſchwediſchen Provinzen in Teutſchland verbürgten. Die ſchwediſche Regentſchaft beſtätigte den Vertrag, aber König Karl XII. verwarf ihn, weil er von Pommern aus Sachſen züchtigen wollte. Die Beſitzungen der Schweden in Teutſchland wurden jetzt der Tummelplatz däniſcher, ſächſiſcher und ruſſiſcher Heerhaufen, ohne daß der preußiſche Staat dadurch näher berührt wurde. Doch Friedrich I., welcher ſeit den letzten Jahren öfters kränkelte, wozu vielleicht traurige Familienverhältniſſe Manches beitrugen, ſtarb, ehe der nordiſche Krieg geendet ward, am 25. Febr. 1713 im 56. Jahre ſeines Lebens und dem 25. ſeiner Regierung. — Der König war drei Mal verheirathet: 1) mit Eliſabeth Henriette, Tochter des Landgrafen Wilhelm zu Heſſen-Caſſel, vermählt den 23. Aug. 1679, geſtorben den 27. Juni 1683; 2) mit Sophie Charlotte, Tochter des Kurfürſten Ernſt Auguſt zu Hanover, vermählt den 28. Sept. 1684, geſtorben den 1. Febr. 1705; 3) mit Sophie Louiſe, Tochter des Herzogs Friedrich zu Mecklenburg-Grabow, vermählt den 28. Nov. 1708, ſtarb kurze Zeit nach dem Tode ihres Gemahls. Aus erſter Ehe hatte er nur eine Tochter, Louiſe Dorothea Sophie, welche den Erbprinzen Friedrich von Heſſen-Caſſel heirathete. Seine zweite Gemahlin, Sophie Charlotte, gehörte zu den ausgezeichnetſten Frauen ihrer Zeit. Sie beſaß neben körperlicher Schönheit vorzügliche Geiſtesgaben, welche aufs Sorgfältigſte ausgebildet worden waren. Nach einer Reiſe durch Italien und Frankreich verweilte ſie zwei Jahre am Hofe zu Verſailles, welcher damals für die Schule des feinen Geſchmacks und höfiſcher Sitte galt. Leibnitz gehörte zu ihren vertrauteſten Freunden, und ſchrieb auf ihre Aufforderung ſeine Theodicee. Sie umgab ſich gern mit gebildeten Franzoſen, ohne dadurch, wie ihr großer Enkel, ungerecht gegen ihre Landsleute zu werden. In religiöſer Hinſicht war ſie höchſt tolerant und geſtattete Perſonen von den verſchiedenſten Anſichten den Zutritt an ihrem Hofe, wenn ſie nur ihrem Geiſte und ihrer Bildung nach dieſer Ehre werth waren. Die langweiligen und ſteifen Hoffeſte waren ihr höchſt läſtig, und ſie nahm es ſich nicht übel, über dieſelben zu ihren vertrauten Freunden zu ſpotten, ja ſelbſt die körperlichen Mängel ihres Gemahls mußten als Gegenſtand ihres Spottes dienen. Auf die Staatsangelegenheiten ihr jeden Einfluß zu entziehen, gelang den Günſtlingen des Königs leicht, da ſie ihrem Charakter nach den Lieblingsneigungen ihres Gemahls weder ſchmeicheln konnte, noch wollte. Die größte Sorgfalt verwandte ſie auf die Erziehung des Kronprinzen, welchen ſie auf's Zärtlichſte liebte. Trotz dem gelang es ihr nicht, den ſtarren Sinn ihres Sohnes zu mildern und ihm für die Wiſſenſchaften und Künſte, welche ſie als die höchſten Güter des Lebens betrachtete, Neigung einzuflößen. — Friedrich I. vergrößerte durch die oraniſche Erbſchaft, durch das Fürſtenthum Neufchatel und die Grafſchaft Vallengin, durch die Grafſchaft Tecklenburg und die Stadt Elbing ſeinen Länderbeſitz. Was die oraniſche Erbſchaft betrifft, ſo war mit Wilhelm III. 1702 die männliche Linie von Naſſau-Oranien ausgeſtorben und nach dem Teſtamente des Statthalters Friedrich Heinrich der Niederlande vom Jahre 1644 hätte König Friedrich die oraniſchen Länder erben ſollen. Wilhelm III. aber hatte ſeinen Vetter, den Fürſten von Naſſau-Diez, teſtamentariſch zum alleinigen Erben eingeſetzt, welche Beſtimmung der König für ungültig erklärte, und ſofort von den Grafſchaften Meurs und Lingen Beſitz ergriff. Das Fürſtenthum Orange zog Ludwig XIV. ein und den Reſt der Erbſchaft beſetzten die Holländer. Die Einigung zwiſchen Preußen und Naſſau-Diez wurde noch erſchwert, als nach dem Tode des Fürſten Johann Wilhelm Friſo deſſen Gemahlin einen Sohn gebar. Erſt 1732 wurde dieſer Erbſtreit in der Art geſchlichtet, daß die Fürſtenthümer Oranien und Meurs, die Grafſchaft Lingen, das Amt Montfort und einige andere Güter Preußen zuerkannt wurden, welche Friedrich der Große 1754 an Wilhelm V. verkaufte. Wilhelm III. von Oranien hatte ſeine Lebensanſprüche an Neufchatel und Vallengin dem brandenburgiſchen Kurhauſe abgetreten, und demgemäß machte König Friedrich ſie nach dem Tode der letzten Beſitzerin, der verwitweten Prinzeſſin Maria von Nemours, 1707 geltend. Da auch andere Fürſten auf die Erbſchaft Anſprüche machten, ſo wurde dem Obergerichte von Neufchatel das Richteramt übertragen, und dieſes erklärte den König für den einzig rechtmäßigen Erben. Nunmehr nahm Preußen Beſitz von dem Lande und erlangte im utrechter Frieden die Beſtätigung dazu. Die Grafſchaft Tecklenburg in Weſtfalen kaufte Friedrich 1707 für 300,000 Thaler von dem Grafen von Solms-Braunfels, und die Stadt Elbing, welche man Preußen ſeit dem olivaer Frieden vorenthalten hatte, beſetzten den 14. Oct. 1698 brandenburgiſche Truppen. — Die fortwährenden Kriege und die Verſchwendung des Hofes erſchöpften die Finanzen des Staates von Jahr zu Jahr mehr. Durch mancherlei Mittel ſuchte man der Geldnoth abzuhelfen, z. B. durch ein Monopol auf Schweineborſten, durch die Salzſteuer, durch erbliche Verpachtung der Domainen, durch mehrmalige Erhöhung der Ac-

Digitized by Google

ciſe, durch die Luxusſteuer, durch Ausſchreibung von Schloßbau= und Legationsgeldern u. ſ. w.; aber alle neu erſonnenen Steuern konnten die leeren Caſſen nicht füllen, denn die vereinnahmten Summen zehrten der Krieg in Italien und am Rhein, die Hoffeſte und unwürdige Günſtlinge immer ſchnell wieder auf. Den dadurch veranlaßten Steuerdruck hätte das Volk unmöglich ertragen können, wenn nicht grade damals im gewerblichen Leben bedeutende Fortſchritte gemacht worden wären. Die Glasfabrication nahm einen ſolchen Aufſchwung, daß 1696 die Einfuhr von fremden Glaswaaren verboten werden konnte; ebenſo gewann die Tuchmanufactur außerordentlich an Umfang, ſodaß ſeit 1693 die Monturen aus einheimiſchem Tuche gefertigt und ſeit 1700 ſelbſt zur Bekleidung der Leibgarden nur vaterländiſches Fabricat angewandt wurde. Auch ward 1695 die erſte Gold= und Silbermanufactur in Berlin errichtet. — Was Friedrich I. für Wiſſenſchaften und Künſte that, geſchah nicht etwa aus wahrer Liebe und reinem Intereſſe für dieſelben, ſondern weil es ſeiner Meinung nach der Glanz der Königskrone erfoderte. So wurde der aus Sachſen verwieſene Chriſtian Thomaſius, welchen eine große Anzahl leipziger Studenten nach ſeinem neuen Aufenthaltsorte Halle begleitete, eifrig unterſtützt, und auf Danckelmann's Betrieb der ſchon vom großen Kurfürſten gehegte Plan, daſelbſt eine Univerſität zu ſtiften, 1694 wirklich ausgeführt. Im J. 1699 gründete der König die Maler= und Bildhauerakademie in Berlin, unter deren Mitgliedern als Baumeiſter und Bildhauer vor allen Schlüter glänzte, deſſen Werke noch heute der Hauptſtadt zur Zierde gereichen. Endlich ſtiftete Friedrich 1700 die Akademie, oder, wie ſie Anfangs hieß, die Societät der Wiſſenſchaften zu Berlin, auf deren Begründung Leibnitz, der geſchätzte Freund der Königin Sophie Charlotte, den nachhaltigſten Einfluß ausübte. (*Voigt.*)

FRIEDRICH WILHELM I., König von Preußen, vom 25. Febr. 1713 bis zum 31. Mai 1740, Sohn Friedrich's I. und ſeiner zweiten Gemahlin, Sophie Charlotte, gebornen Prinzeſſin von Hanover, geboren 1688, einer der wunderlichſten Charaktere, der je auf einem Throne geſeſſen hat. Früh machte ſich bei ihm eine große Selbſtändigkeit des Charakters geltend, indem weder die vortrefflichen Eigenſchaften der Mutter, noch die Fehler des Vaters auf den Sohn einigen Einfluß äußerten. Während ſeine Mutter eine der gelehrteſten und geiſtreichſten Frauen ihrer Zeit war, verachtete Friedrich Wilhelm I. jedes höhere Lebensintereſſe und jede Wiſſenſchaft, die nicht einen unmittelbar praktiſchen Erfolg offenbarte, ſodaß ſelbſt die unter ſpecieller Mitwirkung ſeiner Mutter gegründete Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin nur aus dem Grunde von ihm nicht aufgehoben wurde, weil man ihm vorſtellte, daß durch dieſelbe Wundärzte für die Armee gebildet würden. An die Stelle des äußeren Glanzes, der an dem Hofe ſeines Vaters geherrſcht, trat eine faſt mehr als bürgerliche Einfachheit, an die Stelle der gedankenloſeſten Verſchwendung die peinlichſte Sparſamkeit, an die Stelle der finanziellen Unordnung, die das Land mit Steuern und Schulden belaſtet, die muſterhafteſte Ordnung in den Finanzen, an die Stelle der Günſtlingsherrſchaft endlich die abſoluteſte Selbſtändigkeit; auch hörte die Bevorzugung des Adels auf und auch Bürgerliche gelangten zu den höchſten Staatsämtern. Der erſte Regierungsact des jungen Königs war die Aufhebung ſämmtlicher Hofämter bis auf die nothwendigſten Bedienungen, und die Verminderung der Gehalte ſelbſt dieſer wenigen (von 100 Kammerherren behielt er nur acht bei). Die Muſikkapelle wurde auf einen Trompeter reducirt, das Schauſpiel aufgehoben, die koſtbaren Hofgeräthe und Kleinodien als überflüſſig verkauft, die Schweizergarde verabſchiedet u. ſ. w. Dagegen war von Rückſtänden in den Beſoldungen, wie ſie bisher an der Tagesordnung geweſen, nicht mehr die Rede, ſodaß der Obermarſchall von Printzen, deſſen Gehalt von 40,000 auf 12,000 Thaler herabgeſetzt ward, doch geſtand, er ſei jetzt, da ihm ſein Gehalt regelmäßig ausgezahlt werde, im Stande, die Schulden zu bezahlen, die er bei ſeinem hohen Gehalte habe machen müſſen. Nur ein Mal noch ſah man die alte Pracht mit allen Chargen der vorigen Regierung glänzen, es war bei dem Begräbniſſe ſeines Vaters, welches er aus einer gewiſſen Pietät ganz im Geiſte des Verſtorbenen einrichten ließ. — Drei Dinge waren es vorzüglich, welche Friedrich Wilhelm's Regententhätigkeit in Anſpruch nahmen, die Organiſation der Finanzen, die Verbeſſerung der Juſtiz und die Bildung des Heeres. An die Stelle der bisherigen verwirrten und ſchwer zu controlirenden Finanzverwaltung ſetzte er ein vereinfachtes überſichtliches Syſtem, an deſſen Spitze Anfangs das General=Domainendirectorium, ſeit dem Jahre 1723 aber General=Ober=Finanz=Kriegs= und Domainendirectorium ſtand, deſſen fünf Abtheilungen unter ebenſo vielen Dirigenten (von Grumbkow, Kreutz, Kraut, Görne, von Katſch) ſich provinzenweiſe in die Geſchäfte theilten; dieſer Behörde zur Seite ſtand als Reviſionsbehörde die Generalrechnenkammer. Die Arbeitsſtunden waren genau vorgeſchrieben, und jede unmotivirte Verſäumniß wurde aufs Strengſte beſtraft, z. B. bei dem Generaldirectorium eine verſäumte Stunde mit 100 Dukaten, eine verſäumte Sitzung, die von Morgens acht Uhr bis zur Beendigung des Tagesgeſchäftes, oft bis ſpät in den Nachmittag hinein dauerte, mit Entziehung des halbjährigen Gehaltes geahndet. Dabei waren die Beamten keinen Augenblick vor der perſönlichen Reviſion des Königs ſicher. Selbſt die Provinzialbehörden überraſchte er nicht ſelten mit ſeinem Beſuche, revidirte die Rechnungen und Wirthſchaftsbücher bei den Domainenämtern, und verfuhr mit unerbittlicher Strenge, nicht ſelten mit großer Härte gegen nachläſſige und untreue Beamte. Der Acciſetarif wurde vervollſtändigt und präciſer gefaßt, die Grundſteuerfreiheit der Ritterſchaft aufgehoben (1717), und im Allgemeinen das Princip der Ordnung und der Gleichmäßigkeit nach Möglichkeit durchgeführt. Dabei ſcheute aber der König keine Ausgabe, wenn es galt, das materielle Wohl des Landes zu heben. Er begünſtigte Ackerbau, Gewerbe, Manufacturen und Handel mit namhaften Summen; er nahm mit großen augenblicklichen Opfern die ſalzburger Auswanderer und die aus Polen vertriebenen Diſſidenten auf, um die durch Krieg und Seuchen entvölkerten Gegenden

Digitized by Google

Preußens wieder zu cultiviren; er ſtiftete das Collegium medico-chirurgicum, die Charité, das Findelhaus in Berlin und das Waiſenhaus in Potsdam, und begründete viele Dorfſchulen. Schon im October 1713 war er im Stande, dem Kaiſer von Rußland 400,000 Thaler zur Führung des Krieges gegen Schweden baar vorzuſchießen, und 1719 im Frieden mit Schweden bezahlte er, nachdem der Krieg ihm 4½ Millionen Thaler gekoſtet hatte, noch zwei Millionen Thaler für den Beſitz von Stettin und Pommern bis zur Peene, ohne einer Staatsanleihe zu bedürfen. Er hatte aber auch die Staatseinkünfte auf 7,400,000 Thaler gebracht, und neben einem koſtbaren Heere von 80,000 Mann hinterließ er deſſenungeachtet ſeinem Nachfolger einen baaren Schatz von 8,700,000 Thalern. — Vielfache Verbeſſerungen verdankte ihm auch das Juſtizweſen, welches er einer durchgehenden Reform unterwarf, wie denn überhaupt ein unerſchütterlicher Rechtsſinn, der nur zuweilen durch Leidenſchaftlichkeit zurückgedrängt werden konnte, einen Grundzug in dem Charakter des Königs bildete. Das Kammergericht zu Berlin erhielt als höchſter Gerichtshof eine ganz neue Verfaſſung mit drei Senaten, an deren Spitze ein Präſident, ein Vicepräſident und ein Director ſtanden, unter denen zehn ordentliche und 16 außerordentliche Räthe arbeiteten. Bei den Provinzialkammern (den heutigen Oberlandesgerichten) wurden königliche Anwalte unter dem Titel von Juſtizräthen angeſtellt, die aber die Erwartungen des Königs nicht befriedigten, weil der Fiscus faſt alle Proceſſe verlor. Des Königs Hauptorgan bei der Juſtizreform war der Profeſſor Samuel Coccejus zu Frankfurt, welcher ſpäterhin in den Adelſtand erhoben (Freiherr von Cocceji) und 1737 Juſtizminiſter ward. Indeſſen arbeitete Cocceji mehr gegen die Symptome, als gegen den innern Kern der herrſchenden Übel, und ſein eigentliches Augenmerk war die Abkürzung der Proceſſe und die Abſolvirung möglichſt vieler Sachen in kürzeſter Zeit. Nicht ſelten griff der König auch in Proceſſe eigenmächtig ein, indem er Erkenntniſſe abänderte oder auch vor dem Urtheilsſpruch des competenten Gerichts ſelbſtändig ein Urtheil fällte. Den Oberſteuereinnehmer Heſſe in Preußen, der wegen einer Unordnung in den Büchern über 4000 Thaler nicht Rechenſchaft geben konnte, und gegen welchen deshalb von dem Criminalgericht auf vierjährige Feſtungsſtrafe erkannt worden war, verurtheilte er durch eine eigenhändige Randbemerkung zum Tode und ließ die Strafe auch ungeſäumt vollſtrecken, obgleich ſich bald erwies, daß nicht ein Defect, ſondern nur ein Rechnungsfehler vorlag. Im heftigſten Zorne tractirte er ein ander Mal die Räthe des Criminalcollegiums mit Stockſchlägen, als er erfuhr, daß ſie einen ſeiner größten Musketiere wegen Theilnahme an einem gewaltſamen Einbruch zum Galgen, dagegen einen Kriegsrath, der die Staatscaſſe um 30,000 Thaler betrogen, freigeſprochen hätten. Überhaupt galt ihm, dem ſtrengen Finanzmanne, Betrug und Veruntreuung unbedingt als das größte Verbrechen. Daher das harte Geſetz, daß jeder Dienſtbote, der ſeine Herrſchaft um mehr als drei Thaler beſtohlen, an einem vor dem Hauſe des Beſtohlenen errichteten Galgen erhängt werden ſollte. Im Gegenſatz zu dieſer Härte dagegen erließ der König 1738 das ſogenannte Prügelmandat, dem zufolge Pächter und Domainenſchreiber nicht mehr befugt ſein ſollten, die Unterthanen bei den Hofdienſten mit Schlägen anzutreiben, wie er denn im Allgemeinen in ſeinen letzten Lebensjahren bei zunehmender Kränklichkeit etwas milder ward. — Sein drittes Augenmerk war das Heer. Obgleich von Natur friedliebend und den Krieg nach Kräften vermeidend, wie denn ſein Blick im Allgemeinen viel mehr auf die inneren als auf die äußeren Verhältniſſe des Staates gerichtet war, erkannte er doch Preußens Stellung gegen das Ausland in ſofern richtig an, als er einſah, daß es den durch den großen Kurfürſten ihm erworbenen Rang nur durch eine verhältnißmäßig große, ſtets ſchlagfertige Armee behaupten könne. Hilfreiche Hand bei der Organiſation der Armee reichte ihm der Herzog Leopold von Deſſau, ein Soldat mit Leib und Seele, und bereits im J. 1717 vermochte er eine wohlorganiſirte Armee von 60,000 Mann aufzuſtellen, welche am Ende ſeiner Regierung ſogar bis auf 80,000 Mann vermehrt werden konnte. Eine für den kleinen Staat ſo unverhältnißmäßig große Militairmacht wurde aber dadurch weniger drückend für das Land, daß mit großem Geſchick die Truppen in den entlegenen Provinzen ſo vertheilt wurden, daß der zu ihrer Erhaltung nöthige Aufwand ſo ziemlich wieder ſich gleichmäßig durch das ganze Land vertheilte, und die Steuern demnach wieder zu ihrer Quelle zurückgeführt wurden. Auch wurde die ganze Armee jährlich mit inländiſchem Tuche neu bekleidet, wodurch die preußiſchen Manufacturen gehoben wurden. Wenn Friedrich Wilhelm ſo den Grund zu der künftigen preußiſchen Militairmacht legte, ſo ward er auch durch Einführung einer harten Kriegszucht, eines peinlich genauen Exercitiums und einer ſtrengen Abſonderung des Militairs als eines eigenen Standes, dem er ſich ſelbſt beizählte, der Gründer des excluſiven Kaſtengeiſtes, der noch heute das preußiſche Militair als eine Macht dem Volke gegenüberſtellt. Als eine Schwäche des Königs muß hier noch ſeine bis zur Manie ausgebildete Vorliebe für große Soldaten erwähnt werden, die ihm große Summen koſtete und oft in ernſte Verwickelungen mit den Nachbarſtaaten zu bringen drohte. Weniger energiſch war Friedrich Wilhelm's Auftreten nach Außen hin; beſonders wußte er als ſouverainer König von Preußen und zugleich als teutſcher Reichsfürſt keine rechte Stellung gegen Öſterreich und den Kaiſer zu gewinnen. Dennoch fügten es die Verhältniſſe, daß der preußiſche Staat unter ſeiner Regierung einige nicht ganz unbedeutende Zuwüchſe an Terrain gewann. Wenige Monate nach ſeinem Regierungsantritte entſchied der utrechter Friede (den 11. April 1713) den Streit wegen der oraniſchen Erbſchaft dahin, daß Preußen für ſeine Anſprüche auf die oraniſchen Lande in Frankreich und Burgund das Fürſtenthum Neufchatel und einen Theil von Geldern erhielt; zugleich erkannten Frankreich und Spanien die preußiſche Königswürde an. Die Verträge zu Hamburg und Schwedt (1713), deren Inhalt Karl XII. von Schweden nicht anerkannte, verwickelten den König in den nordiſchen Krieg,

Digitized by Google

der für Preußen mit der Beſetzung von Stettin, Anklam, Wolgaſt und den Inſeln Uſedom und Wollin begann und mit der Eroberung Stralſunds, Rügens und Wismars endete. Das Reſultat dieſes Krieges war die wichtige Erwerbung Vorpommerns bis zur Peene (1719), wodurch Preußen Herr der ſämmtlichen Odermündungen wurde. Die Tripelallianz, welche Preußen am 3. Sept. 1725 mit Frankreich und England gegen Öſterreich und Spanien eingegangen war, hatte wenig Beſtand, da es der Geſchicklichkeit des öſterreichiſchen Generals von Seckendorf leicht gelang, den König von der Allianz zu trennen, und vermöge leerer Verſprechungen in Bezug auf das Herzogthum Berg in Öſterreichs Intereſſe zu ziehen. Der König erkannte im Vertrage zu Wuſterhauſen, den 12. Oct. 1726, die pragmatiſche Sanction an und verpflichtete ſich, in Kriegsfällen Öſterreich mit 10,000 Mann zu unterſtützen, und in der That hielt er ſein Wort, als 1734 der Krieg mit Frankreich ausbrach; das zweideutige Benehmen des wiener Cabinets ließ aber bald ſeinen Eifer erkalten. Trotz ſeiner ſonſtigen Unſelbſtändigkeit in der auswärtigen Politik ließ er ſich indeſſen nicht bewegen, den dringenden Foderungen Rußlands und Öſterreichs, in Betreff der Auslieferung des Exkönigs von Polen, Stanislaus Leszinski, der ſich auf preußiſches Gebiet geflüchtet hatte, nachzugeben. Er war perſönlich zu ehrenhaft, als daß er es über ſich vermocht hätte, einen ſchutzloſen Gaſt zu verrathen. Schon im J. 1734 verfiel der König in eine hartnäckige Krankheit, von der er jedoch noch geheilt ward. Als er aber im J. 1739 nach Königsberg in Preußen zu einer Revue gefahren war, zerſtörte die rauhe Witterung ſeine Geſundheit völlig; er kehrte krank nach Berlin zurück und ſtarb, nachdem er ſich zuvor mit ſeinem Sohne und Nachfolger verſöhnt hatte, gefaßt und ruhig am 31. Mai 1740. Ein Charakter voller Widerſprüche, ein Sonderling, wie kaum ein zweiter auf einem Throne zu finden iſt, müſſen wir ihn doch als den formellen Begründer der künftigen Größe Preußens betrachten; denn nur ſeine meiſterhafte Finanzverwaltung und ſeine Organiſation der Armee verſchafften ſeinem großen Nachfolger die Mittel, welche zur Erreichung ſeiner erhabenen Zwecke nothwendig waren. Friedrich Wilhelm I. bildete gewiſſermaßen die Form, in welche Friedrich II. Leben und Odem blies. (*Voigt.*)

FRIEDRICH II., der Große, König von Preußen vom 31. Mai 1740 bis zum 17. Aug. 1786, der Begründer der Macht Preußens, älteſter Sohn Friedrich Wilhelm's I., geb. den 24. Jan. 1712, überkam von ſeinem Vater einen zwar geographiſch zerſtückelten, aber finanziell und militairiſch muſterhaft geordneten Staat als ein Pfund, mit welchem zu wuchern Talent und Charakter ihm die Vorſehung in reichem Maße verliehen hatte. Der einſeitig militairiſch-pedantiſchen Erziehung, welche von dem Vater ihm zugedacht war, wußte er, nicht ohne Mitwirkung ſeiner Mutter, der hanoverſchen Prinzeſſin Sophia Dorothea, ſich in mancherlei Weiſe zu entziehen, indem er der Muſik, der Dichtkunſt und den claſſiſchen Studien, welche ganz außerhalb des angeordneten Erziehungsplanes lagen, ſich mit Vorliebe hingab. Es entwickelte ſich aus dieſem Widerſpruche zwiſchen den Anordnungen des Vaters und den Neigungen des Sohnes bald eine Spannung, die endlich einen ſo hohen Grad erreichte, daß der junge Prinz den Entſchluß faßte, den harten Begegnungen des Vaters durch die Flucht ſich zu entziehen. Indeſſen wurde der Plan dem Vater verrathen, der Lieutenant von Katt, welcher die Flucht bewerkſtelligen ſollte, hingerichtet, der Prinz aber gefangen geſetzt, und noch härter behandelt als zuvor, wenn auch das Anſinnen des Königs, der Prinz ſolle der Thronfolge entſagen, an dem feſten Sinne des letztern ſcheiterte; indeſſen bedurfte es der eifrigen Verwendung des Kaiſers und mehrer fremden Fürſten, um den Zorn des Königs nur in ſoweit zu beſänftigen, daß er den Prinzen nicht zum Tode verurtheilte. In Folge einer ſchriftlichen Bitte um Verzeihung ward er endlich der ſtrengen Haft entlaſſen, und mußte als jüngſter Rath bei der Domainenkammer in Küſtrin arbeiten; erſt nach geraumer Zeit aber, bei Gelegenheit der Vermählung ſeiner Schweſter, ward ihm die Rückkehr an den Hof geſtattet. Im J. 1733 ward er wider ſeine Neigung, auf ausdrücklichen Befehl des Königs vermählt mit Eliſabeth Chriſtine, der Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Bevern; der Prinz achtete ſeine Gemahlin hoch, lebte jedoch ſtets von ihr getrennt, und es iſt nicht ohne Bedeutung für die Beurtheilung des ausgezeichneten Mannes in Bezug auf dieſes eheliche Verhältniß, daß er bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſeinen älteſten Bruder, Auguſt Wilhelm, zum Prinzen von Preußen, d. h. zum muthmaßlichen Thronfolger, ernannte. Der König bewies ſich ſeit dieſer Zeit aber gnädiger gegen ihn, und ſchenkte ihm 1734 die Stadt Rheinsberg, wo er ungeſtört den Wiſſenſchaften lebte, bis des Vaters Tod 1740 ihn auf den Thron berief. Sein „Europäiſches Staatenſyſtem“ und ſein „Anti-Macchiavel ou essai critique sur le Prince de Macchiavel“ ſind Producte der Ruhe in Rheinsberg. Sehr gemiſchter Art waren die Erwartungen, welche man von dem jungen Könige hegte, der bis dahin dem Staatsleben ſcheinbar fremd geblieben, ſich mit Vorliebe den Künſten und Wiſſenſchaften in ländlicher Stille hingegeben hatte. Sehr bald nach ſeinem Regierungsantritte aber hatte er Gelegenheit, vor der Welt ſeine ausgezeichneten Talente nicht nur als Regent, ſondern auch als Feldherr zu entwickeln. Die Auflöſung des potsdamer Rieſenbataillons, die Abſchaffung der Folter, die Anerkennung allgemeiner Glaubens- und Denkfreiheit, ſowie der freimüthigſten Äußerung in Rede und Schrift bekundeten den neuen Geiſt, welcher die an und für ſich vortrefflichen Formen zu beleben begann. Nachdem Friedrich ſein Auftreten nach Außen hin mit einer kleinen Demonſtration gegen den Biſchof von Lüttich, welcher ſich Hoheitsrechte über die Herrſchaft Heriſtal anmaßen wollte, eröffnet hatte, gab ihm der am 20. Oct. 1740 erfolgte Tod des Kaiſer Karl's VI. bald Gelegenheit, ſeine ganze welthiſtoriſch gewordene Energie zu entwickeln. Friedrich erneuerte, was von Seiten Brandenburgs ſeit drei Jahrhunderten bei jedem Thronwechſel in Öſterreich geſchehen war, ſeine rechtmäßigen Anſprüche auf die ſchleſiſchen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau. Er

Digitized by Google

ſandte zu dem Ende an Karl's Erbin, die Königin Maria Thereſia, den Grafen von Gotter mit dem Auftrage, der Königin den Beiſtand Preußens in jedem auswärtigen Kriege, eine Summe von zwei Millionen Thalern und bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl Friedrich's Stimme für den Gemahl der Königin Franz von Lothringen, anzubieten, wenn die Königin ihrerſeits ſich dazu verſtände, die genannten ſchleſiſchen Herzogthümer, oder an deren Statt die für Preußen günſtiger gelegenen Herzogthümer Glogau und Sagan abzutreten, widrigenfalls aber ſofort den Krieg zu erklären. Die Königin zauderte, und am 16. Dec. ſtand der König mit 80,000 Mann in Schleſien, und eröffnete den ſogenannten erſten ſchleſiſchen Krieg, der durch die Schlachten bei Mollwitz und Chotuſitz, und durch die Einnahme der Feſtungen Glogau, Brieg und Neiße eine ſchleunige Entſcheidung zu Friedrich's Gunſten herbeiführte, ſodaß bereits am 11. Juni 1742 der Friede zu Breslau unterzeichnet ward, in welchem ganz Schleſien und die Grafſchaft Glatz, mit Ausnahme der Fürſtenthümer Teſchen und Troppau und eines Theils von Jägerndorf, an Preußen fiel. Dieſer ſchnell und glücklich geführte Krieg begründete Friedrich's Kriegsruhm, ſowie ſein weiſes Verhalten dem eroberten Lande gegenüber ihm die allgemeine Liebe der neuen Unterthanen erwarb. Die nächſtfolgende kurze Friedenszeit benutzte Friedrich, um das neueroberte Land, welches durch den Krieg vielfach gelitten hatte, zu ordnen und zu neuem Wohlſtande zu erheben, wobei ſeine Leutſeligkeit und vor allem ſeine Glaubenstoleranz den größtentheils katholiſchen Bewohnern gegenüber nicht wenig dazu beitrug, die Herzen ihm und der preußiſchen Sache zu gewinnen. Eine neue, aber friedliche Vergrößerung des Staatsgebiets war die in dieſe Zeit fallende Beſitznahme Oſtfrieslands von Seiten Preußens, da der Fürſtenſtamm dieſes Landes im J. 1744 ausſtarb, und Preußen bereits im Jahre 1694 vom Kaiſer Leopold I. für dieſe Eventualität mit der Anwartſchaft belehnt worden war. Inzwiſchen hatten am 23. Sept. 1743 Öſterreich, England, Sardinien und Sachſen zu Worms ein Bündniß geſchloſſen, deſſen Zweck die Gewährleiſtung der von Kaiſer Karl VI. aufgeſtellten pragmatiſchen Sanction war, welcher zufolge Maria Thereſia im ungetheilten Beſitze aller öſterreichiſchen Erblande bleiben ſollte. Friedrich mußte in dieſem Bunde die Abſicht, Schleſien wieder von Preußen zu trennen, erkennen und denſelben als weſentlich gegen ihn ſelbſt gerichtet betrachten. Demnach ſchloß er eiligſt einen Bund mit Frankreich, dem Kaiſer (Baiern), Pfalz und Heſſen-Kaſſel am 22. Mai 1744 zu Frankfurt, und fiel bereits im Auguſt deſſelben Jahres mit einem Heere von 80,000 Mann in Böhmen ein. Noch glänzender als der erſte fiel dieſer zweite Krieg für Friedrich aus. Prag fiel bereits am 16. Sept. 1744 durch Capitulation in ſeine Hände, und wenn er auch in Böhmen aus Mangel an Lebensmitteln den Winter über ſich nicht halten konnte, ſondern über die Elbe zurückgehen und ſogar Südſchleſien den Feinden überlaſſen mußte, ſo waren doch die ſchnell auf einander folgenden Schlachten im folgenden Jahre, bei Hohenfriedberg (den 3. Juni), bei Sorr (den 30. Sept.), bei Hennersdorf gegen die Sachſen (den 23. Nov.) und bei Keſſelsdorf (den 15. Dec.) (Leopold von Deſſau), aus denen allen Friedrich's Heere als Sieger hervorgingen, hinreichend, ſchon am 25. Dec. zu Dresden einen Frieden zu Stande zu bringen, in welchem Öſterreich gezwungen wurde, ihm den Beſitz Schleſiens zu beſtätigen, und Sachſen eine Million Thaler zu bezahlen, während zugleich Braunſchweig, Heſſen und die Pfalz dem preußiſchen Staate ſeine neuen Erwerbungen garantirten. Friedrich dagegen erkannte den Gemahl der Königin, Franz I., da Karl VII. inzwiſchen am 20. Jan. 1745 geſtorben war, als Kaiſer an. Während Friedrich aus dieſen beiden Kriegen als der gefeierte Held des Tages hervorgegangen war und ſeinen Feldherrnruhm durch Europa verbreitet hatte, gaben ihm die nun folgenden Friedensjahre Gelegenheit, ſeine eigentlichen Regententalente zu entfalten. Er ſorgte für die Verbeſſerung der Verwaltung, hielt die ſtrengſte Zucht unter den Beamten und ſetzte die ſchon von ſeinem Vater begonnene Juſtizreform fort, indem er angehende Juriſten einer ſtrengen Prüfung unterwarf, und den von ihm ſelbſt entworfenen und von dem Großkanzler von Cocceji ausgearbeiteten Codex Fridericianus einführte. Die größte Sorgfalt widmete er dem materiellen Wohle ſeiner Unterthanen; die im Kriege Verarmten wurden mit Geld und Getreide unterſtützt, wüſte Landſtriche angebaut und bevölkert (etwa 280 Dörfer entſtanden auf dieſe Weiſe), die Induſtrie ward ermuntert, für die Verbreitung der Kartoffeln über das ganze Land gewirkt, mehre bedeutende Bauten dienten theils dem Verkehr und damit direct dem Nutzen des Publicums, wie der plauenſche, der Finow-, der Swine- und der Oderkanal, theils dem Luxus und der Beförderung der Kunſt. Zu letzteren gehört das Schloß Sansſouci, das Opernhaus, die Domkirche, das Invalidenhaus, u. ſ. w. Auch die Erneuerung der Akademie der Wiſſenſchaften unter Maupertuis' Präſidentſchaft fällt in dieſe Zeit. Beſondere Aufmerkſamkeit widmete er außerdem der Organiſation des Heeres, welches er in Vorausſicht der Nothwendigkeit, ſeine Eroberungen auch ferner vertheidigen zu müſſen, bis auf 160,000 Mann brachte; daneben ließ er für den Fall eines Angriffes neue Feſtungen bauen, und legte überall bedeutende Magazine an. Dabei herrſchte in der Hofhaushaltung die größte Einſchränkung und Sparſamkeit, und der König ließ ſich nicht die Mühe verdrießen, gelegentlich die Rechnungen für eine Mittagstafel ſelbſt zu revidiren und eventualiter zu reduciren. In alle Regierungsgeſchäfte griff er ſelbſtthätig ein, und die Arbeitſamkeit, welche er entwickelte, war in der That ungeheuer. Dabei aber behielt er, als Frucht der ſtrengſten Ordnung und Eintheilung der Zeit, noch täglich Muße für ſeine Studien, und ſein berühmtes Werk: Mémoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg entſtand in dieſer Zeit nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege. Seine Erholungszeit war die Abendtafel, welche mehre Stunden währte, und an der Geiſt, Witz und Laune herrſchten; hier hatte der König einen kleinen Kreis geiſtreicher Männer um ſich, an denen Sansſouci nie Mangel hatte; Algarotti, d'Argens, Maupertuis, Chazot, Knobelsdorf, Keith, Ma-

Digitized by Google

riſchall und eine Zeit lang Voltaire waren des Königs tägliche Geſellſchafter. Nicht umſonſt hatte Friedrich eilf Friedensjahre benutzt, um ſeine Heeresmacht zu ſtärken. Er ſah mit Scharfblick voraus, daß Öſterreich den Verluſt Schleſiens nicht verſchmerzen, ſondern jede Gelegenheit benutzen werde, um ſich wieder in den Beſitz des Verlorenen zu ſetzen. In der That hatte auch Maria Thereſia die Zeit der Ruhe angewendet, um ihre Streitkräfte zu vermehren und ſich Verbündete zu verſchaffen, mit deren Hilfe ſie nicht blos Schleſien wieder zu erobern, ſondern auch Preußens Macht vollkommen zu brechen gedachte. Leicht gelang es der Kaiſerin, ſich mit Eliſabeth von Rußland zu verbünden, welche von Friedrich durch häufige Witzeleien über ihre Perſon perſönlich beleidigt war; auch der ſächſiſche Hof, welcher längſt das ſtete Wachſen Preußens mit Eiferſucht betrachtet hatte, war leicht für Öſterreichs Plane gewonnen; ſchwerer war es, Frankreich an ſich zu ziehen; indeſſen wirkte das zwiſchen Georg II. von England und Friedrich zu Weſtminſter (d. 16. Jan. 1756) abgeſchloſſene Defenſivbündniß, auf welches Frankreich mit Mißtrauen blickte, ſowie ein eigenhändiger ſchmeichelhafter Brief an die in Paris damals allmächtige Marquiſe von Pompadour, zu dem ſich die ſtolze Maria Thereſia, wenngleich erſt nach einigem Widerſtreben, herabließ, einen erwünſchten Erfolg; das Bündniß zu Verſailles kam am 1. Mai 1756 zu Stande, in welchem beide Mächte ſich anheiſchig machten, im Falle eines Angriffes auf ihre Länder ſich gegenſeitig mit 24,000 Mann zu unterſtützen. Auch Schweden war dem Bunde nicht fremd geblieben. Der Plan, der nichts weniger als Preußens Unterdrückung beabſichtigte, war folgender. Im Frühlinge 1757 wollte man den Krieg beginnen. Friedrich ſollte, während Sachſen ſich neutral ſtellte, vermöge ſeines feurigen Temperaments nach Böhmen gelockt werden, worauf Sachſen ihm ſofort in den Rücken fallen und ſo wo möglich den Krieg mit einem Schlage beendigen ſollte. Dann ſollte bei der Vertheilung an Rußland die Provinz Preußen, an Schweden ganz Pommern, an Öſterreich Schleſien, an Sachſen Magdeburg und Halberſtadt, an Frankreich die weſtfäliſchen Provinzen fallen, und Friedrich Nichts als die eigentliche Mark Brandenburg behalten. Dieſer Plan ward noch rechtzeitig durch den ſächſiſchen Cabinetscanzeliſten Menzel, welchen der preußiſche Geſandte in Dresden, von Malzahn, zu gewinnen gewußt hatte, an Friedrich verrathen, der ſich ſchleunigſt anſchickte, ſeinen argliſtigen Gegnern zuvorzukommen. Mit 70,000 Mann betrat der Feldmarſchall Keith, nachdem Öſterreich auf die Anfrage über den Zweck ſeiner Rüſtungen in Böhmen eine abſchlägige Antwort gegeben hatte, am 29. Aug. 1756 die ſächſiſche Grenze. Wittenberg, Torgau, Leipzig wurden gleich in der erſten Beſtürzung von den Preußen beſetzt, und bereits am 9. Sept. ſtanden ſie vor Dresden, in welches ſie am folgenden Tage ohne Schwertſtreich einrückten, nachdem der König Auguſt und ſein Miniſter, Graf Brühl, die Stadt verlaſſen und ſich in das zwiſchen Pirna und Königſtein befindliche verſchanzte Lager begeben hatten, in welchem etwa 17,000 Sachſen verſammelt waren. Friedrich ſchloß die Sachſen hierſelbſt ein und rückte nach Böhmen dem Feldmarſchall Brown entgegen, welchen er auch am 1. Oct. bei Lowoſitz zwar nicht vollſtändig ſchlug, aber doch zum Rückzuge über die Eger zwang. Unterdeſſen fing im ſächſiſchen Lager die Noth an zu wüthen, ſodaß die ganze Armee, nach einem vergeblichen Verſuche ſich durchzuſchlagen, am 14. Oct. das Gewehr ſtrecken mußte. Friedrich ſelbſt blieb den Winter in Dresden, während ſeine Armee in Sachſen die Winterquartiere hielt. Mit dem Jahre 1757 erhob ſich ein neuer, wenngleich nicht gefährlicher Feind gegen Friedrich. Der Kaiſer hatte nämlich den König des Reichsfriedensbruchs beſchuldigt, und die Reichsarmee gegen ihn aufgeboten. Zu gleicher Zeit fielen die Franzoſen unter d'Eſtrées in die preußiſchen Beſitzungen am Rhein, die Ruſſen, unter Apraxin in Preußen ein, und die Schweden beunruhigten von Stralſund aus Pommern. Deſſenungeachtet ging Friedrich auch aus dieſem Feldzuge als Sieger hervor. Der mit dem Leben des Feldmarſchalls Schwerin erkaufte Sieg bei Prag (am 6. Mai) eröffnete für dieſes Mal den Reigen. Zwar folgten zunächſt die für Friedrich unglückliche Schlacht bei Kollin gegen Daun (am 18. Juni), und die Verluſte, welche Lehwald gegen Apraxin bei Groß-Jägersdorf (nicht Jägerndorf, wie man gewöhnlich den Ort nennt) (am 30. Aug.) in Preußen und Winterfeld gegen Nadaſti bei Moys (am 7. Sept.) in Schleſien erlitten; dagegen aber entſchieden die großen Siege bei Roßbach (am 5. Nov.) über die Franzoſen und bei Leuthen (am 5. Dec.) über die Öſterreicher unter Daun zu Friedrich's Gunſten, welcher, nachdem auch Breslau am 20. und Liegnitz am 29. Dec. wieder in ſeine Hände gefallen waren, abermals die Winterquartiere in Feindes Land beziehen konnte. Auch in dem Feldzuge von 1758 behielt Friedrich entſchieden die Oberhand über ſeine zahlreichen Feinde. Am 18. April erſtürmte Treskow das noch von den Öſterreichern beſetzte Schweidnitz, und bereits am 3. Mai ſtand Friedrich in Mähren vor Olmütz, mußte aber, nachdem ihm von Daun mehre Provianttransporte aufgefangen waren, am 1. Juni die Belagerung aufgeben und ſich, ohne jedoch einen Verluſt zu erleiden, nach Schleſien zurückziehen. Unterdeſſen waren die Ruſſen unter Fermor, der an Apraxin's Stelle den Oberbefehl erhalten hatte, nach Pommern und in die Neumark vorgedrungen und drängten den General Dohna, welcher ſtatt Lehwald den Oberbefehl der Nordarmee übernommen, überall zurück. Friedrich rückte ihm in Eilmärſchen mit 14,000 Mann zu Hilfe, vereinigte ſich mit ihm am 22. Aug., griff die Ruſſen am 25. Aug. bei Zorndorf an und zwang ſie mit Zurücklaſſung von 103 Kanonen, alles Gepäckes, und 22,000 Mann Todte und Verwundete zum Rückzuge. Inzwiſchen hatte der Herzog Ferdinand von Braunſchweig am 23. Juni die Franzoſen bei Krefeld geſchlagen, und dadurch die weſtfäliſchen Provinzen vom Feinde befreit. Nun wendete ſich Friedrich wieder gegen Daun, der in Sachſen eingedrungen war, ließ ſich aber in der Nacht vom 14. zum 15. Oct. in dem ungünſtigen Lager bei Hochkirch überfallen und mit bedeutendem Verluſte ſchlagen. Indeſſen ſammelte er bald wieder ſeine Truppen, ging nach Schleſien und entſetzte Neiße

Digitized by Google

und Koſel, vertrieb darauf Daun aus Sachſen und beendigte ſo auch dieſen Feldzug zu ſeinen Gunſten. Weniger günſtig geſtaltete ſich das Jahr 1759. Zwar war der Prinz Heinrich bereits im März in Böhmen eingedrungen, hatte die Öſterreicher bei Kommotau geſchlagen und viele Magazine in Böhmen, Franken und der Oberpfalz erobert, desgleichen der General Schenkendorf einen Sieg bei Wolkenberg über Gemmingen und Brentano erfochten, und Herzog Ferdinand die Franzoſen bei Todtenhauſen unweit Minden (am 1. Aug.) geſchlagen, aber Friedrich erlitt am 12. Aug. gegen die vereinigten Ruſſen unter Soltikoff und Öſterreicher unter Laudon bei Kunersdorf unweit Frankfurt eine Niederlage, wie noch nie; 26,000 Mann und faſt alles Geſchütz ging verloren, kaum 5000 Mann vermochte der König am Tage nach der Schlacht um ſich zu ſammeln. Indeſſen ſetzte die Unthätigkeit Soltikoff's, der ſich verſchanzte, ſtatt den Reſt der Preußen zu verfolgen, den König in den Stand, ſchnell Vorkehrungen zu treffen, und bereits einige Tage ſpäter ſtand Friedrich wieder an der Spitze von 28,000 Mann mit dem nöthigen Geſchütz. Mangel an Lebensmitteln zwang ſogar Soltikoff nach Polen, und Daun aus der Lauſitz, wo Prinz Heinrich ihn beobachtete, nach Böhmen zurückzugehen, wohin auch Laudon ſich bald darauf zurückzog. So hatten denn Friedrich's Feinde dieſe ſeine gänzliche Niederlage durch Ungeſchicktheit einem Siege gleich gemacht. Ebenſo wenig brachte der Verluſt des 11,000 Mann ſtarken Fink'ſchen Corps, welches, von den Öſterreichern bei Maxen umzingelt, im November die Waffen ſtrecken mußte, dem Feinde irgend welchen reellen Gewinn. Friedrich bezog in der Nähe von Dresden, Daun im plauenſchen Grunde die Winterquartiere. Das Jahr 1760 begann wiederum ungünſtig, auch waren Friedrich's Kräfte allgemach erſchöpft, ſodaß er nicht mehr an ein energiſches Fortführen des Kriegs, ſondern nur noch an die nothwendigſte Defenſive denken konnte. Durch die Niederlage, welche Fouqué am 23. Juni durch Laudon bei Landshut erlitt, ſchien ganz Schleſien in Gefahr, den Öſterreichern in die Hände zu fallen, indeſſen eilte Friedrich ſchleunigſt von Sachſen nach Schleſien herbei und reinigte durch den glänzenden Sieg bei Liegnitz (am 15. Aug.) über Laudon und Daun Schleſien abermals von den Feinden. Unterdeſſen hatte die Reichsarmee, von Haddick geführt, Sachſen beſetzt, wohin ſich auch Daun zog. Ein Streifzug der Ruſſen nach Berlin war ohne Bedeutung. Friedrich eilte nach Sachſen, welches auch nach der ſehr blutigen, Anfangs unentſchiedenen, zuletzt aber mit dem nächtlichen Rückzuge der Öſterreicher endenden Schlacht bei Torgau ganz wieder in ſeine Hände fiel. So hatte denn auch dieſer Feldzug für Friedrich ein günſtiges Ende genommen, aber ſeine Kräfte waren auch vollſtändig erſchöpft, ſodaß, als mit dem Anfange des Jahres 1761 die Feinde von allen Seiten in die Provinzen des preußiſchen Staates einrückten, Friedrich keinen entſcheidenden Schlag mehr wagen konnte. Aber auch den Feinden waren Muth und Mittel ausgegangen, und ſo verging denn das Jahr 1761 ohne bedeutende Schlachten, wenngleich Friedrich's Stellung offenbar die ungünſtigere war, indem der kleine Krieg ſich innerhalb der Grenzen ſeines Reiches bewegte. Da ſtarb plötzlich am 5. Jan. 1762 ſeine erbittertſte Gegnerin, die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, und ihr Nachfolger, Peter III., ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des großen Königs, hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit dieſem den Frieden und ein Schutzbündniß abzuſchließen, dem zufolge von jetzt an die ruſſiſche Armee mit den Preußen gegen Öſterreich kämpfte, wodurch der Vortheil ſich nun wieder entſchieden auf Seite Friedrich's wandte, zumal gleichzeitig auch Schweden durch den Frieden zu Hamburg (am 22. Mai) von dem Kampfplatze abtrat. Zwar währte dieſes Verhältniß mit Rußland nicht lange, da Peter III. bereits am 14. Juli dieſes Jahres ſtarb; indeſſen war auch ſeine Nachfolgerin, Katharina II., ſo wenig für Öſterreich geſtimmt, daß ſie, obgleich ſie ihre Truppen zurückzog, doch den Frieden mit Preußen beſtätigte und in ein Neutralitätsverhältniß trat. So befreite denn Friedrich, was keinen unbedeutenden Einfluß auf die Friedensbedingungen hatte, noch vor Ablauf des Jahres ganz Schleſien aus den Händen der Öſterreicher durch die Schlacht bei Reichenbach (am 16. Aug.) gegen Daun und durch die Einnahme von Schweidnitz (am 9. Oct.). Bald darauf erfocht auch noch der Prinz Heinrich mit Seidlitz am 29. Oct. bei Freiberg in Sachſen einen Sieg über die Öſterreicher und Reichstruppen, ſodaß Friedrich wieder in Sachſen und Thüringen die Winterquartiere beziehen konnte. Ein Waffenſtillſtand endete am 3. Nov. vorläufig die Feindſeligkeiten, denen auch bald die Friedensunterhandlungen folgten, welche am 15. Febr. 1763 zu dem Frieden von Hubertsburg führten, der den breslauer und dresdener Frieden in allen Hauptpunkten beſtätigte. So endete dieſer Krieg, aus welchem Preußen, obgleich es mehrmals dem gänzlichen Untergange anheimgefallen zu ſein ſchien, glänzender und größer, als je, hervorging; von 1763 an ſtand Preußen im Range der Großmächte Europa's. — Mit einem Glanze, der ihm einen entſcheidenden Einfluß auf die europäiſchen Verhältniſſe ſicherte, ging Friedrich aus dieſem ungleichen Kampfe gegen halb Europa hervor. „Er hat einen guten Frieden gemacht, faſt ſo, wie ich den Krieg geführt habe, einer gegen drei," ſagte er zu dem geheimen Legationsrath, nachmaligen Staatsminiſter, von Herzberg in Hubertsburg. Und trotz der ungeheuren Anſtrengungen und Opfer konnte Friedrich ſich rühmen, ein Jahr nach dem Frieden alle Gläubiger des Staats befriedigt zu haben, wozu freilich das Silbergeräth des königlichen Schloſſes und die Brillantknöpfe Friedrich's I. hatten beitragen müſſen. Die erſte Sorge des Königs galt der Unterſtützung ſeiner durch den Krieg verarmten und ausgeſogenen Unterthanen. Er öffnete ſeine Magazine, um den Landleuten Getreide zur Conſumtion ſowol, als zur Ausſaat zu verſchaffen, vertheilte Pferde zur Beſtellung des Ackerbaues, entließ einen großen Theil des Heeres, um dem Lande Arbeitskräfte wieder zu geben, bauete auf ſeine Koſten eingeäſcherte Häuſer wieder auf, und beſchäftigte mit Bauten aller Art, wohin zumal das neue Palais bei Potsdam, der johannisburger und Gilgekanal in Oſtpreußen und die Verbindung zwiſchen Maas und Rhein gehört, eine Menge Menſchen. In allen vom

Digitized by Google

Kriege heimgeſuchten Provinzen wurden die Steuern ermäßigt und herabgeſetzt, Schleſien erhielt auf ſechs Monate, Pommern und die Neumark ſogar auf zwei Jahre vollſtändige Befreiung von allen Abgaben. Zur Hebung des größeren Grundbeſitzes, der ebenfalls zum Theil dem Verfalle nahe war, errichtete er, zunächſt in Schleſien, ſpäter auch in den andern Provinzen, landwirthſchaftliche Creditſyſteme, durch welche der Werth der Güter erhöht und der Zinsfuß auf feſte Normen gebracht ward; zu gleicher Unterſtützung des Handels begründete er mit Beihilfe des Staates die Bank zu Berlin mit einem Capitale von acht Millionen Thalern. Noch während des Krieges hatte er die Porzellanfabrik in Berlin gegründet; ebenſo begünſtigte er in den Provinzen Leinen- und Wollenwebereien, Schäfereien, Seidenbau u. ſ. w. Zur Anbauung verwüſteter oder noch unbebauter Länderſtrecken zog er fremde Anſiedler ins Land, die unter günſtigen Bedingungen wüſte Felder zuertheilt erhielten, und deren Zahl im Ganzen ſich auf 250,000 belief. Die Aufhebung der Gemeinheiten auf Äcker, Wieſen u. ſ. w., die Friedrich bereits einzuführen beabſichtigte, fand damals noch wenig Anklang unter den ungebildeten Landleuten, und mußte meiſtentheils ſiſtirt werden. Noch weniger Beifall im Volke fand die ganz auf franzöſiſchen Fuß eingerichtete Acciſeordnung (1765), wenngleich der materielle Grundſatz, beſonders die Conſumtion von Luxusartikeln, wie Kaffee, Tabak u. ſ. w., mit hohen Steuern zu belegen, volle Anerkennung verdient. Von ſpecielleren Einrichtungen erwähnen wir noch die Poſtreform durch den Generalpoſtmeiſter von Derſchau 1769, die neue Salzordnung, das Stempel- und Spielkartenedict, die Zahlen- und Claſſenlotterie. Ganz beſondere Aufmerkſamkeit richtete der König auf das Unterrichtsweſen, und große Summen wurden auf Anlegung und Verbeſſerung von Landſchulen verwandt (der Kinderfreund des Domherrn von Rochow). Die erſte Realſchule begründete Prediger Hecker in Berlin, welcher bald ähnliche Inſtitute in Breslau und Stargard folgten. Auch die Gymnaſien erfreuten ſich vielfacher Begünſtigungen und Verbeſſerungen, weniger die Univerſitäten. Als Friedrich's eigenes Werk muß hier noch die Gründung der Ritterakademie in Berlin erwähnt werden, ein Inſtitut zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung für 15 fähige junge Leute adeliger Herkunft. Endlich ſuchte der König auch die Förderung des überſeeiſchen Handels zu heben durch die Stiftung der Seehandlungsgeſellſchaft, welche er unter andern mit der ausſchließlichen Befugniß des Seeſalzhandels ausſtattete, 1772. — Mittlerweile ſind wir hier bei einem Punkte angelangt, an welchem Friedrich, nach beinahe zehnjährigem ſtillen und ſegensreichen Wirken im Innern ſeines Landes, wieder ein Mal Veranlaſſung erhielt, in die äußeren Verhältniſſe der Staaten mit mächtiger Hand einzugreifen. Es iſt dieſes die bekannte Theilnahme Friedrich's an der erſten Theilung Polens. Die verſchiedenen Urtheile über dieſen Schritt ſind ſo allgemein bekannt, daß es hier einer neuen Beurtheilung nicht bedarf. Friedrich verwarf das Princip, fügte ſich aber der politiſchen Klugheit, um einerſeits nicht Rußland allein die Beute zu überlaſſen, andererſeits aber, um die Gelegenheit zur Vereinigung des abgetrennten Oſtpreußens mit dem übrigen Complex des Staates nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen. So unterzeichnete er am 5. Aug. 1772 den Tractat zur Theilung Polens, und noch in demſelben Jahre rückten die Heere der drei Mächte in das bedrängte Land ein und beſetzten die betreffenden Theile. An Preußen kam Weſtpreußen, mit Ausſchluß der Städte Danzig und Thorn, und der ſogenannte Netzdiſtrict, im Ganzen 631 □Meilen mit 504,800 Einwohnern. Marienwerder ward Centrum der Verwaltung für die neue Provinz, mit einer Kriegs- und Domainenkammer, und bei Graudenz eine neue Feſtung angelegt. Wichtig war dieſe Erwerbung für Preußen theils durch die dadurch hervorgebrachte Arrondirung des Staates, theils durch den Umſtand, daß nun der ganze polniſche Handel in preußiſche Hände gerieth, was beſonders das ſchnelle Aufblühen der Städte Königsberg und Elbing bewies, letzteres freilich auf Koſten des von Preußen vielfach bedrückten Danzig. Die Anlegung des bromberger Kanals, der vermittels der Netze die Oder mit der Weichſel verbindet, vereinigte auch in commercieller Beziehung die neuerworbene Provinz mit dem älteren Staatsgebiete. — Im J. 1777 ſtarb mit dem Kurfürſten Maximilian Joſeph das Haus Baiern aus; ſein nächſter Erbe, der Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz, hatte ſich überreden laſſen, in die Abtretung eines bedeutenden Theiles von Baiern an Öſterreich einzuwilligen. Da erhob noch ein Mal der greiſe Friedrich, in wachſamem Blicke auf die Übergriffe Öſterreichs und geſtützt auf den Widerſpruch des präſumtiven Erben Baierns, des Herzogs Maximilian von Zweibrücken, ſeine Waffen als uneigennütziger Beſchützer des Rechts des Schwächeren gegen den Stärkeren, und in Verbindung mit Sachſen rückte er 1778 mit zwei Heeren in Böhmen ein. Es kam aber zu keiner Schlacht, weil einerſeits die Öſterreicher ſich vor dem Sieger Friedrich fürchteten, andererſeits er ſelbſt ſeinem Alter mistraute, und nach einigen unbedeutenden Gefechten endigte 1779 den 13. Mai der Friede zu Teſchen dieſen Krieg, welcher unter dem Namen des bairiſchen Erbfolgekrieges bekannt iſt, und aus dem Friedrich zwar keinen Schlachtenruhm, wol aber den glänzenderen Ruhm eines Kämpfers für die Gerechtigkeit heimbrachte. Dieſelbe Wachſamkeit über Öſterreichs eigennützige Plane bewog Friedrich, am 23. Juli 1785 mit Sachſen und Hanover den teutſchen Fürſtenbund zu ſchließen, deſſen oſtenſibler Zweck die Aufrechthaltung der teutſchen Reichsverfaſſung, deſſen eigentliche Tendenz aber eben die Überwachung Öſterreichs und der Schutz der kleineren Staaten gegen willkürliche Übergriffe von dorther war. — Schon zu Anfange des Jahres 1785 wurde Friedrich's Geſundheit ſehr ſchwankend; deſſenungeachtet verſchmähte er jede Ermahnung der Ärzte, mehr Vorſicht in Betreff von Erkältungen und im Genuſſe unverdaulicher Lebensmittel (Parmeſankäſe u. ſ. w.) anzuwenden. Er machte noch in dem genannten Jahre die gewöhnlichen Dienſtreiſen nach Magdeburg, Pommern, Preußen und Schleſien. In letzterer Provinz hielt er am 24. Aug. ſechs Stunden lang in kaltem, heftigem Regen aus, ohne ſich ſeines Pelzes zu bedienen, bewirthete darauf Mittags

mehre hohe Fremde, hielt, obgleich ſich bereits gegen Abend ein heftiges Fieber eingeſtellt hatte, dennoch am folgenden Tage noch die Revue ab und ſetzte ſeine Reiſe weiter fort. In Potsdam angelangt, warf ein heftiger Stickfluß, von welchem er nur mit Mühe noch hergeſtellt ward, ihn auf das Krankenlager. Zwar genas er noch ein Mal, aber die Vorboten der Bruſtwaſſerſucht begannen ſich einzuſtellen; dazu zeigte ſich ein beſchwerlicher Huſten, Mangel an Verdauung und faſt gänzliche Schlafloſigkeit. Deſſenungeachtet arbeitete er noch täglich an den laufenden Geſchäften. Mit Beginn des Frühlings verließ er die Stadt und zog nach Sansſouci, ohne dadurch ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Von Anfang Auguſts an ſchwanden ſeine Kräfte ſichtbar, den ganzen 16. Aug. hindurch kämpfte er mit dem Tode, der am 17. Morgens 2 Uhr erfolgte. — Friedrich II. war ein Mann von ſeltener Klarheit des Geiſtes, der ſich, wenn nicht von allen, ſo doch von vielen Vorurtheilen ſeines Zeitalters frei zu erhalten wußte. „In meinen Staaten kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden;" dieſer ſo oft angefochtene Ausſpruch des großen Königs ging nicht aus religiöſem Indifferentismus, ſondern aus der heute unbezweifelten Wahrheit hervor, daß der Regent in den religiöſen Parteifragen, welche das Volk bewegen, außerhalb der Parteien ſtehen müſſe. Friedrich unterſchied, was damals wol erſt Wenige zu faſſen vermochten, zwiſchen Religion und Kirche; den Formen der letzteren war er allerdings perſönlich nicht zugethan. Mit dieſer ſeiner Parteiloſigkeit in Religionsangelegenheiten ſtand in naher Verwandtſchaft die Stellung, welche er der Wiſſenſchaft gegenüber einnahm, deren Producte unter ſeiner Regierung ſich völliger Preßfreiheit zu erfreuen hatten, wie er denn überhaupt nicht dafür war, daß die Cenſur mit kleinlicher Strenge geübt werde. „Zu ſolcher Cenſur ſoll ein ganz vernünftiger Mann ausgeſucht werden, der nicht alle Kleinigkeiten und Bagatelle aufmutzet," verordnete er im J. 1749. Dagegen blieb er in Bezug auf ſeine Stellung zum Adel an der Vorſtellungsweiſe ſeiner Zeit haften; die Officier- und höheren Beamtenſtellen verlieh er nur Adeligen, weil die Bürgerlichen ſeiner Meinung nach noch nicht genug Werth auf die Ehre legten. Ebenſo war er, trotz ſeines Ausſpruches, daß er nur der erſte Diener des Staates ſei, der abſoluteſte Regent, welcher je auf dem Throne der Hohenzollern geſeſſen hat; er liebte das Regieren ſelbſt bis in die innerſten Verhältniſſe des Volkes hinein. Freilich war aber auch damals das Volk noch wenig geeignet, ſich an der Regierung zu betheiligen, oder auch nur dahin einſchlagende politiſche Fragen zu begreifen, wie z. B. die Aufnahme von Friedrich's Idee der Gemeinheitstheilungen bewies. Friedrich regierte allein, weil er allein zu regieren verſtand, und daß er nach einer Reihe blutiger und koſtſpieliger Kriege, nach Verwendung vieler Millionen für die Hebung des Wohlſtandes ſeiner Unterthanen, am Schluſſe ſeiner 46jährigen Regierung nicht nur keine Schulden, ſondern einen gefüllten Staatsſchatz ſeinem Nachfolger überließ, verräth eine Regierungskunſt, welche noch nicht leicht ein Fürſt ihm nachgemacht haben dürfte. Friedrich's Regierung wird noch für lange Zeit der Glanzpunkt und Stolz Preußens ſein. Die Geſchichte hat ihn den Großen genannt, ſein Volk aber nannte ihn den Einzigen. (*Voigt.*)

FRIEDRICH WILHELM II., König von Preußen vom 17. Aug. 1786 bis 16. Nov. 1797, war ein Neffe Friedrich's II., ein Sohn des Prinzen Auguſt Wilhelm, der bereits im J. 1758 wahrſcheinlich in Folge des Grams über die Unzufriedenheit des Königs mit ſeiner Anführung eines Corps auf dem Rückzuge von Kollin geſtorben war. Friedrich Wilhelm war geboren am 25. Sept. 1744, alſo bei dem Tode ſeines Vaters erſt 14 Jahre alt. Friedrich II. übernahm daher die Sorge für ſeine Erziehung, indem er den Oberſten Grafen von Borke zu ſeinem Oberhofmeiſter, und den Profeſſor Beguelin zu ſeinem Lehrer machte; auch ließ er ihn gegen das Ende des ſiebenjährigen Krieges bereits am praktiſchen Kriegsdienſte Theil nehmen. Später nahm der Prinz Unterricht in der Diplomatie und den Finanzwiſſenſchaften bei dem Geheimen Rathe von Launay und bei dem Präſidenten von Roden. Bei allem Fleiße, den der junge Prinz dieſen Studien widmete, zeigte er doch ſchon frühzeitig eine ſtarke Neigung zu gewiſſen unordentlichen Gelüſten, und Friedrich II. iſt um ſo weniger von aller Schuld an dem Überhandnehmen dieſer Neigung freizuſprechen, als er, obgleich er dieſelbe frühzeitig misbilligend erkannt hatte, dennoch den Prinzen nicht hinlänglich beſchäftigte und an angeſtrengte Thätigkeit gewöhnte. Es trat dadurch zwiſchen Beiden eine Spannung ein, die ſie mehre Jahre lang von einander entfernte; erſt als der Prinz im bairiſchen Erbfolgekriege, 1778, dem öſterreichiſchen General Wurmſer gegenüber Beweiſe von perſönlicher Tapferkeit gegeben hatte, erwarb er ſich wieder des Königs Gunſt, der bei dem erſten Zuſammentreffen ihn mit den Worten umarmte: „Sie ſind nicht mehr mein Neffe, ſondern mein Sohn!" — Friedrich Wilhelm trat die Regierung unter den günſtigſten Verhältniſſen an. Sein Vorgänger hinterließ ihm einen geachteten Staat, eine wohlorganiſirte Verwaltung, ein kräftiges Heer, einen gefüllten Schatz und Frieden mit den Völkern; aber eins konnte er ihm nicht hinterlaſſen, den Geiſt, welcher dieſes Ganze bis dahin belebt hatte. Friedrich Wilhelm hatte nicht eben böſen Willen, aber ihm fehlten Geſchick und Kraft, die Dinge richtig anzufaſſen und durchzuführen. Beamtenthum und Heer ſanken unter ſeiner Regierung zu todten Maſchinen herab, und der Staatsſchatz ward leer, ohne daß damit große Zwecke erreicht, ja auch nur erſtrebt worden wären. Preußen nahm an Umfang zu, aber an Macht ab, und unverkennbar ſehen wir ſeit Friedrich's II. Tode in allen Symptomen den Tag von Jena ſich vorbereiten. — Nach einer unbedeutenden Execution im weſtfäliſchen Kreiſe gegen den Landgrafen Wilhelm I. von Heſſen, der eigenmächtig die Grafſchaft Schaumburg-Lippe beſetzt hatte, bot ſich in den Verhältniſſen Hollands die erſte wichtigere Gelegenheit zum Auftreten nach Außen hin. In Folge eines langwierigen Streites mit den Generalſtaaten hatte ſich der Erbſtatthalter, Wilhelm V., aus dem Haag nach Nimwegen zurückgezogen; ſeine Gemahlin, des Königs von Preußen Schweſter, wagte ſich nach Holland zurück, um eine Verſöhnung zu vermitteln, ward aber von bewaff-

Digitized by Google

neten Hauſen angehalten und nach Nimwegen zurückzukehren gezwungen (30. Juni 1787). Die von Preußen gefoderte Genugthuung ward in übermüthigem Tone verweigert. Daher ließ der König ein Heer von 20,000 Mann unter dem Herzoge von Braunſchweig über die holländiſche Grenze rücken. Die Provinzen leiſteten keinen Widerſtand; nur in Amſterdam ſuchten die Republikaner ſich zu vertheidigen, zu welchem Ende ſie den Platz ſtark befeſtigt hatten. Aber nach einigen misglückten Angriffen fiel die Stadt am 8. Oct. in die Hände der Preußen, der Erbſtatthalter ward in ſeine Würde wieder eingeſetzt, die alte Ordnung hergeſtellt und die preußiſchen Truppen zogen ſich nach kurzer Friſt zurück. Ein am 15. April 1788 abgeſchloſſenes Schutzbündniß zwiſchen Preußen, England und Holland war der Erfolg dieſes unblutigen Feldzuges. — Inzwiſchen hatte die Kaiſerin Katharina von Rußland, welche ihre Abſichten auf eine gänzliche Beſitznahme der Türkei längſt nicht mehr geheim gehalten hatte, in Verbindung mit Öſterreich an die Osmaniſche Pforte den Krieg erklärt (am 24. Aug. 1787). Potemkin's und Laudon's Siege in den Feldzügen von 1788 und 1789 drohten der Pforte den Untergang; denn die Donaufeſtungen waren bereits gefallen, die türkiſchen Heere und Flotten vernichtet, und der Weg nach Conſtantinopel ſtand den Siegern offen. Da erhob ſich Friedrich Wilhelm II. zum Schutze des unterliegenden Sultans. Ungern hatten Preußen und England die Erfolge der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Waffen geſehen; am 31. Jan. 1790 ſchloſſen beide Staaten ein Schutzbündniß mit der Pforte, dem auch Holland, Schweden und etwas ſpäter Polen beitraten. Preußen verbürgte der Pforte das ihr durch den letzten Frieden geſicherte Gebiet. Ein preußiſches Heer zog an die ruſſiſche Grenze, ein ſtärkeres von 80,000 Mann nach Oberſchleſien. Da ſtarb am 21. Febr. Kaiſer Joſeph II. und ſein friedliebender Nachfolger, Leopold II., beſtieg den Thron; er zeigte ſich auch bald zu Unterhandlungen geneigt, und ſo kam die Convention zu Reichenbach zu Stande, welche Öſterreich von dem Bunde mit Rußland abzog und die Pforte in dem künftigen Frieden mit Öſterreich in ihrem Gebiete ſicherte. Der Friede ſelbſt ward am 4. Aug. 1791 zu Sziſtowa geſchloſſen. Am 9. Jan. 1792 ſchloß auch Rußland den Frieden zu Jaſſy, jedoch unter der Bedingung der Abtretung einiger Landſtriche am ſchwarzen Meere. — Die nach der reichenbacher Convention noch übrig gebliebenen Misverſtändniſſe zwiſchen Öſterreich und Preußen fanden ihre vollſtändige Erledigung auf der Zuſammenkunft der beiden Monarchen zu Pillnitz im Auguſt 1791, welche ebenſo wenig, wie damals die Mehrzahl des Volkes, ſelbſt der Gebildeten, den Sinn der franzöſiſchen Revolution begriffen, die Sache der Könige, wie ſie ſich ausdrückten, zu der ihrigen zu machen, und die Revolution ſo zu bekämpfen, daß den übrigen Völkern der Muth zu ähnlichen Unternehmungen vergehen ſollte. In Folge dieſes Bundes, welchen beſonders die Vorſtellungen des Herzogs von Artois und anderer Emigranten veranlaßt hatten, erfolgten die Kriegserklärungen von Öſterreich und von Preußen an Frankreich, von welchen namentlich die letztere eine vollſtändige Unkenntniß der franzöſiſchen Zuſtände verrieth und allen diplomatiſchen Anſtand überſchritt, und im Juni 1792 rückte ein preußiſches Heer von 50,000 Mann, welchem ſich einige Tauſend Heſſen und andere reichsſtändiſche Truppen angeſchloſſen hatten, von Coblenz aus an die franzöſiſche Grenze, während gleichzeitig gegen 70,000 Öſterreicher an verſchiedenen Punkten in Frankreich einfielen. Der erſte Erfolg, welchen das auf Einſchüchterung berechnete Manifeſt der Verbündeten und das Heranrücken ihrer Heere hatte, war — die Aufhebung des Königthums in Frankreich (am 10. Aug.). Das Kriegsglück war allerdings Anfangs den Verbündeten günſtig. Die Feſtungen Longwy und Verdun fielen nach kurzem Widerſtande in ihre Hände, aber ſchon hier hatten ſie Gelegenheit zu bemerken, wie wenig Begeiſterung für die Bourbonen und das Königthum unter dem franzöſiſchen Volke herrſchte, und wie unrichtig die Vorausſetzungen waren, welche die beiden Monarchen in Folge der Mittheilungen der emigrirten Prinzen gemacht hatten. Im September übernahm Dumouriez den Oberbefehl über die franzöſiſche Armee, und mit ihm kam ein neuer Geiſt in das Revolutionsheer. Zwar konnte er die Preußen in den Engpäſſen des argonner Waldes nicht an dem Eindringen in die Champagne hindern, wol aber zwang er ſie durch die feſte Haltung, mit welcher er ihren Angriff auf den Höhen von Valmy zurückſchlug, zu einem ungünſtigen Rückzuge, welcher durch anhaltendes Regenwetter noch beſonders erſchwert ward und den Preußen gegen 12,000 Mann koſtete. Noch im October wurden Verdun und Longwy geräumt. Unterdeſſen hatte Cuſtine die Reichsarmee in der Pfalz zurückgedrängt, am 3. Oct. Worms, am 21. Oct. Mainz erobert und am folgenden Tage den Rhein überſchritten, auch bald darauf Frankfurt beſetzt. Jedoch wurden noch vor Ende des Jahres die Franzoſen über den Rhein zurückgedrängt. Gleichzeitig aber hatte Dumouriez die Öſterreicher bei Jemappes geſchlagen und bis zur Mitte des Decembers die ganzen öſterreichiſchen Niederlande erobert. Zu Anfang des neuen Jahres rüſtete ſich faſt ganz Europa gegen Frankreich, auch Preußen und Öſterreich verdoppelten ihre Anſtrengungen. Auch war der Erfolg Anfangs wieder für ſie günſtig. Der Prinz von Coburg ſchlug Dumouriez bei Neerwinden und rettete dadurch Holland, die Preußen nahmen nach einer hartnäckigen Belagerung am 22. Juni Mainz wieder, die Öſterreicher drangen unter Wurmſer ins Elſaß und der Herzog von Braunſchweig ſchlug einen Angriff der Franzoſen bei Pirmaſens zurück. Nur Landau blieb noch von den Feinden beſetzt, und die Franzoſen, jetzt von Pichegru und Hoche commandirt, ſetzten Alles an die Erhaltung dieſes Platzes. Zwar blieben die Preußen Sieger in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern (vom 28 — 30. Nov.), ſie konnten aber den Sieg nicht benutzen, weil Wurmſer gleichzeitig bei Friſchweiler geſchlagen war und ſich nicht länger im Elſaß halten konnte, und da inzwiſchen die Engländer und Öſterreicher in den Niederlanden unterlegen waren, ſo endete der Feldzug mit einem allgemeinen Rückzuge der Verbündeten, worüber mismüthig der Herzog von Braunſchweig ſeine

Digitized by Google

Oberbefehlshaberſtelle niederlegte. Der folgende Feldzug unter Möllendorf begann abermals mit einem Siege über die Franzoſen bei Kaiſerslautern (am 22. Mai 1794), aber von Moreau gedrängt, mußte er ſich bereits im Juli wieder an den Rhein zurückziehen; der Fall Triers ſpornte noch ein Mal die Energie der Teutſchen; zum dritten Male ſiegten ſie bei Kaiſerslautern (am 20. Sept.), aber auch die durch dieſen Sieg errungenen Vortheile mußten aufgegeben werden, weil unterdeſſen die Öſterreicher hinter die Roer zurückgeworfen waren, und Möllendorf nahm wieder die Stellung bei Kreuznach ein, erhielt aber bald Befehl, ganz über den Rhein zurückzugehen; denn Preußen verließ die Sache der Verbündeten, und am 8. Dec. ward der Separatfriede geſchloſſen, in welchem Preußen in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich willigte und eine Demarkationslinie in der Art feſtſtellte, daß die nördlich von derſelben liegenden teutſchen Länder als neutral zu betrachten ſeien. Friedrich Wilhelm vertheidigte ſein Verfahren in einer öffentlichen Erklärung, welche indeſſen den heftigſten Tadel von Seiten ſeiner Verbündeten nicht von ihm abzuwenden vermochte. — Einen Hauptgrund, den Krieg im Weſten um jeden Preis beizulegen, hatte Friedrich Wilhelm wol in den Vorgängen in Polen, welche ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Unter Preußens Einfluß hatte Polen den Übergang vom Wahlkönigthume zur erblichen Monarchie gemacht und das Haus Sachſen mit der Königswürde bekleidet. Preußen hatte die neue Verfaſſung gebilligt und in dem Vertrage vom 29. März 1790 dem Königreiche Polen die Untheilbarkeit und den ungeſchmälerten Beſitz ſeiner ſämmtlichen Lande garantirt, und demſelben außerdem eine Heeresmacht von 44,000 Mann für den Fall eines feindlichen Angriffs oder einer fremden Invaſion zugeſichert. Dagegen verſagte Katharina II. von Rußland der neuen polniſchen Verfaſſung ihre Zuſtimmung, und benutzte den Krieg Preußens und Öſterreichs am Rhein, um Polen ohne Widerſtand mit Truppen zu beſetzen. Unter dieſen Umſtänden blieb Preußen nichts übrig, als entweder ſeinem Tractate zufolge ſich in einen Krieg mit Rußland einzulaſſen, oder mit Rußland gemeinſchaftliche Sache zu machen. Aber der franzöſiſche Krieg hatte bereits die Kräfte des Staats erſchöpft, und ſo ergriff Friedrich Wilhelm um ſo bereitwilliger den zweiten Theil der Alternative, als er durch Beſitznahme eines Theiles von Polen ſich für die am Rhein nutzlos geopferten Kriegskoſten ſchadlos zu halten gedachte. Ehrlichkeit iſt nie Sache der Diplomatie geweſen. Demnach erließ der König eine Proclamation, in welcher er die unter ſeinem eigenen Einfluſſe entworfene und von ihm ausdrücklich gebilligte polniſche Conſtitution nachträglich verwarf, und zur Sicherung ſeines Staates gegen die unruhigen Polen die an dieſen angrenzenden Provinzen Polens beſetzen zu müſſen vorgab. Der Reichstag in Grodno war entrüſtet über die Zumuthungen Rußlands und Preußens, und nur der Gewalt der ruſſiſchen Waffen, welche das Sitzungslocal umſtellt hatten, weichend, willigte er in die Abtretung Lithauens, Podoliens und der Ukraine an Rußland, und des größten Theiles von Großpolen, des Landes Dobrzyn nebſt den Städten Danzig und Thorn an Preußen. Preußen gewann durch dieſe Occupation einen Zuwachs von 1100 □Meilen und von 1,200,000 Einwohnern, und bildete daraus die Provinz Südpreußen mit zwei, ſpäter drei Kammerdepartements (Regierungsbezirken). Polen aber konnte die ihm angethane Schmach nicht vergeſſen. Bereits im April 1794 brach von Krakau aus ein neuer gewaltiger Aufſtand, eine allgemeine Volkserhebung aus, an deren Spitze Kosciuszko und Madalinski ſtanden, und es entwickelte ſich ein Kampf der Verzweiflung, in welchem es ſich auf polniſcher Seite um Sieg und gänzliche Befreiung oder um gänzlichen Untergang handelte. Wirklich erfochten die Polen unter Kosciuszko Anfangs mehre Siege gegen die Preußen und Ruſſen, als aber dieſen ihr Feldherr am 10. Oct. in der Schlacht bei Matſchiewicz verwundet und gefangen worden, war Polens Schickſal erfüllt. Am 4. Nov. erſtürmte Suwarow Praga, und Preußen, Rußland und Öſterreich theilten ſich in den Reſt der polniſchen Lande, bei welcher Gelegenheit Preußen alles Land weſtlich vom Niemen bis an die Weichſel mit Einſchluß Warſchau's erhielt, im Ganzen 990 □Meilen mit 1,000,000 Einwohnern. Die Erwerbungen der beiden letzten Theilungen Polens wurden adminiſtrativ in zwei Provinzen getheilt, indem das Land weſtlich von der Weichſel mit Warſchau zu der Provinz Südpreußen, das Land öſtlich von der Weichſel zu Neu-Oſtpreußen verbunden ward, jenes mit drei (Poſen, Warſchau, Kaliſch), dieſes mit zwei Kammern oder Regierungen (Plock und Bialyſtock). So war Preußen durch dieſe beiden Theilungen um 2000 □Meilen größer und mehr als zwei Millionen Einwohner volkreicher geworden, ohne an innerer Kraft gewonnen zu haben; vielmehr hatte es ſich nur ein krankes, dem Organismus des übrigen Staates fremdartiges Glied angeheftet, welches, ſtatt dem Ganzen Nutzen zu bringen, einen großen Aufwand von Militair und Geldkräften zu der eigenen Erhaltung bedurfte. — Eine andere Erwerbung, die Preußen inzwiſchen gemacht hatte, war friedlicherer und rechtmäßigerer Natur; es war die Wiedervereinigung der fränkiſchen Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth mit Brandenburg. Der letzte Sproſſe dieſer Seitenlinie des preußiſchen Königshauſes, der Markgraf Chriſtian Friedrich Karl Alexander, war kinderlos. Des Regierens müde, trat er laut Vertrages vom 2. Dec. 1791 ſeine Fürſtenthümer noch bei ſeinen Lebzeiten gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden an den König von Preußen ab, um ſeine Tage in Ruhe und Muße in London zu beſchließen. Am 28. Jan. 1792 erfolgte von Seiten Preußens die Beſitznahme dieſer Länder von 160 □Meilen mit 385,000 Einwohnern. — So hatte denn Friedrich Wilhelm II. das Staatsgebiet um 2200 □Meilen mit $2\frac{2}{3}$ Millionen Menſchen vergrößert, aber Kraft und Anſehen des Staates nach Außen hin waren erſchüttert, der lebendige Organismus im Innern zu einem todten Mechanismus geworden, und ſtatt des Schatzes von 72 Millionen Thalern, welchen Friedrich II. hinterlaſſen hatte, hinterließ Friedrich Wilhelm II. eine Schuldenlaſt von 22 Millionen. — Friedrich Wilhelm ſtarb am 16. Nov. 1797. Von Natur gutmüthig und nicht

Digitized by Google

ohne Kenntniſſe, erregte manche Einrichtung im Anfange ſeiner Regierung ſchöne Hoffnungen. So ſchaffte er die drückende franzöſiſche Regie ab und führte ein weniger ſtrenges Zollſyſtem ein, baute viele Kunſtſtraßen, milderte die Militairverhältniſſe u. ſ. w. Aber ſelbſt ohne gründliche Kenntniß der Regierungsgeſchäfte und zu vielfach durch ſeine Privatneigungen in Anſpruch genommen, ruhte die Verwaltung und Regierung gar zu ſehr in den Händen ſchlechter Rathgeber und Günſtlinge. Ganz beſonderes Misbehagen erregte im Lande das berühmte oder berüchtigte Religionsedict vom 9. Juli 1788, das Werk des ſelbſtſüchtigen und einſeitig pietiſtiſchen Miniſters Wöllner, dem zufolge die religiöſe Richtung der Geiſtlichen einer ſtrengen Überwachung unterworfen und jede Abweichung von der altkirchlichen Orthodoxie mit Abſetzung beſtraft ward. Nicht günſtiger wirkte das Cenſuredict vom 19. Dec. 1788, welches alle im Inlande und im Auslande gedruckten Bücher unter eine ſtrenge Beurtheilung der Behörden ſtellte, und die Verſchärfung deſſelben vom 5. März 1792, welche für jeden Tadel der Landesgeſetze und der Regierungsmaßregeln die ſtrengſten Strafen androhte. Das größte Verdienſt dagegen, welches die Regierung Friedrich Wilhelm's II. ſich erworben hat, war die Ordnung der Juſtizverhältniſſe durch die Vollendung und Einführung des bereits von Friedrich II. vorbereiteten allgemeinen Geſetzbuches, welches trotz ſeiner mannichfachen Mängel ſich unter dem Namen des „Allgemeinen Preußiſchen Landrechts" bis auf die neueſte Zeit erhalten hat. — Friedrich Wilhelm war zwei Mal vermählt, zuerſt 1765 mit Eliſabeth Chriſtine Ulrike, Prinzeſſin von Braunſchweig, von welcher er ſich ſcheiden ließ, ſodann ſeit 1769 mit Louiſe, Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, welche ihn überlebte und ihm vier Söhne geboren hat: ſeinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., den Prinzen Louis (ſtarb 1796), den Prinzen Heinrich (ſtarb 1845 in Rom) und den noch lebenden Prinzen Wilhelm. (*Voigt.*)

FRIEDRICH WILHELM III., älteſter Sohn Friedrich Wilhelm's II., geb. am 3. Aug. 1770, König von Preußen vom 16. Nov. 1797 bis 7. Juni 1840. Seine Erziehung, welche noch in die Regierungszeit Friedrich's II. fiel, war nicht ſorgfältig, indem weder ſein Großoheim noch ſein Vater ihr beſondere Aufmerkſamkeit widmeten, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als die Anlagen des jungen Prinzen nicht unbedeutend waren. Vor allem aber entwickelte er früh ein vortreffliches Gemüth; ohne Stolz und Eigendünkel war er ein Muſter von Ordnung, Ehrbarkeit und Beſcheidenheit, und nicht im Stande, Jemanden zu beleidigen. Aber er blieb, in Folge ſeiner Erziehung, verſchloſſen und zurückhaltend, war blöde, wenn er ſich öffentlich zeigen mußte, und ſelbſt noch in ſpäteren Jahren fehlte ihm das einem Regenten ſo nöthige Selbſtvertrauen, die Zuverſicht auf ſein eigenes Urtheil, welches er oft zum Schaden der Sache dem fremden unterordnete. — Als Kronprinz begleitete er im J. 1792 ſeinen Vater, da dieſer ſich zu der gegen Frankreich operirenden Rheinarmee begab, bei welcher Gelegenheit er in Frankfurt am Main ſeine nachmalige Gemahlin, die Prinzeſſin Louiſe von Mecklenburg-Strelitz, kennen lernte, mit welcher er ſich am 24. Dec. 1793 vermählte. Dieſe allein aus Neigung geſchloſſene Heirath übte nicht nur auf den Charakter des Königs, ſondern ſpäterhin auch auf das ganze Hofweſen in Berlin den vortheilhafteſten Einfluß; der ganze Hof, von welchem ſich das junge Paar während der Maitreſſenwirthſchaft Friedrich Wilhelm's II. ziemlich entfernt gehalten hatte, nahm nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's III. eine ſo familiär gemüthliche Geſtalt an, wie es bis dahin in Europa unerhört geweſen war. Des jungen Königs erſter Regierungsact war die Entfernung der Günſtlinge beiderlei Geſchlechts, welche bis dahin den Hof beherrſcht hatten, ferner die Aufhebung des Wöllner'ſchen Religionsedicts, des läſtigen Cenſurreglements und des Tabaksmonopols. Sparſamkeit und eine edle Einfachheit des Hofhaushaltes, worin der König dem ganzen Lande als Muſter vorleuchtete, wurden eingeführt, um die drückende Schuldenlaſt von 22 Millionen Thalern zu mildern. An dem erneuerten Kampfe der europäiſchen Mächte gegen Frankreich nahm Preußen, geſtützt auf den Separatfrieden zu Baſel, keinen Theil. Nach den interimiſtiſchen Beſtimmungen dieſes Friedens trat Preußen die Provinzen Geldern, Mörs und den auf dem linken Rheinufer liegenden Theil von Cleve an Frankreich ab. Dieſe Beſtimmung wurde in dem allgemeinen Frieden zu Luneville (am 9. Febr. 1801) beſtätigt und zugleich feſtgeſetzt, daß die durch die Abtretung des linken Rheinufers beeinträchtigten Fürſten mittels Einziehung und Vertheilung der geiſtlichen Länder entſchädigt werden ſollten. Zu dem Ende trat zu Regensburg eine Reichsdeputation zuſammen, welche nach unſäglichen Mühen und nachdem ſie bereits Gefahr gelaufen war, ſich ſelbſt in einen unauflösbaren Knoten zu verwirren, endlich am 25. Febr. 1803 ihre Arbeiten abſchloß. Demnach ward Preußen für ſeine Verluſte mit den Bisthümern Hildesheim, Paderborn und einem Theile des Bisthums Münſter, mit den kurmainziſchen Beſitzungen in Thüringen (Eichsfeld und Erfurt nebſt Trefurt, Dorla und Untergleichen), mit den Abteien Quedlinburg, Eſſen, Elten, Werden, Herford und Kappenberg, und den bisherigen freien Reichsſtädten Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar entſchädigt. Der Staat ward demnach für einen Verluſt von 46 □ Meilen und 120,000 Einwohnern entſchädigt mit 231 □ Meilen und 580,000 Einwohnern, wobei nebenher noch mehre vortheilhafte Arrondirungen des Staatsgebietes in Anſchlag zu bringen ſind. Auch die fränkiſchen Fürſtenthümer wurden durch einen Tauſchvertrag mit Baiern zweckmäßig abgerundet, wobei Preußen ebenfalls etwa 8 □ Meilen gewann. — Bei dem Kriege, welcher in Folge der dritten Coalition zwiſchen England, Rußland und Öſterreich im J. 1805 gegen Frankreich ausbrach, blieb der König, trotz vielfacher Bemühungen von Seiten der Verbündeten, neutral und geſtattete namentlich den ruſſiſchen Truppen nicht den Durchzug durch Schleſien. Nachdem aber Napoleon, ohne vorherige Anfrage, das ansbachiſche Gebiet durch einen Durchmarſch verletzt und mit Hilfe dieſer Verletzung die Öſterreicher zum Rückzuge genöthigt hatte, da erhielten auch die Ruſſen, freilich zu ſpät, die Erlaubniß, durch Schle-

Digitized by Google

ſten zu marſchiren. Theils dieſe Kränkung von Seiten Napoleon's, theils der Beſuch des Kaiſers Alexander in Berlin, Anfangs November, ſtimmten den König günſtiger für die Coalition, ohne ihn jedoch zu dem offenen Beitritte zu beſtimmen. Er ſchickte aber den Grafen von Haugwitz an Napoleon, um mit dieſem einen Vertrag zu ſchließen, der ihm den ungeſchmälerten Beſitz ſeiner Staaten ſicherte. Erſt nach der für die Verbündeten ſo unglücklichen Schlacht bei Auſterlitz ließ der Kaiſer den preußiſchen Geſandten zu Schönbrunn vor ſich und dictirte ihm Bedingungen, ſtatt ſolche zu verabreden. Preußen ſollte Ansbach an Baiern, Cleve und Neufchatel an Frankreich abtreten, dafür aber zur Arrondirung von Baireuth einen Diſtrict von 20,000 Einwohnern und außerdem ganz Hanover bekommen. Am 15. Dec. 1805 unterzeichnete Haugwitz den Vertrag, welcher in ſeinen verfänglichen Bedingungen bereits den Keim des künftigen Krieges in ſich trug. In Berlin war man entrüſtet über dieſen Tractat, und die öffentliche Stimme ſprach ſich laut gegen Haugwitz aus. Es wurden daher vor der Ratification von preußiſcher Seite Modificationen vorgeſchlagen, und Haugwitz mit dieſen nach Paris geſchickt. Da ſtieß Napoleon den ganzen Vertrag von Schönbrunn um und dictirte dem unglücklichen Botſchafter einen neuen, in welchem neben der definitiven Beſitznahme Hanovers durch die Preußen auch die Sperrung der Elbe und Weſer für die britiſche Flagge angeordnet, dagegen die von Baiern zu leiſtende Abtretung eines Landſtriches als Entſchädigung für Ansbach weggelaſſen war. Am 15. Febr. unterzeichnete Haugwitz dieſen ſogenannten pariſer Ceſſionstractat. Eine Kriegserklärung Englands an Preußen war die natürliche Folge dieſes Tractats. Napoleon aber war treulos genug, insgeheim mit England und Rußland zu unterhandeln, und jenem Hanover, dieſem den preußiſchen Antheil an Polen als Preis des Friedens anzubieten. Dieſe Unterhandlungen hatten zwar für ihn kein Reſultat, wol aber glaubte Friedrich Wilhelm nun nicht länger den Übermuth des Kaiſers dulden zu dürfen. Der Zwieſpalt mit England ward beigelegt und mit Rußland ein Bündniß geſchloſſen, welchem auch Sachſen beitrat; ſo wagte der König, im Vertrauen auf den Ruhm ſeines Heeres, die Kriegserklärung an Frankreich am 7. Oct. 1806. Die preußiſche Armee ſtand in Thüringen unter dem Oberbefehle des altersſchwachen Herzogs von Braunſchweig, unter welchem der Fürſt von Hohenlohe und der Feldmarſchall von Möllendorf commandirten. Die einzige Beſorgniß, welche der Herzog von Braunſchweig hatte, war die, daß Napoleon den Kampf nicht wagen, ſondern ſich zurückziehen würde; und das war ziemlich im Allgemeinen der Geiſt des Officierſtandes. Am 10. Oct. kam es zum erſten Zuſammentreffen zwiſchen den Franzoſen und den preußiſchen Vorpoſten unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand, welcher hier ſeinen Tod fand. Am 14. Oct. erfolgte der entſcheidende Schlag. Der Feind hatte durch ſeine Bewegungen das preußiſche Heer zu trennen gewußt. Bei Auerſtädt kämpfte der Herzog von Braunſchweig gegen Davouſt, bei Jena der Fürſt von Hohenlohe gegen den Kaiſer; beide Heeresabtheilungen blieben während des Kampfes ohne Nachricht von einander. Da fügte es das Unglück, daß bald nach Beginn der Schlacht der Herzog von Braunſchweig tödtlich verwundet wurde. Möllendorf übernahm nun den Oberbefehl, aber die ganze Dispoſition hatte die Schlacht eigentlich ſchon verloren gemacht, noch ehe ſie begonnen hatte. Das Corps des Fürſten von Hohenlohe ward völlig aus einander geſprengt, wogegen die Hauptarmee bis Weimar wenigſtens einen geordneten Rückzug hielt. Als man da aber das Schickſal des Hohenlohe'ſchen Corps erfuhr, löſte ſich die ganze Armee in einer wilden Flucht auf. Die Überbleibſel des Heeres führten Kalkreuth, Blücher und Hohenlohe über die Elbe, von denen der Letzte ſich ſpäterhin bei Prenzlau, Blücher am 7. Nov. bei Lübeck nach einer verzweifelten Gegenwehr ergeben mußte. — Die Niederlage bei Jena und Auerſtädt hatte das ganze preußiſche Heer demoraliſirt, und an Widerſtand war nicht mehr zu denken. Am 27. Oct. war Napoleon in Berlin, und ohne Gegenwehr, zum Theil ohne Androhung einer Belagerung, öffneten die Feſtungen Erfurt, Spandau, Stettin, Küſtrin, Magdeburg, Glogau und Brieg dem Feinde ihre Thore; Schweidnitz fiel nach dreitägigem Bombardement, Neiße nach einer dreimonatlichen Belagerung. Danzig ward von Kalkreuth tapfer vertheidigt, und Glatz, Koſel, Kolberg und Graudenz hielten ſich bis zum Frieden. — Die königliche Familie zog ſich nach der unglücklichen Schlacht nach Preußen zurück, da es unmöglich war, früher als an der Weichſel den Feind aufzuhalten. Hier vertheidigte l'Eſtocq mit dem Reſte der Armee den Übergang über den Strom von Danzig bis Thorn, während zwei ruſſiſche Corps unter Bennigſen und Burhövden nach Warſchau und Südpreußen vorgerückt waren. L'Eſtocq ſchlug auch wirklich den Angriff der Franzoſen unter Lannes bei Thorn zurück, dagegen räumten die Ruſſen, ohne den Feind abzuwarten, Warſchau und Praga, und zwangen dadurch auch l'Eſtocq zum Rückzuge. An demſelben Tage (3. Dec. 1806) erließ Friedrich Wilhelm von Ortelsburg aus den bekannten Armeebefehl, in welchem er die Commandanten von Erfurt, Spandau und Magdeburg ohne Abſchied aus der Armee entließ, den von Küſtrin zum Tode verurtheilte und über die übrigen Generale die ſtrengſte Unterſuchung in Ausſicht ſtellte. — Am 26. Dec. kam es zu dem erſten bedeutenden Zuſammentreffen der Franzoſen mit den Ruſſen in der blutigen Schlacht bei Pultusk, welche zwar unentſchieden blieb, aber dennoch Napoleon zwang, auf einige Monate die Offenſive aufzugeben. Erſt im Februar 1807 rückte er wieder vor, und bei preußiſch Eilau kam es am 8. deſſelben Monats wieder zu einer blutigen Entſcheidung, bei welcher 30,000 Todte und 50,000 Verwundete auf dem Schlachtfelde blieben, und die Napoleon's Rückzug über die Paſſarge zur Folge hatte. Unbegreiflicherweiſe aber zog auch Bennigſen, ſtatt den ſchwer errungenen Sieg zu verfolgen, ſich über Königsberg hinter den Pregel zurück, und ließ dadurch Napoleon Zeit, ſeine Armee neu zu ſtärken. In dieſer Zwiſchenzeit fiel Danzig durch eine ehrenvolle Capitulation aus gänzlichem Mangel an Munition (am 24. Mai) in die Hände der Franzoſen.

Digitized by Google

Anfangs Juni verſuchte zuerſt Bennigſen einen Angriff auf die franzöſiſche Linie längs der Paſſarge, aber vergebens, bis es endlich am 14. Juni zu der letzten entſcheidenden Schlacht bei Friedland kam. Tapfer ward von beiden Seiten gekämpft, aber der Übermacht weichend, zogen die Ruſſen ſich nach einem Verluſte von 18,000 Menſchen und 80 Kanonen über den Memelſtrom zurück. Königsberg und Tilſit fielen in die Hände der Feinde; am 21. Juni endete ein Waffenſtillſtand die Feindſeligkeiten, und am 5. Juli ward der Friede mit Rußland unterzeichnet. Preußen, ſo ſeines einzigen Bundesgenoſſen beraubt, mußte ſich jetzt jede Bedingung gefallen laſſen. Es mußte alle Beſitzungen zwiſchen der Elbe und dem Rhein, ferner den von Kurſachſen eingeſchloſſenen kotbuſer Kreis der Neumark, endlich die von Polen abgenommenen Provinzen Südpreußen, Neuoſtpreußen, den größten Theil des Netzdiſtricts, nebſt Thorn und Danzig mit einem Gebiete von zwei Meilen um die Runde abtreten und eine Kriegscontribution von 150 Millionen Francs (gegen 40 Millionen Thaler) bezahlen. Das war der Friede zu Tilſit, am 7. Juli 1807, welcher Preußen um etwa 2500 □Meilen und vier Millionen Einwohner, alſo beinah um die Hälfte, verkleinerte. — Faſt drückender noch, als der Friede ſelbſt, war die Art und Weiſe ſeiner Ausführung. Nach dem Vertrage ſollte die Hälfte der Contribution preußiſcher Seits ſogleich theils baar, theils in Wechſeln bezahlt werden, bis zur Abtragung des Reſtes aber ſollten die Oderfeſtungen Stettin, Küſtrin und Glogau in den Händen der Franzoſen bleiben; am 25. Juli ſollte dagegen Königsberg und bis zum 1. Oct. ganz Preußen bis an die Elbe von den Franzoſen geräumt werden. Aber erſt gegen Ende des Jahres, indem man allerlei Vorwände geltend machte, ward Preußen bis zur Weichſel geräumt, ſodaß der König erſt am 6. Jan. 1808 ſeine Reſidenz von Memel nach Königsberg verlegen konnte. Die übrigen Provinzen blieben noch bis zum December 1808 vom Feinde beſetzt, und am 10. Dec. deſſelben Jahres rückten die erſten preußiſchen Truppen wieder in Berlin ein, der König aber kehrte erſt, nachdem er im December 1808 mit der Königin nach Petersburg gereiſt war und ſich daſelbſt mehre Wochen aufgehalten hatte, am 23. Dec. 1809 in ſeine Hauptſtadt zurück, weil die Entbindung der Königin von dem Prinzen Albert ihren längern Aufenthalt in Königsberg erfodert hatte. Leider währte das neu aufblühende Glück des Herrſcherpaares nicht lange; auf einer längſt erſehnten Reiſe zu ihrem Vater nach Neu-Strelitz erkrankte die Königin und ſtarb zum großen Schmerze des Königs und des Landes am 19. Juli 1810. Noch in ſpätern Jahren äußerte der König, daß dieſer ſo unerwartete Verluſt der größte Schmerz geweſen, welchen er in ſeinem Leben erfahren. — Preußen hatte durch dieſen Krieg einen großen materiellen Verluſt erlitten, geiſtig jedoch hat derſelbe den vortheilhafteſten Einfluß auf das Volk wie auf die Regierung geübt. Vor 1807 war der Staat in Gefahr, in allen ſeinen Inſtitutionen zu verknöchern, Heer und Beamtenthum waren im Formendienſt erſtarrt, und überall fehlte der Geiſt, welcher ſtets neu belebend in den Formen wirken muß. Das Unglück von Jena und ſeine nächſten Folgen öffneten dem Volke und zumal auch dem Könige die Augen. Er erkannte die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen in allen Gebieten der Verwaltung und des Heerweſens an, und ſo hatte das Unglück, weit entfernt, ihn auf die Dauer zu beugen, vielmehr belebend und erhebend auf ihn gewirkt. Mit Eifer ging der König, ſobald der ihm verbliebene Reſt ſeiner Lande vom Feinde befreit war, mit Hilfe ſeines ausgezeichneten Miniſters von Stein, an deſſen Stelle ſpäterhin Hardenberg trat, an die Neugeſtaltung der inneren Verhältniſſe. Bereits am 9. Oct. 1807 erſchien das Edict, welches die Erbunterthänigkeit auf den adeligen Gütern aufhob und durch die Herſtellung freier Bauern dem Staate in einem conſolidirten Mittelſtande einen neuen geſunden Kern verlieh. Am 19. Nov. 1808 erſchien die neue Städteordnung, welche die Städte von der bisherigen Bevormundung der königlichen Behörden befreite und den erſten Keim einer künftigen conſtitutionellen Verfaſſung legte, indem ſie eine geſetzliche Vorſchrift über die Vertretung der Stadtgemeinde und die Ordnung des Gemeindeweſens durch ſelbſtgewählte Stadtverordnete ertheilte. Am 9. Nov. 1809 ward die Veräußerung der königlichen Domainen zu Gunſten der Staatscaſſe und am 30. Oct. 1810 die Verwandlung der Klöſter und anderer geiſtlicher Stiftungen und Güter in Staatsgüter beſchloſſen, zwei Einrichtungen, welche den wohlthätigſten Einfluß auf die Finanzen übten. Eine neue Civilverfaſſung ward eingeführt, welche den Gang der öffentlichen Geſchäfte, indem ſie dieſelben genau beſtimmte, doch weſentlich gegen früher vereinfachte. Nicht weniger einflußreich und in alle Verhältniſſe reformatoriſch eingreifend war die Aufhebung des alten Zunftweſens und die Einführung des Geſetzes über allgemeine Gewerbefreiheit. Die ausſchließliche Berechtigung des Adels zu den Officier- und höheren Verwaltungsſtellen, ſowie zum Erwerb größerer, ſogenannter Rittergüter ward aufgehoben, und die gleiche Berechtigung des Bürgerſtandes mit dem Adel in dieſen Beziehungen nicht blos ausgeſprochen, ſondern auch thatſächlich durchgeführt; beſonders wohlthätig wirkte dieſes Geſetz auf die Verhältniſſe des größeren Grundbeſitzes, welchem dadurch bedeutende neue Geldkräfte zugeführt wurden, die bisher von demſelben ausgeſchloſſen geweſen waren. Auch das Heerweſen erlitt weſentliche Reformen. Indem der König durch den tilſiter Frieden verbunden war, ſein ſtehendes Heer nicht über 42,000 Mann werden zu laſſen, indem er aber wol vorausſah, daß noch einmal die Stunde ſchlagen werde, welche es nöthig mache, eine impoſantere Truppenmacht ins Feld zu ſtellen, ſo kam er, von tüchtigen Generalen unterſtützt, auf den glücklichen Gedanken zur Gründung der Landwehr, das heißt, es wurde jährlich von den Landeskindern, deren allgemeine Waffenpflicht als Geſetz feſtgeſtellt ward, eine viel größere Zahl, als zur Ergänzung des ſtehenden Heeres erfoderlich war, ausgehoben und einexercirt, ſodann aber wieder entlaſſen. So war im Augenblicke der Noth ein bedeutendes Heer wohlgeübter Soldaten in kurzer Friſt zuſammen zu berufen, während doch das ſtehende Heer nicht wuchs. Beſondere

Digitized by Google

Verdienſte um die Reformen und Reorganiſationen in der Armee hat ſich Scharnhorſt erworben, deſſen Name im Volke fortlebt, obgleich ihm ſelbſt nicht mehr den glücklichen Erfolg ſeiner Reformen zu ſehen vergönnt war. Zum hohen Ruhme gereicht dem Könige ferner die Sorgfalt, mit welcher er unter den drückendſten Verhältniſſen höchſt bedeutende Opfer dem höheren wie dem niederen Unterrichtsweſen darbrachte, in richtiger Erkenntniß, daß die materielle Schwächung des Staates nur durch eine geiſtige Hebung der neuen Generation paralyſirt werden könne; wir können die durchgreifenden Verbeſſerungen im Elementarſchulweſen hier nicht in ihr Detail verfolgen, dagegen erinnern wir an die Stiftung der neuen Univerſität in Berlin (1809), welche den Verluſt von Halle zu erſetzen beſtimmt war, und bald ſo aufblühte, daß ſie ſchon längſt den erſten Rang unter den teutſchen Univerſitäten behauptet; ferner an die mit vielen Verbeſſerungen und zweckgemäßen Reformen verbundene Verlegung der Univerſität Frankfurt nach Breslau (1810), endlich an die Gründung der vortrefflichen Sternwarte zu Königsberg (1812), welche ſtets als ein herrliches Denkmal des ſelbſt durch die tiefſte materielle Bedrängniß nicht gebeugten höheren Sinnes daſtehen wird. Am 23. Jan. 1811 erließ der König eine Urkunde, durch welche der bisherige Johanniterorden, der beſonders in der Neumark umfangreiche Beſitzungen hatte, aufgelöſt und ſeine Güter und Stiftungen als Staatseigenthum eingezogen wurden. Daſſelbe Schickſal hatte drei Monate vorher (den 30. Oct. 1810) die Ballei Brandenburg getroffen. — An dem im J. 1809 neu ausgebrochenen Kriege zwiſchen Frankreich und Öſterreich nahm Preußen, welches ſich von den harten Schlägen des vorigen Krieges noch zu wenig erholt hatte, keinen Theil. Als aber im Juni 1812 der Krieg Napoleon's gegen Rußland mit bis dahin in der Geſchichte unerhörten Rüſtungen ausbrach, mußte der König, um ſeine eigenen Staaten zu ſichern, ein Contingent von 30,000 Mann zu der franzöſiſchen Armee liefern, welches der Nordarmee, die unter dem Marſchall Macdonald nach Petersburg dirigirt ward, aber bekanntlich nur bis vor Riga kam, einverleibt wurde. Auf die Nachricht von dem Rückzuge Napoleon's aus Moskau und von der Vernichtung der großen Armee mußte auch Macdonald ſich eiligſt zurückziehen, und das preußiſche Corps unter dem General York bildete die Nachhut des Heeres. Zwar kam es nicht eben zu ernſtlichen Kämpfen zwiſchen ihm und den verfolgenden Ruſſen, jedoch wurden die Preußen immer hart gedrängt. Am 20. Dec. 1812, als Macdonald mit dem Gros des Heeres bereits auf preußiſchem Gebiete ſtand, faßte York, in richtigem Überblicke über die Verhältniſſe der Gegenwart und Zukunft, den kühnen Gedanken, ſein Corps von der franzöſiſchen Armee zu trennen, und noch an demſelben Tage ward zwiſchen ihm und dem ruſſiſchen General Diebitſch in der Mühle zu Poſcherau oder Poſcherun bei Tauroggen eine Convention abgeſchloſſen, welche die Feindſeligkeiten zwiſchen dem preußiſchen Corps und den Ruſſen einſtellte. Macdonald erhielt in Tilſit, Murat in Elbing die Nachricht von York's Abfalle. Beide wütheten, aber das preußiſche Corps ſtand bereits hinter der Linie der verfolgenden Ruſſen, und die Thatſache war nicht mehr zu ändern. Selbſt einer Abtheilung preußiſcher Artillerie, welche bereits in Tilſit ſtand, gelang es durch ein geſchicktes verſtecktes Manöver ſich den Augen der Franzoſen zu entziehen und mit York wieder zu vereinigen. York's Schritt war das Signal zur Erhebung gegen die Franzoſen für alle Patrioten. Zwar war der König, in Berlin noch von franzöſiſchen Truppen umgeben, gezwungen, York öffentlich des Commando's zu entſetzen und ihn vor ein Kriegsgericht zu ſtellen; York ſelbſt jedoch wußte ebenſo gut wie jeder Andere, daß es mit der Ungnade des Königs, in welche er ſcheinbar gefallen, nicht viel auf ſich habe. Sein Abfall entblößte die Flanke des franzöſiſchen Rückzuges, und machte es den Ruſſen möglich, die Franzoſen über den Niemen zu treiben und mit ihrer Hauptmacht in Preußen einzudringen. Am Neujahrstage 1813, wenige Stunden nach dem Abzuge der Franzoſen, rückten bereits die Koſaken in Königsberg ein, und in kurzer Zeit waren die Franzoſen bis über die Oder zurückgedrängt. Am 22. Jan. 1813 hatte der König Berlin, welches noch von Franzoſen beſetzt war, verlaſſen und ſich nach Breslau begeben, von wo aus er am 3. Febr. die Jugend des Landes, ohne ſchon den Zweck anzugeben, zur freiwilligen Stellung unter die Waffen aufrief, ein Ruf, welcher mit vollſter und allgemeinſter Begeiſterung im ganzen Lande aufgenommen ward und wiederhallte. Am 11. März erließ er den Parolebefehl, welcher den General York vollſtändig reſtituirte und ihn zum Befehlshaber des erſten preußiſchen Armeecorps ernannte; am 15. März traf der Kaiſer von Rußland in Breslau ein, am 20. März ward das zwiſchen Preußen und Rußland abgeſchloſſene Schutz- und Trutzbündniß veröffentlicht, und bereits am 27. März übergab General Kruſemark in Paris die preußiſche Kriegserklärung. — Mit Blitzesſchnelle rief dieſe vom preußiſchen Volke längſt mit Sehnſucht erwartete Kriegserklärung die waffenfähige Jugend zu den Fahnen, und in kurzer Zeit das ſo geſchwächte Preußen ein Heer von nicht weniger als 250,000 Mann unter die Waffen, welches unter der Anführung der tapfern Generale Blücher, York und Bülow, in Verbindung mit den Ruſſen unter Witgenſtein, den Befreiungskrieg begann. Napoleon, deſſen Heer ſich vor den verfolgenden Ruſſen über die Elbe zurückgezogen hatte, war unterdeſſen mit 350,000 friſch ausgehobener Nationalgarden im Anzuge und befand ſich in numeriſchem Übergewichte gegen die Verbündeten, welche einen großen Theil ihres Heeres zur Cernirung der noch vom Feinde beſetzten Feſtungen verwenden mußten. Nichtsdeſtoweniger rückten letztere dem gemeinſamen Feinde über die Elbe entgegen, und das erſte Gefecht, welches Witgenſtein am 5. April bei Möckern dem Vicekönige von Italien lieferte mit 17,000 Mann gegen 40,000 Feinde, war der Sache der Verbündeten günſtig. Ermuthigt rückten Witgenſtein und Blücher der herannahenden Hauptmacht des Feindes entgegen und griffen ihn am 2. Mai bei Groß-Görſchen, unweit Lützen, an. 85,000 Verbündete fochten hier mit Löwenmuth gegen 120,000 Franzoſen bis ſpät in die Nacht hinein; 15,000 Franzoſen, 8000

Digitized by Google

Preußen und 2000 Ruſſen bedeckten als Leichen das Schlachtfeld; der Sieg war unentſchieden; aber gleichzeitig hatte der franzöſiſche General Lauriſton Leipzig im Rücken der Verbündeten beſetzt. Dies bewog Witgenſtein, am folgenden Tage den Kampf nicht zu erneuern, ſondern ſich über die Elbe zurückzuziehen. Napoleon folgte ihm nach, und bei Bautzen, in der Lauſitz, kam es zur zweiten Hauptſchlacht; zwei Tage lang (20. und 21. Mai) ward von beiden Seiten mit der ungeheuerſten Anſtrengung gekämpft. Napoleon behauptete endlich das Übergewicht, aber wie ganz anders dieſe beiden Siege über freiheitbegeiſterte Völker waren, als ſeine früheren, mochte er wol fühlen. Kein erbeutetes Geſchütz, keine Fahne, kein Gefangener verherrlichten den Triumph des Siegers, ſondern langſam und geſchloſſen zogen die Verbündeten ſich nach Schleſien zurück; und Oudinot, der zur Beſetzung Berlins abgeſchickt ward, wurde von Bülow bei Luckau mit Verluſt zurückgeſchlagen. An demſelben Tage (4. Juni) bot Napoleon den verbündeten Monarchen einen Waffenſtillſtand auf ſechs Wochen (bis zum 20. Juli) an, welchen dieſe auch annahmen. Unterdeſſen übernahm Öſterreich auf einem Congreſſe zu Prag die Friedensvermittelungen; obgleich aber der Waffenſtillſtand behufs der Unterhandlungen noch um vier Wochen (bis zum 17. Aug.) verlängert worden war, ſcheiterten Öſterreichs Verſuche doch an Napoleon's übermüthigen Foderungen, welcher auf die beiden nichts weniger als glänzenden Siege bei Groß-Görſchen und Bautzen trotzte. Die Unterhandlungen mit ihm wurden abgebrochen, dagegen trat Öſterreich dem Bunde Preußens und Rußlands bei; auch Schweden eilte mit 30,000 Mann zu Hilfe, und England ſchickte Waffen und Munition in reichem Maße. Zwar hatte Napoleon ſeine Armee durch neue Zuzüge auf 350,000 Mann verſtärkt, aber das Heer der Verbündeten war auch bis auf beinahe 400,000 Mann angewachſen; dennoch gelang es dem großen Sieger noch ein Mal, einen entſcheidenden Schlag gegen die Verbündeten auszuführen. Die drei Armeen, in welche die Verbündeten ihre Macht getheilt hatten, die Nordarmee in der Mark unter dem Kronprinzen von Schweden, die ſchleſiſche Armee unter Blücher und die Südarmee in Böhmen unter Schwarzenberg, rückten gleichzeitig gegen den um Dresden concentrirten Feind. Um die Gegner aufzuhalten und zu zerſplittern, ſandte Napoleon das Oudinot'ſche Corps gegen Berlin ab, daſſelbe ward aber von der Nordarmee bei Groß-Beeren empfangen und nach einem hartnäckigen Kampfe, beſonders durch die Tapferkeit Tauenzien's und Bülow's, am 23. Aug. völlig zurückgeſchlagen. Drei Tage ſpäter (am 26. Aug.) erlitt Macdonald, welcher mit 90,000 Mann Blücher nach Schleſien hin verfolgte, eine vollſtändige Niederlage bei Wahlſtatt an der Katzbach, unweit Liegnitz, in welcher das franzöſiſche Corps faſt ganz aufgerieben wurde. Inzwiſchen hatte die böhmiſche Armee unter Schwarzenberg ſich Dresden ſoweit genähert, daß ſie am 27. Aug. einen Angriff auf Napoleon's Hauptmacht wagen konnte; aber Napoleon beſiegte dieſelbe und trieb ſie mit großem Verluſte nach Böhmen zurück. Dieſe Niederlage hätte für die Verbündeten bedenkliche Folgen haben können, wenn nicht der gleich darauf folgende Sieg der Generale Kleiſt und Barclay über Vandamme, bei Kulm und Nollendorf, wo Vandamme ſelbſt mit 10,000 Mann und allem Geſchütze den Verbündeten in die Hände fiel, das Gleichgewicht wiederhergeſtellt hätte. Noch ein Mal machte Napoleon den Verſuch, durch einen Angriff auf Berlin den Feind zu zerſplittern, zu welchem Ende ein Corps von 75,000 Mann unter dem ſtets ſiegreichen Ney von Wittenberg aus ſich in Bewegung ſetzte; aber ſchon in der Nähe von Jüterbogk, bei Dennewitz, ſtieß er am 6. Sept. auf das preußiſche Corps unter Tauenzien und Bülow, und es begann eine blutige Schlacht, welche mit der völligen Niederlage der Franzoſen endete; 15,000 Gefangene und eine Menge Kanonen waren des Siegers Preis; aber auch die Preußen hatten 9000 Todte verloren. Nach dieſen entſcheidenden Siegen begannen die Verbündeten die Übergänge über die Elbe zu erkämpfen, unter denen beſonders York's blutig erkämpfter Übergang bei Wartenberg am 3. Oct. Erwähnung verdient. Auch die Südarmee machte Miene, ſich in den Rücken des Feindes zu begeben, ſodaß Napoleon ſich genöthigt ſah, Dresden zu verlaſſen und in und um Leipzig eine feſte Stellung einzunehmen. Durch die bisher erlittenen Niederlagen waren nun die Verbündeten dem Feinde an Zahl entſchieden überlegen; denn den 300,000 von drei Seiten gegen Leipzig anrückenden Verbündeten vermochte Napoleon nur etwa 200,000 Mann entgegenzuſtellen. Nach einigen kleinen Vorgefechten entwickelte ſich am 16. Oct. Morgens der große Kampf, welcher ſich Anfangs zu Napoleon's Gunſten zu neigen ſchien; wenigſtens gelang es ihm, in einem Angriffe auf das Schwarzenberg'ſche Hauptquartier bei Wachau das Centrum der Gegner zurückzudrängen, während Bertrand auf der andern Seite von Leipzig den Verbündeten wenigſtens kein Terrain einräumte; dagegen hatte auf der Nordſeite der Stadt Blücher nach einem blutigen und hartnäckigen Kampfe gegen Marmont nach wiederholten vergeblichen Stürmen auf Möckern ſich endlich der Höhen dieſes Dorfes bemächtigt, und lagerte Abends in der unmittelbaren Nähe Leipzigs. Der folgende Tag verging, ohne daß einer der beiden Theile den Angriff begann. Die Verbündeten erwarteten das Anrücken des Kronprinzen von Schweden und der ruſſiſchen Reſerven, während Napoleon noch ein Mal ſeine Hoffnung auf Unterhandlungen ſetzte, die aber zurückgewieſen wurden. Deſto heftiger entbrannte der Kampf früh am 18. October. Begeiſterung auf der einen, Verzweiflung auf der andern Seite hielten ſich lange die Wage, und wieder errang Napoleon's rechter Flügel, von Poniatowſki geführt, einige Vortheile über die Südarmee; dagegen war der linke Flügel unter Ney und Macdonald von Blücher hart bedrängt und bis an die Thore der Stadt getrieben, bis endlich der Übertritt der Sachſen und Würtemberger auf die Seite der Verbündeten die feindlichen Reihen gänzlich in Unordnung brachte und das Schickſal des Tages entſchied. Bei einbrechender Nacht ließ Napoleon ſeine Truppen bereits den Rückzug über die Elſterbrücke nehmen, ſodaß die Verbündeten, als ſie am Morgen des 19. den blutigen Kampf erneuern woll-

Digitized by Google

ten, das Schlachtfeld geräumt und nur noch die Stadt vom Feinde beſetzt und vertheidigt fanden. Ein hartnäckiger Kampf fand noch an den Thoren ſtatt, der indeſſen ſich auch glänzend für die Sache der Verbündeten entſchied, und deſſen Reſultat beſonders dadurch für die Franzoſen ein unglückliches wurde, daß die Elſterbrücke viel zu früh geſprengt ward, wodurch 250 Kanonen, eine Menge Kriegsgeräthe und eine Unzahl von Gefangenen den Siegern in die Hände fielen; im Ganzen betrug der Verluſt der Franzoſen an Todten und Gefangenen 80,000 Mann. Größer noch, als der materielle, war der moraliſche Gewinn dieſes denkwürdigen Sieges. Alle Bundesgenoſſen, welche Napoleon bis dahin noch an ſeine Sache gefeſſelt hatte, fielen von ihm ab und traten den Verbündeten bei, was Baiern bereits am 8. Oct. gethan hatte, und Napoleon ſah ſich zur ſchleunigſten Flucht aus Teutſchland genöthigt, nachdem er ſich noch bei Hanau (am 30. Oct.) glücklich durch die unter Wrede dort aufgeſtellten Baiern durchgeſchlagen hatte. — Die Verbündeten begnügten ſich nicht damit, den gemeinſamen Feind aus Teutſchland vertrieben zu haben, ſondern ſie beſchloſſen, ihn in ſeinem eigenen Lande zu verfolgen. Am 1. Jan. 1814 überſchritt Blücher den Rhein bei Caub, gleichzeitig drang Schwarzenberg durch die Schweiz, Winzingerode über Düſſeldorf und Bülow durch Holland in das franzöſiſche Gebiet ein. Inzwiſchen hatte auch Wellington nach den glänzenden Siegen bei Vittoria und in den Pyrenäen die ſüdliche Grenze Frankreichs überſchritten, und bedrohte den Feind von dieſer Seite her. Auch auf franzöſiſchem Boden folgte den Verbündeten das Glück. Am 24. Jan. ward Mortier bei Bar ſur Aube von den Öſterreichern und Würtembergern, am 29. Jan. Napoleon ſelbſt bei Brienne von Blücher und am 1. Febr. bei la Rothiere von Schwarzenberg geſchlagen. Dagegen ſchlug Napoleon den zu hitzig vordringenden Blücher vom 10. bis 14. Febr. zwiſchen der Marne und Seine, und bald darauf (am 17. Febr.) die Ruſſen, am 18. die Würtemberger, und die Verbündeten ſahen ſich zu einem behutſamen Rückzuge über die Marne genöthigt. Als aber Winzingerode und Bülow ſich mit einander und durch die Einnahme von Soiſſons am 3. März mit der Hauptmacht unter Blücher und Schwarzenberg vereinigt hatten, erwachte von Neuem der Siegesmuth der Verbündeten. Am 9. März wurde Marmont, am 10. Napoleon ſelbſt geſchlagen und nach Soiſſons zurückgedrängt; dagegen blieb die dreitägige Schlacht bei Arcis (vom 20—22. März) zwiſchen Napoleon und Schwarzenberg zwar unentſchieden, doch war Napoleon's Verluſt ſo groß, daß er auch von hier ſich zurückzog. Nun faßte er den kühnen Entſchluß, im Rücken der Feinde zu agiren und ſich nach dem Rheine zu ziehen, in der Hoffnung, durch dieſes Manöver die Feinde von der Hauptſtadt abzulenken. Faſt wäre der Coup gelungen, indem die Monarchen bedenklich wurden; aber Blücher's unerſchütterlicher Siegesmuth gab dies Mal auch im Rathe den Ausſchlag; man beſchloß, mit Zurücklaſſung eines kleinen Obſervationscorps unter Tſchernitſcheff, gegen Paris vorzudringen. Am 25. März wurden Marmont und Mortier, welche den Verbündeten zur Deckung der Hauptſtadt entgegenrückten, bei Fère-Champenoiſe geworfen, und nachdem auch die blutige Schlacht am Montmartre (30. März), im Angeſichte von Paris, zu Gunſten der Verbündeten ſich entſchieden hatte, ward die Capitulation von Paris unterzeichnet, und bereits am 31. März zogen die Monarchen mit ihren Heeren in Frankreichs Hauptſtadt ein. Am 2. April ward Napoleon des Thrones entſetzt und mit der Inſel Elba abgefunden, Ludwig XVIII. dagegen auf den Thron erhoben, und am 30. Mai kam der erſte pariſer Friede zu Stande, der wegen der Milde, mit welcher er das überwundene Frankreich behandelte, außerhalb der diplomatiſchen Welt wenig Beifall fand; Frankreich behielt ſeine Grenze von 1792 und blieb von jeder Kriegscontribution befreit. — Friedrich Wilhelm, welcher während des ganzen Feldzuges ſein Heer nicht verlaſſen und an allen Hauptſchlachten thätigen Antheil genommen hatte, wie man denn ſeinen perſönlichen Anordnungen vorzüglich den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Kulm zuſchrieb, blieb auch während der Friedensverhandlungen in Paris. Einige Tage nach dem Abſchluſſe deſſelben erließ er eine Dankſagung an ſein Volk und zugleich die Cabinetsordre, durch welche er die hervorragendſten Verdienſte königlich belohnte. Der Staatskanzler von Hardenberg und der Feldmarſchall von Blücher wurden in den Fürſtenſtand, Letzterer mit dem Zuſatze: Fürſt Blücher von Wahlſtatt, erhoben, und die Generale Gneiſenau, York, Kleiſt, Bülow und Tauenzien erhielten die Grafenwürde, die vier letztgenannten mit Beinamen, welche von den Schauplätzen ihrer größten Thaten hergenommen waren (York von Wartenburg, Kleiſt von Nollendorf, Bülow von Dennewitz, Tauenzien von Wittenberg). Nach einem Beſuche in London, auf Einladung des Prinz-Regenten von England, kehrte er, welcher den Pomp nie liebte, ſtill und incognito nach Berlin zurück, um ſich bald darauf auf den allgemeinen Congreß nach Wien zu begeben, wo die europäiſchen, beſonders die teutſchen, Staatenverhältniſſe ihre friedliche und endliche Löſung finden ſollten. Beſondere Schwierigkeiten machte auf dieſem Congreſſe die Entſchädigung Preußens, welchem in den Verträgen mit Rußland und Öſterreich, vor Beginn des Krieges, ſein materieller Länder- und Menſchenbeſtand in dem Umfange und nach dem Werthe des Staates von 1806 zugeſichert war. Da auch Rußland eine Entſchädigung beanſpruchte, und nicht füglich anders als durch die preußiſch-polniſchen Provinzen abgefunden werden konnte, ſo machte Preußen dafür Anſpruch auf ganz Sachſen. Dagegen aber legte der König von Sachſen, welcher ſeit der Schlacht bei Leipzig als Kriegsgefangener zu Friedrichsfelde lebte, eine Rechtsverwahrung ein, welche auch bei Baiern, Öſterreich und England Unterſtützung fand, und es wäre vielleicht über dieſe Frage zu einem neuen Kriege gekommen, wenn nicht die Rückkehr Napoleon's von Elba die Fürſten zur Einigkeit gemahnt hätte. So ward denn endlich, zwar gegen den Willen, aber zuletzt doch mit der Zuſtimmung des Königs von Sachſen, die Grenze beſtimmt, der zufolge etwa zwei Drittel der ſächſiſchen Länder an Preußen abgetreten wurden, und zwar: der ganze wittenberger, thüringer und

Digitized by Google

neuſtädter Kreis, die Niederlauſitz und die Hälfte der Oberlauſitz, die Hochſtifte Merſeburg und Naumburg-Zeitz größtentheils, die Ämter Senftenberg, Finſterwalde und Torgau und der größere Theil der Ämter Mühlberg und Großenhain vom meißener Kreiſe; die Ämter Delitſch, Eilenburg, Düben, Zörbig und Theile der Ämter Leipzig und Pegau vom leipziger Kreiſe; Querfurt und der ſächſiſche Antheil von Henneberg; die Herrſchaft Baruth und Sonnewalde und die ſtolbergiſchen Beſitzungen; endlich das Land Barby, das Amt Gommern, der ſächſiſche Antheil von Mansfeld und Treſurt. Zuſammen erhielt Preußen von Sachſen 373 □Meilen und 845,000 Einwohner. Von ſeinen vormaligen Provinzen fielen an Preußen zurück: die zu Weſtpreußen gehörigen Kreiſe Michelau und Kulm und die Städte Thorn und Danzig, die Altmark, das Herzogthum Magdeburg, der Saalkreis, der kotbuſer Kreis, das Eichsfeld, die Fürſtenthümer Halberſtadt, Minden, Münſter, Paderborn, Cleve, Neufchatel, die Grafſchaften Mansfeld, Hohenſtein, Mark, Ravensberg, Lingen und Teklenburg, Quedlinburg, die Städte Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen. Neu hinzukamen: von dem bisherigen Herzogthume Warſchau ein Diſtrict von 500 □Meilen mit 780,000 Einwohnern, unter dem Namen eines Großherzogthums Poſen, das Großherzogthum Berg, die früheren Länder der Kurfürſtenthümer Trier und Cöln, das Herzogthum Jülich und andere auf dem linken Rheinufer liegende Striche, das Herzogthum Weſtfalen, die Grafſchaften Dortmund und Wetzlar, die Abtei Corvey und ein Theil von Fulda. Separatverträge unter den einzelnen Staaten haben in dieſen Beſtimmungen des wiener Congreſſes vom 9. Juni 1815 mancherlei geändert. Das Wichtigſte iſt, daß Preußen an Hanover die Fürſtenthümer Oſtfriesland und Hildesheim mit Goslar, Theile von Münſter, Eichsfeld und Lingen abtrat, dagegen einige in der Altmark gelegene hanoverſche Ämter und das Herzogthum Lauenburg erhielt, welches letztere es wiederum in einem Vertrage mit Dänemark gegen Schwediſch-Pommern und Rügen vertauſchte. — Am Tage vor dem Abſchluſſe der Congreßurkunde zu Wien, am 8. Juni 1815, ward auch die teutſche Bundesacte unterzeichnet, welcher zufolge Preußen mit ſeinen ſämmtlichen Provinzen dem teutſchen Bunde beitrat. In einer Erklärung vom 4. Mai 1818 erhielt dieſe Beſtimmung jedoch in ſofern eine Änderung, daß die Provinzen Oſt- und Weſtpreußen und Poſen vom teutſchen Bunde ausgeſchloſſen blieben. — Am 5. März 1815, als die Fürſten noch in Wien, mit der Regelung ihrer Verhältniſſe beſchäftigt, beiſammen waren, kam die Kunde von Napoleon's Rückkehr von Elba und Landung in Frankreich daſelbſt an. Durch eine Erklärung der Großmächte vom 13. März, welcher auch Frankreich (d. h. Ludwig XVIII.) beitrat, ward Napoleon als Störer der Verträge und des Friedens dem öffentlichen Strafgerichte preisgegeben, und am 25. März erfolgte die Abſchließung eines neuen Bundesvertrages zwiſchen Öſterreich, England, Rußland und Preußen, nach welchem jeder von ihnen 150,000 Mann vollſtändig im Felde erhalten und die Waffen nicht eher niederlegen ſollte, bis Napoleon völlig unſchädlich gemacht wäre. Dieſem Bunde traten auch Niederland, Spanien, Portugal, Dänemark, Schweiz und alle teutſchen Fürſten bei. Von Neuem begann alſo der große Kampf gegen Frankreich, oder vielmehr gegen Napoleon. Am 12. Juni brach Letzterer nach den Niederlanden auf, wo noch Blücher und Wellington mit ihren Heeren ſtanden; er wollte dieſe Beiden ſchnell angreifen und vernichten, bevor Ruſſen und Öſterreicher ihnen zu Hilfe kommen konnten. Am 15. Juni ward Ziethen von Napoleon geworfen, am 16. griff Napoleon ſelbſt Blücher bei Fleurus und Ligny an, während Ney einen Angriff auf die Engländer bei Quatrebras machte. Zwar ſchlug Napoleon die Preußen nach einem hartnäckigen Kampfe, in welchem Blücher ſelbſt mehrmals in perſönliche Gefahr gerieth, dagegen mußte Ney ſich zurückziehen. Blücher zog ſich nach Wavre zurück, während die verfolgenden Franzoſen ihn aus dem Auge verloren und für vernichtet hielten. Am 18. Juni warf ſich daher Napoleon mit ſeiner ganzen Macht, 130,000 Mann, auf die nur 80,000 Mann ſtarken Engländer bei Waterloo. Hartnäckig vertheidigten ſich die letzteren, aber bereits dachte Wellington an den Rückzug, weil er der Übermacht nicht länger mehr zu widerſtehen vermochte, da erſchien gegen Abend von Wavre her zuerſt Bülow und bald die ganze preußiſche Armee auf dem Schlachtfelde in der Flanke der Franzoſen. Noch einige Stunden verzweifelte Gegenwehr, und der Feind war vernichtet. Die Flucht war ſo allgemein und ſo wild, daß Napoleon ſelbſt ohne Hut und Degen aus ſeinem von den Preußen angehaltenen Wagen ſich auf ein Pferd ſchwingen mußte. Er eilte nach Paris, während die Trümmer ſeines Heeres von den Preußen hart verfolgt wurden, und bereits am 22. Juni nöthigten ihn die Kammern zur zweiten Abdankung. Am 3. Juli zogen Blücher und Wellington in Paris ein, Ludwig XVIII. ward wieder eingeſetzt, und Napoleon, welcher ſich den Engländern auslieferte, als europäiſcher Gefangener nach St. Helena gebracht, wo er am 5. Mai 1821 ſtarb. — Zum zweiten Male waren die Fürſten nicht geſonnen, dem überwundenen Lande einen ſo milden Frieden zu dictiren. Der Friedensſchluß verzögerte ſich lange und kam endlich am 20. Nov. 1815 zu Stande. Frankreich ward in die Grenzen von 1790 zurückgewieſen; außerdem mußte es an die Verbündeten 700 Millionen Franken Kriegsentſchädigung bezahlen und ein Beobachtungsheer von 150,000 Mann, welches die Verbündeten in den franzöſiſchen Grenzprovinzen aufſtellten, fünf Jahre lang unterhalten. Das preußiſche Contingent zu dieſem Beobachtungsheere ſtand unter dem Befehle des Generals Ziethen, ward aber ſchon 1818, weil Frankreich ſich ruhig verhielt, zurückgezogen. Von den Kriegsentſchädigungsgeldern kamen an Preußen 125 Millionen Franken, von den abgetretenen Ländern die Cantone Saarbrücken und Arneval und ein Theil des franzöſiſchen Saardepartements. — Es hatte in dieſen beiden Kämpfen gegen Napoleon eine Einigkeit unter den Fürſten Europa's geherrſcht, wie ſie bis dahin in der Geſchichte noch nicht vorgekommen war; aber dieſe Einigkeit ſollte mit dem Siege nicht abgeſchloſſen ſein; vielmehr kam am Tage des zweiten pariſer Friedens ein neuer Ver-

Digitized by Google

trag zwiſchen Öſterreich, England, Rußland und Preußen zu Stande, in welchem dieſe Großmächte ſich zur Aufrechthaltung der Friedensbedingungen in ihrem ganzen Umfange, zur Ausſchließung der Familie Bonaparte's vom Throne Frankreichs auf ewige Zeiten, und zu gemeinſchaftlichen Maßregeln in Hinſicht der Gefahren verpflichteten, welche dem Frieden Europa's noch drohen könnten. Aber ſchon früher (am 26. Sept. 1815) hatten die Monarchen von Rußland, Preußen und Öſterreich perſönlich den ſogenannten heiligen Bund geſchloſſen, welchem allmälig alle europäiſchen Fürſten, mit Ausnahme des Papſtes, des Sultans und des Königs von England, beitraten. — So ging denn Preußen, welches eben noch aus der Reihe der Großmächte für immer ausgeſtoßen ſchien, nach großen Anſtrengungen und blutigen Kämpfen mit neuer Kraft und neuem Ruhme hervor, und Friedrich Wilhelm III. gebot ſeit 1815 wieder über einen Staat von mehr als 5000 □Meilen und zwölf Millionen Einwohnern, deren Zahl ſich bis zu dem Ende ſeiner Regierung theils durch die innere Population, theils durch Zuzüge von Außen her, bis auf 15 Millionen mehrte. Dieſen Staat theilte er in zehn Provinzen, jede mit einem Oberpräſidenten an der Spitze: Oſtpreußen, Weſtpreußen, Poſen, Schleſien, Brandenburg, Pommern, Sachſen, Weſtfalen, Cleve-Berg, Niederrhein, von denen jedoch ſpäterhin Oſt- und Weſtpreußen als Provinz Preußen, Cleve-Berg und Niederrhein als Rheinprovinz zuſammengezogen wurden. Jede Provinz ward Behufs der Adminiſtration in mehre Regierungsbezirke, dieſe in Landrathskreiſe getheilt. Als ein weſentlicher Fortſchritt bei dieſer ganzen Eintheilung des Staates muß es betrachtet werden, daß man ſich endlich von der hiſtoriſchen Entſtehung der einzelnen Landestheile losgeriſſen und nur die geographiſche Lage berückſichtigt hatte. — Die Armee, welche im Kriege in vier Armeecorps operirt hatte, wurde nach dem Frieden in acht Armeecorps eingetheilt, deren jedes unter einem Generalcommando ſteht und in zwei Diviſionen, jede Diviſion in drei Brigaden zerfällt. Dazu erſchien das Geſetz vom 21. Nov. 1815, welches die allgemeine Wehrpflicht anordnete und die Verhältniſſe der Landwehr und des Landſturmes regelte. — Zur gerechten Anerkennung der Verdienſte, welche ſich die Völker durch ihre begeiſterte Theilnahme an dem Kampfe gegen den gemeinſamen Feind erworben hatten, verſprach die wiener Bundesacte allen teutſchen Staaten Preßfreiheit und repräſentative Verfaſſungen, und die letztere wurde dem preußiſchen Volke noch beſonders in dem Geſetze vom 22. Mai 1815 verheißen. Aber die Preßfreiheit iſt unter Friedrich Wilhelm's III. Regierung nie, die Volksvertretung nur in einem ſehr ſchwachen Anfange zur Ausführung gekommen; denn erſt acht Jahre nach dem letztgenannten Geſetze erſchien das Geſetz vom 5. Juni 1823 über die Anordnung der Provinzialſtände; in dieſen Provinzialſtänden war ausſchließlich der Grundbeſitz auf dem Lande und in den Städten vertreten, in der Art, daß zum erſten Stande die mediatiſirten kleinen Fürſten und Standesherren, zum zweiten die Beſitzer adeliger Güter, zum dritten die Deputirten der Städte und zum vierten Stande die Deputirten der bäuerlichen Grundbeſitzer gehörten. Abgeſehen nun davon, daß alle übrigen Volksclaſſen unvertreten waren, und auch von den vertretenen die erſten beiden Stände, welche doch einen verhältnißmäßig nur kleinen Theil der Bevölkerung repräſentirten, auf allen Provinziallandtagen in abſoluter Majorität den beiden letzten Ständen gegenüber daſtanden, war auch die Wirkſamkeit dieſer Landtage, welche ſich nur auf die Angelegenheiten der jeſeitigen Provinz beſchränkte, eine ſo eingeengte, daß ſie kaum einmal als ein Keim einer conſtitutionellen Verfaſſung zu betrachten war. Daher kam es auch, daß dieſes Inſtitut bei dem intelligenteren Theile der Einwohner wenig Sympathie fand, wenngleich eine gewiſſe Pietät gegen den Monarchen, welcher ſoviel geduldet und ſoviel geleiſtet hatte, die Stimme der lauten Foderung noch unterdrückte. — Den größten Theil der Schuld an dieſem Zögern, die dem Volke gemachte Zuſage zu erfüllen, trugen wol unzweifelhaft die damals in den höhern Kreiſen verbreiteten Anſichten über die Bewegungen und Gährungen unter der teutſchen ſtudirenden Jugend. Eine große Zahl der auf den Univerſitäten befindlichen Jünglinge war 1813 in die Reihen der Freiheitskämpfe eingetreten; aber wie bei dem Philiſter, welcher auch die Waffen ergriff, das materielle Wohl und der Einzelſtaat das Ziel war, welches er erkämpfen wollte, ſo war dem höher gebildeten Jünglinge nach dem Vorbilde und den Anregungen geachteter Univerſitätslehrer die geiſtige Freiheit, die Überwindung des alten Zopfthums und ein neues einiges, lebenskräftiges Teutſchland das Endziel des Kampfes geweſen. Dieſe Erwartungen hatte der wiener Congreß nicht befriedigt. Die Unzufriedenheit mit dem Gegebenen, welches man unwillkürlich mit dem Erſtrebten verglich, äußerte ſich hier und da in einer dem Feuer der Jugend angemeſſenen Weiſe, welche man oben aber nicht für die der Staatsordnung angemeſſene zu halten geneigt war. Indeſſen ließ man die Sache hingehen, bis ein unglückſeliger Einzelfall, welchen man fälſchlich mit jener ganzen Richtung in Verbindung brachte, die Regierungen zu ernſtem Einſchreiten veranlaßte. Es war dies die Ermordung Kotzebue's durch Sand, Student in Jena und Mitglied der dortigen Burſchenſchaft. Dieſes Ereigniß, welches, wie man jetzt weiß, ganz vereinzelt daſteht und allein in der überſpannten Phantaſie des Thäters ſeinen Urſprung hatte, hielt man für den Anfang der eigentlichen praktiſchen Thätigkeit der Burſchenſchaften. Mit Kotzebue hatte man angefangen, und man fürchtete die Fortſetzung. Die Burſchenſchaften wurden aufgehoben und die Theilnahme an denſelben aufs Strengſte verboten. Langwierige, oft lebenslängliche Feſtungsſtrafe duldeten die Unglücklichen, welche demagogiſcher Umtriebe (ſo hatte man das neuerfundene Verbrechen getauft) verdächtig befunden wurden, deren eigentliches Verbrechen aber darin beſtand, Theilnahme an den politiſchen Geſchicken und Geſtaltungen des Vaterlandes auf den Univerſitäten anzuregen. Auch Friedrich Wilhelm III., beſonders durch Männer wie Tzſchoppe und Kamptz geleitet, gehörte zu den unverſöhnlichſten Verfolgern der Demagogen, von welchen mancher im Kerker geendet, mancher nach gänzlich geſtörter Laufbahn erſt bei dem Thronwechſel in Preußen

die Freiheit wieder begrüßen durfte. — Aber wenden wir uns ab von dieſer Schattenſeite in dem Bilde eines ſonſt durch und durch ehrenhaften Regenten, um noch einige Lichtſeiten deſſelben hervorzuheben. Anerkennenswerth iſt des Königs ununterbrochene Fürſorge für die Bildungsanſtalten des Staates, von der Elementarſchule bis zu den Univerſitäten hinauf, durch welche er es dahin gebracht hat, daß das preußiſche Schul- und Unterrichtsweſen ſelbſt im Auslande den wohlverdienten Ruhm des Muſters für alle Staaten ſich erworben hat. Die kränkelnden Univerſitäten zu Erfurt und Paderborn, deren Geiſt den Anforderungen der neuen Zeit nicht mehr entſprach, wurden aufgehoben, die alte Univerſität in Münſter zu einem Lyceum zur Bildung katholiſcher Geiſtlichen mit zwei Facultäten umgeſchaffen, die Univerſität Wittenberg 1817 mit Halle vereinigt, und für die neuerworbenen Rheinlande eine neue Univerſität zu Bonn 1818 gegründet. — Die ganz beſondere Aufmerkſamkeit des Königs zogen jedoch die religiöſen Angelegenheiten des Landes auf ſich. Große Summen verwandte er während ſeiner langen Regierung auf Kirchen und religiöſe Inſtitute, ohne Unterſchied der Confeſſion. Selbſt erfüllt von wahrer Religioſität, war alles leere Formenweſen ihm zuwider; namentlich aber bedauerte er in ſeinem Herzen die confeſſionellen Streitigkeiten innerhalb der evangeliſchen Kirche. Daher benutzte er die religiöſe Aufregung, welche die ins Jahr 1817 fallende Wiederkehr der Jubelfeier der Reformation hervorrief, zur Ausführung eines Projectes, welches ihn ſchon lange beſchäftigt hatte, nämlich zu einer Vereinigung und Verſchmelzung der reformirten mit der Lutheriſchen Kirche. Leider hatte die wohlgemeinte Abſicht des Königs, welchem übrigens jeder Zwang fern ſtand, nicht den erwarteten Erfolg. Sehr viele Gemeinden nahmen allerdings die angeregte Union an, viele aber, ſowol Lutheraner, als Reformirte, lehnten dieſelbe ab, ſodaß ſtatt der zwei Parteien, welche urſprünglich dageweſen waren, jetzt drei ſich bildeten. Den König ſchmerzte der Widerſtand, welchen an vielen Orten ſein wohlgemeintes Werk fand, er ließ ihn aber gelten. Um indeſſen den Gottesdienſt derjenigen Gemeinden, welche die Union angenommen hatten, auch äußerlich conform zu machen, ließ er die ſogenannte neue Kirchenagende ausarbeiten, welche nach manchen Abänderungen, die ihr erſter Entwurf auf den Rath Einzelner und ganzer Gemeinden erfahren hatte, im J. 1829 eingeführt wurde. Ihr charakteriſtiſches Merkmal iſt ein ſtarkes Hervorheben des liturgiſchen Elements, welches bisher in der evangeliſchen Kirche ziemlich in den Hintergrund getreten war. — Die Bewegungen des Jahres 1830 ließen Preußen im Innern ziemlich unberührt; nur an dem Aufſtande der Polen nahm der König in ſofern thätigen Antheil, als er die preußiſchen Grenzen mit ſtarken Truppencorps beſetzte, und, indem er ſo den Polen, nicht aber den Ruſſen, jede Zufuhr und jeden Vorſchub preußiſcher Seits abſchnitt, nicht unweſentlich auf den Ausgang des Kampfes einwirkte. — Die letzten Jahre ſeiner Regierung wurden noch getrübt durch die Anmaßung einiger katholiſchen Biſchöfe, namentlich des Erzbiſchofs Droſte von Viſchering zu Cöln, welcher den Landesgeſetzen und dem mit dem Papſte abgeſchloſſenen Concordate zuwider den katholiſchen Geiſtlichen ſeines Sprengels die Einſegnung gemiſchter Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten unterſagte, wenn nicht vorher von den Verlobten das Verſprechen, alle Kinder in dem katholiſchen Glauben erziehen zu wollen, feierlich abgelegt wurde. Nach vergeblichen Verſuchen, den Erzbiſchof durch Unterhandlungen auf gütlichem Wege von ſeinem geſetzwidrigen Treiben abzubringen, hielt der König es für nöthig, zur Verhütung des böſen Beiſpiels energiſch einzuſchreiten und den widerſpenſtigen Prälaten ſeiner Würde zu entheben. Der Schritt des Königs machte großes Aufſehen, aber er führte zum Ziele. Leider ſtarb der König, bevor die Angelegenheit ganz zu Ende geführt war. — Bis zum Tode der Königin (1810) lebte der König in den glücklichſten Familienverhältniſſen, und es herrſchte am Hofe ein trauliches Beieinanderleben, wie es bis dahin kein Hof geſehen hatte. Sieben Kinder waren aus dieſer glücklichen Ehe hervorgegangen: Friedrich Wilhelm, gegenwärtig als Vierter dieſes Namens König von Preußen; Wilhelm, ſeit der Thronbeſteigung ſeines Bruders „Prinz von Preußen," d. h. präſumtiver Thronfolger; Charlotte, jetzt Alexandra Feodorowna, Kaiſerin von Rußland; Alexandrine, verwitwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin; Prinz Karl, General der Infanterie; Louiſe, Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, und Albrecht, Generallieutenant. Im J. 1824 vermählte ſich der König noch ein Mal in morganatiſcher Ehe mit Auguſte, Gräfin von Harrach, welcher er den Titel einer Fürſtin von Liegnitz beilegte; die Ehe blieb aber kinderlos. In ſeinen ſpäteren Jahren äußerte ſich die gewohnte Gemüthlichkeit des Königs ſeltener, und faſt nur noch im vertrauten Familienkreiſe. Er wurde verſchloſſen, mistrauiſch, in ſich gekehrt und vermied die Converſation. Er ſtarb am 7. Juni 1840, im 70. Jahre ſeines Lebens, im 43. ſeiner vielbewegten Regierung. (*Voigt.*)

5) König von Sachſen.

FRIEDRICH AUGUST, als König I., als Kurfürſt von Sachſen III., älteſter Sohn des Kurfürſten Friedrich Chriſtian, war am 23. Dec. 1750 in Dresden geboren. Er erfreute ſich als Kind der ſorgſamſten Pflege, da er von Natur ſchwächlich war, und ſeine oft wankende Geſundheit für ſein Leben Beſorgniſſe erregte. Das ſchüchterne furchtſame Weſen, das ihm in ſeiner Jugend eigen war, verlor ſich in ſpätern Jahren, als durch mehr Bewegung und häufige Übungen im Tanzen, Fechten und Reiten, worin er es zu großer Fertigkeit brachte, ſein Körper allmälig erſtarkt war. Dieſen Leibesübungen und ſeiner Mäßigkeit, Seelenruhe und geregelten Lebensweiſe verdankte er eine ſpäterhin größtentheils dauerhafte Geſundheit. Seine nicht unbedeutenden Fähigkeiten bildete die große Schule des Unglücks, die ihn frühzeitig aufnahm, beſſer aus, als es vielleicht unter glücklichen Verhältniſſen der Fall geweſen ſein würde. Die Leiden des ſiebenjährigen Krieges, die ihn nahe berührten, verbreiteten einen gewiſſen Ernſt über ſein ganzes Weſen, das ſich überhaupt im leichten und heitern

Digitized by Google

Lebensgenuſſe nicht recht heimiſch gefühlt zu haben ſcheint. Einen gleichgeſinnten Jugendfreund fand er an einem Italiener, dem Grafen Camillo Marcolini, der als Page am väterlichen Hofe erzogen, ſpäterhin durch Friedrich Auguſt zu hohen Würden und Ehrenämtern gelangte [1]. Talent und Fleiß begünſtigten die Erziehung des Prinzen, und verſprachen ſeinen Lehrern den beſten Erfolg ihrer Bemühungen. Sein erſter Erzieher war der Abbé Victor aus Piemont. Nach ihm übernahm dies Geſchäft der Geheimerath von Forell, Hauptmann bei der Schweizergarde. Johann Baptiſt von Marlo unterrichtete ihn in den Elementarwiſſenſchaften, ſein nachheriger Beichtvater, Joſeph Herz, in der Religion, für deren Lehren er von früheſter Jugend an viel Empfänglichkeit gezeigt hatte. Sein ungemein treues Gedächtniß erleichterte ihm das Erlernen der Sprachen. Ein beſonderes Intereſſe gewährten ihm Botanik und die Naturwiſſenſchaften überhaupt. Mit Leidenſchaft betrieb er auch die Muſik, brachte es beſonders im Clavierſpiele zu einer ungemeinen Fertigkeit, componirte ſelbſt Manches, unter andern das Salve Regina, das bei ſeiner Beerdigung aufgeführt ward. Nicht blos in ſeiner Jugend, auch in ſpäteren Jahren war das Drechſeln für ihn ein Lieblingszeitvertreib in Mußeſtunden [2]. Den weſentlichſten Antheil an ſeiner Erziehung und wiſſenſchaftlichen Bildung hatten die nachherigen hochverdienten ſächſiſchen Staatsminiſter v. Burgsdorf und v. Gutſchmid. Jener weckte in ihm die Liebe zu den römiſchen Claſſikern, wie aus einem noch vorhandenen Briefwechſel erhellt, den Friedrich Auguſt mehre Jahre mit ſeinem Inſtructor unterhielt. Dem Freiherrn von Gutſchmid verdankte Friedrich Auguſt einen gründlichen Unterricht in den Staatswiſſenſchaften [3].

Als ſein Vater ſtarb, hatte er kaum ſein 13. Lebensjahr erreicht. Sein Oheim väterlicher Seite, der Prinz Xaver, übernahm daher, während ſeiner Minderjährigkeit, nach den Vorſchriften der goldenen Bulle, die Regentſchaft, die er mit Nachdruck und Anſehen, doch zum Theil nach eigenthümlichen, verſchiedenartig beurtheilten Anſichten führte. Friedrich Auguſt's Erziehung leitete unterdeſſen ſeine Mutter, eine der geiſtvollſten und gebildetſten Frauen. In Leipzig beſuchte ſie mit ihrem Sohne 1765 die Vorleſungen Böhme's, Gellert's und anderer berühmter Lehrer der dortigen Hochſchule. Es fehlten noch drei Monate an ſeiner Volljährigkeit, als Friedrich Auguſt am 16. Sept. 1768 aus ſeines Oheims Händen die Zügel der Regierung empfing. Die teutſchen Reichsangelegenheiten wurden jedoch, um die Colliſion mit dem Kaiſer zu vermeiden, im Namen des Adminiſtrators fortgeführt. Am 17. Januar 1769 vermählte ſich Friedrich Auguſt mit der Prinzeſſin Maria Amalie Auguſte, einer Tochter des Prinzen Friedrich von Zweibrücken, die ihm am 21. Jan. 1782 die Prinzeſſin Marie Auguſte gebar.

Den innern Landesangelegenheiten galt die Hauptſorge des jungen Fürſten, nachdem er 1769 die Erbhuldigung empfangen. Beſonders lag ihm die Förderung des Handels und der Gewerbe am Herzen. Er ſuchte in dieſer Hinſicht manche Mängel zu beſeitigen, die ſich unter der bisherigen Adminiſtration eingeſchlichen hatten. Das eingeholte Gutachten einer von ihm niedergeſetzten Commiſſion unter dem Vorſitze des Conferenzminiſters von Wurmb bewog ihn, die ſchweren Impoſten aufzuheben, die den Handel beeinträchtigt und furchtbare Unterſchleife herbeigeführt hatten [4]. Durch eine genaue Reviſion der Land- und Generalacciſe wurden ebenfalls manche Übelſtände beſeitigt. Dem Finanzweſen gab Friedrich Auguſt eine einfache und verbeſſerte Form durch die Errichtung eines neuen Inſtitutes, das er 1773 unter dem Namen einer Generalhauptcaſſe ins Leben treten ließ. Dies Collegium, das unter ſeiner unmittelbaren Leitung ſtand und nicht nur die Überſicht über die bisher getrennten Caſſen erleichterte, ſondern auch die darauf angewieſenen Auszahlungen in ungehindertem Gange erhielt, gewann noch einen größern Wirkungskreis, als auch das Juriſdictions- und Rechnungsweſen damit verbunden ward, das bisher zu den Functionen des Generalacciscollegiums gehört hatte [5]. Letzteres war am 24. März 1778 aufgehoben worden. In Folge eines Reſcripts vom 7. Nov. 1782 [6] vereinigte Friedrich Auguſt das Kammercollegium und das Bergcollegium mit der Generalhauptcaſſe zu Einem Ganzen unter dem Namen eines geheimen Finanzcollegiums, welchem die Adminiſtration der Domainen und Regalien und der daher fließenden Einkünfte, ſowie des Bergweſens, mithin die Verwaltung des geſammten Staatshaushaltes und die Aufſicht über alle Landescaſſen übergeben ward [7]. Dies geheime Finanzcollegium ward ſpäter (1800) in drei Departements getheilt, die ihre beſondern Functionen erhielten. Dem milden Geiſte ſeiner Regierung entſprach das von Friedrich Auguſt im December 1770 erlaſſene Reſcript, nach welchem die Folter in ſeinem Lande abgeſchafft ward [8]. Auf den Antrag ſeiner Stände erbaute er einige neue Zucht- und Arbeitshäuſer in ähnlicher Weiſe, wie ſie bisher zu Waldheim und Torgau beſtanden hatten. Für dieſen Zweck ward das Schloß Oſterſtein zu Zwickau beſtimmt [9]. Als ſpäterhin Torgau zu einer Feſtung umgewandelt ward, ließ Friedrich Auguſt die dortigen Sträflinge nach dem Schloſſe Lichtenburg

1) Der Graf Marcolini ſtarb als Cabinetsminiſter 1814 zu Prag. 2) Vgl. über die täglichen Lieblingsbeſchäftigungen Friedrich Auguſt's die auf ihn verfaßte Lobſchrift von A. L. Hermann. (Dresden 1828.) 3) Vgl. über dieſen ausgezeichneten Staatsmann Schlichtegroll's Nekrolog, Jahrgang 1798. S. 161 fg. Gutſchmid, geboren zu Kohren in der Oberlauſitz, hatte Anfangs Theologie, dann die Rechte ſtudirt, und hierauf in Leipzig juriſtiſche Vorleſungen gehalten. Im J. 1758 ward er als Hofrath und geheimer Referendar nach Dresden gerufen. Er nahm Antheil an dem hubertsburger Frieden, ward 1763 Bürgermeiſter in Leipzig, noch in demſelben Jahre aber von dem Kurfürſten Friedrich Chriſtian nach Dresden gezogen und zum Inſtructor Friedrich Auguſt's ernannt. Er ſtarb als Cabinetsminiſter den 30. Dec. 1798 zu Dresden.

4) ſ. Hunger's Geſchichte der Abgaben in Sachſen S. 35 fg. 5) ſ. Hunger a. a. O. S. 60. 6) ſ. Contin. Cod. August. 2. Abth. S. 39 fg. 7) ſ. Pölitz in ſeinem Handbuch der Statiſtik des Königreichs Sachſen S. 293 fg. 8) ſ. Cod. August. 2. Fortſetzung. 1. Th. S. 330 fg. 9) ſ. Schmieder's Polizeiverfaſſung des Kurfürſtenthums Sachſen. 1. Th. 10. Abtheil. S. 92 fg.

Digitized by Google

bringen, die Waiſen nach Langendorf bei Weißenfels und die Geiſteskranken und andere Unglückliche nach dem Sonnenſtein bei Pirna. Dem Bettelweſen ſteuerte er durch die Errichtung von Arbeitshäuſern. Noch wirkſamer half er dieſem Übel in ſpätern Jahren durch die Einführung einer Gensd'armerie in den einzelnen Kreiſen ſeiner Staaten ab. Ein zweckmäßiges Inſtitut war die im J. 1787 durch Friedrich Auguſt eingeführte Brandaſſecuranzordnung [10]). Mit einem Aufwande von mehr als einer halben Million Thaler ward zur Erleichterung der Handelsverbindungen im Innern des Landes ein Theil der Unſtrut durch Kanäle ſchiffbar gemacht. Für die Bildung ſeines Volks ſorgte Friedrich Auguſt durch eine beſſere Organiſation und liberale Unterſtützung der drei Land- und Fürſtenſchulen in ſeinem Lande, ſowie der Univerſitäten zu Leipzig und Wittenberg. In Leipzig, Dresden und Freiberg errichtete er noch beſondere Schullehrerſeminarien [11]). Dem Cadettenhauſe zu Dresden gab er, unter Mitwirkung des verdienten Generals von Chriſtiani, eine neue und zeitgemäßere Organiſation. So vermehrte er auch beträchtlich ſeine Militairmacht, die bei ſeinem Regierungsantritte kaum 20,000 Mann betragen mochte. Die bisherige Verpachtung der Juſtizämter hob er auf und trennte dadurch das Rentweſen völlig von der Rechtspflege in den Ämtern. Durch eine von ihm niedergeſetzte Commiſſion ließ er an dem Entwurfe eines neuen Geſetzbuchs arbeiten. In den ſächſiſchen Dikaſterien trat die Veränderung ein, daß die halbjährigen außerordentlichen Sitzungen des Appellationsgerichts, an denen auch einige Mitglieder der wittenberger und leipziger Juriſtenfacultät Theil genommen hatten, aufgehoben wurden und das Collegium ſelbſt mit Vermehrung der wirklichen Appellationsräthe, wie die Landesregierung, in zwei Senate getheilt ward. Die bisherigen Generalkriegsgerichte zu Dresden wurden in ein Generalkriegscollegium verwandelt. Von ſeiner landesväterlichen Fürſorge und weiſen Sparſamkeit lieferte er einen Beweis, als er 1781 eine von den Landſtänden 1778, kurz vor Eröffnung des bairiſchen Erbfolgekrieges ihm dargebotene Urkunde, zwei Millionen auf den Landescredit aufzunehmen, zurückgab, und daß er 1799 eine ähnliche Urkunde, die er ſechs Jahre zuvor beim Ausbruche des franzöſiſchen Revolutionskrieges erhalten hatte, zurückzugeben im Stande war. Der ſächſiſche Credit zeigte ſich in dem Werthe, den die von Friedrich Auguſt creirten ſächſiſchen Caſſenbillete und Landesobligationen auch nach ihrer ſpätern Erneuerung fortwährend behaupteten. Mit fürſtlicher Freigebigkeit ſorgte Friedrich Auguſt für die literariſche und artiſtiſche Cultur in ſeinen Landen. In das ſogenannte japaniſche Palais in Dresden verlegte er nicht nur die ſehr ſchätzbare öffentliche Bibliothek, ſondern auch das unter Auguſt II. ſehr vermehrte Antikencabinet, nebſt der unſchätzbaren Sammlung von Gipsabgüſſen, die der berühmte Mengs mit Erlaubniß des Papſtes nach römiſchen Kunſtwerken hatte abformen laſſen. In dem anerkannten Rufe ihrer Trefflichkeit erhielt ſich auch die durch ſeine Freigebigkeit vermehrte dresdener Gemäldegalerie.

In die erſte Zeit ſeiner Regierung fällt ein Ereigniß, das an und für ſich unbedeutend, ihm gewiſſermaßen einen Vorſchmack von den großen Streitfragen geben ſollte, in die er ſpäterhin verwickelt ward. Die freundſchaftlichen Verhältniſſe Kurſachſens zu dem öſterreichiſchen Hofe wurden einigermaßen geſtört, als die Reichsgrafen von Schönburg, durch ebendieſen Hof unterſtützt, hinſichtlich der Herrſchaften Glauchau, Waldenburg und Lichtenſtein ſich der ſächſiſchen Landes- und Lehenshoheit zu entziehen ſtrebten [12]). Die darüber ſchon ſeit längerer Zeit obwaltenden Streitigkeiten erneuerten ſich durch eine Schuldklage, welche der preußiſche Graf von Finkenſtein im J. 1777 gegen ſeinen Schwiegervater, den Grafen Albert Chriſtian Ernſt von Schönburg, erhob. Dieſer ſuchte und fand Hilfe bei dem öſterreichiſchen Hofe, dem er ſich in die Arme warf, um der ſächſiſchen Rechtspflege zu entgehen. Die Entſcheidung des Reichshofraths, an den er ſich gewandt hatte, fiel günſtig für ihn aus. Empört über die Anmaßungen des Grafen, die er lange mit Nachſicht ertragen, ſandte Friedrich Auguſt eine militairiſche Execution nach der ſchönburgiſchen Herrſchaft Glauchau. Der Graf aber, davon benachrichtigt, eilte nach Wien, wo er durch ſeinen Übertritt zur katholiſchen Kirche ſich bei der Kaiſerin Maria Thereſia ſo in Gunſt ſetzte, daß er von ihr mit Nachdruck unterſtützt ward. Ein öſterreichiſches Bataillon, das in Glauchau einrückte, führte den Grafen dorthin zurück. Die ſächſiſchen Truppen hatten ſich auf Friedrich Auguſt's Befehl, der die Mishelligkeiten nicht vermehren wollte, wieder entfernt, und der Reichsadler ward aufgepflanzt, wo ſich bisher das ſächſiſche Wappen gezeigt hatte. Dieſe Irrungen beendete, nach längerer Dauer, erſt der Friede zu Teſchen, worin die angeblichen Rechte der Krone Böhmen auf die ſchönburgiſchen Herrſchaften dem Hauſe Kurſachſen überlaſſen wurden.

Theils durch ſein eigenes Intereſſe, theils durch die Gefahr, welche der teutſchen Reichsverfaſſung von den Anſprüchen Öſterreichs an Baiern drohte, fand ſich Friedrich Auguſt veranlaßt, an dem bairiſchen Erbfolgekriege Theil zu nehmen. Mit dem Kurfürſten Maximilian Joſeph von Baiern war am 30. Dec. 1777 der letzte Zweig des Wilhelm'ſchen Mannsſtammes erloſchen. Seine Schweſter, die verwitwete Kurfürſtin Marie Antonie von Sachſen, hatte als einzige Allodialerbin bereits am 1. Mai 1776 ihre Anſprüche an jene Erbſchaft, die man auf 47 Millionen Gulden ſchätzte, ihrem Sohne Friedrich Auguſt gegen eine Erhöhung ihres Witwengehaltes förmlich abgetreten. Auf die erledigten Lande, in ſofern ſie Mannsleben waren, hatte jedoch die Rudolfiniſche Linie oder der damalige Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz, der aus dem Hauſe Wittelsbach ſtammte, kein unbegründetes Recht, theils vermöge der allgemeinen teutſchen Lehensverfaſſung, theils zu Folge eines im J. 1329 zu Pavia zwiſchen den beiden Wittelsbachiſchen Linien errichteten Theilungs- und

10) ſ. Pölitz, Handbuch der Statiſtik des Königreichs Sachſen S. 61 fg. 11) ſ. Pölitz a. a. O. S. 200 fg.

12) Vergleiche (Pinther's) Topographie von Schönburg S. 63 fg.

Digitized by Google

Erbvertrages [13]). Karl Theodor hatte daher die bairiſchen Lande in Beſitz genommen, und wollte die Anſprüche Sachſens nicht gelten laſſen. Um ſeine Erbſchaftsrechte zu behaupten, hatte Friedrich Auguſt den Geheimerath von Zehmen nach München geſandt, mit der Vollmacht, ſich der Allodialgüter zu bemächtigen und die Verſiegelung der Mobiliar- und Archivbehältniſſe zu beſorgen [14]). Der Abgeordnete fand indeſſen ſo viele Schwierigkeiten, daß er ſich genöthigt ſah, im Namen Friedrich Auguſt's gegen die Beeinträchtigung der Rechte des ſächſiſchen Hauſes feierlich zu proteſtiren [15]). Von dem wiener Hofe, an den ſich der Kurfürſt von Sachſen in ſeiner gerechten Sache gewendet hatte, erhielt er den unerwarteten Beſcheid, daß die Kaiſerin Marie Thereſie als die älteſte Regredienterbin ein Vorrecht vor der jüngern ſächſiſchen habe [16]). Friedrich Auguſt ſuchte Hilfe bei dem Könige von Preußen, der ſich vielfach bemühte, durch Unterhandlungen mit dem Kaiſer Joſeph II. die Sache gütlich beizulegen, und als ihm dies mislang, die Waffen ergriff, theils um ſeine eigenen Staaten zu ſichern, theils die rechtmäßigen Anſprüche Kurſachſens zu unterſtützen. Friedrich Auguſt ließ 22,000 Mann unter dem Grafen von Solms zu dem preußiſchen Heere ſtoßen [17]), das von dem Bruder des Königs von Preußen, dem Prinzen Heinrich, befehligt, am 28. Juli 1778 über Rumburg in Böhmen einrückte, nachdem kurz zuvor, am 4. Juli, Friedrich II. ſelbſt dahin von Schleſien aus eingedrungen war. Zwei kaiſerliche Heere, das eine von dem jungen kriegsluſtigen Joſeph II., das andere von dem Feldmarſchall Grafen Laudon befehligt, hinderten das weitere Vorrücken der vereinigten preußiſch-ſächſiſchen Truppen. Bei der feſten Stellung, welche die Kaiſerlichen, die ſorgfältig jede offene Schlacht vermieden, behaupteten, kam es zwiſchen ihnen und ihren Gegnern nur zu einigen unbedeutenden Gefechten. Bereits am 13. Mai 1779 ward unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung der Friede zu Teſchen geſchloſſen [18]), nach welchem Friedrich Auguſt von Kurpfalz ſechs Millionen Gulden in 24 halbjährigen Terminen, gegen Verzichtleiſtung auf alle übrigen Anſprüche erhielt, und von aller Abtragung der bairiſchen Staats- und Familienſchulden verſchont blieb. Zugeſtanden ward ihm zugleich die bisher von der Krone Böhmen behauptete Lehenshoheit über die ſchönburgiſchen Herrſchaften Glauchau, Waldenburg und Lichtenſtein.

Kaum waren einige Jahre nach dieſem Frieden vergangen, als Joſeph's II. Ruhmbegierde abermals den Gedanken auffaßte, ſeine Macht durch Erwerbungen in Baiern zu verſtärken. Die immer weiter um ſich greifenden Anſprüche Öſterreichs und die bereits erlangte Überlegenheit dieſes Staates bewogen Friedrich II. die beiden Kurfürſten von Sachſen und Hanover zu einem Bunde einzuladen, der hauptſächlich die Aufrechthaltung und Integrität der teutſchen Reichsverfaſſung bezweckte. Überzeugt von der Nothwendigkeit dieſer Vorſichtsmaßregel beauftragte Friedrich Auguſt ſeinen Geſandten am berliner Hofe, den Grafen von Zinzendorf, mit dem Abſchluſſe jenes Vertrages. Aller Gegenbemühungen Öſterreichs und Rußlands ungeachtet ward bald nachher, am 23. Juli 1785, der ſogenannte Fürſtenbund unterzeichnet, welchem außer Brandenburg und Hanover auch Friedrich Auguſt beitrat. Gemeinſchaftlich mit den beiden genannten Kurhäuſern verband er ſich zur Aufrechthaltung und Befeſtigung der teutſchen Reichsverfaſſung, nach Maßgabe des weſtfäliſchen Friedensſchluſſes, der kaiſerlichen Wahlcapitulation und der übrigen Reichsgeſetze. Die Stiftung des teutſchen Fürſtenbundes war eine der letzten Handlungen des großen Königs.

Für die Drangſale des bairiſchen Erbfolgekrieges, die, ſo kurz er auch gedauert, doch mehre Städte und Dorfſchaften im ſächſiſchen Erzgebirge hart getroffen hatten, erhielt Friedrich Auguſt einigen Erſatz, als ihm am 31. März 1780 durch den Tod des letzten Grafen von Mansfeld [19]) drei Fünftel der Grafſchaft Mansfeld, die über 200 Jahre von Kurſachſen ſequeſtrirt worden waren, als erledigte Lehen anheimfielen. In der Verfaſſung der ihm zugefallenen Lande, deren Einkünfte nun in die kurfürſtliche Caſſe floſſen, machte Friedrich Auguſt keine weſentliche Veränderung, außer daß er das Conſiſtorium zu Eisleben aufhob, und die Geiſtlichkeit in Mansfeld dem leipziger Conſiſtorium unterordnete. In ähnlicher Weiſe nahm Friedrich Auguſt 1793 nach dem Tode des letzten Fürſten von Anhalt-Zerbſt das Amt Walter-Nienburg in Beſitz, welches derſelbe als ein ſächſiſches Lehen beſeſſen hatte. Späterhin (1796) kam jedoch ein Receß zu Stande [20]), nach welchem er die Landeshoheit und die davon abhängenden Regalien über das erwähnte Amt behielt, das Geſammthaus Anhalt aber mit demſelben aufs Neue belehnte.

Durch Kaiſer Joſeph's II. Tod am 20. Febr. 1790 gelangte Friedrich Auguſt zu der Würde eines Reichsvicars, und errichtete demgemäß in Dresden eine Reichsvicariatscommiſſion. Bei dieſer Gelegenheit ward ein Streit erneuert, über den ſchon nach dem Tode Kaiſer Karl's VII. verhandelt worden war, ob nämlich den Reichsvicarien das Recht zuſtehe, einen Reichstag auszu-

13) ſ. Exposé des motifs qui ont engagé S. M. le Roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière. Pièces justificat. No. 13. 14) ſ. Ihre Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen rechtsbegründete Anſprüche ꝛc. Beilage Nr. 22. S. 72 fg. 15) ſ. a. a. O. Nr. 23. S. 73 fg. 16) Marie Thereſie gründete ihr angebliches Regredientrecht auf eine Doppelheirath zwiſchen dem Erzherzoge Karl mit der einen Tochter des Herzogs Albrecht V. und des Kaiſers Ferdinand mit einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern. 17) ſ. Exposition succincte de la conduite que S. A. Sérénissime Electorale de Saxe a tenue, à l'égard de la succession allodiale de Bavière et des engagemens, qui en sont derivés entre elle et S. M. le Roi de Prusse. (Dresde 1778. 4.) 18) ſ. Traité de paix entre S. M. l'Impératrice, Reine de Hongrie et de Bohème, et S. M. le Roi de Prusse, conclu et signé à Teschen le 13 Mai 1779, avec un article separé etc. (Berlin 1779. 4.) *Martens*, Recueil etc. T. II. p. 1 seq. J. J. Moſer, Der teſchner Friedensſchluß vom J. 1779; mit Anmerkungen. (Frankfurt a. M. 1779. 4.) Reuß, Europäiſche Staatskanzlei. II. Th. S. 131 fg.

19) Joſeph Wenzel; ſ. über ihn Weiße's Muſeum für die ſächſiſche Geſchichte. 3. Bd. 2. St. S. 83 fg. 20) ſ. die Auszüge aus dieſem Receß in Leonhardi's Erdbeſchreibung von Sachſen. 1. Th. S. 393 fg.

Digitized by Google

ſchreiben oder einen bereits verſammelten unter ihrer Autorität fortzuſetzen. Die Kaiſerwahl Leopold's II. beſeitigte dieſe Irrungen. Sein ſchneller Tod aber brachte dem Kurfürſten von Sachſen 1792 zum zweiten Male das Reichsvicariat. Der weit verbreitete Ruf ſeiner Regententugenden, namentlich ſeiner Milde, Redlichkeit und Umſicht, gab die Veranlaſſung, daß ihm 1791 eine Krone angeboten ward, welche ſein Urgroßvater und Großvater nur durch Geld und durch blutige Kriege hatten erkaufen und behaupten können. Es war die polniſche Nation, die ihm dieſe Krone antrug. Vielfach aufgeregt durch die Zeitverhältniſſe und misvergnügt über die fortwährende Einmiſchung Rußlands in ihre Angelegenheiten hatten die Polen, durch ihren König Stanislaus ſelbſt dazu veranlaßt, auf einem Reichstage am 3. Mai 1791 ſich zum Entwurf einer neuen Conſtitution vereinigt [21]), die nicht nur die in Polen herrſchende Religion, die Rechte des Adels, der Städte, der Bürger und Bauern, der geſetzgebenden und richterlichen Gewalt u. ſ. w. genauer als bisher beſtimmte, ſondern auch über den König oder über die vollziehende Gewalt und über die Erblichkeit des Thrones mehrfache Erklärungen enthielt. In jener von Stanislaus ſelbſt veröffentlichten und feierlich beſchworenen Conſtitution heißt es unter andern: „Wir verordnen, daß nach unſerm, der Gnade Gottes anheimgeſtellten Ableben, der jetzige Kurfürſt von Sachſen in Polen König ſein ſoll. Die Dynaſtie der künftigen Könige von Polen wird alſo mit der Perſon Friedrich Auguſt's, jetzigem Kurfürſten von Sachſen, ihren Anfang nehmen, deſſen Nachkommen in lumbis männlichen Geſchlechtes wir den polniſchen Thron beſtimmen. Der älteſte Sohn des regierenden Königs ſoll dem Vater auf dem Throne nachfolgen. Sollte aber der jetzige Kurfürſt von Sachſen keine Nachkommen männlichen Geſchlechts erhalten, ſo ſoll auf den Fall der vom Kurfürſten mit Genehmigung der verſammelten Stände für ſeine Prinzeſſin gewählte Gemahl die Linie der männlichen Erbfolge auf dem polniſchen Throne anfangen. Daher erklären wir die Marie Auguſte Nepomucena, Prinzeſſin Tochter des Kurfürſten, zur Infantin von Polen; behalten aber dabei der Nation das keiner Präſcription unterworfene Recht vor, nach Erlöſchung des erſten Hauſes auf dem Thron ein anderes zu wählen. — Jeder König wird bei ſeiner Thronbeſteigung der Gottheit und der Nation den Eid leiſten auf die Erhaltung gegenwärtiger Conſtitutionen und auf die pacta conventa, die mit dem jetzigen Kurfürſten von Sachſen, als ernanntem Thronfolger, werden abgeſchloſſen worden ſein, und die ihn ebenſo wie die alten verpflichten werden." Durch den nach Dresden geſandten Fürſten Adam Czartorisky war Friedrich Auguſt die polniſche Krone angetragen worden. Ungeachtet aber ſeiner Tochter dadurch die Succeſſion auf dem polniſchen Throne zugeſichert worden war, fand er ſich veranlaßt, ſie abzulehnen, weil ſich von Rußlands bisheriger Politik ſchwerlich eine Anerkennung der neuen polniſchen Conſtitution erwarten ließ. Wie heilſam dieſer Entſchluß für ſeine Lande und wie klug berechnet er war, bewies der gegen jene Conſtitution gerichtete targowitzer Bund [22]) und das Schickſal Polens in den Jahren 1793—1795. Nach der Theilung dieſes Reichs ward Friedrich Auguſt für das von ſeinen Vorfahren in Warſchau erbaute ſogenannte ſächſiſche Palais und die dazu gehörigen Grundſtücke von Preußen durch die Summe von 70,000 Dukaten entſchädigt.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachtete Friedrich Auguſt die um dieſe Zeit in Frankreich ausgebrochenen Unruhen. Die Eintheilung des Reichs in 83 Departements und die neue Organiſation derſelben hatte die Rechte mehrer teutſchen Reichsſtände im Elſaß und in Lothringen ſo geſchmälert, daß vielfache Beſchwerden darüber laut wurden. Friedrich Auguſt durchſchaute mit hellem Blicke die Lage der Dinge. Er begriff, was es auf ſich habe, dem erwachten Freiheitsgefühle eines Volkes Schranken zu ſetzen und den Löwen in ſeinem eigenen Lager anzugreifen. Bei den zu Regensburg gepflogenen Verhandlungen rieth er daher fortwährend zur Mäßigung und zu einer friedlichen Ausgleichung der Mishelligkeiten mit Frankreich. Ludwig's XVI. mislungene Flucht im Juni 1791 hatte jedoch dem Gange der Dinge eine ernſtere Wendung gegeben. Auf Friedrich Auguſt's Luſtſchloſſe zu Pillnitz im Auguſt 1791 beſeitigten der Kaiſer Leopold II. und der König Friedrich Wilhelm II. die zwiſchen ihnen ſeit der reichenbacher Convention obwaltenden Irrungen. Mit den genannten Fürſten vereinigte ſich aber auch Friedrich Auguſt über die Maßregeln, welche ergriffen werden mußten, um die Rechte Ludwig's XVI. und ſeiner ausgewanderten Brüder, der Grafen von Provence und von Artois, zu ſchirmen [23]). Friedrich Auguſt's Humanität ließ ihn die Lage des unglücklichen Monarchen als eine gemeinſame Angelegenheit aller europäiſchen Fürſten betrachten. Die franzöſiſchen Flüchtlinge und namentlich die Verwandten des Königs unterſtützte er reichlich, und ſcheute in dieſer Hinſicht kein Opfer. Der Graf von Artois verdankte ihm die bedeutende Summe von 12,000 Thalern zur Fortſetzung ſeiner Reiſe, und als er ſpäterhin in traurigen Umſtänden nach Leipzig kam, erhielt er ein abermaliges Geldgeſchenk von dem Kurfürſten, der auch ſpäterhin (1796) Ludwig XVIII., als er durch Leipzig reiſte, auf ſeine Bitte die Summe von 12,000 Thalern anwies.

An dem zwiſchen Öſterreich und Preußen gegen Frankreich geſchloſſenen Bündniſſe, dem im Febr. 1792 auch Rußland, England und Holland beigetreten waren, nahm Friedrich Auguſt, obgleich dazu eingeladen, keinen An-

21) Vgl. über dieſe Conſtitution und die Reichstagsverhandlungen die Schrift: Vom Entſtehen und Untergange der polniſchen Conſtitution vom 3. Mai 1791 (ohne Druckort). 1793. 1. Th. S. 200 fg. Die Conſtitution ſteht auch in Jakob's Schrift: Polens Staatsveränderungen und letzte Verfaſſung. (Wien 1803.) 1. Th. S. 107 fg. Jedenfalls zu hart iſt das Urtheil über jene Conſtitution in dem Buche: Polen und die Polen. (Germanien 1811.) S. 161 fg.

22) ſ. die Schrift: Vom Entſtehen und Untergange der polniſchen Conſtitution. 2. Th. S. 1 fg. 141 fg. 23) Vgl. *Martens*, Recueil des Traités etc. conclus entre la république française. T. V. p. 35 seq. Heinrich's Teutſche Reichsgeſchichte. 8. Th. S. 806.

theil. Er ſah ein, daß jeder raſche Schritt gegen Frankreich nur dazu dienen möchte, die Wuth dieſes fieberhaft erhitzten Landes zu vermehren. Daher wünſchte er, jedem Bündniſſe, das eine entſchiedene Stellung in dieſer Angelegenheit verrieth, fern zu bleiben, und wußte dieſen Grundſatz mit ebenſo viel Energie als ſchonender Behutſamkeit durchzuführen. Seine Handlungsweiſe geht am deutlichſten aus einer urſprünglich in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Inſtruction hervor, die er ſeinem auswärtigen Geſandten mitgab. Darin heißt es unter andern: „Das Syſtem Sr. Durchl. des Kurfürſten iſt: unwandelbar bei den einmal angenommenen Grundſätzen zu beharren; ſoviel als möglich mit allen europäiſchen Mächten in gutem Vernehmen zu bleiben, durchgängig die Redlichkeit ſeiner Abſichten, die Geradheit der von ihm eingeſchlagenen politiſchen Wege zu bekunden; auf keine Weiſe gerechte Urſache zum Mistrauen zu geben; ſoviel von ihm abhängt, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und des allgemeinen Friedens beizutragen, einzig die Sicherheit und den Schutz ſeiner Staaten und die Aufrechthaltung der teutſchen Verfaſſung vor Augen zu haben; ſich in keine Angelegenheit zu miſchen, die mit dieſen Gegenſtänden nicht in genauer Beziehung ſteht, ſondern vielmehr ſo lange als möglich die größte Neutralität zu beobachten, mithin auch ſich nicht die Hände binden zu laſſen durch irgend einen Vertrag, der ihn von ſeinem eigenen Intereſſe hinweg und zu fremden Händeln hinziehen, und ihn von den Sorgen um die Regierung ſeiner Staaten ablenken könnte. Der Beitritt des Kurfürſten zu dem teutſchen Bunde iſt durchaus nicht als eine Abweichung von dieſem Syſtem zu betrachten."

Nach dieſen Grundſätzen ſtellte Friedrich Auguſt, ohne dem vorhin erwähnten Bündniſſe zwiſchen Öſterreich und Preußen beizutreten, in dem Feldzuge gegen Frankreich nur das ihm abverlangte, Anfangs dreifache, dann fünffache Reichscontingent. Über die Stellung dieſes Contingents ſchloß er am 7. Febr. 1793 zu Berlin noch einen beſondern Vertrag mit Preußen. Die ſächſiſchen Truppen, befehligt von dem Herzoge von Braunſchweig, wohnten der Belagerung von Mainz bei und fochten mit Auszeichnung bei Pirmaſens und Kaiſerslautern, mußten jedoch auch die Mühſeligkeiten und Verluſte jenes übereilten Feldzuges theilen, den der Herzog von Braunſchweig bald in einen Rückzug verwandelte. Nach dem zwiſchen Frankreich und Preußen geſchloſſenen Frieden zu Baſel und dem Vergleiche über eine Demarkationslinie, die das nördliche Teutſchland vor den Kriegsdrangſalen ſichern ſollte [24]), vereinigte Friedrich Auguſt, der jenen Separatvertrag mit der Reichsverfaſſung für unverträglich hielt, ſein Contingent mit dem öſterreichiſchen Heere unter dem General Clairfait. Erſt als die Franzoſen 1796 über den Rhein gegangen waren, rief er ſeine Truppen zurück, die er jedoch noch in demſelben Jahre wieder an den Rhein ſandte, wo ſie an dem Siege des Erzherzogs Karl bei Wetzlar den 15. Juni 1796 Theil nahmen. Nach den von den franzöſiſchen Generalen Moreau und Jourdan in Teutſchland erfochtenen Siegen waren Baden, Würtemberg und andere Reichsſtände des ſüdlichen Teutſchlands durch Verträge mit Frankreich von der Fortſetzung des Krieges zurückgetreten. Friedrich Auguſt ließ hierauf ſein von der öſterreichiſchen Armee zurückgezogenes Contingent an den ſüdlichen Grenzen des oberſächſiſchen Kreiſes ſtehen, der zu Erlangen am 13. Aug. 1796 einen Waffenſtillſtands- und Neutralitätsvertrag geſchloſſen hatte [25]). An dem Congreß zu Raſtadt und dem in Regensburg geleiteten Entſchädigungsgeſchäft, das dem Frieden zu Lüneville folgte, nahm Friedrich Auguſt nur in der Eigenſchaft eines Reichsdeputirten Theil, zeigte aber ſeine Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe bei der vorzugsweiſen Berückſichtigung der Stände, die durch die Säculariſation ihre bisherige politiſche Selbſtändigkeit verloren hatten. Während der Kriegsſtürme in Italien und dem ſüdlichen Teutſchland erfreuete ſich der Kurfürſt in ſeinen Landen eines ungeſtörten Friedens. Geſtört ward dieſe Ruhe einigermaßen, als ihn ſeine Verbindung mit Preußen nöthigte, den Truppen dieſer Macht bei dem neuen Ausbruch des Krieges zwiſchen Öſterreich und Frankreich im J. 1805 den freien Durchzug durch ſeine Lande zu geſtatten. Friedrich Auguſt blieb völlig neutral bei dieſem Kampfe. Doch ſicherte er ſeine Grenzen durch die Aufſtellung eines Corps von 15,000 Mann. Die kurfürſtliche Würde behielt er auch da noch bei, als nach der Stiftung des Rheinbundes, die nach der Auflöſung der teutſchen Reichsverfaſſung durch Napoleon eintrat, Franz II. 1806 dem teutſchen Kaiſerthrone entſagte [26]). Durch ſeine Verhältniſſe zu Preußen war jedoch Friedrich Auguſt, als dieſer Staat Frankreich den Krieg erklärte, genöthigt, 22,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen. Unter dem Befehl des Fürſten von Hohenlohe vereinigten ſie ſich in Thüringen mit dem preußiſchen Heere [27]), mußten aber, als ſich dies Heer in allen ſeinen Stellungen von den Franzoſen überflügelt ſah, nach der entſcheidenden Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt am 14. Oct. 1806 der feindlichen Übermacht weichen.

Merkwürdig iſt ein noch vor jener Schlacht aus ſeinem Hauptquartier zu Ebersdorf erlaſſener Aufruf Napoleon's an die Sachſen, in welchem er ihre und ihres Fürſten Unabhängigkeit gegen Preußen zu ſchirmen verſprach [28]). „Sachſen!" heißt es in jener Proclamation, „die Preußen haben euer Land überfallen. Ich betrete daſſelbe, um euch zu befreien. Sie haben gewaltſam das Band eurer Truppen aufgelöſt, und ihrer Armee angeknüpft. Ihr ſollt euer Blut vergießen, nicht nur für ein fremdes, ſondern ſogar für ein euch entgegengeſetztes Intereſſe. Meine Armeen waren eben im Begriff, Teutſchland zu

24) ſ. *Martens*, Recueil des Traités etc. conclus entre la république française etc. T. I. p. 290 seq.

25) ſ. Poſſelt's Europäiſche Annalen. Sept. 1796. S. 335. 26) Sämmtliche, die Stiftung des Rheinbundes betreffende, Urkunden findet man in Winkopp's Schrift: Die rheiniſche Conföderationsacte, nebſt allen erläuternden und das Staatsrecht des rheiniſchen Bundes in ſeiner Geſammtheit beſtimmenden Urkunden und Actenſtücken. (Frankfurt a. M. 1808.) Vgl. Pölitz, Der Rheinbund, hiſtoriſch und ſtatiſtiſch dargeſtellt. (Leipzig 1805.) 27) Vgl. den Operationsplan der preußiſch-ſächſiſchen Armee im Jahre 1806. (Weimar 1807.) Heidelberger Jahrbücher. 1809. 52. St. 28) ſ. Politiſches Journal. October. 1806. S. 1061 fg.

Digitized by Google

verlaſſen, als euer Gebiet verletzt wurde; ſie werden nach Frankreich zurückkehren, wenn Preußen eure Unabhängigkeit anerkannt und den Planen entſagt hat, die es gegen euch im Schilde führt. Sachſen! euer Fürſt hatte ſich bis jetzt geweigert, ſolche pflichtwidrige Verbindungen einzugehen; wenn er ſie ſeitdem einging, ſo wurde er durch den Einfall der Preußen dazu gezwungen. Ich war taub gegen die eitle Herausfoderung, welche Preußen gegen mein Volk richtete, ſo lange taub, als es nur auf ſeinem Gebiete in Waffenrüſtung trat; dann erſt, als es euer Gebiet verletzte, hat mein Miniſter Berlin verlaſſen. Sachſen! euer Loos liegt jetzt in eurer Hand. Wollt ihr in Zweifel ſtehen zwiſchen denen, die euch unterjochen, und denen, die euch ſchützen wollen? Meine Fortſchritte werden die Exiſtenz und Unabhängigkeit eures Fürſten, eurer Nation befeſtigen. Die Fortſchritte der Preußen würden euch ewige Feſſeln anlegen, heute würden ſie die Lauſitz, morgen die Ufer der Elbe verlangen. Doch was ſage ich? Haben ſie nicht Alles verlangt? nicht ſchon längſt verſucht, euren Beherrſcher zur Anerkennung einer Oberherrſchaft zu zwingen, die, unmittelbar euch aufgelegt, euch aus der Kette der Nationen reißen würde? Eure Unabhängigkeit, eure Verfaſſung, eure Freiheit würden dann ein bloßer Gegenſtand der Erinnerung ſein, und die Manen eurer Vorfahren, der tapfern Sachſen, würden ſich entrüſten, euch ohne Wiederkehr von euren Nebenbuhlern unter das Joch ſo lange vorbereiteter Knechtſchaft gebeugt, und euer Land zu einer preußiſchen Provinz herabgewürdigt zu ſehen."

Dem Kurfürſten Friedrich Auguſt empfahl ſich Napoleon, als er am 15. Oct. 1806 die in der Schlacht bei Jena gefangenen ſächſiſchen Officiere und Soldaten nach ihrem Verſprechen, nicht wieder gegen ihn zu dienen, in ihre Heimath ziehen ließ. Eine zu Langenſalza von franzöſiſcher Seite erlaſſene Proclamation erklärte die Neutralität des ſächſiſchen Staates[29]). Friedrich Auguſt war eben im Begriff, mit ſeinem Hofe Dresden zu verlaſſen und ſich nach Prag zu begeben, als ihm am 17. Oct. in einem eigenhändigen Schreiben Napoleon's Neutralität und freundſchaftliche Behandlung angeboten ward[30]). Friedrich Auguſt ſah ein, daß ſein Land, nachdem Spandau, Stettin, Küſtrin, Magdeburg und andere preußiſche Feſtungen ſich ergeben und der Fürſt von Hohenlohe bei Prenzlow capitulirt, von Preußen keinen Schutz mehr erwarten konnte. Dennoch zögerte er, ſeine Truppen von dem preußiſchen Heere zurückzurufen. Als aber der Major Thielmann ihm die Erklärung Napoleon's überbrachte, daß der Kaiſer, falls dies nicht ſofort geſchähe, Sachſen feindſelig behandeln werde, mußte ſich Friedrich Auguſt der Nothwendigkeit fügen. Er trennte ſeine Truppen von der preußiſchen Heeresmacht, unterließ jedoch nicht, ſich wegen dieſes Schrittes bei Friedrich Wilhelm III., ſo gut er konnte, zu entſchuldigen.

Mit ſchweren Opfern mußte Friedrich Auguſt die von Napoleon erklärte Neutralität ſeines Landes erkaufen. In Leipzig wurde durch den Marſchall Davouſt auf alle engliſche Waaren und Gelder, ſowie auf die geſammten Magazin- und Pulvervorräthe Beſchlag gelegt. Etwas ſchonender ward Dresden behandelt. Zwar wurden alle Poſten, mit Ausnahme des Schloſſes, von bairiſchen Truppen beſetzt, in der innern Polizei allgemeiner Landesadminiſtration jedoch keine Abänderung getroffen. Das Gouvernement der Stadt übernahm der franzöſiſche Kammerherr und Oberſtlieutenant Thiard[31]). Den ſächſiſchen Landen ward von Napoleon eine Contribution von 25 Millionen Franken (7,053,358 Thlr.) auferlegt, wovon Friedrich Auguſt edelmüthig ein Drittheil ſelbſt übernahm. Auch durch Vorſchüſſe aus ſeinen eigenen Caſſen und durch Naturallieferungen von ſeinen Kammergütern ſuchte er den Druck des Landes zu mildern. Zur Eintreibung der Requiſitionen waren in mehren ſächſiſchen Städten, namentlich in Dresden, Leipzig, Wittenberg und Naumburg, franzöſiſche Intendanten angeſtellt worden. Zum Abſchluß des Friedens mit Frankreich hatte der Kurfürſt den Oberkammerherrn Grafen Boſe nach Berlin geſandt, dem aber dort von franzöſiſcher Seite ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, daß die angeknüpften Unterhandlungen zu keinem entſcheidenden Ziele führen wollten. Vielleicht war dies eine Folge der Empfindlichkeit Napoleon's über den vergebens erwarteten Empfang des Kurfürſten in Wittenberg. Friedrich Auguſt entſchloß ſich daher zu Anfange des Novembers 1806 ſelbſt nach Berlin zu reiſen, um den Kaiſer perſönlich zu ſprechen. Er kam indeſſen dort erſt an, als Napoleon jene Reſidenz bereits verlaſſen und wegen des Vordringens der Ruſſen nach der Weichſel ſich nach Poſen begeben hatte. Dort ward der Friede zwiſchen Frankreich und Sachſen von dem Marſchall Duroc, dem nachherigen Herzoge von Friaul, und dem Oberkammerherrn Grafen Boſe, dem nachherigen Cabinetsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten, am 11. Dec. 1806 unterzeichnet[32]).

Zu den nähern Beſtimmungen des erwähnten Friedens gehörte der erklärte Beitritt des Kurfürſten zum Rheinbunde. Friedrich Auguſt machte, nach den ausdrücklichen Worten des zweiten Artikels, „durch dieſen Beitritt alle Gerechtſame und Verpflichtungen der Conföderation vom 12. Juli 1806 zu den ſeinigen, in gleichem Maße, als wenn er gleich Anfangs bei beſagtem Tractat ein contrahirender Theil geweſen wäre." Mit der Annahme des Königstitels erhielt er in dem Collegium der Bundesverſammlung und in der Reihe der Könige ſeinen Sitz nach der Ordnung ſeiner Einführung. Dies war im dritten Artikel beſtimmt worden. Nach dem vierten verſprach Friedrich Auguſt, ohne vorherige Einwilligung des Rheinbundes, unter keiner Bedingung den Truppen irgend einer nicht zum Bunde gehörigen Macht den

29) Dieſer Armeebefehl ſteht in der Schrift: Das wichtigſte Jahr der preußiſchen Monarchie, aus officiellen Berichten. (Berlin 1808.) 1. Th. S. 344. 30) ſ. Allgem. Zeitung. 1806. Nr. 304. S. 1215.

31) ſ. Das wichtigſte Jahr der preußiſchen Monarchie. 1 Th. S. 400 fg. Allgem. Zeitung. 1806. Nr. 312. S. 1247 fg. 32) ſ. Winkopp, Der rheiniſche Bund. 3. Heft. S. 467 fg. Politiſches Journal. Januar. 1807 S. 57 fg.

Digitized by Google

Durchzug durch ſein Land zu geſtatten. Zu einer beſondern Bedingung des Friedens machte Napoleon in dem fünften Artikel, daß die Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes in dem ganzen Königreiche Sachſen der Ausübung des Lutheriſchen Cultus gleichgeſtellt werden, und die Bekenner beider Religionen, ohne Einſchränkung, die nämlichen bürgerlichen und politiſchen Rechte genießen ſollten. Ein künftiger Friede mit Preußen enthielt, nach dem ſechsten Artikel, für jenen Staat die Verbindlichkeit, den von der Niederlauſitz völlig eingeſchloſſenen kottbuſer Kreis an Sachſen abzutreten. Dagegen verſprach Friedrich Auguſt an einen von Napoleon noch zu bezeichnenden Fürſten ein an Bevölkerung und ſonſt jenem Keeiſe gleichſtehendes Gebiet zwiſchen Eichsfeld und Erfurt einzuräumen, deſſen Grenzen durch gegenſeitig ernannte Commiſſarien nach Auswechſelung der Ratificationen beſtimmt werden ſollten. Das Bundescontingent ward nach dem achten Artikel für den Fall eines Krieges auf 20,000 Mann von allen Waffengattungen feſtgeſtellt. Der neunte Artikel beſtimmte, daß für den gegenwärtigen Feldzug der ſächſiſche Staat, mit Rückſicht auf die ſtattgehabten Ereigniſſe, nur 6000 Mann an Infanterie, Cavalerie und Artillerie und zwölf Kanonen ſtellen ſollte. Nach dem zehnten Artikel endlich ſollten alle Contributionen mit dem Augenblicke der Unterzeichnung des Friedens wegfallen.

Das Beiſpiel anderer Füeſten, die ihren Beitritt zum Rheinbunde zur Vergrößerung ihrer Lande aus der Maſſe der franzöſiſchen Eroberungen benutzten, war für Friedrich Auguſt keine Lockung, ſich auf Koſten anderer Mächte zu bereichern. Der früher erwähnte Kammerherr Graf Boſe hatte vielmehr von ihm bei der Unterhandlung mit Napoleon die ausdrückliche Weiſung erhalten: er möchte bei etwanigen Ländervergrößerungsanträgen von Seiten des Kaiſers immer vor Augen haben, daß der Kurfürſt von jedem ehrgeizigen Streben nach Vergrößerung auf fremde Koſten weit entfernt ſei und bleiben werde.

Seinem Volke machte Friedrich Auguſt die Erhebung des bisherigen Kurfürſtenthums zu einer Monarchie und die Annahme der Königswürde durch eine am 20. Dec. 1806 veröffentlichte Proclamation bekannt, worin es unter anderem hieß: „Nachdem durch die allweiſe Vorſehung Gottes es dahin gekommen iſt, daß die bisherigen kurfürſtlichen Lande zu einem Königreiche erhoben worden ſind, ſo wird der Allerdurchlauchtigſte und Großmächtigſte Fürſt und Herr, Herr Friedrich Auguſt, als König von Sachſen feierlich ausgerufen, und dieſes ſeinem getreuen Volke kund und zu wiſſen gethan." Bis auf die Modificationen, welche die Auflöſung der teutſchen Reichsverfaſſung und der Friede zu Poſen herbeigeführt hatten, blieb die Verfaſſung des ſächſiſchen Staates, in welchem Friedrich Auguſt durch ſeinen Beitritt zum Rheinbunde die Souverainität erlangt hatte, im Weſentlichen faſt unverändert, während die meiſten übrigen Staaten des Rheinbundes völlig neu organiſirt worden waren. Einer ſolchen Umgeſtaltung bedurfte Sachſen kaum, da dieſer Staat weder im Äußern durch Ländeetauſch und Länderzuwachs, noch im Innern durch mediatiſiete Fürſten verändert worden war. Im Mai 1807 beſtätigte Friedrich Auguſt die bisherige Landesverfaſſung und die in ſelbiger gegründeten Rechte. Ein bereits von ihm erlaſſenes Reſcript, die Gleichſtellung des religiöſen Cultus der Katholiken und Proteſtanten betreffend, enthielt „zu deſto mehrer Beruhigung der getreuen Unterthanen der augsburgiſchen Confeſſion" die Erklärung, daß ſie „bei ihren Kirchen, Gottesdienſten, Ceremonien, Gebräuchen, öffentlichen Lehr- und Unterrichtsanſtalten, Beneficien, Einkünften und Nutzungen, auch piis causis ungeſtört gelaſſen und ohne Abbruch geſchützt werden ſollten." Der Religionseid ward für die weltlichen Staatsdiener aufgehoben und nur noch bei der Geiſtlichkeit, den Schullehrern und den Akademikern beibehalten. Am wenigſten waren bei jenen kirchlichen Angelegenheiten die Reformirten berückſichtigt worden, die erſt mehre Jahre ſpäter (1811) gleiche Rechte mit den Lutheranern und Katholiken erlangten. In Bezug auf die Rechtspflege trat die Änderung ein, daß das bisher den kaiſerlichen Hofpfalzgrafen zuſtehende Recht, Notaee zu ernennen, den beiden Juriſtenfacultäten zu Leipzig und Wittenberg und dem Magiſtrate zu Leipzig zugeſichert, ſowie auch alle fremde Lehensherelichkeit in ganz Sachſen aufgehoben ward. Zu einer neuen geographiſchen Eintheilung und leichtern Überſicht der Staatsadminiſtration, ſowie zur Abſtellung mancher Inconvenienzen und Misbräuche[33]) geſchah ein wichtiger Schritt, als auf einem Landtage im J. 1811 eine allgemeine Union aller ſächſiſchen Provinzen zur Sprache kam[34]).

Die Verpflichtungen Friedrich Auguſt's als Mitglied des Rheinbundes foderten von ihm eine Maßregel, die nach ſeinen rechtlichen Geſinnungen für ihn verletzend und ſchwer ſein mußte. Die Fortſetzung des Krieges zwiſchen Frankreich und Preußen und Rußland nöthigte ihn, das in dem Frieden zu Poſen beſtimmte Contingent von 6000 Mann zu ſtellen, welches Napoleon gegen Friedrich Auguſt's ehemaligen Bundesgenoſſen, den König von Preußen, führte, der ſelbſt erklärt hatte, daß er ſeinen Verbündeten nicht länger ſchützen könne. Die ſächſiſchen Truppen unter dem Befehle des Generals von Polenz zeichneten ſich im Mai 1807 bei der Belagerung Danzigs aus, und halfen die Capitulation dieſer Feſtung befördern. Auch in der Schlacht bei Friedland gegen die Ruſſen am 14. Juni 1807 thaten ſie ſich rühmlich hervor. Einen Länderzuwachs erhielt Friedrich Auguſt nach dem zwiſchen Frankreich, Rußland und Preußen geſchloſſenen Frieden zu Tilſit am 8. Juni 1807. Preußen trat ihm den kottbuſer Kreis ab[35]) und verzichtete zugleich auf alle Beſitzungen Sachſens und des Hauſes Anhalt auf dem rechten Elbufer. Durch ein Decret vom 25. Sept. 1807 nahm Friedrich Auguſt den von der Niederlauſitz völlig

---

33) Dazu gehörte unter andern die bisherige Steuerbefreiung der Rittergüter. Vergl. Ariſtides, oder über die Aufhebung der Steuerfreiheit und eine gleiche Vertheilung der Reallaſten im Königreiche Sachſen. (Dresden 1811.) 34) ſ. Allgem. Zeitung. 1811. Nr. 78. 35) ſ. Pölitz, Handbuch der Erdbeſchreibung des Königreichs Sachſen. (Leipzig 1810.) S. 380 fg. Was hat das königl. ſächſiſche Haus Sachſen an den ehemaligen preußiſchen Herrſchaften Kottbus und Peitz gewonnen? (In den Geograph. Ephemeriden. Juli. 1809. S. 337 fg.)

Digitized by Google

enclavirten kottbuſer Kreis in Beſitz[36]), den er jedoch nach einem Reſcript vom 29. Nov. 1808 den ſächſiſchen Landen nicht einverleibte[37]), ſondern ihm ſeine bisherige Verfaſſung und das dort gültige preußiſche Recht beſtehen ließ. Für die Einverleibung des genannten Kreiſes in ſeine Staaten hatte jedoch Friedrich Auguſt, wie früher erwähnt, nach dem Friedensſchluß zu Poſen ſich verpflichtet, einen Länderdiſtrict in Thüringen zu Napoleon's Dispoſition zu ſtellen. Als dieſer daher auf der Rückreiſe von Tilſit nach Paris in Dresden verweilte, kam dort zwiſchen ihm und Friedrich Auguſt am 22. Juli 1807 über dieſe Angelegenheit ein beſonderer Tractat zu Stande. Die darin feſtgeſtellten Bedingungen wurden in einer ſpätern Convention zu Leipzig am 19. März 1808[38]) dahin geändert, daß Friedrich Auguſt das Amt Gommern, die Grafſchaft Barby, das Miteigenthum an der Ganerbſchaft Treffurt und Voigtei Dorla, und das ganze ſächſiſche Mansfeld, bis auf Artern, Bockſtädt und Bornſtädt, welche dem thüringiſchen Amte Sangerhauſen einverleibt wurden, an Weſtfalen abtrat. An den genannten Staat zahlte Friedrich Auguſt, als Entſchädigung für die verzögerte Übergabe, 200,000 Franken, und überließ dem von Napoleon eingeſetzten Könige von Weſtfalen alle Einkünfte der abgetretenen Diſtricte.

Dem Kaiſer Napoleon empfahl ſich Friedrich Auguſt, als er ihn während ſeiner Anweſenheit in Dresden zum Ritter des damals von ihm geſtifteten Ordens der ſächſiſchen Rautenkrone ernannte[39]). Dafür ſtellte der Kaiſer die für frei erklärte Stadt Danzig unter ſächſiſchen und preußiſchen Schutz. Friedrich Auguſt ward für ſeine Perſon zum Herzoge von Warſchau erklärt, einem aus abgetretenen polniſch-preußiſchen Beſitzungen gebildeten neuen Staate, aus den Provinzen gebildet, die in den drei Theilungen Polens in den Jahren 1773—1794 an Preußen gekommen waren. Friedrich Auguſt ſchien ſich dieſer beiden Erwerbungen nicht ſonderlich zu erfreuen, die er mit einem gewiſſen Mistrauen und mit der Ahnung, ſie wieder zu verlieren, annahm. Dem neuen Herzogthume Warſchau beſtimmte der Friede zu Tilſit eine Verfaſſung, welche die Freiheiten und Gerechtſame der dortigen Einwohner ſchützte, ohne die Ruhe der benachbarten Staaten zu gefährden[40]). Die Communication des Herzogthums mit ſeinen ſächſiſchen Erblanden erleichterte dem Könige Friedrich Auguſt die freie Benutzung einer Militairſtraße durch Preußen. Von der Verfaſſung des neugeſchaffenen Staates wurden ihm größere Rechte zugeſtanden, als die bisherigen Könige von Polen gehabt hatten. Die herzogliche Krone ward erblich in der Perſon Friedrich Auguſt's, ſeiner Erben und Nachfolger, nach der im ſächſiſchen Hauſe eingeführten Erbfolgeordnung. Ihm gehörten die Functionen der vollziehenden Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung, ſowie die Initiative der Geſetze. Er konnte willkürlich einen Theil ſeiner Gewalt einem Vicekönige übertragen, oder einen Präſidenten des Miniſteriums ernennen. Er berief, prorogirte und vertagte die Verſammlung des allgemeinen Reichstages, ſo auch die Landtage und Gemeindeverſammlungen. Die im Verhältniſſe zu den nöthigen Ausgaben unbedeutenden Güter der herzoglichen Krone beſtanden in einem jährlichen Einkommen von ſieben Millionen polniſchen Gulden (ungefähr 4 Gr. oder 18 Kreuzer), halb auf Landgüter und Domainen, halb auf den öffentlichen Schatz angewieſen, und in dem königlichen Palaſte und ſächſiſchen Palais zu Warſchau. Die Leibeigenſchaft ward abgeſchafft und jeder Bürger dem andern vor dem Geſetze völlig gleichgeſtellt. Staatsreligion war die katholiſche, neben welcher aber alle andern Confeſſionen geduldet wurden. Der Code Napoléon ward als Civilgeſetzbuch für das neue Herzogthum und die bewaffnete Macht deſſelben auf 30,000 Mann beſtimmt. Friedrich Auguſt durfte einen Theil der Truppen des Herzogthums nach Sachſen ziehen und ſie durch eine gleiche Anzahl ſächſiſcher Krieger erſetzen. Seinem Bevollmächtigten, dem ſächſiſchen Commiſſar Grafen Gutekowsky, übergab der Generalintendant der franzöſiſchen Armee, Daru, am 17. Sept. 1807 den Civilbeſitz des Herzogthums Warſchau, zu deſſen Organiſation der ſächſiſche Miniſter Graf von Schönfeld kurz vor der Ankunft Friedrich Auguſt's in Warſchau die nöthigen Anſtalten traf. Er veröffentlichte die am 23. Sept. 1807 datirte Proclamation Friedrich Auguſt's an die Bewohner von Warſchau[41]) und ernannte den neuen Staatsrath unter dem Vorſitze des Marſchalls Malachowsky. In Bezug auf die ehemaligen preußiſchen Beamten erklärte Friedrich Auguſt[42]), daß ſie, in Folge der neuen Conſtitution, in ſofern ſie nicht Bürger des Herzogthums Warſchau wären, auf keine Wiederanſtellung rechnen könnten. Ernſtlich beſchäftigte er ſich mit der Organiſation des neuen Staats, als er am 11. Nov. 1807 eintraf.

Von großer Wichtigkeit, nicht blos für die Regulirung der militairiſchen Durchmärſche, ſondern auch für den ſächſiſchen Handel, war eine Convention, welche zu Elbing am 13. Oct. 1807 die Communicationsſtraße zwiſchen Sachſen und Warſchau, nach Maßgabe des Friedens zu Tilſit, näher beſtimmte[43]). Abgeſchloſſen ward dieſer Vertrag von dem Marſchall Soult, als franzöſiſchem Bevollmächtigten, und von dem General von York und dem Oberſtlieutenant Grafen von Dönhoff als preußiſchen Abgeordneten.

Es geſchah auf Napoleon's Veranlaſſung, den die politiſche Kriſis im Sommer des Jahres 1808 und die

36) ſ. Winkopp, Der Rheinbund ꝛc. 1807. 11. St. S. 316. 37) ſ. Pölitz, Statiſtik des Königreichs Sachſen. S. 261 fg. 38) ſ. Crome's und Jaup's Germanien. 2. Bd. 1. Heft. S. 70 fg. 39) ſ. Pölitz, Statiſtik von Sachſen. S. 284 fg. Seinen Namen erhielt jener Orden von dem alten Wappen der Herzoge von Sachſen, von den über fünf ſchwarze Querbalken im goldenen Felde ſchräg hinlaufenden kronenähnlichen Reifen, die man einen Rautenkranz zu nennen pflegte. Eine in alten Chroniken aufbewahrte Sage erzählt nämlich: Als der Herzog Bernhard von Sachſen 1181 vor dem Kaiſer Friedrich I. erſchienen, habe dieſer einen Rautenkranz, mit dem er der Sonnenhitze wegen ſein Haupt bedeckt, herabgenommen, ihn über den Schild des Herzogs mit den askaniſchen ſchwarzen und goldenen Balken gehängt und ihn demſelben zum Wappen beſtimmt. 40) Vgl. Politiſches Journal. 1807. September. J. D. Voß, Die Zeiten. 1808. December. S. 314 fg.

41) ſ. Allgem. Zeitung. 1807. Nr. 296. S. 1184. 42) ſ. ebendaſ. 1807. S. 288. 1151 fg. 43) ſ. ebendaſ. 1808. Nr. 55. Winkopp, Der rheiniſche Bund. 1808. April. S. 37 fg.

Digitized by Google

Kriegsrüſtungen Öſterreichs beſorgt machten, als Friedrich Auguſt ſeine Truppen in zwei Lager, bei Pirna und Bautzen, zuſammenzog. Sie kehrten indeſſen bald wieder in ihre Standquartiere zurück, nachdem Napoleon mit dem Kaiſer Alexander von Rußland zu Erfurt am 27. Sept. 1808 eine feierliche Zuſammenkunft gehabt hatte. Die angeſehenſten Fürſten des Rheinbundes erſchienen auf jenem Congreſſe. Mit ihnen ſetzte ſich Napoleon auf einen Fuß, der ihm für den Fall eines ausbrechenden Krieges mit Öſterreich die gewünſchten Mittel an die Hand gab. Der Kampf ward dadurch nur verzögert, doch nicht aufgehoben. Bereits im Frühjahre 1809 eröffnete Öſterreich, um ſeinen ehemaligen Einfluß auf Teutſchland und Italien wiederherzuſtellen, den Krieg gegen Frankreich und die Fürſten des Rheinbundes. Im März drangen die öſterreichiſchen Heeresmaſſen in Baiern und in das Herzogthum Warſchau ein. Friedrich Auguſt erklärte hierauf, zugleich mit den meiſten Fürſten des Rheinbundes, den Krieg gegen Öſterreich. Er ſtellte ſeine Truppen unter den Oberbefehl Bernadotte's, des damaligen Fürſten von Ponte Corvo und nachherigen Königs von Schweden. Das ſächſiſche Contingent bewährte ſeine frühere Tapferkeit in dem Gefechte bei Linz und in der Schlacht bei Wagram [44]). Gegen 12,000 Mann, theils Polen, theils Sachſen, ſtanden unter dem Befehle des Fürſten Poniatowsky, als der Erzherzog Ferdinand im April 1809 mit 30,000 Öſterreichern von Galizien aus in dem Herzogthume Warſchau vordrang. Der Muth, den jene Truppen in dem Treffen bei Raszyn bewieſen, erlag der feindlichen Übermacht. Poniatowsky mußte die Stadt Warſchau durch Capitulation dem Erzherzoge überlaſſen [45]). Der Vortheil, den die öſterreichiſchen Waffen errungen, war jedoch von keiner Dauer. Poniatowsky's Einfall in Galizien rief die dortigen Polen zu den Waffen. Nach manchen erlittenen Verluſten mußten die Öſterreicher Warſchau und Polen wieder räumen. Napoleon's entſcheidender Sieg bei Wagram führte einen Waffenſtillſtand und ſpäter, am 14. Oct., den wiener Frieden herbei.

Während dieſer Vorgänge hatte Friedrich Auguſt Sachſen verlaſſen, wo ihm nur eine geringe Heeresmacht zu Gebote ſtand, die ſein Land nicht hinreichend decken konnte. Überdies drohte ihm Gefahr durch die Nähe der böhmiſchen Grenze. In Frankfurt am Main ſuchte er Sicherheit für ſich und die Seinigen. Er verweilte dort vom 18. Juni bis zum 8. Auguſt. Seine Erblande waren, trotz der Entfernung vom eigentlichen Kriegsſchauplatze, doch nicht von feindlichen Streifzügen und andern Drangſalen verſchont geblieben. Unterſtützt durch engliſche Subſidien drang der kühne Herzog von Braunſchweig-Öls mit einem Häuflein tapferer Männer in Böhmen, und mit zwei öſterreichiſchen Heeresabtheilungen gegen Nordteutſchland vor, um ſeine von Napoleon ihm entriſſenen Erblande mit gewaffneter Hand wieder zu erobern. Mit den Truppen, die er in Leipzig und Dresden angeworben, erzwang er ſich Lieferungen, und ſchlug ſich mit ſeinen Anhängern bis nach Elsfleth durch, wo er ſich nach England einſchiffte [46]). Einen ähnlichen, ebenſo abenteuerlichen Zug im Geiſte eines Parteigängers, unternahm der preußiſche Major Ferdinand von Schill [47]) nach Wittenberg, von wo er ſich aber bei den dort getroffenen Vertheidigungsanſtalten über die Elbe zurückziehen mußte und nach mehren vereitelten Planen zu Stralſund im ungleichen Kampfe fiel.

In dem von Öſterreich mit großen Opfern erkauften wiener Frieden, den der Fürſt Johann von Lichtenſtein und der Graf Champagny am 14. Oct. 1809 unterzeichnet hatten, erhielt Friedrich Auguſt von Napoleon für die ihm bewieſene treue Anhänglichkeit [48]) das von Öſterreich abgetretene Weſtgalizien, den zamosker Kreis in Oſtgalizien und die Stadt Krakau mit einem dazu gehörigen Bezirke. Die wichtigen Salzwerke von Wieliczka blieben im gemeinſchaftlichen Beſitze Öſterreichs und des Herzogthums Warſchau, das durch jenen Länderzuwachs bis gegen 920 Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern vergrößert und in vier neue Departements getheilt worden war. Dieſe Erwerbungen beſchwichtigten indeſſen den im Innern des Herzogthums zehrenden Mangel nicht. Die Staatsbedürfniſſe waren ſo geſtiegen, daß Friedrich Auguſt ſich genöthigt ſah, am 1. Dec. 1810 ein Papiergeld zu neun Millionen polniſcher Gulden zu ſtiften, und im folgenden Jahre (1811) eine Anleihe von 12 Millionen Francs für Warſchau aufzunehmen. Einen Zufluß erhielten Friedrich Auguſt's Einkünfte, als ihm nach Auflöſung des teutſchen Ordens am 24. April 1809 die Ballei Thüringen zufiel, über die er ſchon früher die Oberhoheit ausgeübt hatte. Späterhin (1811) nahm er auch die in den Niederlanden gelegenen Ordensgüter Friedland und Schenkendorf in Beſitz, deren Einkünfte ſeitdem in die ſächſiſche Kammer floſſen. Er gerieth jedoch darüber in mehre Mishelligkeiten mit Preußen, die erſt in der allgemeinen politiſchen Umwälzung des Jahres 1813 völlig beſeitigt wurden.

Zu den vielen theils angeſtammten, theils neu geſchaffenen Königen und Fürſten, die dem Kaiſer Napoleon zu Paris einen Beſuch abſtatteten, gehörte auch Friedrich Auguſt. Er kam dort am 1. Nov. 1809 an, und fand die ehrenvollſte Aufnahme und gebührende Bewunderung der Franzoſen. Am 24. Dec. kehrte er wieder nach Dresden zurück. In jene Zeit fiel die Trennung Napoleon's von ſeiner Gemahlin Joſephine, die den Grundſtein zu der Bahn ſeines Glücks und ſeiner Größe gelegt.

44) ſ. Europens Palingeneſie. 2. Th. S. 158 fg. (Gefecht bei Linz.) 3. Th. S. 9 fg. (Schlacht bei Wagram.) 45) ſ. Politiſches Journal. Mai. 1809. S. 527 fg. Europens Palingeneſie. 2. Th. S. 27 fg. 216 fg.

46) ſ. Skizze einer Lebensbeſchreibung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Öls. (Braunſchweig 1814.) J. L. Römer, Herzog Friedrich Wilhelm als Menſch u. ſ. w. (Ebendaſ. 1815.) (K. Venturini) Ehre und Wahrheit für Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig. (Leipzig 1816.) 47) Vgl. Haken, F. v. Schill, eine Lebensbeſchreibung nach Originalpapieren. (Leipzig 1824.) 2 Bde. H. Döring, F. v. Schill. Ein biographiſches Denkmal. (Leipzig 1838.) 48) In dem Mémorial de St. Helène, par *Las Casas*. Tom. IV. p. 37 findet ſich die merkwürdige Äußerung Napoleon's über Friedrich Auguſt: „Le plus honnête homme, qui ait jamais tenu un sceptre, le bon roi de Saxe me demeura fidèle jusqu'à extinction."

Digitized by Google

Von ſeiner Verbindung mit der Erzherzogin Marie Louiſe von Öſterreich, der Tochter Franz I., hofften manche damalige Politiker eine mehrjährige Dauer des Friedens. Sie täuſchten ſich jedoch hierin. Am übelſten war Friedrich Auguſt daran, deſſen Lande von Napoleon's militairiſchen Planen fortwährend durchkreuzt wurden. Er ſchien Sachſen in einen völligen Waffenplatz umwandeln zu wollen. Die dortigen Feſtungen entſprachen nicht ſeinen Wünſchen. Wittenberg ſchien dem franzöſiſchen Kaiſer ein zu dieſem Behufe vorzüglich geeigneter Platz. Der franzöſiſche Geſandte in Dresden, Bourgoing, fand indeſſen bei der nähern Beſichtigung an der Lage des Orts manches auszuſetzen, weshalb endlich Torgau zur künftigen Feſtung Sachſens beſtimmt ward. Der Bau dieſer Feſtung, der 5 bis 6 Millionen Thlr. koſtete und die mit der neuen Organiſation des ſächſiſchen Heeres verbundenen Koſten erſchöpften das Land ſo völlig, daß Friedrich Auguſt zu einer neuen Vermehrung des Papiergeldes und zur Eröffnung einer ſtändiſchen Anleihe ſich genöthigt ſah. Nachtheilig für ſein Land, beſonders für Leipzigs Handel, wirkte die Strenge, womit Napoleon ſein Continentalſyſtem ausübte. Mit Schmerz ſah Friedrich Auguſt überall Noth und Mangel, den frühern Wohlſtand ſeiner Unterthanen für immer zu Grunde gerichtet. Trotz der von den ſächſiſchen Landſtänden im J. 1811 verwilligten Summe von 30 Millionen Thalern befand ſich Sachſen faſt außer Stande, die geſteigerten Bedürfniſſe des Staatshaushalts und beſonders die endloſen und übertriebenen Foderungen von franzöſiſcher Seite zu befriedigen. Einen furchtbaren Grad erreichte der Druck des Landes in den Jahren 1812—1813, wo es die kaum zu erſchwingenden Einquartierungs- und Verpflegungskoſten für die fremden Truppen tragen mußte, und ſich allen Stürmen des franzöſiſch-ruſſiſchen Krieges preisgegeben ſah. An Preußen und Öſterreich hatte Napoleon im Februar und März 1812 Bundesgenoſſen gefunden, die ſich bereit zeigten, ihn zu unterſtützen, als er ſich zum Kampfe gegen Rußland rüſtete. Die wirkliche Geſinnung jener beiden Mächte gegen ihn kannte er damals noch nicht, oder wollte ſie nicht kennen, um nicht zu ungelegener Zeit zu einem Bruche mit ihnen genöthigt zu ſein. Der Treue Preußens ſuchte er ſich dadurch zu verſichern, daß er dieſer Macht für den Fall einer glücklichen Beendigung des Krieges mit Rußland eine Gebietsvergrößerung verſprach.

Die beiden Monarchen, die ihm ſeine kühnen Plane ſollten ausführen helfen, fand Napoleon in Dresden, wo er im Mai 1812 mit ſeiner Gemahlin eintraf. Seinem Schwiegervater, dem Kaiſer Franz, war dorthin auch am 26. Mai Friedrich Wilhelm III. mit dem damaligen Kronprinzen, jetzt regierenden Könige von Preußen, gefolgt. Noch lebt unter Dresdens Bewohnern die Erinnerung an jene glänzende Zuſammenkunft. Friedrich Auguſt empfing ſeine Gäſte auf die herzlichſte Weiſe und zeigte ſich als ein freundlicher und zuvorkommender Wirth. Mit ganz beſonderer Achtung ward er von Napoleon ausgezeichnet, der aber auch ihm, wie dem Kaiſer von Öſterreich und dem Könige von Preußen, die Nothwendigkeit des Kampfes gegen Rußland aufs Dringendſte darlegte. Ermuthigt durch den Beitritt der Polen, die ihre letzten, faſt erſchöpften Kräfte zur Theilnahme an einem Kampfe aufopferten, von dem ſie Befreiung für ſich ſelbſt hofften, erklärte Napoleon am 22. Juni 1812 Krieg gegen Rußland und die Eröffnung des zweiten polniſchen Krieges. Auch der größte Theil der ſächſiſchen Heeresmacht nahm an dem Kampfe gegen die Ruſſen Theil. Mit Auszeichnung fochten die Sachſen beſonders in der furchtbaren Schlacht an der Moskwa. Aus dem gehofften Überfluſſe der Winterquartiere in Moskau ſchleuderte aber der unſelige Brand dieſer Stadt die Sieger auf die ſtarren weiten Eisgefilde Rußlands, und gab ſie dort dem doppelten Schrecken der Kälte und des Hungers preis. Aus dem Lande, das ſeine Macht für immer vernichtet zu haben ſchien, kehrte Napoleon auf einen Tag zu ſeinem königlichen Freunde in Dresden zurück, wo er keine Überredung ſparte, ihn zu feſtem Beharren an ihm aufzufodern. Dies ſchien um ſo nöthiger, da im Februar 1813 zwiſchen Rußland und Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich geſchloſſen worden war. Friedrich Wilhelm III. hatte jenen Vertrag am 28. Febr. 1813 unterzeichnet. Am 16. März erklärte er Frankreich den Krieg.

Bereits im Februar hatte Friedrich Auguſt Dresden verlaſſen und ſich nach Plauen, dann nach Regensburg, ſpäter nach Linz und zuletzt nach Prag begeben. Dem franzöſiſchen Kaiſer bewies er noch immer die treueſte Anhänglichkeit. Seinem Dankbarkeitsgefühle gegen Napoleon hatte er wol ſchon hinlänglich Genüge geleiſtet, ſo mächtig es auch noch immer in ſeinem Herzen ſprach, als er in Berlin zu Herrn von Gagern ſich über den franzöſiſchen Kaiſer mit den Worten äußerte: „Zwei Mal ſtand es in der Hand dieſes mächtigen Mannes, mich zu verderben, und er that es nicht. Deſſen werde ich immerdar eingedenk ſein." Wie feſt er noch immer, unter den für Napoleon ſich immer drohender geſtaltenden politiſchen Verhältniſſen auf des kühnen Eroberers Glück baute, und durch ein fortdauerndes Zuſammenhalten mit demſelben ſeines Landes und ſeiner Unterthanen Wohl zu begründen hoffte, geht aus einem Patente hervor, das er kurz vor ſeiner Abreiſe nach Plauen am 23. Febr. 1813 erlaſſen hatte. Friedrich Auguſt ſpricht darin ſeine damalige politiſche Überzeugung und ſeine Anſichten von dem Kriege unumwunden aus. Erwähnenswerth iſt dies Document ſchon deshalb, weil es einen denkwürdigen Schritt in des Königs Leben bezeichnet.

„Durch die Zeitereigniſſe," ſchreibt er, „ſehen Wir Uns genöthigt, Unſere Hauptſtadt zu verlaſſen, und Uns nach einem andern Theile Unſerer Lande zu begeben, wo Wir, ſo lange die Umſtände es erfodern und geſtatten, Uns aufzuhalten gedenken. Dem politiſchen Syſteme, welchem Wir ſeit ſechs Jahren Uns angeſchloſſen haben, verdankt der Staat allein in dieſem Zeitraume ſeine Erhaltung unter den drohendſten Gefahren. Treu Unſern Bundesverpflichtungen vertrauen Wir auch dermalen auf den glücklichen Erfolg, welchen Uns, wenn auch Unſere auf Herſtellung des Friedens gerichteten Wünſche noch zur Zeit unerfüllt bleiben ſollten, die mächtige Unterſtützung Unſers großen Alliirten, der thätige Beiſtand der verbün-

Digitized by Google

deten Mächte und die erprobte Tapferkeit Unſerer, mit Ruhm bedeckten Krieger im Kampfe für das Vaterland verſpricht. Unſere geliebten Unterthanen werden Uns durch Treue, Ausdauer und Ruhe die Uns ſo innig am Herzen liegenden Zwecke, den der möglichſten Abwendung und Erleichterung der Übel des Krieges, ſowie den Unſerer baldigen Wiedervereinigung mit ihnen, am ſicherſten befördern. In dem 45jährigen Zeitraume Unſerer Regierung haben Wir unter dem Wechſel der Ereigniſſe die Wohlfahrt des Landes und das Beſte Unſerer Unterthanen zum einzigen Gegenſtande Unſerer Beſtrebungen gemacht, und für alle Sorgen in dem ſich immer gleich gebliebenen Vertrauen und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit Unſeres Volkes die erwünſchteſte Belohnung gefunden. Wir ſind gewiß, von dieſen Geſinnungen, die ſich in der Zeit der Prüfung am rühmlichſten bewähren, auch jetzt fortwährend neue Beweiſe zu erhalten, und ſo hoffen Wir unter Gottes Beiſtand bald zu den Unſrigen zurückkehren und für ihr dauerndes Wohl, nach Unſerer beſten Erkenntniß, ferner zu wirken. Alle Landesbehörden verbleiben bei Unſerer Abweſenheit in ihrer verfaſſungsmäßigen Wirkſamkeit. Die Fürſorge für das Beſte des Landes in allen durch den Kriegszuſtand herbeigeführten Vorfällen und Verhältniſſen haben Wir einer allhier (zu Dresden) niedergeſetzten Immediatcommiſſion übertragen, an welche alle Obrigkeiten und Unterthanen Unſeres Königreichs in den erwähnten Angelegenheiten ſich zu wenden und deren Anwendung zu befolgen haben. Wir ermahnen nochmals Unſere getreuen Unterthanen durch ein ruhiges, ordnungsmäßiges und mit Unſern, das wahre Beſte des Vaterlandes unverrückt bezweckenden Geſinnungen und Abſichten übereinſtimmendes Verhalten den alten Ruhm des ſächſiſchen Volkes zu behaupten."

Am 12. Mai 1813 war Friedrich Auguſt in ſeine Reſidenz zurückgekehrt; durch ſeine Politik zu einem Kampfe gezwungen zu ſein, der mit ihrer Überzeugung durchaus nicht harmonirte, war für die Sachſen höchſt ſchmerzlich. Die Verhandlungen mit Öſterreich, in Folge deren Friedrich Auguſt dem von dieſer Macht behaupteten Syſteme einer bewaffneten Neutralität beitreten wollte, hatten ſich wieder zerſchlagen durch Öſterreichs Beitritt zum Kampfe der Verbündeten gegen Frankreich. Vielleicht wäre auch für Sachſen ein ſolches Syſtem nicht ausführbar geweſen. Dann und wann mochten wol Zweifel in Friedrich Auguſt aufgeſtiegen und ſeine Ausdauer ſchwankend geworden ſein. Es war am 5. Mai, einem merkwürdigen Tage, weil es ſein nachheriger Todestag war, als Friedrich Auguſt, noch ununterrichtet von der Schlacht bei Lützen, dem General Thielmann die ſchriftliche Weiſung gegeben hatte: Torgau auch dann nicht für Frankreich zu öffnen, wenn das Waffenglück die Franzoſen wieder an das Ufer der Elbe führen ſollte. Vergebens auf eine beſtimmende Antwort von Öſterreich wartend, befand ſich Friedrich Auguſt in der peinlichſten Verlegenheit, welche Partei er ergreifen ſollte. Der Herzog von Weimar hatte ihm in einem Briefe Napoleon's Durchreiſe und zugleich ſeine Äußerungen über Sachſen mitgetheilt. „Ich will," hatte Napoleon geſprochen, „daß der König ſich erkläre. Ich werde dann wiſſen, was ich zu thun habe. Iſt er gegen mich, ſo wird er Alles, was er hat, verlieren." Drei Tage nachher empfing Friedrich Auguſt durch den franzöſiſchen Geſandten, Baron Serra, ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's, worin unter ziemlich verſtändlichen Drohungen die ſofortige Vereinigung der in Böhmen ſtehenden ſächſiſchen Truppen mit der franzöſiſchen Heeresmacht gefodert ward. Immer peinlicher geſtaltete ſich Friedrich Auguſt's Lage. Er wollte ſeine Erklärung bis zur Ankunft des öſterreichiſchen Geſandten zurückhalten, die ſich jedoch unerwartet verſpätete. In Unruhe verſetzte ihn die von Napoleon an die leipziger Deputation gerichtete drohende Erklärung über das Schickſal, welches Sachſen zu erwarten habe. Geſchildert ward ihm zugleich des Kaiſers Entrüſtung über die von Thielmann dem Marſchall Ney verweigerte Öffnung der Thore Torgau's, und beſonders über die von Thielmann geſchehene Erwähnung eines zwiſchen Öſterreich und Sachſen geſchloſſenen Bündniſſes. Friedrich Auguſt hatte für ſein Land Alles zu fürchten. Den Verbündeten glaubte er vor der Hand von keinem ſonderlichen Nutzen ſein zu können. Er fügte ſich daher dem Drange der Umſtände und entſchloß ſich zur Nachgiebigkeit. In einem Briefe an Thielmann meldete er: „daß er ſich bewogen finde, dem neuerlichen Verlangen des Kaiſers von Frankreich gemäß, die Feſtung Torgau und deren Beſatzung den Befehlen des anderweitig zum Commandanten des ſiebenten Armeecorps beſtimmten General Reynier zu übergeben; Thielmann ſolle ſich mithin hiernach, ohne Berückſichtigung der ihm ſeither unter der Beziehung auf ein Einverſtändniß mit Öſterreich ertheilten Befehle, achten und mit Reynier ſich darüber vereinigen, welcher Theil der Garniſon zum Dienſte in der Feſtung verbleiben, und welcher zur Bildung des ſiebenten Armeecorps herausgehoben werden ſolle." Thielmann öffnete demnach Torgau, verließ aber, um zu zeigen, daß er mit dieſem Schritte durchaus nicht einverſtanden ſei, bald nachher den ſächſiſchen Dienſt und ward Generaladjutant und Generallieutenant bei dem Kaiſer von Rußland.

Immer dichter hatten ſich die Stürme der politiſchen Ereigniſſe um Friedrich Auguſt's Haupt zuſammengedrängt und foderten dringend ſeine bisher verzögerte Entſcheidung. Nur zwei Stunden Bedenkzeit waren ihm hierzu geſtattet, und den Rath des öſterreichiſchen Hofes einzuholen daher unmöglich. Sein redlicher Sinn feſſelte ihn an die Verpflichtungen als Mitglied des Rheinbundes, von welchem ſich, außer Mecklenburg, bisher noch kein teutſcher Staat losgeſagt hatte. In dieſer rathloſen Lage blieb ihm faſt keine andere Wahl, als nach Dresden zurückzukehren, wo er, wie bereits erwähnt, am 12. Mai eingetroffen war. Er unterließ nicht, den Kaiſer von Öſterreich von dieſem Schritte zu benachrichtigen. Seine Reſidenz ward der Mittelpunkt der franzöſiſchen Operationen. Auf Dresden ſtützte ſich Napoleon im Bewußtſein der Wichtigkeit. Er hatte die Stadt, ſoviel die Zeit es geſtattete, befeſtigen und mit Verſchanzungen und Palliſaden umgeben laſſen. So gerüſtet, erwartete er die Verbündeten, die am 26. Aug. in ſechs Heeresabtheilungen anrückten. Seine Worte

Digitized by Google

entflammten den Muth der vereinigten Franzoſen und Sachſen. Die letztern thaten ſich beſonders bei der Vertheidigung Dresdens rühmlich hervor, vor allen die Regimenter Zaſtrow und die Gardecuiraſſiere, die unerſchrocken bergauf gegen die feindlichen Batterien anſtürmten. Noch ein Mal blieb Napoleon Sieger. Gegen 15,000 Mann geriethen in franzöſiſche Gefangenſchaft, und die Verbündeten zogen ſich nach Böhmen zurück. Die errungenen Vortheile mußte Napoleon jedoch bald mit ſchweren Schickſalsſchlägen büßen. Die Niederlage in der Schlacht bei Groß-Beeren, der Übertritt mehrer ſächſiſcher Regimenter und endlich gar des Königs von Baiern zu den Verbündeten entmuthigten die durch vielfache Hin- und Herzüge längſt erſchöpften franzöſiſchen Truppen. Als in Folge dieſer und vieler anderer für Napoleon ungünſtigen Ereigniſſe die Verbündeten vom Süden und Norden her nach Leipzig vorrückten, fand ſich Napoleon bewogen, Dresden, mit Zurücklaſſung von 30,000 Mann unter dem Marſchall St. Cyr und dem General Lobau, zu verlaſſen und nach Leipzig aufzubrechen, wo er am 14. Oct. mit dem Könige Friedrich Auguſt zuſammentraf. Der entſcheidende Kampf begann. Bekannt iſt, mit welcher Erbitterung und kühnen Todesverachtung von beiden Seiten in der ſogenannten Völkerſchlacht und in den zwei gleichzeitigen Treffen, bei Wachau und bei Möckern, geſtritten ward, bis ſich der Sieg auf die Seite der Verbündeten neigte.

Noch während der Schlacht hatte Friedrich Auguſt die Nachricht erhalten, daß die ſächſiſche Reiterei größtentheils zur Nordarmee übergegangen ſei und daß die Infanterie und Artillerie geneigt ſcheine, dieſem Beiſpiele zu folgen. Seine redliche Geſinnung konnte dies Verfahren, ſelbſt gegen einen in der öffentlichen Meinung geſunkenen Verbündeten nicht billigen. Es erfüllte ihn mit Unwillen und Wehmuth. Als die Schlacht für Napoleon bereits ſo gut als verloren war, gab Friedrich Auguſt noch die würdevolle Erklärung: „ſeine Truppen könnten ihre Anhänglichkeit an ſeine Perſon nicht beſſer an den Tag legen, als durch die genaueſte Erfüllung ihrer Dienſtpflicht; er ſetze übrigens ein unbegrenztes Vertrauen in ihre Treue." Deſſenungeachtet ging noch am 18. Oct. Nachmittags die ſächſiſche Infanterie und Artillerie zwiſchen Paunsdorf und Sellerhauſen zu den Verbündeten über. Als mit dem Anbruche der Nacht das beſiegte franzöſiſche Heer ſeinen Rückzug antrat, richtete Napoleon an Friedrich Auguſt die ſchriftliche Anfrage: ob er ſeinem Hauptquartiere nach Erfurt folgen wolle, wo er in dem franzöſiſchen Heere völlige Sicherheit für ſeine Perſon zu erwarten habe. Friedrich Auguſt aber erwiederte mit Beſtimmtheit: „er werde in Leipzig bleiben, und der Großmuth und Gerechtigkeit der verbündeten Monarchen ſich überlaſſen." Am 19. Oct. ehrte ihn Napoleon durch einen perſönlichen Beſuch und lud ihn ein, ihn nach Weißenfels zu begleiten und von dort aus mit den Verbündeten Unterhandlungen anzuknüpfen. Friedrich Auguſt blieb aber bei ſeiner frühern Erklärung, worauf ihn Napoleon aller weitern Verpflichtung gegen ihn entband.

Von dem Kronprinzen von Schweden, der ihn nach der Einnahme von Leipzig beſuchte, empfing Friedrich Auguſt die freundſchaftlichſten Verſicherungen. Ein Augenzeuge erzählt [49]): der Kronprinz ſei auf die Meldung, daß der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen zum Grimmaiſchen Thore hereingeritten wären, aus dem Zimmer geeilt, und Friedrich Auguſt ihm die Treppe hinunter nachgefolgt. Als der Kronprinz von Schweden aus dem Hauſe des Königs trat, kamen eben Alexander und Friedrich Wilhelm III. vorüber geritten. Der ruſſiſche Kaiſer ſtieg ſogleich vom Pferde, als er den Kronprinzen bemerkte. Friedrich Auguſt war dem Letztern bis zur Thüre des Hauſes gefolgt, wo er ſtehen blieb, weil er es nicht für ſchicklich hielt, das Geſpräch des Kaiſers mit dem Kronprinzen zu unterbrechen. Als daſſelbe zu Ende war, drehte ſich Alexander ſchnell um, beſtieg ſein Pferd und ritt über den Markt der Hauptſtraße zu. Auch Friedrich Wilhelm III. entfernte ſich faſt gleichzeitig. Vergebens ſandte ſpäterhin Friedrich Auguſt ſeinen Generaladjutanten zu den beiden Monarchen und ließ um Erlaubniß bitten, ſeinen Beſuch abzuſtatten. Ebenſo erfolglos blieben ſeine weitern Schritte und Briefe. Durch den Geheimen Rath von Anſtetten ward ihm noch an demſelben Tage gemeldet, „daß der Kaiſer Alexander ihn als ſeinen Gefangenen betrachte, und daß eine perſönliche Zuſammenkunft beiden Theilen nur unangenehm ſein würde." Schon früher hatten die ſächſiſchen Garden vor Friedrich Auguſt's Wohnung, durch ruſſiſche Truppen abgelöſt, das Gewehr ſtrecken müſſen. Seine Gemahlin erhielt zwar von dem Kaiſer Alexander einen Beſuch, doch konnte ſie ihn nicht zu dem Entſchluſſe vermögen, den König zu ſehen und zu ſprechen. Der Beſchluß der verbündeten Mächte wies ihm Berlin zu ſeinem Aufenthalte an. Dorthin begab er ſich am 23. Oct. 1813 mit ſeiner Gemahlin und Tochter, begleitet von dem Cabinetsminiſter Grafen von Einſiedel, unter ruſſiſcher Escorte, nachdem er vergebens den Wunſch geäußert, in ſeinen eigenen Landen ſich einen Aufenthaltsort wählen zu dürfen.

Beunruhigend war für ihn in ſeinen neuen Verhältniſſen ein vielverbreitetes Gerücht, das von einer bevorſtehenden gänzlichen Abtretung Sachſens an Preußen ſprach und ihm wegen ſeiner eignen Zukunft manche Beſorgniſſe erregte. Um darüber zu einer Art von Gewißheit zu gelangen, ließ es Friedrich Auguſt an thätigen Schritten nicht fehlen. Er ſandte den Generalmajor von Watzdorf mit ausgedehnter Vollmacht und drei Schreiben an die verbündeten Monarchen nach Frankfurt am Main. Die ausweichende Antwort, die er von dem Kaiſer Alexander erhielt, lautete: „Sachſen würde in allen Fällen Sachſen bleiben, und er hoffe, Gott werde ihn in Stand ſetzen, im Frieden endlich dem königlichen Hauſe ſeine Freundſchaft und ſeine Theilnahme zu bewähren." Mit Vertrauen kam Friedrich Auguſt dem ruſſiſchen Monarchen entgegen in einem vom 24. Dec. 1813 datirten Schreiben, worin er für ſeinen Neffen, den Prinzen Friedrich, die Erlaubniß nachſuchte, dem Feldzuge beiwohnen zu dürfen. In einem ſpätern Briefe erbot er ſich, die Feſtung Kö-

49) Im Allgem. Anzeiger der Teutſchen. 1827. Nr. 342.

nigſtein, unter gewiſſen Bedingungen, den verbündeten Monarchen einzuräumen. Auch ſprach er den Wunſch aus, den ſächſiſchen Geſandten zu Paris aus ſeiner diplomatiſchen Stellung abzurufen. Auf alle dieſe Anerbietungen erfolgte keine Antwort. Er ertrug ſein Schickſal mit ſtiller Ergebung und mit liebevoller Behandlung ſeiner nächſten Umgebungen. Dadurch gewann er allgemeine Achtung und Verehrung. Sie ward ihm namentlich von den preußiſchen Prinzen gezollt, die ihn mehrmals beſuchten, auch nachdem er ſeinen bisherigen Aufenthalt in Berlin im Sommer 1814 mit dem Schloſſe Friedrichsfelde vertauſcht hatte.

Sein einſames Familienleben erheiterte mancher Beweis aufrichtiger Liebe ſeiner in Sachſen zurückgebliebenen Staatsbeamten, die in der Perſon des ruſſiſchen Fürſten Repnin einen Generalgouverneur erhalten hatten. Er tröſtete ſie über manche Maßregeln, die er nicht gutheißen konnte, und ſchwieg über manche Anmaßungen, in der gewiſſen Vorausſetzung, daß der Kaiſer Alerander ſie ſchwerlich billigen werde. Im Allgemeinen beruhigte er ſich durch das von den verbündeten Monarchen ihm gegebene Verſprechen in Bezug auf die Erhaltung der Integrität ſeiner Staaten. Eine entſchiedene Wendung der Dinge, meinte er, könne nicht lange ausbleiben. Ebenſo überzeugt war er, daß etwanige Umtriebe und Kunſtgriffe ſchwerlich ſein Volk von ihm abwendig machen und ihm deſſen Liebe und Anhänglichkeit entziehen könnten. Immer nährte er in denen, die ihm treu geblieben, die ſchmeichelnde Hoffnung, den unvergeßlichen Landesvater, von deſſen Weisheit ſie mit Grund die Heilung ihrer Wunden hofften, bald wieder in ihrer Mitte zu ſehen. Dieſe Idee harmonirte jedoch nicht mit den Anſichten des ruſſiſchen Gouvernements, das die Anhänglichkeit der Sachſen an ihren König gewaltſam zu unterdrücken ſuchte. Einen faſt allgemein ausgeſprochenen Wunſch erfüllten daher die verſchiedenen Stände des Landes, als ſie im Mai 1814 zu Leipzig zuſammentraten, um ſowol über ihr eigenes Intereſſe, als auch über die zweckmäßigſten Schritte zur Rückkehr des Königs ſich zu berathſchlagen. Sie wurden jedoch durch den ruſſiſchen Generalpolizeidirector von Roſen in dem Vorhaben gehindert, eine Deputation an die verbündeten Monarchen abzuſenden. Ungeachtet dieſer und ähnlicher Schritte, die das ruſſiſche Gouvernement als „aufrühriſche Bewegungen bezeichnete, und mit der Herbeiziehung eines ruſſiſchen Armeecorps von 60,000 Mann drohete,“ wurden von Seiten der ſächſiſchen Viertelsmeiſter und Stadtrepräſentanten, ſo auch von der Ritterſchaft, dem Heere und den Ständen, Adreſſen für die baldige Heimkehr des Königs und die Erhaltung der Selbſtändigkeit Sachſens erlaſſen.

Der geringe Erfolg, den alle ſeine bisherigen Schritte gehabt, nöthigte den König Friedrich Auguſt zum Entwurf einer Art von Denkſchrift, in welcher er ſeine politiſche Handlungsweiſe ſeit dem Jahre 1807 vor den verbündeten Monarchen zu rechtfertigen ſuchte. Auf das Verhalten des ſächſiſchen Cabinets in jener Zeit gründete er den Beweis, „daß er als Souverain und als Mitglied des teutſchen Staatenvereins fortwährend der Dankbarkeit ſeines Volks und dem Vertrauen der andern Mächte nachgeſtrebt habe; daß, in der franzöſiſchen Epoche, er nur dem Drange der Umſtände gewichen ſei, unbeſchadet der ihm ſtets heiligen Grundſätze des Völkerrechts; daß er unter den Rheinbundfürſten die erſten unzweideutigen Schritte gethan, ſich den Verbündeten zu nähern, und nur die Übermacht der Ereigniſſe dieſe Schritte vereitelt habe; daß er, ohne den verbündeten Monarchen jemals als directer Feind zu begegnen, ihnen nur in ſofern militairiſche Kräfte entgegengeſtellt habe, als unauflösliche Bundespflicht es ihm auferlegt, und er die erſten freien Augenblicke ergriffen habe, ihnen entgegen zu kommen; daß er endlich während ſeiner Gefangenſchaft den Monarchen ein unbedingtes Vertrauen an den Tag gelegt, und daß er und ſein Volk, ſowol rückſichtlich der Verſprechen der Verbündeten, als wegen des wohlverſtandenen politiſchen Intereſſes aller Staaten, ein Recht hätten, der unverkürzten Erhaltung Sachſens und ſeiner rechtmäßigen Dynaſtie ſich zu gewärtigen“ [30]).

In der ebenerwähnten Angelegenheit, über welche der Friede zu Paris Nichts entſchieden hatte, erhoben ſich deſto kräftigere Stimmen für Friedrich Auguſt auf dem Congreſſe zu Wien, wenn auch ſeine gerechten Anſprüche hier und da beſtritten wurden, namentlich in England, wo Lord Caſtlereagh einer ſeiner Hauptgegner war. Für Friedrich Auguſt und die Erhaltung ſeines Landes ſprach vorzüglich mit Nachdruck und Umſicht der Herzog von Sachſen-Coburg, der ebendieſe Erhaltung von den allgemeinen Rechtsgrundſätzen abhängig machte. Von Seiten Öſterreichs erklärte der Fürſt Metternich, daß das directe Intereſſe dieſes Staats in vielfacher Hinſicht die Erhaltung Sachſens fodere. Dabei unterließ er nicht, auf die engen Familienverhältniſſe zwiſchen Öſterreich und Sachſen hinzudeuten, und ſchloß mit der Bemerkung, „daß die Ausführung des Plans einer gänzlichen Vereinigung Sachſens mit Preußen von Seiten der teutſchen Mächte Mistrauen gegen Preußen und Anklagen gegen Öſterreich veranlaſſen würde.“ Die Beſorgniſſe Friedrich Auguſt's und vieler ſeiner Unterthanen, daß dieſe durch mehrfache Gerüchte verbreitete Idee realiſirt werden möchte, ſchienen nicht ungegründet. Jeder noch darüber obwaltende Zweifel ſchien durch die Erklärung gehoben, womit Rußland das bisher geführte Gouvernement über Sachſen an Preußen abgab. In dieſer Erklärung hieß es, „daß durch dieſen Schritt die bevorſtehende Verbindung Sachſens mit Preußen eingeleitet und beide Völker gleichſam verbunden werden ſollten; daß ferner der König von Preußen, als künftiger Landesherr, erkläre, wie er nicht geſonnen ſei, Sachſen als eine Provinz ſeinen Staaten einzuverleiben, ſondern mit denſelben unter dem Namen eines Königreichs Sachſen zu vereinigen u. ſ. w.“ In ähnlicher Weiſe äußerte ſich der Fürſt Repnin in einer Bekanntmachung, die er am 8. Nov. 1814 den ſächſiſchen Landſtänden über dieſe Angelegenheit zufertigen ließ.

---

30) Vgl. hierüber und über die ſpätern Schritte Friedrich Auguſt's die Schrift: Der König von Sachſen und ſein Benehmen in den neueſten Zeiten. (Leipzig 1815.)

Digitized by Google

Den Eindruck, den die Nachricht von der bevorſtehenden proviſoriſchen Beſitznahme ſeines Landes durch Preußen auf Friedrich Auguſt machte, ſchildert in ergreifender Weiſe ein Aufſatz, der zugleich über ſeine damalige Lage ein helles Licht verbreitet und in mehrfacher Hinſicht ſeine Denkart charakteriſirt. Der König ließ dieſen, aus Friedrichsfelde vom 4. Nov. 1814 datirten Aufſatz den auf dem wiener Congreſſe verſammelten Mächten durch den Grafen von der Schulenburg mittheilen[51]). „Zu Unſerer tiefen Betrübniß," heißt es darin, „vernehmen Wir, daß von Seite Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zu einer proviſoriſchen Beſitznahme Unſerer ſächſiſchen Lande ſolle vorgeſchritten werden. Unſer feſter Vorſatz, alle und jede Schickſale Unſeres Landes zu theilen, Unſer Vertrauen auf die Gerechtigkeit und den Edelmuth der verbündeten Monarchen, und Unſere Abſicht, ihrer Verbindung beizutreten, ſobald es in Unſerer Willkür ſtehen würde, beſtimmten Uns, nach der Schlacht bei Leipzig die Sieger dort abzuwarten. Das verlangte Gehör ward Uns aber verſagt, und man nöthigte Uns, das Land zu verlaſſen und Uns nach Berlin zu begeben. Se. Majeſtät der Kaiſer von Rußland ließ Uns jedoch zu erkennen geben, daß Unſere Entfernung aus Sachſen nur in militairiſcher Hinſicht nöthig ſei, und Sie foderten Uns zugleich auf, Ihnen ein unbeſchränktes Vertrauen zu widmen. Auch erhielten Wir von JJ. MM., dem Kaiſer von Rußland und dem Könige von Preußen, unverkennbare Beweiſe von Ihrer Freundſchaft und Theilnahme. Wir durften Uns daher der Hoffnung überlaſſen, daß Wir, ſobald die militairiſchen Rückſichten aufgehoben ſein würden, in Unſere Gerechtſame wieder eingeſetzt und Unſerm geliebten Volke zurückgegeben werden würden. Wir konnten eine baldige glückliche Veränderung Unſerer Lage mit deſto größerer Zuverſicht erwarten, da Wir Unſern aufrichtigen Wunſch, zur Herſtellung der Rechte und der Freiheit mitzuwirken, den verbündeten Monarchen auf das Angelegentlichſte zu erkennen gegeben haben, und in jeder Uns möglichen Maße bemüht geweſen waren, Unſere wahre Ergebenheit gegen Ihre Perſonen und Unſere unverſtellte Anhänglichkeit an der Sache, welche der Zweck Ihrer Anſtrengungen war, an den Tag zu legen. Es gereicht Uns daher zum empfindlichſten Schmerze, als nach dem Abſchluſſe des pariſer Friedens Unſere wiederholten Bitten um die unverlängerte Zurückgabe Unſerer Staaten keinen Eingang fanden, und Wir Unſere gerechten Erwartungen getäuſcht, und die Entſcheidung über Unſer und Unſerer Lande theuerſtes Intereſſe bis auf den zu Wien zu haltenden Congreß ausgeſetzt ſahen. Doch weit entfernt, den Gerüchten Glauben beizumeſſen, die ſeit dem pariſer Frieden über das Unſere Lande bedrohende Schickſal ſich zu verbreiten anfingen, ſetzten Wir ein volles Vertrauen in die Gerechtigkeit der verbündeten Monarchen, ob Wir gleich die Urſache der Uns widerfahrenen Behandlung nicht zu erforſchen vermögen. Der große Zweck des ſo glücklich beendigten Krieges iſt die Erhaltung und Befeſtigung der rechtmäßigen Throne geweſen; die dazu verbündeten Mächte haben es in feierlichen Proclamationen mehrmals ausgeſprochen, daß ihre Abſicht nur auf Wiederherſtellung des Rechts und der politiſchen Freiheit von Europa, nicht auf Eroberungen und Vergrößerungen ausgehe. Es iſt Sachſen insbeſondere die Erhaltung ſeiner Integrität auf das Beſtimmteſte zugeſichert worden, und von dieſer macht die Erhaltung ſeines Regentenſtammes, gegen den die Nation ihre fortwährende Anhänglichkeit und ihren einmüthigen Wunſch der Wiedervereinigung mit ihm öffentlich kund gethan hat, einen weſentlichen Beſtandtheil aus. — Wir haben den Gang und die Gründe Unſeres politiſchen Benehmens in der letztvergangenen Zeit den großen Mächten von Europa offen und vollſtändig mitgetheilt. Wir dürfen auch zu dem einſichtsvollen und gerechten Urtheile derſelben das zuverſichtliche Vertrauen hegen, daß ſie die Reinheit Unſerer Abſichten anerkannt, und davon, daß Unſere Theilnahme an dem für Teutſchland unternommenen Kampfe nur durch die Lage Unſerer Lande und durch die Macht der Umſtände behindert worden iſt, ſich überzeugt halten werden. — Die Unverletzlichkeit der auf Unſere angeſtammten, nur durch rechtmäßige Erwerbungen vereinigten Lande Uns und Unſerem Hauſe zuſtehenden Gerechtſame liegt am Tage; die ungeſäumte Wiedereinſetzung in dieſe Gerechtſame iſt eine nothwendige Folge davon. Wir würden Unſeren Pflichten gegen Unſer Haus und gegen Unſer Volk ungetreu werden, wenn Wir den gegen Unſere Lande, im Moment der zu erwartenden gänzlichen Zurückgabe derſelben, beabſichtigten neuen Maßregeln ſtillſchweigend zuſehen wollten. Wir finden Uns daher durch die königl. preußiſcher Seits intendirte proviſoriſche Beſitznahme Unſerer Staaten gedrungen, Unſere heiligen Rechte gegen die Beſitznahme und gegen alle daraus zu ziehenden Folgen auf das Feierlichſte zu verwahren. Wir thun dies hierdurch, unter Unſerer eigenhändigen Unterſchrift, vor dem Congreß zu Wien und im Angeſichte von ganz Europa, und Wir wiederholen daher öffentlich die gegen die verbündeten Monarchen ſchon früher gethane Erklärung, daß Wir in die Abtretung der von Unſeren Ahnherren ererbten Staaten niemals willigen, und zur Annahme eines Äquivalents dafür Uns unter keiner Bedingung verſtehen werden."

Erſt die gemeinſame Gefahr, die ihnen durch Napoleon's Flucht aus Elba drohete, führte unter den verbündeten Mächten, die ſich über Sachſens Schickſal nicht vereinigen konnten, eine Art von Einverſtändniß zurück. Friedrich Auguſt war zum Abſchluß eines Friedens- und Theilungstractats nach Presburg gerufen worden. Die Einladung an ihn erging durch den Kaiſer Franz. Einige ſeiner treueſten Staatsdiener begleiteten ihn, als er am 22. Febr. 1815 aus Friedrichsfelde abreiſte. Er fand in Presburg, wo er am 4. März eintraf, die Fürſten Metternich und Talleyrand, nebſt dem Herzoge von Wellington, die als Abgeordnete des wiener Congreſſes ihn zur Einwilligung in die über ihn gefaßten Beſchlüſſe zu be-

51) Der Aufſatz führt die Überſchrift: Rechtsverwahrung des Königs von Sachſen gegen die königl. preußiſche proviſoriſche Beſitznahme ſeiner Staaten und gegen jede Verfügung über dieſelben.

Digitized by Google

wegen ſuchten. Dagegen erklärte der ſächſiſche Cabinetsminiſter Graf von Einſiedel in einer am 11. März übergebenen Note: „Der König könne die Gültigkeit der von den fünf Congreßmächten aufgeſtellten Territorialabtretung nicht anerkennen. Ohne ſeine Einwilligung könne man nicht über ſeine Rechte verfügen, und ſeine Staaten dürften nicht als ein erobertes Land betrachtet werden. Doch nähme der König die Vermittelung derjenigen Mächte an, die bisher Theilnahme für ihn gezeigt hätten.“ Unterdeſſen hatte Napoleon's Wiederauftreten große Bewegungen auf dem wiener Congreſſe veranlaßt und den Blick von der dort beſprochenen Angelegenheit wieder abgekehrt. Alle weitern Unterhandlungen darüber wurden abgebrochen. Man verlangte über einzelne Punkte, die man dem Könige vorlegte, in der kürzeſten Zeit ſeine kategoriſche Erklärung, mit dem Bemerken: „daß der proviſoriſche Zuſtand Sachſens nicht länger fortdauern könne.“ Die Berathungen Friedrich Auguſt's mit ſeinen vornehmſten Staatsbeamten blieben ebenſo erfolglos, als die Vorſtellungen der Abgeordneten mehrer ſächſiſchen Städte, die im Namen des Volkes auf dem Congreſſe zu Wien erſchienen. Nach hartem Kampfe mit ſich ſelbſt, und überzeugt, daß jedes weitere Widerſtreben zwecklos ſein möchte, erklärte Friedrich Auguſt am 6. April 1815: „er ſei, der Gewalt weichend, zwar Willens, ſich in die ihm vorgelegten Beſchlüſſe der Mächte zu fügen, knüpfe aber dieſe Bedingungen daran: Er wolle die Unterthanen in den abgetretenen Provinzen und die aus denſelben gebürtigen Soldaten des ihm geleiſteten Eides entlaſſen, ſobald er, nach der Räumung des ihm verbleibenden Theils des Königreichs, dahin zurückgekehrt und deſſen Regierung wieder übernommen haben würde. Über den Beitritt zur erneuerten Allianz gegen Frankreich wolle er ſich ſogleich nach der Unterzeichnung des Sachſen betreffenden Vertrages erklären. Endlich behalte er ſich für den zu erleidenden Verluſt eine verhältnißmäßige Entſchädigung vor, wenn künftige Arrangements und Mittel dazu den Verbündeten ſich darböten.“

Zu Laxenburg, wohin er der Einladung des Kaiſers von Öſterreich gefolgt war, unterzeichnete Friedrich Auguſt am 18. Mai 1815 den mit Preußen abgeſchloſſenen Vertrag in Form eines Friedensſchluſſes. Dieſer Schritt, ſowie ſeine Politik überhaupt, iſt oft hart getadelt worden. Gleichwol war ſie doch nur, mit den Worten eines geiſtreichen Schriftſtellers, „die nicht zu berechnende Folge einer ungeheuren, mit keinem frühern Maße zu meſſenden, Zeit, die Anfangs in ihren kühnen Schöpfungen ebenſo überraſchend, als ſpäter in der Vernichtung ihrer eigenen Ausgeburten ungeſtüm und unaufhaltſam war. Ein verworrenes Gewebe von Zufällen und Verhältniſſen ſtürzte Sachſen aus dem Morgentraume einer mächtigen und reichen Zukunft in die Nacht der Zerſtückelung. Selbſt Redliche fühlten ſich damals zu dem trügeriſchen Wunſche verſucht, daß Sachſen, ehe es die Leiden einer Theilung erführe, lieber ganz unter fremde Hände kommen möchte.“ — Der Verluſt, den Friedrich Auguſt erlitt, war allerdings beträchtlich. Gegen 370 □Meilen ſeines Landes mit 864,000 Einwohnern kamen durch jene Theilung an Preußen. Am 31. Mai hatte er Laxenburg verlaſſen und war durch Böhmen nach Dresden zurückgekehrt. Seine Empfindungen ſchildern die nachfolgenden Worte, mit denen er, einer traurigen Pflicht gemäß, von den Bewohnern ſeines abgetretenen Landestheiles Abſchied nahm. „Meine Bemühungen, ſo ſchmerzliche Opfer abzuwenden, ſind vergeblich geweſen. Ich ſoll von Euch ſcheiden, und das Band muß getrennt werden, das durch Eure treue Anhänglichkeit Mir und Meinem Hauſe ſo theuer war, und auf welches ſeit Jahrhunderten das Glück Meines Hauſes und Eurer Voraltern ſich gründete.“ Feierlich entband er ſeine frühern Unterthanen des ihm geleiſteten Eides. Er empfahl ihnen Treue und Gehorſam gegen ihren neuen Landesherrn. Durch ſeinen Beitritt zu der Allianz gegen Napoleon verpflichtete er ſich, 8000 Mann Linientruppen und eine gleiche Anzahl Landwehr zu ſtellen. Auch die heilige Bundesacte ließ er durch den geheimen Rath v. Globig in ſeinem Namen unterzeichnen.

In rührender Weiſe ſprach er bald nach ſeiner Ankunft in Dresden gegen den Theil ſeines Volkes, der ihm zur Zeit des Unglücks und unter harten Schickſalsſchlägen ſeine unerſchütterliche Treue bewährt hatte, ſeinen Dank aus. Ein am 7. Juni 1815 erlaſſenes Patent enthielt die Worte: „Euer König, Ihr Sachſen, iſt in Eure Mitte zurückgekehrt; zwar tief gebeugt von den Leiden, die Ihn und Euch bisher getroffen haben, und durchdrungen von dem Schmerze der Trennung, die einen großen Theil Seiner treuen und geliebten Unterthanen Ihm entriſſen hat; aber nicht ohne den Troſt, den Ihm das Vertrauen auf die Liebe und den Sinn des ihm übriggebliebenen Volkes gewährt. Ihr habt das Unvermeidliche ruhig ertragen; Ihr habt unter allen Ereigniſſen, die Euch niederdrückten, den Sinn für Recht und Pflicht in Euch lebendig erhalten; Ihr habt Eure Anhänglichkeit an Uns vor den Augen von ganz Europa laut und unzweideutig ausgeſprochen. Wie ſollten Wir, bei dem Geiſte, der Euch belebt, bei den Geſinnungen, die Ihr gegen uns an den Tag gelegt habt, Uns nicht der beruhigenden Zuverſicht überlaſſen, daß es uns unter dem Beiſtande Gottes durch Unſere und Eure vereinigten Anſtrengungen gelingen werde, die tiefen Wunden nach und nach zu heilen, die das Unglück der Zeit Euch geſchlagen hat, und Wohlſtand und Zufriedenheit wieder unter Euch zu verbreiten.“

Mit dem feſten Vertrauen auf die Vorſehung, das ihm ſein religiöſer Sinn gab, begann Friedrich Auguſt die Reſtauration ſeiner verminderten und durch den harten Druck der Zeit erſchöpften Erblande. Die bisher übliche ſtändiſche Verfaſſung ward von ihm mit einigen Modificationen beibehalten. Nur in dem geheimen Finanzcollegium reducirte er im September 1815 die bisherigen drei Departements auf zwei, und verminderte das Perſonal. In eine chirurgiſch-militairiſche Akademie verwandelte er im October des genannten Jahres das bisherige Collegium medico-chirurgicum, das für die höhere Ausbildung der Militair- und Civilärzte eine zweckmäßige Bildungsſchule war. Am 20. Nov. beſtätigte er die unter der interimiſtiſchen Verwaltung neu eingerichtete Kriegsverwaltungskammer. Die durch die Folgen einer Misernte verarmten Bewohner eines Theiles von Sachſen,

Digitized by Google

namentlich des Erzgebirges und Voigtlandes, unterſtützte er durch ein Geſchenk von 200,000 Thlrn. Einen noch höhern Werth erhielt dieſe Summe bei den faſt völlig erſchöpften Staatskräften. Die Förderung des Handels und der Gewerbe, beſonders aber der Ökonomie, ließ er ſich ſehr angelegen ſein. Die Cultur der Schafzucht erhöhete er durch den Ankauf ſpaniſcher Merinoſchafe, welche die verſtorbene Kaiſerin Joſephine, die geſchiedene Gemahlin Napoleon's, beſeſſen hatte. Ungeachtet der mittelmäßigen Ernte im J. 1817 ſtieg der Getreideertrag in Sachſen. Auch Manufacturen und Fabriken blüheten, durch des Königs raſtloſe Fürſorge gefördert. Der Wohlſtand und Credit waren ſo geſtiegen, daß im J. 1817 auf Friedrich Auguſt's Befehl 200,000 Caſſenbillete verbrannt wurden, mit der amtlichen Erklärung, daß ihre Zahl bis auf zwei Millionen 500,000 Thlr. vermindert werden ſollte. Zweckmäßige Inſtitute waren die im Febr. 1817 zu Tharand von Friedrich Auguſt geſtiftete Forſtakademie und die aus der dresdener Ingenieur- und Militairſchule hervorgegangene und völlig neugeſtaltete Militairakademie.

Feſtliche Tage für Friedrich Auguſt und ſein Volk waren ſein Regierungsjubiläum und die Feier ſeiner goldenen Hochzeit. Jene Feſtlichkeit fand am 15. Sept. 1818 [52]), dieſe am 17. Jan. 1819 ſtatt. Nur als ſtille religiöſe Feſte wollte er dieſe denkwürdigen Tage betrachtet wiſſen. Er lehnte jede Huldigung ab, die ihm die Bürger ſeines Staats darbringen wollten. Deſſenungeachtet konnte er nicht verhindern, daß jene merkwürdigen Momente in ſeinem Leben in Dresden ſowol, als in den übrigen ſächſiſchen Städten auf eine würdevolle Weiſe gefeiert wurden. Unter mehren Denkmünzen, die bei dieſer Gelegenheit geprägt wurden, zeichnete ſich vorzüglich durch ihre Größe und Schönheit eine Medaille aus, welche die Stände des Königreichs hatten anfertigen laſſen. Auf das an ihn gerichtete Geſuch, ihm ein entſprechendes Denkmal errichten zu laſſen, ſoll Friedrich Auguſt erwiedert haben: „Das ihm wünſchenswertheſte Denkmal finde er in der Zufriedenheit ſeiner Unterthanen über die lange Dauer ſeiner Regierung." Dieſe Zufriedenheit ward ihm beſonders noch in den letzten zehn Lebensjahren zu Theil, die ſich, wie die frühern, durch mehrfache nützliche Veränderungen und Einrichtungen zum Beſten ſeines Landes auszeichneten. So ward unter andern im October 1817 von ihm das Geheimerathscollegium errichtet, im December 1818 die meißniſche Stiftsregierung und das Conſiſtorium zu Wurzen aufgehoben, dagegen aber am 12. März 1821 in der Oberlauſitz eine neue Verfaſſungs- und Verwaltungsbehörde angeordnet. Beſondere Erwähnung verdient noch unter mehren gemeinnützigen Anſtalten die zweckmäßige Einrichtung, die er dem Chauſſee- und Straßenbau, dem Poſtweſen und der Schiffahrt durch Anlegung von Kanälen, Dämmen und andern Bauten gab.

Das würdigſte Denkmal ſeiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe ſetzte Friedrich Auguſt ſich ſelbſt in den letzten Jahren ſeines Lebens durch zwei Mandate, in denen er jedes Wort aufs Sorgfältigſte geprüft hatte. Das eine, am 19. Febr. 1827 erlaſſen, betraf die geiſtliche Gerichtsbarkeit, und die gegenſeitigen Verhältniſſe der katholiſchen und evangeliſchen Glaubensgenoſſen. Er ſtellte in jenem Mandate die weſentlichſten Principien auf, nach welchen ſich jene Verhältniſſe am beſten reguliren ließen. Der Übertritt von einer chriſtlichen Confeſſion zur andern ward in dem zweiten Mandate, vom 20. Febr. 1827 datirt, ausführlich beſprochen. Die geſetzliche Gleichſtellung der beiden erwähnten Confeſſionen, die bereits der Friede zu Poſen ſtipulirt hatte, ward durch die Stiftung eines eigenen katholiſchen Conſiſtoriums von Friedrich Auguſt völlig feſtgeſetzt und begründet. Die Begründung eines neuen Criminalgeſetzbuches, von einem ſeiner würdigſten Staatsdiener abgefaßt, erlebte er nicht. Doch ward das Werk ihm im Entwurfe vorgelegt und erhielt im Weſentlichen ſeine Billigung. Bis zu ſeinem letzten Krankenlager prüfte er Alles, was im Geſchäftsgange irgend an ihn gelangte. Seine Thätigkeit war raſtlos und unermüdet. Den Erfahrungen eines langen Lebens und fortgeſetzten Studien verdankte er einen reichen Schatz des Wiſſens, mit welchem er auch noch in höheren Jahren ſeinen jungen Miniſtern und Räthen dann und wann aushelfen konnte. Selten beſchloß er etwas ohne ſorgfältige Prüfung und vielſeitige Erörterung. Selbſt ſeine reifſten Einſichten unterwarf er mit großer Gewiſſenhaftigkeit dem Ermeſſen Anderer, auf deren Scharfſinn und richtige Beurtheilung er ſich verlaſſen zu können glaubte. Bis zum 77. Lebensjahre blieb er, bis auf kleine, ſchnell beſeitigte Krankheitszufälle, die ſein hohes Alter mit ſich brachte, im faſt ungeſtörten Beſitze ſeiner Geiſteskräfte und in der ſelbſtändigſten Thätigkeit. Noch am 30. April hatte er der Jagd beigewohnt, die er ſehr liebte. Als er am 1. Mai 1827 im Theater der Aufführung von Weber's Precioſa beiwohnte, überfiel ihn eine große Mattigkeit, die ſo bedeutend zunahm, daß er nur mit großer Anſtrengung die Treppe zu ſeinem Schlafgemache erſteigen konnte. Den folgenden Tag wollte er ſich mit dem Hofe nach ſeinem gewöhnlichen Sommeraufenthalte, dem Luſtſchloſſe Pillnitz, begeben. Früh gegen drei Uhr befand er ſich jedoch in einem Krankheitszuſtande, der die lebhafteſten Beſorgniſſe erregte. Er phantaſirte viel und hatte nur wenige lichte Augenblicke. Auf ſeinen Wunſch erhielt er, im Vorgefühl ſeines Todes, die letzte Ölung. Eine ſcheinbare Beſſerung trat ein, die jedoch von keiner Dauer war. Mit ungemeiner Heftigkeit kehrte das durch ärztliche Hilfe kaum beſeitigte Fieber am 4. Mai wieder zurück. Er verlor völlig das Bewußtſein. In dieſem Zuſtande, unter den Thränen und Gebeten ſeines treuen Cabinetsminiſters Grafen von Einſiedel und des Biſchofs Mauermann, nahte ihm am 5. Mai 1827 der Tod. Er endete an demſelben Tage, an welchem einſt ſein Ahnherr, Friedrich der Weiſe, ihm ähnlich an Charakter und Geſinnung, in die Gruft

52) ſ. das von dem Profeſſor Gottfried Hermann in Leipzig verfaßte Programm: Friderico Augusto Regi in solemnibus regni semisaecularibus Academ. (Lips. 1818. fol.) (wieder abgedruckt in dem Classical Journal. [London 1819.] No. 31; teutſch von L. F. A. Beler. [Leipzig 1818. 4.]). Oratio in Friderici Augusti, Regis Augustiss. solemnibus regni semisaecularibus d. 20. Sept. 1818 habita.

Digitized by Google

ſeiner Väter hinabgeſtiegen war. Einen gleichen Todestag hatte Friedrich Auguſt aber auch mit einem der merkwürdigſten Männer ſeiner Zeit, der ſechs Jahre vor ihm geſchieden und in deſſen Schickſal das ſeinige in verhängnißvoller Weiſe verflochten war. Am 5. Mai war auch Napoleon geſtorben, der ſelbſt nach ſeinem Tode die geheime Beziehung zu dem ſächſiſchen Monarchen nicht aufgeben zu wollen ſchien. Behauptet wird, daß die Lippen des ſterbenden Königs, der ſchon nicht mehr der Erde angehörte, noch den Namen Napoleon geliſpelt hätten, ehe ſie ſich für immer ſchloſſen.

Ein Grundzug in Friedrich Auguſt's Charakter war ſeine ſtrenge Gerechtigkeit. Die lange Zeit ſeiner Regierung liefert dafür vielfache Belege[53]). „Die Grundſätze der Gerechtigkeit nicht aus dem Auge zu verlieren," ſchärfte Friedrich Auguſt am 14. Sept. 1802 den Deputirten ein, die mit der Auflöſung der alten Reichsverhältniſſe, der geiſtlichen Kurfürſtenthümer, Bisthümer, Reichsſtädte und vieler kleinen Fürſtenthümer, Grafſchaften und Baronien beauftragt worden waren. Kein Fürſt hatte damals ein Wort für die Reichsſtädte geſprochen. Nur Friedrich Auguſt ehrte dieſe Wiegen der teutſchen Kunſt, der Treue und Arbeitſamkeit, und äußerte ausdrücklich, „daß gar kein Recht vorhanden ſei, über die Vernichtung der politiſchen Exiſtenz jener Städte zu entſcheiden." Wie ſehr die ſtrengſte Redlichkeit ihn ſelbſt da leitete, wo er ſie in ſeinem Lande ganz fremden Verhältniſſen geltend zu machen hatte, zeigte er beſonders bei dem erwähnten Säculariſationsgeſchäfte. In der am 14. Sept. 1803 deshalb zu Protokoll gegebenen kurfürſtlichen Abſtimmung heißt es ausdrücklich: „Es iſt für die Deputation, welche die Grundſätze der Gerechtigkeit bei der ihr aufgetragenen Ausgleichung nicht aus den Augen verlieren darf, die erſte Pflicht, ſich die zur Beurtheilung der (von Frankreich und Rußland) vorgelegten Plane nur unvollſtändig enthaltenen Verluſtangaben und des Werthes der angewieſenen Entſchädigungen erfoderlichen Erläuterungen zu verſchaffen." Auf ähnliche Weiſe äußert ſich Friedrich Auguſt in einer ſpätern, vom 14. Oct. 1803 datirten, Proclamation mit den Worten: „Die Fürſorge für alle diejenigen Perſonen, welche durch die im lüneviller Frieden bedungene Entſchädigung ganz unverſchuldet genöthigt wurden, ihre bisherige conſtitutionelle Exiſtenz aufzuopfern, verdient die größte Beherzigung, und muß dem geſammten Reiche ebenſo wichtig ſein, als die Vertheilung der Entſchädigungen ſelbſt, da das Reich gegen dieſe eine nicht geringere Verbindlichkeit über ſich nimmt, als gegen jene, welche durch Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ihre Beſitzungen verloren haben." In einer andern ſolchen Abſtimmung wird Nichts dringender empfohlen, „als die Erhaltung aller Rechte und Anſprüche, welche einem Dritten auf eins ſolcher zu vertheilenden Länder zuſtehen möchte." Schwerlich dachte, außer Friedrich Auguſt, Jemand an einen ſolchen Umſtand zu einer Zeit, wo die Rechte der wirklichen Inhaber jener Länder durch einen einzigen Federſtrich vernichtet werden konnten.

Erzählt wird von ſeinem Ahnherrn, dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen, daß er auf die Vorſtellungen ſeiner Räthe: die Wegnahme der Stadt Erfurt würde ihm nur zehn Mann koſten, geantwortet habe: „Ich würde nicht Einen meiner Unterthanen daran wenden, denn für dieſe habe ich Pflichten." Eine ähnliche Antwort gab Friedrich Auguſt nach dem Frieden zu Lüneville auf den Antrag, die Stadt Erfurt und ihr Gebiet, damals in preußiſchen Händen befindlich, gegen einen Theil der Grafſchaft Mansfeld zu vertauſchen. Friedrich Auguſt erwiederte: „Ich habe die Pflicht, für das Wohl der mansfeldiſchen Unterthanen, die mir Gott gegeben hat, zu wachen, und kann ſie daher nicht vertauſchen gegen andere, die mir nicht anvertraut ſind[54])." (*Heinrich Döring.*)

Friedrich I., König von Schweden, ſ. unter Fürſten, Landgraf von Heſſen.

6) Könige von Sicilien.

FRIEDRICH II., König von Sicilien, geb. 1272, ein Sohn des Königs Pedro von Aragonien, ward als Don Federico durch ſeinen ältern Bruder Jacob, der nach des Königs Alphons von Aragonien Tode (1290) deſſen Thronfolger geworden war, zum Reichsvicar in Sicilien ernannt. Als ſich Jacob mit der Prinzeſſin Bianca, einer Tochter König Karl's II. von Neapel, vermählt hatte, wünſchte Papſt Bonifacius VIII., der jene Heirath betrieben hatte, daß der Prinz Federico Sicilien wieder abtreten und dieſe Inſel dem Könige Karl überlaſſen möchte. Johann von Procida und Roger Loria befanden ſich in dem glänzenden Gefolge des Prinzen, als er, einer päpſtlichen Einladung folgend, mit einer anſehnlichen Flotte in Veletri erſchien. Er kniete vor dem Papſt nieder, der ihn aufhob und küßte. Mit ſichtbarem Wohlgefallen betrachtete Bonifacius den Jüngling in ſeiner vergoldeten Rüſtung. „Schon in ſolcher Jugend," ſprach er, „willſt du, der Sprößling eines edlen Stammes, dich zum Kriege geſchickt machen? Bei einer zweiten Zuſammenkunft, wo nur die beiden Vertrauten des Königs, Procida und Loria, zugegen waren, verſprach der Papſt dem Don Federico gegen die Abtretung Siciliens eine Tochter des vor einigen Jahren verſtorbenen Königs von Jeruſalem zur Gemahlin, mit reicher Mitgiſt und einem Heere, um das ihm zugehörige Reich zu erobern. Friedrich ſchien dieſem Vor-

53) Vgl. Denkmäler verdienſtvoller Teutſchen. 4. Bd. S. 8 fg.

54) Vgl. K. H. L. Pölitz, Die Regierung Friedrich Auguſt's, Königs von Sachſen. (Leipzig 1830.) Pölitz, Das ſächſiſche Volk, als ein während der 50jährigen Regierung ſeines Königs mündig gewordenes Volk; ein akademiſcher Vortrag. (Leipzig 1818.) (M. G. Becker) Friedrich Auguſt der Gerechte, König von Sachſen, ſein Leben und Wirken als Fürſt und Landesvater, in häuslichen, innern, Staats- und politiſchen Verhältniſſen u. ſ. w. (Leipzig 1818.) (Mit Friedrich Auguſt's Bildniß.) A. L. Hermann, Lobſchrift auf Friedrich Auguſt den Gerechten. (Dresden 1828.) Mittheilungen aus dem Leben Friedrich Auguſt's des Gerechten. (Leipzig 1829.) Der König von Sachſen und ſein Benehmen in den neueſten Zeiten. (Leipzig 1815.) H. F. Rumpf's Biographie Friedrich Auguſt's, Königs von Sachſen, in dem Teutſchen Regentenalmanach. (1825.) Heinrich's Handbuch der ſächſiſchen Geſchichte. 2. Th. S. 534 fg. Denkmäler verdienſtvoller Teutſchen. 4. Bd. S. 3 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrgang V. 1. Th. S. 449 fg.

Digitized by Google

ſchlage nicht abgeneigt. Lockend erſchien ihm der Beſitz einer, ihrer Schönheit wegen allgemein geprieſenen, Jungfrau, und noch lockender die Erwerbung eines großen Reichs. Während ſich der Papſt nach Rom begab, kehrte er nach Meſſina zurück, um ſich mit den Reichsbaronen über die Abtretung Siciliens an den König von Neapel zu berathen. Den Bewohnern jener Inſel aber graute vor der Rückkehr unter die franzöſiſche Botmäßigkeit in ſolchem Grade, daß ſie wiederholt äußerten, in dieſem Falle ſich lieber mit Weib und Kind verbrennen zu wollen. In tiefer Trauer erſchienen daher Friedrich's Abgeordnete vor ſeinem Bruder, dem Könige Jacob, unter heißen Thränen ihn bittend, daß er ſein ihm treu ergebenes Sicilien nicht in andere Hände geben möchte. Bitten und Vorſtellungen blieben jedoch fruchtlos. Der traurige Erfolg ihrer Botſchaft verbreitete allgemeine Beſtürzung und weckte bald in den Siciliern den Entſchluß, den Prinzen Friedrich, der ſich längſt allgemeine Achtung und Liebe erworben, zu ihrem Könige zu wählen. Die Krönung fand durch den Erzbiſchof Titius de Colle am erſten Oſterfeiertage, den 25. März 1296, zu Palermo ſtatt. Die Stadt prangte in feſtlichem Glanze, Myrtenzweige bedeckten die Straßen; die Kirchen und alle öffentlichen und Privatgebäude waren mit koſtbaren Tüchern und Teppichen geſchmückt. Die Nacht ſchien in Tag verwandelt durch weitverbreiteten Lichtglanz am Vorabende des Feſtes. Das Knallen der Kunſtfeuer[1]) und der Klang muſikaliſcher Inſtrumente miſchte ſich mit dem lauten Jubel des Volks. Von dem Prinzen, der unter dem Namen Friedrich II. den Thron von Sicilien beſtieg, wurden 300 Edle zu Rittern geſchlagen. Andere erhielten königliche Geſchenke, Grafſchaften und anderweitige Beſitzungen oder Ehrenſtellen und ſonſtige Auszeichnungen. Beſchloſſen ward der feſtliche Tag mit Turnieren und andern ritterlichen Übungen.

Zu ernſten Berathungen mit ſeinen Ständen und dem Volke ward Friedrich bald nach jenem frohen Tage veranlaßt durch die Gefahr, die ſeinem Reiche drohete. Die Belagerung der Burg Rocca durch den König Karl II. von Neapel machte einen muthigen Kampf zum Schutz und zur Vertheidigung der Grenzen dringend nothwendig. Friedrich aber fand den größern Theil des Volkes bereit, mit bewaffneter Hand für ihre Freiheit und Selbſtändigkeit jedes Opfer zu bringen. In allen Städten, durch die er zog, in Polizzi, Nicuſia, Randazzi, beſonders aber in Meſſina ward er feierlich empfangen. Die ſämmtlichen Bewohner kamen ihm entgegen, der Adel auf prächtigen Roſſen, die Bürgerſchaft zu Fuß mit ihrem Banner. Frauen und Jungfrauen, feſtlich geſchmückt, ſtreuten Blumen auf den Weg, als der König unter einem von vier Edlen getragenen Baldachin nach dem Schloſſe ritt. Er verweilte dort nur kurze Zeit. Eine mit Waffen und Proviant verſehene Flotte, die zur Überfahrt nach Calabrien bereit lag, brachte ihn nach Rheggio. In wenigen Tagen erreichte er die durch ihre Lage faſt unangreifbare Feſtung Squillace, die er jedoch zur Übergabe zwang, indem er die beiden Flußufer am Fuße des hohen Felſens, auf dem jener Ort lag, durch ſeine Mannſchaft beſetzen ließ, und dadurch den Belagerten das Waſſer gänzlich abſchnitt. Sowol durch die natürliche Feſtigkeit des Ortes, als durch den Muth und die Entſchloſſenheit ihres Commandanten, des Grafen Pietro Ruffo, ſchien die Stadt Catanzaro einem feindlichen Angriffe nicht lange widerſtehen zu können. Nur von einer Ebene aus, die dem Schloſſe gegenüber lag, von demſelben jedoch durch eine ſchmale, aber tiefe Schlucht geſchieden war, konnte dieſer Angriff bewerkſtelligt werden. Dieſe Schlucht ließ Friedrich in der Nacht durch Bäume und Faſchinen ausfüllen. Dem nahen Sturme beugte indeſſen ein Vergleich vor, den Friedrich mit dem Grafen Pietro Ruffo ſchloß, und nach welchem dieſer ſich zur Übergabe der Stadt und des Schloſſes mit allen dazu gehörigen Burgen erbot, falls innerhalb 40 Tagen kein Entſatz anlangte. Um dieſe Friſt abzuwarten, ſchlug Friedrich einſtweilen ſein Lager in der Nähe der Stadt Cotrona auf. In einem Streite, der ſich dort zwiſchen den Bürgern und der franzöſiſchen Beſatzung entſpann, riefen jene von den Mauern herab um Hilfe, wozu ſich auch die ſiciliſchen Seeleute ſogleich bereit zeigten. Sie trieben die Franzoſen in zwei feſte Thürme. Als ſie aber mit Beute beladen aus der Burg eilten, ſtießen ſie auf den König, der, durch den Lärm aus dem Mittagsſchlummer erweckt, ſich ohne Rüſtung in leichtem Anzuge auf ſein Pferd geworfen hatte. Entrüſtet über den verübten Raub tödtete Friedrich Einige mit eigener Hand, während Andere ſich verbargen oder ihre Beute von ſich warfen, welche der König ſofort dem Stadtcommandanten Peter Regidal ausliefern ließ und das Fehlende aus ſeinem eignen Schatze bezahlte. Dem Admiral der Galeere, auf welcher er den Commandanten zu ſeinem Herrn, dem Könige Karl von Apulien, ſegeln ließ, ertheilte Friedrich Befehl, für jeden Franzoſen, der in dem Aufruhre getödtet worden, zwei Gefangene freizugeben. Jener Vorfall hatte noch die beſondere Folge, daß der früher erwähnte Vertraute des Königs, der Admiral Roger Loria, darin einen entehrenden Friedensbruch erblickte und außerdem perſönlich verletzt war, als Verwandter des Grafen Pietro Ruffo, ſeine Dienſtentlaſſung foderte. Friedrich hielt es nicht unter ſeiner Würde, ſich zu rechtfertigen und bot ſelbſt zur Verſöhnung die Hand, indem er Loria's ungebührliche Reden verzieh. Gemeinſchaftlich mit ihm entſetzte Friedrich das Schloß Rocca Imperiale, San Severino, Roſſano und andere Feſtungen.

Durch den Dominikaner Pedro Cordelles erhielt Friedrich um dieſe Zeit die überraſchende Nachricht: der König Jacob von Aragonien ſei vom Papſte zum Obergeneral des Kirchenſtaates ernannt worden, um ſeinen Bruder wieder mit der heiligen Kirche zu verſöhnen. Jacob laſſe

1) Die Miſchung des Schießpulvers und ſeine Wirkung waren ſchon im 9. Jahrh. bekannt. Kaiſer Leo's VI. Constitut. Imper. Lib. XIX. erwähnen eines Handrohrs (*χειροσίφωνον*), um flüſſiges Feuer zu ſchießen. In *Casiri* Biblioth. Arab. Hisp. Escur. Tom. II. findet ſich die nach einer arabiſchen Handſchrift vom J. 1249 mitgetheilte Notiz: Serpunt susurrantque scorpiones circumligati ac pulvere nitrato incensi, unde explosi fulgurant ac incendunt. Jam videre erat Manganum excussum veluti nubem per aëra extendi ac tonitru instar horrendum edere fragorem etc.

Digitized by Google

ihn daher zu einer freundſchaftlichen Übereinkunft nach der Inſel Iſchia einladen, weil er außerdem gezwungen ſein würde, mit Hintanſetzung aller Bande der Verwandtſchaft, den päpſtlichen Befehlen Folge zu leiſten. Der Gegenvorſtellungen ſeiner Räthe ungeachtet begab ſich Friedrich, in Folge jener Auffoderung, nach Meſſina, wohin er auch den Admiral Roger Loria zurückrief, der unterdeſſen Lecce und Otranto erobert hatte, und bis Brindiſi vorgedrungen war. Auch Loria fand bei ſeiner Ankunft in Meſſina ein Schreiben des Königs Jacob von Aragonien, und ward von dem Dominikaner Cordelles dringend aufgefodert, die Zuſammenkunft der Brüder zu betreiben. In dem verſammelten großen Rathe entwarf Loria eine lebhafte Schilderung von König Jacob's Macht und der Gefahr, die den Siciliern von der verbündeten Macht der Neapolitaner und Franzoſen drohe. Auf Friedrich machte dieſe Schilderung ſo wenig Eindruck, daß er den Geſandten ſeines Bruders ohne beifällige Antwort entließ. Mit 64 Galeeren und 700 Lanzen, unter dem Oberbefehle des Genueſers Doria, ſegelte er nach Neapel. Bei der Inſel Iſchia wollte er ſeines Bruders Ankunft erwarten, der mit 80 Galeeren aus Catalonien ſich nach Rom begab. Von dem Papſte Bonifacius VIII. mit Geld unterſtützt und zum Kampfe gegen ſeinen Bruder aufgefodert, ermahnte er dieſen, „nach Sicilien zurückzukehren, und dem ungewiſſen Erfolge des Krieges außerhalb der Grenzen ſeines Reichs ſich nicht preiszugeben."

Ungeachtet der friedlichen Stellung, die ſein Bruder gegen ihn behauptete, fügte ſich Friedrich doch ſeinem Verlangen. Vielleicht geſchah es, um ihn freundlicher gegen ſich zu ſtimmen, daß er ſich zur Rückkehr nach Sicilien entſchloß. Er hatte klug daran gethan, für die dortigen Schlöſſer und Städte die nöthigen Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Die Araber, die bei Patti gelandet, bemächtigten ſich nicht nur dieſer Stadt, ſondern auch der Schlöſſer San Pietro, Milazzo, Nocera, Monforte u. a. Friedrich aber, der mit ſeiner Flotte in den Hafen von Syrakus eingelaufen war, der ihm bei dem hereinbrechenden Winter mehr Sicherheit zu gewähren ſchien, als die Rhede von Patti, bemächtigte ſich des vor Syrakus liegenden Schloſſes, und belagerte hierauf die Stadt ſelbſt, die aber, von dem tapfern Johann von Clermont vertheidigt, durch ihrer Bürger Entſchloſſenheit und Ausdauer den feindlichen Angriffen ſtandhaft trotzte. Die Schlöſſer und Städte Ruscemi, Bucherio, Palazzuolo und Ferula, unweit Syrakus, waren ohne Gegenwehr in König Jacob's Hände gefallen. Als aber Friedrich das Schloß von Patti belagerte, weil die Stadt ſich wieder zu ihm gewandt hatte, erlitt ſeines Bruders Flotte, die mit 20 Segeln zum Entſatze herbeigeeilt war, eine furchtbare Niederlage. Nur vier Schiffe retteten ſich; die übrigen wurden mit zahlreichen Gefangenen nach Meſſina gebracht. Mit dem Verſprechen, nie wieder in feindlicher Abſicht ſich Sicilien zu nähern, bat König Jacob ſeinen Bruder um die Zurückgabe der eroberten Schiffe und der Gefangenen. Friedrich aber verweigerte dies Geſuch. Die Aragonier hatten ſich indeſſen ſchon von Syrakus zurückgezogen, weil ſie gegen 18,000 Mann verloren, und daher alle Hoffnung ſchwand, die Stadt zu erobern. Auch König Jacob folgte ſeiner nach Catalonien ſegelnden Flotte zu Schiffe auf der ſtürmiſch bewegten See nach, mit dem Entſchluß, „ſich lieber den ſchäumenden Wogen anzuvertrauen, als noch einmal gegen ſeinen Bruder zu fechten."

Friedrich traf nun Anſtalten zur Wiedereroberung der ihm entriſſenen Schlöſſer, unter denen Sortina, Palazzuolo und Lasorte ſich nach kurzer Gegenwehr ergaben. Die Stadt Ganzi war ſchon früher, doch vergebens, aufgefodert worden, ſich ihrem rechtmäßigen Herrn zu unterwerfen. Wurfgeſchoß und Mangel beugten endlich die Belagerten, denen der König, als ſie ſich ergaben, ihren Starrſinn großmüthig verzieh. Auch die an der Nordküſte gelegenen Burgen und Städte würden leicht wieder erobert worden ſein, wenn nicht Friedrich's Aufmerkſamkeit durch die Nachricht von einem drohenden Überfalle der Aragonier abgelenkt worden wäre. In einer Rede ſchilderte er ſeinen verſammelten Reichsſtänden die Nothwendigkeit einer ſtandhaften Vertheidigung gegen ſeinen ihm feindſelig geſinnten Bruder, und gegen die beiden mit ihm verbündeten Söhne des Königs Karl II. von Neapel, den Herzog Robert von Calabrien und den Prinzen Philipp von Tarent. Unter ſeinen Baronen, Rittern und Lehensleuten fand Friedrich die erwartete Bereitwilligkeit zum Kampfe. Über die Galeeren, in wenig Tagen ausgerüſtet, übernahm Blasco de Alagon den Oberbefehl. Mit ihm erreichte Friedrich, aus Meſſina abſegelnd, am 3. Juli 1299 die Höhe von San Marco, überraſcht, die 56 Galeeren ſtarke Flotte ſeines Bruders, die er noch bei den lipariſchen Inſeln vermuthet hatte, ſchon dort zu finden. Die Aragonier hatten kaum ſoviel Zeit gehabt, ihre Pferde und das Gepäck ans Land zu bringen, um ihre Galeeren zu erleichtern, als Friedrich ſchon die ſeinigen in einer Schlachtlinie aufſtellte. Seine Mannſchaft voll heißer Kampfluſt begann jauchzend das Treffen ſchon von weitem mit der Armbruſt und der Schleuder. Schon manchen Streiter hatten die Geſchoſſe auf die Ruderbänke hingeſtreckt, als die ſich immer mehr nähernden Galeeren mit den Schnäbeln in einander fuhren und ſich mit ihren Riemen verwickelten. Mancher ſiciliſche Krieger, der auf das feindliche Schiff ſprang, ward getödtet, oder fand den Tod in den Wellen. Friedrich ſelbſt verſuchte einige Mal, doch vergebens, das Schiff zu erſteigen, auf dem ſein Bruder ſich befand. Die glühenden Strahlen der Mittagsſonne erſchwerten den faſt dreiſtündigen Kampf. Sechs Galeeren, dazu beſtimmt, die Sicilier zu umgehen, gaben den Ausſchlag des Gefechts. Dem zwiefachen Angriffe vermochte Friedrich's erſchöpfte Mannſchaft nicht zu widerſtehen. Sie wich allmälig zurück. Friedrich aber ſprach zu den Tapfern in ſeiner Nähe: „Es iſt aus mit uns; wir können nur ſterben. Aber wir wollen es wenigſtens nicht ungerächt. Laßt uns unſere Galeere an Alagon's Schiff haken und unſer Leben mit einander theuer erkaufen." Überwältigt durch die heftige Gemüthsbewegung und durch die ununterbrochene Anſtrengung ſeiner Kräfte ſank er bei dieſen Worten bewußtlos zu Boden.

Groß war der Verluſt der Sicilier in jenem unglücklichen Seetreffen. Sie hatten über 18 Schiffe ein-

Digitized by Google

gebüßt und einen großen Theil ihrer Mannſchaft verloren. Daß gleichwol König Jacob den erfochtenen Sieg für keinen Gewinn hielt, bewieſen ſeine an die Söhne Karl's II. gerichteten Worte: er habe nun ſeiner Verpflichtung gegen den Papſt und den König Karl genügt, und müſſe nach Catalonien zurückgehen. Dem Herzog Robert von Calabrien rieth er jedoch, den Krieg fortzuſetzen, weil die Macht der Sicilier gebrochen ſei. Er ließ ihm mehre kriegserfahrene Befehlshaber zurück, und übergab ihm die Burgen und Städte, die er ſeinem Bruder entriſſen. Nach dem Austauſch der beiderſeitigen Gefangenen begab ſich König Jacob nach Neapel, wo ihm Karl II. ſeine Unzufriedenheit über die nicht völlig gelungene Eroberung Siciliens durch einen ziemlich kalten Empfang zu erkennen gab. Ohne den Dank, auf den er gerechnet hatte, kehrte er nach Aragonien zurück.

In troſtloſer Stimmung über ſein Misgeſchick war Friedrich nach Meſſina zurückgekehrt. Die dortigen Bewohner verbargen ihm ihren Schmerz und erboten ſich mit ihrem Vermögen und ihrem Arm zu ſeinem Schutze und zur Vertheidigung des Reichs. Den beiden Brüdern des verſtorbenen Kanzlers Konrad Lanzia, an deſſen Stelle Vinziguerra de Palazio getreten war, übergab er die Stadt und das Schloß von Meſſina. Er ſelbſt bezog das beinahe im Mittelpunkte der Inſel gelegene feſte Schloß Enna, von wo er ſchneller die Küſte erreichen konnte, die von den wiederholten Angriffen des Herzogs Robert von Calabrien bedroht ward. Sein Bruder, der Prinz Philipp von Tarent, der mit 40 Galeeren und 700 Rittern in Lilibäo, dem jetzigen Marſalla, gelandet, belagerte Trapani. Als Friedrich davon benachrichtigt ward, rüſtete er ſich ſofort, ihm entgegenzutreten. Beide Heere, die am 1. Dec. 1299 auf dem Falkenfelde (Falconara) auf einander ſtießen, waren in drei Geſchwader getheilt. Da Blasco von Alagon, der die ſiciliſche leichte Reiterei befehligte, zuerſt vorrückte, glaubte der Prinz, er ſei allein, und deshalb leicht zu beſiegen. Er griff ihn daher wiederholt an, ohne jedoch ſeine Linie durchbrechen zu können. Jetzt aber erſchien Friedrich ſelbſt, nur von Wenigen begleitet, auf dem Schlachtfelde. Er ſtürzte ſich auf den Feind, und warf mit Schwert und Kolben Alles um ſich her zu Boden, ward aber dabei, wenn auch nicht gefährlich, im Geſicht und an der rechten Hand verwundet. Bei einem wiederholten Angriffe der leichten Reiterei ſtürzte der Prinz Philipp von Tarent vom Pferde, und ward von Alagon gefangen. Dieſer gab Befehl, ihn auf der Stelle zu tödten, was jedoch Friedrich, der hinzukam, verhinderte, und den Prinzen einem Ritter zur Verwahrung übergab. Von der feindlichen Mannſchaft wurden 200, meiſtens Neapolitaner, gefangen, und in mehren feſten Schlöſſern der Inſel verhaftet. Die nicht unbeträchtliche Beute aber ward unter Friedrich's tapfere Krieger vertheilt.

Um die Bewohner Siciliens gegen Friedrich aufzuregen und für Karl II. günſtig zu ſtimmen, hatte der Papſt Bonifacius VIII. den Cardinal Gerhard von Parma nach Sicilien geſchickt. Mit dieſem Manne und ſeinen Großen berieth ſich der Herzog Robert von Calabrien zu Catania, das durch Verrath zu ihm übergegangen war, was bei der Ankunft ſeines Bruders, des Prinzen von Tarent, zu thun ſei. Von ſeinem Heere, das er in zwei Haufen theilte, ſollte der eine grade durch die Inſel nach der Weſtküſte ziehen, um ſich mit dem Prinzen zu vereinigen und ſo den König Friedrich von zwei Seiten anzugreifen. Dieſe Plane vereitelte jedoch die Nachricht von der Niederlage der Neapolitaner und der Gefangenſchaft des Prinzen in Ceſalu. Daß durch Gewalt wenig auszurichten ſei, war eine Überzeugung, die ſich der feindlichen Partei immer lebhafter aufdrang. Sie nahm daher zu ſchlauer Verführung durch Worte ihre Zuflucht. Thätig war dabei vorzüglich der früher erwähnte Cardinal Gerhard von Parma, der zu dieſem Zwecke die nördlichen Küſten Siciliens umſchiffte. Nur ein Zufall rettete Friedrich's Leben bei einer Verſchwörung in Palermo. Tief ſchmerzte ihn die Noth ſeines Volks. Der fortdauernde Krieg und der dadurch vernichtete Feldbau erzeugte Mangel und Hungersnoth in allen Gegenden Siciliens, vor allen aber in Meſſina. Einen furchtbaren Grad erreichte dort das allgemeine Elend, als der Herzog Robert von Calabrien Rheggio blockirte und dadurch der Stadt Meſſina auch die Zufuhr zur See abſchnitt. Die durch Blasco von Alagon mit 500 Mann hereingebrachten Lebensmittel waren bald aufgezehrt, und die Einwohner genöthigt, ihr Leben durch ungewöhnliche, ſelbſt ekelhafte Genüſſe zu friſten. Zwar gelangte eine von Friedrich ſelbſt geleitete Zufuhr von Getreide aus der Gegend vom Ätna glücklich in die Stadt [2]), allein dieſer Vorrath dauerte nicht lange. Der König, gerührt von der Noth, die jede Vorſtellung überſtieg, beſchloß die unglücklichen Einwohner Meſſina's an einen andern Ort zu verſetzen. Nur die zur Vertheidigung der Stadt nöthige Mannſchaft ließ er in Meſſina, als er ſelbſt dort ankam. Noch nie hatte ſich ſein edler Charakter durch inniges Mitgefühl von einer ſo liebenswürdigen Seite gezeigt, wie damals, als er die auswandernde Menge über das unwegſame Gebirge begleitete, und dem Einzelnen freundlich Troſt zuſprach. Er ſoll ſelbſt die ermüdeten Kinder in ſeine Arme oder hinter ſich aufs Pferd genommen und ihnen Nahrung gereicht haben. So brachte Friedrich die Bewohner Meſſina's nach Randazzo. Auf dem Wege dahin bemächtigte er ſich durch Überfall der Burg Caſtiglione.

Der Herzog Robert von Calabrien hatte indeſſen die Überzeugung gewonnen, daß Meſſina durch Hunger nicht zu bezwingen ſei. Eine furchtbare Seuche in ſeinem Heere machte ihm die Aufhebung der Belagerung dringend nothwendig. Seine Gemahlin Violanta, Friedrich's Schweſter, lud dieſen zu einer Zuſammenkunft in Syrakus ein, wohin ſich auch zu Schiffe der Herzog begab, der nach aufgehobener Belagerung nach Catania zurückgekehrt

2) Friedrich hatte die Zufuhr bis Tripi gebracht und machte dort Halt, um die Bedeckung ein wenig ruhen zu laſſen. Als er nun zu eſſen foderte, fand ſich Nichts, als zwei Brode und ein kleines Fläſchen Wein. Friedrich nahm es mit zufriedener Miene zu ſeiner Sättigung, und ruhte dann, mit dem Kopfe auf ſeinem Schilde, um nach einer Stunde den Rückzug anzutreten; ſ. *Nicol. Specialis* Histor. Sicil. Lib. VI. c. 3 in *Muratorii* Script. rer. Italic. T. X.

war. Auf der Burg Maniaca ward durch freundliche Übereinkunft zwiſchen Friedrich und dem Herzoge ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der die Bewohner Meſſina's von der harten Belagerung befreite, dem Herzoge aber Zeit vergönnte, ſich zur Fortſetzung des Kampfes zu ſtärken, da er die Hoffnung noch immer nicht aufgab, die trotzigen Sicilier zur Unterwürfigkeit zu zwingen. Dieſe Ausſicht eröffnete er ſeinem Vater, dem König Karl, als er ihm nach ſeiner Ankunft in Neapel die Vorgänge in Sicilien und den harten Sinn der dortigen Bewohner ſchilderte. Nachdem der Waffenſtillſtand verlaufen, ſchloß er ſich dem Heereszuge an, den der Herzog von Alençon, Karl von Valois, des Königs von Frankreich Bruder, durch glänzende Verheißungen des Papſtes bewogen, mit vielen franzöſiſchen Rittern und Edlen im J. 1302 nach Sicilien unternahm. Zu der großen Flotte, die dahin ſegelte, ſtießen noch 22 große Proviantſchiffe aus Apulien. Sie landeten bei Termini, das durch Verrath in ihre Hände fiel, und wandten ſich gegen Polizzi, wo ſich Friedrich mit ſeinem Heere gelagert, nachdem er Aidona und Raguſa mit Gewalt unterworfen hatte. Er ſäumte, als ihn Karl von Valois zur Schlacht auffoderte, und dieſer zog daher vor den Badeort Sciacca, den er, ſowie das benachbarte Schloß Caſtel a Mare, nach kurzer Gegenwehr einnahm. Von weitern Unternehmungen ſchreckten ihn aber furchtbare Seuchen zurück, die in dem franzöſiſchen Heere wütheten. Er verzweifelte, in Sicilien noch etwas auszurichten, und wandte ſeinen Sinn zum Frieden, worin ihm der Herzog von Calabrien beiſtimmte. Sie ſandten Abgeordnete an Friedrich, der ſich in Caſtro Nuovo befand, und luden ihn ein zu einer Zuſammenkunft zwiſchen Calta bellota und Sciacca. Nach dem Vergleiche, der dort zu Stande kam, ſollte Friedrich Sicilien und die dazu gehörigen Inſeln behalten, dagegen aber auch dem Könige Karl II. den ungeſtörten Beſitz von Calabrien und allen Pertinenzien gönnen. Die gegenſeitig ſich entriſſenen Städte ſollten wieder zurückgegeben werden. Zu den Nebenbedingungen jenes Vertrags gehörte noch, daß Friedrich mit Karl's II. dritter Tochter Eleonore ſich vermählen ſollte. Die Gefangenen beider Parteien ſollten ihre Freiheit erhalten, endlich aber die ſämmtlichen franzöſiſchen Truppen nach Abſchluß des Friedens Sicilien verlaſſen. Der Papſt, der dieſe im April 1302 getroffene Übereinkunft nur nothgedrungen billigte, fügte noch hinzu, daß Friedrich die Oberherrſchaft der Kirche anerkennen und jährlich 1500 Fl. an dieſelbe zahlen, auch ſich nicht mehr König von Sicilien, ſondern König von Trinacria nennen ſollte.

Als Friedrich den Prinzen von Tarent in Satera, den Grafen von Brienne und die übrigen Provençalen und Franzoſen aus ihrer Gefangenſchaft entlaſſen hatte, nahm er nach drei Jahren Catania wieder in Beſitz. Im J. 1303 feierte er zu Meſſina ſeine Vermählung mit König Karl's II. Tochter, der Prinzeſſin Eleonore. Die Ruhe in Sicilien ward jedoch bald geſtört durch Raub und Gewaltthaten der müßigen Söldner. Er befreite ſich jedoch von dem größern Theile derſelben, der bei dem orientaliſchen Kaiſer Andronicus in Conſtantinopel in Dienſte trat, deſſen Landesgrenzen damals von den Sarazenen hart bedrängt wurden. Immer aber dauerte noch zwiſchen Neapel und Sicilien ein heimlicher Groll fort, der endlich nach zwölf Jahren zum völligen Ausbruche kam. Durch den Papſt Clemens V. von dem auf Sicilien ſo ſchwer laſtenden Interdict befreit, hatten die dortigen Bewohner ſich ſehr glücklich gefühlt unter Friedrich's weiſer und milder Regierung. Im J. 1313 war der teutſche Kaiſer Heinrich VII. nach Rom gekommen, um ſich krönen zu laſſen, und zugleich die dem teutſchen Reiche in der Lombardei zukommenden Güter in Beſitz zu nehmen. Mit Friedrich zugleich bewarb ſich der Herzog Robert von Calabrien, der nach ſeines Vaters Karl's II. Tode (1309) den Thron von Neapel beſtiegen hatte, um des Kaiſers Gunſt, die ihm in ſolchem Grade zu Theil ward, daß ſogar von einer Vermählung zwiſchen Robert's Sohne und einer Tochter des Kaiſers die Rede war. Als aber Heinrich VII. erfuhr, daß Robert's Bruder Johann mit einem Heere nach Rom gekommen ſei, um die Feinde des Kaiſers zu unterſtützen, und daß neapolitaniſche Reiter nach Thuscien gezogen, ward er ſo entrüſtet, daß er über den König Robert die Reichsacht verhängte, und um ihn gänzlich aus ſeinen Staaten zu vertreiben, ſich mit Friedrich verband, den er zum Reichsmarſchall ernannte.

Mit 50 Galeeren ſetzte dieſer ſofort über den Faro, um ſich der Stadt Rheggio und anderer benachbarter Orte zu bemächtigen. Da überraſchte ihn, als er ſich eben zu dem Kaiſer begeben wollte, der Gaeta belagerte, auf den lipariſchen Inſeln die erſchütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode Heinrich's VII. zu Bonconvento bei Siena [3]). Friedrich ſetzte ſeine Reiſe bis Piſa fort, entſchloß ſich aber dann, nach einer Berathung mit ſeinen Vertrauten, zur ſchleunigen Rückkehr nach Sicilien. Durch widrige Winde in Sardinien aufgehalten, brachte er 40 Tage auf der Fahrt nach Trapani zu. Er fand dieſe Stadt ſchon von dem Könige Robert belagert, der ſeine gegen den Kaiſer beſtimmten Streitkräfte nun gegen Sicilien wandte, und ſich ſchon durch Verrath des feſten Schloſſes Caſtel a Mare bemächtigt hatte. Mangel an Lebensmitteln und rauhe Witterung hatten indeſſen die Neapolitaner ſchon ſehr erſchöpft, als Friedrich 65 Galeeren, befehligt durch den tapfern Johann von Clermont, aus Meſſina kommen ließ. Dieſen Schiffen, die durch einen heftigen Sturm aus Süden nach Palermo zurückgetrieben wurden, kam am Vorgebirge San Vito die ſtärkere feindliche Flotte entgegen. Beide Heere litten Mangel an Geld und Proviant. Erwünſcht kam ihnen daher ein vierzehnmonatlicher Waffenſtillſtand, den der Prinz Ferdinand, ein Sohn des Königs der baleariſchen Inſeln, vermittelte.

Einen dauernden Frieden zwiſchen Neapel und Sicilien zu ſtiften, bemühten ſich zwei Abgeordnete, welche der Papſt Johann XXII., der nach Clemens' V. Tode (1317) den heiligen Stuhl beſtiegen, an den König von Sicilien ſandte. Ihr Antrag lautete: Friedrich ſolle Rheggio und alle Orte, die er in Kaiſer Heinrich's VII. Namen

3) Er ſoll durch einen Mönch eine vergiftete Hoſtie bekommen haben; ſ. *Maurolycus*, De viris illustr. siculis. Lib. V. p. 157.

Digitized by Google

eingenommen, der Kirche übergeben, ſodann aber in Rom mit dem dorthin beſchiedenen König Robert über die Beſtimmung ihrer gegenſeitigen Grenzen ſich friedlich vergleichen. Weniger aus eigenem Antriebe, als durch Zureden der Geſandten ließ ſich Friedrich zu dieſer Foderung willig finden. Den Biſchof von Mazzara ſandte er ſofort nach Rheggio, um dieſe Stadt und vier andere Orte auf der Nordſeite, den päpſtlichen Legaten zu übergeben, welche dieſelben ſofort an Neapel abtraten zu großem Nachtheil Siciliens und beſonders der Stadt Meſſina. Friedrich's perſönliches Erſcheinen in Rom ward von ſeinen Räthen für unnütz und bedenklich gehalten. Mit gehörigen Inſtructionen ſchickte er daher einige Abgeordnete nach Rom, die aber, da weder König Robert noch ſeine Abgeſandten dort erſchienen, unverrichteter Sache wieder heimkehren mußten.

In dem heftigen Parteienkriege, der um dieſe Zeit in Genua zwiſchen den Guelfen und Ghibellinen entbrannte, hatten jene ſich unter den Schutz des Königs von Neapel begeben, während dieſe Friedrich um Hilfe baten. Dieſer ſandte ihnen im J. 1320 40 Galeeren, die, mit eilf genueſiſchen vereinigt, die Stadt Policaſtro zerſtörten, die Inſel Iſchia verheerten, und beſonders auf der genueſiſchen Küſte furchtbar hauſeten und die empörendſten Grauſamkeiten verübten. Gegen die Stadt Genua ſelbſt vermochten ſie Nichts auszurichten. Friedrich's Flotte kehrte daher wieder nach Sicilien zurück. Als er aber, um ſeine erſchöpften Kriegsmittel zu erſetzen, ſich genöthigt ſah, einige Kirchengüter einzuziehen, traf ihn der Bannſtrahl des Papſtes, den er ſchon dadurch gegen ſich aufgebracht, daß er den Titel eines Königs von Sicilien wieder angenommen hatte. Dies war 1314 geſchehen unter der nachfolgenden Erklärung, die er aus San Giovanni am 9. Aug. nach Palermo geſandt hatte: „*Friedrich*, von Gottes Gnaden *König von Sicilien*, dem Statthalter, den Richtern, Beiſitzern, Einwohnern der Stadt Palermo, unſern freundlichen und gnädigen Gruß zuvor. Nach reiflicher Überlegung mit unſern Räthen haben wir für gut und angemeſſen gefunden, den bisher unterlaſſenen Titel eines *Königs von Sicilien* wieder zu führen. Weil unſere Feinde ſich zum Unglück gegen uns und unſere andern Getreuen zu einem Angriffe rüſten, wollen wir nicht länger Anſtand nehmen, zu thun, was wir mit Recht und in *Chriſti* Namen können. Wir befehlen euch daher, alle Notarien und Schreiber der Stadt Palermo zu veranlaſſen, in allen Inſtrumenten und andern ſowol öffentlichen als auch Privatſchriften, den erwähnten Titel hinzuzuſetzen. Gegeben zu San Giovanni unter unſerm kleinen Geheimſiegel, am 9. Aug., der zwölften Indiction" [4]).

Durch keine weitern Rückſichten gegen die Kirche zu Rom beſchränkt, ſeit ihn der päpſtliche Bannſtrahl getroffen, ernannte Friedrich 1321 ſeinen Sohn Pietro zum Mitregenten, und ließ ihn zu Palermo krönen, um ihm den ſiciliſchen Thron zu ſichern. Er vermählte ihn 1323 mit Eliſabeth, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Kärnthen und Königs von Böhmen. Es war ungefähr um dieſe Zeit, als der König Robert von Neapel, unter dem Vorwande, die Guelfen in Genua zu ſchützen, ſeinen älteſten Prinzen Karl mit einer Flotte von 113 Galeeren, ohne die Frachtſchiffe, mit 3000 Rittern und verhältnißmäßigem Fußvolk nach Sicilien ſandte. Eine tapfere Beſatzung unter dem Oberbefehl des ergrauten, aber noch immer kraftvollen Johann von Clermont vertheidigte Palermo, wo jene Flotte landete, mit ſo vieler Entſchloſſenheit, daß nach Verheerung der nächſten Umgebungen, der Wein- und Olivengärten, der Orangenwälder u. ſ. w. den Belagerern der Muth entſank, ihre vergeblichen Angriffe zu erneuern. Drei Tage hatte der Kampf faſt ununterbrochen gewährt. Hinabgeworfene Felſenſtücke hatten die Sturmdächer zertrümmert und die Sturmleitern umgeworfen, und ſiedendes Pech und Öl war hinabgefloſſen auf die Häupter der Belagerer. Der Prinz Karl beſchloß die Stadt auszuhungern, was jedoch ſein Vater, König Robert, nicht genehmigte, ſondern blos die Verwüſtung der Felder möglichſt bis auf das Innere der Inſel auszudehnen befahl. Der Königin Eleonore, die ſich mit Vorwiſſen ihres Gemahls in das Lager begab, gelang es endlich, zwiſchen ihm und den Brüdern Frieden zu ſtiften. Bereits im nächſten Jahre, 1324, erſchien abermals eine Flotte von 80 Galeeren, unter dem Oberbefehl des Grafen von Novelli, an der ſiciliſchen Küſte. Sie landete bei Solento, plünderte die Vorſtädte von Termini und verheerte mehre benachbarte Orte. Noch einige Male, unter andern im J. 1327, erneuerte König Robert den Verſuch, durch eine neue Flotte die Felder und Ernten Siciliens zu vernichten, und dadurch die Inſel ſich endlich zu unterwerfen.

In dem Streite, der ſich zwiſchen Ludwig dem Baier und Friedrich von Öſterreich um die teutſche Kaiſerkrone erhob, trat der König von Sicilien auf Ludwig's Seite, und hielt für ihn in dem Hafen von Meſſina 40 Galeeren bereit, zu denen noch 30 genueſiſche ſtießen, die unter ſeines Sohnes Pietro Oberbefehl 1328 nach Rom ſegelten. Dort war Ludwig der Baier angelangt, und hatte, gegen den Willen des Papſtes Johann XXII., durch den Minoriten Pietro Carbari, den er unter dem Namen Nicolaus V. zum Papſte ernannt, ſich krönen laſſen. Als er dies dem Könige Friedrich meldete, ſoll dieſer geantwortet haben: „er werde in allem Übrigen des Kaiſers Befehl folgen, in geiſtlichen Dingen aber nur dem Papſte Johannes, obſchon derſelbe ſein Widerſacher ſei."

Furcht und Schrecken verbreitete unter den Bewohnern Siciliens um dieſe Zeit, im Juni und Juli 1329, eine heftige Eruption des Ätna. Die Feindſeligkeiten zwiſchen Sicilien und Neapel ruheten einige Jahre, indem ſich beide Mächte darauf beſchränkten, einander gerüſtet zu beobachten. Zwei Franzoſen, die Brüder Johann und Blasco Florian, entwarfen im J. 1333 einen Anſchlag, das Schloß von Palermo dem Könige Robert zu verrathen, was ihnen jedoch nicht gelang. Mit dem Tode des Papſtes Johann XXII. verlor Friedrich 1334 einen ſeiner heftigſten Widerſacher, der des Königs Plane vielfach durchkreuzt, doch kurz vor ſeinem Tode

4) ſ. Chronicon Siciliae, No. 79.

Digitized by Google

das gegen Sicilien ausgeſprochene Interdict wieder aufgehoben hatte. Von ſeinem Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle, Benedict V., ließ ſich, da er ſich ſtets freundlich gegen den König gezeigt, eine erwünſchte Übereinkunft erwarten. Die ſiciliſchen Geſandten Oger von Barſolo, Nicolaus von Loria und Nicolaus Specialis fanden zwar, als ſie in Rom erſchienen, einen gütigen Empfang, mußten aber wieder abreiſen, ohne ihren eigentlichen Zweck erreicht zu haben.

Niedergebeugt von Alter und Schwäche, und beſonders von heftigen Gichtanfällen heimgeſucht, fühlte Friedrich in ſeiner Sommerreſidenz zu Caſtro Giovanni ſein herannahendes Ende. Er ließ ſich in einer Sänfte nach Catania tragen, erreichte jedoch dieſe Stadt nicht mehr. Zu Patromone ſtarb er 1337, nach einer 40jährigen Regierung im 65. Lebensjahre. Unter großem Bedauern ſeiner Familie und ſeiner Unterthanen wurden ſeine irdiſchen Überreſte nach Catania gebracht und dort in der Kirche der heiligen Agathe neben dem Altar beerdigt [5]. Seine Gemahlin Eleonora nahm den Schleier, und ſtarb im J. 1341. Erzeugt hatte Friedrich mit ihr vier Söhne und vier Töchter: 1) Pedro, zu Palermo 1305 geboren, ſeit dem April 1321 Mitregent des Reichs. 2) Roger Manfred, geb. 1318 zu Mazzara, noch als Kind zum Herzoge von Athen ernannt, geſtorben zu Trapani nach einem unglücklichen Sturze vom Pferde. 3) Wilhelm, von ſeinem Vater mit mehren Herrſchaften in Griechenland und Sicilien beſchenkt, nach ſeiner Mutter Tode Erbe des Fürſtenthums Tarent, geſtorben 1338 zu Palermo. 4) Johannes, vermählt mit Ceſarda, Gräfin von Lancia, geſtorben 1348. — Friedrich's Töchter waren: Conſtantia, 1317 mit dem Könige Heinrich von Cypern und Armenien vermählt. 2) Eliſabeth, 1328 verheirathet an Stephan, den zweiten Sohn des Herzogs Ludwig von Baiern. 3) Katharina, geſtorben 1341 als Äbtiſſin des St. Clarakloſters zu Meſſina. 4) Margaretha, war gleichzeitig mit ihrer Schweſter Nonne in dem genannten Kloſter. Vor ſeiner Vermählung hatte Friedrich mit Sibylla von Sormella eine Tochter erzeugt, die er mit ſeines Admirals Roger Loria Sohne verheirathete. Nach der mit der Königin Eleonora geſchloſſenen Ehe wurden ihm von verſchiedenen andern Freundinnen noch drei Söhne geboren: 1) Sancho, von ſeinem Vater mit den Herrſchaften Militollo und San Marco belehnt. 2) Alfons Federico, bei dem Könige Jacob von Aragonien erzogen, und endlich 3) Roland oder Orlando Federico, der als Befehlshaber von 23 Galeeren bei den lipariſchen Inſeln 1340 gefangen ward. Eine reiche Frau aus Meſſina ſoll 2000 Unzen Gold als Löſegeld für ihn bezahlt haben, in der Hoffnung, ihn zu ehelichen. Er hielt jedoch dieſe Verbindung einem Königsſohne nicht für angemeſſen, und ſchloß eine andere Heirath [6]. (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH III., mit dem Zunamen der Einfältige oder Aſinus, König von Sicilien, geboren 1341 in Catania, ein Sohn König Pietro's und Enkel Friedrich's II., war von ſeinem 1355 geſtorbenen Bruder, dem Könige Ludwig, noch bei deſſen Lebzeiten zu ſeinem Nachfolger ernannt worden. Einige Jahre vor Ludwig's Tode hatten mehre Grafen von der ihm abgeneigten Partei ihre Schlöſſer und Ländereien dem Könige von Neapel übergeben, ſodaß beinahe ganz Sicilien ſich in ſeinen Händen befand. Nur der Stadt Syrakus hatten ſich die dem Könige treu gebliebenen Sicilier wieder bemächtigt. Friedrich, damals 14 Jahre alt, konnte erſt ſpäter (1374) zu Palermo gekrönt werden, da auch dieſe Stadt ſich bis dahin in feindlicher Gewalt befand. Nach dem Wunſche ſeiner Stände, die er im December 1355 in Meſſina verſammelt hatte, beſtätigte daher Friedrich ſeine Schweſter Euphemia als Reichsverweſerin. Ihr gebrach es jedoch an Kraft, unter den Großen, die ſich aus Haß und Neid fortwährend befehdeten, Ruhe und Frieden zu ſtiften; doch verdankte ſie der tapfern ſiciliſchen Kriegsmacht und ihren Führern, unter denen ſich beſonders Artalo Alagon auszeichnete, die Wiedereroberung von Caſtiglione, Randazzo und Francavilla. Ein verrätheriſcher Anſchlag, durch welchen einige Bewohner von Syrakus dieſe Stadt dem Könige Ludwig von Neapel überliefern wollten, ward entdeckt und vereitelt; Meſſina dagegen unterwarf ſich dem alten Feinde Siciliens, der dort, begleitet von ſeiner Gemahlin, der Königin Johanna, am 7. Jan. 1356 ſeinen Einzug hielt. Unter den Gefangenen, die dem Könige Ludwig von den Bewohnern Meſſina's ausgeliefert und nach Rheggio geſchickt worden waren, befanden ſich auch Friedrich's Schweſtern, Bianca und Violanta. Als nun der Graf Simon von Clermont die ältere zur Gemahlin begehrte, ward es ihm von dem Könige Ludwig verweigert, um nicht neue Anſprüche durch dieſe Heirath zu begründen. Simon erbat ſich nun von dem Könige Friedrich die Tochter des Grafen Mattheo Paliſſe; er ſtarb jedoch vor Vollziehung der Heirath. Friedrich's Schweſter Bianca vermählte ſich nachher mit dem Grafen Johann von Ampuria, einem Vetter Pedro's IV. von Aragonien.

In dem Kriege, der mit wechſelndem Glücke geführt ward, behielten bald die Neapolitaner und abtrünnigen

5) Auf dem dort ihm errichteten marmornen Denkmale befindet ſich die Inſchrift:

Qui tumulus caperet Federici nomina Regis?
Murus erat Siculis longo certamine. Legis
Divinae cultor, humani juris amator
Occubuit. Scandit coelestia regna viator.
Aurea Trinacriae sub te Duce floruit aetas:
Nec potuit quisquam regni tibi tollere metas.
Quae Federici queant Rex de te carmina fingi?
Dignus eras Siculis divorum nomine pingi.
Sicaniae populi moerent. Coelestia gaudent
Numina. Terra gemit. Rex Federicus obit.

6) ſ. *Rochi Pirri* Chronol. Regum Sicil. p. 74. Zerſtreute Notizen zu Friedrich's Biographie liefern *Nicol. Specialis* Historia Siciliae ab anno 1282 ad 1330 (in Muratori's Script. rer. Italic. T. X.); *Carusii* Biblioth. hist. regni Siciliae; *Maurolycus*, De viris illustribus siculis; *Tazellus*, De rebus siculis; Burigny in der Histoire générale de Sicile; Aleſſi in der Storia critica di Sicilia, und von Hoyer's Geſchichte Siciliens. S. 486 fg.

Digitized by Google

Sicilier, bald die loyalen Inſulaner die Oberhand. Die Stadt und das Schloß Jaci wurden von jenen unter furchtbaren Grauſamkeiten und Greueln erſtürmt. An der Spitze von 1000 Rittern und 3000 Fußknechten rüſtete ſich Friedrich, um dem Feinde ein Treffen zu liefern. Durch einen neapolitaniſchen Herold war ihm Zeit und Ort beſtimmt worden, wo der Kampf ſtattfinden ſollte. Die Feinde fühlten ſich aber zu ſchwach, und begnügten ſich, Catania zu Lande und zu Waſſer einzuſchließen. Mit fünf Segeln wagte der ſiciliſche Admiral Artalo Alagon den Kampf gegen vier feindliche Galeeren, von denen er drei eroberte. Allgemeiner Jubel begrüßte ihn bei ſeiner Rückkehr nach Catania. Entmuthigt zogen ſich auch die neapolitaniſchen Landtruppen nach Meſſina zurück und hinterließen den Siciliern reiche Beute. „Es war eine Freude,“ erzählt ein gleichzeitiger Schriftſteller, „die Soldaten in reichen Purpurkleidern und rothen Mänteln einhergehen zu ſehen, die ſie theils erbeutet, theils zum Geſchenke bekommen hatten. In Folge dieſer Niederlage unterwarfen ſich die meiſten Städte und Burgen wieder dem ſiciliſchen Scepter. Nur Lentini mußte durch eine, wegen der Lage und Feſtigkeit des Ortes langwierige, Belagerung zur Übergabe gezwungen werden.

Auf manche Hinderniſſe, die ein minder ſchwacher Fürſt leicht beſeitigt haben würde, ſtieß Friedrich bei ſeiner im J. 1358 beabſichtigten Vermählung mit Conſtantia, einer Tochter des Königs von Aragonien. Sie war ſeine Verwandte, und er hatte darüber die Genehmigung des Papſtes und ſeiner Reichsbarone eingeholt. Als die Prinzeſſin, die ſich bisher bei ihrem Vater in Sardinien aufgehalten, 1360 bei Trapani landete, wollte einer von Friedrich's Räthen, Franz Ventimiglia, ſie nicht ausſteigen laſſen. Er hinderte ſogar den König, ſie auf dem Schiffe zu beſuchen, weil er die Herrſchaft, die er ſich über den Monarchen angemaßt, durch dieſe Heirath zu verlieren fürchtete. Ein merkwürdiges Beiſpiel ſeiner Schwäche gab Friedrich, als er, ohne die Braut geſehen zu haben, ſich von ſeinem Günſtlinge nach Cefalu locken ließ, wo ihn dieſer zu einer Heirath mit der ungleich ſchönern Tochter des Herzogs von Dyrrhachium zu bereden ſuchte. Der frühere Liebeshandel ward indeſſen wieder angeknüpft durch einen Dominikaner, den die Prinzeſſin Conſtantia heimlich zu dem Könige ſchickte. Auf der Jagd entzog ſich Friedrich ſeinem Begleiter Ventimiglia und eilte, einer getroffenen Verabredung zufolge, nach Miſtrella, von wo ihn der Graf Alagon, dem dies Gut gehörte, mit einem Reitertrupp abholte, um in Mineo durch den Biſchof von Catania mit der dort angelangten Prinzeſſin Conſtantia ſich trauen zu laſſen. Acht Tage dauerte unter vielem Gepränge die Hochzeitsfeier. Als Friedrich dazu die Großen ſeines Reiches einlud, entſchuldigten ſich Franz Ventimiglia und ſein Bruder Guido unter mancherlei Vorwänden. Ungeachtet aber jener ſogar einen Vergleich mit dem ſchwachen Könige geſchloſſen hatte, daß er ſich in Palermo krönen laſſen könne, bemächtigte ſich Franz Ventimiglia im October 1361 der Burg Enna, und beſetzte mit einem Reitertrupp die Straße, die Friedrich einſchlug. In Piazza, wo er einige Monate verweilte, erklärte der König die Wiederabtrünnigen für Landesverräther und ihrer Güter verluſtig.

Seines ehelichen Glücks erfreute ſich Friedrich nicht lange. Die Königin ſtarb im Juli 1363, drei Tage nach ihrer Entbindung von einer Tochter, die in der Taufe den Namen Maria erhielt. Den bald nachher erfolgten Tod des Königs Ludwig von Neapel benutzte der dem Könige Friedrich ſehr gewogene Papſt Gregor XI., um zwiſchen dem ſiciliſchen Hofe und der Königin Johanna einen friedlichen Vergleich zu Stande zu bringen. Nach dieſem Vertrage blieb beiden Theilen ihr Beſitzthum, der Prinzeſſin Maria aber ward, in Ermangelung männlicher Nachkommenſchaft, die Erbfolge in Sicilien zugeſichert. Zur feſtern Begründung dieſer Übereinkunft diente auch die Ehe, welche Friedrich, auf Antrieb des Papſtes, mit einer Blutsverwandten, der Königin Johanna, ſchloß. Seine Braut war Antonia von Tarent, eine Tochter des Herzogs von Adria. Die Vermählung erfolgte am 17. Jan. 1374 durch den Biſchof von Sarlet, der als päpſtlicher Legat dem Könige den Eid abnahm und zugleich Sicilien von dem Interdict befreite. Kurz zuvor war der König einer drohenden Lebensgefahr entgangen. In der Kirche zu Meſſina traf ihn der Dolchſtich eines Meuchelmörders, Thomeo mit Namen, der auf der Folter bekannte, von Corrado Locaſtello, einem Edelmanne aus Catania, gedungen worden zu ſein, und zum Scheiterhaufen verdammt ward. Der Rettung des Königs folgte bald ein trauriges Ereigniß. Um ſich in Palermo krönen zu laſſen, wie Einige behaupten, kam Friedrich mit ſeiner Gemahlin nach Meſſina, fand aber die Thore dieſer Stadt in Folge eines von dem Grafen Heinrich Rubeo gegen ihn erregten Aufſtandes verſchloſſen. Dieſer folgte ihm, als er ſich genöthigt ſah, nach Rheggio hinüberzufahren, und richtete in der Nacht vom 23. Jan. 1374 einen ſo hitzigen Angriff auf die königliche Galeere, daß die Königin von den Folgen jenes Schreckes erkrankte und nach ſieben Tagen ſtarb [1]). Kurz darauf betrieb der Papſt durch den an Friedrich abgeſandten Minoriten Johann von Cefalu eine Vermählung des Königs mit der Witwe Ferdinand's von Aragonien, der älteſten Tochter des Königs von Portugal, der jedoch dieſe Verbindung wegen ſeiner eigenen Anſprüche auf Sicilien nicht zugeben wollte. Der kaiſerliche Statthalter in der Lombardei ließ durch zwei Abgeordnete, die er im Februar 1377 an Friedrich ſandte, ihm ſeine Tochter Antonie mit einer Morgengabe von 120,000 Fl. antragen. Ehe jedoch dieſe Verbindung abgeſchloſſen ward, überraſchte den König der Tod. Friedrich ſtarb zu Meſſina am 6. Aug. 1377 im 36. Lebensjahre, nach 23jähriger Regierung. Er ward in der Kirche des heiligen Franziscus beerdigt [2]). Außer ſeiner Tochter

1) Sie erhielt in Meſſina folgende Grabſchrift:

Hic Regum Soboles, Friderici Antonia Conjux,
Sicaniae Regina jacet. Tum Zancla suprema
Dat Cineri, et raptam florentibus ingemit annis.

2) Der Abt Maurolycus gab ihm die nachfolgende Grabſchrift, in der Friedrich aber, was er nie geweſen, König von Aragonien genannt wird:

Digitized by Google

Maria, aus ſeiner erſten Ehe mit der Prinzeſſin Conſtantia von Aragonien, hinterließ Friedrich von einer Baronin von Avia einen natürlichen Sohn, Wilhelm, der ſich mit Beatrix von Aragonien vermählte und 1402 ſeinem Vater im Tode nachfolgte [3]). *(Heinrich Döring.)*

7) König von Würtemberg.

FRIEDRICH II. als Herzog von Würtemberg, aber I. als König von Würtemberg, mit ſeinen vollſtändigen Namen Friedrich Wilhelm Karl, ein Sohn des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg und der Prinzeſſin Sophia Dorothea von Brandenburg-Schwedt, einer Nichte Friedrich's II., Königs von Preußen, war am 6. Nov. 1754 zu Treptow in Hinterpommern geboren, wo ſein Vater, der ſich dem preußiſchen Kriegsdienſte gewidmet, mit ſeinem Regimente im Quartiere lag. Durch ſeine Vermählung ſtand der Herzog mit dem preußiſchen Hofe in ſo naher Verbindung, daß er, dem großen Könige zu Gefallen, ſeinen älteſten Sohn Friedrich im Lutheriſchen Glauben unterrichten ließ, ungeachtet er ſelbſt Katholik war und ſeine Gemahlin ſich zur reformirten Kirche bekannte. Friedrich zeigte früh außerordentliche Fähigkeiten. Er berechtigte durch Kopf und Herz zu ſchönen Hoffnungen für die Zukunft. Seine Mutter, am Hofe Friedrich's II. vielſeitig gebildet, ſorgte mit redlichem Eifer für die Erziehung ihres Sohnes, die aber während des ſiebenjährigen Krieges durch oftmalige Veränderung ihres Aufenthaltes und den Wechſel der Lehrer unterbrochen, und erſt geregelter ward, als der Herzog Friedrich Eugen nach dem hubertsburger Frieden (1763) ſeiner Gattin dieſe Sorge abnehmen konnte. Außer einem Hofmeiſter gab er ſeinem Sohne zwei Lehrer, unter denen ſich beſonders der würtembergiſche Prälat von Cleß große Verdienſte um den Prinzen erwarb. Von ſeinem Vater ſoll Friedrich zu ſtrengem Gehorſam angehalten worden ſein. In ſeiner intellectuellen Bildung machte er raſche Fortſchritte. Mathematik, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte und Phyſik waren die wiſſenſchaftlichen Fächer, für die er ſich am lebhafteſten intereſſirte. Die lateiniſche Sprache und das Leſen der Claſſiker bildeten gleichfalls einen Theil ſeines Unterrichts. Bis in ſeine ſpätern Jahre bewahrte ihm ſein treues Gedächtniß mehre Stellen aus den römiſchen Dichtern und Proſaiſten. Von noch größerem Einfluſſe würde das claſſiſche Alterthum für ihn geweſen ſein, wenn nicht ſeine Hauptbildung franzöſiſch geweſen wäre. Erhalten und befeſtigt ward er darin vorzüglich durch einen dreijährigen Aufenthalt in Lauſanne. Er ſchrieb und ſprach Franzöſiſch mit vollendeter Fertigkeit, und ſeine Vorliebe für dieſe Sprache war ſo groß, daß er ſie überſchätzte und dagegen die teutſche Tiefe und Gründlichkeit nicht nach Verdienſt zu würdigen verſtand. Von dieſem Vorurtheile ward er erſt ſpäter geheilt. Um das Intereſſe an der vaterländiſchen Literatur, die er nach und nach immer mehr lieb gewann, bei einem ſo geiſt- und talentvollen Manne noch zu ſteigern und ihm die Vorliebe für das franzöſiſche Weſen beinahe ganz zu verleiden, bedurfte es nur der franzöſiſchen Revolution und ihrer unheilbringenden Folgen.

Den preußiſchen Kriegsdienſt zog Friedrich, als er ſich der militairiſchen Laufbahn widmete, aus leicht erklärlichen Gründen jedem andern vor. Von Friedrich II. zum Oberſten ernannt, trat er in das preußiſche Heer. Ungefähr um dieſe Zeit, am 27. Oct. 1780, vermählte er ſich mit des regierenden Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel Tochter, Auguſte Karoline Friederike Louiſe. Sie gebar ihm zwei Prinzen und zwei Prinzeſſinnen. Der Tod trennte ſie von ihm im J. 1787. Noch bei ihren Lebzeiten begleitete er den ruſſiſchen Großfürſten Paul auf einer Reiſe durch Teutſchland, Italien, Frankreich und die Schweiz. Eine Einladung nach Petersburg bewog ihn, den preußiſchen Dienſt zu verlaſſen. Er ward von der Kaiſerin Katharina II. als Generallieutenant und Generalgouverneur von Ruſſiſch-Finland angeſtellt, wo er bis zu Ende des Jahres 1786 blieb. Er hatte nicht wohl gethan, den preußiſchen Dienſt aufzugeben, wo er ſich bei Friedrich II. in unveränderter Gunſt erhalten und von ihm zum Generalmajor befördert worden war. Seine Verbindung mit Rußland löſte ſich nicht freundlich für ihn auf, und ſchien nur zu beweiſen, daß er ebenſo wenig ſich ſelbſt zu beherrſchen, als Andern zu gehorchen verſtand. Als er Rußland verlaſſen, begab er ſich wieder an die Ufer des Genferſees. Unweit Lauſanne, ſeinem Jugendaufenthalte, lebte er faſt ein Jahr in dem Landhauſe Monrepos, dann ließ er ſich zu Bodenheim in der Gegend von Mainz häuslich nieder. Von dort aus bereiſte er Holland und Frankreich, wo er ſich befand, als 1789 zu Verſailles die erſten Verhandlungen der Nationalverſammlung begonnen hatten. Während ſeines Aufenthaltes in Ludwigsburg überbrachte er dem teutſchen Kaiſer Franz II. das Diplom ſeiner Wahl von Frankfurt nach Seligenſtadt, und war ſo einer der Erſten, die ihm zu der erlangten hohen Würde Glück wünſchten.

Mit dem Tode ſeiner beiden Oheime, Karl und Ludwig Eugen, die ohne männliche Nachkommen ſchnell hinter einander ſtarben, ging die Regierung Würtembergs 1795 auf Friedrich's Vater über, und er ſelbſt nahm jetzt den Titel eines Erbprinzen an. Vergebens bemühte er ſich im J. 1796, vom Schwarzwalde aus das Vordringen der franzöſiſchen Armee über den Rhein und ihren beabſichtigten Einfall in Würtemberg zu verhindern. Er flüchtete ſich nach Ansbach und begab ſich von da nach Wien, wo er ſich einige Wochen aufhielt und ſich an die Gegner der franzöſiſchen Republik anſchloß. In London, wohin er 1797 gereiſt war, feierte er am 18. Mai 1797 ſeine Vermählung mit der engliſchen Kronprinzeſſin Charlotte Auguſte Mathilde. Für ſich und ſeine Gemahlin wählte er Stuttgart zum Wohnſitze. Noch in dem ge-

---

Sepulch. Serenissimi Friderici, Regis
Aragoniae Siciliaeque. Obiit
Anno Dom. MCCCLXXVII. XV. Ind.

Friderico Aragonio, Siciliae Regi, hujus Nominis Tertio, ejusque matri Elisabethae, filiisque Guilielmo, et Joanni, Randacensis duci (Bruder des Königs) Principib. bene meritis. Joannes Vega, Prorex Sepulchrum erexit. M.D.LIV.

3) Vergl. die bei dem vorigen Artikel (Friedrich II.) angeführten Quellen.

Digitized by Google

nannten Jahre, am 13. Dec., ſtarb unerwartet ſein Vater und überließ ihm als Herzog die Regierung Würtembergs zu einer Zeit, wo dieſer Staat im Laufe des Revolutionskrieges einen großen Theil ſeiner Beſitzungen jenſeit des Rheins verloren hatte. Die Hoffnung, dafür auf irgend eine Weiſe entſchädigt zu werden, verſchwand mit dem Schluſſe des Congreſſes zu Raſtadt im April 1799. Seine Verbindung mit Öſterreich und die Subſidien, die er aus England bezog, ſetzten ihn in den Stand, ſich mit Nachdruck gegen Frankreich zu rüſten. In Verbindung mit den Öſterreichern ſchlug er im Auguſt und October 1799 eine franzöſiſche Heeresabtheilung zurück, die von Mannheim aus in das Herzogthum Würtemberg eindringen wollte. Bald aber wandte ſich das Kriegsglück. Nach Bonaparte's Rückkehr aus Ägypten beſetzten die Franzoſen unter dem General Moreau abermals das Herzogthum Würtemberg. Sie zerſtörten die Bergfeſtung Hohentwiel und erpreßten eine Contribution von ſechs Millionen Livres. Von Erlangen, wohin er ſich geflüchtet, begab ſich Friedrich nach Wien, wo er ſein Intereſſe am kaiſerlichen Hofe zu betreiben ſuchte, und zugleich einen Geſandten nach Paris ſchickte, der aber von der franzöſiſchen Regierung ziemlich kalt empfangen wurde. Durch den Kaiſer Paul I. ſoll ihm damals das ganze Kurfürſtenthum Hanover als Entſchädigung angetragen worden ſein, wenn er ſich entſchlöſſe, auf Würtemberg zu verzichten. Durch die entſchloſſene Erklärung: er wolle lieber gar Nichts, als freiwillig auch nur ein einziges Dorf abtreten, nöthigte er ſelbſt Frankreich Achtung ab. Er erhielt von der franzöſiſchen Regierung das Verſprechen, ſowol wegen der verlorenen Beſitzungen jenſeit des Rheins, als wegen der Verluſte, die ſein Land während des Krieges erlitten, möglichſt entſchädigt zu werden.

Einen ruhigen Blick in die Zukunft ſchienen dem Herzoge die Friedensſchlüſſe zu Lüneville und zu Amiens in den Jahren 1801 und 1802 zu geſtatten. Er war am 13. Mai des erſtgenannten Jahres nach Würtemberg zurückgekehrt und hatte die Regierung wieder perſönlich angetreten. Durch einen beſondern Friedenstractat, den Frankreich um dieſe Zeit mit ihm ſchloß, zeigten ſich ihm Ausſichten zu einer angemeſſenen Gebietsentſchädigung. Die von der Reichsdeputation unter Rußlands und Frankreichs Vermittelung angeknüpften Unterhandlungen ſchienen ein für Würtemberg nicht ungünſtiges Reſultat zu verſprechen. Das würtembergiſche Haus ward am 25. Febr. 1803 zur Kurwürde erhoben, und erhielt eine angemeſſene Entſchädigung für die verlorenen Beſitzungen jenſeit des Rheins durch die bisherigen Reichsſtädte Reutlingen, Weil, Eßlingen, Rotweil, Giengen, Aalen, Hall, Gemünd und Heilbronn, nebſt der gefürſteten Propſtei Ellwangen und den Klöſtern Zwiefalten, Rothmünſter, Heiligenkreuzthal, Schönthal, Komburg, Oberſtenfeld und Margrethenhauſen. Dieſe Beſitzungen vereinigte der Kurfürſt Friedrich zu einem eigenen, von ſeinen übrigen Landen getrennten, Staate, unter dem Namen Neuwürtemberg, dem er eine durchaus unabhängige Regierungsform gab und ihn in drei Landvoigteien, Ellwangen, Heilbronn und Rotweil, eintheilte. Nicht lange zuvor hatte Friedrich durch den Tod ſeines erſten Miniſters, des Grafen Karl von Zepplin, einen Mann verloren, der nicht nur durch ſeine Kenntniſſe und Klugheit dem Staate vielfach genützt, ſondern auch auf Friedrich ſelbſt und ſeinen Charakter den entſchiedenſten Einfluß ausgeübt, indem er ſeine ſtürmiſchen Leidenſchaften zu beſchwichtigen oder zu mildern geſucht hatte.

Fruchtlos hatte Friedrich ſich bemüht, durch Unterhandlungen mit Preußen in dem zwiſchen Öſterreich und Frankreich im J. 1805 ausgebrochenen Kriege ſich völlige Neutralität zu ſichern. Unaufhaltſam drangen die franzöſiſchen Heere über den Rhein. Von dem Kaiſer Napoleon, den Friedrich in Ludwigsburg am 2. Oct. 1805 zum erſten Male ſah, ward er mit einer Achtung behandelt, die ſich wol mehr auf ſeinen Geiſt und Charakter und ſeine Perſönlichkeit überhaupt, als auf die politiſche Bedeutung ſeines Staates gründen mochte. Seine ganze Überredungskunſt mußte indeſſen der franzöſiſche Geſandte aufbieten, ehe Friedrich, der noch immer neutral zu bleiben wünſchte, ſich entſchloß, den franzöſiſchen Truppen die Thore von Ludwigsburg zu öffnen. Nur der Drang der Umſtände, der ihm keine andere Wahl ließ, konnte den Kurfürſten zu einer Verbindung mit Frankreich und zu dem dadurch unvermeidlichen Schritte nöthigen, 8000 Mann gegen Öſterreich ins Feld rücken zu laſſen. Dieſer Entſchluß mag dem Kurfürſten nicht leicht geworden ſein. Seiner Eitelkeit aber ſchmeichelte es nicht wenig, als er ſich nach dem presburger Frieden am 26. Dec. 1805 mit der Königswürde geſchmückt und in die Reihe der ſouverainen teutſchen Fürſten aufgenommen ſah. Auch ſeine Lande erhielten einen beträchtlichen Zuwachs. Abgetreten wurden ihm von Vorderöſterreich unter andern die Grafſchaft Hohenberg, die Landgrafſchaft Nellenburg, die Landvoigtei Altdorf, die fünf Donauſtädte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, ein Theil des Breisgaus und die Städte Villingen und Breunlingen. Auch die Grafſchaft Bondorf, die ſeit dem Reichsdeputationsſchluſſe dem Johanniterorden gehört hatte, fiel an Würtemberg, und die von dieſem Staate umgrenzten Beſitzungen der Reichsritterſchaft, ſowie des teutſchen und Johanniterordens, mußten ſich Friedrich's Oberherrlichkeit unterwerfen, der mit dem 1. Jan. 1806 durch einen feierlichen Act die Königskrone empfing.

Einen beträchtlichen Länderzuwachs brachte ihm noch im Laufe des genannten Jahres die Auflöſung der teutſchen Reichsverfaſſung und die Stiftung des Rheinbundes. Zu den bedeutendſten Mitgliedern dieſes neuen Inſtituts, das die franzöſiſche Politik hervorgerufen, gehörte außer Baiern und Baden auch Würtemberg, deſſen Gebiet dadurch bedeutend vergrößert ward. Von Baiern ward dem Könige Friedrich die Herrſchaft Wieſenſteig, von Baden die Stadt Biberach mit ihrem Gebiete abgetreten. Er erhielt ferner die Commenden des teutſchen Ordens Kapſenburg und Altſchhauſen, die Benedictinerabtei Wiblingen, die Stadt Waldſee, die Grafſchaft Schelklingen und einen großen Theil der Beſitzungen der Fürſten und Grafen Truchſeß-Waldburg und der Fürſten von Turn und Taxis, die limburgiſchen, fürſtenbergiſchen und hohen-

Digitized by Google

lohiſchen Herrſchaften ungerechnet [1]). Mit Baiern und Baden ſchloß Friedrich mehre Verträge, welche die ihm abgetretenen Beſitzungen nothwendig machten. Als Mitglied des Rheinbundes hatte Friedrich ein Contingent von 12,000 Mann zu ſtellen. Seine Truppen, mit den Baiern vereinigt, fochten unter dem Oberbefehle des Prinzen Jerome, nachherigen Königs von Weſtfalen, mit ausgezeichneter Tapferkeit bei Glogau, Breslau und Glatz. In enge Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe kam Friedrich, als ſeine Tochter Katharine von Napoleon ſeinem Bruder, dem Prinzen Jerome, zur Gemahlin beſtimmt ward. Er war dem Kaiſer, deſſen Größe er anerkannte, Dankbarkeit ſchuldig, und durfte einen ſo ehrenvollen Antrag nicht von ſich weiſen, ſelbſt wenn derſelbe ſeiner Sinnesweiſe und ſeinen Anſichten nicht völlig entſprechend geweſen wäre. Auf dem Congreſſe zu Erfurt im October 1808 mußte ſich Friedrich ſagen, daß er wol nur darum hinberufen worden ſei, um den Glanz des franzöſiſchen Kaiſers zu erhöhen. Indeſſen ſchmeichelte doch auch der Gedanke, in dem Kreiſe der europäiſchen Fürſten perſönlich erſcheinen zu dürfen, ſeiner Eitelkeit. Seine Anweſenheit in Erfurt benutzte er für ſein und ſeiner Unterthanen Intereſſe. Die letztern befreite er von der Theilnahme an dem ſpaniſchen Kriege, und beſtimmte das franzöſiſche Cabinet, ſie, nebſt den Baiern und Sachſen, in Teutſchland zurückzulaſſen. Dies aber ſei um ſo nothwendiger, da der öſterreichiſche Kaiſer der Einladung Napoleon's nach Erfurt nicht gefolgt und dadurch gerechte Urſache zum Mistrauen gegeben habe.

Thätigern Antheil als an irgend einem der frühern Kriege nahm Friedrich an den zwiſchen Frankreich und Öſterreich im Frühjahre 1809 ausgebrochenen Feindſeligkeiten. Der Muth und die Tapferkeit der würtembergiſchen Truppen, die unter dem Oberbefehle des Generals Vandamme ausrückten, ward ſelbſt von franzöſiſcher Seite rühmend anerkannt. Friedrich ſelbſt nahm an jenem Feldzuge perſönlich Antheil. Mit ſeinen Garden und dem ſonſt im Lande befindlichen Militair brach er auf gegen die Vorarlberger, die, dem Beiſpiele der Bewohner Tyrols folgend, mit Hilfe des würtembergiſchen Oberſchwabens, das ihnen längſt verhaßte Joch franzöſiſcher Botmäßigkeit abzuſchütteln hofften. Dem offenen Kampfe beugte die Nachricht von der Schlacht bei Wagram und der in Folge derſelben geſchloſſene Waffenſtillſtand vor, welchem am 14. Oct. 1809 der wiener Friede folgte. Etwas früher hatten ſich die Bewohner von Mergentheim, dem Sitz des Teutſchmeiſterthums, erhoben, nachdem ihr Ländchen kurz vorher von den würtembergiſchen Truppen beſetzt worden war. Von Napoleon, als er Öſterreich verließ, erhielt Friedrich das abermalige Verſprechen einer beträchtlichen Erweiterung ſeines Gebiets. Um es erfüllt zu ſehen, mußte er ſich jedoch, gleich andern Fürſten des Rheinbundes, zu einer Reiſe nach Paris entſchließen. Er unternahm ſie zu Ende des Jahres 1809. Der Erfolg übertraf ſeine Erwartungen. Er erhielt den größten Theil des Teutſchmeiſterthums Mergentheim. Baiern, in anderer Weiſe entſchädigt, trat ihm zu Folge eines am 18. Mai 1810 geſchloſſenen Vertrags ſoviel an Land und Leuten ab, daß ihm ein Gewinn von 110,000 Einwohnern übrig blieb. Zu den bairiſchen Landgerichten, die damals an Würtemberg kamen, gehörten namentlich Tettnang, Buchhorn, Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Söfflingen, Geislingen, Alpeck-Elchingen und Krailsheim. Auch einen Theil von Nördlingen, Dinkelsbühl, Feuchtwang, Rothenburg und andern Landgerichten vereinigte Friedrich mit ſeinen Staaten. Er erhielt das Hoheitsrecht über die Grafſchaften Fugger-Kirchberg und Fugger-Dietenheim, über mehre Beſitzungen der Fürſten von Turn- und Taxis, über das Fürſtenthum Hohenlohe und über einige Theile der Fürſtenthümer Öttingen-Spielberg und Öttingen-Wallerſtein. Die Bevölkerung des Königreichs Würtemberg war dadurch auf 1,350,000 Einwohner, der Flächeninhalt auf 308 □Meilen geſtiegen.

Die einzelnen Veränderungen und Umgeſtaltungen, welche dieſe Vergrößerung des würtembergiſchen Staats in ſeinem Innern nothwendig machte, der Zeitfolge nach ausführlich zu erwähnen, würde den Raum dieſer Darſtellung überſchreiten. Bei allem, was in dieſer Hinſicht geſchah, behielt ſich Friedrich die oberſte Leitung, wie ſich von einem Fürſten, der mit hellem Geiſte eine ſo unerſchütterliche Willenskraft verband, kaum anders erwarten ließ. Kaum iſt anzunehmen, daß irgend eine bedeutende Idee von ſeinen Miniſtern ausgegangen. Sie mußten nur im Einzelnen ausführen, was er in der Eile im Allgemeinen ſich ausgedacht. Ihn von einer Idee wieder abzubringen, die er leidenſchaftlich erfaßt und von deren Tüchtigkeit er ſich überzeugt hatte, wäre ein ebenſo ſchwieriges als vergebliches Unternehmen geweſen. Friedrich II., in deſſen Schule er ſich gebildet, galt ihm als das Ideal eines Regenten. Durch die Feſtigkeit ſeines Charakters, die ſich durch keine Rückſichten in Feſſeln ſchlagen ließ, ſchien er zum Selbſtherrſcher geſchaffen. Eine Verfaſſung, wie die des Herzogthums Würtemberg, konnte ihm, ungeachtet er ſie bei ſeinem Regierungsantritte beſchworen, auf die Länge nicht genügen, weil ſie, ſeinen Anſichten nach, die Freiheit des Regenten in zu enge Schranken bannte. Er gerieth in allerlei Mishelligkeiten mit den Ständen, aber ihre Verſuche, ſich in ſeinen Anſichten den ihrigen zu fügen, ſcheiterten an ſeinem feſten Willen. Jedenfalls nicht zur Unehre gereicht ihm die über ihn laut gewordene Äußerung, daß bei ihm mit Gelde auch nicht das Mindeſte auszurichten ſei. Ein bloßer Verſuch dieſer Art mußte ihm die Sache der Verfaſſung völlig verleiden. In einen freiern Wirkungskreis trat er, als der presburger Friede ihn zum König und ſouverainen Fürſten erhoben. Er ward dadurch nicht blos unabhängig vom Kaiſer und Reich, ſondern ſah ſich auch in dem Regentenverhältniſſe zu ſeinem eigenen Staate von manchen Feſſeln befreit, die ihn bisher gedrückt hatten. Die Verfaſſung des Herzogthums erklärte er ſofort für aufgehoben, ohne ſich erſt mit ſeinen Miniſtern darüber zu berathen. Seine Handlungsweiſe war die eines Mannes, in deſſen Seele auch nicht der geringſte Zweifel aufſtieg, daß das Recht vielleicht nicht auf ſeiner Seite ſein könnte. Völlig um-

1) Vergl. Zeitgenoſſen. 2. Bd. 3. Heft. S. 15 fg.

Digitized by Google

geformt ward durch ihn die Juſtiz und das Finanzweſen. Das Königreich Würtemberg ward in einen eigentlichen Militairſtaat umgewandelt. Selbſt in den kirchlichen Einrichtungen, in dem Schul- und Erziehungsweſen, traten weſentliche Veränderungen ein. An die Stelle des ehemaligen geheimen Raths, dem ſich ſpäterhin ein Staatsrath anſchloß, trat ein Staatsminiſterium, das aus den Miniſtern der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Juſtiz, der Finanzen, des Kriegs und des Cultus beſtand. Die ältern und neuern Landesbeſitzungen, mit einander verſchmolzen, wurden bald in Kreiſe, bald in Landvoigteien getheilt, neue Oberämter errichtet und die bisherigen geiſtlichen Pflegen in Kameralverwaltungen umgeſchaffen, durch welche die geſammten Staatseinkünfte in eine Caſſe floſſen. Die Ernennung aller Staatsdiener behielt ſich Friedrich ſelbſt vor, um ſeiner Würde als Selbſtherrſcher Nichts zu vergeben. Bei Menſchen, die er nicht kannte und deren Fähigkeiten er nicht beurtheilen konnte, ließ er, wenn ſie ihm zu irgend einem Amte vorgeſchlagen wurden, wol mitunter nach altteutſcher Sitte das Loos entſcheiden. Manche neue Geſetze verdrängten ſeit 1806 das alte würtembergiſche Landrecht, das noch immer dem Civilcoder zur Grundlage gedient hatte. Schon die Vergrößerung und Umformung des würtembergiſchen Staats machte einen fortwährenden, wenn auch mit manchen Unbequemlichkeiten verbundenen Wechſel von Geſetzen und Verordnungen beinahe nothwendig, weil nicht jedes Geſetz für die neuen Verhältniſſe paßte. Zu den mannichfachen heilſamen Verordnungen, welche Friedrich erließ, gehörten beſonders die Edicte, die ſich auf die freie Ausübung der verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen bezogen.

Ohne Parteilichkeit kann jedoch auch nicht geleugnet werden, daß Friedrich manche Schritte that, die allen ſeinen Unterthanen ohne Unterſchied zum Nachtheil gereichten, und jene Zeit zu einer der traurigſten Perioden in der Geſchichte Würtembergs machten. Wenn nicht allemal an Geiſt und Kraft, doch immer an raſcher Willensthätigkeit und Beharrlichkeit in ſeinen Entſchlüſſen vielen Andern überlegen, gefiel er ſich, wie Preußens großer König, ſpäterhin wol auch wie Napoleon, in der Idee, als Selbſtherrſcher Volk und Staat als bloße Maſchinen zu behandeln. Seine Welt- und Menſchenkenntniß, nach franzöſiſchem Zuſchnitt geformt, war ſo beſchaffen, daß ihm die ſittliche Natur des Staats nie klar geworden war. Mit Friedrich II., der ihm in allem als Vorbild galt, theilte er auch den unſeligen Gedanken, daß keinem Menſchen zu trauen ſei. Daher demüthigte er ohne Schonung den einſt reichsfreien Adel durch Aufhebung der Fideicommiſſe. Bei der meiſt kärglichen Beſoldung öffentlicher Beamten ging er von dem Grundſatze aus, daß der Staat nur ihre Perſon, nicht aber ihre Familie zu ernähren habe. Den Druck ihrer Lage vermehrte er noch dadurch, daß er ſie nach Willkür von einer Stelle in die andere verſetzte. Mit beiſpielloſer Härte ſtrafte er oft kleine Verſehen. Sein grenzenloſes Mistrauen gab ihm auch die unerhörte Maßregel ein, ſein ganzes Volk zu entwaffnen, die Einen, weil ſie Alt-Würtemberger, die Andern, weil ſie neuerlich angeworben wären. Drückend laſtete die Conſcription auf allen Ständen, ohne die geringſte Berückſichtigung der Lage des Einzelnen. Einem allgemeinen Angebereiſyſteme glich das von Friedrich eingeführte Polizeiweſen, das ſich ſelbſt alle erſinnliche Mühe gab, den Gedanken nachzuſpähen. Am ſchlimmſten erging es Einzelnen, die, oft unſchuldigerweiſe, ſich das Misfallen des Königs zugezogen und ſich namentlich einem ſeiner Günſtlinge verhaßt gemacht hatten. Beherrſcht von einer verkehrten Leidenſchaft, die ihn zu ſchönen Jünglingen unwiderſtehlich hinzog, ward er ein willenloſes Werkzeug in der Hand von Menſchen, die, ohne alle Bildung und Kenntniſſe und oft der gemeinſten Rohheit verfallen, durch ihn zu den höchſten Civilämtern und Militairſtellen erhoben wurden. Er compromittirte ſich dadurch nicht ſelten. In jeder Weiſe ward ſeine Schwäche von ſeinen Günſtlingen benutzt, ſelbſt zur Privatrache und zur Stiftung von allerlei Unheil aus bloßem Muthwillen. Den entſchiedenſten und ſchädlichſten Einfluß auf Friedrich's ſchwankenden Charakter und beſonders ſeine Leidenſchaftlichkeit gewann ein gewiſſer Dillenius, oder der Graf von Dillen, wie er ſich nach ſeiner Erhebung in den Adelſtand nannte, der ſich von einem Bereiterjungen zum Generallieutenant, Oberhofintendanten und zu andern wichtigen Poſten emporſchwang. Friedrich war ſo ganz der Sklave dieſes Mannes geworden, daß er ihn wirklich fürchtete und gegen ſeinen Willen ſich Nichts zu thun erlaubte. Selbſt zum Verkehrteſten und Verderblichſten mußte der Graf Dillen den König zu verleiten, indem er alle Keime des Guten und Edeln in ſeinem Herzen zu erſticken ſuchte.

Durch ſeine Prachtliebe, die keine Grenzen kannte, trug Friedrich ebenfalls weſentlich zum Unglücke ſeines Volkes bei. Äußerer Glanz ſchien ihm von der Königswürde unzertrennlich. Aber auch ſchon als Herzog und als Kurfürſt hielt er einen Hofſtaat, der zu beweiſen ſchien, daß er es allen Kaiſern und Königen in der Welt, wenn nicht zuvorthun, doch wenigſtens nicht hinter ihnen zurückbleiben wollte. So kam es, daß ſein Hofhalt jährlich Millionen koſtete. Hunderttauſende warf er an ſeine Lieblinge hin; dabei umgab er ſich mit einer äußerſt koſtſpieligen Leibwache und ſteigerte den Aufwand für das Militair unnöthigerweiſe aufs Höchſte. Den auf ſeinem Volke laſtenden Druck vermehrte er durch die Steigerung directer und indirecter Abgaben, durch Stempel, Zoll, Acciſe und ähnliche Einrichtungen, welche Handel und Gewerbe faſt gänzlich lähmten und den Wohlſtand vieler Familien für immer untergruben. Dieſer Abgaben ungeachtet ſtieg die Maſſe der würtembergiſchen Staatsſchulden von Jahr zu Jahr. Beſonders drückend für alle Claſſen ſeines Volks war ſeine Liebe zur Jagd. Bei dieſer Luſtbarkeit, die mit größerem Aufwande, als irgendwo in Europa ins Werk geſetzt ward, war ihm ſein Günſtling, der Graf von Dillen, vor allen behilflich. Auf ſeine Veranſtaltung mußte im Herbſt und Winter das Wild aus dem ganzen Königreiche in einer Entfernung von 15—20 Stunden durch das Volk zuſammengetrieben werden. Die armen Leute, die oft zwei bis drei Tagereiſen zu machen hatten, mußten ſich ſelbſt beköſtigen, oft auch wol unverrichteter Sache wieder heimkehren,

Digitized by Google

wenn es dem König oder ſeinem Günſtlinge einfiel, die für einen beſtimmten Tag anberaumte Jagd auf eine andere Zeit zu verlegen. Mancher verunglückte auch bei dieſen Jagdvergnügungen, die durch ihre Pracht und glanzvollen Zurüſtungen aller Art ihres Gleichen ſuchten. Das Wild aber, auf deſſen Vertilgung es abgeſehen war, wurde ſo ſorgſam gehegt und gepflegt, daß es ſich von Jahr zu Jahr vermehrte, und durch das Zerwühlen der Felder den verarmten Landmann um den Ertrag der gehofften Ernte brachte. Selbſt in der Reſidenz war man endlich vor wilden Schweinen kaum mehr ſicher. Wer dem Könige, der die Größe dieſes Unheils nicht kannte, darüber hätte die Augen öffnen können, unterließ es aus Furcht oder andern Gründen. Wie koſtſpielig aber dies königliche Steckenpferd war, die damit verbundenen Nachtheile für das Land und Volk ungerechnet, zeigt die Angabe, daß für eine einzige Jagd in den kalten Winternächten [illegible] Klaftern Holz ſollen verbrannt worden ſein.

Mit Friedrich's Eitelkeit und Glanzſucht hing auch das Meiſte zuſammen, was er für Künſte und Wiſſenſchaften gethan. Er war nicht ganz ohne Sinn dafür, aber Feinheit des Geſchmacks ging ihm ab. Es war eine Herabwürdigung des gelehrten Standes, wenn er Leute, die ſtudirt hatten, mit den Namen von Schreibern, Schulmeiſtern und Barbieren zu bezeichnen pflegte. Nur um irgend einer Sonderbarkeit willen, die ihm gefiel, begünſtigte er einzelne Künſtler, während er andere, und oft die beſſern, darben ließ. Weder die von ihm aufgeführten Gebäude, noch die Gartenanlagen in Ludwigsburg und [illegible] zeugten von Reinheit des Geſchmacks. [illegible] wenn er nicht [illegible] ebenſo ſchnell wieder zerſtört hätte. Unter den wiſſenſchaftlichen [illegible] in Stuttgart [illegible] Selbſtſtändigkeit zu [illegible] in Ellwangen [illegible] gedeihen. Die meiſten ſeiner Anſtalten, unter andern [illegible] das nach ſeinem Tode von ſeinem Nachfolger [illegible] wieder aufgehoben ward, entſprangen aus der [illegible] Sucht zu glänzen. Zu ſeinen beſſern Eigenſchaften gehörte ſeine Gerechtigkeitsliebe, zu der er wenigſtens ernſtlichen Willen zeigte, wenn er ſich nicht in zu leidenſchaftlicher Stimmung befand, oder durch den Einfluß ſchlechter Menſchen geleitet ward. In dem letztern Falle machte er ſich kein Gewiſſen daraus, das ſchreiendſte Unrecht zu begehen. Um die beſtehenden Geſetze kümmerte ſich ſeine Gerechtigkeitsliebe nicht. Er entſchied nach dem, was ihm ſelbſt recht und billig dünkte. Beſonders wollte er ſeine Gerechtigkeit in Strafurtheilen beweiſen, die er, wenn ſie ihm vorgelegt wurden, gewöhnlich noch ſchärfte.

Von großem Einfluſſe auf die innern und äußern Verhältniſſe Würtembergs war Napoleon's Feldzug nach Rußland. Für die beträchtliche Erweiterung ſeiner Länder fühlte ſich Friedrich dem franzöſiſchen Kaiſer ſo verpflichtet, daß er ihm als Contingent eine erhöhte Truppenmacht ſtellte, die, im J. 1812 mit der franzöſiſchen Heeresmacht vereinigt, den verhängnißvollen Marſch nach Rußland antrat. Wenige von dieſen Truppen, die mit ausgezeichneter Tapferkeit in der Schlacht an der Moskwa gefochten, ſahen ihre Heimath wieder. Auch ſie traf das Schickſal ſo vieler Andern, auf dem ſchauervollen Rückzuge hingerafft zu werden. Die Nachricht von jenem furchtbaren Ereigniſſe erſchütterte den König Friedrich in einem ſolchen Grade, daß er gewaltſam den lauten Ausbruch ſeines Unwillens unterdrücken mußte. Noch immer dem Glücke Napoleon's vertrauend, machte er mit beiſpielloſen Aufopferungen ſeines Volkes neue Rüſtungen. Keine geringe Zahl ſeiner Krieger blieb in den blutigen Schlachten bei Lützen, Bautzen und Jüterbogk. Noch immer fochten die Würtemberger auf der Seite der Franzoſen, als ſchon Öſterreich und Baiern von Napoleon abgefallen waren. Aufs Empfindlichſte ſtrafte Friedrich zwei ſeiner Cavalerieregimenter, weil ſie, ohne Ausſicht auf Rettung, in der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übergegangen waren. So täuſchte er ſich noch eine Zeit lang über die wahre Lage der Dinge. Von dem Übertritte zu den Alliirten, den er durch einen an ſie abgeſendeten Miniſter erklären ließ, erwartete er ſogar noch als Belohnung irgend ein Stück Land. Er mußte ſich indeſſen mit der durch den Vertrag zu Fulda vom 6. Nov. 1813 ihm zugeſicherten Garantie ſeiner ſämmtlichen Staaten und der erneuerten Anerkennung ſeiner Souverainität begnügen. Bald nachher begab er ſich ſelbſt ins Hauptquartier der verbündeten Fürſten nach Frankfurt, an die er ſich nun aufs Engſte anſchloß. Seine Truppen, von dem Kronprinzen befehligt, kämpften nun gegen die Franzoſen für die Befreiung Teutſchlands. Rühmlich zeichneten ſie ſich beſonders aus in den Schlachten bei Brienne und bei Montereau. Ihre Waffenthaten aber erfreuten den König nicht minder als die frühern, denn ſie ſchmeichelten ſeiner nie genugſam befriedigten Eitelkeit.

Durch alle dieſe Ereigniſſe und den Zuſammenhang, in dem ſie mit einander ſtanden, war Friedrich zu der Einſicht gelangt, daß es ſchwierig, ja vielleicht unmöglich ſein würde, die Rolle des Selbſtherrſchers in der Weiſe wie bisher fortzuſpielen. Die Anfoderungen, welche das Volk namentlich in dem proteſtantiſchen Theile Teutſchlands, nachdem es das franzöſiſche Joch muthig abgeſchüttelt, an ſeine Fürſten machte, ſchienen der bisherigen Ordnung der Dinge geradezu zu widerſprechen. Der größere Theil der Fürſten verkannte nicht, daß ſie den Aufopferungen und Anſtrengungen ihrer Unterthanen eine kaum gehoffte Befreiung von jahrelangem Drucke verdankten. Dieſe Anſicht aber harmonirte nicht mit Friedrich's Grundſätzen. Den Maßregeln, welche die Zeit verlangte, ſich zu fügen, ward ihm ſchwer. Er, der ſein Volk aus Mistrauen entwaffnet hatte, ſollte nun die Landwehr und den Landſturm anordnen, und ſo denen, die ihm verdächtiger waren als jemals, die Waffen wieder in die Hände geben. Er hatte Urſache, den Adel und

Digitized by Google

ſeine nicht unbedeutenden Anſprüche zu fürchten, und ebenſo mußte er erwarten, daß die von ihm ſo tief erniedrigten Reichsvaſallen ihre Rechte zurückfodern möchten. Mit banger Beſorgniß, den Glanz ſeiner Krone für immer zu verlieren, folgte er der an ihn ergangenen Einladung nach Wien, um auf dem dortigen Congreſſe das drohende Ungewitter wo möglich noch abzuwenden. Sehr überraſcht fühlte er ſich, als er dort von der Stiftung eines teutſchen Bundes, von der Wiederherſtellung des alten Kaiſerthums, von der Einſetzung des Adels und des Volks in ſeine Rechte und von der Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen hörte. Unter dieſen Punkten harmonirte auch nicht ein einziger mit ſeinen Anſichten. Er hatte ſich wohlbefunden in ſeiner Unabhängigkeit von Kaiſer und Reich, die er nun gefährdet ſah. Lebhaft widerſetzte er ſich daher jenen Neuerungen; allein er mußte doch endlich nachgeben. Wie ſchwer ihm dies geworden ſein mochte, bewies ſein langes Zögern, ehe er die teutſche Bundesacte unterzeichnete und durch die vom 1. Sept. 1815 datirte Urkunde dem Vereine der teutſchen Staaten völlig beitrat.

Bereits zu Anfange des genannten Jahres war Friedrich von Wien nach Stuttgart zurückgekehrt. Öffentlich erklärte er dort, daß er ſtatt der frühern Verfaſſung, die in dem Sturme der Zeit habe untergehen müſſen, ſeinem Volke eine neue und paſſendere Conſtitution zu geben geſonnen ſei. Zweckmäßiger, als zur Zeit des Herzogthums, ward die Wahl der Volksvertreter angeordnet. Die einſt unmittelbaren fürſtlichen und gräflichen Familien nebſt einem Theile des Reichsadels erhielten unter gewiſſen Beſchränkungen für ſich und ihre Nachkommen Sitz und Stimme in der künftigen Reichsverſammlung. Zu ihnen geſellten ſich der Kanzler der Univerſität Tübingen, der älteſte Lutheriſche Prälat, ſowie der katholiſche Biſchof nebſt einem zweiten katholiſchen Geiſtlichen. Durch eine eigene, aus königlichen Staatsdienern gebildete Commiſſion ſollte die neue Verfaſſung als königlicher Wille den Ständen, die ſich am 15. Febr. 1815 verſammeln ſollten, mitgetheilt werden. Das Ganze war unter dem beſondern Einfluſſe des Königs ſo abgefaßt, daß es den Schein hatte, als wolle Friedrich nur unter anderer Form in der bisherigen Weiſe fortregieren. Mit dem Inhalte der neuen Conſtitution durch Zwiſchenträger im Voraus bekannt, und damit unzufrieden, vereinigten ſich die Mitglieder der neuen Ständeverſammlung ſchon vorher in Stuttgart, ſie zu verwerfen. Friedrich ahnete Nichts davon. Am beſtimmten Tage eröffnete er die Verſammlung mit einer Anrede, ließ die Conſtitution verleſen und übergab ſie dann den Ständen, von denen ſie jedoch, als er ſich kaum entfernt, ohne weitere Prüfung einſtimmig verworfen ward. Zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen mußte Friedrich hören, wie die Stände, deren erſte Verſammlung vom Mai bis zum Auguſt 1815 dauerte, nicht blos auf die Wiederherſtellung der frühern Conſtitution für das ehemalige Herzogthum drangen, ſondern dieſe Verfaſſung auch auf die neu erworbenen Länder ausgedehnt wiſſen wollten. Sie verlangten Ausſchüſſe nach früherer Weiſe und die vollſtändige Wiederherſtellung der alten Landesrechte. Die traurige Lage Würtembergs, der Druck und die Leiden ſeines Volkes wurden dem Könige in einer ausführlichen Schilderung vorgehalten, mit dem dringenden Geſuche um Abhilfe. Dabei mußte er manche heilſame Wahrheit hören, in mitunter derben Worten, wie er ſie lange nicht vernommen hatte. Die Stände äußerten ausdrücklich, daß ſie im Namen und Auftrage des würtembergiſchen Volkes ſprächen, und daß von ebendieſem Volke die alte Verfaſſung zurückgefodert werde. Der Natur des Königs, die ſich zum abſoluteſten Despotismus neigte, mußte eine ſolche Sprache ein wahrer Greuel ſein. Sein Plan, eine königliche Partei in der Ständeverſammlung zu bilden, ſcheiterte. Er wußte nicht, was er thun, zu welchen Mitteln er greifen ſollte. Nicht ohne Selbſtüberwindung half er dem allgemeinen Drucke einigermaßen ab. Zur eigentlichen Nachgiebigkeit wollte und konnte er, ſeinen Anſichten nach, ſich nicht verſtehen, und von gewaltſamen Schritten hielt ihn die Furcht vor einem Volksaufſtande zurück. Etwas geneigter nachzugeben ſchien er, als die Stände, nachdem ihre erſte Verſammlung am 8. Auguſt ſich aufgelöſt hatte, im October abermals einberufen wurden. Als ſie wie früher die alte Verfaſſung zurückfoderten, ſtellte er 14 Sätze auf, die dem Entwurf einer neuen Conſtitution für die alten und neuen würtembergiſchen Lande zur Grundlage dienen ſollten. Jene allgemein bekannten Sätze fanden nicht blos in Würtemberg, ſondern in ganz Teutſchland freudigen Anklang. Die Stände mußten, wenn ſie nicht darauf eingingen, fürchten, ihre Popularität zu verlieren. Von ihrer und von königlicher Seite traten Commiſſarien zuſammen, durch welche nach und nach der Entwurf einer vollſtändigen Verfaſſung für das Königreich Würtemberg zu Stande kam. Der Tod überraſchte den König, ehe ihm jener Entwurf vorgelegt werden konnte. Ob er ihn gebilligt oder verworfen haben würde, bleibt ungewiß. Doch läßt ſich letzteres wol annehmen, da ſeine Anſichten, die in ihm zur fixen Idee geworden waren, mit der neuern Zeit zu wenig harmonirten, um ihre Richtung und ihre Anfoderungen begreifen zu können.

Der Beſuch zweier Monarchen, der Kaiſer von Öſterreich und von Rußland, fiel wie ein heiterer Sonnenblick in die letzte trübe Zeit ſeines Lebens. Er fühlte ſich dadurch geehrt, würde aber noch mehr befriedigt worden ſein, wenn die Einfachheit jener beiden Fürſten ſeiner Prachtliebe einen weitern Spielraum geſtattet hätte. Seinen Sohn, den Kronprinzen, mit der ruſſiſchen Großfürſtin Katharina vermählt zu ſehen, war die letzte Lebensfreude, die ihm das Schickſal vorbehalten. Schon ſeit mehren Jahren war er von nicht unbedeutenden, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Krankheitszufällen erſchüttert worden. Daß er ihnen bisher nicht erlegen, dankte er ſeiner ungemeinen phyſiſchen Kraft. Am 23. Oct. 1816 Vormittags war er nach Cannſtadt gefahren. Ein dort ausgegrabener Haufen foſſiler Mammuthszähne, vorzüglich merkwürdig durch ihre ſonderbare Verwickelung, feſſelte des Königs Aufmerkſamkeit. Ein Schnupfen, den er ſich durch das zu lange Verweilen in der feuchten Herbſtluft zugezogen, verwandelte ſich am folgenden Tage in einen

Digitized by Google

[illegible]

auch der Papſt. Friedrich zwang den Grafen [illegible] burg, ſich zu unterwerfen und ihm für die gegen [illegible] Fl. betragenden Kriegskoſten Schaumburg, [illegible] und einige andere Ämter als Unterpfand [illegible]. Doch ſchlug er ſich ſpäterhin zu Dietrich's Partei, [illegible] dieſer durch den Papſt die erzbiſchöfliche Würde [illegible] und der Kaiſer dem Grafen von Naſſau beiſtand. [illegible] Adolf's Bundesgenoſſen, den Biſchof Georg von [illegible], den Markgrafen Karl von Baden und den Grafen Ulrich von Wirtemberg, erfocht Friedrich 1462 auf dem [illegible] Felde unweit Heidelberg einen glänzenden Sieg. Die obengenannten Fürſten nebſt 350 Grafen, [illegible] und [illegible] geriethen in Friedrich's Gefangenſchaft [illegible] mußten ihre Freiheit theuer erkaufen. Außer 15,000 Fl. [illegible] an Friedrich entrichtete, mußte der Biſchof [illegible] das ſogenannte Friesland und das [illegible] für gleichfalls 15,000 Fl. [illegible]. Zwiſchen dem Kurfürſten und dem [illegible] eine Verſöhnung zu Stande zu [illegible] an jenen die Summe von [illegible] Fl. [illegible]. Von dem Markgrafen Karl von Baden [illegible] 20,000 Fl. als Löſegeld und [illegible] auf Beſigheim, Weinheim, [illegible] Sponheim und anderweitige [illegible] mit 70,000 Fl. wieder [illegible] mußte er ſich verbindlich machen [illegible] von der Pfalz zu tragen [illegible] Fl. zu zahlen, ſeinen Anſprüchen [illegible] gänzlich zu entſagen. [illegible] Wirtemberg nöthigte Friedrich [illegible] Summe von 40,000 Fl., [illegible] und andern Beiſpie[illegible] Summe hatten ſich [illegible] von Baden und der Graf von [illegible] für den Fall, daß [illegible] von dem päpſtlichen Banne [illegible] fruchtlos blieben [illegible] nöthigte Friedrich [illegible] von Mainz, [illegible] bis zum [illegible] pfälziſchen Hauſe [illegible] Friedrich auf der [illegible] mit der [illegible] MCCCCLII [illegible] und auf dieſem [illegible] Pfalzgrafen beim Rhein [illegible] Markgrave Karl von Baden und Grave Ulrich von Wirtemberg, mit einer [illegible] Zahl ihrer [illegible] Knechte. Und denſelben [illegible] wolle Gott [illegible]. Von dem Kaiſer war Friedrich [illegible] Er aber erbaute bei Heidelberg einen [illegible] Thurm, den er Trutzkaiſer nannte. [illegible] päpſtlicher Bann und die Reichsacht in gleicher Weiſe

[illegible]

1 Das erwähnte Denkmal [illegible] Friedrichsbad. [illegible] Freher's Orig. Palat. I. [illegible]

unbekümmert, ſtrebte er, wie früher, ſeiner Unterthanen Liebe und Achtung zu erhalten, ſeinen Feinden aber durch ſeine Waffen Furcht einzuflößen. Er ſtarb 1476, nachdem er die pfälziſchen Lande durch anſehnliche Beſitzungen erweitert hatte. Nach dem früher erwähnten Vertrage, den er mit ſeines Bruders Sohn Philipp errichtet hatte, der ihm in der Kurwürde folgen ſollte, hatten die mit einem adeligen Fräulein, Clara von Dettingen oder Tettingen, erzeugten Kinder keinen Anſpruch auf die Erbfolge. Aus dieſer Ehe ſtammten die Grafen und nachherigen Fürſten von Löwenſtein-Werthheim [2]). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH II., Kurfürſt von der Pfalz, mit dem Beinamen der Weiſe, vierter Sohn des Kurfürſten Philipp, aus deſſen Ehe mit Margaretha, einer Tochter Herzog Ludwig's des Reichen von Baiern, war im J. 1483 geboren. Er zeigte früh glückliche Naturanlagen und eine vorherrſchende Neigung zu den Wiſſenſchaften. Eine harte Jugenderziehung hinderte jedoch ſeine Fortſchritte. Noch in ſpätern Jahren beklagte er ſeine mangelhaften Kenntniſſe der lateiniſchen Sprache, die er ſehr ſchätzte. Mehr Fleiß hatte er auf das Spaniſche verwendet. Zu ſeiner höhern Ausbildung dienten Reiſen durch Spanien, Italien, England, Frankreich, die Niederlande, Ungarn und Böhmen. Nach Heidelberg zurückgekehrt, übernahm er die Vormundſchaft über ſeines Bruders Ruprecht Söhne, die dieſer mit Eliſabeth, einer Tochter Herzog Georg's des Reichen von Landshut, erzeugt hatte. Unter dem Kaiſer Maximilian I. nahm er Kriegsdienſte gegen die Venetianer, und ſetzte ſich dadurch bei jenem Monarchen ſo in Gunſt, daß er ſeinem Bruder Georg zu dem Biſthume Speier behilflich ſein konnte. Dem Hauſe Öſterreich zeigte er eine unerſchütterliche Anhänglichkeit. Auf ſeinen Reiſen hatte er ſich beſonders König Philipp's I. von Spanien Gunſt und Vertrauen erworben. Nach Philipp's Tode ward er ſogar zum Curator über ſeinen Sohn, Karl V., ernannt, der ihn aber wegen eines angeblichen geheimen Umganges mit ſeiner Schweſter Eleonore von ſeinem Hofe verbannte. Nicht ohne Lebensgefahr entging er den Verfolgungen ſeiner Feinde und kam in Heidelberg an, wo ihn ſein Bruder, Ludwig der Friedfertige, zum Statthalter in der Oberpfalz ernannte. Er wählte Amberg zu ſeiner Reſidenz. Im J. 1519 ward er von den Reichsſtänden nach Spanien geſandt, um Karl V. die auf ihn gefallene Kaiſerwahl zu verkündigen. Er ward huldreich empfangen und reichlich beſchenkt. Karl V. gab ihm ſpäterhin mehrfache Beweiſe ſeiner Achtung und ſeines Vertrauens. Er bediente ſich ſeines Rathes in den wichtigſten Angelegenheiten, und ernannte ihn mehrmals zum Reichsvicar und zu ſeinem Abgeordneten auf einigen Reichstagen. Im J. 1529 führte Friedrich die Reichsarmee gegen die Türken, während ſein Vetter, der Pfalzgraf Philipp, bei der Belagerung von Wien dieſe Stadt muthig vertheidigte. Ernſtlich, doch ohne ſonderlichen Erfolg, nahm er ſich ſeines Schwiegervaters, des vertriebenen Königs Chriſtiern von Dänemark, an.

Nach ſeines Bruders, Ludwig's des Friedfertigen, Tode (1544) war des ältern Bruders, Ruprecht's des Tugendhaften, Sohn, Otto Heinrich, nicht blos durch die güldene Bulle, ſondern auch durch die beſondern Verträge des kurpfälziſchen Hauſes berechtigt, die Kurwürde zu erhalten. Otto Heinrich trat ſeine Anſprüche um ſo williger an Friedrich ab, da deſſen Ehe bereits zwölf Jahre unfruchtbar geweſen war und ihm daher die Erbfolge unbeſtritten blieb, die er ſich ausdrücklich vorbehielt. Viele Mühe, die Kurwürde zu erlangen, gab ſich auch der Herzog Wilhelm von Baiern, dem aber Karl V. die Belehnung verweigerte, welche Friedrich auf dem Reichstage zu Speier empfing. Er bekannte ſich hierauf öffentlich zur evangeliſchen Kirche, und erklärte in der Verſammlung der evangeliſchen Stände zu Frankfurt ſeinen Beitritt zum ſchmalkaldiſchen Bunde. Für die Ausbreitung der evangeliſchen Lehre in der Pfalz ſorgte er mit raſtloſem Eifer. Zur Einrichtung der Kirchenordnung rief er den berühmten Theologen Paul Fagius aus Strasburg nach Heidelberg. Die Aufnahme der dortigen Hochſchule war ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit. Er ſuchte dieſe Lehranſtalt vielfach zu verbeſſern, und bemühte ſich vorzüglich, die in dem heftigſten Streite begriffenen Sekten der Nominaliſten und Realiſten zu unterdrücken. Den Plan, das von den Mönchen verlaſſene Auguſtinerkloſter in ein Collegium Sapientiae zu verwandeln, verhinderte der Ausbruch des ſchmalkaldiſchen Krieges. Friedrich unterſtützte die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes 1546 durch 400 Reiter, die er nach Ingolſtadt ſandte. Nach dem unglücklichen Ausgange des Unternehmens bat er zu ſchwäbiſch Hall den Kaiſer knieend um Verzeihung, die er auch erhielt, als er dem ſchmalkaldiſchen Bündniß entſagte. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) nahm er das Interim an, und willigte in das künftige Concilium. Aus Beſorgniß, daß die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern die Kurwürde und das Erztruchſeßamt an ſich ziehen möchten, hatte Friedrich bereits 1545 mit den damals lebenden Pfalzgrafen einen Vergleich geſchloſſen, der nach des Pfalzgrafen Philipp Tode 1551 und 1553 beſtätigt ward. Darin war beſtimmt worden, daß nach dem Erlöſchen der regierenden Kurlinie die Kurwürde nebſt dem Erztruchſeßamte an das ſimmern'ſche Haus fallen ſollte, welches ſich dagegen zur Abtretung der halben Grafſchaft Sponheim, des Schloſſes, der Stadt und des Amtes Lützelſtein und noch einiger andern Beſitzungen verpflichten mußte. Dem Erzſtifte Trier verkaufte Friedrich das ſogenannte kleine Pfälzel, wozu unter andern die Schlöſſer Broyl, Ehrenberg und Schonenburg gehörten. Mit dieſem Verkaufe ſcheinen zwar Friedrich's Nachfolger nicht ſonderlich zufrieden geweſen zu ſein. Doch konnten ſie dem Erzſtifte jene Beſitzthümer nicht ſtreitig machen. Friedrich ſtarb im J. 1556. In keinem Punkte war er unglücklicher geweſen, als im Heirathen. Sechs Mal hatte

2) Vgl. (C. J. Kramer's) Geſchichte des Kurfürſten Friedrich I. von der Pfalz. (Frankfurt 1765.) *Parei* Histor. Bavarico-Palatina p. 222 sq. 230 sq. *Joannis* Miscell. histor. Palat. p. 52 sq. Ludwig's Erläutertes Germ. princ. von der Pfalz durch D. H. v. Finſterwalde. S. 152 fg. Michaelis, Geſchichte der Kurhäuſer in Teutſchland. 2. Th. S. 27 fg. Journal von und für Teutſchland. 1785. 12. St. S. 550 fg. (Beitrag zur Geſchichter des Kurfürſten von der Pfalz, Friedrich des Siegreichen.)

Digitized by Google

er vergeblich gefreit, bis er endlich die Tochter des entthronten Königs Chriſtiern's II. von Dänemark, Dorothea, erhielt, mit der er keine Kinder mehr erzeugte. Sie folgte ihm 1580 im Tode nach.

Selten waren zwei Perſonen in der vorherrſchenden Neigung zum Aufwande und zur Verſchwendung ſich ähnlicher, als Friedrich und ſeine Gemahlin. Er hatte ſich noch als Pfalzgraf mit ihr verheirathet. Für das prachtvolle Leben, das Dorothea am däniſchen Hofe geführt, waren Friedrich's Einkünfte beiweitem nicht hinreichend. Gedrückt von einer ſchweren Schuldenlaſt und von ſeinen Gläubigern beſtürmt, verließ er ſein Land, in der Hoffnung, durch Karl V., den Oheim ſeiner Gemahlin, eine Statthalterſchaft in Spanien zu erhalten, die ihm mehr eintrüge, als ſein pfälziſcher Landesantheil. Außer ſeinem Bruder, dem Kurfürſten Ludwig, begleitete ihn ſeine Gemahlin Dorothea auf jener Reiſe. Sie hatten zwar nur zwei Geſellſchaftsdamen mitgenommen. Aber Friedrich's Gefolge beſtand deſſenungeachtet aus 70 Perſonen zu Pferde. So glänzend erſchien der verarmte Fürſt in Paris, wo er an mancherlei Feſtlichkeiten Theil nahm, die viel Geld koſteten, ihm aber Nichts einbrachten. Noch ehe er die Reiſe nach Spanien antrat, ward er von ſeinem Secretair, Hubert Thomas [1]), dringend gebeten, ſein Gefolge zu vermindern, deſſen Unterhalt ihm in Spanien große Koſten verurſachen möchte. Friedrich aber ließ ſich nicht dazu bewegen. Vor ſeiner Abreiſe von Paris hatte ihm Karl's V. Schweſter, die Königin Eleonore, ein Geſchenk von 2000 Kronen gemacht, womit er die ganze Welt durchreiſen zu können glaubte. In Spanien empfing Karl V. den ihm nahe verwandten Reichsfürſten mit vieler Auszeichnung, und wies ihm 1300 Dukaten für ſeinen und ſeiner Diener Unterhalt an. Vier Monate waren indeſſen verfloſſen, und mehre Statthalterſchaften waren in dieſer Zeit erledigt worden. In ſeinen Hoffnungen getäuſcht, bat er Karl V. um Urlaub zur Abreiſe. Sein Heil wollte er nun in Frankreich oder England verſuchen. Karl V. ließ ihm 7000 Dukaten auszahlen. Als Friedrich's Secretair, der früher erwähnte Hubert Thomas, dies Geld vor ihm auf die Tafel hinſchüttete, und einen lebhaften Ausbruch der Freude erwartete, antwortete Friedrich kaltblütig: er könne ſich nicht vorſtellen, wie die Menſchen das Gold ſo lieb haben könnten. Er habe es zwar auch gern, doch nicht zum Aufheben, ſondern zum Ausgeben. Durch das empfangene Geſchenk war er ſo übermüthig geworden, daß er auf einer unnöthigen Reiſe nach Compoſtella fünf Mal mehr Gepäck aus Spanien mitnahm, als er hineingebracht hatte. In Paris, wohin er wieder zurückgekehrt war, befand er ſich unwohl. Sein Secretair, Hubert Thomas, hatte vielleicht nicht unrecht, wenn er treuherzig äußerte, des Kurfürſten Krankheit habe mehr im Beutel als im Körper ihren Grund. Zu ſeiner ſchnellern Geneſung ſchenkte ihm der König von Frankreich 2000 Kronen. Der Königin verdankte Friedrich's Gemahlin eine gleiche Summe, die ſogleich zu Schmuck und Putz verwandt ward. Den treuen Diener, Hubert Thomas, der ſie zur Sparſamkeit ermahnte, fertigte ſie mit der Antwort ab: daß ſie nicht ruhig ſchlafen könne, ſo lange noch ein Heller von den 2000 Kronen übrig ſei. Auch in England ſah Friedrich ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Er mußte ſich damit begnügen, daß Heinrich VIII. ihn wohlwollend empfing und ihm 6000 Kronen zum Geſchenk machte, um ihn nicht mit leeren Händen in ſeine Heimath ziehen zu laſſen. Dort mußte er Alles aufbieten, um einen Theil der Landesſchulden zu tilgen, die durch treuloſe Staatsverwaltung während ſeiner Abweſenheit ſich ſo vermehrt hatten, daß ſein Kanzler Hartmann ihm den nahen Verluſt ſeines Fürſtenthums prophezeite. So verſcherzte Friedrich durch Leichtſinn und Verſchwendung ſeine Anſprüche auf den Beinamen des Weiſen, den ihm ſein Zeitalter gab, und den er auch in mancher andern Beziehung verdiente [2]). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH III., Kurfürſt von der Pfalz, mit dem Beinamen der Fromme, älteſter Sohn des 1557 geſtorbenen Pfalzgrafen Johann's II. aus deſſen Ehe mit des Markgrafen Chriſtoph's von Baden Tochter Beatrix, erblickte 1515 das Licht der Welt. Er ward unter eifrigen Katholiken erzogen, zu Lothringen bei dem Biſchofe von Lüttich, Erhard von der Mark, dann in den Niederlanden an Kaiſer Karl's V. Hofe. Bewogen durch ſeine Gemahlin Maria, eine Tochter des Markgrafen Kaſimir von Brandenburg-Ansbach, erklärte er aber zu Kulmbach ſeinen Übertritt zur evangeliſchen Kirche. In ſeiner Jugend zeichnete er ſich im Kriege gegen die Türken aus. Seinem Vater folgte er 1557 in der Regierung der ſimmern'ſchen Lande, die er aber, nachdem er die Kurwürde erlangt, 1559, ſeinem Bruder Georg abtrat. Der zweibrückiſchen Linie überließ er die Hälfte der vordern Grafſchaft Spanheim [1]). Viele Mühe gab er ſich, die zwiſchen den heidelberger Theologen Tileman Heßhuſius und Wilhelm Clebitz entſtandenen Streitigkeiten über die Lehre vom Abendmahl zu beſeitigen. Auf den Rath einiger wittenberger Gottesgelehrten, namentlich Melanchthon's, entfernte er die Urheber jenes unſeligen Zwiſtes von der heidelberger Hochſchule. Zwiſchen ſeinen eigenen und mehren auswärtigen Theologen ließ er über die ſtreitige Lehre vom Abendmahl 1560 ein Religionsgeſpräch halten, dem er ſelbſt beiwohnte. Er bekannte ſich zu der Anſicht derjenigen, die den körperlichen Genuß des Leibes Chriſti leugneten. Auch einer Zuſammenkunft der Evangeliſchen, die er im nächſten Jahre (1561) in Naumburg veranſtaltete, wohnte er bei. Der Hauptzweck war eine gründliche Unterſuchung der Flacianiſchen und Oſiandriſchen Streitigkeiten, beſonders des heftigen Zwiſtes über die Adiaphora. Wie die meiſten Anweſenden unterſchrieb auch

1) Von ihm erſchien: Annalium de vita et rebus gestis illustrium principis Friderici II. libri XIV, überſetzt 1629. Neu von Eduard von Bülow: Ein Fürſtenſpiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen Kurfürſten Friedrich II. beim Rhein. 2 Bde. (Breslau 1849.) Sehr intereſſant.

2) Vergl. *Parei* Historia Bavarico-Palatina p. 248 seq. Ludwig's Erläutertes Germ. princ. S. 181 fg. *Joannis* Miscell. hist. Palat. p. 239 seq. Michaelis, Geſchichte der Kurhäuſer. 2. Th. S. 33 fg. Hanoverſches Magazin. 1762. S. 241 fg. Moſer's Patriotiſches Archiv. 3. Bd. S. 341 fg.

1) ſ. *Joannis* Miscell. hist. Palat. p. 80 seq.

Digitized by Google

Friedrich die augsburgiſche Confeſſion, ungeachtet er in der Abendmahlslehre davon abwich. Er wollte den Schein vermeiden, für einen Anhänger Calvin's oder Zwingli's zu gelten. Im J. 1562 wohnte er der Kaiſerwahl Maximilian's II. bei. Um eine Richtſchnur in Glaubensſachen zu erhalten, ließ er lediglich aus den kanoniſchen Büchern der heiligen Schrift einen Katechismus entwerfen und beauftragte mit dieſem Geſchäfte die heidelberger Theologen Boquinus, Tremellius und Urſinus, nebſt dem Prediger Olevianus. Dieſer Katechismus ward ſpäterhin auch in Holland und faſt in allen reformirten Kirchen und Schulen eingeführt, auch in mehre Sprachen überſetzt, namentlich ins Holländiſche, Griechiſche und Hebräiſche.

Zwiſchen ſeinen und des Herzogs Chriſtoph von Würtemberg Theologen ließ Friedrich 1564 ein Religionsgeſpräch über die Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl halten. Es dauerte acht Tage, brachte jedoch keinen Nutzen, da die Fürſten mit ihren Räthen durch anderweitige Geſchäfte abgerufen wurden, und der Streit nach ihrer Entfernung ſich eher vermehrte, als verminderte. Unterdeſſen ließ Friedrich die Ausbreitung der reformirten Lehre in ſeinen Staaten ſich ſehr angelegen ſein. Das Collegium Sapientiae zu Heidelberg, in welchem bisher blos die ältern Sprachen und Philoſophie gelehrt worden waren, verwandelte er 1565 in ein theologiſches Seminar. Einen großen Theil von den Einkünften eingezogener Kloſtergüter verwandte er zur Errichtung von Schulen in Städten und auf dem Lande. Dergleichen Lehranſtalten entſtanden in Heidelberg, Neuhaus und Amberg. Manche Gefahren aber drohten ihm, als nicht blos die Katholiken, ſondern ſelbſt Lutheraner ihn wegen ſeiner Abweichung von der unveränderten augsburgiſchen Confeſſion bei dem Kaiſer Maximilian II. verdächtig zu machen ſuchten. Gegen die Anklagen, die man wider ihn erhob, verantwortete er ſich mit Unerſchrockenheit auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1566. Er erbot ſich vor den verſammelten Fürſten und Ständen aus der heiligen Schrift ſein Glaubensbekenntniß gegen alle Einwürfe zu rechtfertigen. Die Bibel, nebſt der augsburgiſchen Confeſſion, ließ er ſich durch ſeinen Sohn Johann Kaſimir nachtragen, den er deshalb ſeinen geiſtlichen Waffenträger zu nennen pflegte. Offen erklärte er vor der ganzen Reichsverſammlung dem Kaiſer, daß er ihm zwar in allen Fällen gehorchen und Gut und Blut für ihn und des Reiches Wohlfahrt opfern werde; hier aber handle es ſich nicht um „eine Kappe voll Fleiſch, ſondern um der Seelen Seligkeit, und in Gewiſſensſachen erkenne er keinen andern Oberherrn, als den König aller Könige." Den meiſten anweſenden Reichsfürſten nöthigte Friedrich's Unerſchrockenheit die innigſte Hochachtung ab. Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſoll bei Friedrich's Anerbieten, lieber allen ſeinen Beſitzthümern, als der von ihm als wahr erkannten Lehre zu entſagen, ihm mit den Worten auf die Schulter geklopft haben: „Fritz, du biſt frömmer als wir alle." Vor allen war der Markgraf Karl von Baden entrüſtet über die gegen Friedrich erhobenen Klagen. Er ermahnte ernſtlich die übrigen Fürſten, ihn künftig unangefochten zu laſſen. Die kurz vor ſeiner Abreiſe an ſie gerichtete Frage, ob ſie gegen ſein Glaubensbekenntniß noch etwas einzuwenden hätten, ſollen die proteſtirenden Fürſten mit Schweigen beantwortet haben [2]).

Kaum glaubte Friedrich jene kirchlichen Angelegenheiten beſeitigt zu haben, als neue Unruhen im Innern ſeines Landes ausbrachen. Die Veranlaſſung dazu gab eine von einem Engländer, Georg Wither, zu Heidelberg unter dem Dr. Boquinus vertheidigte Diſſertation, in welcher die Behauptung aufgeſtellt war, daß der Kirchenbann gegen alle Gemeindeglieder ohne Unterſchied der Perſon gerichtet ſei. Die geſammte theologiſche Facultät zu zu Heidelberg billigte dieſen Satz, vor allen aber der Dr. Olevianus, der wegen ſeiner Kanzelberedſamkeit bei dem Kurfürſten ſehr in Gunſt ſtand, und ihn daher leicht bewog, die genfer Kirchenagende in ſeinen Landen einzuführen. Dieſem Vorhaben widerſetzten ſich aber mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm zwei Geiſtliche, der Paſtor Adam Neuſer an der Heiligengeiſtkirche zu Heidelberg und der Superintendent zu Ladenburg, Johann Sylvanus. Als der erſtere in Folge des Streites ſeines Amtes entſetzt ward, ſann er auf Rache, und ſuchte die Irrlehren der Arianer in der Pfalz zu verbreiten. Sein geheimes Verſtändniß mit mehren Mitgliedern dieſer Sekte in Siebenbürgen ward jedoch durch den dortigen Abgeordneten auf dem Reichstage zu Speier (1570) dem Kaiſer entdeckt und durch dieſen dem Kurfürſten Friedrich verrathen, der die Schuldigen gefänglich einziehen ließ, und einige derſelben, unter andern den des Hochverraths beſchuldigten Superintendenten Sylvanus ſogar mit dem Leben beſtrafte.

Das Jahr 1573 führte den Kurfürſten Friedrich mit dem Könige Heinrich III. von Frankreich zuſammen, der ihn auf ſeiner damaligen Reiſe nach Polen beſuchte. Friedrich konnte ſich nicht enthalten, dem franzöſiſchen Monarchen unter andern Bildniſſen auch das Portrait Coligny's zu zeigen, und ihn durch ſeinen Schmerz über die Ermordung jenes wahrhaft großen Mannes an die Grauſamkeiten der pariſer Bluthochzeit zu erinnern. Auch mit den Waffen ſuchte Friedrich ſeinen Glaubensgenoſſen beizuſtehen. Bereits 1568 hatte er ſeinen Sohn Johann Kaſimir mit einer großen Zahl von Reitern nach Frankreich geſandt, zur Unterſtützung der Hugenotten.

Auch in den Niederlanden hatte er den bedrängten Reformirten durch eine dahin geſandte Mannſchaft zu helfen geſucht. Den Oberbefehl vertraute er ſeinem zweiten Prinzen Chriſtoph, der aber wegen des obwaltenden Mistrauens wenig auszurichten vermochte und in dem Gefechte bei Moken im Cleviſchen blieb. Glücklicher war Johann Kaſimir in ſeinen Bemühungen, die Ruhe in Frankreich wieder herzuſtellen, die jedoch von keiner Dauer war, und ihn nöthigte, 1575 einen neuen Feldzug dahin zu unternehmen. Friedrich aber, als ihm die Abnahme ſeiner Kräfte ſehr fühlbar ward, wünſchte Nichts ſehnlicher, als ſeinen Sohn Johann Kaſimir, der nach der Rückkehr aus Frankreich zu Amberg als Statthalter der Oberpfalz reſidirte, noch ein Mal vor ſeinem Ende zu ſehen, um

2) ſ. *Parei* Hist. Bavar. p. 261 seq.

Digitized by Google

ihm in Bezug auf den Staat und die Kirche einige Belehrungen mitzutheilen. Zu ſeinem Hofprediger Daniel Toſſenus, den er vier Tage vor ſeinem Tode zu ſich kommen ließ, ſagte er: „Ich habe für euch und die Kirche lange genug gelebt. Ich merke es und freue mich, daß ich zu einem beſſern Leben gerufen werde. Zum Nutzen der Kirche that ich, was ich konnte, vermochte aber wenig auszurichten. Er, der Alles kann, und noch ehe ich geboren ward, ſeine Kirche erhalten hat, lebt noch und regiert im Himmel. Er wird ſeine verwaiſte Kirche nicht verlaſſen. Meine Gebete und Thränen, die ich oft in meiner Kammer für meine Nachkommen und für die Kirche gegen Gott ausgeſchüttet habe, werden nicht vergeblich ſein." Kurz vor ſeinem Tode erfreuten ihn noch einige günſtige Nachrichten über den Zuſtand der Kirche in Antwerpen. Er ſtarb am 26. Oct. 1576[3]), nachdem er kurz zuvor ein eigenhändiges Glaubensbekenntniß verfaßt hatte[4]).

Den Beinamen des Frommen, den ihm ſein Zeitalter gab, verdiente Friedrich mit Recht. Das Leſen der Bibel und theologiſcher Schriften war ſeine liebſte Beſchäftigung. Er ließ die Pſalmen in kleinem Format abdrucken, um ſie ſtets bei ſich tragen zu können. Bei einer Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Maximilian II. zu Wieſeloch im J. 1570 machte er dem Monarchen eine ſpaniſche Bibel zum Geſchenk, mit den Worten: „er hoffe, dieſe Gabe werde ihm angenehm ſein, weil ſie Schätze enthalte, die allen andern in der Welt vorzuziehen wären, und Kaiſern, Königen und Fürſten zur Richtſchnur in ihrer Regierung dienen müßte, dann aber auch, weil dies Buch in die Sprache überſetzt ſei, die der Kaiſer vorzüglich liebe." Maximilian ſoll dies Geſchenk nicht nur ſehr huldreich aufgenommen, ſondern dem Geber auch verſprochen haben, fleißig darin leſen zu wollen. Auf die Frage, weshalb er auf ſeine Vertheidigungsanſtalten und namentlich auf Feſtungen in ſeinen Landen ſo wenig bedacht ſei, antwortete Friedrich: „Ich habe ein unüberwindliches Schloß. Es iſt ebendaſſelbe, deſſen ſich David im 46. Pſalm rühmt: eine feſte Burg iſt unſer Gott." Den ihm gemachten Einwurf, daß die Maßregeln für die äußere und innere Sicherheit doch nicht ganz verwerflich wären, ſchlug Friedrich durch die Worte nieder: „Was haben euch denn eure feſten Schlöſſer im ſchmalkaldiſchen Kriege genutzt?" Über dieſen frommen Geſinnungen vernachläſſigte Friedrich nicht ganz das weltliche Intereſſe. Er war auf das Wachsthum und die Erweiterung ſeiner Lande bedacht. Die bei Worms gelegenen Ortſchaften Neuhauſen und Sinzheim brachte er als Reichsleben an ſich. So verwandelte er auch das einige Meilen von Speier gelegene Kloſter Frankenthal in eine Stadt, die bald in große Aufnahme kam durch die aus Frankreich und den Niederlanden vertriebenen Reformirten. Nachdem ſeine Gemahlin Marie, eine Tochter des Markgrafen Kaſimir von Brandenburg-Ansbach, mit der er ſich 1537 verheirathet, 1567 geſtorben war, ſchloß er 1569 eine zweite Ehe mit Amalie, einer Tochter des Grafen Humbert von Moers. Sie ſtarb 1602, nach einer unfruchtbaren Ehe. Mit ſeiner erſten Gemahlin Marie hatte er dagegen neun Kinder erzeugt: 1) Albrecht, geb. 1538, geſt. 1553. 2) Ludwig, unter dem Namen Ludwig VI. ſein Regierungsnachfolger, geb. 1539, geſt. 1583. 3) Hermann Ludwig, geb. 1541, ſtudirte zu Bourges in Frankreich, wo er 1556 ertrank. 4) Johann Kaſimir, geb. 1543, geſt. 1592. 5) Chriſtoph, geb. 1551, geblieben 1574 in einem Gefecht auf der Mokerheide im Cleviſchen. 6) Eliſabeth, geb. 1540, ward 1558 an den Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Sachſen-Gotha vermählt und ſtarb 1594. 7) Suſanna Dorothea, geb. 1544, verheirathete ſich 1560 mit dem Herzoge Johann Wilhelm von Sachſen und ſtarb 1592. 8) Anna Eliſabeth, geb. 1545, mit dem Landgrafen Philipp II. von Heſſen und ſpäterhin mit dem Pfalzgrafen Johann Auguſt zu Lützelſtein vermählt, geſt. 1609. 9) Kunigunde Jacobäa, geb. 1556, vermählt 1580 mit dem Grafen Johann dem Ältern von Naſſau-Dillenburg, und ſtarb in demſelben Jahre[5]). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH IV., Kurfürſt von der Pfalz, mit dem Beinamen der Aufrichtige, geb. 1574, war ein Sohn des Kurfürſten Ludwig's VI., aus ſeiner Ehe mit Eliſabeth, einer Tochter des Landgrafen von Heſſen, Philipp's des Großmüthigen. Als der Prinz das fünfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, dachten ſeine Ältern ernſtlich an ſeine Erziehung. Dieſe Sorge ſcheint vorzüglich Friedrich's Mutter beſchäftigt zu haben. Zum Hofmeiſter ihres Sohnes wählte ſie den Dr. Joachim Strupp, der früher ſie ſelbſt unterrichtet, und nachher als Leibarzt in darmſtädtiſche Dienſte getreten war. Auf Ludwig's VI. Befehl mußte der genannte Hofmeiſter, gemeinſchaftlich mit einem ihm beigeordneten Präceptor, dem Magiſter Pancratius aus Amberg, ein ausführliches Gutachten über das Amt und die Pflichten eines fürſtlichen Erziehers entwerfen. Der darin enthaltene Studienplan des Kurprinzen bis ins zehnte Unterrichtsjahr iſt ungefähr ſo beſchaffen, wie man es von einem frommen und redlichen Manne und einem Doctor der Medicin, der zugleich für einen Polyhiſtor galt, erwarten konnte[1]). Nach ſeines Vaters Tode (1583) erhielt Friedrich ſeinen Oheim, den Pfalz-

3) ſ. *Pareus* l. c. p. 269 seq. 4) Es ward nach Friedrich's Tode 1577 in Quart gedruckt unter dem Titel: Confessio fidei Illustrissimi Principis ac Domini D. Friderici III. etc., In qua Celsitudo ejus XXVI. Octob. an. MDLXXVI constanter, placide et pie in Christo obdormivit, de verbo ad verbum ex Cels. ejus testamento desumta. Ex singulari mandato Illustrissimi Principis et Domini D. Joannis Casimiri C. P. etc. die XXV. Febr. an. MDLXXVII typis excusa, et ex germanico in latinum translata sermonem. — ſ. *Joannis* Praef. ad *Pareum* p. 112.

5) Vergl. *Pareus* l. c. p. 273 seq. Ludwig's Erläutertes Germ. princ. S. 208 fg. Michaelis, Geſchichte der Kurhäuſer. 2. Th. S. 39 fg. *Joannis* Miscell. hist. Palat. p. 80 seq.

1) Man findet dieſen vom 13. Jan. 1582 datirten Studienplan unter der Überſchrift: „Consilium und Verzeichnuß der Requisitorum des Ambts eines Praeceptoris," in Moſer's Patriotiſchem Archiv. 4. Bd. S. 256 fg. Einen merkwürdigen Beitrag zur Pädagogik des 16. Jahrh. liefert die dort aus Originalpapieren und Urkunden mitgetheilte, ſehr ausführliche Erziehungsgeſchichte des Pfalzgrafen und nachherigen Kurfürſten Friedrich's IV.; ſ. Moſer a. a. O. S. 211—344.

Digitized by Google

grafen Johann Kaſimir, zum Vormund, der ihn in den Lehren der reformirten Kirche unterrichten ließ, und außerdem Nichts verabſäumte, was zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung nach damaligen Begriffen dienen konnte. Unter Friedrich's ſpätern Lehrern werden Grunrad, Lingelsheim, Perbrandt und Pitiscus genannt. Die bisher von ſeinem Oheim Johann Kaſimir über ihn geführte Vormundſchaft wollte nach deſſen Tode (1592) der Pfalzgraf Richard übernehmen, wogegen aber Friedrich, obgleich noch nicht völlig majorenn, ſich ſträubte, und die Regierung ſelbſt antrat [2]). Auf dem Reichstage zu Regensburg empfing er 1594 die kaiſerliche Belehnung. Im J. 1606 begab er ſich nach der Oberpfalz, wo er einen furchtbaren Aufſtand, den die Religionszwiſte hervorgerufen, beſeitigte, und die Ruhe wieder herſtellte. Im J. 1606 legte er den erſten Grund zu der Stadt Mannheim an der Stelle, wo bisher das gleichnamige Dorf geſtanden. Er vereinigte damit ein neu erbautes Schloß, das er Friedrichsburg nannte. Die Stadt Mannheim brachte er bald in Aufnahme, indem er die aus den Niederlanden vertriebenen Proteſtanten dahin berief [3]). Einen Zuwachs erhielten ſeine Lande, als ihm Lautern und Neuſtadt an der Hardt, das bisher ſein Oheim Johann Kaſimir inne gehabt hatte, nach deſſen Tode zufielen. Mit Ober- und Niederluſtadt oder Luſtheim machte er ſeinem Rathe, dem berühmten Marquard Freher, ein Geſchenk [4]). Kurz vor ſeinem Tode (1610) errichtete er zu Hall in Schwaben die bekannte Union zwiſchen den proteſtantiſchen Ständen, die ihn zu ihrem Oberhaupte wählten. Er ſtarb noch in dem genannten Jahre.

Friedrich war ein eifriger Beförderer der Wiſſenſchaften, ſo mäßige Fortſchritte er ſelbſt auch darin gemacht hatte. Seit ſeiner Jugend führte er das Rectorat der heidelberger Hochſchule, für deren Aufnahme er raſtlos ſorgte. Er verbeſſerte und vermehrte die akademiſchen Statuten, und ſtiftete eine beſondere Profeſſur der Geſchichte. Den Gelehrten gewährte er freien Zutritt. Nicht blos für die Univerſität, auch für den Hof wählte er ſtets Männer von vorzüglichen Fähigkeiten. Durch Milde und Freigebigkeit zeigte ſich ſein Charakter von einer ſehr liebenswürdigen Seite. Ohne ſich etwas von ſeiner Würde zu vergeben, war er freundlich und herablaſſend gegen ſeine Dienerſchaft und alle ſeine Unterthanen. In Leibesübungen, beſonders im Reiten, beſaß er eine ungemeine Gewandtheit. Bei Kreuznach, auf der nach Alzei führenden Heerſtraße, ſetzte er einſt zu Roß über einen 27 Fuß breiten Graben. Er verewigte dies Wageſtück, den ſogenannten Pfalzſprung, durch ein doppeltes ſteinernes Denkmal, das ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat [5]). Getadelt wird er von einigen ſeiner Zeitgenoſſen, daß er ſich oft dem unmäßigen Genuſſe des Weins überlaſſen habe. Seine im J. 1593 geſchloſſene Vermählung mit des Prinzen Wilhelm von Oranien Tochter Louiſe Juliane war von ſeinen Verwandten und Bundesgenoſſen gemisbilligt worden, aus Beſorgniß, daß durch dieſe Verbindung der niederländiſche Krieg nach Teutſchland gezogen werden möchte. Seine Zeitgenoſſen rühmen die Frömmigkeit und Staatsklugheit ſeiner Gemahlin. Nach Friedrich's Tode hatte ſie ihren Witwenſitz Anfangs zu Heidelberg, dann zu Lautern. Unter den Kriegsunruhen, welche die Pfalz bedrohten, wandte ſie ſich nach Berlin und von da nach Königsberg, wo ſie 1644 ſtarb [6]). Friedrich hatte mit ihr fünf Kinder erzeugt: 1) Louiſe Juliane, geb. 1594, vermählt 1612 mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, geſt. 1640. 2) Katharina Sophie, geb. 1595, geſt. 1624. 3) Eliſabeth Charlotte, geb. 1597, geſt. 1660 als Gemahlin des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg. 4) Friedrich, der ſeinem Vater in der Regierung folgte, geb. 1596, geſt. 1632. 5) Ludwig Philipp, geb. 1602, geſt. 1655 [7]). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH V., Kurfürſt von der Pfalz und König von Böhmen, war älteſter Sohn des Kurfürſten Friedrich's IV. und Louiſe Julianen's von Naſſau-Oranien. Geboren am 16. Aug. 1596, ſandte ihn ſein Vater, nachdem er die erſte Erziehung unter ſeiner Mutter Leitung erhalten hatte, im J. 1605 an den reformirten Hof ſeines Schwagers, des Herzogs Heinrich von Bouillon, nach Sedan, damit er unter der Pflege dieſes gewandten und ausgezeichneten Mannes ſich die franzöſiſche Weltbildung aneignen ſollte. Hier lebte er anfänglich nur ein Jahr, kehrte aber 1608 wieder dahin zurück und verweilte noch vier Jahre daſelbſt, um auf der daſigen Akademie ſeine Studien zu machen. Seine Umgebung und ſeine Lehrer waren meiſt Teutſche, ſo der bekannte Staatsmann Achaz von Dohna und der Theolog Heinrich Alting, welcher Letztere ihm eine ſo gründliche Bildung im reformirten Glaubensbekenntniſſe beibrachte, daß er auch dogmatiſch ausgerüſtet ſich in Controverſen einlaſſen konnte. Hans Meinhard von Schönberg, Vater des berühmten franzöſiſchen Marſchalls Schönberg, wurde 1611 ſein Hofmeiſter und durch dieſen zur Prachtliebe verleitet, welche durch ſeine Vermählung mit der britiſchen Prinzeſſin Eliſabeth nachmals ſehr genährt wurde. Außer einem übertriebenen Hange zu unſchuldigen, koſtſpieligen Vergnügungen, die er zu Hauſe und im Auslande kennen lernte, entwickelte ſich in ihm doch ein kirchlich und ſittlich ſtrenger, feſter Sinn mit einer ſanften und gemüthvollen Richtung ſeines

2) ſ. *Parei* Histor. Bavar. Palat. p. 307 seq. Die einzelnen Schriften, welche der Streit zwiſchen Friedrich und dem Pfalzgrafen Richard veranlaßte, findet man verzeichnet in *Joannis* Praefat. ad *Pareum* p. 55. 3) ſ. *Freher*, Orig. Palat. T. II. Cap. 19. p. 89 seq. 4) ſ. *Freher* l. c. T. II. Cap. 15. p. 75. 5) Man lieſt auf dem einen Steine die Inſchrift: Anno salutis MDCIII. IV die Martii Fridericus IV. Com. Palat. Elect. Dux Bavariae etc. ab hoc lapide ad inferiorem, fortunante Deo, saltavit equo. Völlig gleichlautend iſt die Inſchrift des andern Steines, nur mit der Veränderung, daß die Worte: ab hoc lapide ad *inferiorem*, darin ad *superiorem* lauten.

6) Vergl. Mémoires sur la vie et la mort de Louise Juliane, Electrice Palatine, avec plusieurs événemens notables de l'histoire des guerres dernières d'Allemagne. (Leyde 1645. 4.) Für den Verfaſſer dieſes Werkes hält man den berühmten Friedrich Spanheim. 7) Vergl. außer den bereits erwähnten Quellen Ludwig's Erläutertes Germ. princ. S. 237 fg. Michaelis, Geſchichte der Kurhäuſer. 2. Th. S. 48 fg.

Digitized by Google

Charakters, die aber den verhängnißvollen Laſten, welche ihm ſein Vater hinterließ, nicht gewachſen war. Er verſtand indeſſen außer ſeiner Mutterſprache noch Latein und Franzöſiſch, und hatte auch Kenntniſſe in der Geſchichte. Franzöſiſche Sprache, Sitten und Genüſſe verdrängten die teutſche Einfachheit an ſeinem Hofe, ohne daß dieſer in der That eine Stätte ſchlüpfriger Laſter wurde, weil nur jugendlicher, ſorgloſer Leichtſinn den Fürſten in das franzöſiſche Weſen getrieben hatte, und dieſes ſeine ſittliche Haltung und ſeinen reinen Sinn nicht zu untergraben vermochte.

Friedrich V. war 14 Jahre alt, als ſein Vater den 9. Sept. 1610 ſtarb. Dieſer hatte ihm die Kur und die dazu gehörenden Lande, und ſeinem jüngern Sohne, Ludwig Philipp, das ſimmern'ſche Gebiet mit acht Ämtern hinterlaſſen, die Obervormundſchaft aber über beide Söhne und die Verwaltung der Pfalz dem jungen Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken, welcher im J. 1612 Schwager ſeiner Mündel wurde, aus religiöſen Rückſichten übertragen, da er den näherberechtigten Lutheriſchen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg davon ausſchloß, worüber ſich ein lebhafter Vormundſchaftsſtreit entſpann, der zu keiner Entſcheidung kam. Pfalzgraf Johann trat 1613 ſeinem Mündel Friedrich die Landesverwaltung ab, und behielt nur die auswärtige Politik noch bis zur Volljährigkeit deſſelben im Auguſt 1614. Er war im Allgemeinen während der vier Jahre ſeiner Regentſchaft gerecht und ſittlich verfahren, hatte im Innern ſorgſam und trefflich regiert und nach Außen Kraft und Thätigkeit entwickelt. Glücklicherweiſe konnte er dem jungen Kurfürſten tüchtige Beamte zur Seite ſtellen, die denſelben unterſtützten. Dieſer heirathete aber auf Betrieb Heinrich's von Bouillon und des Fürſten Chriſtian I. von Anhalt am 14. Febr. 1613 Eliſabeth (geb. am 19. Aug. 1596), König Jacob's I. von Großbritannien Tochter, welche in Abſicht auf Neigungen, Charakter, religiöſe und ſittliche Grundſätze mit ihm vollkommen übereinſtimmte, ſodaß ugendliche Unfertigkeit, ſorgloſer Leichtſinn und Freude an Pracht und Glanz an ihrem Hofe alle ernſte und haushälteriſche Sitte verbannten. Ihre Ehe war glücklich unter allen Umſtänden und hartem Geſchicke, das ſie traf, und bevor das Unglück über ſie hereinbrach, lebten ſie ganz den Genüſſen, welche große Summen verſchlangen. Des Fürſten Jagden dauerten oft Wochen lang und ſeine andern Liebhabereien waren ebenfalls koſtſpielig, wie z. B. die Verſchönerung des heidelberger Schloſſes und die Anlegung eines prachtvollen Luſtgartens daſelbſt mit Waſſerkünſten, welches Wunderwerk noch nicht vollendet war, als der böhmiſche und pfälziſche Krieg ausbrach. Unter ſolchen Umſtänden dachte der Fürſt wenig an ernſte Geſchäfte. Er hatte aber unter dem großen Einfluſſe des Fürſten Chriſtian I. von Anhalt, welchen er als ſeinen Vater behandelte, den Weg ſeines Vaters und Vormundes betreten. Ihn unterſtützten noch der kenntnißreiche Meinhard von Schönberg, die Brüder von Dohna, der gelehrte Diplomat von Rusdorf und der raſtloſe, claſſiſch gebildete Ludwig Camerarius in den Staatsgeſchäften; er ſelbſt war denſelben in ihren Verwickelungen, welche bei den damaligen Zuſtänden des Reiches nicht ausblieben, keineswegs gewachſen.

Als Haupt der proteſtantiſchen Union, welche ſein Vater 1608 geſtiftet hatte, übernahm der junge leichtfertige Kurfürſt eine ſchwere Laſt politiſcher Berechnungen mit einer Verantwortlichkeit von größtem Gewichte, zu einer Zeit, da der Kaiſer und die Proteſtanten gegen einander feindſelig geſtimmt, im Innern des Reiches ſelbſt Spaltungen ohne Ausſicht zur Sühne, neben dem politiſchen Parteigeiſte die kirchliche Verfolgungsſucht dort unermüdet thätig, und die Verhältniſſe in den öſterreichiſchen Erblanden dem Bruche nahe waren. Auf ſeinen Bund mit den proteſtantiſchen Reichsſtänden konnte Friedrich, da derſelbe aus äußerſt ungleichartigen Elementen beſtand, bei den drohenden und verwickelten Verhältniſſen in Teutſchland nicht zuverſichtlich rechnen, und ſo wurde ihm auswärtiger Beiſtand fühlbar. Mit England ſchon in Verbindung, vermittelte er für die Union im Mai 1613 ein Bündniß mit den vereinigten Staaten der Niederlande und trat ebendeshalb auch mit der Schweiz, mit Frankreich, Dänemark und Schweden in Unterhandlung, während er bei der nahen Auflöſung der katholiſchen Liga den friedlichen Widerſtand zu behaupten ſuchte. Als Oberhaupt des evangeliſchen Bundes ins Anſehen und in Einfluß verſetzt, ſtellte er die geſtörte innere Ruhe in Braunſchweig, Frankfurt und Worms bald hinter einander wieder her; indeſſen täuſchte er ſich in ſeinen großen Erwartungen von ſeiner Verbindung mit Kurbrandenburg, die er aus der Heirath ſeiner jüngern Schweſter Eliſabeth Charlotte mit dem Kurprinzen Georg Wilhelm im J. 1616 geſchöpft hatte. Mittlerweile bekam er Streit mit dem Biſchofe von Speier wegen des Baues einer Feſtung in Udenheim, nachmals Philippsburg genannt, weil die Anlage derſelben das herkömmliche Durchgangsrecht der Pfälzer durch dieſen Ort, welches für ſie ſtets offen gehalten worden war, bedrohete, und man überhaupt in dieſem Baue einen den Evangeliſchen feindſeligen Waffenplatz für die Katholiſchen und Spanier befürchten zu müſſen glaubte. Da nun Friedrich und die Union, welche ebenfalls davon Kenntniß nahm, auf ihre Anfragen keine genügende Erklärung erhielten, ſo beſchloſſen er und der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, dem Baue mit Gewalt ein Ende zu machen. Die neuen Werke zu Udenheim wurden im Juni 1618 durch einen bewaffneten Überfall wirklich zerſtört, allein es entſtand darüber ein Reichsproceß, der erſt nach des jungen Kurfürſten Sturze ein glückliches Ende für die Unternehmer derſelben hatte.

Während dieſer Begebenheiten zog die Reiſe des Erzherzogs Maximilian von Öſterreich an die proteſtantiſchen teutſchen Höfe, wo er für ſeinen Vetter Ferdinand von Steiermark die Stimmen zum Nachfolger ſeines kränkelnden Bruders, des Kaiſers Matthias, warb, die Aufmerkſamkeit des jungen Kurfürſten auf ſich, und er wie ſeine Bundesgenoſſen erklärten dieſe Handlung als Beſchränkung des kurfürſtlichen Wahlrechts. Der Plan aber ſcheiterte ohnehin, da auch die Katholiſchen darüber ihre Unzufriedenheit äußerten; indeſſen faßten Friedrich V. und

Digitized by Google

ſeine Freunde den Vorſatz, das Erzhaus Öſterreich von der Kaiſerkrone zu verdrängen. Sie entwarfen mancherlei Plane dazu, die theils ſcheiterten, theils wieder unterdrückt wurden. Endlich kamen ſie auf den Gedanken, das Haupt des katholiſchen Bundes, der Liga, Herzog Maximilian I. von Baiern, wählen zu müſſen, wenn ſie dieſem Bunde ſelbſt den Untergang bereiten wollten; allein Friedrich erhielt von den Kurhöfen zu Dresden und Berlin, die er zu Ende 1617 perſönlich darum anſprach, keine feſten Zuſicherungen, und auch ſein Ausweg, dem Herzoge von Baiern die Oberleitung der Union, die zu ſchwer auf ihm laſtete, zu übertragen, fand im Ehrgeize dieſes Fürſten, der keinen proteſtantiſchen Schutz haben wollte und durch des Erzhauſes Öſterreich, beſonders Ferdinand's II. perſönliche Freundſchaft mehr kirchliche und weltliche Vortheile zu gewinnen hoffte, als von der Union, keinen Anklang und ſchien äußerlich auch in ihm kein Gelüſte nach der Kaiſerkrone erwecken zu können. Nun brachte der Ausbruch der Unruhen im Königreiche Böhmen den Kurfürſten Friedrich und ſeine Union in größere Thätigkeit und verführte ſie zu politiſchen Abenteuerlichkeiten und Projecten, an welchen Fürſt Chriſtian von Anhalt den vornehmſten Antheil hatte. Durch den Vertrag mit Savoyen, welchen Friedrich durch dieſen Fürſten ohne Vorwiſſen der Union abſchließen ließ, verwickelte er ſich immer tiefer in die heilloſen Zeitverhältniſſe und dachte mit ſeinen Freunden ſchon an eine Zerſtückelung der öſterreichiſchen Staaten wie an eine Verdrängung der geiſtlichen Reichsfürſten in Teutſchland. Als Kaiſer Matthias am 20. März 1619 ſtarb und die raſchen Fortſchritte der böhmiſchen Empörung Alles in größter Spannung erhielten, glaubten ſie die Leitung der Kaiſerwahl in ihren Händen zu haben; und obſchon Kurfürſt Friedrich als Reichsvicar durch eine Proclamation voll freundlicher Verſicherungen ſich das öffentliche Zutrauen erwerben wollte, ſo war er doch der Mann nicht dazu, da zumal Erzherzog Ferdinand unter dem Beiſtande der teutſchen Katholiken, namentlich der Baiern, des Papſtes und Spaniens, ihm und der Union mit feſter Entſchloſſenheit und Kraft entgegenwirkte. Dieſe ergriffen ohnehin nur halbe Maßregeln und verwarfen das Project des raſtloſen Landgrafen Moritz von Heſſen-Caſſel zu einer faſt allgemeinen Schilderhebung der Proteſtanten Teutſchlands. Daher kam Kurpfalz bald ſelbſt in Verlegenheit wegen Ferdinand's, als Kurſachſen und Brandenburg von der Oppoſition, die ſie vorher angenommen hatten, wieder zurücktraten, und Friedrich V. ſah ſich zuletzt verlaſſen und genöthigt, im äußerſten Falle bei der Kaiſerwahl zu Frankfurt für den Erzherzog zu ſtimmen, ſobald Maximilian von Baiern nicht gewählt werden würde. In der That wurde Ferdinand am 28. Aug. (n. St.) 1619 zum teutſchen Kaiſer gewählt. So brachten denn die Kurfürſten, gefährlich genug, durch ihre Wahl dieſes Fürſten aus deſſen Erblanden eine Revolution ins teutſche Reich. In Prag hingegen wählten die böhmiſchen Stände von den vier Throncandidaten, ſofern die Schweigenden und Abweſenden nicht gezählt wurden, am 26. Aug. n. St. einſtimmig den Kurfürſten von der Pfalz, als einen ſehr vernünftigen, ſittſamen, freigebigen, leutſeligen und verſchiedener Sprachen kundigen Fürſten, der im Beſitze eines mächtigen und wohlabgerichteten Kriegsvolkes ſei, überdies noch mit mehren auswärtigen großen Mächten in Verbindung ſtehe, eine gefüllte Caſſe habe und — dies wurde beſonders hervorgehoben — den Adel gut tractire, während der Theil der Lutheraner von dieſem Calviniſchen Fürſten dadurch niedergeſchlagen wurde, daß man vorgab, er habe Niemanden der Religion wegen angefeindet und dulde an ſeinem Hofe ſogar meiſt der augsburger Confeſſion zugethane Leute. Das Gerücht über eine erzwungene Wahl durch aufgeſtellte Bewaffnete hat ſich bis jetzt nicht begründen laſſen.

Indeſſen iſt erwieſen, daß Kurfürſt Friedrich ſelbſt für ſich in Prag hatte werben laſſen, beſonders durch die Thätigkeit ſeines Geſandten Achaz von Dohna. Er kam aber nun wegen des böhmiſchen Königsthrones in Streit mit dem von ihm ſelbſt gewählten Kaiſer Ferdinand, welchen die Böhmen den 17. Aug. n. St. deſſelben für verluſtig erklärt hatten. Seine Erwählung überraſchte in der That Teutſchland, und die ihn genau kannten, oder die einen verwickelten langwierigen Krieg verabſcheuten, riethen ihm ernſtlich von der Annahme der Krone ab; und weil ſeine eignen Rathgeber ihn in dieſe Verwickelung, über die er ſich ſelbſt nicht hinauszuſetzen vermochte, geſtürzt hatten, ſo verfiel er, das verzärtelte Glückskind, bei der Nachricht von ſeiner Wahl in eine ängſtliche, gedrückte Stimmung. Der Markgraf Joachim Ernſt von Brandenburg und der Fürſt Chriſtian von Anhalt waren grade bei ihm zu Amberg, und weil er ſich entſcheiden mußte, in ſich ſelbſt aber nicht Kraft genug fühlte, eine durch Empörung errungene Krone zu tragen, ſuchte er fremden Rath. Er berief die Union zu einer Verſammlung am 12. Sept. (n. St.) nach Rothenburg an der Tauber; allein dieſe war über ſeine Wahl getheilter Meinung, ebenſo ſeine eignen Rathgeber, nur Meinhard von Schönberg erklärte ſich beſtimmt für die unbedingte Annahme der Krone. Kurſachſen widerrieth, das ganze Kurfürſtencollegium warnte nachdrucksvoll und des Fürſten eigne Mutter bat ihn mit Thränen in den Augen, die verderbliche Wahl abzulehnen. Die wichtigſten Warnungen gab ihm Herzog Maximilian von Baiern. Dagegen reizten ihn zur Annahme Moritz von Oranien, der Herzog von Bouillon und Bethlen Gábor von Siebenbürgen, wie denn auch in ſeiner Umgebung außer Chriſtian von Anhalt und ſeinem geheimen Rathe, Ludwig Camerarius, noch Dohna und Schönberg eifrig darauf hinwirkten. Doch blieb der Kurfürſt bis zum Eingange Octobers ſchwankend. Am 17. Oct. (n. St.) kündigte er endlich dem Herzoge von Baiern ſeinen feſten Entſchluß an, nachdem er ihn vergebens um Neutralität gebeten hatte. Seine Gemahlin, die ſich in Alles fügte, ſcheint nicht die geringſte Schuld an ſeinem Entſchluſſe gehabt zu haben. Nachdem er ſeinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, zum Verweſer ſeiner Erblande beſtellt hatte, ſchickte er ſich zur Abreiſe nach Prag an. Unter ſchmerzlichen Ahnungen rief ihm ſeine Mutter beim Abſchiede nach: Ach! nun zieht die Pfalz nach Böhmen!

Digitized by Google

Leichtſinnig, aber mit kühnen Hoffnungen, zog er den 31. Oct. (n. St.) mit ſeiner Familie in Prag ein. Unter großer Theilnahme und Liebe für ihn erfolgte am 4. Nov. ſeine feierliche pomphafte Krönung; allein es fehlte den Böhmen an Hilfsmitteln zum Kriege gegen ihren abgeſetzten Herrn. Der neue König wandte ſich daher deshalb an die Union, mit deren Gliedern er zu Anfange Decembers in Nürnberg zuſammenkam. Es waren hier zwar weit mehr Fürſten, als die Kaiſer auf den letzten Reichstagen zuſammenbringen konnten, perſönlich erſchienen, aber ohne Kraft, Entſchloſſenheit und Einſicht. Sie ließen den kaiſerlichen Geſandten, den Grafen von Hohenzollern, gleich von vorn herein, unbekümmert über ſeine Abſichten und Aufträge, ohne Weiteres zu, gingen ihm, als er in dem Verſammlungsſaale erſchien, mit Friedrich, der als König von Böhmen und Oberhaupt des Bundes unter einem Thronhimmel ſaß, entgegen; der Botſchafter aber, der keine Umſtände mit ihnen machte, ſetzte ſich behende auf des Königs Stuhl unter dem Thronhimmel und dieſer mußte auf dem Stuhle zur linken, welcher für den Grafen beſtimmt war, Platz nehmen. Jener warnte natürlich ernſthaft vor den böhmiſchen Aufwieglern und nahm des Kaiſers, als eines geſalbten und gekrönten Königs von Böhmen, gutes Recht in Schutz, wiewol er die Antwort der Verſammlung auf ſeinen Vortrag, in welcher Friedrich König von Böhmen genannt wurde, nicht zurückwies. Die furchtſamen Glieder der Union beſchloſſen, ihr Bundeshaupt, dafern er in ſeinen Erblanden angegriffen werde, nicht ohne Schutz zu laſſen und verbürgten ſich insgeheim zu einer Anleihe von 200,000 Thalern für die Böhmen, welche Bürgſchaft aber nachmals die Kurpfalz ſelbſt auf ſich nehmen mußte. Zuletzt beſchloß man noch, den Herzog von Baiern um die Abſichten der Liga befragen zu laſſen, deſſen Antwort jedoch nur auf Kriegsrüſtung, beſonders auf Beiſtand für den Kaiſer lautete.

Nach Prag zurückgekehrt, erſchien eine Geſandtſchaft ſeines Schwiegervaters aus England mit Vorwürfen deſſelben gegen die Annahme der böhmiſchen Krone, und jene verſagte ihm ſogar den Königstitel; allein der junge König ließ ſich dadurch nicht niederſchlagen, veranſtaltete ohne Ahnung, daß ihm dieſe Wintervergnügungen einſtmals den traurigen Namen Winterkönig eintragen würden, Schlittenfahrten und luſtige Aufzüge, Gaſtmähler und Tanzfeſte, und erlaubte ſich Manches, was den Eiferern unter den Böhmen misfiel. Freilich ſtach die freie, prunkſüchtige Lebensweiſe ſeines nach franzöſiſchem Geſchmacke eingerichteten Hofes gegen die ernſte, würdevolle Haltung der früheren Beherrſcher Böhmens gewaltig ab, auch fiel der britiſche Stolz der jungen Königin auf, ſowie die Zurückſtellung der Einheimiſchen hinter die Fremden große Erbitterung verurſachte. Überdies herrſchte allenthalben in Böhmen Anarchie und Zuchtloſigkeit, und die Beherrſchung dieſes Landes war unter ſolchen Umſtänden für Friedrich, der kein Herrſchergenie war, eine höchſt ſchwierige Sache. Am meiſten peinigten ihn die religiöſen Verhältniſſe, da die einzelnen Confeſſionen dort einander feindſelig gegenüberſtanden; denn in jener parteiſüchtigen Zeit mußte in einem Lande, wie Böhmen, wo die Parteien ſich einander mit den feindſeligſten Augen anſahen, jede Verſprechung der Toleranz und Cultusfreiheit auch dann mislingen, wenn die bezahlten Diener der Kirchen, wie es dort wirklich geſchah, nicht aus allen Kräften den Unfrieden genährt hätten. Der dadurch erweckte Haß fiel auf die neue Regierung und den neuen König zurück, welchem natürlich alle Parteien die Vereitelung ihrer Hoffnungen zuſchrieben. Allerdings brachte auch der unvorſichtige Eifer des pfälziſchen Calvinismus Hader und Zank unter die böhmiſchen Religionsparteien; daher denn manche Neuerungen in kirchlichen Dingen aus Furcht vor Volksaufſtänden unterblieben. Auch politiſch hatte der König mit ehrſüchtigen Parteiführern zu kämpfen. In Schleſien griff man ihm vor und beſchränkte ſeine Rechte auf die geiſtlichen und Ordensgüter, ſobald ſich die Ariſtokratie daſelbſt nach der Vertreibung des Fürſtbiſchofs von Breslau, welcher des Kaiſers Ferdinand Bruder war, in den Beſitz derſelben geſetzt hatte, und alle Foderungen Friedrich's daran fand ſie mit einem Geldgeſchenke von 64,000 Thalern ab. Dagegen zeigten die Stände Böhmens mehr guten Willen, aber es fehlte ihnen in der That an Mitteln und an guter Zucht. Die Generale waren unter ſich uneinig, wie die Grafen von Thurn und Mansfeld gegen den Fürſten Chriſtian von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe, worüber die Meiſten, ſoviel ſie konnten, ſich dem Gehorſam entzogen. Das mit Bethlen Gábor im Januar 1620 abgeſchloſſene Bündniß — ein mit Frankreich und der Türkei beabſichtigtes kam nicht zu Stande — ſtörte der Kaiſer gar bald wieder, nachdem er am 29. Jan. Friedrich's Königswahl caſſirt hatte; dieſer aber erkannte in ſeiner Erhebung das Wahlrecht der Böhmen an und ſuchte dadurch den kaiſerlichen Widerſpruch kraftlos zu machen. Dagegen war gleich zu Eingange 1620 an den Höfen zu Wien und München beſchloſſen worden, den König und Kurfürſten Friedrich in die Reichsacht zu erklären und die pfälziſche Kur dem Herzoge von Baiern zu übergeben. Sein Sturz wurde auch, obſchon Kurſachſen die Ausführung verzögerte, durch Anklagen in Manifeſten angekündigt, während die Union ſich durch den ulmer Vertrag vom 3. Juli (n. St.) 1620 die Hände binden ließ und ihr unglückliches Haupt, ſowie deſſen Lande, ſeinen Feinden preisgab. Nun brachen die Truppen der Liga gegen Böhmen und die Spanier in den Niederlanden gegen die Unterpfalz auf.

Inzwiſchen hatte ſich König Friedrich in Mähren und am 24. Febr. 1620 zu Breslau von den ſchleſiſchen Ständen huldigen laſſen. Auch ertheilte er den in dieſer Stadt wohnenden Reformirten einen Majeſtätsbrief zu Gunſten ihrer Religion. Der Fürſten- und Ständetag in Breslau, der zu gleicher Zeit gehalten wurde, deſſen Ende aber Friedrich, da er ſchon den 6. März nach Prag zurückreiſte, nicht abwartete, machte zwar zu ſeiner Unterſtützung einige Bewilligungen, es konnten aber mit denſelben wol kaum die großen Koſten ſeiner Huldigungsreiſe gedeckt werden. Indeſſen wurden außer den Truppenrüſtungen noch bedeutende Steuern ausgeſchrieben, und dem Fürſtbiſchofe von Breslau, Erzherzoge Karl, welcher, als

Digitized by Google

Flüchtling in Warſchau lebend, von dort aus ſeinen kaiſerlichen Bruder mit Truppen unterſtützte, wurden durch einen Ständebeſchluß bis auf Weiteres alle ſeine weltlichen Rechte abgeſprochen, gleichwie auch Fürſt Karl von Liechtenſtein ſeines Fürſtenthums Troppau und der Burggraf von Dohna ſeiner Standesherrſchaft entſetzt wurden.

Bei ſeiner Rückkunft nach Prag fand der König eine ſchlechte Stimmung theils über die kirchlichen Reformen, theils über die Belaſtung mit anſehnlichen Steuern und Kriegsdienſten. Nun legten zwar die am 25. März zum Landtage nach Prag zuſammenberufenen Stände durch hinlängliche Bewilligungen eine beſſere Geſinnung an den Tag, als ſeine prager Bürger, die Art aber, wie die Steuern erhoben wurden, empfahl die pfälzer Beamten nicht; doch ernannte man, der Conföderationsacte zuwider, den Kurprinzen Heinrich Friedrich zum Nachfolger auf dem böhmiſchen Throne, und beſtätigte auch die zu Presburg am 15. Januar 1620 geſchloſſene Conföderation, der zufolge Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren, Schleſien, Lauſitz, Ober- und Niederöſterreich auf ewige Zeiten in einen unzertrennlichen Bund getreten waren, mit dem Geſuche an den König, denſelben zu erweitern und in ihn Kurfürſten, Könige und Republiken, beſonders die vereinigten Niederlande, herüberzuziehen. Man war ſogar Willens, den türkiſchen Sultan, wozu auch Unterhandlungen getroffen wurden, zum großen Ärgerniſſe der Lutheraner, obſchon der Hofprediger Scultetus dieſe Verbindung öffentlich zu rechtfertigen ſich bemühte, in dieſen Bund zu bringen; weil aber Friedrich's Rathgeber in den türkiſchen Ränken nicht ſo geübt waren, als die öſterreichiſchen Staatsmänner, ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen und der König verlor auch durch die Gewandtheit der kaiſerlichen Diplomaten die Bundesgenoſſenſchaft Bethlen Gábor's. Ferdinand entwickelte überhaupt mehr Kraft und Thätigkeit, als Friedrich und ſeine Bundesgenoſſen, und gewann unter den proteſtantiſchen Kurfürſten Sachſen ganz für ſich, wenn auch Brandenburg nur in ſofern, als es ſeinen Beſchlüſſen gegen den König von Böhmen keine Hinderniſſe in den Weg zu legen wagte. Weil er die böhmiſche Sache zur Reichsſache machte, ſie als Landfriedensbruch und als Verbrechen gegen die Majeſtät des teutſchen Reichsoberhauptes und gegen die Reichsverfaſſung deutete, ſo wurden von ihm auch Alle, welche den Böhmen und ihrem Könige Hilfe, Werbungen und andern Vorſchub leiſten würden, mit der Reichsacht bedroht. Friedrich ſuchte zwar in ſeinem Manifeſte dieſes Beſtreben zu entkräften, indem er den Streit um ſeinen Thron als eine das Reich und den Kaiſer als Solchen gar nicht berührende Angelegenheit deutete, und die Anſprüche Ferdinand's, mit Hinweiſung auf das Beiſpiel des Erzherzogs Matthias, als einen Erbanſpruch des Erzhauſes Öſterreich erklärte; allein der Kaiſer fuhr dennoch fort, den König als einen Thronräuber zu behandeln, wenn auch im Grunde nur hier der Stärkere das Recht für ſich behaupten konnte. Am 8. Sept. vereinten ſich die Streitkräfte der Liga mit den Seinen und gingen auf Prag los. Vor den Mauern dieſer Stadt vernichteten ſie Friedrich's Herrſchaft in Böhmen durch die Niederlage, welche ſie ſeinem Heere in einem einſtündigen Kampfe am 8. Nov. (n. St.) 1620 beibrachten. Mangel an Geld zur Zahlung des Soldes, Verdroſſenheit und Meuterei unter den Truppen hatten eine innere Auflöſung dieſes Heeres, Anarchie und Ungehorſam der Soldaten und Pflichtvergeſſenheit der Officiere hervorgebracht, ſodaß nicht allein die Schlacht, ſondern auch das ganze Königreich für Friedrich verloren ging.

Dieſer König hatte einige Tage zuvor ſein Heer, deſſen Ungemach er bisher getheilt hatte, verlaſſen, um in Prag Bedürfniſſe der Truppen aufzutreiben; es fehlte aber an Mitteln dazu, ſeine ganze Baarſchaft hatte er ſchon zur Zahlung des Soldes verwendet, die Befeſtigungsarbeiten der Stadt waren, wie befohlen, nicht gemacht worden, dieſe konnte alſo nicht vertheidigt werden. Überdies herrſchten Feigheit und Kleinmuth unter den Soldaten und Bürgern Prags, Beide waren gegen einander und ihre Führer bewieſen Verzagtheit, während es dem Könige ſelbſt nicht an Muth fehlte, und er nach dem Verluſte der Schlacht nicht alle Faſſung verloren hatte. Unter ſolchen Umſtänden konnte Prag zwar keine Belagerung aushalten, es hätte aber Vieles gerettet werden können, wenn ſich nicht ſo viele Schwierigkeiten und Hinderniſſe entgegengeſtellt hätten. Es wurde der von den Siegern gewährte achtſtündige Waffenſtillſtand nicht benutzt und man vergaß, daß der Graf von Mansfeld mehr als 12,000 Mann in Böhmen noch bei ſich und mehre wichtige Städte dort inne hatte, daß Hilfe aus Ungarn im Anzuge war, und daß ſich der Feind in der Winterszeit in Böhmen nicht halten konnte. An dem Erfolge eines Widerſtandes verzweifelnd, riethen indeſſen der Fürſt von Anhalt, die vornehmſten Räthe und Officiere zur Flucht.

Friedrich floh am 9. Nov. in aller Frühe mit ſeiner Familie, darunter ſeine hochſchwangere Gemahlin, aus Prag nach Breslau, ohne Mähren zu berühren, wo kurz zuvor Vortheile über die Kaiſerlichen erkämpft worden waren. Auch in Glatz hielt er ſich nicht auf, wo doch das feſte Schloß und das ganze einer großen Feſtung gleichende Bergland zu einem zweckmäßigen Stützpunkte gedient hätte, ein neues Heer zu ſammeln; er eilte aber auch hier durch und die Verbindung mit den Anhängern Bethlen Gábor's vermeidend, floh er nach Breslau, wo er den 17. Nov. mit dem Fürſten Chriſtian von Anhalt, dem Herzoge Johann Ernſt von Sachſen-Weimar, dem Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, dem böhmiſchen Kanzler Wilhelm von Ruppa, dem geheimen Rathe L. Camerarius, dem Hofprediger Scultetus und mehren andern böhmiſchen, öſterreichiſchen und mähriſchen Herren und Hauptleuten und vielem Hof- und Kriegsvolke ankam. Sein Empfang war hier ebenſo feierlich, als der vor neun Monaten bei ſeiner Ankunft zur Huldigung. Der flüchtige König berief nun die ſchleſiſchen Stände zuſammen und eröffnete ihnen am 2. Dec. noch Hoffnung auf die Wiedererwerbung Böhmens, wenn ihm die erfoderlichen Mittel gereicht werden würden. Die Stände verſprachen große Opfer und ſtandhafte Beharrlichkeit. Friedrich hoffte auch von ihnen 13,000 Mann mit Artil-

Digitized by Google

lerie und Munition zu erhalten, von den Mähren mindeſtens ebenſo viel und von Ungarn und Siebenbürgen noch größere Maſſen; bald aber fand er ſich von den Schleſiern und Mähren verlaſſen und eilte am 3. Jan. (n. St.) 1621 aus Breslau in die Mark, wohin er am 27. Nov. ſeine Gemahlin vorausgeſchickt hatte.

Sein Schwager, Kurfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg, voll Eifers für das reformirte Glaubensbekenntniß, wäre ihm ſchon längſt gern hilfreich geweſen, hätte nicht der an Wuth grenzende Haß ſeiner Stände und ſeines Volkes gegen den Calvinismus jede Hilfsleiſtung unmöglich gemacht. Jedoch gab er ihm den Königstitel, nahm an der mühlhäuſer Verſammlung keinen Theil und entzog ſich auch jeder Mitwirkung an ihren, wie an des Kaiſers Beſchlüſſen gegen ſeinen Schwager; da er aber denſelben kein Hinderniß in den Weg legte, ſo behielt die raſche Entwickelung der feindſeligen Politik Kurſachſens ihren ungehemmten Lauf, und in der äußerſten Noth ſeines Schwagers verſtattete er aus Ängſtlichkeit deſſen Gemahlin nur ungern, faſt wider Willen, im Schloſſe zu Küſtrin ein dürftiges und unfreundliches Unterkommen, wo ſie ihre Wochen abhielt. Als ſie ſich von ihrer Niederkunft erholt und in Berlin ſich kurze Zeit aufgehalten hatte, reiſte ſie mit ihrem Gemahle von da nach Wolfenbüttel, von wo ſie dieſem nach Holland vorauseilte. Friedrich ſchloß in Niederſachſen mit dem jungen Fürſten Chriſtian von Braunſchweig eine enge Verbindung, von welcher dieſer nachher ſo vielen eiteln Lärm zu machen wußte. Man hoffte den niederſächſiſchen Kreis, an der Spitze König Chriſtian IV. von Dänemark, zu Gunſten Friedrich's V. in die Waffen zu bringen, und deshalb begab ſich der flüchtige Pfalzgraf über Hamburg nach Segeberg, wo der Dänenkönig eine Verſammlung von Fürſten und Geſandten hielt. Der Pfalzgraf wurde von dieſem mit den bitterſten Vorwürfen empfangen und nur für den Fall mit Hilfe vertröſtet, wenn er auf Böhmen verzichte. Die Entwickelung dieſer Angelegenheit wartete indeſſen der Pfalzgraf nicht ab, ſondern reiſte im April 1621 ſeiner Gemahlin nach Holland nach, wo Beide in dem Städtchen Rhenen ihren feſten Aufenthalt nahmen.

Seit ſeiner Ankunft hier und im Haag hatte Friedrich, wie zuvor, nicht aufgehört, ſich neue Freunde zu erwerben und die alten lauen aufzumuntern, beſonders die Union wachſam und eifrig zu machen, damit die ſpaniſche Faction in Teutſchland, durch welche dort eine gewaltſame Reaction befürchtet wurde, unterdrückt werde; aber Viele wollten nicht daran glauben und er fand zuletzt kein Gehör bei ihnen. Bei Kurſachſen machte er ſich durch ſeine Drohungen, Türken und Tataren ins Reich zu rufen, wenn ihm nicht ſchleunig das Königreich Böhmen zurückgegeben und aller Schade erſetzt werde, lächerlich. Gleichwol wollte er nachmals, weil er ſehr eigenſinnig in der Wahl ſeiner Mittel war, von den Türken Nichts wiſſen, Bethlen Gábor's Anerbieten nahm er auch nicht günſtig auf, er hoffte vielmehr auf engliſchen und nordiſchen Beiſtand. Der letztere war von keiner Bedeutung und die Vermittelungsverſuche ſeines Schwiegervaters waren ungeſchickt und lächerlich. Er erhielt zwar Friedensverſicherungen, allein der Krieg hatte in allen ſeinen Gebieten einen ununterbrochenen Fortgang. Prag hatte ſich am Tage ſeiner Flucht den Feinden unbedingt übergeben, und als Mansfeld mit ſeinem Heerhaufen auch noch aus Böhmen verdrängt worden war, wurde ein Blutgericht in dieſem Königreiche gehalten und mit den Rebellen keine Umſtände gemacht. Die Schleſier unterwarfen ſich durch freundliche Verſprechungen der kurſächſiſchen Vermittelung dem Gehorſame des Kaiſers und die Mähren boten ſich freiwillig zur Unterwürfigkeit an. Mit Ausnahme der Städte Lautern, Mannheim, Heidelberg und Frankenthal hatte der ſpaniſche Feldherr Spinola, der im Auguſt 1620 mit 25,000 Mann von den Niederlanden aus in Teutſchland eingerückt war, die ganze Unterpfalz im September und October deſſelben Jahres erobert, ohne daß es die Union und die Holländer zu hindern ſuchten. In der Oberpfalz behauptete ſich der Graf von Mansfeld noch in einem verſchanzten Lager bei Waidhauſen vom Juni bis zu Anfange Septembers 1621, da gerieth er durch die Ligiſten ins Gedränge und entrann den gelegten Schlingen durch einen eiligen Rückzug in die Unterpfalz. Hier war inzwiſchen an Spinola's Stelle Ferdinand Gonſalvo von Cordova getreten. Gegen ihn ſtanden der Engländer de Veer und der Oberſt Obentraut mit ihren Truppen. Mit ihnen vereinte ſich Mansfeld und derſelbe ging nun mit einer Macht von 20,000 Mann gegen die Spanier bei Frankenthal los, die er in die Flucht trieb. Gleichzeitig rüſtete der junge Herzog Chriſtian von Braunſchweig-Wolfenbüttel eine Schar zu Friedrich's V. Gunſten in Niederſachſen, wurde aber am 20. Dec. 1621 in der Wetterau zurückgeſchlagen, während die durch den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf erweckten Unruhen in Schleſien bald wieder gedämpft wurden und der vom Kaiſer abgefallene Fürſt von Siebenbürgen ſich wieder zum Frieden verleiten ließ. Viel früher waren die Glieder der proteſtantiſchen Union darüber, daß der Kaiſer am 23. Jan. 1621 die Acht über Friedrich von der Pfalz und ſeine vornehmſten Anhänger unter ſchauerlichen Förmlichkeiten der alten Reichsjuſtiz ausgeſprochen hatte, ſo erſchreckt worden, daß ſie ihrem Bundeshaupte nach und nach allen Beiſtand verſagten und die Union untergehen ließen, obgleich die Gegner auf den Gedanken gekommen waren, mit Zuſtimmung des Herzogs von Baiern den Proteſtantismus in Teutſchland auszurotten. Der Kleinkrieg, in der Unter- oder Rheinpfalz ohne beſondern Erfolg fortgeſetzt, rief gleichwol den alten Markgrafen von Baden-Durlach und den jungen Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel zu bedeutenden Rüſtungen auf.

Daher machte ſich Friedrich im Winter 1622 auf den Weg und ging über Paris, wo er den König Ludwig XIII. vergebens für ſich zu gewinnen ſuchte, zu Anfange Aprils unerkannt in Begleitung zweier Vertrauten, eines böhmiſchen Edelmannes und eines Kaufmannsdieners, durch Lothringen nach Teutſchland. In Bitſch gerieth er unter die Kaiſerlichen, wurde von ihnen zwar nicht erkannt, mußte aber mit ihnen auf das Gelingen ihrer Sache trinken. Von dort eilte er über Zweibrücken, wo

Digitized by Google

er ſich zuerſt einem Grafen von Löwenſtein zu erkennen gab, ins Lager Mansfeld's bei Landau, wo er am 12. April angekommen, dieſen grade in Unterhandlung mit den Kaiſerlichen traf, welche ihn unter glänzenden Verſprechungen in ſpaniſche Dienſte verlocken wollten; aber die Ankunft des Pfalzgrafen erweckte eine allgemeine Freude und die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Am 13. April (n. St.) überſchritten Beide den Rhein, um den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der, mit der Auflöſung der Union höchſt unzufrieden, ſchon ſeit dem Herbſte 1621 Rüſtungen unternommen und ſich nun ſo eben mit ſeinem 15,000 Mann ſtarken neuen Heere für Friedrich's Sache öffentlich erklärt hatte, an ſich zu ziehen. Der ligiſtiſche General Tilly, der dies zu hindern ſuchte, wurde am 27. April (n. St.) aus dem Felde geſchlagen, die Vereinigung mit den Badenern bewirkt, aber aus Unverträglichkeit und Eiferſucht bald wieder aufgegeben, wofür der alte Markgraf mit einer Niederlage der Seinen bei Wimpfen am 26. April (a. St.) durch Tilly, der ſich mit Cordova vereint hatte, büßen mußte. Mansfeld dagegen machte Fortſchritte im Elſaß gegen die Kaiſerlichen, überfiel auch den Landgrafen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, der im Verdachte ſtand, einem Bunde gegen Friedrich von der Pfalz beizutreten, in ſeiner Reſidenz und nahm ihn gefangen. In dieſer ſiegreichen Stellung ſollte die Ankunft Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, der ſich wieder erholt hatte, mit 20,000 Mann abgewartet werden, allein die Spanier und Ligiſten warfen die Mansfeldiſchen Truppen über den Rhein zurück, kehrten ſich alsdann gegen den braunſchweiger Herzog und ſchlugen ihn am 20. Juni (n. St.) bei Höchſt aufs Haupt. Mit dem Reſte ſeines Heeres warf ſich dieſer zwar in Mansfeld's Arme, allein Friedrich, der Mansfeld ſtets auf ſeinen Zügen begleitete, entließ in der Beſtürzung am $^{11}/_{21}$. Juni ſeinen Gegner Ludwig von Heſſen-Darmſtadt unter milden Bedingungen; und zog er auch mit ſeinen beiden Feldherren nun noch ins Elſaß, um Zabern belagern zu laſſen, ſo dankte er dieſelben mit ihren Truppen doch am 13. Juli (n. St.), durch die Täuſchungen ſeiner Feinde verleitet, ab, in der Meinung, deſto leichter zur Ausſöhnung mit dem Kaiſer zu gelangen.

Im Grunde hatten die Niederlagen bei Wimpfen und Höchſt ſeiner Partei keine beſondere Erſchütterung beigebracht, ſie hatte noch einen feſten Halt, wenn auch der alte Markgraf von Baden-Durlach zwei Tage nach dem Treffen bei Höchſt vom Kampfplatze in den Privatſtand zurückgetreten war. Auch in ſeinen Stammlanden hatte der Pfalzgraf Friedrich große Anhänglichkeit und war dort nicht leicht zu beſiegen; allein der Drang nach Ausſöhnung mit dem Kaiſer, wegen welcher er die Unterhandlungen durch ſeinen Schwiegervater fortſetzen ließ, wurde von dieſem gemisbraucht, ſobald er auf deſſen Foderung, die Feindſeligkeiten einzuſtellen und ſeine Generale mit ihren Truppen abzudanken, eingegangen war. König Jacob I. von Großbritannien, der als Vermittler hier im Spiele war und des Kaiſers Politik in Schutz nahm, war derjenige, der ſeinen Schwiegerſohn ſeit dem Frühjahre 1621 zur Annahme dieſer Bedingung beſtürmte; ein Gleiches that der König von Dänemark in ſeiner Verblendung; darüber wurde der Verſuch, einen großen Bund gegen den Kaiſer und Spanien zu ſchließen, vereitelt. Es kamen bei dem Friedensgeſchäfte mancherlei Ausgleichungsvorſchläge an den Tag, ſo ſollte Friedrich für ſeine Perſon allen Anſprüchen gänzlich entſagen, ſeinen älteſten Sohn, dem man eine achte Kurwürde verſprach, am kaiſerlichen Hofe katholiſch erziehen, ihn eine Tochter des Kaiſers oder Nichte des Herzogs von Baiern heirathen laſſen und er ſelbſt dem Kaiſer Abbitte thun. Über dergleichen Verſuche war der ſchwache Pfalzgraf in ein ſolches Gedränge gerathen, daß er in der Entlaſſung ſeines zahlreichen Heeres die erſte Frucht des Friedens erblickte, ſeine Erblande aber dadurch dem Feinde preisgab. Denn in Brüſſel, wo der Sitz der Unterhandlungen aufgeſchlagen worden war, hatte man durch Anſtöße an dem Titel Kurfürſt die Sache des Pfalzgrafen hingezogen und endlich geäußert, ſie müſſe als Reichsangelegenheit in Teutſchland abgemacht werden. Jetzt erſt gingen dem Könige Jacob die Augen auf, allein ſein Schwiegerſohn hatte ſein Heer ſchon entlaſſen und war bereits nach Sedan abgereiſt. Auch dieſer hielt ſich nun für betrogen und verlaſſen. Tilly und Erzherzog Leopold eroberten unterdeſſen ungeſtört die pfälzer Lande mit allen feſten Plätzen darin bis zum November 1622, Frankenthal ausgenommen. Die katholiſche Religion wurde dort allenthalben eingeführt und die Stütze des Calvinismus, die Univerſität zu Heidelberg, in Verfall gebracht.

Mittlerweile ſuchte man abermals Vereine und Bündniſſe zu Gunſten des Pfalzgrafen zu ſtiften, wie z. B. eine neue proteſtantiſche Union durch Herzog Wilhelm von Weimar und das große nordiſche Bündniß zum Sturze des Hauſes Habsburg; allein kein Verſuch gelang, und wenn auch Spanien aus Freundſchaft zu England nun Theilnahme an Friedrich's Sache bewies und für dieſelbe auf dem Fürſtentage zu Regensburg mit Kraft ſprach, ſo ließ ſich der Kaiſer doch nicht abhalten, dem Herzoge von Baiern die pfälzer Kur und die Oberpfalz zum Nachtheile der Kinder und nächſten Verwandten Friedrich's V. zu geben. Hierdurch hatte zugleich die katholiſche Partei das Übergewicht im Kurfürſtenrathe gewonnen. Die Unterpfalz wurde zerſtückelt. Während die Unternehmungen Chriſtian's von Braunſchweig und Mansfeld's im J. 1623 ſcheiterten, wurde Friedrich durch die trügeriſche Politik ſeiner Feinde und durch die Beſchränktheit ſeines Schwiegervaters am $^{19}/_{29}$. März 1623 auch noch um den letzten haltbaren Platz ſeiner Erblande, Frankenthal, betrogen. Ebenſo wurde König Jacob I. durch ſeine Unterhandlungen, die er 1623 in Madrid zu Gunſten ſeines Schwiegerſohnes und der Kinder deſſelben fortſetzen ließ, deren Bedingungen aber der Pfalzgraf verſchmähte, abermals getäuſcht. Nun kam er, durch Buckingham unterſtützt und mit Spanien zerfallen, auf den Gedanken, ſeinem Schwiegerſohne mit Waffengewalt den Beſitz ſeiner Länder wieder zu verſchaffen; allein die Veränderlichkeit ſeiner Geſinnungen und Vorſätze brachte Nichts zur Ausführung.

Überdies erſchien ein geheimer Unterhändler des Her-

Digitized by Google

zogs von Baiern, der Capuciner Alexander, doch unter dem falſchen Namen Franzesco della Rotta, in London, um den alten König einzuſchläfern, und die Reſtitution der ganzen Pfalz unter läſtigen Bedingungen zu verſprechen. Er war ſehr zudringlich, trügeriſch und falſch. Da der Mönch hier Nichts ausrichten konnte, ging er nach Holland zu Friedrich und brachte demſelben die nämlichen Anträge vor. Mit Unwillen wies ſie der Pfalzgraf ab, da er für ſeine Perſon weder ganz entſagen, noch ſeine Söhne, wie verlangt wurde, in München zur katholiſchen Religion erziehen laſſen wollte. Indeſſen ließ er ſich, weil er den Mönch nicht gleich los wurde, dennoch in weitläufige Beſprechungen mit ihm ein, und ſo wurde dieſer zuletzt dreiſter und verlangte ſogar, wenn ſich Friedrich aufrichtige und mächtige Freunde erwerben wolle, müſſe er ſelbſt zur katholiſchen Kirche übertreten: dies ſei der leichtere und beſte Weg zum Frieden und zu ſeiner Wiedereinſetzung. Natürlich lehnte er aus Abſcheu vor dem Religionswechſel den Antrag entſchieden ab und zog vor, dürftig von fremder Gnade zu leben. Die Bemühungen ſeiner ehemaligen Generale, des Grafen von Mansfeld und des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, England und Frankreich zur Unterſtützung für ſeine gewaltſame Wiedereinſetzung geneigt zu machen, hatten den erwarteten Erfolg nicht. Ebenſo blieb das angeblich zwiſchen England, Dänemark und Holland abgeſchloſſene Bündniß, dem auch Frankreich, Venedig und Savoyen beitreten ſollte, ein leeres Gerücht.

Seit dem Tode Jacob's I., im April 1625, ſetzte der Pfalzgraf mehr Hoffnung auf ſeinen Schwager, den König Karl I. von Großbritannien. Dieſer ſchloß in der That auch mit Holland am 7. Sept. einen Bund auf 15 Jahre zur Befreiung der Niederlande und Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen, und ſchon im folgenden October gingen 10,000 Mann auf einer vereinten holländiſchen Flotte unter Segel, die aber, ſtatt in Teutſchland zu landen, ihr Heil, wiewol vergebens, in Spanien verſuchten. Wenn nun auch Frankreich, durch des jungen Königs von England Heirath mit Ludwig's XIII. Schweſter verwandt worden, des Pfalzgrafen Sache unterſtützte, ſo ſchwankte es im Grunde doch nur zwiſchen Feindſeligkeit und Neutralität, während der eifrige Freund Friedrich's, König Guſtav Adolf von Schweden, durch den polniſchen Krieg und ſeine geſpannten Verhältniſſe zu Dänemark gehemmt wurde, für dieſen Etwas zu thun, und England überhaupt ſich zaghaft erwies. Es blieben demnach die Verhandlungen aufgeſchoben. Inzwiſchen machte ſich Dänemark den Engländern wohlfeiler, als Schweden, und es kam am 9. Dec. 1625 zwiſchen jenem Staate, England und Holland ein Vertrag zu Stande, dem auch andere Fürſten beitreten konnten, wornach letzteres 28 bis 30,000 Mann zu Fuß und 7 bis 8000 Mann zu Pferde ins Feld zu ſtellen, England 300,000 Fl. Subſidien zu zahlen und eine Flotte in die See zu ſchicken und die Generalſtaaten dieſe Unternehmungen mit einer Hilfsflotte und mit 5000 Fl. monatlicher Gelder zu unterſtützen verſprachen. Die Hoffnung aber, welche zu Gunſten der pfälziſch-proteſtantiſchen Sache auf dieſen Bund gebaut wurde, erwies ſich nach und nach als grundlos. Guſtav Adolf, auf welchen man gerechnet hatte, ſchloß ſich nicht an, und Frankreich griff nur zuweilen durch Reichung ſchwacher Hilfsmittel ein, während die Politik der Dänen und Engländer furchtſam, engherzig und nutzlos blieb. Der Pfalzgraf wurde abermals außer Hoffnung gelaſſen und gerieth auch perſönlich überdies noch in Verlegenheit aus Mangel an Mitteln ſeines Unterhaltes wegen Englands Geldnoth. Des Kaiſers Macht wuchs durch die Unglücksfälle der däniſchen Waffen und wies alle erträgliche Bedingungen zurück, den Pfalzgrafen mit ihm zu verſöhnen. Nachdem Würtemberg und Lothringen vergebens geſucht hatten, zwiſchen Beiden eine Verſöhnung zu vermitteln, knüpften Andere im J. 1627 auf dem Fürſtencongreſſe zu Brüſſel ſeine oder ſeiner Familie Wiedereinſetzung in das pfälzer Kurfürſtenthum an die Bedingung, daß er ſeine Kinder katholiſch erziehen laſſen und die Kriegskoſten bezahlen ſollte, ungeachtet Spanien die Abtretung der Rheinpfalz offen verlangte. Gleichwol brachen ſeine Gegner nicht ganz mit ihm, ſondern unterhielten zum Scheine eine Geneigtheit zu neuen Unterhandlungen und verhießen ihm im Auguſt 1627 auf einem Congreſſe zu Kalmar die kaiſerliche Gnade, wenn er Abbitte leiſte, ſich Ferdinand's II. Willen unterwerfe, den Herzog von Baiern als Kurfürſten anerkenne, die Pfalz katholiſch laſſe und die Kriegskoſten bezahle. Friedrich wollte ſich zwar die erſte und mit geringen Ausſtellungen auch die zweite Bedingung gefallen laſſen, allein die vorletzte war gegen ſeine kirchliche Überzeugung, ſowie es ihm auch unmöglich war, die letzte zu erfüllen. Inzwiſchen wurde ſein Schwager, der Kurfürſt von Brandenburg, während drei Jahre zuvor Kurſachſen bereits dazu geneigt gemacht worden war, genöthigt, Maximilian's von Baiern Erhebung anzuerkennen; und wenn er dies auch mit Vorbehalt der Rechte ſeines Schwagers und deſſen Kinder und Verwandte that, ſo half es im Grunde doch Nichts, da der Kaiſer dem Baiernherzoge ein Jahr nachher unter Verbürgung einer Waffenhilfe gegen jeden Angriff auf dieſes neue Beſitzthum die erbliche Belehnung mit der Kur, der Ober- und dem auf dem rechten Rheinufer liegenden Theile der Unterpfalz zu ertheilen verſprach. Spanien behielt die Pfalz jenſeit des Rheinſtromes in ſeinen Händen. Sachſen und Brandenburg verhielten ſich dabei ruhig und hatten auch geduldet, daß den pfälzer Unterhändlern zum Beſuche des mühlhäuſer Kurfürſtentages im October 1627 das Geleit vom Herzoge von Friedland war verweigert worden, wie denn dieſer Kriegsfürſt überhaupt auch die Gegner Friedrich's unterſtützte. Mittlerweile war die pfälzer Kurfürſtin-Witwe, Louiſe Juliane, um ihre Einkünfte betrogen, auch ihr zweiter Sohn, Ludwig Philipp, war ſeines Erbtheiles beraubt worden und ihr älteſter in bedrängter Lage geblieben, gleichwie ihm auch der Weg zur Verſöhnung, da der lübecker Friede ſeiner nicht gedachte, abgeſchnitten blieb, während die Anſprüche ſeiner Verwandten, namentlich des Hauſes Neuburg, vom Kaiſer überhört wurden.

Von Dänemark und beſonders von England ohne Rettung gelaſſen, verſtummte Teutſchland für ihn ganz,

Digitized by Google

und der bereitwillige, doch unzuverläſſige Helfer in der Noth, Bethlen Gábor, war geſtorben. Viel früher war ein anderer thätiger Freund des verbannten Fürſten geſtorben, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf. Und wenn ſich Friedrich auch unter perſönlicher Unterſtützung eines engliſchen Geſandten auf dem Fürſtentage zu Regensburg 1630 ſchriftlich an die Kurfürſten und an den Kaiſer dringend wendete, ſo beharrte dieſer doch auf ſeinen früheren harten Bedingungen, welche der Pfalzgraf nicht eingehen konnte. Daſſelbe widerfuhr ihm durch geiſtliche Vermittler, welche von ihm foderten, daß er und ſeine Familie zum Katholicismus übertreten ſollten. Ebenſo vergeblich war die Vermittelung, welche König Karl I. von England im Juni 1631 für ſeinen Schwager nochmals in Wien verſuchte, obſchon der Pfalzgraf den leipziger Convent der evangeliſchen Reichsſtände nicht beſchickt hatte. Nun erwachten in dieſem neue Hoffnungen durch den Siegesjubel über das ſchwediſche Waffenglück in Teutſchland; auch ward die Unterpfalz von den Schweden bereits zu Ende 1631 und zu Anfange 1632 bis auf Heidelberg und Frankenthal bald erobert, und es wurde in den wiedergewonnenen Gebieten mit Guſtav Adolf's Erlaubniß der Proteſtantismus auf Bitten der Pfälzer wieder eingeführt. Da machte ſich der Pfalzgraf auf die Einladung dieſes Königs in den erſten Tagen des Jahres 1632 mit holländiſchem Reiſegelde auf den Weg, um ſeinen Erretter in Frankfurt a. M. zu begrüßen. Guſtav Adolf ließ ihn zwar mit großen Ehren empfangen und behandelte ihn als einen König von Böhmen; allein trotz aller Hoffnungen, die dem Verſtoßenen gemacht wurden, geſchah Nichts zu ſeinem Beſten, obgleich der engliſche Botſchafter Vane dringend für den Schwager ſeines Gebieters bat. Der König wies dieſen mit Vorwürfen und Klagen über den Frieden zurück, welchen Karl I., ohne darin für Friedrich etwas gethan zu haben, mit Spanien im November 1630 geſchloſſen hatte, und gab ihm dazu noch harte Verweiſe, als derſelbe ihn an ſeine früheren Verſprechungen erinnern wollte. Endlich entſchloß er ſich, zur Wiederherſtellung des pfälzer Kurhauſes Alles zu thun, wenn England mit ihm wider Spanien ein Bündniß ſchließe und ihn mit 12,000 Mann unterſtütze, dazu aber hatte Vane keine Vollmacht. Deſſenungeachtet ſetzte der Pfalzgraf ein unerſchütterliches Zutrauen in des Schwedenkönigs Großmuth, hoffte durch ſeine Gegenwart bei demſelben mehr als ſein Schwager auszurichten, und nahm ihn aus allen Kräften gegen die Engländer in Schutz. Er beſtürmte ihn nicht, ſondern hoffte in ſeiner Unſchuld und aus Mangel an Menſchenkenntniß Alles von der Zukunft. Die Hoffnung, ein eigenes Heer anführen zu können, wurde ihm jedoch vereitelt, und die perſönlich eingeleiteten Unterhandlungen zu ſeiner Wiedereinſetzung blieben, weil ſie Guſtav Adolf's Plane durchkreuzten, ohne Erfolg. Aus Gutmüthigkeit war er genügſam geworden, hegte keinen Groll gegen ſeinen eroberungsſüchtigen und tieferblickenden Beſchützer, und begleitete als Freiwilliger denſelben auf allen ſeinen Siegeszügen. Er zog an ſeiner Seite in der Hauptſtadt ſeines Feindes, Maximilian's von Baiern, ein und empfing hier bei Tafel von ihm die frohe Erwartung, er werde in Kurzem in ſeinem Heidelberg zu Tiſche ſitzen, ſowie jetzt eben zu München. Friedrich betrachtete den Glanz dieſer Stadt, ſeine Geſinnungen blieben dabei rein, und niemals kam es ihm in den Sinn, nach fremdem Eigenthume zu greifen. „Es ſind hier viele ſchöne Sachen," ſchrieb er damals ſeiner Gemahlin nach Holland, „die man jedoch jetzt nicht leicht fortbringen könnte; wäre es aber auch leicht, ſo würde ich Nichts nehmen." Sein weiches, ſtilles Gemüth war jedem heftigen Rachegefühle fremd, darum erſcheint auch die Sage unbegründet, er habe, nebſt Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, vorgeſchlagen, das münchener Schloß zu untergraben und in die Luft zu ſprengen.

Die Engländer ſetzten im Sommer 1632 ihre Vermittelungen für ihn bei dem Schwedenkönige mit gewohnter Zudringlichkeit und Taktloſigkeit fort, berichteten daneben feindſelige, zum Theil verleumderiſche Dinge über dieſen nach London und verdarben dadurch ihr Geſchäft. Bei ſeiner Trennung von Guſtav Adolf im September deſſelben Jahres zu Neuſtadt an der Aiſch bat Friedrich ſelbſt denſelben um ſeine Wiedereinſetzung, erhielt aber, unter mancherlei bedenklichem Vorbehalte, ſolche Bedingungen hierzu vorgelegt, daß er davor zurückſchreckte, und daraus glaubte fürchten zu müſſen, als wolle man ihm mindeſtens die Bergſtraße nehmen und ſonſt alle übrigen Gebiete ſo beſchweren, daß er faſt Nichts daraus ziehen und über ſie nicht gebieten könne. Faſt hoffnungslos verließ er den König und begab ſich nach Frankfurt zurück, von wo aus er, nach reiflicher Überlegung, den 22. Sept. ſeine Vorſtellungen mit überdachten Einwendungen gegen Guſtav Adolf's Vorſchläge wiederholte, welche dieſer nur im Allgemeinen freundlich beantwortete und auf künftige Verhandlungen vertröſtete. Da erwachte nun zwar in ihm ein neuer Strahl von Hoffnung, derſelbe verſchwand aber durch den bald darauf erfolgten Tod ſeines halsſtarrigen Gönners in der Schlacht bei Lützen. Schon unwohl, als er dieſe Nachricht erhielt, war der Pfalzgraf unruhig umhergeirrt, war von Frankfurt nach Alzei und von da nach Mainz gegangen, wo er liegen bleiben mußte. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, und er ſtarb, höchſt beſorgt um das Schickſal ſeiner Familie, den 19. (29.) Nov. 1632 früh Morgens, 13 Tage nach des ſchwediſchen Helden Tode, in der ſchönſten Blüthe ſeines Alters. Außer den körperlichen Leiden mochte auch Kummer ſeinen frühen Tod befördert haben. Sein Leichnam blieb nicht in Mainz, ſondern wurde, ſtatt ihn in der Fürſtengruft zu Heidelberg niederzulegen, wie der Fürſt zwölf Jahre in ſeinem Leben, von Ort zu Ort geflüchtet und herumgeſchleppt, während ſein Herz in der Kirche zu Oppenheim beigeſetzt wurde. Nach Wiedereroberung Frankenthals ſetzte man die Leiche des unglücklichen Fürſten vorläufig in eine Gruft daſelbſt; als aber im Sommer 1635 das evangeliſche Bundesheer ſich hinter die Saar zurückziehen mußte, wollte deſſen Führer, Herzog Bernhard, die Aſche des Geächteten den Mishandlungen ſeiner Feinde nicht preisgeben, ſondern brachte beim Aufbruche den Kurpfalzadminiſtrator Ludwig Philipp und die pfälziſchen Beamten in ernſter

Digitized by Google

Rede zu dem Entſchluſſe, ſich mit der Leiche dem Rückzuge der Bundestruppen anzuſchließen. Vorerſt brachten ſie dieſelbe nach Saarbrück, und weil die Kriegsgefahr wuchs, auf einem ſchlechten Wagen, oft in den Koth umgeworfen, von dort nach Metz, wo ſie in dem Gewölbe eines Privathauſes, weil keine katholiſche Kirche die Gebeine eines Ketzers aufnahm, zum Ärger der Freunde und zum Geſpötte der Feinde beigeſetzt, von da endlich aller Wahrſcheinlichkeit nach nach Sedan geflüchtet und im Drange der Zeit vergeſſen wurde, ſodaß man eigentlich die letzte Ruheſtätte des Unglücklichen nicht zu bezeichnen weiß.

In dem kleinen Orte Rhenen bei Haag hatte Friedrich V. nach ſeiner erſten Flucht aus Teutſchland ſeinen beſcheidenen Wohnſitz aufgeſchlagen und lebte dort von der ſpärlichen Gnade ſeiner engliſchen Verwandten unter dem hochmüthigen Schutze der Holländer, die nicht unterließen, ihn zu beſpötteln, wenn ſie auch die Erſten waren, den armen Flüchtling ſtets in politiſche Ränke zu ziehen, vor welchen ihn dagegen ſein Schwiegervater zu warnen ſuchte. Von den Holländern faſt nicht und vom engliſchen Könige nur knapp unterſtützt, mußte er in ſeiner Noth bereits im Herbſte 1621 die proteſtantiſchen Fürſten Teutſchlands durch Landgraf Moritz von Heſſen um Mittel des Unterhaltes anflehen. Im Beſitze von allen Tugenden eines liebenswürdigen Privatmannes führte er ein einträchtiges Familienleben, und um der drückenden Unthätigkeit zu entgehen, erzog er ſeine Kinder ſelbſt, nahm aber auch Theil an den Feldzügen der Niederländer gegen die Spanier. Zweifelhaft iſt dagegen die Nachricht, daß er ſich um das Jahr 1627 verkleidet in die Pfalz begeben hätte. Jagd und Gartenliebhaberei waren daneben noch ſeine beſcheidenen Genüſſe an dem einfachen Hofe zu Rhenen. Sein heiteres Gemüth und die Überwindung zur Genügſamkeit ließen keinen verzehrenden Gram in ſeiner Seele aufkommen: weder die trügeriſchen Unterhandlungen, noch die geſcheiterten Entwürfe, noch überhaupt die getäuſchten Hoffnungen vermochten ſein Inneres auf die Dauer zu verſtimmen. Niemals äußerte er Lebensüberdruß, noch auch Mismuth, wenn er Schmerz in troſtloſer Lage empfand. Ein ſtilles Familienglück und die unerſchütterliche Treue ſeiner Gemahlin gewährten ihm hinreichenden Erſatz für den verlorenen äußeren Glanz. Die erſten holländiſchen Großen fanden ſich gern in dieſem Familienkreiſe, der von teutſchen Spionen höhniſch bekrittelt wurde, ein, und eifrige Proteſtanten aus England und Schottland, die denſelben aufſuchten, fanden ſich am harmloſen Wohnſitze ihrer Königstochter durch den Zauber fürſtlicher Entbehrung und Genügſamkeit gefeſſelt.

Den großen Fehltritt ſeines Lebens, daß er nach der Krone eines in Aufruhr gerathenen Königreiches griff, die er zu behaupten nicht die Kraft hatte, hat der unglückliche Fürſt ſchwer abgebüßt, und bis jetzt haben viele Geſchichtſchreiber nicht unterlaſſen, ſein Andenken mit Vorwürfen und Anklagen zu belaſten. Es war ſein ſchweres Verhängniß, daß dieſer geſchmeidige und harmloſe Fürſt mit aller ſeiner kindlichen Offenheit und jugendlichen Unerfahrenheit in jene ernſte, eiſerne Zeit fiel; daß er mehr durch Andere, als aus eigener Willenskraft angetrieben, ſich erdreiſtete, als Parteihaupt in einer leidenſchaftlichen und blutigen Zeit aufzutreten, hat man ihm niemals vergeben wollen. Es iſt das Loos aller charakterſchwachen Fürſten, daß ihre Perſönlichkeit, wenn ſie mit derſelben nicht gebieten können, von ihren Gegnern nie unangetaſtet bleibt. Die Ehrlichkeit und die liebreiche, offene, geſchmeidige Natur ſolcher Männer treten vor der Staatsklugheit und der Überlegenheit des Talentes in den Schatten. Indeſſen iſt der Leichtſinn des Pfalzgrafen, obſchon er von Andern gemisbraucht wurde, in keiner Weiſe zu entſchuldigen, wenn man ihn auch keinen Thronräuber, wie es wirklich geſchehen iſt, nennen kann. Sein Sturz fand im Allgemeinen wenig Mitleiden, weil man denſelben, ſelbſt von Seiten ſeiner eigenen Blutsverwandten, als eine wohlverdiente Strafe betrachtete. Bei aller Schwäche dieſes Fürſten tritt doch unverkennbar eine innere Stärke aus ihm hervor, dieſe iſt das unerſchütterliche Feſthalten an ſeinem religiöſen Glauben: eine Tugend, die ihm mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung noch Achtung verſchafft hat. Dahin gehört auch ſeine unbefleckte Ehe, die zärtliche Liebe, mit welcher er an ſeiner Gattin ſeit ihrer beider Verlobung unwandelbar hing. Dieſes zarte Verhältniß gereichte ihm in den betrübteſten Umſtänden zum alleinigen Troſte.

Eliſabeth Stuart hatte ihm in 18jähriger Ehe 13 Kinder geboren, als: 1) Heinrich Friedrich, welcher den 1. Jan. 1614 geboren und trefflich erzogen große Erwartungen von ſich gab, am 17. Jan. 1619 vor den Augen ſeines Vaters bei Harlem ertrank. 2) *Karl Ludwig*, Kurfürſt von der Pfalz, ſ. den Art. 3) Eliſabeth, geboren den 26. Dec. 1618, berühmt geworden durch ihre ausgezeichnete Bildung und Gelehrſamkeit, mit welcher ſie bei öffentlichen Diſputationen auch tüchtigen Gelehrten die Spitze bot und ſich die Achtung und Freundſchaft Descartes' erwarb, und, nachdem ſich ihre Heirath mit einem polniſchen Fürſten zerſchlagen hatte, ganz den Wiſſenſchaften lebend, wurde ſie ſeit 1667 Äbtiſſin von Herforden und ſtarb am 11. Febr. 1680 als Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften. 4) Ruprecht, den 17. Dec. 1619 geboren, durchlebte von ſeinem 16. Jahre an lauter ſtürmiſchbewegte Tage, vertheidigte als Reitergeneral die Sache ſeines Oheims, Königs Karl I. von England, gegen die Oppoſition, und als ihm dies mislang, führte er auf der See ein wildes Räuberleben, ging dann nach Frankreich und in die Pfalz, ſuchte bei dem Kaiſer Dienſte und fand ſie im Kriege gegen den König von Schweden. Hierauf nach England zurückgekehrt, machte ihn König Karl II. zum Viceadmiral, und er zeichnete ſich in den Seekriegen gegen die Holländer aus. Er ſtarb unvermählt am 29. Mai 1682, mehre uneheliche Kinder hinterlaſſend, von welchen ein Sohn, den ihm eine irländiſche Gräfin geboren hatte, Soldat war und vier Jahre nach ſeinem Vater ſtarb. 5) Moritz, den 26. Dec. 1620 zu Küſtrin geboren, theilte Anfangs mit ſeinem Bruder Ruprecht alle Stürme des Lebens zu Lande und auf dem Waſſer, in England, Irland, Portugal und Teutſchland, und nach wechſelndem Umhertreiben ging er in ſchwediſche Kriegs- und endlich wieder in engliſche Seedienſte, in welchen er

Digitized by Google

um das Jahr 1654 verſchollen iſt; man weiß nicht, ob er durch einen Schiffbruch in den amerikaniſchen Gewäſſern, oder als Sklave in Algier ſein Ende fand. 6) Louiſe Gallandine, geboren den 18. April 1622, entwickelte ſchöne Talente für die Malerei und neuere Sprachen, wurde nach dem Tode ihres Vaters Leidensgefährtin ihrer Mutter, bis ſie 1658 verführt nach Belgien ging, katholiſch wurde, am franzöſiſchen Hofe liebreiche Aufnahme fand und als Äbtiſſin zu Maubuiſſon ein luſtiges, frivoles Leben führte, doch hochbejahrt im Februar 1709 ihre Tage in Andacht beſchloß. 7) Ludwig, geboren am 21. Aug. (? 6. Oct.) 1623 und geſtorben den 24. Dec. 1625. 8) Eduard, den 15. Oct. 1624 geboren, ging in reiferen Jahren an den franzöſiſchen Hof, heirathete dort 1645 heimlich Anna Gonzaga, die Tochter Herzogs Karl von Nevers, mit welcher er drei ihn überlebende Töchter (die jüngſte von ihnen heirathete den Herzog Johann Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg oder Hanover, ſ. dieſen Art.) zeugte, und ſtarb katholiſch in Frankreich den 13. März 1663. 9) Henriette Marie, den 7. Juli 1626 geboren, heirathete 1651 den Fürſten Siegmund Ragoczi von Siebenbürgen und ſtarb in halbjähriger Ehe noch im gedachten Jahre den 19. Sept. 10) Philipp, ſ. den Art. 11) Charlotte, den 19. Dec. 1628 geboren und geſtorben den 24. Jan. 1631. 12) Sophie, den 13. Oct. 1630 geboren, vermählte ſich 1658 mit Herzog Ernſt Auguſt, nachmaligem Kurfürſten von Hanover, wurde durch dieſen Stammmutter des jetzigen Königsgeſchlechtes von Großbritannien und ſtarb in 16jährigem Witwenſtande am 8. Juli 1714, nachdem ſie 1701 zur Erbin von Großbritannien war erklärt worden. 13) Guſtav Adolf, geboren den 14. Jan. 1632, ſtarb, neun Jahre alt, am 9. Jan. 1641.

Die Mutter dieſer Kinder, Eliſabeth Stuart, verlebte nach dem Tode ihres Gemahles freudenloſe Tage in Holland. Sie hatte früher ſchon an den großen Bewegungen des Krieges den lebhafteſten Antheil genommen, und mit männlicher Rührigkeit ſorgte ſie nun für die Zukunft ihrer Kinder. Sie wirkte durch den Landgrafen Wilhelm von Heſſen-Caſſel, einen thätigen Freund ihres Hauſes, wie durch ihren Bruder, den König von England, und warb ſogar im Sommer 1633 ein kleines Heer zur Beſetzung der Pfalz; allein die Niederlage der Proteſtanten bei Nördlingen zerſtörte alle ihre Plane. Von Neuem wieder Hilfe ſuchend bei ihren Verwandten, ſo auch bei Kurbrandenburg, trat ihr der prager Friede entgegen, der die pfälzer Fürſten von ihrem Erbe ausſchloß. Eliſabeth allein ward aus Gnaden ein Unterhalt verheißen, wenn ſie ſich vor dem Kaiſer erniedrigen wolle. Sie aber, dies ablehnend, verzagte nicht, ſondern blieb fortwährend bemüht, für ihre Kinder auf andern Wegen zu ſorgen. Endlich übernahm ihr älteſter Sohn, Karl Ludwig, die Angelegenheiten ſeines Hauſes ſelbſt zu verfechten, während ſie, von Nahrungsſorgen bedrängt, die Holländer um ein Anlehen an Geld bitten mußte, um nur Lebensunterhalt zu haben. Und als ihr Sohn 1649 als achter Kurfürſt nach Heidelberg zurückkehren konnte, wünſchte auch die Mutter ihn in die Pfalz zu begleiten; allein Karl Ludwig hielt ſie anfänglich aus Geldnoth davon zurück, zuletzt beſtimmten ihn ſeine Eheverhältniſſe, die Mutter davon abzuhalten. Sie blieb alſo in Holland, von den dortigen Kaufleuten wenig unterſtützt, und auch von ihrem Sohne, dem Kurfürſten, karg verſorgt. Von Gläubigern hart bedrängt, ſoll ſie dieſem endlich doch 6000 Thaler Jahrgelder abgepreßt haben; und als die Stuarts 1660 den engliſchen Thron wieder beſtiegen hatten, begab ſie ſich ſehnſuchtsvoll, gegen den Willen ihrer dortigen Verwandten, in ihr Geburtsland zurück, wo ſie den 17. Mai 1661 landete. Ihre königlichen Neffen behandelten ſie mit Kälte, ihrer alten Freunde waren nur noch wenige dort, und ſo ſtarb ſie, auch hier keine frohe Stunde genießend, faſt verſchollen, am 13. Febr. a. St. 1662, nachdem ſie den König Karl II., welcher ihr ein Jahrgeld zahlte, gebeten hatte, daſſelbe auch nach ihrem Tode noch fünf Jahre fortzubezahlen, damit ihre Gläubiger in Holland vollends befriedigt würden. (*B. Röse.*)

3) Kurfürſten von Sachſen.

FRIEDRICH I., der Streitbare, erſter Kurfürſt von Sachſen, geb. am 29. Mai 1369, war der älteſte Sohn des Landgrafen von Thüringen, Friedrich's des Strengen. Bei ſeines Vaters Tode (1381) hatte er eben ſein zwölftes Lebensjahr erreicht. Wie ſeine jüngern Brüder, Wilhelm II. und Georg, ſtand er eine Zeit lang unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Katharina von Henneberg [1]). Kurz vor Friedrich's des Strengen Tode hatten ſeine beiden ältern Söhne ihm eidlich geloben müſſen, ſich unbedingt dem mütterlichen Rathe und Willen zu unterwerfen [2]). Unverwerfliche Zeugniſſe ſprechen dafür, daß Katharina die von ihr übernommenen Pflichten bis zu ihrem Tode (den 15. Juli 1397) redlich erfüllt habe. In mehren Urkunden wird der Prinz Georg ſchon im J. 1381 als Mitregent genannt. Er war indeſſen erſt 1380 geboren und lag damals noch in der Wiege. Daß die drei Brüder ſich nicht völlig unbedingt in den mütterlichen Willen gefügt haben mögen, ſondern mitunter eigenmächtig handelten [3]), dafür liegt der augenſcheinlichſte Beweis in der Erbtheilung der meißniſch-thüringiſchen Lande. Sie fand zwiſchen den drei Brüdern und ihren väterlichen Oheimen Balthaſar und Wilhelm I. zu Chemnitz ſtatt und zwar ſchon im J. 1382 am 13. Nov. Friedrich erhielt mit ſeinen Brüdern, Wilhelm II. und Georg, das Oſterland nebſt einigen andern Ortſchaften, namentlich Burgau, Lobedaburg, Jena, Dornburg, Nebra, Orlamünde, Arnshaugh, Neuſtadt, Triptis, Auma, Ziegenrück, Berga, Windberg, Camburg, Bürgel, Eiſenberg, Naumburg, Weißenfels, Groitzſch, Pegau, Altenburg, Ehrenburg, Kühren, Kahla, Brandenſtein, Witzenburg, Leipzig und das Kloſter Saalfeld. Als gemeinſamer Antheil blieb den drei Brüdern die Stadt Freiberg mit ihren Bergwerken, der Münze, dem Zehnten und allen Renten und Nutzungen [4]). Über die ihnen zugefallenen Lande

1) ſ. Chronic. terrae Misnens. ad ann. 1387. pag. 333.
2) ſ. Horn's Leben Friedrich's des Streitbaren. S. 17. 651 fg.
3) ſ. a. a. O. S. 23 fg. 26. 4) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 18. S. 658 fg.

Digitized by Google

wurden die drei Prinzen im Oct. 1383 durch den römiſchen König Wenceslaus feierlich belehnt [5]. Einen Zuwachs erhielt ihr gemeinſames Beſitzthum durch das Schloß und die Stadt Saalfeld, welche ſie 1389 von den Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg käuflich an ſich brachten. Durch Kauf gelangten ſie auch 1393 zum Beſitze des Schloſſes Altenberg bei Jena [6]. Im J. 1396 löſten ſie das Schloß Leuchtenburg wieder ein, das an den Grafen Johann von Schwarzburg verpfändet geweſen war [7], und im J. 1400 kauften ſie von dem Hochſtift Naumburg die Schlöſſer Schmöllen, Ronneburg und Werda, die das genannte Hochſtift bisher zu Lehen gehabt hatte [8].

Friedrich der Streitbare trat in ein Zeitalter, welchem nur ſeltene Kraft und Beharrlichkeit die Spitze zu bieten vermochten; denn das Recht machte ſich nur auf der Seite des Stärkern geltend, und rohe Kräfte waren geſchäftig ſich an einander zu reiben, und was zwiſchen ihnen lag, zu zermalmen. Unter den Raufereien der Vaſallen, die ſich gegen ihre Lehensherren empörten, brannten Städte und Saaten nieder, und der ruhige Bürger ſah ſein Eigenthum der allgemeinen Verheerung preisgegeben. Gegen eine ſolche Ungebühr aufzutreten, wodurch ſich Friedrich durch ſeinen Charakter aufgefodert fühlte, war ein kühnes und gewagtes Unternehmen. Er mußte allen kämpfenden Parteien zugleich Feind ſein, wenn er den Geiſt der Zwietracht durch Gewalt unterdrücken wollte. Eine Gelegenheit, ſich als tapfern und entſchloſſenen Krieger zu bewähren, zeigte ſich ihm bald bei einer ſtreitigen Wahl im Stifte Merſeburg. Das dortige Domcapitel hatte die durch den Tod des Biſchofes Burkhard erledigte Würde dem bisherigen Dompropſt, dem Grafen Heinrich von Stolberg, im J. 1384 übertragen. Damit war aber der Papſt Urban VI. nicht zufrieden. Um ſich dem römiſchen König Wenceslaus zu empfehlen, drang er dem Stifte einen böhmiſchen Edelmann, Andreas von Duba, zum Biſchofe auf. An jenem Streite, der in eine offene Fehde auszuarten drohete, thätig Theil zu nehmen, hielt ſich Friedrich als Landes- und Schutzherr für berechtigt und verpflichtet. Ungewiß iſt jedoch, zu welcher Partei er ſich gehalten [9]. Seiner Kriegsluſt eröffnete ſich wenige Jahre nachher ein neues Feld. In dem Kriege der gegen die Gewalt der Fürſten ſich auflehnenden ſchwäbiſchen, rheiniſchen und fränkiſchen Städte war der Burggraf Friedrich von Nürnberg ſo hart bedrängt worden, daß er mit den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg ein Bündniß ſchließen mußte. Auch den Landgrafen Balthaſar von Thüringen und deſſen Bruder, den Markgrafen Wilhelm I., flehete er um Schutz an. Da geſchah es, daß beide ihren Vetter, Friedrich den Streitbaren, im J. 1388 abſandten, um mit 200 Lanzenträgern zu des Burggrafen Heere zu ſtoßen. Dieſem gelang es, mit Friedrich's des Streitbaren Hilfe nicht nur die Städte Windsheim und Rothenburg mit Sturm zu nehmen, ſondern auch die Nürnberger, die ſich wider ihn aufgelehnt, zu demüthigen [10]. Im J. 1401 nahm Friedrich der Streitbare thätigen Antheil an einem Zuge gegen die Burggrafen von Dohna, die durch ihre räuberiſchen Einfälle das Gebiet des Markgrafen Wilhelm I. von Meißen ſchon längere Zeit beunruhigt hatten. Die Burg Dohna, durch Friedrich den Streitbaren belagert, ward geſchleift, und die burggräfliche Feſte Königſtein zur Übergabe gezwungen, worauf ſich die Burggrafen von Dohna nach Schleſien und von da nach Preußen flüchteten [11].

Durch den Tod ſeines jüngſten Bruders Georg, der am 9. Dec. 1401 im 21. Jahre unverheirathet geſtorben, war deſſen Landesantheil Friedrich dem Streitbaren und ſeinem Bruder Wilhelm II. zugefallen. Da geſchah es, daß beide am 11. März 1403 mit ihren väterlichen Oheimen Balthaſar und Wilhelm I. ihre geſammten Beſitzungen wieder vereinigten. In einem beſondern Erbvertrage beſtimmten ſie, was bei einem unbeerbten Todesfalle die Überlebenden voraus haben, oder zu gleichen Theilen bekommen ſollten. Der Landgraf Balthaſar ſtarb am 19. Mai 1406, und im nächſten Jahre, am 10. Febr. 1407, auch ſein Bruder Wilhelm I. oder der Einäugige. Letzterer hatte keine Nachkommen hinterlaſſen, Balthaſar aber einen einzigen Sohn, Friedrich den Friedfertigen. Mit ihm geriethen Friedrich der Streitbare und Wilhelm II. wegen des Nachlaſſes ihres Oheims in einen heftigen Zwiſt, der jedoch von keiner Dauer war, und bereits am 13. März 1407 durch einen Präliminarvertrag beſeitigt ward. Nach den darin enthaltenen Beſtimmungen zerfiel die ganze Erbſchaft in zwei Theile, von welchen Friedrich der Streitbare und Wilhelm II. zuſammen den einen Theil der hinterlaſſenen Beſitzungen, Friedrich der Friedfertige aber den andern Theil erhielt. Was Friedrich der Streitbare nebſt ſeinem Bruder Wilhelm II. bekam, beſtand hauptſächlich in den Städten und Schlöſſern Torgau, Delitzſch, Zörbig, Gräfenhaynichen, Düben, Mühlberg, Grimma, Colditz, Borna, Geithen, Rochlitz, Mitweida, Chemnitz, Schellenberg, Sachſenberg, Brandis, Schnaditz, Tiefenſee, Löbenitz und Strehla. Bald aber erhob ſich ein neuer Streit durch die Anſprüche, welche Wilhelm's I. Schweſterſöhne, die Burggrafen Johann und Friedrich von Nürnberg, an ihres Oheims Erbſchaft geltend zu machen ſuchten, doch ſich endlich im Oct. 1415 durch eine Summe von 34,000 rheiniſchen Gulden befriedigen ließen [12]. Schon einige Jahre früher (1411) hatte ſich Friedrich mit ſeinem Bruder Wilhelm II. zu Leipzig am 31. Aug. unter gewiſſen Bedingungen über eine ſogenannte Örterung auf einige Jahre verglichen. Ungeachtet dieſer Übereinkunft, nach welcher Friedrich der Streitbare hauptſächlich das Markgrafthum Meißen mit

5) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 25. S. 661 fg. 6) Es wird von einigen Schriftſtellern mit dem Schloſſe oder dem Burggrafthume Altenburg verwechſelt: ſ. Heinrich's Handbuch der ſächſiſchen Geſchichte. I. Th. S. 347. 7) ſ. Horn a. a. O. S. 128. Adrian Beyer in dem Geograph. Jenens. p. 312. 8) ſ. *Jo. Tylich*, Chron. Misn. in *Schannat.* Vindem. literar. Collect. II. p. 89. 9) ſ. Horn a. a. O. S. 439 fg.

10) ſ. Hist. de Landgrav. Thur. C. 130. p. 1355. Chronic. Thuring. in *Schoettgenii* Diplomatar. T. I. p. 104. 11) ſ. *Tylich*, Chronic. Misn. in *Schannat.* Vindem. literar. Collect. II. p. 88. 12) ſ. Horn a. a. O. S. 817. 930 fg. Reinhard's Beiträge zur fränkiſchen Geſchichte. I. Th. S. 1 fg.

Digitized by Google

der Stadt Leipzig erhalten hatte [13]), dauerte der Zwiſt mit ſeinem Bruder, wenn auch mitunter durch Verträge geſchlichtet, noch eine geraume Zeit fort.

So unruhvoll und bewegt auch ſein Leben war, fand Friedrich mitten unter den Kriegsſtürmen doch noch Muße, Künſte und Wiſſenſchaften zu fördern. Schon im J. 1408 ſcheint ihn mit ſeinem Bruder Wilhelm II. der Gedanke beſchäftigt zu haben, in Leipzig eine Univerſität zu ſtiften. Die nachgeſuchte Beſtätigung, datirt aus Piſa, erhielten ſie von dem Papſt Alexander V. am 9. Sept. 1409. Manche Umſtände waren dem neuen Lehrinſtitut günſtig, beſonders die damaligen Gährungen und Unruhen auf der Hochſchule zu Prag. Nach dem Muſter der pariſer Univerſität waren dort die Lehrenden und Lernenden in vier ſogenannte Nationen getheilt: die böhmiſche, ſächſiſche, polniſche und fränkiſch-bairiſche. Jede dieſer Nationen hatte bisher bei akademiſchen Wahlen und Berathungen ein gleiches Stimmrecht gehabt. Da aber die Böhmen von den drei auswärtigen Nationen oft überſtimmt worden waren, ſo hatte Huß die Abänderung getroffen, daß künftig den Einheimiſchen drei Stimmen, den fremden Nationen aber nur eine vergönnt ſein ſollte [14]).

Durch dieſe Maßregel fühlten ſich die letztern ſo gekränkt, daß gegen 5000 Studenten, den Rector Johann Hoffmann an ihrer Spitze, Prag verließen [15]). Die meiſten wandten ſich nach Leipzig, und beſchleunigten dadurch die Ausführung des von Friedrich dem Streitbaren und ſeinem Bruder Wilhelm gefaßten Vorhabens, dort eine Hochſchule zu gründen. Am 2. Dec. ward die leipziger Univerſität in Gegenwart der beiden genannten Fürſten feierlich eingeweiht. Nach dem Muſter der prager Hochſchule war das neue Inſtitut auf vier Nationen, auf die meißniſche, ſächſiſche, bairiſche und polniſche, gegründet, und für Vorleſungen und Disputationen zwei Collegien, das ſogenannte große und kleine Fürſtencollegium, angewieſen worden [16]). Zum Rector der Univerſität wählte Friedrich den Profeſſor der Theologie Johann Otto von Münſterberg. Unter den Profeſſoren, die er für die neue Hochſchule berief, hatten die meiſten in Prag ſtudirt, und dort den Magiſter- oder Doctorgrad erhalten [17]). Zur Verbeſſerung der Gehalte einzelner Profeſſoren trug der Papſt Johann XXIII. bei. Ihm verdankt die leipziger Univerſität 1413 ſechs Kanonikate, zwei zu Meißen, zwei zu Naumburg und zwei zu Zeitz.

Das nächſte Jahr (1414) führte Friedrich den Streitbaren nach Koſtnitz. Er wohnte dem dortigen Concilium bei, zu welchem 1413 der römiſche König Sigismund die geſammte Chriſtenheit durch ein allgemeines Schreiben eingeladen hatte [18]). Ein anſehnliches Gefolge begleitete Friedrich den Streitbaren, der ſeine Geſandten, unter andern den Biſchof Nicolaus von Merſeburg, voraus nach Koſtnitz geſchickt hatte, auf der Reiſe dahin [19]). Drei Jahre ſpäter, am 13. April 1417, begab er ſich abermals nach Koſtnitz. Bei ſeinem dortigen Einzuge ſoll er alle andere Fürſten an Pracht übertroffen haben [20]). Er wollte ſich von König Sigismund belehnen laſſen. Aus dieſem Grunde zeigte er ſich zu Koſtnitz in ſo ungewöhnlichem Glanze. Da aber Friedrich außer den meißniſchen Landen auch über einige von ihm eroberte Städte in Böhmen belehnt ſein wollte, Sigismund ihm aber das Letztere abſchlug, ſo nahm er auch die Belehnung mit Meißen nicht an. Er ſoll Koſtnitz mit der unwilligen Äußerung verlaſſen haben: „was der König jetzt zu leihen ſich weigere, ſolle er wol bald im freien Felde thun" [21]). Wirklich erhielt Friedrich drei Jahre nachher, am 19. Juli 1420, ohne Schwierigkeit die verlangte Belehnung in dem Lager vor Prag, wo er mit andern teutſchen Fürſten den König Sigismund in dem Huſſitenkriege bei der Belagerung der genannten Stadt unterſtützte [22]).

Unter den teutſchen Reichsfürſten, denen Sigismund damals den weſentlichſten Beiſtand leiſtete, nahm Friedrich mit ſeinem Bruder Wilhelm den erſten Platz ein, wenn auch die Richtigkeit der Angabe zu bezweifeln iſt, daß ſie dem römiſchen Könige bei der Belagerung von Prag 30,000 Pferde zugeführt haben ſollen [23]). Jedenfalls aber mußte Friedrich auf einen Einfall der Huſſiten in Meißen gefaßt ſein. Um gegen die Gefahr, die ihm drohete, ſich gehörig zu rüſten, ſchloß er, nebſt ſeinem Bruder Wilhelm und ſeinem Vetter Friedrich dem Friedfertigen, am 21. Mai 1421 zu Würzburg ein Bündniß mit den Kurfürſten von Mainz, Trier, Cöln und der Pfalz. Dadurch wollte er nicht blos den befürchteten Einfällen der Huſſiten begegnen, ſondern auch der Verbreitung ihrer Lehre in den meißniſchen Landen Einhalt thun [24]). Zum Entſatze der von ihnen belagerten Stadt Brix, in welcher eine meißniſche Beſatzung lag, zog Friedrich der Streitbare 1421 abermals nach Böhmen, wo er am 5. Aug. des genannten Jahres bei Brix die Huſſiten mit einem Verluſte von 2000 Mann in die Flucht ſchlug, und den größten Theil ihres Geſchützes erbeutete. Außer Brix eroberte Friedrich noch die feſten Plätze Caden und Commotau [25]). Für den

13) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 157. S. 771 fg. 14) ſ. Pelzel's Lebensgeſchichte des Königs Wenceslaus. 2. Th. Urk.-B. Nr. 217. S. 225. 15) ſ. *Aen. Sylvii* Hist. Bohem. c. 35 in *Freheri* Script. rer. Bohem. p. 141. Pelzel a. a. O. S. 550 fg. 16) ſ. die Stiftungsurkunde der leipziger Univerſität bei Horn a. a. O. Urk. Nr. 139. S. 751 fg. 17) ſ. Pelzel a. a. O. S. 551 fg. 18) ſ. Horn a. a. O. S. 315 fg.

19) ſ. *Engelhusii* Chronic. apud *Leibnit.* Tom. II. p. 1139. 20) Johann Tylich bemerkt hierüber in dem Chron. Misn. in *Schannat.* Vindem. literar. Coll. II. p. 90: Adfuit et illustrissimus Princeps noster, Marchio *Fridericus*, cum tam solemni apparatu, quod sibi similis in divitiis, potentia, honoribus nunquam aliquis principum intervenit; ejus introitus Constantiam fuit feria tertia Pascae anno MCCCCXVII hoc ordine: primo antecedebant senatores cum falconibus et accipitris: post haec clenodia principis in caballo torneatico tecto panno optimo, deinde juvenes scutiferi, et in medio comitatus princeps solus, quem sequebantur XVIII comites, vasalli sui, barones et nobiles ad numerum quadringenti, armis pulcherrimis, magnis baltheis argenteis, *cum campanellis*, et ibant ordinate bini et bini, nullo extraneo intermedio. Vergl. *H. v. d. Hardt*, Act. Concil. Constant. T. IV. P. X. p. 1221. (Ulrich Reichenthal) Coſtnitzer Concilium ꝛc. (Frankfurt 1573.) S. 29. 21) ſ. *H. v. d. Hardt* l. c. p. 1221 et 1308. 22) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 246. S. 838. 23) ſ. *Eberh. Windeck*, Historia Sigismundi Imper. apud *Mencken.* T. I. p. 1130. 24) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 251. S. 846 fg. 25) ſ. *Theobaldi* Bellum Hussiticum. (Francof. 1621.) C. 49. p. 103.

Digitized by Google

Beiſtand, den er dem Könige Sigismund geleiſtet, verlangte Friedrich nebſt ſeinem Bruder Wilhelm und ſeinem Vetter Friedrich dem Friedfertigen, auf dem nach Regensburg ausgeſchriebenen Reichstage, der aber im Auguſt 1422 zu Nürnberg gehalten ward, die Summe von 90,000 rheiniſchen Gulden, wofür Sigismund ihm mehre Schlöſſer, Klöſter, Städte und Höfe verpfändete. Dazu gehörten namentlich Stolberg, Schöneck, Myla, Battendorf, Sparenberg, Mühlberg, Oſſeck und Landſchütz. Dagegen verbanden ſich die Markgrafen zu fortwährendem Beiſtande in dem böhmiſchen Kriege [26]).

Für die wichtigen Dienſte, die er dem Könige Sigismund geleiſtet, ward Friedrich der Streitbare bald nachher reichlicher belohnt, als er erwarten konnte. Durch das unbeerbte Abſterben des Kurfürſten von Sachſen Albert's III. aus dem askaniſchen (anhaltſchen) Hauſe war im November 1422 das Herzogthum Sachſen, ſammt der damit verbundenen Kurwürde, erledigt worden. Obſchon nun Friedrich der Streitbare mit jenem Hauſe durchaus nicht verwandt war, und auch ſonſt keinen Rechtsanſpruch geltend machen konnte, ward er durch König Sigismund's Begünſtigung, der ihm ſchon früher (1420) die Anwartſchaft auf das Herzogthum Sachſen und die Kurwürde ertheilt haben ſoll [27]), allen andern Prätendenten vorgezogen, unter denen beſonders der Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog Erich V. von Sachſen-Lauenburg ihre Anſprüche geltend machten. Mit jenem, der den ganzen Kurkreis beſetzt hatte, knüpfte Friedrich Unterhandlungen an. Sie führten zu einem in Wittenberg am 23. Febr. 1423 geſchloſſenen Vertrage, nach welchem der Kurfürſt nebſt ſeinem Sohne Johann an Friedrich den Streitbaren das Herzogthum Sachſen abtrat, und den darauf früher begründeten Anſprüchen entſagte [28]). Dagegen verpflichtete ſich Friedrich, den Kurfürſten für ſeine vermeintlichen Rechte durch die Summe von 10,000 Schock böhmiſcher Groſchen zu entſchädigen, die er auch in verſchiedenen Terminen entrichtet haben ſoll. Friedrich's Klugheit rieth ihm jedoch bei dem gleichwol noch immer zweifelhaften Ausgange der Sache, ſich wenigſtens, falls ihm die Kurwürde ſelbſt entgehen ſollte, ein wichtiges kurfürſtliches Vorrecht zu erwerben. Er vermochte den König Sigismund, ihm und ſeinen Nachfolgern das Privilegium de non evocando für ſeine geſammten Lande zu ertheilen [29]). Nach dieſem Privilegium durfte kein ſächſiſcher Unterthan vor einen auswärtigen weltlichen oder geiſtlichen Gerichtshof gefodert werden. Noch an demſelben Tage, wo Friedrich dies Vorrecht erhielt, ward ihm auch für ſich und ſeine Erben die Freiheit eingeräumt, mit rothem Wachs zu ſiegeln [30]). Förmlich aufgenommen in das Kurcollegium ward er auf einem Fürſtentage zu Bingen am 18. Jan. 1424. Im nächſten Jahre, am 1. Aug. 1425, begab er ſich nach Ofen, wo ihm Sigismund die feierliche Belehnung ertheilte, und ihn zugleich in allen zur Kur und dem Herzogthume Sachſen gehörigen Freiheiten und Gerechtſamen beſtätigte. Die Veranlaſſung zu einer erneuerten Beſtätigung gab ein untergeſchobener Lehenbrief, durch welchen der Herzog Erich V. von Sachſen-Lauenburg ſeine Anſprüche geltend zu machen ſuchte. Aus einer noch erhaltenen Urkunde lernt man die Umſtände kennen, auf welche König Sigismund vorzugsweiſe Rückſicht genommen zu haben ſcheint, als er Friedrich dem Streitbaren die ſächſiſche Kurwürde übertrug [31]).

Durch den Tod ſeines Bruders Wilhelm's II., der am 30. März 1425 unvermählt geſtorben, waren deſſen Lande Friedrich dem Streitbaren zugefallen. Dieſer trat im Juli des genannten Jahres dem Bündniſſe bei, welches der König Sigismund mit dem Herzoge Albert von Öſterreich geſchloſſen hatte, um den Verheerungen der Huſſiten Einhalt zu thun, die, nachdem ſie in Schleſien, Mähren und Öſterreich eingefallen waren, auch die benachbarten teutſchen Provinzen, Baiern, Meißen und die Lauſitz, nicht verſchonten. Friedrich war jedoch nicht glücklich in jenem Feldzuge. Bei der Feſtung Brir, zu deren Entſatz er herangerückt war, erlitt ſein Heer eine furchtbare Niederlage. Gegen 4000 Mann, unter denen ſich acht Grafen befanden, ſollen dort geblieben ſein [32]). Bitter beklagte ſich Friedrich in Nürnberg vor den dort verſammelten Fürſten, die er jedoch fruchtlos um Hilfe bat [33]). Er befand ſich noch auf dem Reichstage, den der König Sigismund im Mai 1426 nach Nürnberg ausgeſchrieben hatte, als ſich die Nachricht verbreitete, daß die Huſſiten den Meißnern Leypa, Teplitz, Bilin und andere böhmiſche Ortſchaften wieder entriſſen hätten, und bis nach Außig, wo eine meißniſche Beſatzung lag, vorgedrungen wären. Der Befehlshaber jener Feſtung ſandte nach Meißen und verlangte ſchleunigen Entſatz. Friedrich befand ſich noch auf dem Reichstage zu Nürnberg. In ſeiner Abweſenheit brachte ſeine Gemahlin Katharina durch ein Aufgebot gegen 20,000 Mann zuſammen. Dies Heer drang von Freiberg aus in Böhmen ein, ward aber am 15. Juni 1426 bei Außig, wo ſich die Huſſiten hinter einer Wagenburg verſchanzt hatten, nach einem hartnäckigen Kampfe, der von Tagesanbruch bis in die Nacht dauerte, in die Flucht geſchlagen und zerſtreut. Man beſchuldigt den

26) ſ. Horn a. a. O. S. 503 fg. Urk. Nr. 262. S. 859 fg. 27) ſ. Müller's Sächſiſche Annalen. S. 10. 28) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 270. S. 870 fg. 29) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 272. S. 872 fg. Vergl. Siegmann, über Geſchichte und Umfang des kurſächſiſchen Privilegiums wider die Appellationen an die Reichsgerichte. (Leipzig 1789.) S. 10 fg. 30) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 273. S. 874.

31) ſ. Horn a. a. O. Urk. Nr. 324. S. 920 fg. Dort heiſt es: „vnd namen für vns, dem vorgenanten Fridrichen Herzogen zu Sachſſen, der vns gegen den Kezern zcu Behaim allerbeſte geſeſſen was, vnd der vns auch vil nuze vnd koſtliche dinſte wider dieſelben kezer gethan hat, vnd dornach alzeit mit Jn in ſteten krieg geweſt iſt, als er das yez in dem negſten ſtreit, den er mit Jn gehabt hat, wol bewiſet hat, was die Criſtenheit wir und des Riche an Jm haben. Ouch betrachten wir nicht cleyn der Landſchafft von Sachſſen innige bete das der vorgenannte Herzcogk Friderich Sachſſenland am beſten gelegen iſt, und das demſelben Land vnd ſynen ynwonern nyemands das den ehr mochte rathen vnd helffen, vnd ſoliche Bewegung vnd auch das vns vnd dem Riche vnd der Criſtenheit des Hercogk Friderich fürbaß mit ſeyner macht wider die kezer dienen vnd helffen ſoll vnd mag, haben vns ganz darczu gebracht, das wir Jm das Hercogthumb ꝛc." 32) ſ. Windeck l. c. C. 143. p. 1188. 33) ſ. a. a. O.

Digitized by Google

meißniſchen Oberbefehlshaber Buſſo von Vitzthum, daß er durch ſeine unzeitige Flucht Schrecken und Verwirrung unter den meißniſchen Truppen verbreitet, und dadurch die Niederlage des Heeres veranlaßt habe [34]). Friedrich's Feinde aber waren ſehr geſchäftig, dieſen Unfall als eine Strafe Gottes zu bezeichnen, die ihn ſchwer, doch nicht unverſchuldet getroffen, weil er, durch den König Sigismund unterſtützt, ſeine rechtmäßigen Mitbewerber um das Herzogthum Sachſen und die Kurwürde gebracht habe.

Unter den bei Außig Gebliebenen befand ſich, außer einem großen Theile des meißniſchen Adels, auch der Burggraf von Meißen Heinrich II. aus dem Hauſe Hartenſtein. Da er keine Nachkommen hinterließ, ſo zog Friedrich die Ländereien ein, mit welchen die meißniſchen Burggrafen ehemals durch die Markgrafen von Meißen belehnt worden waren. Jene Verbindung hatte jedoch die Hartenſteiniſche Familie längſt aufgelöſt, und da ſie ſich unmittelbar unter des Kaiſers Schutz geſtellt, ſo betrachtete König Sigismund die Burggrafſchaft Meißen als ein Reichslehen, und vergab ſie an ſeinen Hofrichter Heinrich von Plauen, der, mit dem hartenſteiniſchen Hauſe verwandt, ſchon früher die Mitbelehnung über das Burggrafthum Meißen erhalten hatte. Auf dies Burggrafthum machte jedoch Friedrich der Streitbare mehrfache Anſprüche geltend, und verweigerte dem Könige Sigismund die Abtretung des Burggrafthums und der Grafſchaft Hartenſtein an Heinrich von Plauen. Die weitläufigen Streitigkeiten, in die er darüber mit dieſem Manne gerieth, wurden erſt unter ſeinem Sohne und Nachfolger, Friedrich dem Sanftmüthigen, beigelegt.

Das Jahr 1427 rief Friedrich den Streitbaren noch einmal auf den Kriegsſchauplatz. Die Niederlage ſeines Heeres bei Außig hatte einen ſolchen Schrecken durch ganz Teutſchland verbreitet, daß nicht nur der zu Nürnberg beſchloſſene Reichszug unterblieb, ſondern auch mehre entfernte Städte in Ober- und Niederſachſen ein Schutz- und Trutzbündniß ſchloſſen gegen die furchtbare, ſich immer mehr ausbreitende Macht der Huſſiten. Von einem Streifzuge durch ganz Teutſchland waren ſie bisher nur durch ihre innern Zwiſte abgehalten worden. Dieſe Uneinigkeit glaubten die teutſchen Fürſten und Reichsſtände benutzen zu müſſen. Zu Frankfurt beriethen ſie ſich im April 1427 über eine neue und furchtbare Kriegsrüſtung, die den Huſſiten gelten ſollte. Von verſchiedenen Seiten wollten ſie in Böhmen mit einem Heere eindringen. Das erſte ſollte aus den rheiniſchen, elſaſſiſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen und bairiſchen Truppen beſtehen, und unter den Oberbefehl des Kurfürſten Otto von Trier geſtellt werden. Aus ſeinen eignen Landen und den benachbarten Staaten ſollte Friedrich der Streitbare das zweite Heer zuſammenbringen. Die dritte Heeresabtheilung ſollten ſchleſiſche Krieger bilden, unter der Anführung des Kurfürſten von Brandenburg. Die zum vierten Heere erfoderlichen Truppen wollten die Herzoge Albert und Friedrich von Öſterreich gemeinſchaftlich mit dem Erzbiſchof von Salzburg zuſammenbringen. Nicht nur von dem Könige Sigismund, auch von dem Papſte ward dieſe Angelegenheit ſehr eifrig betrieben. Dieſer ſandte noch den Cardinal Heinrich von Wincheſter, den er zu ſeinem Legaten in Teutſchland ernannt hatte, nach Frankfurt ab [35]). Eine beſondere Verordnung beſtimmte genau, wie der Zug unternommen werden und was dabei von jedem Einzelnen beobachtet werden ſollte. In dieſer Verordnung, angeblich von Friedrich dem Streitbaren entworfen, heißt es unter andern: „Keine Frau, kein Spieler, noch irgend eine andere Büberei ſolle mitziehen, und jeder wenigſtens einmal in der Woche beichten und Meſſe halten. Wer freventlich ſchwören, fluchen und ſchelten werde, ſolle an den Pranger geſchloſſen und mit Ruthen gepeitſcht werden; wer aber wider den Andern ſein Schwert oder anderes Gewehr zucke, ſolle ohne Gnade die Hand, und wenn er ihn verwundet, den Kopf verlieren" u. ſ. w. [36]).

Im Juni 1427 waren die Reichsvölker in der Gegend von Nürnberg, wo ſie ſich verſammelt, von verſchiedenen Seiten nach Böhmen vorgerückt. Das ſächſiſche Heer, unter dem Oberbefehl Friedrich's des Streitbaren, belagerte Mies im pilſener Kreiſe [37]). Seine Krieger aber, von Schrecken und Furcht gelähmt, als das Heer der Huſſiten, von Prokop befehligt, im Felde erſchien, hoben, ohne den Angriff abzuwarten, die Belagerung auf, und ſuchten ihr Heil in der Flucht. Mit dem Unmuth eines von Feigen verlaſſenen Helden blickte Friedrich ihnen nach. Er ſah ein, daß er der furchtbaren Übermacht des Feindes mit den wenigen Kriegern, die ihm geblieben waren, nicht widerſtehen konnte. Überdies waren die übrigen teutſchen Heere in Unordnung gerathen, und überall herrſchte Muthloſigkeit. Ihm blieb daher Nichts übrig, als dem flüchtigen Reichsheere zu folgen und den Heimweg anzutreten. Gegen 10,000 Mann wurden von den ſie verfolgenden Böhmen getödtet, die zugleich vieles Kriegsgeräth erbeuteten. In der Uneinigkeit der teutſchen Fürſten lag offenbar der Hauptgrund, weshalb dies Unternehmen ſcheiterte. Aber auch die Saumſeligkeit König Sigismund's trug dazu bei. Vergebens erwartete man, daß er von einer andern Seite in Böhmen eindringen und das Reichsheer unterſtützen werde. Letzteres jedoch, in der Eile zuſammengebracht und wenig geübt in den Waffen, hätte ſich vielleicht überhaupt nicht halten können gegen die kriegserfahrenen, abgehärteten und dabei von Religions- und Freiheitswuth entflammten Böhmen. Merkwürdig iſt, daß nach ſo manchem ungünſtigen Erfolge die päpſtlichen Legaten dennoch nicht müde wurden, den teutſchen Fürſten einen neuen Kreuzzug gegen die Huſſiten zu predigen, und daß ebendieſe Fürſten ſich dadurch immer wieder zu neuen Berathungen veranlaßt fanden, ohne zu bedenken, daß die teutſchen Waffen den Huſſiten eben keine ſonderliche Achtung eingeflößt haben konnten. Die Verſammlungen löſten ſich jedoch, ohne zu einem feſten

34) ſ. Chronic. terrae Misnens. l. c. Fragment. Chronici Chemnicens. ad ann. 1426 apud *Mencken*. T. III. p. 157. Horn a. a. O. S. 528 fg.

35) ſ. *Theobaldi* Bellum Hussit. C. 59. p. 121. 36) ſ. *Windeck*, Historia Sigismundi Imperat. C. 149. p. 1192 seq. 37) ſ. *Balbinus* l. c. Lib. IV. C. 10. p. 469.

Digitized by Google

Entſchluſſe geführt zu haben, meiſtens bald wieder auf. Eine der letzten Berathungen hatte zu Heidelberg ſtattfinden ſollen. Das Reſultat derſelben erlebte Friedrich der Streitbare nicht mehr.

Bald nach der Rückkehr aus Böhmen befiel ihn eine gefährliche Krankheit. Als er ſein Ende herannahen ſah, richtete er an ſeine Söhne eine wohlgemeinte väterliche Ermahnung. „Laßt dies," ſprach er, „eure Sorge ſein, daß ihr das Vaterland bei Frieden erhaltet. Solches aber wird leicht geſchehen können, wenn ihr in der Furcht Gottes und in brüderlicher Liebe und Eintracht lebt, die Unterthanen treulich ſchützet, und ihr Beſtes befördert. Darum ermahne ich euch mit allem Ernſt, daß ihr bei dem jetzigen Glaubensſtreit frommer und gelehrter Leute Unterricht höret. Nehmt ja nicht zu Räthen an, die ehr- und geldgeizig ſind, und vom Regiment ſich bereichern wollen. Beſchweret nicht die Unterthanen mit neuen Bürden und Anlagen. Wollt ihr Einen zur Wohlfahrt fördern, ſo thut es ohne Unterdrückung des Andern. Mit dem Adel verfahrt ſo, daß ihr ihn geneigt und euch zu Willen habt. Keine Übelthat laßt ungerochen und ungeſtraft hingehen; wo aber Hoffnung zur Beſſerung iſt, da laßt Nachſicht und Verzeihung ſtattfinden. Verdient Jemand eure Ungnade, ſo bedenkt, daß man im Zorn Maß halten müſſe. Zu den Waffen greift nicht eher, als wenn es die höchſte Noth erfodert. Gegen eure Unterthanen erzeigt euch als Väter, und nicht als Wüthriche und Tyrannen, vor welchen die Natur ſelbſt einen Abſcheu hat. Denkt an den Markgrafen Friedrich mit der gebiſſenen Wange, euren Urahnen, der zwar gegen den Kaiſer gekriegt hat, aber blos um Land und Leute zu ſchirmen. Unſere Vorfahren hatten wenig Nutzen von den vielen Kriegen, die ſie führen mußten. Was für Schaden aber ein muthwilliges Kriegführen bringt, iſt aus des Landgrafen Albert Beiſpiel zu erſehen. Darum vermahne ich euch nochmals ernſtlich, daß ihr einträchtig ſeid, und einer dem andern nachgebe und verzeihe. Dies wird euch eine Mauer ſein wider jeden feindlichen Anfall, der nicht fern von euch iſt. Und du, mein Sohn Friedrich, verhalte Dich bei der Kurwürde ſo, wie du es von mir geſehen haſt, damit du dem Reiche lieb und werth ſeieſt. Du aber, mein Sohn Wilhelm, reſpectire dieſen deinen ältern Bruder; das wird dir zur Ehre und zum Beſten gereichen. Ach, liebe Söhne, nehmt dieſe meine väterliche Ermahnung wohl zu Herzen und ins Gedächtniß, und laßt euch ja durch Nichts trennen oder in Streit verwickeln. Dies werdet ihr mir jetzt in die Hand verſprechen" [38]).

Drei Tage nach dieſen Worten, am 4. Juni 1428, ſtarb Friedrich der Streitbare zu Altenburg im 59. Lebensjahre. Er ward in der von ihm geſtifteten Fürſtencapelle zu Meißen beerdigt. Das daſelbſt noch befindliche Monument ward ihm jedoch erſt in ſpätern Zeiten errichtet. Denn oft hatte ihn der Gedanke beunruhigt, daß die Huſſiten ſich an ihm rächen, und bei einem Einfalle in Meißen ſeine Gebeine ausgraben möchten, um allerhand Unfug damit zu treiben. Daher blieb Friedrich's Grabſtätte, ſeiner eignen Verordnung zufolge, verborgen, bis mit der völligen Beſeitigung der böhmiſchen Unruhen der günſtige Zeitpunkt eintrat, durch das errichtete prächtige Denkmal ſein Andenken zu ehren [39]). Von ſeiner Gemahlin Katharina, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Braunſchweig, hinterließ er außer ſeinem älteſten Sohne Friedrich II., der mit dem Beinamen der Sanftmüthige die Kur und das Herzogthum Sachſen in Beſitz nahm, noch drei Prinzen, Siegmund, Heinrich und Wilhelm III., und zwei Töchter.

Friedrich's des Streitbaren Muth und Kriegsluſt ſcheint größer geweſen zu ſein, als ſein eigentliches Feldherrntalent. Dennoch würde ſeine Unternehmungen ein günſtigerer Erfolg gekrönt haben, wenn nicht, wie ſchon früher erwähnt, der übrigen teutſchen Fürſten Unentſchloſſenheit und Wankelmuth oft Nachtheil und Verluſt über ihn verhängt hätte. Dieſem Schickſale konnte er um ſo weniger entgehen, da er immer der letzte auf dem Kampfplatze war. So brachte ſein kriegeriſcher Sinn ihm ſelbſt oft Ruhm, ſeinen Landen und Unterthanen aber meiſt Schaden. Durch den hartnäckigen Widerſtand, den er den Huſſiten bot, hatte er ihren unverſöhnlichen Haß auf ſich geladen, und ſo geſchah es, daß ihre Verheerungen noch ſein Land trafen, als er längſt im Grabe ruhte. Von dem neuen und geläuterten Glaubenslichte der Reformation, das, wenn auch noch getrübt, unter den Kämpfen der Huſſiten hervorbrach, ſcheint Friedrich keine Ahnung gehabt zu haben. Er theilte den Wahn ſeiner Zeit, was ihm zwar nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, doch auch auf keinen ausgezeichneten Kopf ſchließen läßt. Mit großem Ehrgeiz und einigem Muth und Unternehmungsgeiſte begabt, mußte er doch erſt das allmächtige Glück zu Hilfe rufen. Nur ſeine bedrängte Lage konnte den König Sigismund, bei der Lauheit der übrigen Fürſten, zu dem Entſchluſſe bringen, ſich Friedrich dem Streitbaren in die Arme zu werfen, und für die geleiſteten Dienſte ihm den Kurhut auf die Stirn zu drücken. Und ſo möchte ſich wol der Ausſpruch eines neuen Schriftſtellers [40]) bewähren, daß die Zeit für Friedrich den Streitbaren geſtritten, aber er nicht für ſie. (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH II., mit dem Beinamen der Sanftmüthige, älteſter Sohn Friedrich's des Streitbaren, geb. am 22. Aug. 1412, nahm nach ſeines Vaters Tode die Kur und das Herzogthum Sachſen in Beſitz, ungeachtet der Anſprüche, die der Herzog Erich von Lauenburg noch immer auf dieſe Lande machte. Dagegen regierte Friedrich in Meißen und den übrigen ihm zugefallenen Beſitzungen bis 1436 gemeinſam mit ſeinen Brüdern. Das Jahr zuvor, am 22. Juli 1435, war ſein dritter Bruder, der Herzog Heinrich, geſtorben. Zu Folge des Vertrags, den Friedrich um dieſe Zeit, am 4. Jan. 1436, mit ſeinen beiden andern Brüdern, Siegmund und Wilhelm III., geſchloſſen, erhielt er zu ſeinem Antheil Meißen, Großen-

38) ſ. Horn a. a. O. S. 579 fg.

39) ſ. Horn a. a. O. S. 583 fg. Urſinus, Beſchreibung der Domkirche zu Meißen. S. 20 fg. Adelung's Directorium. S. 198. 40) Hermann Meynert in ſeiner Geſchichte des ſächſiſchen Volkes. S. 100.

Digitized by Google

hain, Torgau, Dommitzſch, Schilda, Oſchatz, Lommatzſch, Dresden, Pirna, Leißnig, Döbeln, Mitweyda, Radeberg, Wolframsdorf, Dippoldswalde, Dohna, Königſtein, Lauenſtein, Tharand, Wehlen, Werdenhain, Fürſtenwalde, Gottleube, Ortrand, Skaſſau und Mühlberg. An Freiberg und den dortigen Bergwerken hatte Friedrich mit ſeinen Brüdern gleichen Antheil[1]). Noch in dem genannten Jahre (1436) ließ Friedrich's zweiter Bruder, Herzog Siegmund, der ſchon ſeit längerer Zeit entſchloſſen war, in den geiſtlichen Stand zu treten, durch den Biſchof Johann von Merſeburg ſich die Prieſterweihe ertheilen. Durch dieſen Schritt verzichtete er gewiſſermaßen auf ſein Erbe. Mit ſeinem Bruder Wilhelm verabredete daher Friedrich bei einer Zuſammenkunft in Jena am 25. Febr. 1437 eine neue Ländertheilung, die jedoch erſt 1440, nach ihres Vetters, des Landgrafen von Thüringen Friedrich's des Friedfertigen, Tode, der ohne Erben geſtorben, zu Stande kam[2]). Nicht Frömmigkeit, ſondern die heftige Neigung zu einer adeligen Nonne[3]) in dem Kloſter Mildenfurt bei Weida, hatte in Siegmund den Entſchluß erzeugt, in den geiſtlichen Stand zu treten. Friedrich aber und ſein Bruder Wilhelm misbilligten jenen verbotenen Umgang, ließen ihn in Freiburg verhaften und bewogen ihn durch eine ihm verſchaffte Domherrnſtelle in Würzburg, auf ſeinen Landesantheil zu verzichten. Als Biſchof von Würzburg gerieth er am 23. Jan. 1440 mit dem dortigen Domcapitel wegen ſeines regelloſen Lebenswandels in allerlei Händel. Seiner Würde für verluſtig erklärt[4]), kehrte er aus dem Kloſter in das Weltleben zurück. Da verlangte er von ſeinen Brüdern ſein väterliches Erbtheil wieder, und entwarf, als ſie es ihm verweigerten, manche gefährliche Anſchläge. Er büßte ſie mit einer Verhaftung auf dem Schloſſe Scharfenſtein. Späterhin ward er nach Rochlitz in Gewahrſam gebracht, wo er zu Ende des Jahres 1463 ſtarb und in der dortigen Domkirche beerdigt ward.

Dem Beinamen des Sanftmüthigen, den ihm ſein Zeitalter gab, entſprach Friedrich in mehrfacher Weiſe, unter andern, als er die noch bei Lebzeiten ſeines Vaters entſtandenen Streitigkeiten wegen des Burggrafthums Meißen durch einen friedlichen Vergleich zu ſchlichten ſuchte. Am 7. Sept. 1428 trat er zu Arnshaugh bei einer Zuſammenkunft mit dem Burggrafen Heinrich von Plauen demſelben das Burggrafthum Meißen mit allem, was dazu gehört hatte, feierlich ab, wobei er ſich blos den Burggrafenthurm auf dem Schloſſe zu Meißen vorbehielt. Auch erhielt Heinrich von ihm das Verſprechen, mit dem Schloſſe und Amte Frauenſtein belehnt zu werden. Außerdem zahlte ihm Friedrich noch eine Summe von 14,736 rhein. Gulden[5]). Heinrich's Sohn aber erneuerte nach ſeines Vaters Tode (1429) den beigelegten Streit, der ſeitdem noch mehre Jahre dauerte und erſt durch den römiſchen König Albert II. beendigt ward. Nach dem ſogenannten Machtſpruche vom Jahre 1439 ſollte der Burggraf Heinrich II. das Burggrafthum Meißen an Friedrich abtreten, dieſer aber dafür die Summe von 16,000 rhein. Gulden entrichten. Nur der burggräfliche Titel und das burggräfliche Wappen ſollte Heinrich II. für ſich und ſeine männlichen Nachkommen behalten, und dieſe auch ferner zu den Reichsſtänden gezählt werden[6]).

Noth und Elend brachten über Friedrich's Lande um dieſe Zeit die wiederholten Einfälle der Huſſiten. Im J. 1429 waren ſie unter ihrem Anführer Prokop in Meißen eingedrungen. Sie überwältigten und zerſtörten Altdresden, rückten bis nach Scharfenberg vor, verſchütteten die dortigen Bergwerke, äſcherten Strehla, Belgern und die Vorſtadt Torgau ein, und dehnten ihre Streifzüge bis in die Gegend von Magdeburg aus. Von da durchzogen ſie verheerend die Kurmark und die Lauſitz. Mit reicher Beute kehrten ſie hierauf nach Böhmen zurück[7]). Kaum hatten ſich die Bewohner der verwüſteten Lande von ihrem Schrecken und Jammer erholt, als die Huſſiten abermals in Meißen einfielen. Brand und Raub bezeichneten ihren Weg bis ins Oſterland. Getheilt in verſchiedene Haufen, zuſammen gegen 70,000 Mann, durchſtreiften ſie Sachſen nach allen Richtungen. Colditz, Mügeln, Döbeln, Oſchatz und andere Ortſchaften wurden von ihnen in Brand geſteckt. Mit beiſpielloſer Grauſamkeit wütheten ſie beſonders in Altenburg. Die ſchöne Stadt ward in einen Steinhaufen verwandelt. Aus dem Voigtlande, wo ſie Reichenbach, Ölsnitz, Plauen u. a. Städte eingeäſchert hatten, wandten ſie ſich nach Franken und Niederbaiern. Kaum hatte Teutſchland von den frühern Raubzügen der Hunnen ſoviel gelitten, als jetzt von den Böhmen. Über 100 Städte und Schlöſſer und gegen 1400 Dörfer ſollen ſie auf ihrem Zuge verheert haben, und ihre Beute ſoll ſo groß geweſen ſein, daß 3000 Wagen, von denen einige mit 12 bis 14 Pferden beſpannt waren, nicht hinreichten, ihren Raub fortzuſchaffen[8]).

Am furchtbarſten hatten die Huſſiten in Friedrich's Landen, namentlich in Meißen, gehauſt. Unter ſolchen Bedrängniſſen ſuchte er Rath und Hilfe bei den teutſchen Fürſten, die ſich zu gemeinſamer Berathung auf dem Reichstage zu Nürnberg am 9. Febr. 1431 verſammelt hatten. Der Cardinal Julian als päpſtlicher Legat predigte dort einen förmlichen Kreuzzug gegen die Huſſiten. Das Heer der Reichstruppen, das nach Böhmen vordringen ſollte, war jedenfalls ſehr ſtark, mochte es nun aus 80,000 oder gar 130,000 Mann beſtanden haben. Die Zahl der dabei befindlichen Reiter allein wird über 40,000 Mann angegeben[9]). Den Oberbefehl über dieſe furchtbare Heeresmacht übernahm der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg.

1) ſ. Lünig's Reichsarchiv. Part. spec. Contin. II. Abth. IV. Abſchn. II. S. 211 fg. Müller's Sächſiſche Annalen. S. 18 fg. 2) ſ. Lünig a. a. O. S. 214 fg. Müller a. a. O. S. 20. 3) Aus dem Hauſe der Herren von Lehma. 4) Vergl. J. P. v. Ludwig, Geſchichtſchreibung von dem Biſchofthume Würzburg. S. 770 fg. 773 fg. 796 fg. 5) ſ. *C. G. Schwartzii* Mantissa diplomatum ad hist. Comitum Leisnicens. No. 50 bei Mencken in den Script. T. III. p. 1057 seq. Kreyſig's Beiträge. 2. Th. S. 456 fg.

6) Vergl. die von Lünig in ſeinem Reichsarchiv. Part. spec. Cont. II. Abth. IV. Abſchn. 18. Nr. 157. S. 235 fg. mitgetheilte Urkunde. 7) ſ. *Theobaldi* Bellum Hussitic. (Francof. 1621.) Cap. 69. p. 136. 8) ſ. *Windeck*, Hist. Sigism. Imperat. ap. *Mencken*. Cap. 168. p. 1219. 9) ſ. *Theobald.* l. c. Cap. 76. p. 146. *Aen. Sylv.* Cap. 48. p. 156.

Digitized by Google

Mit dem Kurfürſten von Cöln, den Herzogen Albert und Chriſtoph von Baiern und verſchiedenen andern teutſchen Fürſten nahm auch Friedrich der Sanftmüthige an jenem Feldzuge Theil. Von dieſer Heeresmaſſe, die im Aug. 1431 nach Böhmen aufbrach, erwartete man Nichts weniger als die gänzliche Vertilgung der Huſſiten, fand ſich jedoch darin getäuſcht, indem die teutſchen Reichsvölker, Anfangs vor Tachow, ſpäterhin vor Tauß im klattauer Kreiſe gelagert, ſich nicht viel beſſer hielten, als früher bei Mies. Kaum verbreitete ſich die Nachricht von dem Anzuge der Huſſiten, als die Baiern noch in der Nacht aufbrachen und mit Zurücklaſſung alles Gepäcks ihrer Heimath zueilten. Dies Beiſpiel ward auch für die andern teutſchen Heerſchaaren das Signal zur allgemeinen Flucht [10]). Von den ihnen nacheilenden Böhmen verfolgt, büßten ſie gegen 11,000 Mann ein. Ein altes Zeitbuch ſagt darüber: „So geſchah denn großer Schade, denn da blieben mehr denn 8000 Wagen, mit Büchſen und Pfeilen und Pulver und Spießen, und viel frommer armer Leute, und kamen die andern ſchämlichen heim" [11]).

Den teutſchen Reichsfürſten hatte ſich durch dieſe Niederlage die Überzeugung aufgedrängt, daß durch einen gütlichen Vergleich allein noch etwas gegen die Huſſiten ausgerichtet werden könnte. Dieſe Hoffnung aber ſcheiterte an dem Mistrauen der Böhmen, die der an ſie ergangenen Einladung am 23. Juli 1431 auf dem Concilium zu Baſel zu erſcheinen, nicht folgten [12]). Sie unternahmen vielmehr bald darauf (1432) einen neuen Streifzug durch die meißniſchen Lande. Friedrich rückte ihnen entgegen, erlag aber ihrer Übermacht. Sein Heer erlitt eine furchtbare Niederlage. Er mußte ſehen, wie die ſiegreichen Böhmen die Umgegend von Leipzig allen Greueln der Verwüſtung preisgaben und wie von ihnen die Stadt Taucha in Brand geſteckt ward [13]). Auf dem Concilium zu Baſel, wo die Bevollmächtigten der Huſſiten, gegen ihren frühern Entſchluß doch noch im Jan. 1433 erſchienen waren, ſahen die teutſchen Reichsfürſten nach längern Unterhandlungen endlich ein, daß es wol am gerathenſten ſein möchte, den Huſſiten eine freiere Ausübung ihrer angeblichen „Ketzerei" und namentlich die Communion unter beiden Geſtalten zu verwilligen. Beide, der frommgläubige Kaiſer und die wilden Huſſiten zeigten ſich nachgiebiger in ihren Foderungen, und ſo geſchah es, daß in Folge eines zu Iglau am 5. Juli 1436 geſchloſſenen Vertrags die Böhmen, aus Dankbarkeit für die von Sigismund ihnen geſtattete Religionsfreiheit, ſich nicht länger weigerten, ihn als ihren rechtmäßigen König anzuerkennen [14]).

Wenige Fürſten hatten von der Verheerungswuth der Huſſiten mehr gelitten als Friedrich der Sanftmüthige. Um ſo bereitwilliger ergriff er einige Jahre ſpäter die ſich ihm darbietende Gelegenheit, das Vergeltungsrecht zu üben. Als nach Sigismund's Tode (1437) in Böhmen ſich zwei Parteien gebildet hatten, von denen die eine Sigismund's Eidam, den Herzog Albert II. von Öſterreich, die andere aber den polniſchen Prinzen Kaſimir zum römiſchen Könige gewählt hatte, unterſtützte Friedrich Albert's Anſprüche. Er erſchien in Böhmen an der Spitze von 5000 Mann, mit welchen Albert, unterſtützt durch den Herzog von Baiern und den Markgrafen von Brandenburg, die böhmiſche Stadt Tabor einſchloß, und die darin befindlichen Polen durch Hunger zum Rückzuge in ihre Heimath nöthigte. Einen glänzenden Sieg erfocht Friedrich, als er in ſein Land zurückkehrte, am 23. Sept. 1438 über eine Heeresabtheilung der Huſſiten bei dem zwiſchen Brix und Bilin gelegenen Dorfe Zelenicze. Gegen 2000 Böhmen ſollen auf der Wahlſtatt geblieben und 1500 gefangen worden ſein. Mehren ſeiner Edelleute, die ſich beſonders hervorgethan in jenem blutigen Treffen, ertheilte Friedrich den Ritterſchlag. Siebenzig ſoll er auf dieſe Weiſe für ihre Tapferkeit belohnt haben [15]).

Vermehrt ſah Friedrich ſein Beſitzthum, als ihm und ſeinem Bruder Wilhelm III. durch den Tod ihres Vetters, des Landgrafen von Thüringen, Friedrich's des Friedfertigen, der 1440 kinderlos geſtorben war, deſſen Lande anheimfielen. Die geſammte Macht des meißniſch-thüringiſchen Hauſes war nun wieder unter zwei Fürſten vereinigt. Dieſe Einheit hatte jedoch ſo wenig Beſtand, daß ſie ſich bereits nach einigen Jahren durch eine von den beiden Brüdern am 10. Sept. 1445 zu Altenburg unternommene Erbtheilung wieder auflöſte. Friedrich erhielt die Markgrafſchaft Meißen und einen Theil des Oſterlandes, Wilhelm aber Thüringen, nebſt dem übrigen Oſterlande und den Städten und Ämtern in Franken. Zu Friedrich's Antheil gehörten namentlich die Städte und Schlöſſer Meißen, Dresden, Großenhain, Pirna, Chemnitz, Torgau, Delitzſch, Zörbig, Düben, Hainichen, Oſchatz, Eilenburg, Grimma, Leißnig, Döbeln, Colditz, Rochlitz, Nauenhof, Mitweyda, Schellenberg, Geithain, Fürſtenwalde, Ortrand, Skaſſau, Radeberg, Dohna, Dippoldiswalde, Tharand, Hainſtein, Königſtein, Frauenſtein, Scharfenſtein, Brix, Rieſenburg, Durau, Waldenburg, Leipzig, Pegau, Groitzſch, Borna, Naumburg mit Freiburg und Mücheln, Zwickau, Stahlburg, Mylau, Schmöllen, Ronneburg, Schönfeld, Werda, Crimmitzſchau, Voigtsberg, Ölsnitz und Adorf. An der Stadt Freiberg, mit allen ihren Bergwerken, der Münze und dem Zehnten, hatte Friedrich mit ſeinem Bruder Wilhelm einen gleichen Antheil [16]).

Dieſer Vergleich, der zu ihrem eignen und ihres Volkes Wohl dienen ſollte, ward die Quelle vielfacher Irrungen, die endlich durch Verhetzung böſer Rathgeber einen offenen Krieg veranlaßten. Friedrich ſcheint geglaubt zu haben, er ſei bei jener Theilung zu kurz gekommen. Wilhelm dagegen fühlte ſich beſonders verletzt durch das Vorenthalten einiger Leibgedingbriefe [17]). Noch andere Urſachen, die nicht bekannt geworden, mögen die Spannung

10) ſ. *Theobald.* l. c. 11) ſ. *Windeck* l. c. Cap. 179. p. 1239. 12) Das erwähnte Concilium war von dem Papſte Eugen IV. zuſammenberufen worden. 13) ſ. *Theobald.* l. c. Cap. 78. p. 149. *D. Peiferi* Orig. Lips. (Lipsiae 1725.) p. 453 seq. 14) *Windeck* l. c. Cap. 206. p. 1260 seq. *Theobald.* l. c. Cap. 83. p. 159 seq.

15) ſ. Pelzel's Geſchichte von Böhmen. 1. Th. S. 423 fg. Weck's Beſchreibung von Dresden. S. 120 fg. 16) ſ. Lünig's Reichsarchiv. Part. spec. Cont. II. Abth. IV. Abſchn. 2. Nr. 32. S. 222 fg. Müller's Sächſiſche Annalen. S. 23 fg. 17) ſ. Müller a. a. O.

Digitized by Google

zwiſchen beiden Brüdern erzeugt und genährt haben. Zu fürchten war der Ausbruch offener Feindſeligkeiten. Einige benachbarte Fürſten riethen zu einem Vergleiche. Auf einem Convente zu Halle, am 9. Dec. 1445, thaten drei erwählte Schiedsrichter, der Erzbiſchof Friedrich von Magdeburg, der Kurfürſt Friedrich II. von Brandenburg und der Landgraf Ludwig von Heſſen den Ausſpruch, daß der Herzog Wilhelm, um ſich mit ſeinem Bruder zu vergleichen, ihm Altenburg und Burgau abtreten, und dagegen von ihm Freiburg erhalten ſollte. Über den Beſitz von Weyda ſollte das Loos entſcheiden; wen es träfe, der ſollte dem Andern 12,000 rhein. Gulden zahlen. Statt die Brüder zu verſöhnen, diente indeſſen dieſer Vertrag, bekannt unter dem Namen des halle'ſchen Machtſpruches, nur zur Erneuerung der gegenſeitigen Feindſeligkeiten. Genährt ward die Spannung durch die Einflüſterungen ihrer Räthe. Einer von dieſen, der bekannte Apel von Vitzthum, ſoll mit mehren thüringiſchen Grafen und Herren in einer geheimen Verbindung geſtanden haben, deren Zweck unter Mitwirkung des Erzbiſchofes Friedrich von Magdeburg kein anderer war, als Friedrich dem Sanftmüthigen die Erbfolge in ſeines Bruders Landen zu entziehen. Dieſen Anſchlag, nach welchem Wilhelm's Beſitzungen einem Fremden, dem Könige von Böhmen, anheimfallen ſollten [18]), entdeckte Friedrich noch zu rechter Zeit, ohne jedoch ſeinen Bruder zur Verabſchiedung Apel's und anderer ebenſo feindſelig geſinnter Räthe bewegen zu können. Entrüſtet über dieſen Starrſinn brach Friedrich mit einem ſtarken Heere nach Roßla auf, um den ihm verhaßten Apel in ſeinem dortigen Schloſſe zu belagern. Von der Erſtürmung der Feſte ward er jedoch durch den Markgrafen Albert von Brandenburg abgehalten, der ihn zur Rückkehr in ſeine Heimath bewog. Von ſeinen Landſtänden, die er nach Leipzig zuſammenberufen, erwartete er Hilfe gegen ſeinen Bruder, der auf die Nachricht von Friedrich's Kriegsanſtalten ſich aus Jena, wo er ſeine Vermählung mit Anna, einer Tochter des römiſchen Königs Albert's II. feierte, ſofort nach Weißenfels begab, um in dieſer Grenzſtadt die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Nochmals ſuchte Friedrich ſeinen Bruder zur Entfernung Apel's und einiger anderer böſen Räthe zu bewegen, Wilhelm aber erklärte, daß er eher ſein Land verlaſſen werde. Er dachte nicht mehr daran, wie ſein Vater Friedrich der Streitbare auf ſeinem Sterbelager ihn und ſeinen Bruder zum Frieden und zur Eintracht ermahnt hatte. Leichtſinnig verſcherzte er die Ruhe und das Glück ſeines Volkes und ſeines eignen Hauſes Ehre durch den unnatürlichen Bruderkrieg, der gleich verderblich für den Sieger und Beſiegten, den einen wie den andern durch das erwachende Gefühl ſchmerzlicher Reue hart ſtrafen mußte. Den Herzog Wilhelm ereilte bald dies Gefühl. Daß ſeine Sache keine gerechte ſei, mußte er ſich ſagen, als mehre ſeiner Vaſallen ihn verließen und ſeines Bruders Partei ergriffen. Auf Friedrich's Seite traten auch die Bürger der Stadt Erfurt. Dort ſchloſſen die Grafen von Stolberg, Beichlingen, Mansfeld nebſt vielen Andern mit Friedrich ein Schutz- und Trutzbündniß, dem auch der Erzbiſchof von Magdeburg und die Biſchöfe von Merſeburg und Naumburg beitraten.

Die Beſitzungen Apel's von Vitzthum, der längſt allen verhaßt und ſeiner großen Gewalt wegen beneidet war, traf zuerſt der Verbündeten Zorn, als ſie ſich im Frühjahre 1447 zum offenen Kampfe rüſteten. Friedrich eroberte Apel's Schloß Lichtenwalde und verlieh es dem Ritter Hermann von Harras für die ihm entriſſene Burg Aßmannſtädt. So gereichte der Zwiſt, den Apel zwiſchen den beiden Brüdern erregt, ihm zum eignen Schaden. Aber auch dem ganzen Lande drohete Verderben von jener unſeligen Fehde. Schonungslos verheerte Friedrich ſeines Bruders Beſitzungen, beſonders in der Umgegend von Camburg und Roßla. Viele Mühe, die entzweiten Fürſten mit einander zu verſöhnen, gaben ſich der Landgraf Ludwig von Heſſen und die Markgrafen Hans und Albrecht von Brandenburg. Zu den genannten Fürſten, die ſich in der St. Georgenkirche in Naumburg verſammelt hatten, geſellten ſich noch mehre geiſtliche und weltliche Herren. Alles, was ſie erreichen konnten, war der Abſchluß eines einſtweiligen Waffenſtillſtandes. Die aufs Neue in Naumburg verſuchten Friedensunterhandlungen zerſchlugen ſich wieder, nachdem ſie vierzehn Tage gedauert. Von Friedrich's Seite war die Erbitterung noch geſteigert worden, als er erfuhr, daß ſein Bruder ſich durch Apel hatte bereden laſſen, ihm für die Summe von 42,000 Gulden und gegen Abtretung einiger Vitzthum'ſchen Schlöſſer alle ſeine Beſitzungen in Franken, mit Ausnahme der adeligen Lehen, käuflich zu überlaſſen. Die vorhin erwähnten fürſtlichen Vermittler, namentlich der Landgraf von Heſſen, gaben ſich auf einer Zuſammenkunft in Mühlhauſen abermals viele Mühe, die erhitzten Gemüther zu beruhigen. Dauer und Feſtigkeit konnten aber ſelbſt Brief und Siegel einer Verſöhnung nicht geben, die nur durch Anderer Zureden bewirkt und nicht aus der Brüder eignem Herzen hervorgegangen war. Ihr beiderſeitiger Antheil an einer auswärtigen Fehde trug vielmehr dazu bei, die kaum gelöſchte Flamme der Zwietracht aufs Neue zu entzünden. Einen frühern Erbvertrag mit der blankenburger Linie ſeines Stammes verletzte der Graf Günther XXII. von Schwarzburg, als er, kinderlos, ſeine Güter ſeinen Schwiegerſöhnen Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera zuwenden wollte. Veranlaßt ward dadurch der ſogenannte ſchwarzburgiſche Hauskrieg. Bei dieſer Gelegenheit erneuerten ſich aber die Feindſeligkeiten der Brüder, als Friedrich des Grafen Günther Partei ergriff, und ihn mit Mannſchaft und Kriegsgeräth unterſtützte, während Wilhelm mit gewaffneter Hand die Rechte des Grafen Heinrich von Arnſtadt vertheidigte. Fruchtlos bemühten ſich mehre teutſche Reichsfürſten, den kaum geſtifteten Frieden unter den Brüdern zu erhalten. Es kam zwiſchen ihnen zum offenen Kampfe, als Günther von Schwarzburg ſeinem Verbündeten, Friedrich dem Sanftmüthigen, die Stammfeſte Schwarzburg nebſt dem Städtchen Königsſee und mehren Dörfern und Gütern verkaufte. Friedrich's Feldhauptmann, Heinrich von Gera, nahm ſofort

18) ſ. Müller's Reichstheater unter Friedrich III. 1. Th. S. 545 fg. v. Schultes, Hiſtor. Schriften und Sammlung ungedruckter Urkunden. (Hildburghauſen 1801.) 2. Abth. S. 243.

Digitized by Google

die Schwarzburg in Beſitz, und übertrug die Vertheidigung des Schloſſes dem Burggrafen Hermann von Kirchberg. Indeſſen fiel der Graf Heinrich von Arnſtadt, der durch jenen Handel ſeine Hoffnungen auf ſeines Vetters, des Grafen Günther, Erbſchaft vereitelt ſah, am 1. Mai 1448 in das ſchwarzburgiſche Gebiet ein. Unterſtützt ward er dabei durch den Herzog Wilhelm, der die nunmehrigen Beſitzungen ſeines Bruders ſchonungslos verheerte. Nicht mehr durch die von ſeinem Bruder herbeigerufenen Huſſiten abgehalten, die ſein Land bisher beunruhigt hatten, rüſtete ſich Friedrich, ſeiner Feinde Trotz zu brechen und ſeine Anſprüche auf Schwarzburg geltend zu machen. Am 23. des Brachmonds 1450 brach er mit einem anſehnlichen Heere auf aus ſeinem Lager bei Kloſter Pforta. Von Wickerſtädt, wo er ſeine Krieger verſammelt hatte, zog er längs den Ufern der Ilm hinauf. Meldingen, Magdala, Dobritſch, Cottendorf und andere Ortſchaften wurden durch ſeine Truppen verheert. Mit 18,000 Mann näherte ſich Friedrich der Stadt Ilm, wo der Graf Heinrich von Arnſtadt ſich befand, und ſelbſt die Vertheidigung der Stadt ordnete. Der Kurfürſt ließ kein Mittel unverſucht, die feſten Mauern zu ſtürmen. Gleich am erſten Abend ſeiner Ankunft warf er Feuer in die Stadt, und glaubte durch dies Schreckmittel ſchon gewonnen Spiel zu haben. Mit ihrem Arm aber unterdrückten die Belagerten die Flammen, die ihre Habe zu verſchlingen droheten. Überwunden von der Standhaftigkeit und dem Muthe ſeiner Gegner, die ſeine wiederholten Angriffe vereitelten, gab Friedrich die Belagerung nach 21 Tagen wieder auf. Brand und Verheerung waren ihm vorangegangen, als er ſich der Stadt Ilm näherte; Brand und Verheerung verkündeten ſeinen Abzug. Vor der Wuth ſeiner Krieger ſchützte weder Alter noch Geſchlecht. Als Friedrich die Stadt Ilm verlaſſen, traf ſeine Rache das ganze Gebiet der Grafen von Gleichen. Verheert und niedergebrannt wurden die Dörfer Wechmar, Ingersleben, Schwabhauſen, Ohrdruf und Günthersleben, die zur Wachſenburg gehörigen Ortſchaften und viele andere Dörfer und Flecken. In ähnlicher Weiſe, um an ſeines Bruders Unterthanen das Vergeltungsrecht zu üben, hauſte Herzog Wilhelm in der Gegend von Naumburg, Zeitz und Altenburg. Die Stadt Gera, die er früher auf der entſchloſſenen Lutrad, der Mutter Heinrich's, Bitte verſchont, ward von ihm mit Hilfe der Huſſiten erſtürmt und allen Greueln der Verheerung preisgegeben. An den Ufern der Elſter, wo er ſich gelagert hatte, ſtand er Friedrich's Heere drohend gegenüber. Aber der Himmel wollte nicht, daß Bruderblut fließen ſollte. Durch einen zufälligen Umſtand ward das entſcheidende Treffen verhindert. Ein Feldhauptmann Friedrich's ſoll ſich zu ihm mit den Worten gewandt haben: „Heute könntet ihr wol Herzog zu Sachſen, Landgraf zu Thüringen und Markgraf von Meißen ſein, denn von eurem Willen hängt es ab, euren Bruder zu ſchlagen und alle ſeine Lande zu bekommen.“ Als nun Friedrich fragte, wie das gemeint ſei, entgegnete jener kaltblütig: „es ſei eben die rechte Zeit; er brauche nur ſeine Donnerbüchſe auf des Herzogs Zelt zu richten, um ſo mit einem einzigen Schuſſe den unſeligen Krieg zu beenden.“ Da ſprach Friedrich: „Schieße wohin du willſt, nur triff meinen Bruder nicht!“ Als Wilhelm dieſe Worte, die von Munde zu Munde gingen, vernahm, fühlte er ſich beſiegt durch den Edelmuth ſeines Bruders, der ihm an Macht weit überlegen war. Auf freiem Felde, im Angeſicht ihrer Heere, ſanken ſie nach kurzer Unterredung verſöhnt einander in die Arme. Dem Waffenſtillſtande folgte ein förmlicher Friedensſchluß, den der Landgraf von Heſſen am 27. Jan. 1451 zu Naumburg vermittelte. Durch einen Vergleich beſeitigte der Herzog Wilhelm die Streitigkeiten zwiſchen dem Grafen Heinrich von Arnſtadt und den Schwiegerſöhnen Günther's von Schwarzburg. Seitdem beſtand, nach faſt ſechsjährigem Zwiſt, ungeſtörte Eintracht zwiſchen Friedrich und ſeinem Bruder Wilhelm. Sie beſuchten ſich gegenſeitig in Weißenfels und Leipzig, wo ſie am 7. März 1451 fröhlich die Faſtnachtszeit feierten. Bei dieſer Gelegenheit ſoll der Herzog Wilhelm einem ſeiner Räthe, der den Funken der Zwietracht wieder zu entflammen geſucht hatte, die vorwurfsvollen Worte zugerufen haben: „Ich will gern und willig ſterben, wenn ich nur zuvor ſehe, daß ihr friedhäſſigen Leute euren verdienten Lohn bekommen habt“ [19]). Der eigentliche Urheber jenes Zwiſtes, Apel von Vitzthum, war bei Wilhelm aus unbekannten Urſachen in Ungnade gefallen und hatte das Land verlaſſen. Wilhelm foderte ihm, gegen Rückgabe ſeiner Güter, die Pflege Coburg wieder ab, und bemächtigte ſich derſelben, als er ſie auf gütlichem Wege nicht erlangen konnte, mit Gewalt. Apel aber entwich nach Böhmen, und entwarf gegen ſeinen vormaligen Gönner manche feindſelige Anſchläge, die jedoch zu Nichts führten und ſeine Rache ungekühlt ließen [20]).

Der erwähnte Bruderkrieg zog ein zwar nicht hiſtoriſch folgenreiches, doch einzig in der Geſchichte daſtehendes Ereigniß nach ſich, bekannt unter dem Namen des ſächſiſchen Prinzenraubes. An Friedrich's Hofe lebte ein kühner und tapferer ſächſiſcher Ritter, Kunz oder Konrad von Kauffungen [21]). Er hatte ſich ſowol in dem Zuge gegen die Huſſiten, als auch in dem eben geſchilderten Bruderkriege durch Unerſchrockenheit und Tapferkeit ausgezeichnet, auch ſonſt Friedrich dem Sanftmüthigen manche Dienſte geleiſtet, der ihn dafür zu dem Ehrenpoſten eines Hofmarſchalls erhoben hatte. In dem Bruderkriege hatte Kunz durch Apel von Vitzthum ſeine in Thüringen gelegenen Güter verloren. Von Friedrich aber, für den er tapfer gefochten, war er durch einige Güter in Meißen entſchädigt worden, die Apel gehörten, und die er wieder zurückgeben ſollte, ſobald er auf gütlichem oder rechtlichem Wege zu ſeinem frühern Beſitzthume gelangt ſein würde. Durch den zu Naumburg 1451 geſchloſſenen Frieden war Kunz in ſeine thüringiſchen Güter wieder eingeſetzt worden. Deſſenungeachtet verweigerte er die Zurückgabe der meißniſchen Güter, zu deren Beſitz endlich Friedrich, nachdem alle ſeine Vorſtellungen fruchtlos geblieben waren, dem rechtmäßigen Eigenthümer Apel von Vitzthum, behilf-

19) ſ. Müller's Sächſiſche Annalen. S. 28. 20) ſ. Chronic. terrae Misnens. p. 360. Müller's Reichstagstheatrum. I. Th. S. 547. 21) ſ. *Aen. Sylvius*, De statu Europae. Cap. 24.

lich ſein mußte. Dies Verfahren erklärte Kunz von Kauffungen für ungerecht, und es fruchtete wenig, als Friedrich in dieſem Streite ſich dem Ausſpruche gewählter Schiedsrichter unterwerfen wollte. Ohne das rechtliche Erkenntniß abzuwarten, entwich Kunz von Kauffungen nach Böhmen, mit dem Entſchluſſe, ſich an dem Kurfürſten auf eine für ihn ſehr ſchmerzliche Art zu rächen. Durch ein geheimes Einverſtändniß mit dem kurfürſtlichen Küchenjungen Hans Schwalbe erhielt er ſchriftlich genaue Kunde von Allem, was in dem altenburger Schloſſe, wo Friedrich ſeinen Hofhalt hatte, vorging. Er erfuhr, daß der Kurfürſt an einem beſtimmten Tage mit einem großen Gefolge ſich nach Leipzig begeben, der übrige Hofſtaat aber in Altenburg einem Bankett bei dem Kanzler beiwohnen, und Friedrich's Gemahlin mit ihren beiden Söhnen, Ernſt und Albert [22]), allein im Schloſſe zurückbleiben werde. Dieſe günſtigen Umſtände benutzte Kunz von Kauffungen zur Ausführung eines kühnen Unternehmens. Zwei Gehilfen, Wilhelm von Moſen und Wilhelm von Schönfels, begleiteten ihn, als er am 7. Juli 1455 Nachts um 11 Uhr das altenburger Schloß auf einer Strickleiter erſtieg, die er den Abend zuvor durch einen ſeiner Diener an einem hohen Fenſter hatte anbringen laſſen. Kunz holte die beiden Prinzen aus ihrem Schlafgemach, kehrte jedoch noch einmal dahin zurück, weil er ſtatt des Prinzen Albert einen jungen Grafen Barby, der mit ihm erzogen ward, ergriffen hatte. Von dem Geräuſche war die Kurfürſtin erwacht. Da ſie ſich aber in ihrem Zimmer feſt eingeſchloſſen fand, konnte ſie nur aus den Fenſtern den geraubten Kindern ihren Jammerruf nachſenden. So vermochte Kunz ungehindert mit ſeinem Raube zu entfliehen. Den ältern Prinzen Ernſt ſollten Moſen, Schönfels und ihre Gehilfen auf einem Umwege durch das Voigtland und Franken nach Böhmen führen. Einen kürzern Pfad ſchlug Kunz ſelbſt mit dem Prinzen Albert ein, den er nach dem böhmiſchen Iſenberg bringen wollte. Mitleidig erlaubte Kunz dem Prinzen, der ſich über heftigen Durſt beklagte, in der Nähe des ehemaligen Kloſters Grünhain ſich Erdbeeren zu ſuchen. In dem dortigen Walde entdeckte ſich der Prinz einem Köhler, Georg Schmidt. Mit einem Schürbaume ſchlug dieſer auf den Ritter los, der von ſeinem Pferde geſtiegen war und ſich mit den Sporen in dem Geſträuche verwickelt hatte. Durch die übrigen herbeieilenden Köhler ward Kunz als Gefangener dem Abte zu Grünhain ausgeliefert, der ihn nach Zwickau in feſten Gewahrſam bringen ließ [23]). Der treue Köhler Georg Schmidt ſchritt dem Zuge voran, der den Prinzen Albert am andern Morgen, den 9. Juli 1455, nach Altenburg zurückbrachte. Unterdeſſen hatte die Sturmglocke ſchon das ganze Land in Bewegung geſetzt. Moſen und Schönfels hörten beſtürzt dies Läuten. Sie waren bis in den Wald hinter Schneeberg gekommen, wagten ſich jedoch nicht weiter, ſondern verbargen ſich mit dem Prinzen Ernſt in einer Felſenhöhle an der Mulde [24]) bei dem wüſten Raubſchloſſe Eiſenburg [25]). Aus dem Munde vorübergehender Holzfäller hörten ſie dort, wie es Kunz von Kauffungen ergangen. Sie erboten ſich nun unter der Bedingung, daß ihnen Gnade und Freiheit zugeſichert würde, den Prinzen zurückzubringen. Beides verſprach ihnen der Oberamtshauptmann zu Zwickau, Friedrich von Schönburg, an den ſie ſich ſchriftlich gewandt hatten. Frei und ſicher zogen ſie in ihre Heimath, nachdem ſie den Prinzen Ernſt auf das Schloß Hartenſtein gebracht hatten. Von da ward er noch an demſelben Tage nach Chemnitz geführt, wo ſich Friedrich der Sanftmüthige damals aufhielt. Das Unwetter, das der kühnen That folgte, entlud ſich nun in ſeiner ganzen Schwere auf Kunz von Kauffungen. Er ward von Zwickau nach Freiberg gebracht, und dort am 24. Juli 1455 auf offenem Markte enthauptet. Das Urtheil ſoll bereits vollzogen geweſen ſein, als ein Begnadigungsſchreiben Friedrich's in Freiberg anlangte. Unter des Ritters Mitſchuldigen, ſo viele derſelben ergriffen worden waren, traf einige das Loos mit dem Schwert oder Strang gerichtet zu werden. Andere, namentlich der verrätheriſche Hans Schwalbe und Kunzen's Knecht Schweinitz wurden mit glühenden Zangen zerriſſen und geviertheilt. Auf die Erlaubniß in dem Walde, wo er den Prinzen Albert gerettet, zu ſeinem Unterhalte freie Kohlen brennen zu dürfen, beſchränkte genügſam der wackere Köhler Georg Schmidt ſeine Wünſche, als ihn Friedrich auffoderte, ſich eine Gnade auszubitten. Der Kurfürſt ſchenkte ihm außerdem noch ein Freigut zu Eckardsbach bei Zwickau, und verwandelte, weil der Köhler, wie er ſagte, Kunzen wacker getrillt, ſeinen Namen in Triller. Zum Andenken jener glücklichen Rettung der Prinzen wurden ihre Kleider nebſt dem Kittel des Köhlers in der Kirche zu Chemnitz aufbewahrt [26]).

Nicht ganz mit Unrecht iſt Friedrich's Verfahren gegen Kunz, beſonders die zu harte Beſtrafung ſeiner kühnen That in neuerer Zeit gerügt worden. „Es bleibe dahin geſtellt," ſagt H. Meynert, „ob trotz des Kurfürſten eignen Ausſchreibens (worin er ſein Verhältniß zu Kunz von Kauffungen aus einander ſetzte und, neben ſeiner eigenen Schuldloſigkeit, Kunzen's Unrecht beweiſen wollte), Kunz nicht wirkliche Anſprüche an ſeinen Fürſten hatte. In einer Sache, wo der Kläger zugleich Richter iſt, läßt ſich das Recht des Verurtheilten ſchwer ermitteln. Es fragt ſich aber, ob Friedrich, welcher ſich den Sanftmüthigen nennen läßt, Ehre davon hatte, den Ritter, der ihm lange in einer gefahrvollen Zeit mit Gut und Blut treu gedient, ſpäterhin einem ſchmachvollen Tode zu weihen, weil

22) Jener war 14, dieſer 12 Jahre alt. 23) Nicht mit völliger Gewißheit läßt ſich der Platz beſtimmen, wo der Prinz Albert gerettet ward. Wahrſcheinlich geſchah dies in der Nähe des ſogenannten Fürſtenbrunnens, der Oswaldskirche gegenüber, auf der Straße nach Grünhain, am Eingange in den Wald. Jene Gegend gehörte damals den Grafen von Hartenſtein; ſ. Schreiter's Geſchichte des Prinzenraubes. (Leipzig 1804.)

24) Dem ſogenannten Teufelsloche. 25) ſ. Grundig's Nachrichten von dem ehemaligen Schloſſe Eiſenburg, in Kreyſig's Beiträgen. 2. Th. S. 278 fg. 26) Vergl. (*Jo. Vulpii*) Plagium Kauffungense, d. i. der kurſächſiſchen Prinzen Entführung. (Weißenfels 1704. 4.) D. W. Triller's Sächſiſcher Prinzenraub. (Frankfurt 1743.) Schreiter's Geſchichte des Prinzenraubes. (Leipzig 1804.) Weinart's Sächſiſche Literatur. 2. Th. S. 205 fg.

dieſer die Anſprüche, welche er zu haben glaubte, auf eine zwar gewaltſame und unrechtmäßige Art durchzuführen, jedoch keineswegs ſich an dem Leben der Prinzen ſeines Herrn zu vergreifen gedachte, vielmehr nach dem Gelingen ſeines kühnen Anſchlages noch ein Opfer ſeiner Menſchlichkeit ward, vermöge deren er, ſtatt unaufhaltſam mit dem wichtigen Raube fortzueilen, dem Prinzen mitleidig eine Erfriſchung bot, und darüber Freiheit und Leben verlor. Es hätte den Kurfürſten wol ſchöner gekleidet, nachdem der Himmel die ſeinem Hauſe drohende Gefahr glücklich abgelenkt hatte, einen noch treuern Diener zu gewinnen, als derſelbe ihm ſchon früher geweſen war. Kunz von Kauffungen aber gibt, mit ſeiner gewagten That, ein treffendes Bild jener trotzigen, gewaltigen Ritterzeit, wo das verweigerte Recht ſofort durch kühne Gewalt geltend gemacht, und Güter, Leben und Freiheit oft genug um einer trotzigen Laune willen ins Feld geſchlagen wurden."

In der letzten Zeit ſeines Lebens hatte Friedrich noch die Freude, den immer noch fortdauernden Mishelligkeiten zwiſchen Meißen und Böhmen ein Ziel geſetzt zu ſehen. Der erſte Schritt dazu geſchah durch eine Verheirathung ſeines Sohnes Albert mit der Prinzeſſin Zedena, einer Tochter Georg's von Podiebrad, der nach des Erzherzogs Ladislaus von Öſterreich Tode von den Böhmen im März 1458 zum römiſchen Könige gewählt worden war [27]). So unbegründet auch die Anſprüche waren, die Georg auf einige meißniſche Städte und Schlöſſer machte, welche früher unter böhmiſcher Hoheit geſtanden haben ſollten, ſo nöthigte doch die Furcht vor einem drohenden Kriege Friedrich den Sanftmüthigen und ſeinen Bruder Wilhelm zur Nachgiebigkeit. Nach einem Vertrage, der am 25. April 1459 unter Vermittelung des Kurfürſten Albert von Brandenburg zu Eger geſchloſſen ward, erklärten ſich die beiden Brüder wegen der ſtreitigen Städte und Schlöſſer für böhmiſche Vaſallen.

Friedrich der Sanftmüthige ſtarb am 7. Sept. 1464 zu Leipzig im 53. Lebensjahre. In der Fürſtenkapelle zu Meißen, die ſein Vater geſtiftet, und er ſelbſt vollendet hatte, fand er ſeine Ruheſtätte. Von ſeiner Gemahlin Margaretha, einer Tochter des Herzogs von Öſterreich, Ernſt's des Eiſernen und einer Schweſter Kaiſers Friedrich's III., hinterließ er die beiden Prinzen Ernſt und Albert, die Stifter der beiden Hauptlinien des Hauſes Sachſen, und vier Prinzeſſinnen [28]). Mit ſeiner Gemahlin lebte Friedrich in einer ſehr glücklichen Ehe. Die häusliche Eintracht ward durch Nichts geſtört. Friedrich ſcheint ſeiner Gemahlin etwas mehr weltliche Macht, als ihr mit Fug und Recht zukam, eingeräumt zu haben. Dafür ſpricht unter andern das in der ſächſiſchen Geſchichte unerhörte Beiſpiel, daß Margaretha in Colditz eigene Münzen durfte ſchlagen laſſen. Sie wird von ihren Zeitgenoſſen als eine kluge, entſchloſſene, aber dabei auch herrſchſüchtige Frau geſchildert. Vielleicht war ſie mehr Mann als Friedrich ſelbſt, der einem Muthe und einer Geiſtesſtärke huldigte, die er zum Theil an ſich vermißte, und der daher ſeiner Gemahlin nebſt dem Reichsſcepter auch das Hausregiment abgetreten zu haben ſcheint. Von wahrer Entſchloſſenheit zeugt das Aufgebot, welches Margaretha in Friedrich's Abweſenheit 1440 wegen ſchleunigen Beiſtandes an die Stadt Wittenberg ergehen ließ. Wie viel ſie bei ihrem Gemahle gegolten, bewies das reiche Witthum, das er ihr in einer teſtamentlichen Verfügung beſtimmte. Sie erhielt als Leibgedinge das Schloß, die Stadt und Pflege Altenburg, nebſt den Schlöſſern zu Leipzig und Liebenwerda, und den Städten Colditz, Eilenburg und Liebenwerda. Ihren Witwenſitz hatte ſie zu Altenburg, wo ſie als Stammmutter des geſammten ſächſiſchen Hauſes am 12. Febr. 1486 im 70. Lebensjahre ſtarb [29]). In Bezug auf ſeine Söhne Ernſt und Albert hatte Friedrich fünf Jahre vor ſeinem Tode (1459) die Verordnung getroffen, daß die beiden Prinzen in den als Erbtheil ihnen zugefallenen Landen gemeinſam herrſchen ſollten. Nur das Herzogthum Sachſen ſollte hiervon ausgenommen ſein, und die darauf haftende Kurwürde dem älteſten Prinzen allein gehören.

Friedrich's des Sanftmüthigen Charakter und Fähigkeiten laſſen ſich mit wenig Federſtrichen zeichnen. Er war ein Fürſt von guten Anlagen des Geiſtes und Herzens, beſeelt von Wohlwollen und Güte. Niedriger ſtand er in intellectueller Hinſicht. Der gewaltigen Zeit, in die ſein Leben fiel, ſchien er nicht gewachſen. Mangel an Kraft und durchgreifender Entſchloſſenheit ließ ihn bei den Kämpfen, in die er meiſt unfreiwillig verwickelt ward, meiſtens den Kürzern ziehen. Den Beinamen, den ihm ſein Zeitalter gab, verdankte er ſeiner Neigung zur Verſöhnung und Leutſeligkeit. Vielleicht zu ſcharf beurtheilt ihn ein neuerer Schriftſteller, wenn er ihn „weder kalt noch warm nennt, zu nervenſchwach, um leidenſchaftlich und übereilt zu ſein, und zu karg und alltäglich zu großartiger Entſagung" [30]). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH III., Kurfürſt von Sachſen, älteſter Sohn des Kurfürſten Ernſt, verdiente den Beinamen des Weiſen, den ihm ſein Zeitalter gab, in mehrfacher Beziehung, als ein ſtaatskluger, patriotiſcher, gelehrter und humaner Fürſt. Er war am 17. Jan. 1463 zu Torgau geboren. Noch iſt ein Schreiben vorhanden, in welchem ſeine Mutter Eliſabeth dem Herzoge Wilhelm von Thüringen dies frohe Ereigniß in den Worten meldet: „Mit Begier und Freuden unſeres Gemüths verkünden wir Ew. Liebden, daß wir nach milder Güte und Verleihung Gottes des Allmächtigen, auf heute Datum dieſes Briefes mit einem ſchönen Herrn und jungen Sohne zu Sachſen verſehen und begnadigt worden ſind." Unter einer einfachen, aber muſterhaften Erziehung im Geiſte ſeiner Zeit

27) ſ. *Aen. Sylvius*, Hist. Bohem. Cap. 72. p. 215 seq. Müller's Reichstagstheatrum unter Friedrich III. 3. Th. Cap. 18. S. 725 fg. 28) Die älteſte, Amalie, ward mit dem Herzoge Ludwig dem Reichen von Baiern, die zweite, Anna, mit dem Kurfürſten Albert von Brandenburg vermählt; die dritte, Hedwig, ward Äbtiſſin zu Queſelitz. Zwei Söhne, Friedrich und Alexander, waren noch vor ihrem Vater geſtorben; ſ. *Geo. Spalatini* Vitae aliquot Elector. Saxon. apud *Mencken.* T. II. p. 1086 seq.

29) ſ. Schneider's Biographiſche Fragmente von der Kurfürſtin Margaretha ꝛc. (Altenburg 1801.) 30) Vergl. außer den bereits erwähnten Schriften H. Döring's Thüringer Chronik. S. 476 fg.

Digitized by Google

entwickelten ſich Friedrich's Anlagen. Mit Eifer betrieb er das Studium der Alten, denen er, nach ſeinen eigenen Worten, „viel gute Sprüche verdankte.“ Im Lateiniſchen, obgleich er es nicht gern ſprach, beſaß er gründliche Kenntniſſe. Auch im Franzöſiſchen ſoll er, nach dem Zeugniſſe ſeines Biographen Spalatin, ziemlich bewandert geweſen ſein. Die noch in ſpätern Jahren ihm oft wiederkehrende Erinnerung an ſeine Jugendlehrer ſpricht für ſein dankbares Gemüth und ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften. Unter den Künſten liebte er vor allen die Muſik. Fortwährend, auch noch in ſpätern Jahren, blieb ihm für dieſe Kunſt ein ungeſchwächtes Intereſſe. Auf ſeinen Reiſen führte er eine eigene Kapelle mit ſich, die ſein Muſikmeiſter Conrad von Ruppich dirigirte. Er ſoll auch einen vorzüglichen Altiſten beſeſſen haben, „dergleichen Röm. Kaiſerl. Majeſtät und andere Fürſten und Herren weit und breit nicht gehabt.“ Von Jugend auf lebhaft und rüſtig, ſtand er keinem an körperlichen Übungen nach. Überhaupt ſoll er, „zu allen Dingen, in Schimpf und Ernſt, ſo viele Geſchicklichkeit beſeſſen haben, daß nichts geweſen, das er in ſeine Hände genommen, das nicht Hände und Füße gehabt hätte.“ Er ſoll beſonders ein geſchickter Drechsler geweſen ſein. Für die Milde ſeines Herzens und die Humanität ſeines Charakters überhaupt ſpricht ſeine ungemeine Liebe zu Kindern. Er ſah ſich gern von ihnen umgeben, wenn er austritt, und beſchenkte ſie oft reichlich. Charakteriſtiſch ſind die Worte, die er einſt bei einer ſolchen Gelegenheit an einen ſeiner Diener gerichtet haben ſoll: „Lieber, gib ihnen, denn heut oder morgen werden ſie ſagen: es zog einſtens ein Herzog von Sachſen vorüber, und ließ uns Kindern allen geben.“

Nach ſeines Vaters, des Kurfürſten Ernſt Tode (1486), übernahm Friedrich das Herzogthum Sachſen und die darauf haftende Kur. In den übrigen Erneſtiniſchen Landen regierte er gemeinſam mit ſeinem jüngern Bruder Johann [1]), dem ſein Zeitalter den Beinamen des Beſtändigen gab. Muſterhaft war die Eintracht, die vierzig Jahre lang zwiſchen beiden unverändert beſtand. Nur mit ihrem Oheime, Albert dem Beherzten von Meißen, geriethen ſie einiger ungetheilten Lehen wegen in Streitigkeiten, die jedoch durch einen zu Oſchatz am 15. Febr. 1491 geſchloſſenen Vertrag, den der Herzog Georg von Meißen im Namen ſeines Vaters Albert mit den beiden Brüdern errichtete, wieder beſeitigt wurden [2]). Zwei Jahre nachher, im März 1493, unternahm Friedrich eine Wallfahrt nach Paläſtina. Genannt werden unter ſeinen Reiſegefährten der Herzog Chriſtoph von Baiern, die Grafen Philipp von Anhalt, Heinrich von Stolberg, Adam von Beichlingen und Balthaſar von Schwarzburg, nebſt vielen andern Rittern und Herren. Auch ſein Leibarzt Martin Pollich von Mellerſtedt und der berühmte Maler Lucas Kranach gehörten zu Friedrich's Gefolge. In Jeruſalem ließ er ſich zum Ritter des heiligen Grabes ſchlagen. Noch im September des obengenannten Jahres (1493) kehrte er wieder nach Sachſen zurück [3]).

Eine ehrenvolle Auszeichnung ward ihm ſieben Jahre nachher zu Theil. Der römiſche König Maximilian ernannte ihn im J. 1500 zu ſeinem Statthalter bei dem damals zur Aufrechthaltung des Landfriedens geſtifteten Reichsſenat, und wies ihm einen Jahrgehalt von 6000 Gulden an [4]). Auf der Reichsverſammlung zu Koſtnitz im J. 1507 ernannte Maximilian während ſeiner Abweſenheit „den weiſen Kurfürſten Friedrich zu ſeinem und des heiligen Reichs Statthalter-General“ [5]). Auf dieſem Poſten, den ihm der Kurfürſt Philipp von der Pfalz vergebens zu entreißen ſuchte, waren ihm, außer dem Kurfürſten Jacob von Trier, noch einige andere Fürſten und Stände als Vicariatsräthe beigeſellt worden [6]). Für ſeinen hellen Geiſt und ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften ſprach beſonders die Gründung der Univerſität Wittenberg. Die nächſte Veranlaſſung dazu ſcheint eine Art von Rivalität mit der leipziger Hochſchule geweſen zu ſein, die unter dem Schutze des gelehrten Herzogs Georg des Bärtigen kräftig emporblühete. Nachdem Friedrich für das von ihm begründete Inſtitut die kaiſerliche Beſtätigung erlangt hatte, ward die Univerſität Wittenberg am 18. Oct. 1502 in ſeiner Gegenwart feierlich eingeweiht. Zum erſten Rector ernannte er ſeinen bereits erwähnten Leibarzt Martin Pollich, der früher Profeſſor in Leipzig geweſen war, doch dieſe Hochſchule in Folge eines gelehrten Streites mit einem ſeiner Collegen, Simon Piſtoris, verlaſſen hatte. Die neue Univerſität ward nach dem Muſter der Hochſchulen von Bologna und Tübingen eingerichtet. Von der Univerſität zu Prag unterſchied ſich die wittenberger Hochſchule dadurch, daß ſie ſtatt der dort eingeführten vier Nationen vier Facultäten erhielt. Friedrich intereſſirte ſich lebhaft für das neue Inſtitut, das er ſeine Tochter zu nennen pflegte. Er ſparte keine Bemühung, tüchtige Lehrer des In- und Auslandes herbeizuziehen. Durch Martin Pollich, durch den berühmten Peter von Ravenna, der zuerſt das römiſche Recht in den ſächſiſchen Landen gelehrt haben ſoll, durch Luther, Melanchthon und andere ausgezeichnete Männer hob ſich die wittenberger Hochſchule bald ſo, daß ſie den Ruhm der leipziger Univerſität faſt verdunkelte.

Durch die übertriebenen Foderungen der Erzbiſchöfe von Mainz, unter deren Schutze die Stadt Erfurt ſtand, und durch gewiſſenloſe Verwaltung der Finanzen waren die öffentlichen Caſſen ſo erſchöpft worden, daß der Stadtrath zu Erfurt im Mai 1508 ſich genöthigt geſehen hatte, das Schloß und Amt Capellendorf mit des Kaiſers Bewilligung für 8000 Goldgülden an Friedrich den Weiſen wiederkäuflich zu überlaſſen [7]). Die Folge davon waren Unruhen und Aufſtände unter der Bürgerſchaft zu Erfurt. Dieſe Bewegungen dauerten, mit ziemlicher Heftigkeit, bis zum Jahre 1516. Nach dem um dieſe Zeit zu Naumburg geſchloſſenen Vergleiche erhielt Friedrich die Schutz-

1) Er war am 30. Juni 1467 geboren. 2) ſ. Lünig's Reichsarchiv. Part. spec. Cont. II. S. 251 fg. Müller's Sächſiſche Annalen. S. 54. 3) ſ. (Grundig und Klotzſch) Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte. 5. Th. S. 169 fg. Müller a. a. O. S. 35 fg.

4) ſ. Müller's Reichstagsſtaat. I. Bd. Cap. 2. S. 12 fg. 5) Imperii locumtenens generalis. 6) ſ. Müller's Sächſiſche Annalen. 5. Bd. Cap. 1. S. 712 fg. 7) ſ. Müller a. a. O. S. 65.

gerechtigkeit über Erfurt, welche bisher die Erzbiſchöfe von Mainz gehabt hatten [8]). Beſonders wichtig für Friedrich war die vom Kaiſer 1507 auf der Reichsverſammlung zu Koſtnitz ihm verliehene Anwartſchaft auf die lauenburgiſchen Lande und auf die Herzogthümer Jülich und Berg. Gleich andern Reichsfürſten verwilligte auch Friedrich in ſeinen Staaten die Entrichtung einer Vermögensſteuer, der gemeine Pfennig genannt, weil dieſe Abgabe ſowol die mittelbaren als unmittelbaren Reichsglieder traf. Er ſah aber voraus, daß eine ſo ungewöhnliche Steuer großes Aufſehen erregen möchte, und beſchloß daher, im Einverſtändniß mit ſeinem Bruder Johann, jene Abgabe von ſeinen Unterthanen gütlich zu fodern, durch beſondere Ausſchreiben, die er an die Grafen und Prälaten, an die Amtsleute, die Ritterſchaft und die Städte ergehen ließ. Von 1000 rheiniſchen Gulden ſollte einer bezahlt werden, und von 500 halb ſoviel. Freigeſtellt ward dem, der mehr als 1000 Gulden beſaß, wie viel er über einen Gulden geben wollte, und wer weniger beſaß als 500 Gulden, und ſein 15. Jahr zurückgelegt hatte, durfte nur den 24. Theil eines Guldens entrichten. Vier Jahre ſollte, nach Friedrich's Beſtimmung, dieſe Abgabe dauern. Mit dem Einſammeln derſelben beauftragte er die Ortsgeiſtlichen und einige ihnen beigeordnete Perſonen. Dieſe Steuer dünkte aber den Landſtänden ſo drückend, daß Friedrich's Mandaten wenig Folge geleiſtet ward, und ſeine Räthe ihre Mahnungen verdoppeln mußten. Erzählt wird, daß beſonders ein Graf Balthaſar von Schwarzburg jene Abgabe hartnäckig verweigert habe. Sein noch erhaltenes Schreiben an den Kurfürſten enthielt die naive Äußerung: „Gnädiger Fürſt und Herr, meine Frau würde mich wahrlich ſchlagen, wenn ich immer meiner Luſt nachzöge und ſähe nicht zu meinen Dingen. Ich wollte gern die armen Stumpf zuſammenrichten, auf daß ich euch unverhinderlich dienen könnte. Aber ich darf wahrlich wegen meiner Frau nicht zuſchießen. Ew. Gnaden nehme ein Weib, Ihr werdet wohl ſehen, wie es zugeht“ [9]).

Durch eine geſchärfte Gerichts- und Polizeiordnung ſuchte Friedrich mannichfachen Misbräuchen zu ſteuern, die ſich in die innere Landesverwaltung Sachſens und Thüringens eingeſchlichen hatten und ſich immer weiter zu verbreiten drohten. Dieſe Polizeiordnung erinnerte an eine ähnliche, zu welcher einer ſeiner Vorfahren, der thüringer Landgraf Herzog Wilhelm, 1451 durch den päpſtlichen Legaten Johann von Capiſtran aufgefodert worden war. Vor Allem drang Friedrich auf die ſtrenge Beobachtung der Faſt- und Feiertage. Wer an ſolchen Tagen in ſeinem Hauſe Zechgelage, Spiel und Tanz erlauben würde, ſollte von jeder Perſon drei Groſchen und jeder Einzelne zwei Groſchen Strafe bezahlen. Die ſogenannten Gemeinbiere, die bisher zu gewiſſen Zeiten üblich geweſen, ſollten gänzlich abgeſchafft werden; nur in den Weihnachtstagen ſollte das Trinken des Gemeinbieres erlaubt ſein. Einem Manne oder einer Frau war erlaubt, für ſich und ihr Geſinde höchſtens für zwei Groſchen Wein oder Bier auf Credit zu nehmen. In Städten ward an Werkeltagen das Zechen im Sommer bis neun Uhr, im Winter bis acht Uhr erlaubt. Das unmäßige und „unpflegliche“ Zutrinken ward bei harter Strafe verboten. Welcher Graf, Ritter, Herr oder auch fürſtlicher Beamter dies Gebot übertreten würde, ſollte ſeiner Dienſte entlaſſen und nach Befinden geſtraft werden. Diener und anderes gemeines Volk ſollten, dafern ſie ſolcher Vergehen ſich ſchuldig gemacht, vom Hofe und Dienſte gewieſen und innerhalb Jahresfriſt von keinem im ganzen Lande aufgenommen, auch wol mit vierwöchentlicher Verhaftung beſtraft werden. Ebendies ſollte auch für die Landsknechte des Adels und der Geiſtlichkeit gelten; der Adel ſelbſt aber ſollte im Übertretungsfalle der fürſtlichen Ungnade und außerdem harter Strafe verfallen. Gemeine Bürger und Dienſtboten in den Städten ſollten zwei Wochen lang, Bauern aber nur eine Woche auf eigene Koſten im Gefängniß ſitzen. Wer das Gebot zum zweiten Male übertrat, ſollte die doppelte Strafe leiden. Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber und Ehebrecher ſollten nirgends im Lande ſicher ſein und von Jedermann verfolgt werden.

Einer weiſen Beſchränkung unterwarf Friedrich die unmäßige Kleiderpracht und den ſonſtigen Luxus ſeiner Unterthanen. Verordnet ward von ihm, daß eines Ritters oder Edlen Hausfrau, Schweſter und Tochter nicht mehr an Schmuck und Kleidung tragen ſollte, als für 520 Gulden. Stoffe von Gold und Silber, Sammet und Seidenzeuch ſollten nur zu ganzen Kleidern verſchnitten werden; doch ward den vornehmen Frauen erlaubt, eine Elle von ſolchem Zeuche zum Beſatze des Kleides oder des Gürtels zu brauchen. Fremde Weine ſollten nur in zwei Städten, beſonders in den fürſtlichen Reſidenzen, und zwar in ganzen Fäſſern, eingeführt werden. In gleicher Weiſe ſuchte Friedrich der Verſchwendung und dem Aufwande bei Verlöbniſſen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbniſſen und andern feierlichen Gelegenheiten zu ſteuern. Auch in der Juſtiz, beſonders im Civilrechte, traf Friedrich manche heilſame, das Gemeinwohl fördernde Anordnungen. In bürgerlichen Rechtshändeln ſollten die Anwalte nur vor den Ämtern und Stadtgerichten erſcheinen dürfen, und eidlich verſichern, daß ſie ſich der Sache eines Jeglichen nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen annehmen und blos auf ihre beſtimmten Gebühren Anſpruch machen wollten. Den adeligen und geiſtlichen Gerichten ſollen nur in peinlichen Rechtsfällen Anwalte geſtattet ſein. Für eine Klage in bürgerlichen Sachen ſollte der Anwalt nicht mehr als einen Groſchen nehmen; höher war ſeine Gebühr in peinlichen Sachen. Für zweckmäßig erachtete es Friedrich noch insbeſondere, der zunehmenden Macht des Klerus und den Eingriffen der Geiſtlichen in die weltliche Gerichtsbarkeit kräftig Einhalt zu thun. In der hierüber erlaſſenen Verordnung klagte Friedrich, daß die Geiſtlichen das gemeine Volk geringer Vergehen wegen oft hart ſtraften und Alles mit Geld und Geldeswerth büßen ließen; daß ſie ſich weigerten, plötzlich Geſtorbene unentgeltlich zu begraben; daß oft geiſtliche Boten mit Ablaßbriefen umherzögen, um von den armen Leuten

8) ſ. Falkenſtein's Hiſtorie von Erfurt. S. 431 fg. Müller a. a. O. S. 65. 70. 9) Vgl. Heinrich Döring's Thüringer Chronik. S. 530 fg.

Digitized by Google

Geld zu erpreſſen; daß die Geiſtlichen ſelbſt ſich des unmäßigen Zutrinkens nicht enthielten, und in manchen Städten und Dörfern ſich ſogar unterfangen hätten, ſelbſt Wein und Bier zu ſchenken, und was dergleichen Klagen und Vorwürfe mehr waren [10]).

Das merkwürdigſte und ſegensreichſte Ereigniß unter Friedrich's Regierung waren die wegen des päpſtlichen Ablaßhandels entſtandenen Bewegungen, die durch das kühne Auftreten Martin Luther's eine der denkwürdigſten Revolutionen in der Kirche und in dem Staate veranlaßten. Friedrich beſaß zu viel Klugheit und Mäßigung, als daß er jenen Mann, einen der berühmteſten Lehrer der wittenberger Hochſchule, nicht hätte ſchützen ſollen in dem ebenſo gewaltigen als bedenklichen Kampfe gegen die Misbräuche der Hierarchie. Er brachte es daher durch den Cardinal Cajetan, den Leo X. als ſeinen Legaten 1518 auf den Reichstag nach Augsburg geſchickt hatte, durch wiederholte Vorſtellungen endlich dahin, daß Luther nach Augsburg gehen ſollte, ſtatt nach Rom, wohin ihn der Papſt citirt hatte. An Friedrich's Beharrlichkeit ſcheiterten auf dem erwähnten Reichstage des Kaiſers Bemühungen, ſeinem Enkel, Karl von Spanien, die Würde eines römiſchen Königs zu verſchaffen. Weshalb der Kurfürſt dem Kaiſer entgegen war, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Vielleicht hielt Friedrich, ungeachtet ihn ſein Intereſſe an das Haus Öſterreich feſſelte, die Wahl eines ſo mächtigen Fürſten, wie Karl von Spanien, der teutſchen Freiheit gefährlich. Annehmen läßt ſich auch, daß Friedrich ſogar ein Interregnum wünſchte, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, als Reichsvicar der von ihm geſchirmten Lehre Luther's immer mehr Aufnahme und Ausbreitung zu verſchaffen.

Überraſchend war für Friedrich ein Schreiben, das er am 25. Oct. 1518 von dem Cardinal Cajetan erhielt. Dringend ward er in dieſem Briefe ermahnt, Luther'n entweder nach Rom auszuliefern, oder ihn aus dem Lande zu jagen, damit nicht „wegen eines einzigen Mönchleins ſeine und ſeiner Vorfahren Ehre verdunkelt werde" [11]). Friedrich ſcheint eine Zeit lang unentſchloſſen geweſen zu ſein, ob er Luther'n verlaſſen, oder durch ſeinen fernern Schutz ſich ſelbſt mannichfachen Gefahren ausſetzen ſollte. Von dieſen Schranken befreite ihn Luther's Antwort, dem er des Cardinals Brief geſandt hatte. Dieſe ſehr ausführliche Antwort [12]) war ſo freimüthig und überzeugend, daß Friedrich die Auslieferung Luther's entſchieden mit dem Bemerken ablehnte, daß derſelbe noch keines Irrthums überführt worden, und daher nicht als Ketzer zu betrachten ſei. Auch für ſeine Univerſität, fügte Friedrich in ſeinem Schreiben an den Cardinal hinzu, würde Luther's Verluſt ein unerſetzlicher Schade ſein; denn durch dieſen Mann habe Wittenberg ſchon viel gewonnen und werde künftig durch ihn noch mehr gewinnen. Noch kräftiger als bisher konnte Friedrich den kühnen Reformator gegen offene Gewalt ſchützen, als er nach des Kaiſers Maximilian's Tode im November 1518 zum Reichsvicar ernannt worden war. Die ihm angetragene teutſche Kaiſerkrone lehnte Friedrich ab. Weder das Maß ſeiner Kräfte, noch ſeine Einkünfte hielt er einer ſo hohen Stellung angemeſſen. Unter den Hauptbewerbern um die teutſche Krone, Karl I. von Spanien und Franz I. von Frankreich, gab er jenem den Vorzug. Seine eigenen Äußerungen verdienen hier eine Stelle. „Wir brauchen," ſagte Friedrich [13]), „einen mächtigen Kaiſer. Ich kenne aber Niemanden, der in dieſer Hinſicht dem Könige von Spanien gleichkäme. Karl verdient daher wegen ſeiner großen Macht, und weil er ein Teutſcher iſt, allen Andern vorgezogen zu werden; doch erfodert die Klugheit, ihn durch gewiſſe Bedingungen einzuſchränken, um die alte teutſche Freiheit und Verfaſſung zu ſichern." Dieſe Äußerungen Friedrich's hatten zur Folge, daß die übrigen Kurfürſten ſich einſtimmig für Karl von Spanien erklärten, der unter dem Namen Karl V. am 25. Juni 1519 zum römiſchen Könige und künftigen Kaiſer gewählt ward. Beſondere Erwähnung verdient der Edelmuth und die Uneigennützigkeit, womit Friedrich ein ſehr bedeutendes Geldgeſchenk zurückwies [14]), welches ihm Karl V. für den ihm geleiſteten Dienſt geſandt hatte. Auch ſeinen nächſten Umgebungen verbot Friedrich, etwas anzunehmen. Ebenſo wenig fand ſich ſeine Eitelkeit geſchmeichelt durch das Geſchenk einer geweihten goldenen Roſe, wodurch der Papſt jährlich einen der angeſehenſten und würdigſten Fürſten auszuzeichnen pflegte [15]). Vielleicht war Empfindlichkeit über die lange Verzögerung dieſes Geſchenks der Grund, weshalb Friedrich es ablehnte, in eigener Perſon die heilige Roſe zu empfangen, die ihm der ſächſiſche Kammerherr Karl von Miltitz als päpſtlicher Nuntius überreichen wollte. Friedrich ließ das ihm beſtimmte Geſchenk nebſt den päpſtlichen Bullen durch einige ſeiner Räthe in Empfang nehmen. Dieſe Ceremonie fand am 25. Sept. 1519 in Altenburg ſtatt.

Seinen Geſinnungen gegen Luther und dem Entſchluſſe, ihn unter allen Umſtänden zu ſchützen, blieb Friedrich auch da noch treu, als er die erſchütternde Nachricht erhielt, daß der lang gedrohete päpſtliche Bannſtrahl des kühnen Mannes Haupt getroffen. Faſt ſcheint es, als habe Friedrich's vorſichtige Natur nicht ſogleich den rechten Standpunkt für die Sache finden können. Er fürchtete viele Kämpfe ohne einen Sieg, viel Haß und Unheil, ohne daß am Ende etwas Gutes daraus hervorgehen möchte. Schon bei der erſten päpſtlichen Bulle hatte es ihn überraſcht, Alle, die Luthern ſchützen würden, mit dem Banne bedroht zu ſehen. Um ſich und ſeiner Würde Nichts zu vergeben und eine Art von Richtſchnur für ſeine Handlungsweiſe zu bekommen, ſuchte er das

10) ſ. Müller's Reichstagstheatrum unter Maximilian I. Vorſtell. III. Cap. 27. S. 99 fg. 102. 105 fg. Döring a. a. O. S. 535 fg. 11) ſ. Acta Martini Lutheri ap. Dn. Legatum Apostol. etc. in *Lutheri* Opp. T. I. p. 195 b seq. 12) ſ. Spalatin's Leben Friedrich's des Weiſen in der Sammlung vermiſchter Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte. 5. Th. S. 50. 13) *Geo. Sabini* (*Philippi Melanchthonis*) Hist. elect. et coronat. Caroli V. ap. *Schard.* T. II. p. 844. 14) Es ſollen 100,000 Dukaten geweſen ſein; ſ. Heinrich's Handbuch der ſächſiſchen Geſchichte. 2. Th. S. 40. 15) ſ. Cyprian's Urkunden zu Tenzel's Bericht vom Anfange der Reformation. 2. Th. S. 56 fg. Vgl. S. 42 fg. 53 fg.

Digitized by Google

Urtheil verſtändiger Männer über Luther einzuholen. Dies faſt überall günſtig lautende Urtheil beſtärkte ihn in dem Entſchluſſe, den kühnen Streiter Gottes, ſoweit ſeine Kräfte irgend reichten, auch ferner zu ſchirmen. Mit einem treffenden Scherze hatte ihm der gelehrte Erasmus von Rotterdam ſeine Meinung in den Worten geäußert: „Luther habe hauptſächlich in zwei Dingen gefehlt, nämlich darin, daß er dem Papſte an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen.“ Übrigens hatte Erasmus in ſeinem Schreiben an den Kurfürſten den Wunſch geäußert, daß Luther ſeine zu große Heftigkeit zügeln und etwas vorſichtiger zu Werke gehen möchte. Gleicher Anſicht war auch Friedrich, der bei jedem Unternehmen die Würde und den Frieden zu erhalten wünſchte. Er empfahl daher Luthern mehr Mäßigung [16]). Den nächſten Anlaß hierzu hatte ein Schreiben des Herzogs Georg von Sachſen gegeben, der Alles aufgeboten hatte, den Kurfürſten zum Abfalle von Luther und zur Unterdrückung ſeiner, die offenbarſte Ketzerei athmenden, Lehre zu bewegen [17]).

Friedrich ward dadurch an Luther nicht irre. Selbſt den kühnen Schritt des Verbrennens der päpſtlichen Bulle ſcheint er nicht offenbar gemißbilligt zu haben. Dringend widerrieth er das perſönliche Erſcheinen Luther's auf dem Reichstage zu Worms. Als Friedrich von Cöln, wo er längere Zeit verweilt, im November 1520 nach Sachſen zurückkehrte, empfahl er Luther's Angelegenheit und ihn ſelbſt zweien Männern, die bei dem Kaiſer in beſonderer Gunſt ſtanden, dem Grafen Heinrich von Naſſau und einem Herrn von Chièvres. Beide hatte Friedrich auch nachher noch ſchriftlich erſucht, ihren Einfluß auf Karl V. zu benutzen, damit Luther nicht ungehört verdammt und unterdrückt werden möchte [18]). Über dieſen Punkt ſuchte ihn ein kaiſerliches Schreiben zu beruhigen, das er aus Oppenheim erhielt. In der Antwort auf jenen Brief äußerte Friedrich, daß er des Auftrags, Luthern zur Reichsverſammlung zu bringen, gern überhoben ſein möchte. Er fürchtete, fügte er hinzu, in Worms für Luther's Sicherheit, da er gehört, daß mehre ſeiner Schriften in Mainz und in andern Orten verbrannt worden. Ehe Karl V. dieſe Antwort erhielt, bekam Friedrich von ihm ein zweites Schreiben, worin der Kaiſer von ihm verlangte, daß er Luthern in Wittenberg zurücklaſſen, oder, falls derſelbe noch vor ſeiner Abreiſe widerrufen würde, ihn doch nicht weiter als bis Frankfurt begleiten ſollte; denn es wolle verlauten, der Bannſtrahl, der Luther's Haupt getroffen, treffe auch alle diejenigen, die ihm ihren Schutz angedeihen ließen [19]).

Einen tiefen Eindruck machte auf Friedrich's tieffühlendes Gemüth die unerſchütterliche Feſtigkeit, womit Luther vor der Reichsverſammlung zu Worms ſeiner religiöſen Überzeugung treu blieb und ſie durch die Schlußworte ſeiner Rede bekräftigte. Friedrich ſetzte einen Stolz darein, eines ſolchen Mannes und einer ſolchen Sache ſich angenommen zu haben. In einem Geſpräche mit Spalatin gab er ſeine Freude ſehr lebhaft zu erkennen [20]). Als Luther, in Begleitung des kaiſerlichen Herolds, am 26. April 1521 Worms wieder verließ, traf Friedrich, ernſtlich um ihn beſorgt, geheime Maßregeln zu ſeiner Sicherheit. Es geſchah auf Friedrich's Veranſtaltung, daß Luther Nachts im thüringer Walde bei dem Schloſſe Altenſtein in Meiningen von zwei verkappten Reitern [21]) angehalten und von ihnen heimlich nach der Wartburg entführt ward [22]). Seinen dortigen Aufenthalt hielt Friedrich ſo geheim, daß er ihn ſelbſt ſeinem Bruder Johann verſchwieg, der erſt ſpäter davon in Kenntniß geſetzt ward. Beſſer hätte Friedrich Luthern kaum ſchützen können. Indem er ihn ſeinen Gegnern entzog, verleitete er ſie zu dem Glauben, daß Luther wahrſcheinlich in die Hände ſeiner Feinde gefallen und von ihnen dem Tode oder ewiger Haft geweiht worden ſei [23]).

Seine Weisheit und Mäßigung zeigte Friedrich, wie bei mehren andern Gelegenheiten, auch beſonders bei den kirchlichen Neuerungen, welche die Stadt Wittenberg in zwei Parteien theilten und gefährliche Auftritte befürchten ließen. Mehre Auguſtinermönche hatten das dortige Kloſter verlaſſen; die andern aber, die noch geblieben, drangen auf eine Veränderung der Ordensregel und des äußern Gottesdienſtes. Hartnäckig beſtanden ſie auf der Abſchaffung der Privatmeſſen, und verlangten, daß den Laien das Abendmahl in beiderlei Geſtalt gereicht werden ſollte. Über dieſe Neuerungen beklagte ſich der Prior des Auguſtinerkloſters zu Wittenberg bei dem Kurfürſten. Bei der allgemeinen Gährung der Gemüther zögerte Friedrich, ein entſcheidendes Urtheil zu fällen. Er beſprach ſich zuvor mit ſeinen Theologen, und ſuchte, vor jeder Übereilung warnend, ſie zu ſolchen Schritten zu bewegen, die der guten Sache nicht ſchadeten und doch Zwiſt und Aufruhr verhinderten [24]). Dabei bewies er eine unerſchütterliche Charakterfeſtigkeit. Vergebens bot der Papſt Hadrian VI. alle erſinnlichen Mittel auf, ihn für ſich zu gewinnen und ihn zum Abfalle von Luther und zur Unterdrückung der Reformation zu bewegen [25]). Die unſchickliche, grobe Sprache in einem an ihn gerichteten Schreiben verletzte ihn ſo, daß er ſeinen Unwillen darüber ſehr lebhaft zu erkennen gab. Gegen den für die Lutheriſche Kirche ſehr ungünſtig ausgefallenen Reichsabſchied auf dem Reichstage zu Nürnberg im März 1524 proteſtirte Friedrich feierlich. Die letzte Zeit ſeines Lebens trübten die Verheerungen und Greuel des Bauernkrieges, der durch die harten Bedrückungen, unter denen der Landmann ſeufzte, ſchon lange vorbereitet, endlich durch Thomas Münzer und andere Schwärmer zum Ausbruche kam.

---

16) ſ. *Lutheri* Epp. T. I. Ep. 139. p. 227 b seq. 17) Vgl. Heinrich's Handbuch der ſächſiſchen Geſchichte. 8. Th. S. 51. 18) ſ. Cyprian's Urkunden zu Tenzel's Bericht vom Anfange der Reformation. 2. Th. Nr. 44. S. 193 fg. 19) ſ. Cyprian a. a. O. 1. Th. S. 489 fg.

20) ſ. *Spalatini* Annal. Reform. p. 49 seq. 21) Dem Schloßhauptmanne zu Wartburg, Johann von Berlepſch, und Burkard Hund von Altenſtein. 22) ſ. *Spalatin.* l. c. p. 50 seq. *Lutheri* Epp. T. I. Ep. 226. p. 324. Ep. 229. p. 328 b. 23) ſ. Reynert's Geſchichte des ſächſiſchen Volkes. S. 143. 24) ſ. Luther's Werke. (Altenburger Ausgabe.) 2. Th. S. 16 fg. Planck's Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. 2. Th. S. 8 fg. 25) ſ. *Lutheri* Op. Jen. Lat. T. II. p. 536 b. 541 seq.

Digitized by Google

Mitten unter dieſen Stürmen, nicht lange vor dem blutigen Tage von Frankenhauſen, ſtarb Friedrich der Weiſe am 5. Mai 1525 auf dem Schloſſe zu Lochau, dem nachherigen Annaburg, im 63. Jahre. Durch die unruhvolle Zeit, deren Kämpfe den greiſen Fürſten ermüdeten, ſchien ihm das Leben gleichgültiger geworden. Im Vorgefühle ſeines Todes ſprach er 14 Tage vor demſelben zu einem ſeiner Kammerdiener: „Wenn mein lieber Gott will, ſo will ich gern von dieſer Welt, denn es iſt doch weder Liebe noch Wahrheit, weder Treue noch Gutes hier auf Erden.“ Seinen treuen Spalatin, der ſich nach ſeinem Befinden erkundigte, grüßte er mit den Worten: „Ihr thut wohl, daß Ihr zu mir kommt, denn Kranke ſoll man beſuchen.“ So ſchloß er, die nahe Trennung vor Augen, ſich noch näher an die an, die er liebte. Er hielt es nicht unter ſeiner Würde, ſeine Diener um Verzeihung zu bitten, in der Vorausſetzung, daß er ſie vielleicht unwiſſend und unverdient gekränkt habe. Es war ein ſchöner Zug ſeiner wahrhaft chriſtlichen Geſinnung. „Liebe Kinder,“ ſprach Friedrich, „ich bitte euch um Gottes willen, wo ich eurer Einen irgend erzürnt hätte, es ſei mit Worten oder Werken, ihr wollet mirs um Gottes willen vergeben und wollet andere Leute auch bitten, ſie wollten mirs mit Gottes Hilfe vergeben; denn wir Fürſten thun den armen Leuten allerlei Beſchwerung und das nicht taugt.“ — Wenige Stunden vor ſeinem Tode gedachte Friedrich noch mit Rührung Luther's. Er wünſchte ihn zu ſprechen, um ihm Lebewohl zu ſagen. Man ſandte nach ihm, fand ihn jedoch nicht, weil er ſich am Harze aufhielt. Durch den Genuß des Abendmahls in beiderlei Geſtalt bekannte ſich Friedrich noch ſterbend als Anhänger der neuen Lehre, die er im Leben kräftig geſchützt, wenn er ſich auch nicht unmittelbar für dieſelbe erklärt hatte. Die von ihm geſtiftete Schloßkirche zu Wittenberg empfing ſeine irdiſchen Überreſte. An ſeinem Grabe ſprach Dr. Auerbach die charakteriſtiſchen Worte: Fuit filius pacis, ideo pacifice obiit.

Mit Recht folgte ſeiner entfliehenden Seele das Zeugniß nach, daß er ein Sohn des Friedens geweſen. Trotz der unruhvollen Zeit, in die ſein Leben fiel, hatte er im Laufe ſeiner ganzen Regierung keinen Krieg geführt. Seine Beſonnenheit, die allgemeine Achtung, die ihm als einem der mächtigſten, klügſten und redlichſten Fürſten allgemein gezollt ward, ließen ihn auf friedlichem Wege das erreichen, was Andere mit Hilfe des Schwertes erkämpften. Ehrgeiz war ſeinem Charakter fremd. Er hätte nicht ohne Erfolg ſeine Hand nach der ihm angebotenen Kaiſerkrone ausſtrecken können. In Betracht ſeiner vorgerückten Jahre zog er es jedoch vor, dem ihm von Gott anvertrauten Lande ſeine Regententhätigkeit ungetheilt zuzuwenden. Seine echt teutſche Sinnesart zeigte Friedrich, als er bei dem eifrigen Bewerben fremder Fürſten um die teutſche Kaiſerkrone es weder für gut, noch anſtändig hielt, ſie einem Fremdlinge zu reichen, und ſie deshalb Karl V., der aus einem teutſchen Hauſe ſtammte, zuwenden half, doch vorſichtig genug war, die erſte Wahlcapitulation zwiſchen Kaiſer und Reich zu Stande zu bringen, die für das Gedeihen des damals entſtehenden Werks der Kirchenverbeſſerung von den beſten Folgen war [26]).

Wie ſehr er Luther's Lehre ſchätzte, hatte er durch den Schutz bewieſen, den er ihm gegen den Bann des Papſtes und die vom Kaiſer ausgeſprochene Reichsacht angedeihen ließ. Dennoch hatte er die Achtung gegen Beide nicht verletzt. Statt einer hartnäckigen Widerſetzlichkeit beſchränkte er ſich nur auf den Einwand, daß er Luthern jenen Strafen nicht eher für verfallen erachte, als bis derſelbe mit ſeinen aufgeſtellten Grundſätzen befriedigend widerlegt worden ſei. Mit Friedrich ſank die ſchönſte und erſte Säule, die der Reformation zur Stütze diente. Zwar hatte er ſich, wie bereits erwähnt, eigentlich nie offen und unumwunden für ſie erklärt. Aber ſein Glaubensbekenntniß lag in ſeiner Handlungsweiſe, nicht in bloßen Formeln. Er hatte die neue Lehre in ſeinen Landen vielfach begünſtigt, hatte ihr Kanzeln und Lehrſtühle eingeräumt, um ſie zu verkünden und zu vertheidigen. Er hatte, wie ein geiſtreicher Schriftſteller ſich ausdrückt, die Reformation unter ſeinem Herzen genährt und gepflegt; ſie war gewiſſermaßen ſein Kind, nur daß ſie nicht ſeinen Namen trug.

Friedrich der Weiſe war unvermählt geblieben, der gewöhnlichen Annahme nach aus liebender Rückſicht für ſeinen Bruder Johann und deſſen Nachkommenſchaft. Daß von einem ſo innigen, tief fühlenden Gemüthe, wie das ſeinige war, die Empfindungen der Liebe nicht ganz ausgeſchloſſen ſein konnten, iſt leicht begreiflich. Doch ſcheint ihn dies Bedürfniß nie zum Aufwande oder zu beſondern Protectionen verleitet zu haben. In ſeinem Teſtamente vom Jahre 1525 werden zwei natürliche Söhne Friedrich's erwähnt, Friedrich und Boſtel. Jedem derſelben hatte er ein Jahrgeld von 500 Gulden nebſt dem Schloſſe Jeſſen und einigen Gütern beſtimmt [27]). Er ſoll ſie mit einer gewiſſen Anna Weller von Mölsdorf erzeugt haben [28]), die auch vielleicht die Mutter des „Mägdleins von 13 Jahren“ iſt, das Friedrich, wie er ſich in ſeinem letzten Willen ausdrückt, „gern zu Ehren verſehen wollte“ [29]). Der Mutter ſeiner beiden natürlichen Söhne hatte er ein Legat von 200 Gulden ausgeſetzt. Unter ſeiner Dienerſchaft, die er, wie Spalatin erzählt, ſehr großmüthig in ſeinem Teſtamente bedacht, hatte er auch ſeinen Hofnarren nicht vergeſſen. „Albrechten, meinen Narren,“ hatte er ausdrücklich verordnet, „ſoll mein Bruder zu ſich nehmen, den behalten, und ihm kein Leid thun laſſen“ [30]). Dergleichen Luſtigmacher ſcheinen bei ihm viel gegolten zu haben wegen der oft beachtenswerthen Lehren, die ſie ihm ertheilten. In beſonderer Gunſt ſtand bei ihm der bekannte Klaus von Ranſtädt, gewöhnlich Klaus Narr genannt. Ihn fragte Friedrich, als man ihm einſt zu einer Erbtheilung mit ſeinem Bruder Johann gerathen, um ſeine Meinung. Scherzend ſprach Klaus: „Fritz, gib mir deinen beſten Staatsrock, und ich will dirs ſagen.“

26) ſ. Blätter für literariſche Unterhaltung. 1849. Nr. 19. S. 75. 27) ſ. Friedrich's doppeltes Teſtament in Schöttgen's Nachleſe. 11. Th. S. 68 fg. 28) ſ. Böhme's Sächſiſches Groſchen-Cabinet. 2. Th. S. 75. 29) ſ. Schöttgen a. a. O. S. 68. 30) ſ. a. a. O. S. 73.

Digitized by Google

Als ihm das Kleid gebracht wurde, ſchnitt es Klaus mit einer Scheere in zwei Hälften, zog die eine an, und trat vor den Kurfürſten mit den Worten: „Nun, wie gefall' ich dir?" Friedrich zürnte und wollte den Narren ſeines Schalkſtreichs wegen züchtigen laſſen. Klaus aber erwiederte ganz ruhig: „Seht, gnädiger Herr, dieſer Rock, da er noch ganz war, kleidete Jeden wohl, der ihn anzog. Jetzt, zerſchnitten, taugt er für Niemand. Ebendarum laßt auch das Land ganz und ungetheilt. Habt ihr doch ſämmtlich Raum darin, ihr mögt nun einer oder vier ſein." Des Hofnarren Lehre erſetzte das verderbte Kleid. Friedrich's ungetheilte Herrſchaft mit ſeinem Bruder war durch Beider Eintracht ſegensreich für ihre Unterthanen, und beſonders rechtfertigten die letzten Regierungsjahre des Kurfürſten das Lob, das ihm einer ſeiner Zeitgenoſſen in den Worten ſpendete: „An Friedrich iſt Vieles löblich, ein ſchön gebildeter Körper und ein majeſtätiſches Anſehen, ein ruhiges und geſetztes Gemüth, ein durchdringender Verſtand und ein treues Gedächtniß, ein brennender Eifer für Religion und ein überwiegendes Verlangen nach Frieden und Ruhe. Er iſt ein Mann von ſo herrlichem Charakter, daß er Jedermann liebt, Niemanden haßt, langſam iſt zum Zorn, bereit zum Erbarmen, großmüthig und voll Eifer für die Kirche und die Vertheidigung der göttlichen Ehre. Dazu kommt ſeine Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Sanſtmuth, ſeine Frömmigkeit und Gottesfurcht, und zwar in hohem Grade. Friedrich, das Ebenbild aller Tugenden, begünſtiget und erhebet jedes rechtſchaffene Herz, und liebt alle guten Köpfe. Jenen gibt er Ehrenſtellen, dieſen Prieſter- und Obrigkeitsſtellen. Die Fremden nimmt er liebreich auf, hört ſie mit Aufmerkſamkeit, begegnet ihnen großmüthig, und verſtattet Jedermann einen guten und leichten Zutritt. Niemand verläßt ihn, der ihn einmal kennt; nicht des Fürſten Stolz, nur eigene Unwürdigkeit kann ihn von Friedrich entfernen."

Sein Nachfolger in der Kur und dem Herzogthume Sachſen war ſein Bruder Johann der Beſtändige, der mit ihm bisher in den Erneſtiniſchen Landen gemeinſam regiert hatte. Ein Bildniß Friedrich's des Weiſen befindet ſich in H. Meynert's Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und vor der unten erwähnten Schrift [31]).

(*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH AUGUST I., Kurfürſt von Sachſen, als nachheriger König von Polen Auguſt II., jüngerer Bruder des Kurfürſten Johann Georg IV., folgte dieſem, der aus einer unglücklichen Ehe mit der verwitweten Markgräfin von Ansbach keine Kinder hinterlaſſen hatte, 1694 in der Kurwürde. Er war am 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Die Natur ſchien ihn mit allen Vorzügen ausgeſtattet zu haben, durch die er ſich geiſtig und körperlich geltend machen konnte [1]). Von den Hofleuten ward er in ſeiner Jugend gewöhnlich das ſchöne Prinzlein genannt. Durch frühzeitige Übungen im Reiten, Fechten, Fahnenſchwingen, Ringelrennen, Tanzen, Ballſchlagen u. ſ. w. ward ſeine angeborene Körperkraft zu einer wahrhaft Herkuliſchen Stärke ausgebildet, die, als er heranwuchs, ſich in faſt unglaublichen Proben bewährte. Ob dazu der Umſtand beigetragen, daß ihm als Säugling die Milch einer trächtigen Löwin theelöffelweiſe eingeflößt worden, muß dahin geſtellt bleiben [2]). Seine Muskelkraft mochte ſich wol hauptſächlich durch die eiſernen Kugeln entwickelt haben, die ihn ſein Exercitienmeiſter erſt halten, dann werfen und zuletzt ſchwingen ließ. Auch die Ausbildung ſeiner Geiſteskräfte war unter der ſorgſältigen Erziehung, die er mit ſeinem Bruder Johann Georg IV. erhielt, nicht zurückgeblieben. Witz, Lebhaftigkeit und Kunſtſinn waren vorherrſchend unter ſeinen Naturanlagen. Zu einer eigentlichen Reife des Verſtandes gelangte er nie. Eitelkeit, Prachtliebe, vor allen aber ein ungezügelter Hang zur Wolluſt, bei dem ihm die höhere Liebe nur als Maske diente, verwandelten ſeine innern und äußern Vorzüge nur zu bald in bloße Mittel zur Erreichung ſeiner unlautern Zwecke und zur Befriedigung ſeiner zügelloſen Begierden, die er durch Geld und Prunk fruchtlos zu verhüllen bemüht war.

Nicht zu leugnen iſt, daß Friedrich Auguſt durch die großen Reiſen, die ihn im J. 1687 nach Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn führten, ſeine Welt- und Menſchenkenntniß erweitert und ſeinen Geſchmack ausgebildet hat. Er nahm ſich indeſſen die üppige Weichlichkeit des franzöſiſchen Hofes unter Ludwig XIV. zum Vorbilde, und ſuchte an Prunkſucht und Verſchwendung mit jenem Monarchen zu wetteifern. Die ſpaniſche Romantik, die er ebenfalls von ſeinen Reiſen zurückbrachte, verlor ihren keuſchen Reiz durch ſeine unüberwindliche Hinneigung zu niederer Sinnlichkeit. Es war vielleicht mehr Veränderungsſucht, als eigentlicher kriegeriſcher Sinn, was ihn im J. 1689 bewog, ſeinen Vater in den drei letzten Feldzügen am Rheine zu begleiten. Nach ſeines Vaters Tode (1693) vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Chriſtine Eberhardine von Baireuth. In dem genannten Jahre reiſte er abermals nach Italien. Kaum zwei Monate nach ſeiner Heimkehr erhielt er durch ſeines Bruders Tod die Regierung. Schon früher hatte er in Wien mit dem Könige von Ungarn und nachherigen Kaiſer Joſeph I. eine Art von Freundſchaftsbündniß angeknüpft. Er erneuerte daher im Mai 1694 den zwiſchen

31) M. M. Tutzſchmann, Friedrich der Weiſe, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. (Grimma 1848.) Vgl. außer den bereits erwähnten Quellen H. Döring's Thüringer Chronik. S. 524 fg. 530 fg. 535 fg. Blätter für literariſche Unterhaltung. 1849. Nr. 19. S. 74 fg.

1) *Jo. Petr. de Ludewig*, Germania Princeps. Lib. III. Cap. I. §. 27. p. 403: „Hunc principem inter miracula sui aevi ob plures causas merito referet posteritas. Corporis robore, et mira quadam nervorum et artuum firmitate praevalet caeteros mortales, ut vires, quae hominum sunt, multis intervallis superare videtur. Neque minor in eo animi illa excellentia ac fartitudo, universo fere orbi declarata." — p. 405: „De ejusdem giganteo robore, quo discos, patinas, scyphos ex argento, stanno, cupro aut firmissimo alio metallo altera tantum manu, ut chartulas aut lintea, complicat involvitque."

2) Über dieſe Säugungsart, die ihr Gemahl befohlen, ſoll ſich die Kurfürſtin, Friedrich Auguſt's Mutter, bitter bei ihrem Vater, dem Könige Friedrich III. von Dänemark, beklagt haben: „wie man ihr theures Kind mit wilder Thiere Milch habe füttern und dadurch ſich an Gott und ihrem königlich-kurfürſtlichen Stamme verſündigen wollen."

Digitized by Google

Öſterreich und ſeinem Bruder abgeſchloſſenen Subſidienvertrag, und verſprach unter gewiſſen Bedingungen der ſogenannten großen Allianz von 1689 beizutreten. Seine Ergebenheit gegen das Haus Öſterreich ging ſoweit, daß er ſich erbot, den Kaiſer in dem damaligen Türkenkriege mit 8000 Mann Hilfstruppen zu unterſtützen[3]). Dies Heer wollte er nach Ungarn führen und den Oberbefehl über die dort befindliche kaiſerliche Hauptmacht übernehmen. Dieſen Oberbefehl hatte bisher der Kurfürſt von Baiern geführt, und nach deſſen Beiſpiele legte Friedrich Auguſt bei ſeiner Ankunft in Wien einen Eid ab, der ihn zur Übernahme des Commando's verpflichtete. Im Lager bei Peterwardein, wo er am 18. Juni 1695 erſchien, ermuthigte er durch ſeine Perſönlichkeit das kaiſerliche Heer in ſolchem Grade, daß die Türken, mit dem Sultan Muſtapha II. an ihrer Spitze, ohne eine Schlacht zu wagen, ſich nach Temeswar zurückzogen. Deſſenungeachtet begünſtigte das Glück im Allgemeinen nicht ſonderlich Friedrich Auguſt's Kriegslaufbahn. Verleidet ward ſie ihm zum Theil ſchon dadurch, daß er unter ſeinen Heerführern den ungefälligen Caprara dulden mußte. Den Türken gelang es, Lippa, Titul und Karanſebes zu erobern. Als ſie im September 1695 über die Donau nach Temeswar vorrückten, ward von ihnen eine teutſche Heeresabtheilung, die der General Veterani befehligte, bei Lugos faſt gänzlich aufgerieben. Um dieſen Verluſt einigermaßen zu erſetzen, verſprach Friedrich Auguſt dem Kaiſer eine neue Verſtärkung von 4000 Mann. Die Vortheile, welche der Kurfürſt im folgenden Jahre (1696) den Türken abgewann, waren von keiner Bedeutung. Im Auguſt des genannten Jahres lagerte ſich Friedrich Auguſt vor Temeswar. Er zog dem Hauptheere des Sultans entgegen, das zum Entſatze der Stadt herangerückt war. Aber die blutige Schlacht bei Olaſch, am 27. Aug. 1696, blieb unentſchieden, obgleich Friedrich Auguſt ſich den Sieg anmaßte. Die Türken hatten an jenem Tage über 8000 Mann verloren[4]); aber der Verluſt der Teutſchen war ebenfalls ſo beträchtlich, daß Friedrich Auguſt darüber manche Vorwürfe hören mußte. Er fand ſich dadurch bewogen, den Oberbefehl niederzulegen, dem ſeine Erfahrung und Kriegskenntniß auch wol nicht ganz gewachſen ſein mochte. Er ſelbſt maß den unglücklichen Erfolg der Eiferſucht des Generals Caprara zu, der ſeine Plane vereitelt habe. Auch behauptete er, daß die kaiſerlichen Truppen wegen des ihnen vorenthaltenen Soldes muthlos geworden. Er ſcheint nicht ſonderlich vermißt worden zu ſein, als er nach Sachſen zurückkehrte. Weniger durch ſein Feldherrntalent, als durch rohe Muskelkraft ſoll er ſich ausgezeichnet haben[5]). Seine Sachſen hatte er in Ungarn zurückgelaſſen, wo ſie im folgenden Jahre weſentlichen Antheil an dem Siege hatten, den der berühmte Eugen von Savoyen am 11. Sept. 1697 bei Zentha über die Türken erfocht.

Schon während des Feldzugs hatten Plane ganz anderer Art Friedrich Auguſt's Geiſt beſchäftigt. Nur der äußere Glanz konnte ihn locken, unter den Mitbewerbern um die durch Johann Sobiesky's Tod erledigte polniſche Krone aufzutreten; denn die damit verbundene Macht war durch den mächtigen Einfluß des Adels, der die polniſche Nation im Allgemeinen repräſentirte, ſehr beſchränkt. Dazu kamen noch mannichfache Verträge, die der gewählte König beſchwören mußte. Um dies glänzende Phantom zu erhaſchen, ſcheute Friedrich Auguſt auf Koſten ſeiner Erblande kein Opfer. Der von ihm nach Polen geſandte Oberſt und nachherige Generalfeldmarſchall von Flemming mußte in Friedrich Auguſt's Namen die Verſprechungen überbieten, die der franzöſiſche Prinz von Conti, der ſich ebenfalls um die polniſche Königskrone bewarb, durch den Abbé Polignac gemacht hatte. Durch Geſchenke erkauft, gewann Friedrich Auguſt's Geſandter einen großen Theil des polniſchen Adels für ſich. Der Kurfürſt galt für einen tapfern Mann von ſeltenen Fähigkeiten. Er war im Beſitze reicher Erblande, die ihm wol erlaubten, den mit der polniſchen Krone verbundenen Aufwand zu beſtreiten. Noch beſonders aber wurden ſeine Plane durch den kaiſerlichen Hof unterſtützt, vielleicht mit der geheimen Hoffnung, daß jener Aufwand ihn nöthigen möchte, die Lauſitz wieder an Öſterreich abzutreten[6]). Was ſeiner Wahl noch hinderlich ſein konnte, war der Umſtand, daß man ihn für einen Proteſtanten hielt. Aber auch dieſe Bedenklichkeit ward durch den päpſtlichen Legaten und den kaiſerlichen Geſandten gehoben, welche Beide feierlich erklärten, daß der Kurfürſt bereits zu Baden in Öſterreich zur katholiſchen Kirche übergetreten ſei. Deſſenungeachtet war ſelbſt am Wahltage (den 17. Juni 1697) der Ausgang noch zweifelhaft. Der Prinz Conti ward von dem Primas des Reichs, Friedrich Auguſt dagegen durch den Biſchof von Cujavien zum Könige von Polen ausgerufen. Aber die ſächſiſche Partei war die ſtärkere, und der Kurfürſt trug über ſeinen Mitbewerber den Sieg davon. In Friedrich Auguſt's Namen unterzeichnete der Oberſt von Flemming die pacta conventa. Die Republik ſchickte hierauf an den Kurfürſten, der ſich mit 8000 Mann bereits zu Tarnowitz an der ſchleſiſch-polniſchen Grenze befand, eine feierliche Geſandtſchaft. Friedrich Auguſt empfing ſie mit außerordentlicher Pracht. Sein Anzug allein, mit den Edelſteinen am Hute, Degen u. ſ. w. ſoll über eine Million Thaler werth geweſen ſein[7]). Am 2. Sept. 1697 hielt Friedrich Auguſt, der in der Reihe der polniſchen Könige den Namen Auguſt II. führt, einen feierlichen Einzug in Krakau, wo drei Tage nachher ſeine Krönung ſtattfand, und ſpäterhin, im Januar 1698, zu Warſchau.

Um die beſorgten Landſtände wegen der Vernachläſſigung ſeiner Erbſtaaten zu beruhigen, hatte er bereits am 17. Juli 1697 den von dem kaiſerlichen Hofe ihm

3) Über den Vertrag, den Friedrich Auguſt darüber mit dem Kaiſer ſchloß, vergl. J. B. Mencken's Leben und Thaten Kaiſer Leopold's I. (Leipzig 1707.) S. 607 fg.

4) ſ. Mencken a. a. O. S. 623.

5) Die Türken ſollen ihn, wegen ſeiner gewaltigen Körperkraft, Demir helhe — die Eiſenhand — genannt haben.

6) Vgl. *C. F. Weisii* Vitae octo Principum Saxoniae Electorum stirpis Albert. a Frid. Augusto I. retro usque ad Mauritium. (Dresdae 1734.) p. 286.

7) ſ. Müller's Sächſiſche Annalen. S. 650.

Digitized by Google

empfohlenen Fürſten Anton Egon von Fürſtenberg [8]) zum Statthalter in Kurſachſen ernannt, der zugleich in einer zur Abſtellung mannichfacher Misbräuche angeordneten Generalcommiſſion in Dresden den Vorſitz führen ſollte. Große Senſation hatte in Friedrich Auguſt's Erblanden ſein Übertritt zur römiſch-katholiſchen Kirche erregt. Als Beherrſcher eines Landes, in welchem die Reformation zuerſt Pflege und Schutz gefunden, verleugnete er das wieder, wofür ſeine Vorgänger und ſein Volk gekämpft und gelitten. Und das Alles, um eine Krone zu erhaſchen, deren Beſitz ihm mannichfache Verluſte und ſtets ſich erneuende Opfer koſtete. Er glaubte ſeine Landſtände und Unterthanen über ſeine Religionsveränderung beruhigen zu müſſen, und that dies durch die Erklärung, daß er „nicht etwa aus Conſideration einiger Würden und Nutzens, ſondern allein Gott vor Augen habend, den römiſch-katholiſchen Glauben angenommen." Seiner Unterthanen Beſorgniſſe ſuchte er durch die Verſicherung niederzuſchlagen, daß er ſie „bei der Augsburgiſchen Confeſſion, hergebrachten Gewiſſensfreiheit, Kirchen, Gottesdienſt, Ceremonien, Univerſitäten, Schulen und allen andern Prärogativen, wie ſie ſolche anjetzo beſäßen, kräftigſt erhalten und handhaben, auch Niemanden zur katholiſchen Religion zwingen, ſondern Jedem ſein Gewiſſen frei laſſen wolle" [9]). Das Directorium corporis Evangelicorum übertrug der Kurfürſt am 16. Juli 1698 dem Herzoge Friedrich II. von Gotha, und als dieſer es wieder zurückgab, dem Herzoge Johann Georg von Weißenfels. Beide hatten ſich dabei der Bedingung unterwerfen müſſen, ihr Amt nicht ohne Zuziehung des evangeliſchen geheimen Conciliums in Dresden zu verwalten [10]).

Die Erwerbung Polens hatte ſo gewaltige Opfer gekoſtet, daß Friedrich Auguſt außerordentlicher Einnahmen bedurfte, um die erſchöpfte Landescaſſe wieder zu füllen. Er wußte ſich in ſolchen Verlegenheiten bald zu helfen. Leichtſinnig veräußerte er Beſitzungen, Rechte und Anſprüche, die eine ſpätere Generation mit großen Opfern wieder einlöſen mußte. So verzichtete er, wie bereits früher erwähnt worden, auf Sachſen-Lauenburg zu Gunſten des Herzogs von Braunſchweig-Celle, mit Ausnahme von Titel und Wappen gegen die Summe von 1,000,000 Gulden. Für 300,000 Thaler trat er an Brandenburg die Erbvoigtei über Quedlinburg, nebſt den drei Ämtern Lauenburg, Sevenberg und Gersdorf ab, auf welche Brandenburg ohnedies ſchon ſeit längerer Zeit Anſprüche geltend gemacht hatte [11]). Den Petersberg bei Halle, ein altes Beſitzthum des Stammhauſes Wettin, gab er gleichfalls an Brandenburg hin. Das Amt Borna überließ er für 500,000 Gulden wiederkäuflich an Gotha, das Amt Gräfenhainichen für 35,000 Thaler an Deſſau, das Amt Pforta für 100,000 Gulden an Weimar. Den ſächſiſchen Antheil an der Grafſchaft Mansfeld trat er für 600,000 Thaler an Hanover ab. Aus ähnlicher Induſtrie ſchloß er einen ſeltſamen Vertrag mit Schwarzburg, nach welchem er auf die Oberhoheitsrechte über die Lande dieſes Fürſtenhauſes Verzicht leiſtete. Der Hauptreceß über dieſen Vertrag kam jedoch, nach langen Verhandlungen, erſt am 8. Oct. 1709 zu Stande [12]). Dieſe Handlungsweiſe erinnerte, wie ein geiſtreicher Schriftſteller ſich ausdrückt, an frühere und dunklere Zeiten, wo Fürſten ihre Ländereien wie kleine Münze im Beutel umhertrugen und ſie für ein zufälliges Herzensgelüſte leichtfertig hinwarfen.

Nachtheiliger noch als der Verluſt an Landen und Rechten, welche Friedrich Auguſt ſeinen geſteigerten Geldbedürfniſſen zum Opfer brachte, war ſein Antheil an dem ſogenannten nordiſchen Kriege. Veranlaßt ward dieſer Krieg durch den damaligen Zuſtand Schwedens. Ein 15jähriger König, Karl XII., von dem man ſich wenig verſprach, hatte damals (1697) den ſchwediſchen Thron beſtiegen. In ähnlicher Weiſe, wie Dänemark und Rußland dieſen ſcheinbar günſtigen Zeitpunkt zur Vergrößerung ihrer Macht zu benutzen ſuchten, wollte auch Friedrich Auguſt als König von Polen den Schweden wieder die Provinz Livland entreißen. Mit ſeiner eignen Kraft glaubte er nicht auszureichen. Er nahm daher zu fremder Unterſtützung ſeine Zuflucht. Das zwiſchen Sachſen und Dänemark ſeit längerer Zeit beſtehende Defenſivbündniß ward von Friedrich Auguſt am 29. März 1698 erneuert und auch auf Polen ausgedehnt. Auch den Zar von Rußland, Peter den Großen, zog Friedrich Auguſt in ſein Intereſſe, indem er unter dem Beitritte Dänemarks ein Offenſiv- und Defenſivbündniß mit dem ruſſiſchen Monarchen abſchloß [13]). Als Grund der Kriegserklärung gegen Schweden gab Friedrich Auguſt ſein in den pactis conventis gegebenes Verſprechen an, die Republik Polen wieder in den Beſitz der ihr entriſſenen Länder zu ſetzen. Auch fühlte er ſich beleidigt, daß der königlich polniſche Geſandte 1697 am Hofe zu Stockholm keine Audienz erhalten hatte. Ein ſcheinbarer Vorwand zum Kriege mit Schweden war für Friedrich Auguſt, daß dies Reich verſprochen hatte, als der König Johann Kaſimir von Polen im Frieden zu Oliva (1660) Livland an Schweden abtrat, dieſe Provinz in allen ihren beſtehenden Freiheiten und Gerechtſamen zu ſchirmen [14]). Deſſenungeachtet war nach einem ſchwediſchen Reichstagsbeſchluſſe vom Jahre 1680 eine Reduction der veräußerten Krongüter zur Sprache gekommen, und dieſe Maß-

8) Er hielt ſich größtentheils zu Wermsdorf auf und ſtarb am 10. Oct. 1716; ſ. Heinrich's Handbuch der ſächſiſchen Geſchichte. 2. Th. S. 437.

9) ſ. Cod. August. T. I. p. 346. Vogel's Leipziger Annalen. S. 904. Eine ähnliche Religionsverſicherung erhielt auch die Oberlauſitz. Vgl. *Carpzovii* Analecta festorum Zittaviensia. T. III. p. 46.

10) ſ. *Rudolphi* Gotha diplomatica. T. I. p. 217. König Friedrich Auguſt's Verſicherungen wegen Religions- und Gewiſſensfreiheit in Sachſen. (1718. 4.) S. 19.

11) Vgl. Müller's Sächſiſche Annalen. S. 656 und 658.

12) Vgl. Heydenreich's Hiſtorie des Hauſes Schwarzburg. S. 321 fg. Weiße. 5. Th. S. 325 fg. Weinert. 1. Th. S. 202 fg. Winkopp's Rheiniſcher Bund. 14. Heft. S. 161 fg. Dort findet man den leſenswerthen Aufſatz: Recherche des relations de la maison reignante de Saxe avec la maison des Princes de Schwarzbourg-Sondershausen-Rudolstadt, et de ce qu'il en suit, d'après que la dernière a accedé à la confédération du Rhin. Der Aufſatz iſt im Intereſſe des Hauſes Schwarzburg geſchrieben.

13) ſ. Mémoires du règne de Pierre le Grand. (à la Haye 1725.) T. II. p. 267.

14) Vgl. *Böhmii* Acta pac. Oliv. T. I. Sect. 2. p. 158.

Digitized by Google

regel in Livland mit aller Strenge ausgeführt worden. In dem Plane einer Wiedervereinigung der genannten Provinz mit Polen ward Friedrich Auguſt vorzüglich beſtärkt durch einen misvergnügten Livländer, den durch ſeine verhängnißvolle Laufbahn merkwürdigen Johann Reinhold von Patkul. Zu Stockholm hatte dieſer Mann die Sache ſeines Vaterlandes mit Eifer und Unerſchrockenheit, doch nicht mit der gehörigen Mäßigung, vertheidigt. Als ſchwediſcher Hauptmann war er mit ſeinem Vorgeſetzten, dem Grafen von Haſtfer, Generalgouverneur von Livland, in Streit verwickelt worden, hatte aber, vor eine königliche Commiſſion in Stockholm geſtellt, den übeln Ausgang ſeines Proceſſes fürchtend, ſich durch die Flucht gerettet, und war nach mehren Reiſen durch die Schweiz und Italien, auf Empfehlung des Feldmarſchalls von Flemming, mit dem Charakter eines Kriegsraths in ſächſiſche Dienſte getreten[15]). Er war es vorzüglich, der den Feldzug Friedrich Auguſt's gegen Schweden eifrig zu betreiben ſuchte, was ihm um ſo leichter ward, da dieſe Idee den genannten Fürſten ſchon längere Zeit beſchäftigt hatte.

Noch ehe die Sachſen in Livland eindrangen, hatte Dänemark durch einen Angriff des Herzogs von Holſtein Gottorp, Friedrich IV., den Schwager und Freund Karl's XII., die Feindſeligkeiten eröffnet. Unterſtützt durch ſchwediſche, holländiſche und braunſchweigiſche Hilfstruppen, ging der Herzog über die Elbe und nöthigte die Dänen, die Belagerung von Tönningen wieder aufzugeben. Noch mehr ſahen ſie ſich bedrängt durch einen Einfall der Verbündeten in das däniſche Holſtein. Friedrich Auguſt ſandte dem Könige von Dänemark im Juli 1700 eine Verſtärkung von 8000 Mann, die aber von den hanoverſchen und celle'ſchen Truppen zurückgeworfen wurden. Als der König von Dänemark bald nachher, im Auguſt 1700, den Frieden von Travendahl ſchloß, verlor Friedrich Auguſt auf dieſe Weiſe einen mächtigen Bundesgenoſſen, und ſah ſich in dem Kampfe gegen Schweden nur auf die Hilfe Rußlands beſchränkt. Im Einverſtändniſſe mit dieſer Macht eröffnete der Graf von Flemming den Krieg mit einer ſächſiſchen Heeresabtheilung durch die Einnahme der ſogenannten Koberſchanze bei Riga und der Dünamündenſchanze. Die Belagerung von Riga durch die Sachſen mußte aber bei der Annäherung ſchwediſcher Hilfstruppen wieder aufgegeben werden[16]). Vergebens ſuchte der General Patkul auf Streifzügen durch das Land den livländiſchen Adel zu einem Aufſtande zu bewegen. Aber auch von den Polen ſah ſich Friedrich Auguſt getäuſcht. In Factionen getheilt, blieben ſeine wiederholten Verſuche fruchtlos, ſie zu einer Kriegserklärung und zum Kampfe zu ermuntern. Sie verwieſen die Berathung über dieſe Angelegenheit auf einen allgemeinen Reichstag.

Mit Aufbietung aller Kräfte, die ihm zu Gebote ſtanden, brachte Friedrich Auguſt ein Heer von 20,000 Mann ſächſiſcher Truppen zuſammen. An der Spitze dieſes Heeres ging er über die Düna, und unternahm im Auguſt 1700 einen neuen Angriff auf Riga. Dort ereilte ihn die entmuthigende Nachricht von dem Friedensſchluſſe Dänemarks mit Schweden. Die Stadt Riga war ſtark befeſtigt und ward tapfer vertheidigt. Ohne die Hilfe Rußlands konnte Friedrich Auguſt ſeine Abſicht nicht erreichen. Gleichwol zögerte der Zar mit dem verſprochenen Beiſtande[17]). Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich Friedrich Auguſt, unter Vermittelung des franzöſiſchen Geſandten, dem ſchwediſchen Hofe Friedensvorſchläge zu eröffnen[18]). Vielleicht geſchah dies nur, um Zeit zu gewinnen. Er brach die Unterhandlungen wieder ab, als der Zar Schweden den Krieg erklärte und mit 80,000 Mann in Livland eindrang. Als aber dies Heer durch Karl XII. am 30. Nov. 1700 in dem blutigen Treffen bei Narva geſchlagen und faſt gänzlich aufgerieben ward[19]), ſah Friedrich Auguſt auch ſeine auf den Beiſtand Rußlands gegründeten Hoffnungen vereitelt. Auch ſeine eigenen Truppen, die Sachſen, wurden von Karl XII., der mit einem verſtärkten Heere im Juli 1701 über die Düna ging, in die Flucht geſchlagen und mußten ganz Livland räumen. Friedrich Auguſt's Lage grenzte an Verzweiflung, um ſo mehr, da Karl XII. den ihm gemachten Friedensvorſchlägen kein Gehör gab. Friedrich Auguſt täuſchte ſich, als er ſeine Geliebte, die bekannte Gräfin Aurora von Königsmark, in der Hoffnung an den Schwedenkönig ſendete, daß dieſe, durch äußerliche Reize und einen hohen Grad von Bildung ausgezeichnete Frau[20]) über das Herz des jungen Helden ſiegen und ihn zu Unterhandlungen geneigt machen möchte. Bei Ludwig XIV. von Frankreich würde eine ſolche Unterhandlung ihren Zweck wahrſcheinlich nicht verfehlt haben, Karl XII. aber war von dieſer Seite unzugänglich. Die ſchöne Gräfin kehrte nach Warſchau zurück, ohne den ſchwediſchen Monarchen geſprochen zu haben[21]). Erfolglos blieben auch die Friedensvorſchläge, welche Friedrich Auguſt durch ſeinen Kammerherrn, den Grafen Vitzthum von Eckſtädt, dem Könige von Schweden eröffnen ließ[22]). Ebenſo wenig ſcheint durch die Conferenzen zwiſchen den Geſandten der polniſchen Republik und den Bevollmächtigten Karl's XII. etwas Sonderliches erreicht worden zu ſein[23]).

15) Er hatte zuletzt das Schickſal, von Friedrich Auguſt, dem er verdächtig geworden war, an Karl XII. ausgeliefert und von dieſem Monarchen am 10. Oct. 1707 zu einem ſchmachvollen Tode verurtheilt zu werden. Vgl. Patkul's Berichte an das zariſche Cabinet in Moskau ꝛc., nebſt Nachrichten von ſeinem Leben. (Berlin 1792.) 2 Thle. Woltmann's Geſchichte und Politik. 1802. 1. St. S. 1—57. 16) ſ. Livonica, oder einige zur Erläuterung der im J. 1700 in Livland entſtandenen Unruhen dienende Stücke. Fasc. 4. No. 11. p. 23 seq.

17) ſ. Mémoires de Pierre le Grand. T. II. p. 317. 18) ſ. Livonica. Fasc. 4. No. 14. 16. 19. Fasc. 5. No. 1. 19) ſ. Mémoires l. c. T. II. p. 336 seq. 20) Vgl. F. W. G. Cramer's Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora und der Königsmark'ſchen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. (Leipzig 1836.) 2 Bde. F. Palmblad, Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Aus dem Schwediſchen. (Leipzig 1848. gr. 12.) 2 Thle. Auch in den Teutſchen Frauen von A. v. Sternberg (ebendaſ. 1848. 2 Bde.) befindet ſich eine Biographie der Gräfin. 21) ſ. Mémoires de Pierre le Grand. T. II. p. 340 seq. Mémoires sur les dernières révolutions de la Pologne etc. (Rotterd. 1710.) p. 99 seq. 22) ſ. Zaluski Epistol. historico-familiares. T. III. p. 166. 23) ſ. Zaluski l. c. p. 152 seq. 171 seq. Mémoires de Lamberty. T. II. p. 168 seq.

Digitized by Google

Der Schwedenkönig ging vielmehr ſoweit, daß er im Mai 1702 an der Spitze eines mächtigen Heeres in Polen einrückte und auf die Abſetzung Friedrich Auguſt's drang, den er als einen für Schweden gefährlichen Nachbar bezeichnete[24]). Bei Cliſſow erfocht er am 20. Juli 1702 einen glänzenden Sieg über die ſächſiſchen Truppen, und eroberte Krakau. Nach der Schlacht bei Pultowsk brachte er das ganze polniſche Preußen, bis auf die Stadt Danzig, in ſeine Gewalt.

Friedrich Auguſt's Hoffnungen ruhten, nach ſo betrübenden Ereigniſſen, auf einem Reichstage, der zu Lublin gehalten werden ſollte, und von welchem er ſich um ſo mehr verſprach, da der größte Theil der Polen in Folge einer zu Sendomir errichteten Conſöderation ſich zur muthigen Vertheidigung ihres Königs bereit erklärt hatte. Völlig unwirkſam wurden jedoch dieſe Anſtalten durch die geheimen Umtriebe des Cardinal-Primas Michael Radzirjowsky. Dieſer franzöſiſch geſinnte Geiſtliche erließ am 20. Jan. 1704 ein Schreiben, durch welches er den polniſchen Adel in Warſchau verſammelte. Unterſtützt durch die Intriguen des ſchwediſchen Bevollmächtigten und von perſönlichem Haß gegen Friedrich Auguſt erfüllt, brachte er es ſoweit, daß dieſer am 14. Febr. 1704 des polniſchen Thrones für verluſtig erklärt ward[25]). Friedrich Auguſt ließ kein Mittel unverſucht, die getrennten Polen zu vereinigen und dadurch ſeine Entthronung zu hintertreiben. Es glückte ihm, den zu Warſchau vorgeſchlagenen Kronbewerber, Jacob Sobiesky, den älteſten Prinzen des vorigen Königs, nebſt ſeinem Bruder Conſtantin auf ihrer Reiſe von Olau nach Breslau aufheben und Beide als Gefangene nach Leipzig auf die Pleißenburg abführen zu laſſen[26]). Alle dieſe Schritte hatten jedoch keinen ſonderlichen Erfolg. Durch Drohungen und Gewalt wußte Karl XII. auf einer neuen Reichsverſammlung in Warſchau es dahin zu bringen, daß der Woiwode von Poſen, Stanislaus Lesczinsky, am 12. Juli 1704 zum Könige gewählt und als ſolcher von dem größten Theile der Polen, ſelbſt von den ſendomirſchen Conſöderirten, in ſeiner Würde anerkannt ward. Lesczinsky's Krönung fand am 4. Oct. 1705 zu Warſchau ſtatt. Mit ihm und ſeiner Partei ſchloß Karl XII. einen Friedens- und Allianztractat, nach welchem ſie ſich gegenſeitig verpflichteten, den König und ſeine Anhänger ſo lange zu verfolgen, bis ſie die Republik gänzlich geräumt haben würden.

Zu Friedrich Auguſt's bisherigen Unfällen geſellte ſich um dieſe Zeit noch ein neuer, der die traurigſten Folgen nach ſich zog. Ein Heer von 20,000 Mann, das der General von Schulenburg für ihn in Sachſen angeworben, erlitt eine furchtbare Niederlage. Von dem ſchwediſchen Generale Rhenſchild wurden die ſächſiſchen Truppen bei Frauſtadt an der ſchleſiſchen Grenze den 24. Febr. 1706 angegriffen und völlig geſchlagen[27]). Dieſer entſcheidende Sieg brachte Karl XII. zu dem Entſchluſſe, ſich ſelbſt nach Sachſen zu begeben. Durch ſeine perſönliche Erſcheinung ſollte Friedrich Auguſt genöthigt werden, auf die polniſche Krone völlig zu verzichten. Ein Friedensſchluß, bei dem der Vortheil auf ſeiner Seite war, lag ebenfalls in Karl's XII. Plane. Im Auguſt 1706 brach er durch Schleſien, ohne erſt des Kaiſers Erlaubniß abzuwarten, geradeswegs nach Sachſen auf. Er erſchien dort, von Stanislaus Lesczinsky begleitet, mit einem Heere von 16,000 Mann. Den ſchwediſchen General Mardenfeld hatte er zur Beobachtung Friedrich Auguſt's mit einer mäßigen Truppenabtheilung in Polen zurückgelaſſen. Noch vom 30jährigen Kriege her klang der Schweden Name furchtbar in dem Ohre des ſächſiſchen Landmanns und Bürgers. Furcht und Schrecken herrſchten überall, als Karl XII. in die Oberlauſitz und das Gebiet von Meißen vordrang. Ohne ſonderlichen Widerſtand zu finden, beſetzte er mehre Orte. Zu Altranſtädt, in deſſen Nähe Guſtav Adolf gefallen war, nahm er ſein Hauptquartier. Für Friedrich Auguſt war der Einfall des Schwedenkönigs in ſeine Erblande einer der furchtbarſten Schickſalsſchläge, die ihn treffen konnten. Faſt unter jeder Bedingung hätte er Frieden ſchließen mögen. Indeſſen durfte er die Unterhandlungen nur heimlich betreiben, weil er von ſeinem Bundesgenoſſen, dem Zar, ſcharf beobachtet ward, und dieſer die Sache leicht rückgängig machen konnte. So von zwei Seiten bedroht, ſandte Friedrich Auguſt den geheimen Rath von Imhof und den geheimen Referendar Pfingſten mit ausgedehnter Vollmacht nach Sachſen. Zu Biſchofswerda trafen ſie im September 1706 mit den ſchwediſchen Abgeordneten, dem Grafen Piper und dem Staatsſecretair Hermelin zuſammen. Den Vorſchlag Friedrich Auguſt's, Polen zu theilen, verwarf Karl XII. Die von ihm mit allem Übermuthe des Siegers vorgeſchriebenen Bedingungen, unter denen der Friede zu Altranſtädt am 24. Sept. 1706 geſchloſſen ward, beſtanden im Weſentlichen darin, daß Friedrich Auguſt für immer auf die polniſche Krone verzichten, und nur den Titel und die Würde eines Königs behalten, als rechtmäßigen König von Polen aber den Stanislaus Lesczinsky anerkennen ſollte. Verlangt ward außerdem die Auflöſung des von Friedrich Auguſt geſchloſſenen Bündniſſes mit Rußland, die Freilaſſung aller gefangenen polniſchen Prinzen, die Auslieferung aller Flüchtlinge und die Einräumung von Winterquartieren für die Schweden in Sachſen. Auch ſollte Friedrich Auguſt in den ſächſiſchen Landen und in der Lauſitz keine Veränderung in der evangeliſchen Lehre ſich ſelbſt oder Andern erlauben. Zugeſichert ward ihm dagegen der Schutz der Könige von Schweden und von Polen, wenn er wegen des altranſtädter Friedens von Rußland angegriffen werden ſollte.

Wegen der Ratification dieſes Friedens war der früher erwähnte geheime Referendar Pfingſten nach Petrikow geſandt worden, wo ſich Friedrich Auguſt aufhielt. Die-

24) Vgl. das „Schwediſche Manifeſt bei fernerer Einrückung dero Armee in das Königreich Polen," in den Livonicis. Fasc. 10, No. 7. p. 20 seq. *Lamberty* l. c. T. II. p. 168 seq. 25) ſ. Mémoires sur les dernières révolutions etc. p. 52 seq. 26) Sie blieben dort verhaftet bis zu dem ſpäter zu erwähnenden Frieden von Altranſtädt, der am 24. Sept. 1706 geſchloſſen ward.

27) ſ. Histoire militaire de Charles XII. par Mr. *Adlerfeld.* (Amsterd. 1740.) T. II. p. 541 seq.

Digitized by Google

ſer aber ſchien über die an ihn gemachten Foderungen ſo beſtürzt, daß Pfingſten nicht wagte, ihm den bereits erfolgten völligen Friedensabſchluß zu geſtehen; vielmehr machte er ihm Hoffnung, bei ſeiner Rückkehr nach Sachſen billigere Bedingungen ſtellen zu können. Er hatte ſogar die Verwegenheit, zur Ratification des Friedens ſich eines von dem Kurfürſten früher erhaltenen Blankets zu bedienen. Entrüſtet über dieſe Täuſchung und über das Überſchreiten der Vollmacht, die er ſeinen Geſandten ertheilt hatte, ließ Friedrich Auguſt ſowol Pfingſten, als den bei jenem Betruge mitbetheiligten geheimen Rath von Imhof auf dem Königſteine verhaften. In dem gegen Pfingſten eingeleiteten Proceſſe war ihm die Todesſtrafe zuerkannt worden, die aber Friedrich Auguſt, wie bei ſeinem Mitſchuldigen, dem geheimen Rathe von Imhof, in ein lebenslängliches Gefängniß verwandelte [28]).

Völlig niedergeſchlagen durch dieſe Ereigniſſe hatte Friedrich Auguſt es nicht über ſich gewinnen können, die abgeſchloſſenen Verträge öffentlich bekannt zu machen. Er hatte ſie ſogar eine Zeit lang hartnäckig geleugnet. Durch dieſe Heimlichkeit ſah er ſich genöthigt, auf Veranlaſſung ſeines bisherigen Bundesgenoſſen, des Zars, dem ſchwediſchen Generale Mardenfeld, der in Polen zurückgeblieben war, bei Kaliſch am 29. Oct. 1706 noch ein Treffen zu liefern, in welchem der genannte General gefangen und ſein Heer faſt gänzlich aufgerieben ward [29]). Karl XII. nahm dies ſo übel auf, daß beinahe der Friede wieder rückgängig geworden wäre. Indeſſen beruhigte er ſich doch einigermaßen, als Friedrich Auguſt ſich mit der äußerſten Nothwendigkeit entſchuldigte, und ſich zugleich zum Schadenerſatz erbot. Am 26. Nov. 1706 ward der altranſtädter Friede, nachdem bisher blos von einem Waffenſtillſtande die Rede geweſen war, öffentlich bekannt gemacht.

Hart, bis zur völligen Erſchöpfung, litten Friedrich Auguſt's ſächſiſche Erblande unter den Erpreſſungen der Schweden, deren Winterquartiere Karl XII., unter allerlei Vorwänden, im Widerſpruche mit den abgeſchloſſenen Verträgen, bis zum September 1707 verlängerte. Über 23 Millionen Thaler ſoll Sachſen an Kriegsſteuern entrichtet haben [30]). Beſonders drückend ward der Schweden Aufenthalt in Sachſen noch dadurch, daß Karl XII. ſein Heer, das Anfangs kaum 16,000 Streiter zählte, nach und nach bis auf 40,000 Mann vermehrte. Faſt ſchien es, als wolle er das Land ſo ausſaugen, daß es ſeinem Kurfürſten, dem Karl XII. nie recht traute, keine Unterſtützung für neue Kriegsplane gewähren könnte. In ſeinem Übermuthe ging der Schwedenkönig ſoweit, daß er Sachſen nicht verließ, ohne dem Kurfürſten, mit dem er wegen des altranſtädter Friedens in ſehr geſpannten Verhältniſſen lebte, einen perſönlichen Beſuch in Dresden abzuſtatten. Sein bisheriges Kriegsglück verließ aber Karl XII., als er im September 1707 über die Oder nach Polen aufbrach, um dem Zar Peter dem Großen ein dem Schickſale des Kurfürſten ähnliches Loos zu bereiten. In der blutigen Schlacht bei Pultawa, am 9. Juli 1709, wurden ihm von den Ruſſen die Früchte aller ſeiner bisherigen Siege geraubt.

Schon einige Zeit vor dieſer furchtbaren Niederlage, im Juni 1709, hatte Friedrich Auguſt, unter dem eifrigen Bemühen, die Noth ſeiner erſchöpften Erblande zu mildern, mit dem Könige Friedrich IV. von Dänemark ein Bündniß gegen Schweden geſchloſſen. Auch auf den Beiſtand des Königs von Preußen glaubte er rechnen zu können. Unter ſo günſtigen Ausſichten athmete er wieder freier auf. Die Nachricht von Karl's XII. Niederlage bei Pultawa erhöhete ſeinen Muth. Von der ihm treu gebliebenen Partei in Polen war er zur Wiederannahme der Krone ermuntert worden. In einem Manifeſte, das er am 8. Aug. 1709 bekannt machte, berief er ſich hauptſächlich auf die geſetzloſe Wahl Lesczinsky's, auf die Verletzung der Rechtsformen beim Abſchluſſe des altranſtädter Friedens, und auf ſeinen der Republik Polen geleiſteten Eid, den er nicht einſeitig brechen könne [31]). Den Fürſten von Fürſtenberg, den er zum Statthalter von Sachſen ernannt hatte, ließ er dort zurück, als er im October 1709 mit 13,000 Mann nach Polen aufbrach. In Thorn erneuerte er ſein Bündniß mit Peter I. und ſchloß ein neues mit dem Könige von Preußen. Die Polen neigten ſich wieder auf ſeine Seite, als Stanislaus Lesczinsky nach einigen unglücklichen Gefechten, um die Ruhe in ſeinem Vaterlande wiederherzuſtellen, auf die Regierung feierlich verzichtete.

Nicht unbegründet ſchien indeſſen die Beſorgniß, daß bei einer Erneuerung des nordiſchen Krieges das teutſche Reich ſelbſt bedroht werden könnte. Daher vereinigten ſich England, Holland und Öſterreich im März 1710 durch das ſogenannte haager Concert zu einer Garantie der Neutralität aller Provinzen der kriegführenden Mächte. Dieſe Neutralität ward nicht nur von Friedrich Auguſt, von Peter I. und dem Könige von Dänemark, ſondern auch von den ſchwediſchen Ständen auf einem Reichstage zu Stockholm genehmigt. Unbedingt verworfen ward ſie jedoch als unerlaubt und parteiiſch von Karl XII., der zu Wien und ſpäterhin zu Regensburg feierlich dagegen proteſtirte, mit der entſchiedenen Erklärung, ſeinen Feind aufzuſuchen und anzugreifen, wo und wann er ihn finden möchte. Durch dieſen Trotz hielten ſich die verbündeten nordiſchen Mächte zu einem Einfalle in die ſchwediſch-teutſchen Provinzen für berechtigt. In einem von ihm erlaſſenen Manifeſte [32]) ſuchte Friedrich Auguſt den Schritt zu rechtfertigen, daß er im Auguſt 1711 an der Spitze von 20,000 Mann, unter denen ſich auch Ruſſen befanden,

28) ſ. Birken's Sächſiſcher Heldenſaal. 2. Th. S. 344. Weinart in ſeiner Literatur der ſächſiſchen Geſchichte und Staatskunde (2. Th. S. 437) erwähnt ein Manuſcript unter dem Titel: Actenmäßige Darſtellung, daß Anton Albrecht Freiherr von Imhof, ingleichen Georg Ernſt Pfingſten, in denen von ihnen übergebenen Defenſionsſchriften etwas, ſo ihnen zu ſtatten kommen könnte, nicht angeführet. Dresden, den 20. Dec. 1710. 29) ſ. Histoire militaire de Charles XII. par Mr. *Adlerfeld*. T. III. p. 75 seq. Mémoires de Pierre le Grand. T. II. p. 399. 30) ſ. *C. L. Mencken*, Diss. de contributione suecica. (Viteb. 1718. 4.)

31) ſ. Glafey's Kern der Geſchichte des Kurhauſes Sachſen. S. 1428 fg. Mémoires sur les dernières révolutions de la Pologne p. 211 seq. 237 seq. 32) ſ. Mémoires de *Lamberty*. T. VI. p. 477 seq.

Digitized by Google

in Pommern eingedrungen war. Mit einem gleich ſtarken Heere war auch der König von Preußen dahin aufgebrochen. Die Belagerung von Stralſund mußte Friedrich Auguſt wieder aufgeben. Auch von Wismar hatten die Dänen nach einer vergeblichen Blokade abziehen müſſen. Jedenfalls hatten wenigſtens die verbündeten Heere den ſchwediſchen Truppen, die noch in Pommern ſtanden, den Rückzug nach Polen abgeſchnitten und ſie auf dieſe Weiſe von der Beförderung des Türkenkrieges abgehalten. Die Alliirten ſahen ſich jedoch genöthigt, Pommern gänzlich zu räumen, als dort im September 1712 der ſchwediſche Feldmarſchall Steenbock an der Spitze eines Heeres von 10,000 Mann erſchien. Der Krieg zog ſich nun ins Mecklenburgiſche. Die feindlichen Heere ſtanden ſich ſchon nahe gegenüber, als ein 14tägiger Waffenſtillſtand, durch den ſächſiſchen Generalfeldmarſchall von Flemming abgeſchloſſen, den Ausbruch des Kampfes verhinderte [33]). Daß Friedrich Auguſt um dieſen unerwarteten Schritt gewußt, läßt ſich kaum bezweifeln. Jedenfalls war er eine Folge der von dem berliner Hofe zwiſchen Sachſen und Schweden angeknüpften Unterhandlungen, nach welchen Stanislaus Lesczinsky die polniſche Krone an Friedrich Auguſt abtreten, die ſächſiſchen und ſchwediſchen Truppen ſich aber zur Unterdrückung des Zar vereinigen ſollten [34]). Dazu zeigte ſich Niemand bereitwilliger, als Friedrich Auguſt, der die wachſende Macht des ruſſiſchen Monarchen und ihre Erweiterungen in der Nähe von Polen längſt mit argwöhniſchen Blicken betrachtete. Dieſer Plan ſcheiterte jedoch, da Karl XII., ſeiner ungünſtigen Lage ungeachtet, von Bender aus ſich entſchieden gegen jenen Vertrag erklärte.

Unterdeſſen hatte der ſchwediſche Feldmarſchall Steenbock ſich auf die durch den erwähnten Waffenſtillſtand iſolirten Dänen geworfen. Den Sieg, den er über ſie bei Gadebuſch am 20. Dec. 1712 erfocht [35]), konnte er nicht weiter verfolgen. Die Überlegenheit der ruſſiſchen und ſächſiſchen Truppen, vorzüglich aber der Mangel an Proviant, nöthigte ihn, ſich ins Holſteiniſche zurückzuziehen. Von den Verbündeten in die Feſtung Tönningen eingeſchloſſen, mußte er, hart bedrängt, am 16. Mai 1713 die oldesworther Capitulation eingehen [36]) und ſich mit ſeinem ganzen Heere von ungefähr 11,000 Mann ergeben. Dem ſchwediſchen Reiche drohte durch die erwähnte Capitulation der Verluſt ſeiner ſämmtlichen Provinzen. Um dieſer Gefahr vorzubeugen, ſchloß der Adminiſtrator von Holſtein-Gottorp mit dem ſchwediſchen Generalgouverneur Grafen Walling am 10. Juni 1713, und bald nachher, am 22., auch mit dem Könige von Preußen einen Sequeſtrationsvertrag über die Städte Stettin und Wismar. Die erſtgenannte Feſtung traf aber durch die Weigerung ihres Commandanten, ohne ausdrücklichen Befehl ſeines Königs fremde Truppen unter die Beſatzung aufzunehmen, das unvermeidliche Schickſal, nach einer hartnäckigen Belagerung durch die Ruſſen zur Übergabe gezwungen zu werden. Ehe dieſe, durch Preußens Vermittelung, Stettin geräumt hatten und holſteiniſche und preußiſche Truppen dorthin verlegt worden waren, die jedoch völlig neutral bleiben und ſich nur auf die Vertheidigung der Feſtung beſchränken ſollten, hatte Preußen am 6. Oct. 1713 zu Schwedt mit den verbündeten Mächten des Nordens einen neuen Sequeſtrationsvertrag geſchloſſen, in der Abſicht, dadurch einen allgemeinen Frieden zu erzielen. Die Lage der Dinge nahm jedoch eine ganz andere Wendung, als Karl XII. am 22. Nov. 1714 unvermuthet aus der Türkei nach Stralſund zurückkehrte. Seine vielfachen Rüſtungen ſchienen zu der Vermuthung zu berechtigen, daß er die Reſtitution des Königs Stanislaus Lesczinsky beabſichtige. Für dieſen hatte ſich in Polen eine neue Conföderation gebildet, zu welcher faſt die ganze Kronarmee gehörte. Die Feindſeligkeiten erneuerten ſich, als Preußen, unter dem Vorwande, für ſeine Foderungen an Schweden von dieſem Reiche noch nicht befriedigt worden zu ſein, Karl XII. die Zurückgabe der ſequeſtrirten Plätze verweigerte. Unter dieſen Umſtänden ſchloſſen im Februar 1715 die Könige von Polen, Dänemark, Preußen und Kurhanover ein Bündniß gegen Schweden. Sie belagerten Karl XII. im Juli 1715 in Stralſund, bemächtigten ſich noch mehrer eroberten Plätze der Inſel Rügen, und brachten es dahin, daß der ſchwediſche Monarch Stralſund noch vor der Capitulation verlaſſen und ſich nach Schonen flüchten mußte. Seine Macht war aber durch den Verluſt von Wismar ſo völlig gebrochen, daß er von den in Polen entſtandenen Unruhen keinen ſonderlichen Vortheil ziehen konnte. Deſto lebhafter war das Intereſſe, das Friedrich daran nahm. Für ihn eröffneten ſich aber bedenkliche Ausſichten durch die zweideutigen Geſinnungen des Zars, der durch die insgeheim mit Schweden angeknüpften Friedensunterhandlungen für das Schickſal des ſchon ſo hart gedrückten Sachſenlandes neue Beſorgniſſe erregte.

Gehoben ward dieſe Furcht durch die verhängnißvolle Kugel, welche am 11. Dec. 1718 in den Laufgräben von Friedrichshall Karl's XII. unruhvolles Leben gewaltſam endete. Jene Kugel nahm auch aus Friedrich Auguſt's Laufbahn das größte Hinderniß hinweg, gegen welches er mit ſeiner ganzen Kraft bisher gekämpft hatte. Da Karl XII. kinderlos geſtorben war, folgte ihm ſeine Schweſter Ulrike Leonore auf dem ſchwediſchen Throne. Sie theilte nicht ihres Bruders Geſinnungen, und ſchien vielmehr geneigt, durch Separatverträge ſich mit den Feinden ihres Reichs zu verſöhnen. Auch mit dem polniſchen General Poniatowsky, den Friedrich Auguſt im December 1719 als ſeinen Bevollmächtigten nach Stockholm geſandt hatte, ſchloß die Königin Ulrike Leonore einen geheimen, mit einem Waffenſtillſtande verbundenen Präliminarvertrag, der einem künftigen Friedensſchluſſe zur Baſis dienen ſollte [37]). Beide, Friedrich Auguſt und die Königin, entſagten in jenem Vertrage ihren Anſprüchen. Sie beſtätigten den im J. 1660 in dem Kloſter Oliva bei Danzig geſchloſſe-

33) ſ. Nordberg's Anmerkungen zu ſeiner Geſchichte Karl's XII. 2. Th. S. 379 fg. 34) ſ. v. Pölnitz, Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeſchichte der vier letzten Regenten des preußiſchen Staates. 1. Th. S. 595 fg. 35) ſ. Mémoires de *Lamberty*. T. VII. p. 629 seq. 36) ſ. *Lamberty* l. c. p. 301 seq.

37) ſ. Electa juris publici. T. XIX. p. 779 seq. Schmauß, Einleitung zur Staatswirthſchaft. 2. Th. S. 492.

Digitized by Google

nen Frieden, mit dem gegenſeitigen Verſprechen, Polens Freiheit zu ſchirmen und der wachſenden Macht Rußlands, die beſonders Friedrich Auguſt mit Argwohn betrachtete, kräftig Einhalt zu thun. Ihn erkannte Schweden als rechtmäßigen König von Polen an; doch mußte er an Stanislaus Lesczinsky, der den Königstitel beibehielt, eine Million Thaler bezahlen. Dieſer Vertrag war im Allgemeinen für beide Theile ſo annehmbar, und ſie ſchienen ſo wenig geneigt, ihn zu kürzen oder zu überſchreiten, daß erſt nach zehn Jahren, am 9. Mai 1729, ein völliger Friedensſchluß erfolgte, den die ſchwediſchen und polniſchen Reichsſtände in den Jahren 1731 und 1732 zu Stockholm und Warſchau beſtätigten [38]). So endete der langwierige und für Sachſen ſo verderbliche Krieg, in welchen Friedrich Auguſt blos der polniſchen Krone wegen war verwickelt worden. Um ſeine Partei in Polen zu verſtärken, hatte er Alles aufgeboten und kein Mittel unverſucht gelaſſen. In dieſer Abſicht hatte er unter andern den von Wladislaus Locticus geſtifteten polniſchen weißen Adlerorden wieder erneuert.

Als Kurfürſt von Sachſen hatte Friedrich Auguſt, nach dem Beiſpiele der Fürſten von Schwarzenberg, Öttingen, Schwarzburg u. A., die ſich um Sitz und Stimme auf dem Reichstage bewarben, ſein Anrecht auf die vier alten Reichsſtimmen in Bezug auf Thüringen, die Markgrafſchaft und das Burggrafthum Meißen und Magdeburg im J. 1708 geltend gemacht. Dieſe Bemühungen waren fruchtlos geweſen. Dafür ward ihm im J. 1711 eine andere Auszeichnung. Nach dem am 17. April des genannten Jahres erfolgten Tode Kaiſer Joſeph's I. erhielt Friedrich Auguſt, nebſt dem Kurfürſten von der Pfalz, das Reichsvicariat. Mit dieſer Würde bekleidet, erneuerte er die Vollmachten der zur Viſitation des Reichskammergerichts ernannten kaiſerlichen Commiſſare. Für zweckmäßig hielt er einige damit verbundene Abänderungen. Statt des bisherigen Vicariatshofgerichts errichtete er in Dresden eine Vicariatscommiſſion zur Unterſuchung und Entſcheidung von ſächſiſchen Rechtshändeln, die bisher der Reichshofrath geſchlichtet hatte. Dem Adel empfahl ſich Friedrich Auguſt, als er mehre dazu gehörende Familien, die Herren von Kospoth, Hoym, Vitzthum, Flemming u. A., in den Grafenſtand erhob. Den Juriſtenfacultäten zu Wittenberg und Leipzig, ſowie dem Magiſtrat der zuletzt genannten Stadt, ertheilte er die Comitive. Bei der Ausübung des ſogenannten Rechts der erſten Bitte fand er jedoch manchen Widerſpruch. Man verſuchte ihm dies Vicariatsrecht und einige andere, die ihm nach der goldenen Bulle und den Reichsgeſetzen zuſtanden, ſtreitig zu machen [39]). In andere Mißhelligkeiten, die bald wieder beſeitigt wurden, ward Friedrich Auguſt verwickelt, als er 1719 den Übertritt ſeines Sohnes und Nachfolgers zur römiſch-katholiſchen Kirche öffentlich bekannt machte.

Vielfache Verdienſte um ſein Volk und Land erwarb ſich Friedrich Auguſt durch manche zweckmäßige Einrichtungen und Verbeſſerungen. Dahin gehört eine neue Proceßordnung, deren erſter Entwurf vom J. 1687 noch in die Regierungszeit ſeines Vorgängers, Johann Georg's IV., fällt. Das bisherige Gerichtsverfahren ward dadurch weſentlich verbeſſert, wenn auch manche Übelſtände nicht ganz gehoben wurden, und der langſame Gang der Proceſſe im Allgemeinen noch fortdauerte. Wichtig war die neue Taxordnung, die auf Friedrich Auguſt's Befehl entworfen ward. Er ſorgte für eine ſchärfere Prüfung der Notare und Advocaten, die unter eine genauere Controle geſtellt wurden. Geſchärfte Mandate erließ er gegen den Zweikampf. Auch das leichtſinnige Bankrottiren ward ſtrenger als bisher beſtraft. Wegen der mannichfachen Schwierigkeiten, die mit einer genauen Reviſion der bisherigen Polizeigeſetze verbunden waren, blieb eine von den Reichsſtänden beabſichtigte neue Polizeiordnung zwar ein bloßes Project, indeſſen wurden doch die gegen Raub und Diebſtahl gerichteten Strafen geſchärft. Eine allgemeine Feuerordnung kam zu Stande. Der Bettelei ward geſteuert durch eine zweckmäßigere Organiſation des Armenweſens. Auf dem Schloſſe zu Waldheim ward ein beſonderes Zucht- und Armenhaus eingerichtet. Im J. 1724 erſchien der bekannte, von Johann Chriſtian Lünig verfaßte, Codex Augusteus, der zwar nur eine Privatſammlung der wichtigſten Landesgeſetze war, doch, durch die dazu ernannten Commiſſarien geprüft, eine Rechtsgültigkeit erhielt. Dem geſunkenen Wohlſtande des Landes ſuchte er auf mehrfache Weiſe durch Anlegung von Manufacturen und Fabriken aufzuhelfen, wodurch die inländiſche Induſtrie befördert und dem Nachtheile geſteuert ward, die unentbehrlichſten Bedürfniſſe aus fremden Landen zu beziehen. Zu den erfreulichſten Erſcheinungen in ſeiner Regierung gehörte die Erfindung des meißniſchen Porzellans durch Johann Friedrich Böttiger, der ſpäter in den Adelſtand erhoben ward, und die nachherige Begründung der berühmten Porzellanfabrik zu Meißen [40]). Auch manche zweckmäßige Schritte wurden unter Friedrich Auguſt's Regierung zur Beförderung des Handels gethan. Mit dem Könige von Preußen ward 1728 wegen gegenſeitiger Handelsfreiheit und Pacification der Acciſen ein Vertrag geſchloſſen, der vielen ſächſiſchen Landesproducten wieder eine freie Bahn eröffnete. Einer von Friedrich Auguſt entworfenen Commerziendeputation ſetzten jedoch die Stände ſo viele Bedenklichkeiten entgegen, daß ſie erſt unter ſeinem Nachfolger zu Stande kam. Das Münzweſen war eine von Friedrich Auguſt's Hauptſorgen. Alle einheimiſchen Münzſorten wurden unter ſeiner Regierung in richtigerem Schrot und Korn geprägt. Nur die 1702 in Umlauf geſetzten Sechſer, vom Volke Seufzer genannt, ſanken, da man ſchnell ihren innern Werth kennen lernte, auf zwei Pfennige herab, und die Regierung ſelbſt beſtätigte dieſe Reduction. Viele Vorwürfe mußte der Graf von Beichlingen hören, daß er gegen Friedrich Auguſt's Willen dieſe

38) ſ. *Rousset*, Supplém. au corps diplom. T. II. P. II. p. 282. 415. 39) Vergl. Struve's Hiſtoriſche Nachricht von den Vicarien des heiligen römiſchen Reichs. (1711. 4.)

40) ſ. Kanzelmann's Hiſtoriſche Nachrichten über die königliche Porzellanmanufactur zu Meißen, und deren Stifter, den Freiherrn von Böttiger. (Meißen 1810.) Engelhard's Erdbeſchreibung des Königreichs Sachſen. 5. Th. S. 236 fg.

Digitized by Google

Münzen ſo allgemein verbreitet hatte. Auf die Richtigkeit der übrigen Gepräge hatte dieſe unbedeutende Ausnahme keinen weitern Einfluß. Große Nachtheile entſtanden aber durch den Geldhandel der Kaufleute und durch den Unfug der ſogenannten Kipper und Wipper, die aus den benachbarten Staaten ſchlechte und geringhaltige Münzen nach Sachſen brachten und die gute Landesmünze ausführten. Dieſem Unfuge konnte das geſchärfte Münzmandat, welches Friedrich Auguſt noch das Jahr vor ſeinem Tode, am 9. Juli 1732, erließ, nicht völlig ſteuern. Die eigentliche Urſache dieſes Übels zu ergründen, war er eifrig bemüht. Er griff unter andern nach dem von ſeinen Ständen ihm empfohlenen Mittel, die in den Grenzorten circulirenden geringhaltigen Münzen durch den Münzwardein in Leipzig gegen gute eintauſchen zu laſſen. Eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete er dem Bergbau, als einer der hauptſächlichſten Erwerbsquellen Sachſens. Er erließ ein umfaſſendes Geſetz zur Abſtellung mancher Mängel und Misbräuche, die ſich in das Bergwerksweſen eingeſchlichen und zu manchen Streitigkeiten Anlaß gegeben hatten. Verdient machte er ſich beſonders durch die General-Schmelzadminiſtration in Freiberg. Zweckmäßige Verordnungen entwarf er auch, nach vorgängiger Berathung mit ſeinen Ständen, zur Verbeſſerung der Baumcultur, wodurch er dem drohenden Holzmangel in ſeinen Landen abhalf. Für den allgemeinen Verkehr von Wichtigkeit waren die Veränderungen, welche Friedrich Auguſt im Poſtweſen traf, und die damit verbundene Einrichtung neuer Poſten. Durch einen Hauptreceß vom 15. Jan. 1703 hatte er die bisherigen Irrungen mit dem Reichspoſtweſen beſeitigt. Es geſchah hauptſächlich in Bezug auf dies Inſtitut, als der berühmte Geograph M. Zürner im J. 1721 von Friedrich Auguſt mit einer Ausmeſſung ſeiner Geſammtlande beauftragt ward, welche die Errichtung von ſteinernen Meilenſäulen an den Landſtraßen zur Folge hatte.

Unverkennbar war durch Friedrich Auguſt's glanzvolle Regierung der Sinn für Kunſt und Geſchmack in Sachſen geweckt und genährt worden. Außer mehren prachtvollen Gebäuden, die er in Dresden aufführen ließ, verdankten ihm auch die dortigen reichen Kunſtſammlungen ihren Urſprung, namentlich die Gemäldegalerie, das Antikencabinet und eine koſtbare Sammlung von Kupferſtichen und Handzeichnungen. Es war eine verzeihliche Eitelkeit, ſich ſelbſt und ſeine perſönliche Erſcheinung jenen Sammlungen gewiſſermaßen aufzudrängen. Ein Beiſpiel dieſer Art liefert die dresdener Rüſtkammer, die mit ſeinen eigenen Armaturen, Feſtgeprängen, Masken u. dgl. faſt überfüllt iſt. Friedrich Auguſt war großmüthig und freigebig. Jede Engherzigkeit ſchien ihm fremd. Seinen Hofhalt einem genau berechneten Finanzſyſteme zu accommodiren, lag nicht in ſeinem Charakter. Er wollte ein König ſein und den Glanz behaupten, den er von ſeiner hohen Stellung für unzertrennlich hielt. Daß ſein Aufwand mit den productiven Kräften und Erwerbsquellen ſeines Landes durchaus in keinem Verhältniſſe ſtand, machte ihm ebenſo wenig Sorge, als die unvermeidliche Steigerung der Abgaben, die, ſo drückend ſie für ſein Volk waren, dennoch nicht hinreichten, den Staat vor einer ſchweren Schuldenlaſt zu bewahren.

Verführend wirkte auf Friedrich Auguſt das Muſter Ludwig's XIV. Die Idee, dem franzöſiſchen Monarchen an Pracht, Galanterie und angeblicher Ritterlichkeit nicht nachſtehen zu wollen, gab ſeinem Leben ſchon früh eine verkehrte Richtung. Noch immer ſchwelgte ſeine üppige Einbildungskraft in den Erinnerungen an den Glanz des franzöſiſchen Hofes, den er in ſeiner Jugend beſucht hatte. Dennoch war er, was ihm in vielfacher Hinſicht zur Ehre gereicht, nicht der Mann, der mit Ludwig XIV. in die Schranken treten konnte. An Witz, Feinheit und Lebhaftigkeit des Geiſtes konnte er ſich mit dem franzöſiſchen Könige allenfalls meſſen; aber die feine Ironie, die ſcherzende und bezaubernde Gewiſſenloſigkeit, durch welche Ludwig imponirte, ſtand mit Friedrich Auguſt's teutſcher Geradheit im ſchneidendſten Contraſt. Immer beſaß er noch zu viel Gemüth, ungeachtet ſeiner entſchiedenen Anlage zur Despotie. Nur auf den äußern Pomp beſchränkte ſich ſeine Ähnlichkeit mit Ludwig XIV. Daß es ihm dabei nicht an Geſchmack fehlte, bewies die Wahl und Erfindung ſinnreicher Feſte und Aufzüge, worin es ihm unter den damaligen teutſchen Fürſten kaum einer zuvorthat. Bei ſolchen Gelegenheiten zeigte er ſich beſonders freigebig gegen Künſtler, die es verſtanden, ſeinem verwöhnten plaſtiſchen Sinne durch erfinderiſche Neuheit zu ſchmeicheln und daneben auch ſeine Sinnlichkeit durch üppige Darſtellungen zu reizen. Weniger that er für die Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, außer wenn beide dazu dienten, ſeiner Eitelkeit zu fröhnen, oder ihn unmittelbar zu verherrlichen.

Läßt ſich auch Friedrich Auguſt's Verſchwendung keineswegs rechtfertigen, ſo brachten doch ſeine Bauten, ſeine Feſte und Garderoben ſeinen Unterthanen theils Genuß, theils Verdienſt und Lohn. Auch der Umſtand iſt nicht zu überſehen, daß ſeine Prachtliebe viele Fremde ins Land zog, wodurch das Geld in fortwährender Circulation erhalten und einer Stockung des allgemeinen Verkehrs im Handel und Gewerbe vorgebeugt ward. Ein ſchwererer Vorwurf dürfte ihn treffen wegen der ungeheuren Summen, die er an ſeine Maitreſſen und Favoritinnen und deren Kinder vergeudete. Die berüchtigte Gräfin Koſel allein ſoll ihn 20 Millionen gekoſtet haben. So ungeheure Summen brachte er ſeiner Sinnlichkeit zum Opfer, während in vielen Provinzen ſeines Landes Noth und Elend herrſchten, ja eine völlige Hungersnoth wüthete. Leicht erklären läßt ſich's, wie die fortwährenden Liebes- und Luxusgedanken ihn von ernſteren Gegenſtänden abziehen mußten. Manche heilſame Plane und Einrichtungen wurden ihm verleidet durch die polniſchen Angelegenheiten. Argwöhniſch beobachteten die Polen alle ſeine Handlungen, und erblickten in jeder einigermaßen energiſchen Maßregel eine Beſchränkung ihrer Nationalfreiheit, auf die ſie eiferſüchtiger waren, als irgend ein anderes Volk. Zwar hatte er bereits 1716 zu Warſchau mit den conföderirten Polen einen beſtändigen Frieden geſchloſſen, und ſich dadurch, wie er glaubte, auf dem polniſchen Throne völlig befeſtigt. Dennoch fehlte es auch ſpäterhin nicht an innern Unruhen und Aufſtänden, bei denen er nicht gleich-

Digitized by Google

gültig bleiben konnte. Zu beſchwerlichen und koſtſpieligen Reiſen nöthigten ihn die Reichsverſammlungen, die faſt alljährlich bald zu Warſchau, bald zu Grodno gehalten wurden, und meiſtens ohne einen ſonderlichen Erfolg ſich wieder auflöſten.

In den letzten Jahren ſeines Lebens ſchloß Friedrich Auguſt mit dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., mit dem er ſeit 1717 in mehrfache Mishelligkeiten verwickelt worden war, eine Art von Freundſchaftsbund. Noch feſter ward dies Verhältniß durch einen Beſuch, den beide Fürſten ſich gegenſeitig in Dresden und Berlin abſtatteten. Friedrich's Liebe zur Pracht und zum äußern Glanze zeigte ſich in der Art und Weiſe, wie er ſeinen hohen Gaſt 1728 in Dresden bewirthete. Der König von Preußen wohnte auch dem berühmten Luſtlager bei, welches Friedrich Auguſt im Juni 1730 veranſtaltete. Zu dieſer Truppenmuſterung ſeiner Heeresmacht, die gegen 30,000 Streiter zählte, und ſich bei Zeithayn in der Gegend von Mühlberg verſammelte, hatte Friedrich Auguſt gegen 50 fürſtliche Perſonen eingeladen. An Pracht und Verſchwendung ſollen wenige Feſte jenes Luſtlager übertroffen haben. Man berechnete die Koſten auf 968,000 Thlr.[41]). Minder glänzend und koſtſpielig war eine ähnliche Feſtlichkeit, zu welcher er im Auguſt 1732 die polniſchen und ſächſiſchen Truppen bei Warſchau zuſammenzog. Im October 1732 war er von dort nach Dresden zurückgekehrt, verließ jedoch dieſe Reſidenz ſchon wieder im Januar 1733, und begab ſich nach Polen, um den dortigen Reichstag zu eröffnen, der ſich nach mehren fruchtloſen Verhandlungen in den Jahren 1729—1732 immer wieder zerſchlagen hatte.

Polen, das für Sachſen das Grab ſo vieler Schätze und Geldſummen geworden war, ſollte auch Friedrich Auguſt's Grab werden. Ein älterer Schade am linken Schenkel, der nie ganz hatte heilen wollen, verſchlimmerte ſich plötzlich. Der hinzutretende Brand machte ſeinem von Pracht, Genüſſen, Stürmen und Abenteuern bunt durchkreuzten Leben ein Ende. Er ſtarb, wenige Tage nach Eröffnung des Reichstages, in Warſchau am 1. Febr. 1733 in den Armen ſeines Günſtlings, des nachherigen Miniſters und Grafen Heinrich von Brühl. Friedrich Auguſt hatte ein Alter von 63 Jahren erreicht. Seine Gemahlin, Chriſtiane Eberhardine, eine Prinzeſſin von Baireuth, war bereits 1727 geſtorben. Mit ſtiller Reſignation hatte ſie, beſonders in ſpätern Jahren, ſo manche Verhältniſſe ertragen, die den Frieden ihrer Ehe trübten. Ihr frommes Gemüth gefiel ſich in der Zurückgezogenheit von der Welt. Sie lebte gewöhnlich zu Pretzſch, und war nie nach Polen gekommen, weil einige dortige Magnaten ſie zum Übertritte zur römiſch-katholiſchen Kirche hatten bereden wollen. Ihrem Gemahl hatte ſie einen einzigen Prinzen geboren, der unter dem Namen Friedrich Auguſt II. ſeinem Vater in der Kur Sachſen, und bald darauf auch auf dem polniſchen Throne nachfolgte. Unter Friedrich Auguſt's natürlichen Söhnen und Töchtern, die er ſämmtlich noch bei ſeinen Lebzeiten reichlich bedacht hatte, zeichnete ſich der Graf Moritz von Sachſen vorzüglich aus, der als Feldherr unter dem Könige Ludwig XV. von Frankreich, mit dem Titel eines Herzogs von Kurland und Semgallen, am 30. Nov. 1750 auf ſeinem Schloſſe zu Chambord ſtarb[42]). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH AUGUST II., Kurfürſt von Sachſen, unter dem Namen Auguſt III. ſpäterhin König von Polen, einziger rechtmäßiger Sohn Friedrich Auguſt's I., folgte ſeinem Vater 1733 in der Kurwürde. Seine Mutter und Großmutter, unter deren Aufſicht er in den erſten Lebensjahren ſtand, ſorgten für ſeinen Unterricht. Wichtigere Schritte zu ſeiner Erziehung that des Prinzen Hofmeiſter, Alexander von Miltitz. Im J. 1711 begleitete Friedrich Auguſt ſeinen Vater nach Polen. Auf der Rückreiſe wohnte er in Frankfurt am Main der Kaiſerkrönung bei. Während eines längern Aufenthaltes in Italien trat er, auf Veranlaſſung und nach dem Beiſpiele ſeines Vaters in Bologna am 17. Nov. 1712, zur katholiſchen Kirche über. Aus unbekannten Urſachen ward dieſer Schritt längere Zeit geheim gehalten und erſt einige Jahre vor ſeiner Vermählung (1717) öffentlich bekannt gemacht. In Florenz beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit der Malerei, für die er ſich von früheſter Jugend an lebhaft intereſſirt hatte. Doch nahm er auch Unterricht in der Geſchichte und Jurisprudenz. In beiden Fächern erwarb er ſich ſchätzbare Kenntniſſe. Seinen Aufenthalt in Italien, wo er meiſtens in Florenz verweilte, unterbrach zu Ende des Jahres 1713 eine Reiſe durch einen Theil von Teutſchland und Frankreich. Von ſeinem Vater, in deſſen Begleitung er dieſe Reiſe unternahm, war ihm die Erzherzogin Maria Joſepha, Kaiſer Joſeph's I. älteſte Tochter, zur Gemahlin beſtimmt worden. Friedrich Auguſt lernte ſie während ſeines Aufenthaltes in Wien im Juli 1717 perſönlich kennen. Erſt nachdem die Erzherzogin auf die öſterreichiſche Erbfolge eidlich verzichtet hatte, fand ihre Vermählung zu Wien am 20. Aug. 1719 ſtatt. Glänzende Feſte wurden von den ſächſiſchen Vaſallen veranſtaltet, als er in Begleitung ſeiner Gemahlin am 2. Sept. 1719 einen prachtvollen Einzug in Dresden hielt. Sein Lieblingsaufenthalt war zu Wermsdorf, wo er ſich aus Neigung viel mit der Jagd beſchäftigte und ſich ein prachtvolles Jagdſchloß erbauen ließ, dem er den Namen Hubertsburg gab.

Sein Übertritt zur römiſch-katholiſchen Kirche, der nicht lange zuvor öffentlich bekannt geworden, hätte wol zur Erneuerung der ſchon früher durch das Beiſpiel ſeines Vaters angeregten Frage Anlaß geben können, ob Kurſachſen das evangeliſche Directorium fortführen dürfe, oder ob daſſelbe nicht füglich einem proteſtantiſchen Reichsfürſten übertragen werden müſſe. Jene Irrungen und Zweifel waren jedoch bereits auf dem Landtage vom 6.

41) Das erwähnte Lager hatte drei Meilen im Umfange, und ward durch ein eigenes Kupferwerk verewigt; ſ. Weinart's Literatur der ſächſiſchen Geſchichte und Staatskunde. 2. Th. S. 438.

42) Vergl. M. Conradi's Lebens- und Regierungsgeſchichte des Kurfürſten Friedrich Auguſt I. oder Auguſt's II., Königs von Polen. Nach Medaillen und Münzen. (Leipzig 1797. 4.) Parthena's Geſchichte Polens unter Auguſt II. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von F. Kloſe. (Mitau 1771—1772.) 2 Bde.

Digitized by Google

Mai 1718 durch ſeines Vaters Erklärung beſeitigt worden, nach welcher die evangeliſche Lehre in ähnlicher Weiſe wie bisher in ſeinen Landen geſchützt werden ſollte. Friedrich Auguſt's Übertritt zur katholiſchen Kirche führte daher für ihn nicht nur keine Unannehmlichkeiten herbei, ſondern brachte ihn dem polniſchen Throne noch um einen Schritt näher. In der Ausſicht, ihn bald zu beſteigen, ließ er ſich nach dem Tode ſeines Vaters als königlicher Prinz huldigen, worüber er jedoch mit den übrigen Kurfürſten in Streit gerieth, welche vom Kaiſer verlangten, ihn zur Ablegung jenes Titels zu zwingen. Ein beſonderer Vortheil ſchien ihm nicht gewonnen, wenn er König von Polen ward. Dennoch ſtrebte er, nicht gewarnt durch ſeines Vaters Beiſpiel, nach dem Beſitze eines Landes, der ſo viele und unſägliche Opfer gekoſtet und ſo geringe Entſchädigung gewährt hatte. Nicht zu großen Hoffnungen berechtigten übrigens die Schritte, welche Friedrich Auguſt that, um das verlockende Kleinod der polniſchen Krone zu gewinnen. Einen Mitbewerber fand er an dem Schwiegerſohne König Ludwig's XV. von Frankreich, Stanislaus Lesczinsky. Ihn zu wählen waren jedoch die meiſten europäiſchen Mächte abgeneigt, weil ſie von dem Einfluſſe Frankreichs auf die Angelegenheiten Polens und mittelbar auch Teutſchlands weſentlichen Nachtheil fürchteten. Dies zu verhindern, hatten kurz vor Auguſt's I. Tode, im Dec. 1732, Öſterreich, Rußland und Preußen den ſogenannten Löwenwaldeſchen Tractat geſchloſſen [1]), und ſich darin vereinigt, die polniſche Wahl auf den Prinzen Emanuel von Portugal, König Johann's V. Bruder, hinzuleiten. Friedrich Auguſt's Hoffnungen würde dieſer Tractat wenigſtens großentheils vereitelt haben, wenn er bei ſeines Vaters Lebzeiten ratificirt worden wäre. Glücklicherweiſe war dies indeſſen noch nicht geſchehen, und Friedrich Auguſt durfte daher, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, die genannten Mächte um ihre Unterſtützung bei ſeiner Wahl erſuchen. Rußland und Öſterreich, die zunächſt nur keinen franzöſiſchen Prinzen auf dem polniſchen Throne wiſſen wollten, konnte er leicht für ſich gewinnen. Unter den Verträgen, die er mit den erwähnten Staaten abſchloß, ward der Tractat mit Öſterreich auch auf ein gegenſeitiges Schutzbündniß ausgedehnt [2]). Friedrich Auguſt verpflichtete ſich darin auch zu der von ſeinem Vater ſtets verweigerten Anerkennung der pragmatiſchen Sanction, welche Kaiſer Karl VI. mit großem Eifer betrieb, um dadurch ſeiner Tochter Maria Thereſia und deren Nachkommen die Erbfolge in der geſammten öſterreichiſchen Monarchie zu ſichern. Seine Gefälligkeit gegen den Kaiſer zeigte Friedrich Auguſt durch das Verſprechen, die pragmatiſche Sanction ſelbſt in dem Falle, wenn er die polniſche Krone nicht erlangen ſollte, anzuerkennen. Karl VI. dagegen verſprach, ihm dazu behilflich zu ſein, in ſofern dies mit der polniſchen Wahlfreiheit irgend verträglich wäre. Der Vertrag, den Friedrich Auguſt mit Rußland ſchloß, hatte keine Schwierigkeiten, da er ſich verpflichtete, als König von Polen den ruſſiſchen Kaiſertitel und die Verfaſſung von Kurland anzuerkennen, beſonders aber auch den polniſchen Anſprüchen auf die Provinz Livland zu entſagen, die von Schweden an Rußland abgetreten war. Auf den Beiſtand des Königs von Preußen, der ihm perſönlich abgeneigt war, mußte Friedrich Auguſt verzichten und mit der Erklärung des Königs, neutral zu bleiben, ſich beruhigen. Durch ihre Abgeordneten in Warſchau erklärten Öſterreich und Rußland, daß ſie nur Friedrich Auguſt als König von Polen anerkennen würden. Noch immer jedoch ward in Polen von der franzöſiſchen Partei die Wahl Stanislaus Lesczinsky's eifrig betrieben, der, als Kaufmann verkleidet, heimlich durch die öſterreichiſchen Staaten nach Warſchau gekommen war und am 12. Sept. 1733 durch den Primas Potocki feierlich zum Könige ausgerufen ward. Die ſächſiſche Partei, der franzöſiſchen gegenüber beiweitem die ſchwächere, ward von dem ruſſiſchen General Lascy, der mit 20,000 Mann gegen Warſchau angerückt war, ſo kräftig unterſtützt, daß Stanislaus Lesczinsky mit ſeinen Vertheidigern nach Danzig fliehen mußte, worauf Friedrich Auguſt auf einem neuen Wahltage, am 3. Oct. 1733, von dem Biſchofe von Krakau unter dem Namen Auguſt's III. zum Könige von Polen ernannt ward. Ihn von ſeiner Wahl zu benachrichtigen, war ſchwer, da die Gegenpartei alle Päſſe aus Polen beſetzt hatte. Eine polniſche Geſandtſchaft, die am 9. Dec. 1733 in Dresden ankam, ſetzte ihn davon in Kenntniß. Am 17. Jan. 1734 ward er in Krakau nebſt ſeiner Gemahlin feierlich gekrönt. Nach einigen Monaten kehrte er wieder nach Sachſen zurück. Rußland ließ ſich die Sache des neuen Polenkönigs um ſo mehr angelegen ſein, da Stanislaus Lesczinsky, außer der Unterſtützung des franzöſiſchen Hofes, noch auf einen mächtigen Anhang in Polen rechnen durfte. Um ihn völlig zu vertreiben, erſchien der ruſſiſche General Lascy, der ſein Heer mit Hilfe des Feldmarſchalls Münnich und mehren ſächſiſchen Truppenabtheilungen bis auf 50,000 Mann verſtärkt hatte, mit einer großen Flotte auf der danziger Rhede, und belagerte die Stadt, die dem Stanislaus Lesczinsky ein Aſyl dargeboten hatte. Danzig mußte ſich, nach hartnäckigem Widerſtande, ergeben. Von 49 polniſchen Magnaten, die ſich dort befanden, ward Friedrich Auguſt als König anerkannt. Der Primas Potocki, der ſich nicht unterwerfen wollte, ward von den Ruſſen als Gefangener nach Thorn abgeführt. Noch ehe Danzig capitulirte, hatte ſich Stanislaus Lesczinsky Nachts in der Kleidung eines Ochſenhändlers unter vielen Gefahren nach Königsberg geflüchtet, wo ihn der König von Preußen ſchützte. Die Stadt Danzig aber, die ſeine Flucht befördert hatte, mußte eine Million Thaler bezahlen [3]).

Die unzufriedenen Gemüther ſchienen noch immer nicht beruhigt. Es brachen einzelne Unruhen und Ver-

1) Der Name rührt von dem ruſſiſchen Oberſtallmeiſter Grafen von Löwenwalde her, der dieſen Tractat zu Berlin mit den öſterreichiſchen und preußiſchen Miniſtern abgeſchloſſen hatte. 2) ſ. *Wenck*, Codex jur. gent. recentiss. (Lipsiae 1781.) Tom. I. p. 700 seq.

3) Vergl. v. Mannſtein's Hiſtoriſch-politiſche und militairiſche Nachrichten von Rußland vom J. 1727—1744. S. 95 fg. Histoire de la dernière guerre et des négociations pour la paix, par *Massuet*. T. I. P. II. p. 150 seq.

Digitized by Google

ſchwörungen gegen den König Auguſt aus, die aber keinen weſentlichen Erfolg hatten. Eine neue Conföderation der polniſchen Magnaten zu Diskow im Palatinate Sendomir diente nur dazu, die Anweſenheit der ruſſiſchen Truppen in Polen zu verlängern. Auguſt III. begab ſich, nachdem er in Dresden ſeinen erſten Landtag geendigt hatte, nach Polen zurück. Er nahm Warſchau in Beſitz, und ſuchte der ihm feindlich geſinnten Partei durch ein Circularſchreiben andere Geſinnungen einzuflößen [4]). Dies gelang ihm um ſo mehr, da die misvergnügten Polen durch eine von ruſſiſcher Seite öffentlich bekannt gemachten Schrift allmälig zu der Überzeugung gelangten, daß Ludwig XV. die bisherigen Schritte zur Erhebung Stanislaus Lesczinsky's auf den polniſchen Thron nur zum Vorwande gebraucht habe, unter den dadurch veranlaßten Wahlunruhen ſeine geheimen Plane gegen das Haus Öſterreich deſto ſicherer auszuführen [5]). Der größere Theil der polniſchen Magnaten unterwarf ſich dem Könige Auguſt. Völlig beruhigt wurden indeſſen die unzufriedenen Gemüther erſt durch die wiener Friedenspräliminarien, welche der Cardinal Fleury am 3. Oct. 1735 zwiſchen Öſterreich und Frankreich vermittelte [6]). Nach dieſem Vertrage ſollte Friedrich Auguſt als König von Polen anerkannt, Stanislaus Lesczinsky aber, mit Beibehaltung des königlichen Titels, von dem künftigen Schwiegerſohne Kaiſer Karl's VI. durch das Herzogthum Lothringen entſchädigt werden. In Folge dieſer Bedingungen verzichtete Stanislaus Lesczinsky am 27. Jan. 1736 zu Königsberg feierlich auf die polniſche Krone, die er zwei Mal getragen und zwei Mal verloren hatte [7]). Völlig ausgeglichen wurden die polniſchen Angelegenheiten auf einem Reichstage zu Warſchau im Juni 1736. Nach den Beſchlüſſen dieſes Reichstages, dem einzigen, der unter Friedrich Auguſt's 30jähriger Regierung zu Stande kam, mußten die ruſſiſchen und ſächſiſchen Truppen, bis auf 2000 Mann Sachſen, welche die Leibwache des Königs bildeten, Polen verlaſſen. Friedrich Auguſt begab ſich bald nachher in ſeine Erbſtaaten zurück. Dort ſtiftete er um dieſe Zeit, am 7. Oct. 1736, zu Hubertsburg zum Andenken Kaiſer Heinrich's II. den Heinrichsorden, dem er das bezeichnende Motto: pietate et virtute bellica gab [8]). Durch den Tod des letzten Grafen von Hanau, von deſſen Erbſtaaten ihm die Ämter Landeck und Frauenſee anheimgefallen waren, fand ſich Friedrich Auguſt (1736) veranlaßt, ſeinen übrigen Titeln auch den eines Grafen von Hanau hinzuzufügen [9]). Von größerer Wichtigkeit für ihn war das Erlöſchen der ſachſen-merſeburgiſchen Linie des Albertiniſchen Hauſes. In Folge dieſes Ereigniſſes ward die Niederlauſitz, nebſt Dobrilugk, Finſterwalde, Bitterfeld, Delitſch und Zörbig wieder dem Kurhauſe Sachſen einverleibt. Auch übernahm Friedrich Auguſt ſeit dieſer Zeit die merſeburgiſche Stiftsregierung.

Auf dem polniſchen Throne hatte Friedrich Auguſt durch den wiener Frieden endlich einen ziemlich feſten Sitz erhalten, der ihm jedoch keinen Erſatz bieten konnte für den Mangel an Selbſtändigkeit, durch den er in der Hand eigennütziger Miniſter und Räthe zu ihrem willenloſen Werkzeuge ward. Er ſah ſich dadurch in manche politiſche Händel verwickelt, die ſeinem Lande und ihm ſelbſt manchen Nachtheil brachten. In den erſten Jahren ſeiner Regierung hatte ſein früherer Reiſebegleiter und nachheriger Cabinetsminiſter, der Fürſt Sulkowsky, einen faſt unumſchränkten Einfluß auf ihn und die Regierungsgeſchäfte ausgeübt. Durch einen Mann von gleichem Ehrgeiz und noch größerer Schlauheit, den in der Geſchichte Sachſens ziemlich berüchtigten Grafen Heinrich von Brühl, ward jener Günſtling verdrängt. Der Graf von Brühl, Anfangs Page am Hofe zu Weißenfels, ſtieg, nachdem er 1738 den nächſten Zutritt zum Könige erhalten, von einer Ehrenſtelle zur andern. Er vereinigte, da er neben neu erlangten Ämtern immer auch noch die alten behielt, endlich alle hohen Staatswürden in ſeiner Perſon. Im J. 1746 ward er zum erſten Miniſter ernannt, und behauptete ſich bis zum Tode des Königs (1763), dem er in wenigen Wochen nachfolgte, in ſeinem faſt unumſchränkten Einfluſſe. Ein Jahrgehalt von mindeſtens 52,000 Thalern, die vielen und ungeheuren Nebenſporteln nicht gerechnet, die er ſich zu verſchaffen wußte, erlaubten ihm einen beiſpielloſen Aufwand, der faſt den Glanz des königlichen Hofſtaates verdunkelte. Die unmäßigſte Verſchwendung herrſchte an ſeiner Tafel und ſeine Bedienung war zahlreicher als die irgend eines regierenden Fürſten. Dabei verwendete er ungeheure Summen auf Gärten, Bibliotheken, Kunſt-, Gemälde-, Naturalienſammlungen und Luxusartikel aller Art. Deſſenungeachtet hinterließ er noch ein Vermögen von mehr als anderthalb Millionen Thaler. Solche Bereicherungen hatten nur durch den Druck des Landes erkauft werden können, und Friedrich Auguſt hatte kein Ohr für die Klagen ſeiner Unterthanen, da er ſich immer nur von den Creaturen ſeines Günſtlings umgeben ſah, und dieſer ihn in einer ſteten Täuſchung über den wahren Stand der Dinge zu erhalten wußte. So ſchlau und gewandt er aber auch ſeinem Charakter nach war, ſchien er doch in einer an politiſchen Ereigniſſen reichen Zeit der hohen Stellung, die er einnahm, nicht gewachſen. Was ſeine Willkür und Habſucht verſchuldete, konnte er nicht vergüten durch ſeine Leitung der Angelegenheiten Sachſens auswärtigen Staaten gegenüber.

Von keinem Ereigniſſe ward das Intereſſe dieſes Landes ſo vielſeitig berührt als von dem Tode Kaiſer Karl's VI. am 20. Oct. 1740. Benachrichtigt von dieſem Ereigniſſe eilte Friedrich Auguſt aus Polen nach Sachſen zurück, um das Reichsvicariat zu übernehmen. Er mußte ſich aber auch rüſten für den Fall eines Krieges,

---

4) ſ. *Rousset*, Recueil historique d'actes, négociations, mémoires et traités etc. T. XI. p. 59. 5) ſ. *Rousset* l. c. p. 165. 6) ſ. *Wenck*, Cod. jur. gentil. T. I. p. 1 seq. 7) ſ. *Wenck* l. c. p. 8. Meynert's Geſchichte des ſächſiſchen Volkes. S. 397. 8) ſ. Glafey's Kern der Geſchichte des Hauſes Kurſachſen. S. 448, wo man das Ordenszeichen abgebildet findet. In dem Motto dieſes Ordens, der ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach ein militairiſcher war, ward ſpäterhin, im September 1768, unter der Adminiſtration des Prinzen Xaver, das Wort pietate weggelaſſen. Nachdem dieſer Orden lange nicht mehr ertheilt worden war, erneuerte ihn der König Friedrich Auguſt I. in den 90ger Jahren während des franzöſiſchen Revolutionskrieges. 9) ſ. Glafey a. a. O. S. 428 fg.

der nach dem Erlöſchen des habsburgiſchen Mannsſtammes zu befürchten war. Von den meiſten europäiſchen Mächten war Maria Thereſia in Folge der von ihnen garantirten pragmatiſchen Sanction als Erbin der geſammten öſterreichiſchen Lande anerkannt worden. Nur der König Friedrich II., der damals eben den preußiſchen Thron beſtiegen, erhob Anſprüche auf die ſchleſiſchen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, und gab durch ſeinen Einfall in Böhmen die Veranlaſſung zu dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege. Noch größere Anſprüche machte der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern, der das nächſte Recht auf die ganze öſterreichiſche Erbſchaft zu haben glaubte, und nach einem zu Nymphenburg am 18. März 1741 mit Frankreich und Spanien geſchloſſenen Bündniſſe mit 40,000 Franzoſen und Baiern den größten Theil von Oberöſterreich eroberte. Von Frankreich wiederholt zur Theilnahme an dem Kampfe aufgefodert und gelockt durch die Ausſicht, zum Beſitze von Mähren und Oberſchleſien zu gelangen [10]), ließ ſich Friedrich Auguſt bewegen, mit Frankreich, Spanien und Baiern zugleich die Waffen gegen Öſterreich zu ergreifen, ungeachtet Maria Thereſia Anfangs von ihm als die einzige rechtmäßige Erbin ihrer väterlichen Lande anerkannt worden war. Durch ein vorausgeſchicktes Manifeſt ſuchte er ſein Betragen gegen den wiener Hof zu rechtfertigen, als er ein Heer von 22,000 Sachſen, von dem Grafen Rutowſky befehligt, am 28. Oct. 1741 in Böhmen einrücken ließ. Von dem Grafen von Brühl erſchien eine ausführliche Erörterung der Gründe, durch welche Friedrich Auguſt beſtimmt worden, ſeine Anſprüche auf die öſterreichiſche Erbfolge mit den Waffen geltend zu machen. In einer zweiten Schrift ward gezeigt, wie die pragmatiſche Sanction wegen des Widerſpruchs der meiſten Mächte und beſonders deshalb ungültig ſei, weil Maria Thereſia durch Annahme eines Mitregenten, ihres Gemahls Franz I., jenes Erbfolgegeſetz ſelbſt verletzt habe [11]).

Das von Friedrich Auguſt nach Böhmen geſandte Heer hatte ſich dort mit den franzöſiſchen und bairiſchen Truppen vereinigt, und ohne ſonderlichen Widerſtand bis Prag vordringend, dieſe Stadt mit Sturm erobert. Dort ließ ſich Friedrich Auguſt's Schwager, der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern, der bald nachher (am 24. Dec. 1742) in Dresden zum Kaiſer gewählt ward, als König von Böhmen krönen. In Verbindung mit den Preußen hatten die ſächſiſchen Truppen ganz Mähren bis auf Brünn beſetzt. Einen ſonderlichen Vortheil brachte ihnen dieſer Feldzug nicht. Bei der ſtrengen Kälte noch dem Mangel an Lebensmitteln preisgegeben, unterlag ein großer Theil des Heeres epidemiſchen Krankheiten. Der Reſt der ſächſiſchen Truppen folgte den Preußen nach, die durch das Vorrücken der Öſterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Fürſten von Lobkowitz genöthigt worden waren, Mähren wieder zu verlaſſen. Das von dem erſtgenannten Fürſten befehligte Heer ſchlug zwar Friedrich II. bei Czaslau am 17. Mai 1742, aber dieſer Sieg erleichterte nur die Bemühungen des Königs Georg II. von England, einen Frieden zwiſchen Öſterreich und Preußen zu vermitteln. Nach dem am 11. Juni 1742 geſchloſſenen breslauer Präliminarvertrage erhielt Friedrich II. ganz Niederſchleſien und den größten Theil von Oberſchleſien, mit völliger Souverainität und Unabhängigkeit von der Krone Böhmens. Sachſen ging dabei gänzlich leer aus. Selbſt in dem Frieden, der am 28. Juli 1742 in Berlin zu Stande kam, ward Friedrich Auguſt nur unter der Bedingung mit eingeſchloſſen, daß er ſeine Truppen binnen ſechzehn Tagen von der franzöſiſchen Armee und aus den öſterreichiſchen Staaten abrufen ſollte [12]). Daß ihm ſo geringer Lohn ward, hatte er freilich zum Theil ſelbſt verſchuldet durch ſeine halben Maßregeln gegen Freund und Feind. Durch allerlei Vorſpiegelungen hatte er Friedrich II. das zur Belagerung von Brünn erfoderliche Geſchütz vorenthalten. Dieſe halben Maßregeln waren jedoch nicht von ihm ſelbſt ausgegangen, ſondern von ſeinem Günſtlinge, dem Grafen Brühl, von dem er über den wahren Stand der Dinge fortwährend getäuſcht worden. Als der König von Preußen von dem bei Czaslau erfochtenen Siege ihm Nachricht gab, ſoll Friedrich Auguſt den Botſchafter gefragt haben, wie ſich die Sachſen in jener Schlacht gehalten, wodurch er bewies, daß die Trennung von den Preußen ihm noch gänzlich unbekannt war.

Die Beſorgniß, bei dem fortwährenden Kriegsglücke, das die öſterreichiſchen Waffen nach dem berliner Frieden begünſtigte, ſeine neuen Beſitzungen in Schleſien wieder zu verlieren, hatte Friedrich II. bewogen, mit Frankreich in eine geheime Verbindung zu treten, nachdem ſich Großbritannien, und bald nachher auch Sardinien zur öſterreichiſchen Partei geſchlagen hatten. Zu Kaiſer Karl's VII. Vortheil, doch auch zu ſeinem eignen, wollte er Böhmen erobern [13]). Er ſchloß daher mit Baiern, der Pfalz und Heſſen-Caſſel am 22. Mai 1744 die ſogenannte frankfurter Union. Unter nicht unvortheilhaften Bedingungen ward auch Friedrich Auguſt von ihm eingeladen, dieſem Bündniſſe beizutreten. Dieſer aber wies die wiederholten Anträge von ſich, weil er ſich ſchon ſeit 1743 zur öſterreichiſchen Partei geſchlagen [14]) und bald nachher auch mit der Königin von Ungarn und Böhmen ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen hatte [15]). Nach der mit Öſterreich eingegangenen Verbindung durfte er dieſem Staate ſeine Hilfe nicht vorenthalten, als Friedrich II. durch einen Einfall in Böhmen im Juli 1744 den zweiten ſchleſiſchen Krieg eröffnete. Dem Herzoge von Weißenfels vertraute er den Oberbefehl über 22,000 Mann Sachſen, die am

10) ſ. Frédéric II. Oeuvres posthumes. T. I. p. 44 seq. v. Olenſchlager's Geſchichte des Interregni nach dem Abſterben Kaiſer Karl's VI. (Frankfurt 1742.) 3. Th. S. 118 fg. Daß Sachſen auch die Ausſicht auf Oberſchleſien erhielt und deshalb wegen der Grenzen mit Preußen negociirt wurde, in Büſching's Magazin. 10. Th. S. 478 fg. 11) ſ. v. Olenſchlager a. a. O. 3. Th. S. 119 fg. 122 fg. 146. Staatskanzlei. 80. Th. S. 291 fg. Sammlung einiger Staatsſchriften, welche nach dem Ableben Kaiſer Karl's VI. zum Vorſchein gekommen. 2. Th. S. 1039 fg. 3. Th. S. 99 fg.

12) ſ. den 11. Artikel der breslauer Präliminarien in *Wenckii* Cod. jur. gentil. rec. T. I. p. 738. 13) ſ. Staatskanzlei. 86. Th. S. 113 fg. *Mably*, Droit public de l'Europe. T. III. p. 42 seq. 14) ſ. *Wenck* l. c. p. 722 seq. 15) ſ. Staatskanzlei. 88. Th. S. 296 fg.

Digitized by Google

5. Oct. 1744 nach Böhmen aufbrachen und ſich dort mit den öſterreichiſchen Truppen unter Karl von Lothringen vereinigten, wodurch Friedrich II. genöthigt ward, bei Kollin über die Elbe zu gehen und ſich zuletzt ganz nach Schleſien zurückzuziehen. Zu der Quadrupelallianz, welche durch König Georg's II. von England Vermittelung am 8. Jan. 1745 zwiſchen Großbritannien, Öſterreich und den Generalſtaaten in Warſchau errichtet ward, gehörte auch Kurſachſen. Zur Vertheidigung des Königreichs Böhmen, mit Ausnahme Schleſiens, ſollte Friedrich Auguſt 30,000 Mann Hilfstruppen ins Feld ſtellen, und dafür von England 100,000, von den Generalſtaaten aber 50,000 Pfd. Sterl. jährliche Subſidien erhalten. Durch Kaiſer Karl's VII. Tod und die dadurch veränderte Lage der Dinge, namentlich die Auflöſung der frankfurter Union [16]), ward Friedrich Auguſt veranlaßt, ungefähr vier Monate nachher in Leipzig am 18. Mai 1745 noch ein geheimes Bündniß mit Öſterreich abzuſchließen [17]). Beide Theile verpflichteten ſich darin, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis Friedrich II. nicht nur ganz Schleſien und Glatz wieder entriſſen, ſondern dieſer furchtbare Nachbar überhaupt in engere Grenzen zurückgedrängt worden wäre. Für Friedrich Auguſt war die von öſterreichiſcher Seite ihm eröffnete Ausſicht lockend, bei einem günſtigen Erfolge des Krieges das Herzogthum Magdeburg nebſt dem Saalkreiſe, das Fürſtenthum Croſſen, nebſt dem dazu gehörigen züllichauer Kreiſe, den ſchwibuſſer Kreis in Schleſien als neue Beſitzungen zu erlangen. Durch die erwähnte nähere Verbindung mit Öſterreich ward Friedrich Auguſt genöthigt, einen Vorſchlag zurückzuweiſen, der ihm nach Kaiſer Karl's VII. Tode von dem franzöſiſchen Hofe gemacht ward. Der Marquis von Valeri ſuchte ihn zu bereden, daß er ſich um die teutſche Kaiſerkrone bewerbe, welche Frankreichs Eiferſucht dem Gemahl der Maria Thereſia nicht gönnte [18]). Das zwiſchen Öſterreich und Sachſen geſchloſſene Bündniß war geheim gehalten worden. Aber der darauf gebaute Plan zur Verminderung der preußiſchen Macht ſcheiterte durch die Niederlage des öſterreichiſch-ſächſiſchen Heeres in der Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1744 [19]).

Um das Reichsvicariat zu übernehmen, war Friedrich Auguſt im Januar 1745 aus Polen nach Sachſen zurückgekehrt. Auf einem Umwege durch Mähren und Böhmen hatte er in Olmütz eine Zuſammenkunft mit dem Großherzoge Franz von Toscana, dem er, ungeachtet des brandenburgiſchen und pfälziſchen Widerſpruches, bei der Kaiſerwahl am 13. Sept. 1745 ſeine Stimme gab, und dadurch ſein Intereſſe für Öſterreich aufs Neue bethätigte. Dies Intereſſe, beſonders aber der wenn auch mislungene Verſuch, ihm Schleſien wieder zu entreißen, ſteigerte Friedrich's II. Entrüſtung gegen Sachſen. Nach dem drohenden Manifeſt, das er bekannt machte, als eine bedeutende preußiſche Heeresabtheilung unter dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau ſich von Magdeburg in die Gegend von Halle zog, mußte Friedrich Auguſt einen Einfall in ſeine Erblande befürchten. Er ſicherte ſich durch ein ſtark verſchanztes Lager vor dem halle'ſchen Thore bei Leipzig. Dorthin zog der größere Theil des ſächſiſchen Heeres, das damals 45,000 Streiter zählte. Den Oberbefehl über dieſe Truppen hatte der Graf Rutowſky erhalten, der jedoch einen Angriff vergebens erwartete. Zu Ende des October hatte er, wie das preußiſche Heer, Cantonnirungsquartiere bezogen. Der gefürchtete Einfall Friedrich's in Sachſen unterblieb, da er zu ebendieſer Zeit mit dem Könige Georg II. von England zu Hanover eine Convention abſchloß, die einem beabſichtigten Frieden mit Öſterreich zur Baſis dienen ſollte. Verworfen ward jedoch dies Project ſowol von dem öſterreichiſchen, als von dem kurſächſiſchen Hofe, obgleich Friedrich II. das öſterreichiſche Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen am 30. Sept. 1745 bei Sorr geſchlagen hatte.

Der Ausführung eines von Öſterreich und Sachſen gemeinſchaftlich entworfenen Planes, zu Anfange des Winters in die Mark, das Magdeburgiſche und in Schleſien zugleich einzufallen [20]), kam Friedrich II. zuvor, als er unvermuthet bei Naumburg über die Queiß ging, vier ſächſiſche Regimenter bei Hennersdorf zerſtreute, und den Prinzen Karl von Lothringen von dem Einfalle in die Mark abhielt, indem er ihn über Zittau nach Böhmen zurücktrieb. Er beſetzte die Lauſitz und richtete ſeinen Zug nach Dresden. In ſeinen Erblanden länger zu verweilen, ſchien Friedrich Auguſt nicht rathſam. Die Regierung legte er in die Hände ſeiner Conferenzminiſter, als er, von ſeiner Familie und dem Grafen Brühl begleitet, ſich nach Prag flüchtete. Unterdeſſen hatte der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, der einen Theil der preußiſchen Heeresmacht befehligte, das von den ſächſiſchen Truppen verlaſſene Lager bei Leipzig und dieſe Stadt ſelbſt beſetzt, die er mit zwei Millionen Thalern brandſchatzte. Auch der Stadt Meißen hatte ſich der Herzog bemächtigt und dadurch mit der Armee des Königs ſich in Verbindung geſetzt [21]). Nach Böhmen mußte Friedrich Auguſt den Reſt ſeiner Truppen flüchten ſehen, die, von dem Grafen Rutowſky befehligt, in der für Preußen ſiegreichen Schlacht bei Keſſelsdorf am 15. Dec. 1745 eine furchtbare Niederlage erlitten hatten. In die Stadt Dresden, die ungeachtet der tapfern Vertheidigung ihres Commandanten, des Generals Boſe, dem Feinde nicht lange widerſtehen konnte, hielt Friedrich II. am 28. Dec. 1745 ſeinen Einzug [22]). Entwaffnet und unter die preußiſchen Regimen-

16) ſ. *Wenck* l. c. T. II. p. 171 seq. Neue Sammlung von Staatsſchriften nach dem Ableben Kaiſer Karl's VII. 1. Th. S. 47 fg. Mémoires pour servir à l'histoire de l'Europe depuis 1740 jusqu'en 1748. T. II. p. 199 seq. Mémoires de nos jours d'après la mort de l'Empereur Charles VII. (Liege 1745.) p. 8 seq. 17) ſ. *Hertzberg*, Recueil des déductions etc. T. I. p. 28 seq. Pütter's Handbuch der teutſchen Staaten. S. 137. Möſer's Staatsarchiv vom Jahre 1756. 1. Th. S. 1042 fg. 18) ſ. Mémoires de nos jours etc. p. 52. Oeuvres posthumes de Frédéric II. T. II. p. 181. 19) ſ. Neue Sammlung von Staatsſchriften nach dem Ableben Kaiſer Karl's VII. 3. Th. S. 1035 fg.

20) ſ. Vollſtändige Sammlung von Actis publicis und Staatsſchriften unter K. Franz. 1. Th. S. 620 fg. 696 fg. 21) ſ. *Lentz*, Becmannus enucleatus, suppletus et continuatus. (Köthen 1757.) Cap. 8. p. 483 fg. 22) ſ. *Lentz* l. c. p. 485.

Digitized by Google

ter geſteckt wurden von ihm 6000 Mann Sachſen, die ſich nach Dresden geworfen hatten.

Auch nach dem Siege, den er bei Keſſelsdorf erfochten, ſchien der König von Preußen zu Friedensunterhandlungen, welchen die hanoverſche Convention zur Baſis dienen ſollte, nicht abgeneigt. Unwiderleglich geht dies aus ſeinem damaligen Briefwechſel mit Villiers, dem engliſchen Geſandten am dresdener Hofe, hervor [23]). Von ſächſiſcher Seite wurden jene Unterhandlungen beſchleunigt durch den harten Druck der preußiſchen Brandſchatzungen. Der Friede ward an Einem Tage (den 25. Dec. 1745) zwiſchen Öſterreich und Preußen und zwiſchen Preußen und Sachſen abgeſchloſſen. Von ſächſiſcher Seite ward er durch den geh. Conferenzminiſter von Bülow und den Vicekanzler Grafen von Stubenberg unterzeichnet. Friedrich Auguſt verpflichtete ſich, außer den bereits entrichteten Kriegsſteuern noch eine Million Thaler an Preußen zu bezahlen. Er erklärte ſeinen Beitritt zur hanoverſchen Convention. Zugleich machte er ſich verbindlich zur Ausfertigung einer Ceſſionsacte, nach welcher ſeine Gemahlin für ſich und ihre Erben allen eventuellen Rechten auf die Länder entſagte, die nach den breslauer Friedenspräliminarien an Preußen abgetreten worden waren. Die Stadt Fürſtenberg nebſt dem Dorfe Schidlo und dem Oberzell verſprach Friedrich Auguſt gegen ein Äquivalent an Preußen abzutreten. So gelobte er auch Aufrechthaltung des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes in Sachſen und Abſtellung aller Handelsbeſchränkungen gegen Preußen. Geſtattet ward ihm für ſich und ſeinen Hof die freie Fahrt zwiſchen Polen und Sachſen durch Schleſien. Die ſächſiſchen Gefangenen, außer denen, die in preußiſche Dienſte getreten, erhielt er ohne Löſegeld zurück. Durch ein beſonderes Gutachten der geſammten Reichsſtände ward der dresdener Friede ſechs Jahre nachher (1751) garantirt.

In Sachſen, wohin Friedrich Auguſt im Jan. 1746 zurückgekehrt war, genoß er faſt ein Decennium, nach langen Kriegsſtürmen wieder der innern und äußern Ruhe. Einen Zuwachs erhielten ſeine Beſitzungen, als ihm die Länder der Seitenlinie des Hauſes Sachſen-Weißenfels zufielen, die mit dem Herzoge Johann Adolf im Jahre 1746 erloſchen war. In eine für ſein Haus nicht unwichtige Verbindung mit auswärtigen Mächten trat Friedrich Auguſt um dieſe Zeit durch die Verheirathung ſeiner Kinder. Seine Tochter Maria Joſepha ward 1747 die Gemahlin des Dauphins von Frankreich. Abgeſchloſſen ward gleichzeitig eine Wechſelheirath zwiſchen dem ſächſiſchen Kurprinzen Friedrich Chriſtian und der kurbairiſchen Prinzeſſin Maria Antonia, der Tochter Kaiſer Karl's VII. und Schweſter des damaligen Kurfürſten von Baiern, und zwiſchen dem Kurfürſten von Baiern, Maximilian Joſeph, und der ſächſiſchen Prinzeſſin Maria Anna Sophia. Mit Öſterreich war Friedrich Auguſt in den bisherigen freundlichen Verhältniſſen geblieben. Dem Defenſivbündniſſe jedoch, das am 22. Mai 1746 zwiſchen Öſterreich und Rußland gegen einen Angriff des Königs von Preußen geſchloſſen worden, war Friedrich Auguſt nicht beigetreten. Mit dem ebengenannten Monarchen gerieth er wegen des Stapelrechts der Städte Leipzig und Magdeburg in allerlei Irrungen, durch die er ſich zu Repreſſalien bewogen fand, namentlich zur Anlegung einer neuen Landſtraße, um den Weg durch das brandenburgiſche Gebiet zu vermeiden. Fruchtlos blieben die Bemühungen einer Commiſſion in Halle, dieſe Mishelligkeiten auszugleichen, die zu dem nahen Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges (1756) wol etwas beigetragen zu haben ſcheinen.

Die nächſte Veranlaſſung dazu gaben Grenzſtreitigkeiten in Nordamerika, welche einen Bruch zwiſchen England und Frankreich herbeiführten. Die zuletzt genannte Macht fand an Öſterreich einen Bundesgenoſſen, während Preußen Englands Partei ergriff. Auch Rußland miſchte ſich in dieſe Angelegenheiten. Die Kaiſerin Eliſabeth trat auf Öſterreichs Seite. Durch dieſe verſchiedenen Bündniſſe ward der Krieg auf den teutſchen Boden verpflanzt. Daß Maria Thereſia ſowol, als der ruſſiſche und ſächſiſche Hof dem Könige von Preußen insgeheim grollten, unterlag keinem Zweifel. Ebenſo konnte Öſterreich den Verluſt Schleſiens noch immer nicht verſchmerzen. Dennoch ließ ſich aus dem Bündniſſe zwiſchen Öſterreich und Rußland nicht auf einen Offenſivkrieg ſchließen, die ſächſiſche Heeresmacht zählte damals nicht über 17,000 Mann, und es bleibt daher zweifelhaft, ob damals ein Angriff auf Preußen geſchehen ſein würde. Ein unverwerfliches Zeugniß ſpricht vielmehr dafür, daß die Abſichten ſeiner Feinde nur für den Fall berechnet waren, wenn er ſelbſt einen Krieg veranlaßte [24]). Auf ſeine Anfragen über den Grund der Rüſtungen, die in Livland und Böhmen mit großem Eifer betrieben wurden, erhielt Friedrich II. nur unbeſtimmte und ausweichende Antworten. Beſſere Aufklärung verſchaffte ihm die Verrätherei des ſächſiſchen Kanzliſten Menzel, der ſeit 1753 dem preußiſchen Geſandten in Dresden, v. Malzahn, faſt wöchentlich Abſchriften von den zwiſchen den Cabinetten zu Wien, Petersburg und Dresden gepflogenen Unterhandlungen lieferte [25]). Gegen die ihm drohenden Gefahren glaubte Friedrich ſich eines gewaltſamen Mittels bedienen zu müſſen. Er beſchloß, den Angriff nicht abzuwarten, ſondern ſeinen Feinden zuvorzukommen. Ohne ein vorangeſchicktes Manifeſt drang er am 29. Aug. 1756 mit 60,000

Mémoire contenant un recit militaire et historique de ce qui est arrivé en Saxe vers la fin de l'an 1745. (Cologne 1746. 4.)

23) ſ. Recueil de quelques lettres et autres pièces intéressantes, pour servir à l'histoire de la paix de Dresde. (Francf. 1746. 4.) Eingeleitet wird dieſe Correſpondenz durch ein Schreiben des preußiſchen Staatsminiſters Grafen von Podewils vom 29. Oct. 1745 an den engliſchen Geſandten von Villiers. Der letzte Brief iſt von Friedrich II. an Villiers am 18. Dec. 1745 geſchrieben.

24) ſ. *Hertzberg*, Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. (Berlin 1787.) p. 18 seq. 25) Hang zum Aufwande und dadurch zerrüttete Vermögensumſtände hatten dieſen Mann zu dem verbrecheriſchen Berufe geführt, gegen ſein Vaterland einen lange fortgeſetzten, nicht ohne Klugheit und Vorſicht bewerkſtelligten Verrath zu begehen, der zu dem ſchnellern Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges weſentlich beitrug. Verdächtig ward er zuerſt durch den unverhältnißmäßigen Aufwand, zu welchem ihn der Lohn ſeines Frevels verleitete. Er ſtarb 1796 im 70. Lebensjahre in ſeiner Haft auf der Feſtung Königſtein; ſ. Meyner's Geſchichte des ſächſiſchen Volkes. S. 412.

Digitized by Google

Mann, die er in drei Colonnen vertheilt hatte, in Sachſen ein. Bei Torgau war er über die Elbe gegangen. Er ließ die Stadt befeſtigen, und errichtete dort ein Kriegsdirectorium, an welches die geſammten ſächſiſchen Kammer- und Landeseinkünfte eingeſandt werden mußten[26]). Deſſenungeachtet erklärte er gleichzeitig, daß er keine feindliche Abſichten gegen Sachſen habe, ſondern dies Land nur zu ſeiner Sicherheit in Depot nähme. Die von ihm angeknüpften gütlichen Unterhandlungen waren ſo beſchaffen, daß Friedrich Auguſt mit Ehren nicht darauf eingehen konnte. Er verwarf vielmehr die wiederholten Anträge des Königs von Preußen, der ihn zu einem Bündniſſe gegen Öſterreich zu bereden ſuchte. Selbſt das Verſprechen Friedrich's, wenn er neutral bleiben wolle, ſeine Truppen ſofort auseinandergehen zu laſſen, ſchlug er aus. So unerſchütterliche Beharrlichkeit zeigte er zu einer Zeit, wo ſeine Heeresmacht, die bei Pirna ſich in einem feſten Lager zuſammengezogen hatte, nicht ſtärker war als 17,000 Mann, die ohnedies nur auf kurze Zeit mit Proviant und Munition verſehen waren.

Während Friedrich Auguſt ſich in Pirna befand, feſt entſchloſſen, mit ſeinen Truppen ſich aufs Äußerſte zu vertheidigen, ließ der König von Preußen, dem die Stadt Dresden ohne Widerſtand die Thore geöffnet hatte, die königlichen Caſſen überall in Beſchlag nehmen. Die höhern Landescollegien wurden außer Thätigkeit geſetzt, und dem Oberſteuercollegium eine preußiſche Commiſſion beigegeben. Um über das angebliche geheime Verſtändniß zwiſchen dem wiener und dresdener Hofe mehr Aufklärung zu erhalten, trug der König von Preußen kein Bedenken, Friedrich Auguſt's geheimes Staatsarchiv eröffnen zu laſſen. Seine Gemahlin, die mit dem größten Theile der Familie in Dresden zurückgeblieben war, ſtellte ſich vor die Thüre des Archivs, ohne jedoch verhindern zu können, daß man es mit Gewalt erbrach und ſich aller verdächtigen Papiere bemächtigte. Benutzt wurden ſie von dem Grafen von Herzberg zu einer diplomatiſchen Vertheidigungsſchrift für den König von Preußen, deſſen Verfahren jedoch dadurch nicht ganz gerechtfertigt werden konnte[27]).

Das ſächſiſche Lager bei Pirna, wegen der hohen Berge, von denen es umgeben war und ſeiner Verſchanzungen wegen faſt unüberwindlich, obendrein durch die Feſtungen Königſtein und Sonnenſtein gedeckt, war von Friedrich II. ſo eng eingeſchloſſen worden, daß der ſächſiſche Feldmarſchall Graf Rutowsky durch den zunehmenden Mangel an Proviant ſich zum Abſchluſſe einer Capitulation genöthigt ſah. Der König von Preußen dictirte die Bedingungen, welche Friedrich Auguſt, der ſich auf den Königſtein geflüchtet, nothgedrungen eingehen mußte. Unterzeichnet ward die Capitulation zu Ebenheit unterm Lilienſtein am 15. Oct. 1756. Das auf 14,000 Mann zuſammengeſchmolzene Heer mußte ſich in preußiſche Kriegsgefangenſchaft begeben. Auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen Preußen zu dienen[28]), wurden die ſächſiſchen Officiere entlaſſen, die Gemeinen aber in preußiſche Uniform geſteckt und genöthigt, Friedrich II. den Eid der Treue zu ſchwören, um gegen ihr eigenes Vaterland zu fechten. Nur ſeine Fahnen, Pauken und Standarten erhielt Friedrich Auguſt zurück. Die Beſatzung des Königſteins durfte er nicht verſtärken, noch von der genannten Feſtung aus die Elbſchiffahrt Preußens beunruhigen[29]). Dagegen erhielt er die früher ihm verweigerten Päſſe nach Warſchau. Die Tapferkeit ſeiner Krieger, der muthige Widerſtand, den ſie lange und ſtandhaft gezeigt, ward ſelbſt von den Preußen rühmend anerkannt, faſt noch in höherm Grade als von den Öſterreichern, obſchon letztere ſich hätten ſagen müſſen, daß Sachſens Beiſtand weſentlich beigetragen, der Kaiſerin Maria Thereſia ihre teutſchen Provinzen zu retten. Friedrich Auguſt aber erhielt einen unzweideutigen Beweis von der patriotiſchen Geſinnung ſeiner Unterthanen. Ganze Bataillone ſächſiſcher Krieger verließen wieder die preußiſchen Fahnen, und folgten ihm nach Polen, oder traten zu dem franzöſiſchen Heere über, als ein eigenes Corps unter dem Oberbefehle des ſächſiſchen Prinzen Xaver. Friedrich Auguſt begab ſich im Oct. 1756 nach Warſchau, nachdem er ſich mit dem Könige von Preußen wegen der Sicherheit dieſer Reiſe beſonders verglichen hatte[30]). Ein tief nagender Gram beſchleunigte den Tod ſeiner Gemahlin, die mit dem Kurprinzen und deſſen Familie in Dresden zurückgeblieben war.

Friedrich Auguſt's unverdientes Misgeſchick hatte unter den auswärtigen Mächten ziemlich allgemeine Theilnahme erregt. Auch Kurſachſen war in den Beiſtand mit eingeſchloſſen, zu welchem ſich die Höfe zu Verſailles und Petersburg für die Kaiſerin Maria Thereſia bereit erklärten[31]). Ludwig XV. war durch Friedrich Auguſt's Tochter, die Dauphine Maria Joſepha, zur Rache gegen Preußen entflammt worden, ſodaß er ein größeres Heer, als er vertragsmäßig zu ſtellen hatte, ins Feld rücken ließ. Zu dieſer Bereitwilligkeit trugen auch die Vorſtellungen der Madame Pompadour bei, die ſich durch ein Handſchreiben der Kaiſerin Maria Thereſia geſchmeichelt fühlte[32]). In gleichem Grade hatte Friedrich's II. Witz ſie verletzt. Eine perſönliche Erbitterung war auch die Urſache, weshalb die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth ſich zu ſeinen Gegnern geſellte[33]). Dem Bunde gegen ihn trat, auf Frankreichs Zureden, auch Schweden bei[34]). Auf dem am 17. Jan. 1757 gehaltenen Reichstage bezeichnete man Friedrich's II. Einfall in Sachſen und Böhmen als einen Landfriedensbruch, und beſchloß mit Zuſtimmung der Stände ihn dafür durch einen Reichsexecutionskrieg zu ſtrafen, den ein kaiſerliches Decret genehmigte. Im Juli 1757 verſam-

---

26) ſ. Königl. Preuß. Feld-Kriegsdirectorii Proclama de dato Torgau den 14. Sept. 1756, in der Sammlung der neueſten Staatsſchriften auf das Jahr 1756. (Frankfurt 1757.) S. 55 fg. An der Spitze jenes Kriegsdirectoriums ſtand ein Herr von Borck. 27) ſ. Sammlung der neueſten Staatsſchriften auf das Jahr 1756. S. 131. 141. Histoire de la dernière guerre. (Berlin 1767.) p. 26.

28) ſ. Histoire de la dernière guerre etc. p. 30. seq. Staatskanzlei. 113. Th. S. 446 fg. 29) ſ. Staatskanzlei a. a. O. 468 fg. 30) ſ. Sammlung der neueſten Staatsſchriften. 1756. S. 226 fg. 31) ſ. a. a. O. S. 106. 109. 127. 32) ſ. Archenholz, Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. 1. Th. S. 45. 33) ſ. Oeuvres posthumes de Frédéric II. p. 49. 34) ſ. l. c. p. 123.

Digitized by Google

melte ſich das eben nicht ſonderlich organiſirte Reichsheer in der Gegend von Nürnberg. Die eigentliche Beſtimmung dieſer Armee, über welche der Prinz Joſeph Friedrich von Hildburghauſen den Oberbefehl erhielt, ging darauf hinaus, den Kurfürſten Friedrich Auguſt wieder in den Beſitz der ihm entriſſenen Lande zu ſetzen.

In dem Laufe des Krieges, bei welchem der Sieg meiſt Friedrich II. begünſtigte, war beſonders der Winter von 1759—1760 für Sachſen eine Zeit furchtbarer Drangſale. Durch die Cantonnirungsquartiere, welche nur unvollkommen gegen die außerordentlich harte Winterkälte ſchützen konnten, brachen unter den feindlichen Truppen anſteckende Krankheiten aus, die einer Menge von Menſchen das Leben koſteten. Hart und bis aufs Grauſamſte wurden Friedrich Auguſt's Erblande gedrückt durch ungeheure Contributionen und die übermäßigen Truppenrekrutirungen. Eins der furchtbarſten Ereigniſſe war die Belagerung Dresdens am 14. Juli 1760. Friedrich II. bot Alles auf, die Stadt zu einer baldigen Übergabe zu zwingen. Tapfer aber vertheidigte ſich die ziemlich ſtarke Beſatzung unter ihrem Commandanten, dem Generalfeldzeugmeiſter Grafen Maquire. Die Stadt ward Anfangs mit leichterm, zuletzt mit ſchwerem Geſchütze beſchoſſen. Viele öffentliche und Privatgebäude wurden eingeäſchert. Nur die Feſtigkeit ihrer Bauart rettete die Frauenkirche vor einem gleichen Schickſal. Die Keller und Gewölbe, wohin ſich die unglücklichen Bewohner geflüchtet und ihre Habe dort geſichert glaubten, wurden von den Öſterreichern, ungeachtet ſie die Bundesgenoſſen der Sachſen waren, ſchonungslos geplündert. Als die Noth aufs Höchſte geſtiegen war, näherte ſich der Feldmarſchall Daun zum Entſatze der Stadt, wodurch Friedrich II. ſich genöthigt ſah, die Belagerung aufzugeben, und ſich durch die Oberlauſitz nach Schleſien zurückzuziehen. Dresden hatte in wenig Tagen fünf Kirchen und 416 Häuſer und viele ſeiner Bewohner eingebüßt. Ein ähnliches Schickſal traf Wittenberg, wohin ſich der preußiſche General Hülſen, der, als Friedrich II. Sachſen verließ, dort zurückgeblieben war, mit einer Heeresabtheilung geworfen hatte. Die Stadt ward, ehe ſie ſich durch Capitulation ergab[35]), von den Reichstruppen beſchoſſen. Sieben Straßen und 120 Häuſer brannten in der Stadt nieder, über 200 in den Vorſtädten. Die Univerſitätskirche, von welcher die Reformation ausgegangen, das Schloß, das Amthaus, das Arſenal und viele andere Gebäude wurden ein Raub der Flammen.

Während dieſer Vorgänge hatten die kriegführenden Mächte Friedensunterhandlungen einzuleiten geſucht, und die Stadt Augsburg zu einem Congreſſe für die Geſandten der Höfe von Wien, Berlin und Dresden beſtimmt. Die Eröffnung des Congreſſes verzögerte ſich jedoch durch das ſich widerſprechende Intereſſe der beiden wichtigſten kriegführenden Mächte, Öſterreichs und Preußens. Gänzlich veränderte ſich aber die Lage der Dinge durch den Tod der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland am 5. Jan. 1762. Ihr Nachfolger, Peter III., längſt ein Bewunderer Friedrich's II., ergriff lebhaft die Partei des großen Königs, der nun ſeine ganze Macht ausſchließend gegen Öſterreich wenden konnte. Er ſchloß indeſſen nach einem Siege, den ſein Bruder, der Prinz Heinrich, am 29. Oct. 1762 bei Freiberg über die öſterreichiſche Armee erfochten, mit ihren Befehlshabern einen Waffenſtillſtand, worauf die beiderſeitigen Heere die Winterquartiere bezogen[36]). Immer mehr hatten ſich unterdeſſen die Hinderniſſe entfernt, die den Friedensunterhandlungen bisher entgegenſtanden. Die Kaiſerin Katharina II. beſtätigte den zwiſchen Preußen und Öſterreich abgeſchloſſenen Frieden und blieb beim Fortgange des Krieges zwiſchen beiden Mächten neutral. Des Krieges längſt müde, ſchenkte der größere Theil der teutſchen Reichsſtände dem preußiſchen Comitialgeſandten leicht Gehör, als er ihnen im Dec. 1762 einen Neutralitätsvertrag anbot[37]). Durch Englands und Frankreichs Vermittelung kam endlich am 10. Febr. 1763 auf dem ſächſiſchen Jagdſchloſſe Hubertsburg der doppelte Friede zwiſchen Öſterreich und Preußen und zwiſchen Preußen und Kurſachſen zu Stande[38]). Zur Baſis diente dieſem Frieden der dresdener vom Jahre 1745. Innerhalb drei Wochen nach der Ratification gelobte der König von Preußen alle Staaten, welche Friedrich Auguſt vor dem Kriege beſeſſen, wieder zu räumen. Zugleich verpflichtete er ſich zur Zurückgabe der Geißeln ohne Löſegeld. Die ſächſiſche Artillerie, die ſich noch im Lande befinde, wollte er zurückerſtatten, und die ſächſiſchen Feſtungen in ihrem gegenwärtigen Zuſtande laſſen. Auch machte er ſich anheiſchig, alle ſächſiſchen Urkunden und Archivſchriften, deren er ſich bemächtigt hatte, wieder auszuliefern, ohne daraus etwas Nachtheiliges gegen Sachſen anzuführen. Dagegen verſprach Friedrich Auguſt, hinſichtlich der ſächſiſchen Steuerſchulden geeignete Verfügungen zu treffen, nach welchen alle preußiſchen Unterthanen, die in Sachſen Capitalien ſtehen hätten, nicht nur die Zinſen davon richtig empfangen, ſondern auch die Capitalien ganz, ohne allen Abzug, in einem beſtimmten Zeitraume, wieder erhalten ſollten. Die Stadt Fürſtenberg nebſt ihren Dependenzen diesſeit der Oder, die er nach der Beſtimmung des dresdener Friedens gegen einige ſchleſiſche Diſtricte umtauſchen ſollte, blieb der damit verbundenen Schwierigkeiten wegen, in Friedrich Auguſt's Beſitze. Dagegen ſollte er dem Könige von Preußen nicht nur den fürſtenberger Oberzoll und das Dorf Schidlo, ſondern auch Alles abtreten, was Kurſachſen bisher an den beiden Ufern der Oder beſeſſen. Dafür ſollte er von Preußen eine angemeſſene Entſchädigung an Land und Leuten erhalten. Bewilligt ward ihm der freie Durchgang durch Schleſien nach Polen und von da nach Sachſen. Hinſichtlich der verſprochenen Tilgung der ſächſiſchen Steuerſchulden erklärte Friedrich Auguſt in einem Nebenartikel, daß für die al-

35) ſ. Georgi's Wittenbergiſche Klaggeſchichte. (Wittenberg 1760.) S. 6 fg. F. H. L. Leopold, Wittenberg und die umliegende Gegend. (Meißen 1802.) S. 69 fg.

36) ſ. Oeuvres posthumes de Frédéric II. T. IV. p. 315 seq. 37) ſ. Seyfart's Geſchichte des ſeit 1756 in Teutſchland und den angrenzenden Ländern geführten Krieges. (Frankfurt 1759.) 6. Th. 6. Abſchn. S. 371 fg. 38) ſ. Seyfart a. a. O. S. 426 fg. Neue Staatskanzlei. 9. Th. S. 417 fg.

Digitized by Google

mälige Abtragung der rückſtändigen Zinſen auf dem nächſten Landtage durch Errichtung eines ſichern öffentlichen Fonds geſorgt werden ſolle. In einem zweiten Nebenartikel ward beſtimmt, daß vom 11. Febr. 1763 an die rückſtändigen Contributionen und Lieferungen aufhören ſollten, mit Ausnahme derjenigen, die auf Wechſelbriefe und Verſchreibungen zu leiſten wären.

Nach Friedrich's II. eigener Angabe betrugen die von ihm erzwungenen Contributionen gegen 40 bis 50 Millionen, daher man mit Hinzufügung der Lieferungen wol 70 Millionen annehmen könnte, die Summen ungerechnet, welche Sachſens Bundesgenoſſen dieſem Lande gekoſtet hatten. Seinen faſt gänzlich erſchöpften Staaten wieder aufzuhelfen und die traurigen Folgen des Krieges möglichſt zu beſeitigen, war Friedrich Auguſt's angelegentlichſte Sorge, als er, bald nach dem Abſchluſſe des hubertsburger Friedens, im April 1763 nach Sachſen zurückgekehrt war. Außer dem nachtheiligen Einfluſſe auf die Bevölkerung, die bis auf 900,000 Menſchen geſunken war, gehörte auch die durch den Krieg herbeigeführte Münzverwirrung zu deſſen zahlreichen Übeln. Sogleich nach ſeinem gewaltſamen Einbruche in Sachſen hatte Friedrich II. nicht nur der geſammten landesherrlichen Einkünfte und Caſſen ſich verſichert, und ſie während des ganzen Krieges bezogen, ſondern auch nach der Einnahme von Dresden das dortige Münzamt in Beſchlag genommen. Durch einen von ihm angeſtellten Münzmeiſter ließ er geringhaltige Münzſorten prägen, theils unter königlich polniſchem, theils unter preußiſchem Bildniß und Wappen. Dazu gehörten beſonders die ſogenannten Zwölfmariengroſchen von ſehr verſchlechtertem Gehalt. Noch ſchlimmere Wirthſchaft trieb man mit der Münzſtätte in Leipzig, die ſogar an jüdiſche Entrepreneurs verpachtet worden war. Dieſe prägten, unter königl. polniſchem und kurſächſiſchem Bilde und Wappen, eine ungeheure Maſſe von Achtgroſchenſtücken, welche betrügeriſcher Weiſe mit einer frühern Jahreszahl (1753) bezeichnet wurden. Von dem Volke wurden dieſe Geldſtücke nach dem Namen eines jener jüdiſchen Münzpächter Ephraimiten genannt. Dieſe Induſtrie verbreitete ſich allmälig weiter, und ward in mehren nördlichen Provinzen Teutſchlands zu einem ſchändlichen Erwerbszweige. Die ſchlechten Münzen wurden umgeſchmolzen, um noch ſchlechtere daraus zu prägen. Den Geldmäklern und ſogenannten Kippern und Wippern erwuchs durch dieſen heilloſen Unfug ein bedeutender Gewinn [39]), während die Preiſe aller Waaren und Lebensbedürfniſſe beſonders ſeit dem Jahre 1760 ſo außerordentlich ſtiegen, daß viele angeſehene Familien verarmten und der allgemeine Credit ſank. Dieſem Unheile zu ſteuern, war ſogleich nach dem Abſchluſſe des hubertsburger Friedens, noch ehe der Kurfürſt nach Sachſen zurückgekehrt, dort eine allgemeine Verordnung erſchienen, nach welcher alle geringhaltigen Münzſorten, die während des Krieges in Umlauf gekommen, ſofort verrufen wurden, die zu Leipzig geſchlagenen Achtgroſchenſtücke bis zum 1. Juli 1763, wo ſie in der Münzſtätte zu Dresden ausgewechſelt werden mußten, den Werth von drei guten Groſchen behalten ſollten. Durch die erwähnte Verordnung ward auch in Sachſen, was in andern teutſchen Staaten ſchon früher geſchehen war, der Zwanzigguldenfuß zuerſt eingeführt [40]). Ein ausführliches Münzedict beſtimmte, nachdem ein Theil des zu Dresden und Leipzig umgeprägten Geldes bereits circulirte, wie es mit der Wiederbezahlung der Schuldverſchreibungen gehalten werden ſollte, die während der Münzzerrüttung in Sachſen ausgeſtellt worden waren [41]). Dieſe Maßregeln, wenn ſie auch hier und da das Intereſſe des Einzelnen betheiligten, hatten für das allgemeine Wohl den Vortheil, daß Sachſen dadurch von den während des Krieges geprägten, meiſt geringhaltigen Münzſorten, die aus den Händen der Wechsler in den Schmelztiegel wanderten, nach und nach gänzlich gereinigt ward. Dieſe und andere zweckdienliche Maßregeln, welche die damalige Lage Sachſens dringend erheiſchte, gingen hauptſächlich von einer ſogenannten Reſtaurationscommiſſion aus, welche ſich bald nach dem Abſchluſſe des hubertsburger Friedens gebildet hatte. Fritſch, Gutſchmid, Wurmb und andere um die Wohlfahrt Sachſens vielfach verdiente Staatsmänner nahmen thätigen Antheil an dieſem neuen Inſtitute. Die Vorſchläge und Entwürfe, die darin zur Sprache kamen, betrafen den Wiederaufbau der Häuſer und Plätze und das Emporkommen der Städte durch verminderte Zinſen, Leihanſtalten, Wiederherſtellung des Steuercredits, Herbeiziehung von Handwerkern und Manufacturiſten u. ſ. w. Am meiſten richteten die Stände auf dem im J. 1763 nach Dresden zuſammenberufenen Landtage ihr Augenmerk auf die Wiederherſtellung des Steuercredits, worüber Friedrich Auguſt mit einem Ausſchuſſe der Ritterſchaft und den Abgeordneten von 14 Städten ſich ſchon früher berathen hatte. Dieſer Gegenſtand war von Wichtigkeit, da die Steuerſchulden im J. 1763 zu der Summe von faſt 30 Millionen Thalern angewachſen waren.

Den Schluß dieſes wichtigen Landtages erlebte Friedrich Auguſt nicht. Er ſtarb unvermuthet am 5. Oct. 1763 im 67. Lebensjahre. Die katholiſche Kirche zu Dresden empfing ſeine irdiſchen Überreſte. Kaum vier Wochen ſpäter nahte der Tod auch ſeinem Günſtlinge, dem Grafen Brühl, der durch ſeine gewiſſenloſe Landesverwaltung und durch die Beförderung ſeiner ſelbſtſüchtigen Zwecke über Sachſen großes Unglück verhängt hatte. Von 15 Kindern, welche Friedrich Auguſt mit ſeiner Gemahlin erzeugt, überlebten ihn fünf Prinzen und fünf Prinzeſſinnen. Sein älteſter Sohn, Friedrich Chriſtian, geb. am 5. September 1722, folgte ihm in der Kurwürde, ſtarb jedoch bereits am 17. December 1763. Xaver Auguſt, geb. 1730, Generallieutenant bei den von den Preußen zu der franzöſiſchen Armee übergegangenen ſächſiſchen Truppen, ſpäterhin Adminiſtrator in Sachſen, ſtarb 1806. Karl Chriſtian Joſeph, geb. 1733, geſt. 1796, war Herzog von Kurland. Albert Kaſimir Auguſt, geb. 1738, war Generalfeldmarſchall

39) ſ. Klotzſch, Kurſächſ. Münzgeſchichte. 2. Th. S. 843 fg.

40) ſ. Contin. Cod. Aug. I. Abth. S. 1598 fg. Klotzſch a. a. O. S. 893 fg. 41) ſ. Contin. Cod. Aug. a. a. O. S. 1606 fg. Klotzſch a. a. O. S. 900 fg.

Digitized by Google

und Statthalter von Ungarn, dann Herzog zu Teſchen und in den Jahren 1781 — 1793 Statthalter der Niederlande. Der fünfte Prinz endlich, Clemens Wenceslaus, geb. 1739, war kaiſerlicher Generalfeldmarſchall-Lieutenant, ſpäterhin Erzbiſchof und Kurfürſt von Trier. Von Friedrich Auguſt's Töchtern ſtarb die älteſte, Maria Amalia, an den Infanten Karl, König von Neapel und ſpäterhin von Spanien, verheirathet, bereits im J. 1760, Maria Anna beſchloß 1797 ihr Leben als Witwe des Kurfürſten Maximilian Joſeph von Baiern. Maria Joſepha, 1747 mit dem Dauphin von Frankreich vermählt, geſt. 1767, war die Mutter des unglücklichen Ludwig XVI. Von den drei jüngſten Prinzeſſinnen ſtarb Maria Chriſtine 1782 als Äbtiſſin des Stifts Remiremont in Lothringen, Maria Eliſabeth lebte am ſächſiſchen Hofe und Maria Kunigunde bei ihrem Oheime, dem Kurfürſten von Trier[42]). (*Heinrich Döring.*)

FRIEDRICH CHRISTIAN, Kurfürſt von Sachſen, älteſter Sohn Friedrich Auguſt's II., war am 5. Sept. 1722 geboren, folgte ſeinem Vater 1763 in der Kurwürde. Unter einer ſorgfältigen Erziehung durch ſeinen Oberhofmeiſter, den 1761 verſtorbenen Grafen Wackerbarth, der auch ſein Begleiter auf einer Reiſe nach Italien war, hatten ſich die Geiſtesanlagen des Prinzen frühzeitig entwickelt. Er berechtigte zu ſchönen Hoffnungen. Während des ſiebenjährigen Krieges lebte er abwechſelnd in Dresden, Prag und München, raſtlos bemüht, die Leiden und Drangſale ſeines unglücklichen Vaterlandes zu mildern. Er ſprach offen und freimüthig zu Gunſten Sachſens, und ließ ſich ſelbſt durch die ausweichenden, ja bisweilen ſpröden Antworten Friedrich's II. nicht ſchrecken. An dem Abſchluſſe des hubertsburger Friedens, den er als Bevollmächtigter betrieb, hatte er weſentlichen Antheil. Durch ſeine Humanität hatte er ſich noch vor ſeinem Regierungsantritte die allgemeine Liebe des Volkes erworben. Er ward dadurch in den zweckmäßigen Maßregeln unterſtützt, die er zur Heilung der Kriegswunden traf. Vor Allem beſchäftigte ihn die Wiederherſtellung des Steuercredits, welche nicht nur im hubertusburger Frieden, ſondern auch in einem zu Oſtern 1763 an das Land erlaſſenen Avertiſſement verſprochen worden. Ein beſonderer Entwurf war, nach vorgängiger Berathung mit den Landſtänden, von dem Conferenzminiſter v. Fritſch und dem Oberſteuerdirector Grafen Einſiedel ausgearbeitet worden. Zur Tilgung der Landesſchuld von 29,432,328 Thalern und der vom J. 1764 an laufenden Zinſen zu drei Procent wurden jährlich 1,100,000 Thaler beſtimmt, die aus den ſicherſten Landeseinkünften abgezahlt werden ſollten. Dieſer Fonds ſollte von ſieben ritterſchaftlichen und ebenſo viel kreisſtändiſchen Deputirten verwaltet und deshalb zu Leipzig eine neue Steuercaſſe errichtet werden. Friedrich Chriſtian fügte noch die dem Lande beſonders vortheilhafte Beſtimmung hinzu, daß alle der Kammer zuſtehenden Steuerſcheine aus der jährlichen, zur Tilgung der Landesſchulden anzuordnenden, Verlooſung gänzlich hinwegbleiben ſollten, wobei er ſich jedoch, wie billig, die Anerkennung und dereinſtige Bezahlung jener Scheine, wie auch ihre Verzinſung mit drei Procent vorbehielt. Beſondern Dank verdiente die ſtrenge und gewiſſenhafte Betreibung dieſer Maßregeln zur Wiederherſtellung des Steuercredits. Mehre fromme Stiftungen, die während des Krieges durch die Zinſenrückſtände ausgeliehener Capitalien große Einbuße gelitten hatten, erhielten durch ein von Friedrich Chriſtian erlaſſenes Decret von dem Überſchuſſe der Steuereinkünfte jährlich 8000 Thaler, eine Summe, die auf dem folgenden Landtage noch um 5000 Thaler vermehrt ward, zu Gunſten der leipziger und wittenberger Univerſität, ſowie der Landesſchulen zu Meißen und Grimma. Einen Beweis ſeines aufopfernden Edelmuths gab Friedrich Chriſtian auf jenem Landtage, indem er die Beiträge zur Miliz von den alten Erblanden auf 850,000 Thaler ermäßigte, und ſich zugleich erbot, die dadurch mangelnden 250,000 Thaler aus ſeiner eigenen Schatulle zu erſetzen. Seinen geläuterten Geſchmack und Kunſtſinn zeigte Friedrich Chriſtian, als er die von Friedrich Auguſt I. im J. 1703 geſtiftete Malerſchule in Dresden nach einem von dem berühmten Kunſtkenner v. Hagedorn entworfenen Plane im J. 1763 zu einer Akademie der zeichnenden und bildenden Künſte erweiterte. Die Einkünfte dieſes neuen Inſtituts erhöhte er auf 16,000 Thaler. In Leipzig ward ſpäterhin eine ähnliche Anſtalt gegründet, die auf Bildung des Geſchmacks, auf Erweckung und Befeſtigung des plaſtiſchen Sinnes, vorzüglich aber auf Verfeinerung vaterländiſcher Fabricate und Erzeugniſſe den wohlthätigſten Einfluß hatte. Die Früchte jener ſchönen Stiftungen, an denen ſein ſanftes Gemüth ſich ſo innig gelabt haben würde, ſollte Friedrich Chriſtian nicht erleben. Schon am 17. Dec. 1763 ſtarb er an einem Schlagfluſſe in Dresden, zu früh für die Hoffnungen ſeines Landes. Er hatte kaum ſein 41. Lebensjahr erreicht. Viele ſchöne und menſchenfreundliche Entwürfe gingen mit ihm zu Grunde. Sein längeres Wirken würde noch manche Wunde geſchloſſen haben, denn ſeine Milde und Humanität machten ihn auch dem geringſten ſeiner Unterthanen zugänglich. Von ſeiner Gemahlin Marie Antonia, einer Tochter des Kaiſers Karl VII., hinterließ er vier Prinzen und zwei Prinzeſſinnen: Friedrich Auguſt, ſeinen Nachfolger, geb. am 23. Dec. 1750, geſt. am 5. Mai 1827; Karl, geb. am 24. Sept. 1752, geſt. am 8. Sept. 1781; Anton, geb. am 27. Dec. 1755, geſt. am 6. Juni 1836, und Maximilian, geb. am 13. April 1759, geſt. am 3. Jan. 1838. Die älteſte Prinzeſſin, Maria Amalia, ſtarb am 1. April 1795 als Gemahlin des Pfalzgrafen und Herzogs von Zweibrücken, Karl Auguſt Chriſtian. Ihre jüngere Schweſter, Maria Anna, ſtarb unvermählt zu Dresden am 26. Nov. 1820 *). (*Heinrich Döring.*)

IV. Biſchöfe.

1) Fürſtbiſchöfe zu Bamberg.

FRIEDRICH I., Graf von Hohenlohe, Fürſtbiſchof zu Bamberg, wurde 1328 Domdechant, in welcher

42) Vergl. außer den bereits erwähnten Schriften H. Meynert's Geſchichte des ſächſiſchen Volkes. S. 391 fg.

*) Vergl. Heinrich's Handbuch der ſächſiſchen Geſchichte.

Eigenſchaft er 1335 vom päpſtlichen Hofe nach Avignon für die Beſtätigung des erwählten Biſchofs Leopold II. von Egloffſtein geſendet worden war. Als Domdechant unterzeichnete und beſiegelte er auch noch am 20. Oct. 1343 eine Urkunde K. Ludwig's IV. über Bambergs Befreiung von auswärtigen Gerichten. Am 27. Juni 1344 wurde er nach Biſchof Leopold's II. Tode vom Domcapitel zum Fürſtbiſchofe erwählt und vom Papſte Clemens VI. beſtätigt. Schon im zweiten Jahre ſeiner Regierung begab er ſich nach Baiern in die Abteien Asbach und Nieder-Altaich, deren Äbten er nach abgelegtem Eide die Regalien ertheilte, und nach Kärnthen auf die bambergiſchen Beſitzungen. Kaum war K. Karl IV. als römiſcher König von den Reichsſtänden gewählt, ſo erhielt Biſchof Friedrich deſſen Verpfändungsurkunde über mehre Marktflecken und Kammergefälle auf die künftige Zahlung von 6000 Mark Silbers und 7000 Pfund Heller zum Beweiſe der Verbindlichkeit. Im nämlichen Jahre erwarb er für ſein Bisthum den Antheil des Ritters Konrad von Streitberg an der Burg Greifenſtein für 60 Pfund Heller. Im J. 1346 widerſprach er dem Befehle des Herzogs Albrecht von Öſterreich wegen der auf der kärnthener Straße zu errichtenden Zölle. Den zu Bamberg entſtandenen Aufruhr der Bürger dämpfte er mehr durch Sanftmuth als durch Strenge. Im Frühjahre 1347 hatte er das Glück, die durch den Tod des letzten Grafen Konrad von Schlüſſelberg heimgefallenen vielen Schlöſſer, Dörfer und Güter zu erwerben, und deren rechtlichen Beſitz durch K. Karl IV. ſchon am 31. Oct. deſſelben Jahres beſtätigt zu erhalten. Im December deſſelben Jahres erhielt er vom Papſte Clemens VI. zu Avignon durch ſeinen Abgeordneten Marquard von Landeck, Dompropſt, die Vollmacht zur Losſprechung vom Kirchenbanne Aller, welche wegen früherer Anhänglichkeit an den bereits geſtorbenen Kaiſer Ludwig IV. von Baiern noch niedergebeugt waren, nachdem er ſchon am 24. Juli deſſelben Jahres einen kaiſerl. Freiheitsbrief über die Juden ſeines Kirchenſprengels wegen des Verdachtes der Brunnenvergiftung bekommen hatte. Biſchof Friedrich hatte in dieſem Jahre K. Karl IV. nach Baſel und Worms begleitet, und an letzterm Orte den Gottesdienſt wieder hergeſtellt. Im J. 1348 kaufte er um 14,600 Pfund Heller von der Tochter Reichze, des verſtorbenen Konrad von Schlüſſelberg, als Gemahlin des Grafen Günther von Schwarzburg, wie von ihrer Schweſter Agnes, Witwe des Voigts Heinrich von Plauen, die Burg und Stadt Waiſchenfeld nebſt ihres Vaters Antheile an mehren Rittergütern. Am 18. Juli deſſelben Jahres ſprach er Agnes von Hohenlohe-Brauneck, als Witwe Konrad's von Winsberg, nebſt ihrer Familie von Kirchenſtrafen los, welche über ihre Beſitzungen verhängt worden waren. Ebenſo befreite er die Dominikaner zu Mainz von dem ihnen aufgelegten Interdicte. Auf die Beſchwerde der Äbtiſſin Eliſabeth von St. Theodor zu Bamberg, über Eingriffe in ihre Güter, ließ er ihren Schutzherrn, Grafen Heinrich von Truhendingen, unter Zuziehung einiger Adeligen, eine Entſcheidung ausſprechen. Für das Clariſſenkloſter zu Hof, welches Heinrich von Weiden geſtiftet hatte, ertheilte er am 16. Aug. deſſelben Jahres ſeine biſchöfliche Beſtätigung. Im J. 1349 verglich ſich Biſchof Friedrich mit den Burggrafen Johann und Albrecht von Nürnberg über mehre ſtreitige Gegenſtände. Ein für die Abtei Langheim vom Papſte Clemens VI. erlaſſenes Schutzbreve empfahl er zur genaueſten Beobachtung. Das durch das Ausſterben der Familie Adelsdorf erledigte Rittergut verlieh er der Familie Wieſenthau. Im J. 1350 verſprach er dem Edeln Friedrich von Rotenſtein auf der Wunderburg zu Bamberg, daß er die von ihm errichtete Burg nebſt ihren Bewohnern in ſeinen landesherrlichen Schutz nehmen wolle. Im J. 1351 kaufte er in Kärnthen die Burg Plankenſtein, welche dem Grafen Hermann von Bichlingen für 4000 Pfund verpfändet war, zu den Gütern ſeines Bisthums zurück. Dem Ritter Konrad Truchſeß von Pommersfelden verlieh er das heimgefallene Gut Reichmannsdorf. Am 28. Dec. deſſelben Jahres ſtarb er nach einer kurzen Krankheit und wurde in die Domkirche begraben *). *(Jaeck.)*

2. Th. S. 532 fg. Meynert's Geſchichte des ſächſiſchen Volkes. S. 436 fg.

FRIEDRICH II., Graf von Truhendingen, Fürſtbiſchof von Bamberg, Domdechant ſeit 1359, wurde wegen außerordentlicher Humanität am Ende des Jahres 1363 zum Fürſtbiſchofe erwählt. Bald nach dem Antritte ſeiner Regierung belehnte er 1364 ſeinen Bruder, Grafen Heinrich, mit dem heimgefallenen Schloſſe Biſchofsheim unter dem Verſprechen der Vertheidigung des Bisthums gegen Angriffe. Von den Bürgern der Stadt Bamberg erhob er, nebſt dem 1360 erneuerten Ungelde, noch 4000 Pfund Heller beſonders. Im J. 1365 aber verglich er ſich mit dem Bürgerrathe daſelbſt auf 1000 Fl. als jährliche Steuer der ganzen Stadt. Den höchſt willkürlichen Schutzbrief K. Karl's IV. für die Abtei Langheim vom 3. Febr. 1365 gegen die landesherrlichen Rechte ertrug er zwar mit Gleichmuth, aber des Kaiſers Erhebung des Erzbisthums Prag, als Metropolitane über die Bisthümer Bamberg, Regensburg und Meißen, widerſetzte er ſich mit ſeinen beiden Collegen unter höchſter Kraftäußerung und dem wirkſamſten Erfolge. Deſſenungeachtet erhielt er am 24. März 1366 vom Kaiſer die Erneuerung ſeines alten Münzrechtes. Vom Alter entkräftet, ſtarb er am 19. Mai deſſelben Jahres und wurde in die Domkirche begraben †). *(Jaeck.)*

FRIEDRICH KARL, Graf von Schönborn, Buchheim und Wolfsthal, Fürſtbiſchof von Bamberg und Würzburg, auch Herzog in Franken, geb.

*) Fürther Deduction von Lorber. Nr. 33. 34. *Pelzel*, Historia Caroli IV. T. I. prop. 205. *Naucler*, Generat. p. 45, fol. 254. Wibel, Dipl. Hohenl. Chr. II, 283. *Gudenus*, Cod. dipl. II, 676. *Ussermann*, Episc. Bamb. p. 176. *Ludewig*, Script. Bamb. p. 199. Jäck, Bambergiſche Jahrbücher und Geſchichte. Öſterreicher Nachrichten von dem Geſchlechte Friedrich's von Rotenſtein. (Bamberg 1826.)

†) *Hartzheim*, Concil. Germ. T. IV. p. 341. *Pez*, Thes. anecdot. T. IV. P. III. p. 581. *Pelzel*, Vita Caroli IV. P. II. No. 281. *Ussermann*, Episc. Bamb. p. 180. *Ludewig*, Script. Bamb. p. 205. Jäck's Bambergiſche Jahrbücher und Geſchichte.

Digitized by Google

am 3. März 1674 zu Mainz, unterrichtet daſelbſt, zu Aſchaffenburg und im teutſchen Collegium zu Rom, bildete ſich frühzeitig nach dem Muſter ſeines Vaters, Melchior Friedrich, kaiſerlichen und kurmainziſchen geheimen Rathes, auch Bevollmächtigten bei dem Friedensſchluſſe zu Ryßwick, welcher, mit Fräulein Anna Sophia von Boineburg verehelicht, ſieben Söhne und ſieben Töchter unter einflußreichen Verhältniſſen zeugte und hinterließ. Friedrich Karl erprobte ſeine jugendliche Anſtrengung in einer beſonderen Gewandtheit, die lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Sprache mit Menſchen aus allen Ständen zu ſprechen. Er wurde am 27. Juli 1683 durch Verzicht des Fr. Eckenbert's von Dalberg Domicellar, am 10. März 1704 Domcapitular und am 28. Juli 1727 Dompropſt zu Würzburg; am 3. Juni 1685 Domicellar, am 2. März 1705 Capitular und am 13. Dec. 1708 Coadjutor ſeines Oheims Lothar Franz von Schönborn, 1729 Fürſtbiſchof von Bamberg, und als ſolcher vom Papſte Clemens XI. beſtätigt. Das Ritterſtift von St. Burchard zu Würzburg reichte ihm auch den 21. März 1696 eine Präbende, welche er 1701 wieder niederlegte. Dagegen behielt er die im J. 1700 empfangene Propſtwürde bei dem Stifte Alban zu Mainz. Als Reichsvicekanzler für die Vertretung ſeines Oheims unter den Kaiſern Leopold I., Joſeph I. und Karl VI., von 1705—1734, hielt er ſich häufig am kaiſerlichen Hofe zu Wien auf. Während dieſer Periode beſuchte er öfters die Abtei Göttweih in Öſterreich wegen ihres Abtes Gottfried Beſſel aus Buchen in Franken, an deſſen Seite er den Beförderer des Chronicon Gottwicense, Franz Joſeph Hahn, kennen lernte, welchen er 1727 zu ſeinem geheimen Secretaire, ſpäter zum geheimen Rathe und 1734 zum Weihbiſchofe für Bamberg beförderte. Da Friedrich Karl ſeinen Oheim Lothar Franz vorzüglich in biſchöflichen Dienſten erſetzen ſollte, ſo wurde er den 20. Juni 1720 zum Weihbiſchofe eingeſegnet, und zu Rom mit dem Titel eines Biſchofs von Arcadiopel verſehen. Nach dem Tode ſeines Bruders Johann Philipp, Fürſtbiſchofs zu Würzburg, vom 18. Aug. 1724, bemühte er ſich vergebens, daſelbſt Regierungsnachfolger zu werden. Erſt durch den am 30. Jan. 1729 erfolgten Tod ſeines Oheims trat er ſogleich in deſſen Würde als Fürſtbiſchof von Bamberg, und nach dem am 21. März deſſelben Jahres erfolgten Tode des Fürſtbiſchofs Chriſtoph Franz Fr. von Hutten in Stolzenberg zu Würzburg, wurde er auch am 18. Mai deſſelben Jahres vom Domcapitel daſelbſt einſtimmig zum Nachfolger ernannt. Mit dieſer doppelten Würde begabt, reiſte er im Juli nach Wien zum Lehenempfängniſſe und zur dankbaren Verabſchiedung vom kaiſerlichen Hofe, welcher ihn auffoderte, auch als doppelter Fürſtbiſchof die Stelle eines Reichsvicekanzlers noch eine Reihe von Jahren zu verwalten. Nach ſeiner Rückkehr begab er ſich mit ſeinem ganzen Hofſtabe in die vorzüglichſten Städte und Flecken ſeiner beiden Fürſtenthümer zur Huldigung. Am 3. Juni 1730 legte er den Grundſtein zu dem noch ſchönen Tempel zu Gößweinſtein, neben welchem er auch gleichzeitig ein Kloſter für Capuciner errichten ließ. Durch ſein Streben nach Unabhängigkeit vom Domcapitel gerieth er in einen Streit über die voigteiliche Gerichtsbarkeit oder Immunität im Bezirke des Collegiatſtiftes Stephan zu Bamberg, welcher durch viele Druckſchriften am kaiſerlichen Kammergerichte zu Wetzlar bis nach ſeinem Tode fortgeſetzt wurde. Im J. 1731 ſchloß er mit den beiden Rittercantonen Baunach und Gebirg über heimgefallene Ritterlehen einen Vergleich. Im J. 1732 bewilligte er die Errichtung eines großen Zucht- und Arbeitshauſes zu Bamberg; die Erbauung des noch herrlichen Prieſterhauſes und des gegenüberſtehenden ehemaligen Bürgerſpitals, welche beide letztere Gebäude mit einem Koſtenaufwande von mehr als einer Million Gulden in fünf Jahren vollendet wurden, und ſpäter den Bau der ſteinernen Brücke mit drei Bogen unterhalb des Rathhauſes. Im J. 1735 fügte er der zu Bamberg 1648 begründeten Univerſität mediciniſch-chirurgiſche und juridiſche Facultätsprofeſſoren durch eine Geldſtiftung aus eignem Vermögen bei, welche nach der Aufhebung der Univerſität (1804) an die Schönborn'ſche Familie zurückgezahlt werden mußte. Die zu Würzburg für ſeine Familie ſeit 1720 von ſeinem Bruder erbauete Gruft neben der Domkirche ſegnete er 1736 feierlichſt ein. In der Überzeugung von der Unmittelbarkeit ſeines Biſthums Bamberg ließ er das Schreiben des päpſtlichen Nuntius zu Cöln über eine an ihn geſendete Ablaßbulle des Papſtes Clemens XII., vom Jahre 1736, gar nicht beantworten. Für die allgemeine Benutzung der Heilquellen zu Kiſſingen und Bocklet ließ er Beſchreibungen erſcheinen. Zur Beförderung ſeiner Freude an der Jagd ließ er 1737 zu Bamberg ein großes Zeughaus bauen. Im J. 1738 kaufte er für die Familie Schönborn das Rittergut Aiſch um 94,000 Fl. von der Familie Stiebar. Im J. 1739 vereinigte er die beiden bürgerlichen Katharina- und Eliſabetha-Verſorgungshäuſer zu Bamberg in eins, welches jetzt gegen 50,000 Fl. jährliche Renten hat. Im J. 1740 ließ er zu Bamberg und Würzburg das dritte Jubelfeſt der Buchdruckerkunſt durch alle Facultäten ſeiner beiden Univerſitäten feiern. Nachdem der herrlichſte Reſidenzbau Teutſchlands zu Würzburg durch ſeine Anordnungen vollendet war, weihte er deſſen Hofkirche 1745 feierlichſt ein, wie er in beiden Sprengeln während ſeiner Regierung mehr als 100 Kirchen und Kapellen theils erbaute, theils einweihete. Seinen Eifer für das Wohl der beiden Fürſtenthümer hatte er während ſeiner 17jährigen Regierung hinlänglich erprobt und keine anderen Vorwürfe ſich zugezogen, als daß er zu ſtolz und eigenſinnig geweſen iſt, als Fürſt und Biſchof die zu Wien erlernte Pracht eifrigſt fortſetzte, und das Jagdweſen zum Schaden der Landbebauer zu ſehr pflegte. Er ſtarb im 73. Lebensjahre am 25. Juli 1746 zu Würzburg, und wurde in die von ihm vollendete Gruft der Familie Schönborn begraben *). *(Jaeck.)*

*) Trauerreden von J. Preiß zu Würzburg, C. Arnold und Baum zu Bamberg und J. Fr. Hobbhahn zu Frankfurt. 1746—1747. Salver, Proben des teutſchen Reichsadels. S. 651. 712. 725. Dr. Jäger, Bambergiſche Kalenderchronik. 1736—1746. Neue Verordnung und verbeſſerte Einrichtung der Univerſität Würzburg. 1743. Musae concordes in electione novi Orphei

Digitized by Google

2) Biſchöfe von Chur.

FRIEDRICH I., Graf von Montfort, Biſchof von Chur, war Bruder des Abtes Wilhelm von St. Gallen und des Gebieters Udalrich zu Bregenz, und wurde im October 1282 zu dieſer Würde gewählt. Schon im zweiten Monate nach ſeinem Regierungsantritte beſchloſſen der Propſt, Dechant und alle übrigen Domherren einſtimmig, daß künftig Keiner in ihr Capitel aufgenommen werden ſollte, ohne eine Mark Silbers im Gelde oder Geldeswerthe entrichtet zu haben; widrigenfalls ſei er von allen öffentlichen Geſchäften und Berathungen auszuſchließen, und durch Entziehung der Einkünfte, wie durch Kirchenſtrafen, zur Zahlung jenes Werthes anzuhalten. Dieſen wichtigen Beſchluß unterzeichnete und beſiegelte Biſchof Friedrich I. am 21. Nov. deſſelben Jahres, um den dringenden Bedürfniſſen des Bisthums abzuhelfen. Aus gleichem Grunde mag er dem Ägid von Amatia aus dem Vinſtgau das Thal und Gut Puſtlau als Lehen am 14. Juni 1284 übertragen haben. Im J. 1286 erwarb er die Pfarrei zu Feldkirch als Geſchenk von den Edeln von Bodman und Schellenberg, welche dieſelbe vom Grafen Gottfried zu Tübingen und Geblingen lehenweiſe erworben hatten. Er führte ſo kluge Haushaltung, daß er ſogar einigen Edelleuten im J. 1287 Geld leihen konnte. Im März deſſelben Jahres reiſte er zur Kirchenverſammlung der teutſchen Nation nach Würzburg, wo in Gegenwart des Kaiſers Rudolf I. und des päpſtlichen Geſandten 42 Beſtimmungen für die Wiederherſtellung der Kirchenzucht niedergeſchrieben wurden. Zugleich unterzeichnete Biſchof Friedrich I. neben anderen Biſchöfen daſelbſt mehre Abläſſe für die Wohlthäter, welche zur Wiederherſtellung der Benedictinerklöſter zu Fuld und von St. Stephan zu Würzburg Geldbeiträge machen würden. Seit mehren Jahren bewieſen ſich die Grafen von Montfort abhold gegen den Kaiſer Rudolf I., beſonders Abt Wilhelm von Montfort zu St. Gallen, welcher deswegen ſeines Amtes entſetzt wurde. Da Biſchof Friedrich I. ſeine Brüder nicht verlaſſen wollte, ſo griff er mit ihnen zu den Waffen, und kämpfte gegen das Ende des Jahres 1288 oder im Anfange des folgenden mit bewaffneter Macht gegen die Grafen von Werdenberg, als Kaiſer Rudolf's Anhänger, unter Verheerung der ganzen Gegend. Allein im entſcheidenden Treffen bei Baduz wurde er beſiegt, gefangen und in die nächſte Burg abgeführt. Nachdem er länger als ein Jahr im Kerker geſchmachtet hatte, ließ er ſich an einigen zuſammengebundenen Leintüchern aus dem Fenſter herab, dieſelben zerriſſen aber, und er fiel ſo hart auf den Boden, daß er am 3. Juli 1290 ſtarb *). (*Jaeck.*)

FRIEDRICH II. von Menzingen, Fürſtbiſchof von Chur, war Kanzler des Herzogs Leopold von Öſterreich, als er im J. 1368 zur höchſten Würde gelangte. Er fand bei ſeinem Regierungsantritte das Bisthum durch mehre mißliche Ereigniſſe der Vorzeit ſo erſchöpft, daß er ſich veranlaßt ſah, den K. Karl IV. um Unterſtützung zu erſuchen, welcher auch im J. 1370 zu Prag die Bezahlung der Gefälle der Stadt Lindau an das Bisthum Chur verfügte. Zur Erleichterung der Handelsgeſchäfte zwiſchen den Bürgern von Chur und Feldkirch, welche durch wechſelſeitige Zölle bisher erſchwert waren, ſchloß er am 26. Aug. 1372 mit Rudolf von Montfort, als Inhaber von Feldkirch, den Vertrag ab, daß die Bürger beider Städte in Handelsgeſchäften, Salz und Wein ausgenommen, von der Zahlung eines Zolles befreit ſein ſollten. Von dem nämlichen Rudolf, welcher als kinderlos die Propſtei von Chur einige Jahre verwaltete, erwirkte er auch eine ſehr reiche Ausſtattung derſelben. Wegen dieſer edeln Denkweiſe ließ auch Biſchof Friedrich II. durch ihn die weltlichen Angelegenheiten des Bisthums ſtatt ſeiner verwalten, bis derſelbe nach dem Tode ſeines Vaters und Bruders die Propſtei ſeinem Vetter, Friedrich von Tengen, übergab, und die Verwaltung der Grafſchaft Feldkirch wieder übernahm, bis er ſie an den Herzog Leopold den Frommen von Öſterreich um 36,000 Fl. im J. 1376 verkaufte. Nach dem Beiſpiele anderer Biſchöfe hatte Biſchof Friedrich II. mehre Güter des Bisthums durch die Vicegrafen von Mailand als ſeine Vicedome in der Abſicht verwalten laſſen, um gegen feindliche Angriffe durch ſie mehr geſchützt zu werden. Allein dieſelben benutzten dieſe Gelegenheit zur Ausſaugung der Bisthumsgüter ebenſo, wie die Edeln von Reichenberg. Dieſe Misverhältniſſe bewogen endlich den Biſchof Friedrich II. im J. 1376, ſeinem Bisthume zu entſagen und das einträglichere von Brixen zu übernehmen, wo er 1396 geſtorben iſt †). (*Jaeck*).

3) Erzbiſchöfe von Cöln.

FRIEDRICH I., Erzbiſchof und Kurfürſt von Cöln, geborner Markgraf von Kärnthen und Bruder des Biſchofs Engelbert von Regensburg, wurde im J. 1099, nachdem die Domſtiftsglieder über die Wahl ſich nicht vereinigen konnten, vom K. Heinrich IV., trotz des Widerſpruchs der Geiſtlichkeit, zur höchſten Würde befördert. Bald nach der Übernahme der Regierung bewies er ſich ſehr feſt in ſeinen Entſchlüſſen, daher er ſich auch dem Angriffe

applaud. *Jo. Christoph. Paludano.* 1705. Sepulchrum glor. aeterna virtutum memoria adornatum. (Bamberg. 1746.) Modi musici decantati academiae Bamb. 1746. Ord. Leich-Conduct ꝛc. 1746. Kettler, Geiſtliche Anrede bei der Einweihung der Schönborn'ſchen Todtenkapelle zu Würzburg. 1736. Kettler, Rede bei der Einweihung der neuen Kirche zu Kitzingen. 1745. *Gropp*, Coll. script. wirc. II, 693—718. *Hontheim*, Hist. trevir. dipl. III, 941. Weſten's Erzählung, was für Dienſte der Graf Melchior Friedrich von Schönborn und ſeine ſieben Söhne dem teutſchen Vaterlande und dem Kaiſer geleiſtet haben. (Manuſcript der bambergiſchen Bibliothek von 1740.)

*) *Guler*, Rhaet. Alp. p. 142. *Tschud.* Gall. comat. p. 321. *Leu.* Lex. Helvet. T. V. p. 276. *Quadrio*, Dissert. V. T. I. p. 256. Prugger, Veldkirch. Beſchreibung. S. 19. *Hartzheim*, Concilia Germaniae T. III. p. 724 et 737. *Ludewig*, Script. Wirceb. p. 590. *Tschud.* Hist. Helvet. p. 200. *Crusius*, Annales Suevici. T. III. P. III. p. 158. *Urstisius* P. II. p. 24. *Eichhorn*, Episc. Curiens. in Rhaetia p. 97—99.

†) Prugger, Veldkirch. Beſchreibung. S. 25. *Guler*, Rhaet. Alp. p. 151. *Quadrionis* dissert. VI. T. I. p. 297. *Eichhorn*, Episcop. Cur. in Rhaetia p. 114.

des Grafen Friedrich von Weſtfalen auf den erzbiſchöflichen Kirchenſprengel im J. 1102 kräftig widerſetzte und deſſen Schloß Arenberg (Arnsberg) mit Sturm einnahm. Der Gegner, auf dieſe Weiſe gereizt, richtete ein großes Blutbad und viele Verheerung an, ehe er ſich zurückzog. Im J. 1106 trennte ſich Erzbiſchof Friedrich I. auf dem Reichstage zu Mainz von ſeinem Gönner K. Heinrich IV., ſchloß ſich an die Partei des mit dem römiſchen Stuhle wieder verſöhnten Sohnes K. Heinrich's V., übernahm den Auftrag der Reichsſtände, in Begleitung des Erzbiſchofs Willigis von Mainz und des wormſer Biſchofs Adalbert, zum kaiſerlichen Vater nach Ingelheim zu reiſen, die Reichsinſignien von ihm zu erpreſſen und zum königlichen Sohne nach Mainz zu bringen. Im J. 1107 unterzeichnete er die Beſtätigungsurkunde K. Heinrich's V. für die alten Freiheiten des Biſthums Lüttich. Er lieferte gegen die Anhänger des kaiſerlichen Vaters mit geringer Macht ein glückliches Treffen bei Andernach, welchen Ort er zum Schutze gegen feindliche Angriffe im J. 1109 mit Mauern, Thürmen und Bollwerken umgab. Er excommunicirte den hartnäckigen Biſchof Burchard von Münſter, welcher, von K. Heinrich V. gewaltſam eingeſetzt, vom päpſtlichen Geſandten aber des Amtes entſetzt war. Auf einem Kirchenrathe des nämlichen Jahres ſchenkte er der Stiftskirche des heiligen Severin das Schutzrecht über drei Ortſchaften. Im J. 1110 ſegnete er die Gemahlin K. Heinrich's V. zur Königin in Mainz ein, und ließ den Leichnam des heiligen Guibert, Stifters des Kloſters Gemblours, erheben. Im nämlichen Jahre reiſte er mit dem römiſchen Könige Heinrich V. nach Italien, und 1111 wohnte er deſſen Krönung zum Kaiſer in Rom durch Papſt Pascal II. bei, wo er auch bei einem Auflaufe der Römer dem Könige weſentliche Dienſte geleiſtet haben ſoll. Bald nach ſeiner Rückkehr in das teutſche Reich (1112) unterzeichnete er als Zeuge, nebſt den Erzbiſchöfen von Mainz und Trier, die Stiftung des Benedictinerkloſters Lach, auf Antrag des Stifters und Pfalzgrafen Siegfried die Beſtätigungsurkunde des K. Heinrich's V. Im nämlichen Jahre weihte er den heiligen Norbert zum Prieſter, durch deſſen Mitwirkung er eine ketzeriſche Lehre in ſeinem und benachbarten Sprengel unterdrückte. Auf deſſen Anſuchen genehmigte er auch eine Stiftung ſeines Miniſterials, Heinrich von Alzheim, auf dem Fürſtenberge für die Mönche von Siegeberg. Im J. 1114 kam er zu Mainz mit K. Heinrich V. bei der Vermählung mit Mathilde, Tochter des Königs Heinrich's I. von England, über die angemaßte Inveſtitur der Biſthümer in Zwiſt; weswegen er ſich mit einigen Fürſten dies- und jenſeit des Rheins gegen den heimlichen Schismatiker verband. Der Kaiſer, durch dieſe Dreiſtigkeit entrüſtet, rückte mit einem Truppencorps gegen Cöln, verheerte durch Feuer und Raub den ganzen Sprengel und nahm mehre Ritter gefangen. Allein der Erzbiſchof Friedrich und der Graf Friedrich von Weſtfalen drangen mit jugendlicher Mannſchaft ſo kräftig ein, daß der Kaiſer in die Flucht geſchlagen wurde. Als der Kaiſer im J. 1113 Braunſchweig belagerte und Halberſtadt verheerte, wurde er von den Sachſen unter Anführung des Erzbiſchofs Friedrich's I. und der beiden Grafen von Weſtfalen durch ein entſcheidendes Treffen gänzlich beſiegt. Zur Weihnachtzeit 1116 verſammelten ſich bei ihm in Cöln die Erz- und Biſchöfe Teutſchlands in einem Kirchenrathe, um die vom Cardinale Dietrich überbrachte Excommunicationsbulle Papſt Pascal's II. gegen K. Heinrich V. wieder zu verkündigen. Im J. 1117 beſtätigte er das Nonnenkloſter Dunwald im Bergiſchen nach dem Willen des Grafen Arnold von Berg und ſchützte es durch Freiheitsbriefe. Im J. 1119 hielt er einen Kirchenrath, in welchem der päpſtliche Abgeordnete und Cardinal Cuno die vom Papſt Gelaſius II. ausgeſprochene Excommunication gegen K. Heinrich V. verkündigte. Am 2. Sept. des nämlichen Jahres veranſtaltete Erzbiſchof Friedrich im Kloſter des heiligen Cornelius eine Provinzialſynode, in welcher er den lütticher Erzdiakon Alexander, welcher vom K. Heinrich V. gegen 7000 Pfund Silbers zum Biſchofe ernannt war, verwarf, und die Vorſteher der lütticher Geiſtlichkeit nach Cöln zur neuen Wahl eines Biſchofs rief, welche auch in der Perſon des Biſchofs Friedrich vollzogen und auf der Synode zu Rheims vom Papſte Calixt II. beſtätigt wurde. Aus Eifer für den Flor ſeines Erzbiſthums kaufte er vom Grafen Dittmar und von der Witwe des Grafen Erpo, Beatrix, im J. 1120 die Grafſchaft Padberg und vereinigte ſie mit ſeinem Sprengel. Im nämlichen Jahre beſtätigte er das Benedictinerkloſter zu Fleichtorp. Auch ſtiftete er das Nonnenkloſter dieſes Ordens Nonnenwerth auf der Inſel Roland und ſtattete es aus. Im J. 1121 ließ er auf dem Berge des heiligen Apollinaris bei Remagen eine Kapelle bauen und übergab ſie dem Kloſter Siegberg. Im J. 1122 belagerte er mit cölner Truppen das Schloß des Kaiſers, Carpene, nahm es ein und zerſtörte es. Im nämlichen Jahre ſtiftete er das Ciſtercienſerkloſter Altfeld und bevölkerte es mit 13 Mönchen der ſtrengeren Zucht aus Morimund. Er unterzeichnete auch zu Worms nebſt andern Biſchöfen die Verſöhnungsurkunde zwiſchen dem Papſte und Kaiſer und des Letzteren Verzichtleiſtung auf die biſchöfliche Belehnung mit Ring und Stab. Im J. 1123 verwarf er noch ein Mal den in das Biſthum Lüttich eindringenden Erzdiakon Alexander, beſtätigte den gewählten Biſchof Albero, und ſegnete ihn ein. Im J. 1124 verlieh er dem Collegiatſtifte Cunibert mehre Neuzehnte. Im Auguſt 1125 verſammelten ſich die Reichsſtände zu Mainz und wählten ſtatt des verſtorbenen K. Heinrich's V. den ſächſiſchen Herzog Lothar zum römiſchen Könige. Erzbiſchof Friedrich I. begleitete ihn und deſſen Gemahlin Richeſa nach Aachen, wo er am 13. Sept. Beide ſalbte und krönte. Zu Mainz beſtätigten er und andere Biſchöfe als Zeugen 1126 einen Gütertauſch des Kloſters Hersfeld. Im J. 1128 verzichtete er auf ſeine Rechte zum Kloſter Malmedy und überließ es dem Kloſter Stablo durch eine beſondere Urkunde. Übrigens war er ein anhaltender Gegner der Schismatiker und eiferte ſehr gegen die kaiſerlichen Belehnungen durch Ring und Stab. Er ſtarb den 25. Oct. 1131; ſein Leichnam wurde im Kloſter Siegberg beerdigt *). *(Jaeck.)*

*) *Würdtwein*, Subsid. dipl. T. V. p. 258; *ejus* nova sub-

Digitized by Google

FRIEDRICH II., Erzbiſchof zu Cöln, Sohn des Grafen Adolf II. Du Mont, Propſt bei St. Georg, wurde 1156 durch Ränke ſeiner Verwandten und durch die Gunſt des jüngeren Klerus vom Domherrn zur höchſten Würde befördert, während die Äbte der Diöceſe den Propſt Gerhard von Bonn gewählt hatten. Dieſe ſtreitige Wahl wurde dem Kaiſer Friedrich I. zu Nürnberg vorgetragen, welcher die Entſcheidung bis zur Ankunft auf dem Reichstage zu Regensburg verſchob. Daſelbſt wurde Erzbiſchof Friedrich II. genehmigt, in Gegenwart des päpſtlichen Geſandten belehnt und mit der Erlaubniß begünſtigt, nach Rom zu wandern und ſich vom Papſte ſelbſt einweihen zu laſſen. Er verfügte ſich alſo nach Italien, ließ ſich 1157 vom Papſte Adrian IV. beſtätigen und einſegnen. Bei ſeiner Rückkehr mit dem Pallium nach Cöln fand er ſeinen Kirchſprengel in großer Gährung, welche er nicht ganz dämpfen konnte. Er reiſte am Ende des Jahres 1158 mit K. Friedrich I. nach Italien, wo er zur Beendigung der Streitigkeiten deſſelben mit Papſt Adrian IV. kräftig mitwirkte. Er wurde aber nach einem Sturze vom Pferde zu Pavia von einer ſchweren Krankheit ergriffen, an welcher er den 26. Nov. 1159 verſchied. Seine Eingeweide wurden zwar daſelbſt begraben, ſein Leichnam aber in das vaterländiſche Kloſter Altenberg, welches ſein Oheim, Erzbiſchof Bruno, geſtiftet hatte, geliefert, und an deſſen Seite begraben. Während ſeiner kurzen Regierung unterſtützte und beſtätigte er die von ſeinem Vater geſchehene Stiftung des Kloſters Dünwald. Ebenſo beförderte er und beſtätigte die Beſitzungen des Prämonſtratenſerkloſters Knechſtett. Auch beendigte er den vieljährigen Rechtsſtreit zwiſchen den Klöſtern Pantaleon und Königsdorp *). (*Jaeck.*)

FRIEDRICH III., Erzbiſchof und Kurfürſt von Cöln, aus dem gräflichen Hauſe Saar-Werden, wurde als cölner Domherr, während er zu Bologna der Rechtswiſſenſchaft ſich widmete, nach der Niederlegung der höchſten Würde, durch ſeinen Oheim, Cuno, 1370 vom Domcapitel einſtimmig gewählt. Obſchon K. Karl IV. dieſe Wahl nicht genehmigen, ſondern ſeinen Neffen, Biſchof Johann, Grafen von Luxemburg, zu Straßburg aufdringen wollte, ſo reiſte Erzbiſchof Friedrich III. doch hoffnungsvoll nach Rom, wurde am 13. Nov. deſſelben Jahres vom Papſte Urban V. beſtätigt und eingeweiht. Durch dieſe Begünſtigung ermuntert, erſuchte er zugleich den Papſt um Aufhebung des auf der Stadt Cöln ruhenden Interdicts, mit welchem ſie wegen der Verdrängung der Geiſtlichkeit belegt worden war, damit er den Frieden zwiſchen der Bürgerſchaft und Geiſtlichkeit leichter wiederherſtellen könne. Schon um Weihnachten des erſten Regierungsjahres widerrief er die früher ertheilten Indulte für die Beichten. Am 30. Sept. 1371 beſchränkte er die Erlaubniß, für Kirchen Almoſen zu ſammeln, auf die Domkirche zu Cöln. Auch feierte er Tags vor Remigius eine Provinzialſynode, in welcher neben 20 allgemeinen Beſtimmungen noch den Seelſorgern der Aufenthalt an ihrem Berufsort geboten und eine neue Synode für das nächſte Jahr angekündigt wurde. Am Tage des heiligen Alban (1372) hielt er ſeinen feierlichen Einzug zu Cöln und ließ ſich huldigen, nachdem er im erzbiſchöflichen Ornate eine feierliche Meſſe gehalten hatte. In der Synode deſſelben Jahres machte er eilf Beſtimmungen für die Freiheiten der Geiſtlichkeit gegen die Beſchlüſſe des Magiſtrats und der Bürger. So ſehr er ſich bemühte, die Eintracht zwiſchen dem Volke und der Geiſtlichkeit wiederherzuſtellen, ſo wurde ſie ihm doch aus Mangel an Nachgiebigkeit beider Theile unmöglich. In der dritten Synode vom 11. März 1375 wiederholte er die Weiſung an alle Seelſorger zum perſönlichen Aufenthalte an den Pfründenorten. Im J. 1376 wohnte er einer Verſammlung der Kurfürſten zu Renſe am Rhein bei, begleitete am Pfingſttage den zum teutſchen Könige beſtimmten Wenzeslaus, Sohn K. Karl's IV., nach Frankfurt und verkündigte ihn als erwählten römiſchen König daſelbſt. Er reiſte dann mit dem neu Erwählten über Bonn nach Aachen, wo er ihn am 6. Juli mit größter Feierlichkeit als König ſalbte und ihm die königliche Krone aufſetzte. Ebendaſelbſt verhandelte er Vieles über den für die Cölner zu ertheilenden Frieden, welcher auch vom trierer Erzbiſchofe, Cuno, als Schiedsrichter, am 16. März 1377 beſchloſſen und unterzeichnet, aber bald wieder geſtört worden war. Am 14. Juli 1378 beſtätigte Erzbiſchof Friedrich III. eine reiche Meßſtiftung für die Pfarrkirche Swert. Als Kaiſer Karl IV. gegen das Ende dieſes Jahres geſtorben, K. Wenzeslaus am 15. Juni 1379 nach Cöln gekommen war und von den Bürgern ſich huldigen ließ, lehnte ſich Erzbiſchof Friedrich III. auf, als ſei ſeiner Gerichtsbarkeit zu nahe getreten worden. Deſſenungeachtet war er im J. 1380 auf dem Reichstage zu Aachen ſehr bereit, dem K. Wenzeslaus dienlich zu ſein, und erklärte ſich mit Eifer für den Papſt Urban VI., nachdem der Nebenpapſt, Clemens VII., abgedankt hatte, obſchon er vorher aus Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen den lütticher Biſchof als Anhänger Papſtes Clemens VII. begünſtigt hatte. Deswegen wurde er vom Papſte Urban VI. 1385 zum Cardinal erhoben, welche Würde er mit dem Hute ablehnte. Im J. 1382 bekämpfte er den feindlichen Überfall des Grafen von Cleve, ſchloß mit den Einwohnern von Cöln aus Beſorgniß, ſie möchten ſich mit jenem verbinden, Frieden, und befreite noch die Stadt von der Excommunication Papſt Urban's VI., in welche ſie wegen der Zerſtörung des Kloſters und der Kirche Deutz gekommen war. Am 9. Oct. 1384 weihte er die Antonskirche zu Cöln ein und ertheilte ihr einige Vorzüge der Collegiatſtiftskirchen. Am 21. Mai 1388 feierte er zu Coblenz den Tod ſeines am 21. Juni deſſelben Jahres geſtorbenen Oheims, des trierer Erzbiſchofs Cuno. Im nämlichen Jahre ſtiftete er die höchſt berühmt gewordene Akademie aller Künſte und Wiſſenſchaften zu Cöln mit Einwilligung des Papſtes Urban's VI. Am 16. Sept. 1390 beſtimmte er in der vierten Synode, daß die be-

aid. T. I. p. 136. V, 267. XIII, 16—22. *Mörckens*, Conatus chronol. ad catalog. archiepisc. Colon. p. 101. *Hartzheim*, Concilia Germ. T. III. p. 255—274. *Gelenius*, De Colonia p. 45.

*) *Würdtwein*, Nova subsidia dipl. T. XII. p. 327. XIII, 32. 34. 36. *Gelenius*, De Colonia p. 46. *Mörckens* p. 111.

Digitized by Google

pfründeten Weltgeiſtlichen am Chore und an den Verhandlungen ihrer Stifte Theil nehmen ſollten. Das vom Papſte Urban VI. veranſtaltete und vom Papſte Bonifaz IX. feſtgeſetzte Feſt der Maria Heimſuchung verkündigte Erzbiſchof Friedrich III. 1390 als verbindlich für ſeinen Sprengel und die ganze Chriſtenheit, und machte deswegen noch im Kloſter Wedinghauſen bei Arnsberg die Stiftung eines ewigen Lichtes vor dem Mariabilde. Im J. 1392 wurde er von großem Kummer ergriffen, daß die Cölner unter ſich uneinig wurden, unter großem Tumulte gegen ihn ſich auflehnten, und in den folgenden Jahren aus Stolz auf ihre Freiheit ſeine Befehle verſchmähten, den Oberrichter mit den Schöffen aus der Stadt jagten und eine neue Volksregierung einführten, ohne daß er ſie durch Kirchenſtrafen oder Waffen unterjochen konnte, weil ſie als Verbündete mit den benachbarten Dynaſten eine größere Macht ihm entgegenſtellten. Er nahm am 19. Nov. 1396 Theil an der Wahl Gottfried's von Leiningen zum mainzer Erzbiſchofe und bezeugte urkundlich, daß dieſer für die Erlangung der Würde weder Geſchenke gegeben, noch verſprochen habe. Er wohnte im Auguſt 1400 zu Renſe am Rheine, nach der Auffoderung Papſtes Bonifaz' IX., der Verſammlung der geiſtlichen Kurfürſten bei, welche den König Wenzeslaus als unwürdig und träge abſetzten und den rheiniſchen Pfalzgrafen Ruppert an deſſen Stelle wählten. Nachdem er ſeinen ganzen Kirchſprengel beſucht hatte, veranſtaltete er am 16. Dec. 1400 die fünfte Synode, in welcher 35 Beſtimmungen gefaßt wurden. Am 6. Jan. 1401 ſalbte er den neuen König Ruppert nebſt ſeiner Gemahlin, einer Tochter des Burggrafen zu Nürnberg, mit aller Feierlichkeit zu Cöln, weil die Stadt Aachen noch dem Könige Wenzeslaus anhing. Im nämlichen Jahre beſtätigte er das vom Grafen Adolf geſtiftete Nonnenkloſter Dinslach, und bemühte ſich, das zuchtlos gewordene Stift Nuys von regulirten Chorherren durch Geldopfer wieder in Ordnung zu bringen. Im J. 1402 begleitete er den römiſchen König Ruppert mit ſeinem Heere nach Italien, zog ſich aber, als dieſes in der Umgebung von Brixen ſich ausgebreitet hatte, zurück. Er beantragte und bewirkte am 2. Mai 1403 bei dem Könige Ruppert, daß die Tochter des Markgrafen Bernhard von Baden in deſſen Beſitzungen und Rechte folgen ſollte, wenn er bis zu ſeinem Tode keine anderen Nachkommen erhalten würde. Nach dem Tode König Ruppert's wählte er und der mainzer Erzbiſchof nebſt den böhmiſchen und ſächſiſchen Abgeordneten 1410 den Markgrafen Jobſt von Mähren, während die übrigen drei Kurfürſten den König Siegmund von Ungarn wählten. Da aber Jobſt ſchon vor der Übernahme der Reichsinſignien auch geſtorben, ſo ſtimmte Erzbiſchof Friedrich III. mit den übrigen Kurfürſten am 21. Juli 1411 zu Frankfurt der Wahl Königs Siegmund's bei, und ſalbte und krönte ihn als König zu Aachen am 8. Nov. deſſelben Jahres. Er ſtarb am 6. oder 8. April 1414 zu Bonn und wurde zu Cöln in die Domkirche neben dem Maria-Altare begraben. Da er 43 Jahre und faſt fünf Monate mit großer Sparſamkeit das Erzbisthum verwaltete, ſo konnte er noch einen ungeheueren Schatz durch ſeine Sparſamkeit erringen, obſchon er die verpfändeten Güter auslöſte, das Schloß und die Herrſchaft Lünen nebſt der Grafſchaft Arensberg mit den Stiftsgütern vereinigte. So ſehr die kirchliche Ordnung und Zucht durch das bekannte Schisma erſchüttert worden war, ſo gelang ihm doch deren Herſtellung durch die jährliche Erinnerung ſeiner Beſchlüſſe und Statuten, welche er bei dem Antritte ſeiner Regierung erlaſſen hatte. So wohlthätig er gegen alle Mönche von ſtrengerer Zucht war, ſo bewies er ſich doch vorzüglich den Karthäuſern gewogen *). (*Jaeck.*)

4) Domherr und Propſt zu Augsburg, Strasburg und Conſtanz.

FRIEDRICH I., Graf von Zollern, Domherr und Propſt zu Augsburg, Blutsverwandter des 1294 geſtorbenen Biſchofs Grafen Rudolf von Habsburg zu Conſtanz, wurde deswegen ſogleich vom größeren Theile des Domcapitels zum Nachfolger gewählt. Da aber der kleinere Theil den Domherrn Heinrich Edeln von Klingenberg, Doctor der Rechte und berühmten Geſchichtſchreiber, aus dem Grunde wählte, weil er Kanzler des Königs Rudolf war, durch deſſen Gnade dem Bisthume viele Wohlthaten zufließen konnten, ſo entſtand eine außerordentliche Spannung zwiſchen den Gliedern des Domſtiftes, welche bei längerer Dauer dem Wohle des Bisthums hätte nachtheilig werden können. Deswegen entſchloß ſich der durch Stimmenmehrheit gewählte Friedrich Graf von Zollern nach ſeiner gewohnten Sanftmuth und Beſcheidenheit auf das durch Schulden höchſt erſchöpfte Bisthum zu verzichten, damit die unter dem Vorgänger herrſchenden Unruhen nicht erneuert und vergrößert würden. Er behielt ſich nur eine jährliche Entſchädigung vor, blieb Dompropſt zu Augsburg, wie die 1296 bis 1298 daſelbſt unterzeichneten Urkunden beweiſen, und ſtarb den 24. Febr. 1304 †). (*Jaeck.*)

FRIEDRICH II., Graf von Nellenburg, Domherr zu Strasburg, wurde am Gallustage 1398 durch Poſtulation des Domcapitels zum Fürſtbiſchofe von Conſtanz einſtimmig gewählt, und am nämlichen Tage, in Gegenwart ſeines Vaters Konrad und vieler anderer hohen Perſonen, zur höchſten Freude aller Anweſenden, mit ungemeiner Feierlichkeit eingeſetzt. Nachdem er ſich aber von dem außerordentlichen Schuldenſtande des Bisthums und von der Unmöglichkeit, ſie zu tilgen, überzeugt hatte, erklärte er am zehnten Tage nach der Wahl dem Domcapitel unter den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ſeine Verzichtleiſtung auf die ihm angebotene Ehre und begnügte ſich Mitglied des Domcapitels zu ſein *). (*Jaeck.*)

*) *Würdtwein*, Subsidia diplom. T. III. p. 169; *ejus* nova subsidia dipl. T. IV. p. 15. 16. 260. *Gelenius*, De Colonia pag. 50. *Mörckens* p. 143. Fuchs S. 40. *Merssäus* p. 130. *Kratepolius* p. 38. *Hartzheim*, Concil. Germ. T. IV. p. 498—548.

†) *Manlii* Chronicon episcop. Constantiensis c. *Pistorii*. (Francof. 1654.) p. 674. Braun, Geſchichte von Augsburg I, 387 fg.

*) *Manlii* Chronicon episcop. Constant. p. 682, wo auch

FRIEDRICH III., Graf von Zollern, Domherr zu Strasburg und Conſtanz, wurde 1433 in früher Jugend zum 36. Fürſtbiſchofe von Conſtanz gewählt, nachdem ſeine beiden Vorgänger, Albrecht Blarer und Otto III., Markgraf von Hochberg und Röttel, wegen der Schulden und inneren Unruhen auf das Bisthum Verzicht geleiſtet hatten. Da die beiden Vorgänger entſchädigt werden mußten, ſo hatte das Bisthum gleichſam drei Biſchöfe. Dieſer Umſtand bewog Friedrich III., durch Sparſamkeit, Gefälligkeit und Zuvorkommenheit alle Diöceſanen zu gewinnen. Während ſeiner Regierung gab es 17,000 Prieſter, 1760 Pfarreien und 350 Klöſter in ſeinem Sprengel. Die außerordentliche Entartung der Geiſtlichkeit gab ihm Veranlaſſung zu einer Kirchenverſammlung, in welcher er vorzüglich auf die Verbeſſerung der Zucht und Sitten der Geiſtlichkeit und des Volkes antrug. Obſchon die anweſenden 26 Äbte, 6 Pröpſte, 40 Domherren und 260 Prieſter nach Kräften mitzuwirken verſprachen, ſo hatte er doch nicht das Glück, den Erfolg wahrzunehmen; denn er ſtarb noch im nämlichen Jahre am 31. Juli 1436 auf dem Schloſſe zu Gottlieben, nachdem er gewöhnlich im Stiftshofe neben den Minoriten zu Conſtanz gewohnt hatte. Sein Leichnam wurde in der Domkirche daſelbſt beerdigt *). *(Jaeck.)*

5) Abt zu Langheim und Ebrach, Fürſtbiſchof zu Eichſtätt.

FRIEDRICH III., Landgraf von Leuchtenberg, zuerſt, 1304—1309, Ciſtercienſermönch zu Waldſaſſen, dann Abt zu Langheim und 1309—1327 zu Ebrach, wurde nach dem in Italien erfolgten Tode des Biſchofs Gebhard's III. von Eichſtätt durch Papſt Johann XXII. im Anfange des Jahres 1328 zum Nachfolger zwar ernannt, aber vom Volke und Domcapitel nicht anerkannt. Vielmehr übertrug dieſes die Verwaltung des Bisthums dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg als Domherrn zu Eichſtätt und Regensburg, bis zur geſetzlichen Wahl eines andern Fürſtbiſchofs. Friedrich III. verweilte auf dem benachbarten Schloſſe Hohenſtein bei Berchingen bis zu ſeinem am 27. März 1330 erfolgten Tode. Sein Leichnam wurde nach ſeiner eigenen Verfügung zuerſt in die Abteikirche von Ebrach und dann nach Waldſaſſen in die Begräbnißkapelle der Landgrafen von Leuchtenberg an die Seite ſeiner Vorältern vor dem Hochaltare gebracht †). *(Jaeck.)*

FRIEDRICH IV., Graf von Öttingen, wurde ſchon im 23. Lebensjahre zum Fürſtbiſchofe von Eichſtätt (1383) erwählt und vom Papſte Urban VI. ſogleich beſtätigt. Er bemühte ſich durch beſondern Eifer für den Gottesdienſt, durch ſtrenge Kirchenzucht und durch genaue Haushaltung ſich zu empfehlen. Im J. 1397 kaufte er von Heinrich Schenk von Leutershauſen, 1398 von Jacob Truchſeß von Wilburgſtetten, von Schwaigger von Gundelfingen, von Anna von Wöllwart und Marie von Velden, 1402 von Stephan von Absberg, 1413 von Johann Herrn zu Heideck mehre Güter, Burgen, Gülten und Zinſe gegen baares Geld. Deſſenungeachtet baute er das Schloß Reichenau bei Herrieden aus dem Grunde neu auf; an ſeiner Reſidenz auf dem Willibaldsberge ließ er viel verbeſſern, dem Schloſſe Ahrberg zwei hohe Thürme vorſetzen, zu Spalt ein Getreidehaus errichten, den Flecken Greding mit einer Mauer umgeben, viele Schulden ſeines Bisthums zahlen, und hinterließ doch nach ſeinem Tode vieles Geld in ſeinem Schatze. Die Streitigkeiten mit dem Landgerichte zu Hirſchberg ließ er durch Schiedsrichter beilegen, und beſtätigte die Vereinigung noch durch eine beſondere Receßurkunde. Wegen der Irrungen in der Kirche hielt er mit Biſchof Albert von Bamberg eine Zuſammenkunft zu Nürnberg, in welcher ſie Papſt Gregor XII. aus den gleichzeitigen drei Päpſten als Oberhaupt der Kirche erkannten. Trotz ſeines ruhigen Charakters gerieth er in große Misverſtändniſſe mit einigen altadeligen fränkiſchen Familien, von deren Gliedern er 32 zu Herrieden enthaupten ließ. Die Irrlehrer der Waldenſer ließ er aus ſeinem Hochſtifte verbannen, oder im Falle des Ergreifens auch verbrennen. Im J. 1401 wohnte er dem Reichstage zu Nürnberg bei. Er ſtarb im 55. Lebensjahre den 19. Sept. 1415; ſein Leichnam wurde in den Willibaldschor zu Eichſtätt neben der Sakriſteithüre in Gegenwart des Herzogs Heinrich von Landshut beigeſetzt *). *(Jaeck.)*

6) Biſchöfe von Eichſtätt.

FRIEDRICH I., aus der adeligen Familie von Hauenſtatt, wurde durch einſtimmige Wahl des Domcapitels zum Biſchofe von Eichſtätt gegen das Ende des Jahres 1223 gewählt und ſtarb im J. 1226. Während ſeiner Regierung behauptete der Ritter Ramung von Schwabach das Patronatrecht auf die Filialkapelle Bachhauſen als eine geſonderte Pfarrkirche, obſchon ſie nur zur Pfarrkirche Weidenwang gehörte, welche dem Domherrn Konrad von Pfaffenhofen zu Eichſtätt verliehen war. Biſchof Friedrich I. veranſtaltete eine Synode, in welcher nach gehöriger Unterſuchung entſchieden wurde, daß Bachhauſen keine geſonderte Pfarrkirche ſei †). *(Jaeck.)*

FRIEDRICH II., aus der adeligen Familie von Parsberg, Biſchof von Eichſtätt, wurde gegen das

der Stammbaum ſeiner Familie ſich befindet, nach welchem er vom Herzoge Burkart in Schwaben als Beſitzer der Grafſchaft Nellenburg und von einer Gräfin von Burgund abſtammte.

*) *Manlii* Chronicon episc. Constant. p. 688, wo der Hohenzoller'ſche Stammbaum ſich befindet.

†) Brenner, Geſchichte des Kloſters und Stiftes Waldſaſſen von 1837. S. 84, läßt ihn irrthümlich erſt 1339 ſterben. Jäck's Geſchichte der Abtei Langheim. S. 40. *Guilelm. Sellner*, Notitia monasterii Ebracensis p. 95. *Spener*, Opus heraldicum pars spec. p. 214. *Gretser*, Catal. episc. Eystett. p. 486. Falkenſtein, Nordgauiſche Alterthümer. 1. Th. S. 182. Ludewig, Geſchichtſchreiber von Würzburg. S. 614.

*) *Gretser*, Catal. episcop. Eystett. p. 495. *Joannis* Collectio scriptorum Moguntinens. T. I. p. 717. *Hoffmann*, Annales Bamberg und *Ludewig*. T. I. p. 226. Falkenſtein, Nordgauiſche Alterthümer. 1. Th. S. 194—197.

†) Bruſch, Bisthümer Teutſchlands, überſetzt von J. Herold. Cod. dipl. No. 33 v. Falkenſtein's Nordgauiſche Alterthümer. *Gretser*, Catal. episc. Eystett.

Ende Auguſts 1237 wegen des Rufes ſeiner Rechtskenntniſſe und Einſichten gewählt. Im J. 1239 wohnte er der Kirchenverſammlung zu Mainz unter dem Vorſitze K. Konrad's IV. bei, und übergab eine Beſchwerde gegen ſeine Dienſtmannen, Miniſteriale und Bürgerſchaft, daß dieſe, obgleich ſchon ein Jahr excommunicirt, doch ihn mit ſeiner ganzen Geiſtlichkeit vertrieben, Laien zum Biſchofe, Dompropſte und Domdechanten erwählt, die Sacriſtei der Domkirche erbrochen, und ihre Todten unter dem Freudenſchalle muſikaliſcher Inſtrumente begraben hätten. Am 15. Nov. deſſelben Jahres ſchenkte er der Abtei Kaiſersheim den Zehnt zu Egwil, welchen Graf Gebhard von Hirſchberg ihm abgetreten hatte. Im J. 1243 erwirkte er auf dem Kirchenrathe zu Mainz die Beſtätigung des Vorzugs ſeines Biſthums vor jenen von Hildesheim, Paderborn und Worms im erzbiſchöflichen Sprengel, mit dem Zuſatze, daß er in Abweſenheit des Erzbiſchofs die Diöceſanſynoden zu leiten habe. Im nämlichen Jahre verglich er ſich mit Biſchof Hermann zu Würzburg über die Vermögenstheilungen der Kinder, wenn ein eichſtätter Dienſtmann die Tochter eines würzburgiſchen, oder ein ſolcher die Tochter jenes heirathen würde. Nach mehrjährigem Streite gegen die Anſprüche des Grafen Gebhard von Hirſchberg auf gewiſſe jährliche Einkünfte, auf Gerichtsbarkeit und Zölle, verglich er ſich am 18. Juli 1245 mit ihm nach dem Ausſpruche einiger Schiedsrichter. Am 12. Dec. deſſelben Jahres verlieh er dem Propſte Hugo des Kloſters Rohr einige Beſitzungen im Dorfe Laber, welche ihm überlaſſen waren. Er ſtarb den 28. Juni 1246 und wurde in die Domkirche begraben *). (*Jaeck.*)

7) Biſchof von Lüttich.

FRIEDRICH, Biſchof von Lüttich, Sohn des Grafen von Namur, war bereits Dompropſt, als er 1119 zum Biſchofe gewählt wurde. Nach dem Tode ſeines Vorgängers Otbert hatte der Domherr, Archidiakon und Schatzmeiſter, Alexander, Sohn des Grafen von Jülich, welcher Propſt der Nebenſtifte von St. Paul und U. L. Frau zu Huy und im Rufe guter Einſicht war, ſich mit dem lothringer Herzoge Gottfried und einigen Edelleuten zum K. Heinrich V. begeben, und nach angeblicher Zahlung von 7000 Mark Silbers das Biſthum unter Verleihung des Stabs und Rings erhalten. Nach deſſen Rückkehr nach Lüttich wurde er zwar von ſeinen zwei Nebenkirchen als Biſchof aufgenommen, von den übrigen aber abgewieſen. Da K. Heinrich V. vom Papſte Calixt II. excommunicirt war, ſo verbot der Erzbiſchof Friedrich von Cöln, bei welchem die Biſchöfe von Sachſen und Weſtfalen verſammelt waren, der lütticher Geiſtlichkeit deſſen Aufnahme und lud Alexander nebſt den übrigen Domherren nach Cöln zur Verhandlung über die Wahl. Da er aber auf dreimalige Vorladung nicht erſchien, ſo wurde Friedrich zum Biſchofe von den übrigen zu Cöln verſammelten Domherren gewählt. Papſt Calixt II. hielt in der nämlichen Zeit zu Rheims eine Kirchenverſammlung; daher begab ſich Biſchof Friedrich dahin, und wurde von ihm ſelbſt eingeſegnet. Auf die Nachricht von dieſem Vorgange entſtand zu Lüttich eine große Unruhe zwiſchen der Geiſtlichkeit und dem Volke, zwiſchen dem Adel und dem Pöbel. Für den Grafen Alexander waren der Herzog Gottfried von Löwen, die Grafen Gilbert und Lambert und andere Anſehnliche; Biſchof Friedrich wurde unterſtützt durch die Grafen Gottfried von Namur und Walleren von Limburg, durch die Einwohner der ganzen Stadt und durch alle Äbte des Biſthums. Beide Theile zogen nun bewaffnet gegen einander. Alexander hatte zwar die Burg Huy zuerſt eingenommen, doch mußte er ſie der Gewalt ſeines Gegners räumen, verſprach Beſſerung und erhielt vom Biſchofe Friedrich Vergebung, während ſeine Verbündeten die Feindſeligkeiten noch lange Zeit fortſetzten und das ganze Biſthum durch Schwert und Feuer verheerten, daher Biſchof Friedrich erſt am 19. Febr. 1120 vom Biſthume Beſitz nehmen konnte; allein er ſtarb ſchon am 27. Mai 1121 an Vergiftung, welche ſein Mundſchenk, durch deſſen Beſtechung vom lothringer Herzoge Gottfried dem Bärtigen, ihm beigebracht hatte. Sein Leichnam wurde in die Domkirche des heiligen Lambert gebracht, wo zahlreiche Gläubige ſpäter am Begräbnißplatze ſich verſammelten und den Glauben an geſchehene Wunder verbreiteten *). (*Jaeck.*)

8) Erzbiſchof von Mainz.

FRIEDRICH, Herzog von Lothringen, wurde aus einem Benedictiner der Abtei Fuld durch K. Otto I. zum Erzbiſchofe von Mainz im J. 937 befördert und auch ordinirt. Trotz dem ſchloß Erzbiſchof Friedrich ſich zur Partei des Königs Ludwig IV. von Frankreich gegen ſeinen hohen Gönner, welcher die Feſtung Metz, in welcher er ſich mit den Feinden aufhielt, belagerte. Ehe der Platz ſich ergab, wollte Friedrich ſich flüchten, wurde aber gefangen und in die Abtei Fuld zur Buße unter dem Abte Hademar verwieſen; doch wurde er ſchon 940 in ſein Erzbiſthum wieder eingeſetzt. Während der Verſchwörung des kaiſerlichen Bruders Heinrich mit einigen ſächſiſchen Oberhäuptern kam Friedrich in den Verdacht der Theilnahme; allein er reinigte ſich von demſelben durch öffentliche Verhörung und Einnahme des Abendmahls vor dem ganzen Volke. Im J. 942 feierte er zu Frankfurt das Geburtsfeſt des Herrn und erwirkte Vergebung für den Bruder des Kaiſers. Im J. 946 wohnte er zu Rheims der Einſetzung des Biſchofs Artold durch den Erzbiſchof Rotbert von Trier als päpſtlichen Geſandten, 947 den Kirchenverſammlungen zu Verdun, 948 zu Mouſon, und zu Ingelheim unter dem Vorſitze des päpſtlichen Geſandten Marian mit andern 33 Biſchöfen bei. Um dieſe Zeit weihte er auch das Collegiatſtift zum heiligen Peter außer der Stadt Mainz ein. Als Ludolf, Sohn des K. Otto's I.,

*) *Bruschii* Epitome episcop. Germ. p. 188. *Schmid*, Diss. de concil. Mogunt. *Schannat*, Vindemiae literariae I, 99. *Heusler*, Templum virt. s. Willibaldi p. 52. *De Lang*, Regesta Bavariae. T. II. p. 290 et 364. Falkenſtein, Nordgauiſche Alterthümer I, 158, et cod. dipl. No. 34. *Hartzheim*, Concil. Germ. T. III. p. 568. 569.

*) *Chapeavillus*, Gesta pontif. Leod. T. II. p. 56—66.

Digitized by Google

wider deſſen Willen die Witwe Adelheid des italiſchen Königs geheirathet und unter Begleitung des Erzbiſchofs Friedrich im J. 952 das Geburtsfeſt des Herrn zu Saalfeld mit andern Großen des Reichs begangen hatte, kam dieſe Verſammlung in den Verdacht, mehr Böſes als Gutes verabredet zu haben. Im nämlichen Jahre verbündete ſich Erzbiſchof Friedrich wieder gegen den K. Otto I. mit deſſen Sohne Ludolf und dem Herzoge Konrad. Auch nahm er am 7. Juli deſſelben Jahres auf der Kirchenverſammlung zu Augsburg den Vorſitz. Während K. Otto I. im J. 953 zu Ingelheim und Mainz verweilte, hielt ſich Erzbiſchof Friedrich mit deſſen Gegnern, Ludolf und Konrad, zu Breiſach auf, deſſen Bewohner durch aufrühriſche Geſinnungen berüchtigt waren. In der nämlichen Zeit ſuchte er auch den Abt Hademar von Fuld aus Rache wegen ſeines früheren Aufenthalts daſelbſt zu kränken. Auf dem Reichstage zu Cinna bei Magdeburg erlangte er jedoch volle Vergebung des K. Otto's I. Er ſtarb am 17. Nov. 954 im Rufe der Religioſität und wurde bei St. Alban zu Mainz begraben *). (*Jaeck.*)

9) Fürſtbiſchöfe von Regensburg.

FRIEDRICH I., Graf von Zollern, Fürſtbiſchof zu Regensburg, wurde als Domherr gleichzeitig mit zwei andern Domherren, Heinrich von Stein, zugleich Domdechant zu Eichſtätt, und Hiltpolt von Hohemberg, vom Domcapitel gewählt, vom Kaiſer Ludwig IV. in Baiern den beiden Letztern vorgezogen und 1345 beſtätigt. Er ertheilte am 3. März 1347 dem Dietrich von Au eine Beſtätigungsurkunde über deſſen Pflegamt in zeitlichen Angelegenheiten; in der Beſiegelung befindet ſich das Wappen der Burggrafen von Nürnberg. Im nämlichen Jahre bewilligte er dem Ritter Dietrich von Haybach und deſſen Nachkommen, daß in der Pfarrei Haſelbach das Benedictinerkloſter Eliſabethszell mit einem Propſte unter der Leitung des Abtes von Oberaltaich erbaut werde. Am 9. Oct. 1348 überließ Biſchof Friedrich I. die Feſte Schauerſtein in der Grafſchaft Hohenburg am Nordgaue den beiden Domherren Dietrich von Auer und Heinrich von Sintzenhofer gegen Wiedereinlöſung; dagegen bekannte ihm Dietrich von Au verſchiedene Schuldpoſten des Hochſtifts, und erhielt das Verſprechen einer Entſchädigung für ſeine Verzichtleiſtung auf die Pflege des Biſthums. Am 18. April 1350 empfing der Fürſtbiſchof eine Dienſtverſchreibung von Dietrich von Au, und am 24. Febr. 1351 einen Verzicht des Ritters Dietrich von der Kürn über alle Anſprüche an die Güter des Biſthums. Am 20. März 1352 empfing er vom alten Sieghart von Eglolfsheim ein Bekenntniß, daß deſſen Sohn den mit ihm eingegangenen Vertrag halten werde. Am 14. Oct. 1353 gab er ſeine Einwilligung, daß das Domcapitel wegen Schulden auch Güter verkaufen oder verſetzen könne. Am 1. Febr. 1354 bewilligte er dem Kloſter Alderspach die Beſetzung der Pfarrei Geiersthal mit einem Conventuale gegen Aufrechthaltung der päpſtlichen und biſchöflichen Rechte. Am 1. Juli 1354 erwirkte er vom K. Karl IV. die Beſtätigung aller Privilegien für das Domcapitel, die Collegiatſtifte und Klöſter ſeines ganzen Sprengels. Er bewährte ſtets den übeln Ruf eines leichtſinnigen Haushalters mit den Gütern und Einkünften des Biſthums; deswegen erſuchte Papſt Innocenz VI. am 26. Dec. 1356 den K. Karl IV., er möge das Schloß Thumſtauf, welches der pflichtvergeſſene Biſchof Friedrich I. ohne Wiſſen des römiſchen Hofes an ihn verkauft habe, dem Biſthume zurückgeben. Am 6. Sept. 1357 bewirkte er die Zurückgabe der verpfändeten Feſte Werd durch den rheiniſchen Pfalzgrafen und Baiernherzog Stephan zu Landshut an das Hochſtift. Da er jedoch wegen anhaltender ſchlechter Haushaltung der weltlichen Verwaltung des Biſthums ganz enthoben und dieſelbe dem Fürſtbiſchofe Berchtold von Eichſtätt übertragen war, ſo beurkundete Letzterer in dieſer Eigenſchaft den 1. Mai 1358 die Befreiung vom Lehenbande zweier Weinberge zu Pfäffelſtein für das Biſthum Regensburg unter Beiſiegelung des Biſchofs Friedrich's I. Am 14. Mai 1358 ließ dieſer mit Einwilligung des Domcapitels die Pfarrei Vohburg dem Benedictinerkloſter Scheyern zukommen, welches auch am 29. Sept. deſſelben Jahres einen Revers über die Einverleibung dieſer Pfarrei ausſtellte. Am 7. und 9. Jan. 1359 ertheilte er dem Biſchofe Berchtold von Eichſtätt zwei Verſicherungen über die redliche Güterverwaltung der Biſthumsgüter. Am 12. März 1359 verpfändete und überließ er dem Domcapitel die Feſte und Pflege Werd. Am 8. Febr. 1360 eignete er dem Kloſter Emmeram einen Hof in Sünching zu. Am 5. Nov. 1361 erhielt er vom K. Karl IV. einen Revers, daß das Hochſtift die Burg Thumſtauf, obſchon ſie nach gemachtem Verſprechen ſelbſt gegen baares Geld nicht wieder zu verlangen ſei, doch wieder kaufen könne. Am 18. Oct. 1363 erhielt er vom bairiſchen Herzoge Albert eine Beſtätigung aller früheren Freiheiten und Rechte für das Hochſtift. Am 29. März 1364 bezeugte er die gegründeten Rechte der Edeln von Auer am ſtaufer Forſte unter Beiſtimmung des Domcapitels. Am 3. Mai 1364 ertheilte er noch die Erlaubniß zur Vermehrung der Münze nach Belieben, wodurch der Schuldenſtand ſo vermehrt wurde, daß er ſeines Amtes ganz entſetzt und die Verwaltung des Biſthums wieder dem Fürſtbiſchofe von Eichſtätt übertragen wurde. Wann und wo er ſtarb, iſt unbekannt *). (*Jaeck.*)

FRIEDRICH II., Fürſtbiſchof von Regensburg, aus der edeln Familie von Parsberg, vorher Dompropſt, wurde Freitags nach Pfingſten 1437 vom Domcapitel gewählt und am 28. Juni deſſelben Jahres durch den Erzbiſchof Johann von Salzburg beſtätigt und eingeweiht.

---

*) *Lerarii* Res Moguntinae cura Joannis I, 427. *Hartzheim*, Concilia Germ. T. II. p. 622. *Pertz*, Monum. Germ. T. II. p. 239 et 242. *Hontheim*, Prodromus hist. Trevir. I, 567. 570 et 645.

*) *Ried*, Codex diplomaticus episcop. Ratisbon. T. II. p. 866—900. Monumenta boica. T. XII. p. 317. T. V. p. 431. T. X. p. 508. *Ludewig*, Reliquiae manuscriptorum. T. VI. p. 15. *Falkenstein*, Cod. dipl. Eystett. p. 191.

Am 14. März 1438 verfügte er, daß kein Pfarrer der Stadt Regensburg Pfarrgenoſſen eines andern Bezirks aufnehmen ſolle. Im nämlichen Jahre hielt er eine Diöceſanſynode, in welcher 36 Beſtimmungen gefaßt wurden. Am 27. Febr. 1439 beſtätigte er die Abwechſelung der täglichen Meſſe zwiſchen der Pfarrkirche zu Salach und der Filiale Hädersbach. Am 21. März 1440 ſtellte Friedrich II. über den frei-eigenen Hof des Domcapitels zu Laberweinting einen Revers aus. Am 28. Sept. 1444 erhielt er vom römiſchen Könige Friedrich III. die Beſtätigung der von bairiſchen Herzogen bewilligten Freiheit, daß der in Öſterreich auf Gütern des Bisthums Regensburg wachſende Wein frei von Mauth und Zoll auf der Donau durch Baiern heimgeführt werden dürfe. Am 23. Sept. 1445 beſtätigte er der Collegiatkirche Johannes zu Regensburg alle früheren Beſitzungen und Rechte. Am 29. April 1449 verfügte er unter der Strafe der Excommunication, daß alle Früchte und Einkünfte der Pfarrei Kelheim ſo lange Zeit in Verwahrung genommen werden ſollten, bis die an das Kloſter Weltenburg ſchuldigen Abgaben entrichtet ſein würden. Er widerſetzte ſich kräftig jedem Eingriffe in die Rechte ſeines Bisthums, zog ſich aber viele Verdrießlichkeiten durch ſein Einſchreiten gegen den ruchloſen Lebenswandel der Domherren zu. Er verfiel in eine Krankheit, in welcher er ſeine Verſtandeskräfte verlor. Da er in dieſem Zuſtande mehre Gegenſtände des Kirchenſchatzes und manche Privilegien des Hochſtifts verſchenkte, ſo ſahen ſich die Domherren genöthigt, der urſprünglichen Wahlcapitulation noch mehre Einſchränkungen beizufügen. Er ſtarb den 31. März 1450 und wurde in die Domkirche neben der Bildſäule des heiligen Petrus begraben *). (*Jaeck.*)

FRIEDRICH III., Freiherr von Blankenfels, Fürſtbiſchof zu Regensburg, war Doctor der Rechte und Domherr zu Bamberg, Freiſingen und Regensburg, als er daſelbſt im Frühlinge 1450 zur höchſten Würde gewählt und vom Papſte Nicolaus V. bald hernach beſtätigt wurde. Am 5. Juli 1551 bekräftigte er die Stiftung einer Meſſe der nach Allersburg gehörigen Filialkirche Hohenburg; am 28. Oct. 1453 eine andere zu Sünching, wieder am 24. April 1454 die Prieſter-Bruderſchaftsmeſſe zu Amberg, am 28. Mai deſſelben Jahres noch eine in der nämlichen Martinskirche, am 8. Sept. deſſelben Jahres ebenſo zu Niedermünſter in Regensburg, und am 23. Oct. deſſelben Jahres die Frühmeſſe in der Pfarrkirche zu Wolenzach. Er erwarb ſich die Liebe ſeiner Untergebenen durch ungewöhnliche Sanftmuth und ſtarb am 24. Mai 1457. Sein Leichnam aber wurde in die Mitte der Domkirche zu Regensburg begraben †). (*Jaeck.*)

10) Biſchof von Speier.

FRIEDRICH, Freiherr von Bolanden, Biſchof von Speier, Neffe ſeines Vorgängers, Biſchofs Heinrich's II., wurde am 4. März 1273 durch einhellige Stimmen der Domherren zu dieſer Würde gewählt, und vom K. Rudolf I. und vom Papſte Gregor X. beſtätigt. Bald nach dem Antritte ſeiner Regierung entwickelte er einen beſondern Eifer in geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten. Im J. 1276 verweigerte er die verſprochene Zahlung einer beſtimmten Summe an einen Herrn von Fleckenſtein, weswegen er von dieſem gefangen, und erſt nach bewaffneter Hilfe durch K. Rudolf's I. Truppen wieder entlaſſen wurde. Am Palmabende von J. 1280 wurde er bei der Anweſenheit K. Rudolf's I. zur Begünſtigung der Reichsſtadt Speier veranlaßt, für ſich und ſeine Nachfolger nach einer Urkunde zu ſchwören, alle ihre Freiheiten und Gerechtigkeiten, ſie ſeien von Kaiſern, Königen oder Päpſten verliehen, zu erhalten und zu verbeſſern, ehe der Rath und die Bürgerſchaft die gewöhnliche Huldigung geleiſtet hätte. Im J. 1281 bat er vergebens den Stadtrath um Aufhebung der Verordnung, daß keine Frucht aus der Stadt verkauft, bei keinem Geiſtlichen Wein geholt oder getrunken, kein gekaufter Wein zu den Geiſtlichen in die Stadt gebracht, und kein Bürger den kleinen Zehnt an dieſelbe entrichten ſollte. Er befahl daher, daß die ganze Geiſtlichkeit, bei Verluſt ihrer Pfründen und bei Strafe des Kirchenbannes, aus der Stadt ziehen, weder Geſang noch Meſſe mehr halten, noch die Sacramente reichen, noch Kinder taufen, noch Todte begraben, noch Kranke beſuchen ſolle. Dieſer Befehl wurde auch bis auf zwei Geiſtliche vollzogen, welche, des Biſchofs Bann nicht achtend, zurückblieben und die möglichſten prieſterlichen Dienſte leiſteten, weswegen der Rath auch für dieſe Prieſter einen neuen Altar im Münſter bauen ließ. Biſchof Friedrich glaubte die Ausübung des Gerichts der Stadt zu verhindern, erledigte den Schultheiß, Voigt und Münzmeiſter ihrer Pflicht und Dienſte, und verbot die Wiederbeſetzung des Gerichtes; allein dieſe Beamten erinnerten ſich ihres dem Rathe geleiſteten Eides zum Gehorſam, und übten ihr Amt ungeſtört aus. Während der Biſchof den Bürgern auf den umliegenden Dörfern und Gütern durch Plündern und Brennen zu ſchaden ſuchte, verübte die Bürgerſchaft in den Häuſern der Geiſtlichkeit an Früchten, Wein, Hausgeräthen und Geld einen gleichen Nachtheil. Nach dreijähriger Befehdung wurde die Ankunft K. Rudolf's I. zu Worms im J. 1284 von beiden feindlichen Parteien benutzt, durch den Biſchof Heinrich von Baſel und Biſchof Gottfried von Paſſau als Schiedsrichter mittels eines Vertrags ſich zu verſöhnen. Bald hernach hielt Kaiſer Rudolf mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Burgund, zu Speier ſein Beilager. Bei ihrer Ankunft hob Biſchof Friedrich dieſe vom Wagen und wurde durch ihre Schönheit verleitet, ſie zu küſſen, weswegen ſie ſich bei K. Rudolf über dieſe Dreiſtigkeit beſchwerte. Biſchof Friedrich erhielt daher durch einen Edelmann die Eröffnung der königlichen Unzufriedenheit, über welche er ſo erſchrak, daß er ſogleich ſich entfernte und ſein Bisthum außer Acht ließ, deſſen Verwaltung vom Erzbiſchofe zu Mainz nach einer der Stadt Speier verſprochenen Eidesablegung bis zur Rückkehr Biſchofs Friedrich's im J. 1291 übernommen wurde. Bei dem 1292

*) *Ried*, Codex dipl. episcop. Ratisbon. T. II. p. 1011—1023. Monumenta boica. T. XIII. p. 471.

†) *Ried*, Codex dipl. episcop. Ratisbon. T. II. p. 1024—1027. *Oefele*, Script. rerum boicarum T. II. p. 237.

Digitized by Google

erfolgten Tode K. Rudolf's I. glaubte er neue Anmaßungen gegen die Reichsſtadt wagen zu können, wollte die weltlichen, wie die geiſtlichen Gerichte beſetzen, und die Stadt als ſein und des Biſthums Eigenthum betrachten. Aus dieſem entſtand ein neuer Streit, welcher bis zum Allerheiligen-Abend 1294 fortgeführt wurde. Erſt an dieſem Tage haben ſich beide Theile, durch geiſtliche und weltliche Schiedsrichter wieder mit einander verglichen. Als er im J. 1292 auf Einladung des Erzbiſchofs Gerhard II. von Mainz zur Kirchenverſammlung nach Aſchaffenburg ſich begeben hatte, lauerte Graf Gerhard von Katzenellnbogen mit Reiterei auf ihn, nahm ihn bei Kalſterbach gefangen, und ließ ihn in ſeiner Feſtung ſo lange Zeit verwahren, bis er ſich durch eine große Geldſumme und durch Entſagung einiger Rechte ſeines Biſthums losgekauft hatte. Dieſe verſchiedenen Mishelligkeiten zerrütteten allmälig die feſte Geſundheit des Biſchofs Friedrich, welcher am 28. Jan. 1302 verſchied. Sein Leichnam wurde nach ſeiner eigenen Verordnung in der Kirche des Benedictinerkloſters Euſterthal beerdigt, wo eine marmorne Inſchrift ſein Andenken der Nachwelt mittheilte *). (*Jaeck.*)

11) Fürſtbiſchöfe von Strasburg.

FRIEDRICH I., Freiherr von Lichtenberg, Fürſtbiſchof zu Strasburg, Dompropſt und Bruder ſeines Vorgängers Konrad, übernahm ſehr ungern, den 12. Sept. 1299, die auf ihn gefallene Wahl der Domherren zur höchſten Würde. Denn er fühlte ſich nur ſtark in der Waffenführung, aber ſehr ſchwach in Wiſſenſchaften unterrichtet. Deſſenungeachtet ertheilte ihm K. Albert, welcher einen Reichstag zu Strasburg eben gehalten hatte, noch am Wahltage die Beſtätigung mit den Regalien, wie der mainzer Erzbiſchof Gerhard auch nicht zögerte, ſeine Einwilligung zu geben, und ihn zum Biſchofe zu weihen. So großen Mangel er an wiſſenſchaftlicher Bildung litt, ſo verwaltete er doch ſein neues Amt mit vieler Klugheit und Thätigkeit. Eine beſondere Strenge übte er durch Verordnungen gegen jene Geiſtliche, welche mit Beiſchläferinnen zuſammenlebten, durch Entziehung der Pfründeneinkünfte. Dem Edlen Cuno von Bergheim nahm er 1301 das Verſprechen ab, keine Befeſtigung der Burg ohne biſchöfliche Einwilligung jemals vorzunehmen. Im J. 1302 geſtattete er den Mönchen, welche nach der Regel des heiligen Guilhelmus lebten, ſich in der Vorſtadt Strasburgs auf jenem Grundſtücke niederzulaſſen, welches die Bewohner von Mühlheim ihnen für dieſen Zweck geſchenkt hatten. Er erwarb ſeinem Biſthume die Rechte auf die Schlöſſer Gyrsperg und Hatſtat, welche unter der Regierung K. Rudolf's I. zerſtört waren, und hatte auch die Wiedererbauung der Burg Gyrsperg bereits begonnen, als er am 20. Dec. 1306 vom Tode überraſcht wurde. Sein Leichnam wurde neben jenem ſeines Bruders und Vorgängers in der Kapelle Johannes des Täufers beigeſetzt *). (*Jaeck.*)

FRIEDRICH II., Freiherr von Blankenheim, Fürſtbiſchof zu Strasburg, war zuerſt zur höchſten Unzufriedenheit des Domcapitels durch Papſt Gregor XI. als Verweſer des Biſthums ernannt, nachdem der vorige Biſchof Lampert von Brunn durch die Gunſt des nämlichen Papſtes auf das Biſthum Bamberg, 1375, verſetzt worden war. Die Domherren ſchritten deswegen am 15. Febr. dieſes Jahres zur Wahl, vertheilten aber ihre Stimmen gleichheitlich auf den Domdechanten Johann von Ochſenſtein, und auf den Scholaſtiker Georg Freiherrn von Veldenz. Erſterer hatte eiligſt die Beſtätigung des mainzer Erzbiſchofs, Grafen Adolf von Naſſau, erworben, um ſein Amt antreten zu können; letzterer wollte auf die ihm gegebenen Wahlſtimmen nicht verzichten, und machte einen Rechtsſtreit bei der Stadt anhängig. Da dieſer nicht ſchnell zur Entſcheidung kam, ſo ertheilte Papſt Gregor XI. aus höchſter Machtvollkommenheit das Biſthum dem Freiherrn Friedrich von Blankenheim durch eine offene Bulle, in welcher er Friedrich II. als Biſchof beſtätigte, und die Domherren zur Anerkennung ihres rechtmäßigen Obern auffoderte. Er hielt am 20. Dec. 1375 ſeinen Einzug, ließ die päpſtliche Einſetzungsbulle öffentlich verleſen, und wurde von den ſtädtiſchen Behörden, wie von der ganzen Geiſtlichkeit, mit Ausnahme des Domcapitels, unter allen Ehrenbezeigungen als Fürſtbiſchof anerkannt und aufgenommen. Obſchon er das 20. Lebensjahr noch nicht überſchritten hatte, ſo zeichnete er ſich doch durch gründliche Kenntniſſe in mehren Zweigen, beſonders der Rechtswiſſenſchaft, vortheilhaft aus. Leider verwiſchte er bald den Glanz mehrer Vorzüge durch die ſchändlichſte Geldgierde ohne Rückſicht ſeines hohen Berufes. Von der Geiſtlichkeit und ſeinen Unterthanen erpreßte er die Abgaben mit ungewöhnlicher Härte. Deswegen nahm der Magiſtrat von Strasburg aller Klöſter ſehr ernſtlich ſich an, welche ihre Beſchwerden dem päpſtlichen Hofe vorgetragen hatten. Wollten Äbte und Äbtiſſinnen die auf ſie gefallenen Wahlen beſtätigt erhalten, ſo mußten ſie außerordentlich große Geldſummen dem Biſchofe erlegen. Bei den meiſten Todesfällen Weltlicher und Geiſtlicher ſtreckte er ſogleich ſeine geldgierige Hand nach den Verlaſſenſchaften aus. Kaum war der Graf Johann von Fürſtenberg von Schweizern bei Sempach ermordet, ſo beſetzte er den Flecken Haſel im kintziger Thale gegen die rechtmäßigen Anſprüche der Erben. Kaum war der Markgraf Otto von Hochberg auf gleiche Weiſe umgebracht, ſo ließ er deſſen Brüdern das Dorf Herbolzheim mit Gewalt wegnehmen. Selbſt die Güter, deren Verwaltung die Grafen von Ochſenſtein bei ihrem kriegeriſchen Zuge gegen die Schweizer mit der Bitte um landesherrlichen Schutz ihm übertragen hatten, wollte er mit den fürſtbiſchöflichen Domainen unter dem Vorwande vereinigen, ſie ſeien als erledigte Lehen dem Biſthume zurückgefallen. Sogar die

*) Lehmann, Speieriſche Chronik. *Eccard*, Corpus hist. medii aevi. T. II. p. 2270. Godeau, Kirchengeſchichte. 31. Bd. S. 109.

*) *Wimpheling* et *Guillimannus*, De episcopis Argentin. p. 318. *Würdtwein*, Nova subsid. dipl. VIII, 104 seq.

bei Gengenbach mit vielen Koſten eröffnete Silberberghöhle nahm er mit dem errungenen Metalle gemeinſam weg, und verſprach blos, ſich vor dem Gerichtshofe des römiſchen Kaiſers zu verantworten. Je friedlichere Geſinnungen er zu heucheln wußte, deſto ſtrenger war er gegen jede Verletzung. Deſſenungeachtet, als K. Wenzeslaus die Stadt Straßburg, wegen der Aufnahme des Ritters Bruno von Rappoltſtein gegen des Kaiſers Willen, 1391, in die Acht erklärt hatte, ſchloß Biſchof Friedrich II. einen heimlichen Bund mit den umliegenden Fürſten, welche nach dem Befehle des Kaiſers die Stadt und umliegenden Dörfer umzingelten, viele bürgerliche Häuſer niederbrannten und alle Zufuhr abſchnitten. Vorerſt foderte er nur den Markgrafen Bernhard von Baden, die Grafen Eberhard von Würtemberg und Heinrich von Lutzenſtein und andere Edelleute zum Angriffe auf. Bald aber kündigte er ſelbſt durch ſeine Beamten auf dem Lande der Stadt den Krieg an, ſuchte durch verſchiedene Brennſtoffe, 1392, die Rheinbrücke zu vernichten, und ſetzte die Feindſeligkeiten mehre Jahre mit größter Thätigkeit fort. Zwar ſuchten einige ſeiner Schutzredner die verſchiedenen Misgriffe ſeinen Rathgebern zuzurechnen, um ihn von dem Verdachte der Bosheit zu befreien. Allein nach dem unglücklichen Ausgange dieſes Krieges konnte er den verſprochenen Sold an ſeine Kriegsleute nicht entrichten, welche Plünderungen im Lande vornahmen, und ihn ſelbſt ſo beunruhigten, daß er von ſeinem Amte ſich eheſtens zu entfernen wünſchte. Unter großen Geldopfern ſtrebte er vergeblich nach den Bisthümern von Mainz, Trier, Metz und Baſel, und war endlich froh, durch Begünſtigung des Papſtes Bonifaz IX. mit dem Biſchofe Wilhelm von Utrecht 1393 den längſt verabredeten Tauſch ihrer Bisthümer zu vollenden, wo er bald ſeinen Tod fand *). (*Jaeck.*)

12) Biſchöfe zu Worms.

FRIEDRICH I., Rau- und Wildgraf von Bayenburg, 1277—83 Biſchof zu Worms, war vorher ſchon Dompropſt, und hatte theils als ſolcher, theils als Bruder des verſtorbenen Biſchofs Eberhard I. die nächſte Gelegenheit zur höchſten Würde zu gelangen. Doch trat er nicht mit ſtandhaftem Muthe in die ehrenvollen Fußſtapfen ſeines Vorgängers. Schon im J. 1278 hielt er für zeitgemäß, ſich nachgiebig gegen die Bürgerſchaft zu beweiſen, und gab die von ſeinem Bruder angeſtellte Klage auf die Rückgabe entzogener Rechte freiwillig auf. Die Bürger wurden durch dieſe Nachgiebigkeit dreiſter, erhoben neue Unruhen und würden dem Biſchofe, wie der ganzen Geiſtlichkeit, bedeutenden Schaden zugefügt haben, hätte nicht der mächtige Schutz des K. Rudolf I. ſchleunige Hilfe geleiſtet. Durch dieſe Erfahrung belehrt, wurde nun Biſchof Friedrich I. thätiger für die Erhaltung der Rechte ſeines Bisthums. Um das ſehr verarmte Kloſter Enckenbach vom Untergange zu retten, übernahm er ſelbſt deſſen weltliche Verwaltung. Das ciſtercienſer Nonnenkloſter, welches die kinderloſen Eheleute Thirolf und Agnes zu Hochheim bei Worms ſtifteten, nahm er in ſeinen beſondern Schutz, und den Stiftsherren von St. Andreas übertrug er die Pfarrei Rhein-Türkheim. Nachdem er ſeinen ganzen Kirchſprengel bereiſt hatte, bemühte er ſich 1282 nach den Beſtimmungen des aſchaffenburger Kirchenrathes, die Zucht und Ordnung ſeiner Geiſtlichkeit zu verbeſſern. Seine Häuslichkeit erprobte er durch den Erwerb der Burg Stauff mit allen Zugehörungen vom Grafen Heinrich von Zweibrücken, und vereinigte dieſelbe mit den Einkünften ſeines Bisthums. Im J. 1283 wirkte er für beſſere Ordnung des Münzweſens auf der Verſammlung teutſcher Fürſten zu Breiſach. Er ſtarb am 17. Febr. dieſes Jahres, und wurde in der Domkirche neben ſeinem Bruder begraben *). (*Jaeck.*)

FRIEDRICH II., von Dumneck, Fürſtbiſchof zu Worms, 1427—1445, wurde als Domdechant nach der Reſignation des Biſchofs Eberhard III. von Sternberg zum Nachfolger gewählt. Er war im Rufe eines beſcheidenen und ruhigen Mannes und ſuchte beim Antritte ſeiner Regierung Alles zu beſeitigen, was die zur Unruhe geneigten Bürger nur im Geringſten reizen konnte. Schon nach vollendeter Feierlichkeit ſprach er volle Amneſtie aus. Er ließ ſich von den Bürgern huldigen, und wählte aus den vorzüglichern nach Gewohnheit den Senat. Da das Recht der Zollerhebung unter ſeinen Vorgängern viele Unruhen veranlaßt hatte, ſo überließ er dieſe Verwaltung ohne Nachtheil für ſeine Nachfolger dem Senate ſelbſt, und behielt ſich nur eine jährliche kleine Rente vor. Er wohnte am 12. Nov. 1430 zu Aſchaffenburg dem vom mainzer Erzbiſchofe Konrad veranſtalteten Kirchenrathe bei und drang vorzüglich in ſeine Collegen, die wichtigern Angelegenheiten Teutſchlands auf die allgemeine Kirchenverſammlung zu Baſel zu befördern. Nach ſeiner Rückkehr ſuchte er die geſunkene Zucht und Ordnung der Weltgeiſtlichen ſowol, als der Mönche wieder herzuſtellen. Die verbündete Bewaffnung ſeiner Landleute zum Untergange der Juden zerſtreute er durch kräftige Maßregeln mit Unterſtützung des mainzer Erzbiſchofs Konrad und anderer benachbarter Fürſten, wie des baſeler Kirchenrathes ſelbſt. Während er beſchäftigt war, die Klöſter Hochheim, Kirſchgarten, Frankenthal und Fiſchbach zu wahrer Religioſität zu erheben, wurde er eingeladen, zu Trier die lange Zeit ſtreitige Wahl für das Erzbisthum zwiſchen Raban von Helmſtat und Ubalrich von Manderſcheid zu entſcheiden. Nach gewonnener Kenntniß der Verhältniſſe beider Candidaten machte er dem Streite durch Verleihung der erzbiſchöflichen Würde an Raban von Helmſtat ein Ende. Ebenſo wurde er im J. 1435 zur Entſcheidung eines Streites zwiſchen dem mainzer Erzbiſchofe Theoderich und dem Pfalzgrafen Ludwig veranlaßt; ſein weiſer Schiedsſpruch bewirkte die Verſöhnung und Herſtellung der frü-

*) *Wimpheling et Guillimannus*, De episcopis Argentinensibus p. 402. *Schilter* ad *Koenigshoven* p. 764. *Würdtwein*, Nova subsid. dipl. VIII, 100.

*) *Hartzheim*, Concilia Germ. T. III. p. 671. *Schannat*, Hist. episcop. Wormac. p. 382.

Digitized by Google

dern Freundſchaft. Er empfand großes Vergnügen, vom Papſte Eugen IV. ſelbſt zu vernehmen, daß die Zwiſtigkeiten der griechiſchen Kirche mit der römiſchen auf dem Kirchenrathe zu Florenz 1439 gänzlich beigelegt ſeien. Da dieſer Papſt den Beſchwerden der teutſchen Nation nicht abhalf, ſo wurde zwar der Herzog Amadeus von Savoyen unter dem Namen Felix IV. gewählt; allein auf dem Reichstage zu Frankfurt 1441 ſchloß ſich Biſchof Friedrich II. an die Freunde Papſt Eugen's IV., welche den Gegenpapſt verwarfen, und Eugen gegen das Verſprechen anerkannten, daß er bald eine allgemeine Kirchenverſammlung zur Beſeitigung der teutſchen Beſchwerden veranſtalten wolle, welche jedoch nicht ſtattfand. Während er zu Heidelberg und Ladenburg bequeme und geräumige Reſidenzen erworben hatte, welche von keinem ſeiner Nachfolger veräußert werden ſollten, lebte er größtentheils in Ruhe durch die Entfernung von den wormſer Bürgern. Er ſtarb am 1. Mai 1445, wurde in die Domkirche begraben, und durch ein Denkmal der Nachwelt zur Erinnerung empfohlen*). (*Jaeck.*)

*) *Joannis* Script. rer. Mogunt. T. I. p. 744—749. *Brower*, Annal. Trevir. T. II. p. 276. *Schannat*, Hist. episcop. Wormat. p. 412.

Ende des neunundvierzigſten Theiles der erſten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 746 494

AE
27
A6
Sect. 1
v. 49

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google